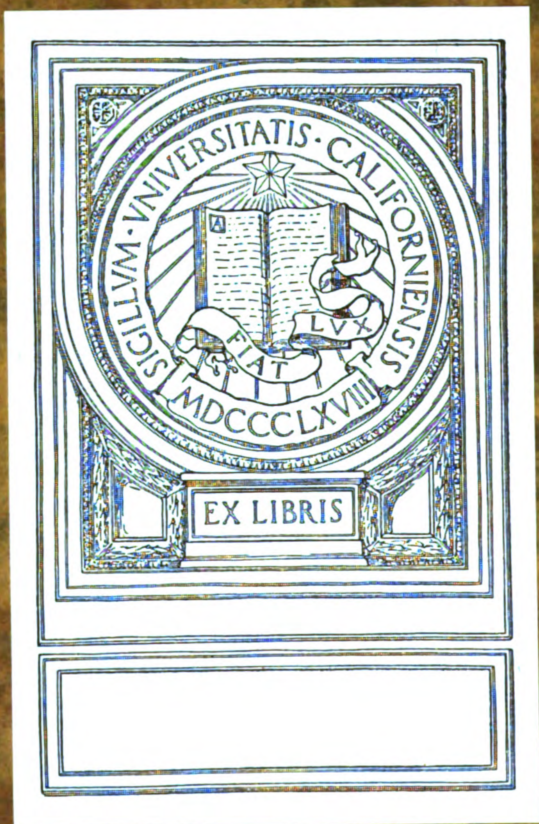


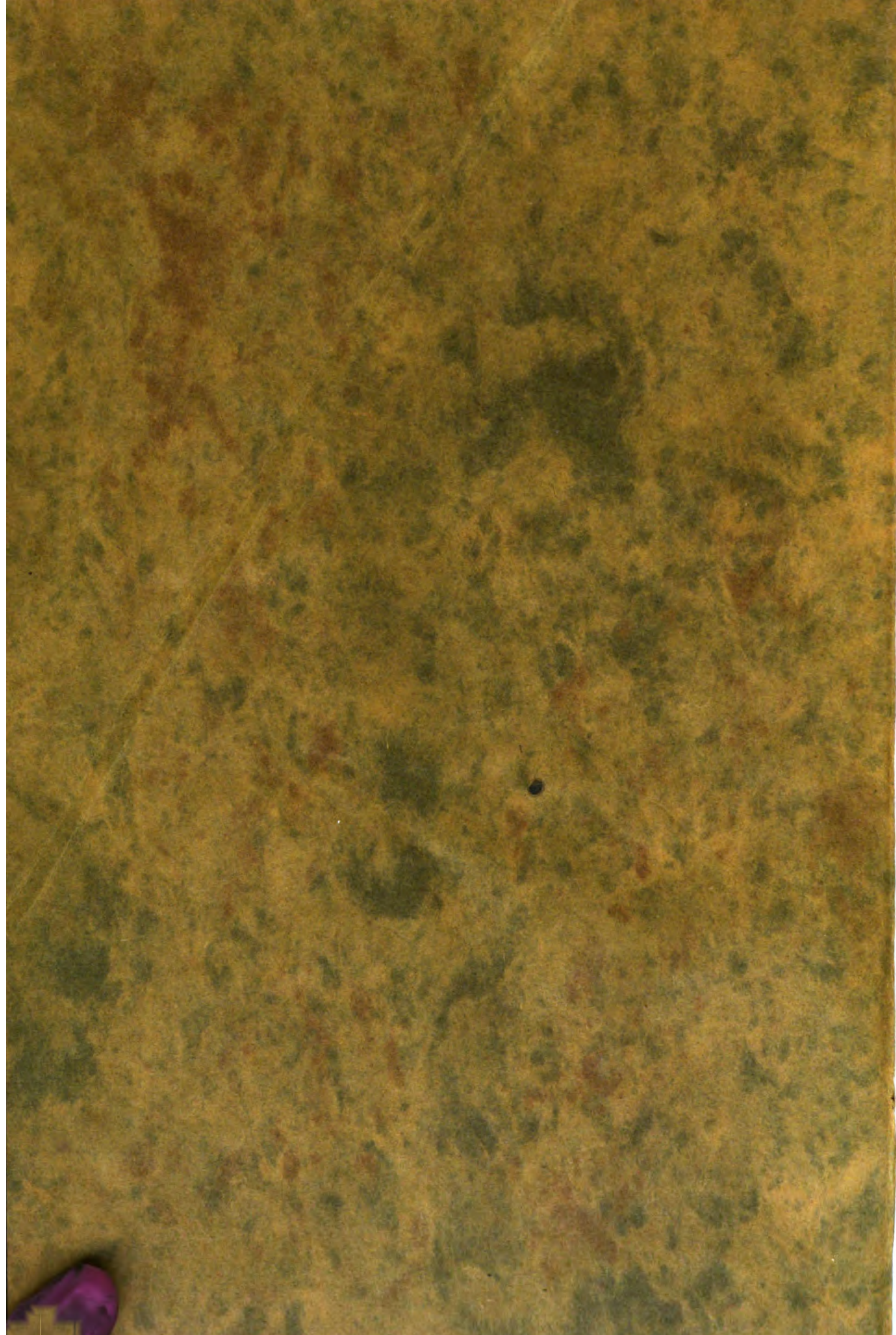
WESTERMANNS MONATSHEFTE



GEORG WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Westermanns Monatshefte



70. Jahrgang. 139. Band. 1. und 2. Teil

September 1925 bis Februar 1926

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Printed in Germany

Verzeichnis der Mitarbeiter

Inhalt des hundertneununddreißigsten Bandes

1. und 2. Teil. September 1925 bis Februar 1926

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

September

Oktober

November

Dezember

Januar

Februar



Anselm Feuerbach: Bildnis der Giacinta Neri

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 829 Sept. 1925

Geier um Marienburg

Deutschritterroman von Werner Jansen

I

Das Fest ward Trunkenheit; der Hochmeister verließ den Saal und begab sich, Zuspringende abweisend, unauffällig in seine Gemächer. Versunken, fast stumpfsinnig sah er vom Fenster aus zu, wie der Diener die beiden Leuchter auf den Tisch setzte, das Bett zur Nachtruhe bereitete und den Schlaftrunk in den Becher füllte. Mit leisem Schnappen fiel die Tür ins Schloß; die plötzliche Stille lähmte Jungingen, er kam sich wie gefangen vor. Er wußte keine Ursache für seinen Gemütszustand, daher peinigte ihn die Atemlosigkeit der Seele um so heftiger; in der Erregung eilte er aus dem eben betretenen Raum in den Sommerremter, dessen Mittelfenster bei der schönen Witterung ausgehoben waren, und ging nun wirklich im weichen Strom schier sommerlicher Herbstluft ruhiger auf und nieder. Es wurde ihm leicht, und schon empfand er ein lüsternes Bedauern, aus dem feuchtfröhlichen Kreise der Freunde und Gäste abgeschieden zu sein.

Ein gedämpfter Wortwechsel auf dem Flur hielt ihn in seiner Wanderung auf, er lauschte und lächelte über die Stimme des Bruders Michael Küchmeister von Sternberg, die selbst im Flüsterton ihre liebenswürdige Messerschärfe nicht verlor. Sehr bereitwillig öffnete Jungingen die Tür und befreite den Landvogt von den Beschwörungen der Wächter.

»Schicken sie nach mir?« fragte er neugierig.

»Beruhige dich, Ulrich — wollt' sagen Euer Gnaden —, dorten glaubt keiner, daß du zur Ruh' gegangen bist, und bald würden sie nicht einmal Gott vermissen. Denn seht!« Aus dem Ordensmantel Sternbergs stieg eine umfängliche Silberkanne und aus ihr ein süßherber Duft. »Arnold hat von seiner Sippe ein Doppelfaß bekommen, und es fiel ihm jetzt erst ein. Ein Stück Heimat, Euer Gnaden.«

Er beobachtete aus kühlen grauen Augen die blauen des Hochmeisters, in denen sich die Jugendsonne der Neckarberge sprühend widerspiegelte. Freudig bewegt rief Jungingen nach Licht und Bechern. Es war nicht der Wein, der ihm das Herz weitete; es war die unverhoffte menschliche Sorglichkeit dieses überklugen Mannes, die jähe Erinnerung an die Neckarheimat, die ihn in dieser zerrissenen Stunde seltsam wohltätig berührte und aus seiner bewußtlosen Einsamkeit erlöste. »Laß die Gnaden, Michael! Aber hock' zu mir und tu mir Bescheid. Dies ist ein gutes Stück von dir und just zur Zeit.«

»Du sonderst dich ab,« sagte Michael und fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten, »wie der Plauen, der an der Nogat mit der schönsten Jungfrau Preußens die Sterne bewundert.«

Sein Blick flog spottend durch den Fensterbogen, und das erstaunte Auge des Hochmeisters folgte ihm nach. Träge plätscherte der Fluß durch die trunkenen Freuden des Gelages, die warme, helle Nacht leuchtete aus den Wellen. Ulrich sah noch nicht, was er sehen sollte, jedoch in einem seligen Gefühl erschien ihm nichts lasterhaft, was immer diese braune, duftvolle Herbststunde enthüllen mochte.

»Dort,« sagte Michael und half ihm mit ge-

rechtem Finger, »aber du hast ihm nichts zu vergeben, denn der Brave unterhält sich mit dem Vater über die abscheuliche Not des Landes, indes die Schöne einsam am Ufer sitzen muß und höchstens mit ihrem eignen nixenhaften Bilde spricht. Ach, Ulrich« — er seufzte verliebt auf und tat einen Griff an den Mantel —, »mich würde dies Kleid nicht schützen, mir gab der Himmel Blut statt Wassers in die Adern —«

»Michael! Michael!« murmelte Jungingen errötend. »Ihr festet zu viel und fastet zu wenig. Aber ist mir recht, so geht dort neben Plauen der jüngere Tepper; er wünschte mich heut zu ungelegener Stunde zu sprechen, ich mußte ihn abweisen. Jetzt hab' ich Zeit, doch nun mag ich die drei und uns nicht stören.«

»Warum nicht?« rief Michael triumphierend. »Befiehl, und ich hole sie in den Remter.«

»Die Jungfrau?« fragte Jungingen verweisend.

Michael lachte ohne Scheu. »Soll sie etwa auf der Straße bleiben? Es möchten noch mehr Ordensmäntel ihre Weinschädel am Strom auskühlen, und nicht oft findet man solche sanften Heinriche wie den Plauen.«

»Wärt ihr alle nur so!« brach der Hochmeister plötzlich los, eine Ader lief ihm schwellend über die Schläfe; und dann, als ihn das hochmütige, duldsame Erstaunen in Michaels Zügen verwirrte: »Hol' die drei, wenn sie kommen wollen. Die drei, Plauen auch!«

Allein gelassen, griff er nach dem Becher, in dem er einen Rest glaubte, fand ihn randvoll und verschüttete einiges mit zitternder Hand. Zornig leerte er ihn mit einem Zuge. Nun brannte die Unruhe wieder in seiner Brust, er fühlte, daß sie ihm bekannter wurde, aber noch blieb sie ungreifbare und verschwommene Plage; Mißtrauen und Trauer sonder Ziel, sonder Namen. Er meinte sich von dunklen Mächten hin und her bewegt, hilflos wie ein König auf dem Schachbrett, und rings um ihn führten Bauern, Läufer, Springer und Türme auf eigne Faust Krieg, unterhandelten, schlossen Vergleiche; er durfte nichts weiter dazu tun, als sie nach außen hin um Hauptеslänge zu überragen und Gutes und Böses mit seiner Würde zu vertreten. Jedoch in seinem Bemühen, jene gewalttätigen Schicksalshände zu benennen, verirrte er sich in einen wirbelnden Kreis vielfältiger Gesichter, Zeiten und Bekenntnisse, die seiner ritterlich einfachen Seele fremder waren als der türkische Sultan.

Durch seine Gedanken fuhr der ungeheure Baß Arnolds von Baden, aus den Fenstern des großen Remters dröhnte und donnerte es in die Nacht: »Christ ist erstanden!« und »Kyrie eleison!« Beschämt sah Ulrich im selben Augenblick die weißen Mäntel Plauens und Sternbergs vor dem Graben, und zwischen ihnen flüchtig und schattenhaft Klaus von Tepper mit seinem Kinde.

Die Königin greift in das Spiel ein, dachte er halblaut, und seltsamerweise packte ihn bei dem Gedankensprung närrischer Laune eine unbewußte, schier höhere Wahrheit. Er erhob sich, um die rasch Näherkommenden stehend zu empfangen, sein Herz klopfte betroffen, hastig flog sein Blick über das Gewand, ob auch nichts fehle.

Michael geleitete die Jungfrau an der Hand; vielleicht beschämten sich deshalb ihre Wangen, oder der fremde Anblick der fürstlichen Burg verstörte sie. Sie brachte keinen Laut über die Lippen, als Jungingen sie freundlich willkommen hieß; ihre Rechte huschte zart und scheu wie ein Vögelchen durch die schlanken Finger des Hochmeisters, indes ihre Augen am Boden hingen. Jungingen lächelte mit den andern; er wußte wie sie, daß ein ungewöhnlich schönes Haupt auf seinen Schultern saß, er kannte Wimpersenken und neugieriges Starren der Frauen, die ihm begegneten; es hatte ihn nie erregt.

Nie bis auf diesen Tag. Bestürzt riß er sein Herz von der Pfeilspitze des kleinen Gottes und trat auf Klaus von Tepper zu. Da lag allerdings eine andre Faust in der seinen; der Kulmer, an sich schon ein überlanger Mensch, hatte wahre Bärentatzen und gebrauchte sie mit erfrischender Nichtachtung. Ulrich verbiß den Schmerz, hinderte den geziemenden Kniefall mit einem Scherzwort und führte Vater und Tochter an den Tisch.

»Zwei Becher für vier Ritter und ein Fräulein — ei, da trinkt die Jungfrau aus dem meinen uns den guten Abend zu,« rief er, füllte und reichte den Wein der nun völlig Erglühenden, die flüchtig die Lippen netzte. Ihm schien es als donnerten seine mageren Worte von den zierlichen Wölbungen wider und entblößten ihn vor allen. — »Was führt Euch zu mir, Ritter? Brennt das Kulmerland? Bricht der König wieder einmal beschworene Verträge? — Michael, ich bitt' dich, laß Becher und Zuckerwerk kommen — Plauen — Bruder Heinrich, setz' dich neben das Jüngferlein, damit es in guter Hut ist — ach, und nun sprecht, Ritter mit der sorgenvollen Stirn! Wie könnt Ihr nur so finster schauen neben diesem lichten Engel!«

Jungingen ließ sich in den Sessel fallen; in seinem vornehmen, eng anschließenden Koller sah er mehr einem Weltmann denn einem Ordensbruder ähnlich, strahlende Erdenfreude verklärte sein Antlitz.

Der Tepper erwiderte und drehte jedes Wort wie einen alten Groschen. »Verzeiht, daß ich mein Kind mitbrachte! Doch Swolke wollte diesen Hof der Zucht und Sitte schauen —«

Michael kam zurück, lauschte und unterbrach: »Da mußtet Ihr sie in den Großen Remter führen, wo der Gesang der Cherubime ...«

»... nicht eher kam sie, solche Reden zu hören,« vollendete der Landjunker trocken.

Michael und Ulrich lachten unbekümmert, das Fräulein sah in den Schoß. Plauen starrte verächtlich auf den Granitpfeiler, dessen schmale

Schlankheit das ganze Gewölbe trug. Es arbeitete hinter der breiten Stirn. Dies ist der Orden! dachte er erbittert. Er spürte einen faden Geschmack im Munde und trank ein Schlückchen vom Badener Wein; ungern, da er zu dieser Stunde nicht um Wasser bitten mochte. Er ermangelte des Sinns für die leichte Freude, seine tüchtige Art war zu rastlos gespannt, um für Tändeleien Zeit zu finden. »Klaus von Tepper möchte Euer Gnaden vielleicht für sich allein bemühen?« fragte er sachlich.

Jungingen blickte erstaunt, Sternberg verzog böse getroffen die Lippen und riet: »Da du die Botschaft schon genossen hast, Bruder Heinrich, so gilt dies wohl mir.«

»Dir wie mir,« sagte Plauen aufstehend.

Aber der Tepper zog ihn am Mantel. »Bleibt, ihr Herren, es geht euch alle an. Viel vermag ich doch nicht zu melden und verhoffe, auch das Wenige hat mein ängstlich Herz übertrieben. Wisset also: der Kulmer Landadel schielt nach Polen.«

Plötzliche Stille. Sternberg faßte sich und witzelte: »Warum auch nicht? Doch wohl, um der Krone Jagels mit dem Schwerte aufzuspielen.«

Der Ritter von Tepper lag mit klaren, lügenlosen Augen über ihm. Sein starkes, von Sommer- und Winterwetter gerötetes Gesicht schien auf einmal aschgrau vor Not. Mühsam formte er den kargen Gedanken: »Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.«

Jungingen und Sternberg sprangen gleichzeitig auf und sanken wieder in die Sessel, der eine ungläubig lachend, der andre die jähe Überraschung schnell verbergend, die sorgfältigen Augen auf Plauen geheftet. Allen dreien kam es wie ein Wort aus dem Munde: »Das sinkende Schiff?«

»Den Orden,« sagte Klaus von Tepper selbstverständlich, als erzählte er alte, längst bekannte Geschichten.

Der Mann hat recht! dachte Plauen sofort; ihm war nur die Schärfe des Ausdrucks, nicht sein Inhalt überraschend, er hoffte: seine Hoffnung galt dem kommenden Krieg.

Recht hat er! dachte auch Michael Küchmeister und pfiff durch die Zähne in Bewunderung der Kulmer Ratten, die klüger waren als er.

Nur Ulrich warf das blonde Haupt in den Nacken und lachte immer noch in heller Ahnungslosigkeit. Hier saß er an seinem eignen Tisch und ließ sich von einem närrischen Bauern — mit goldenen Sporen allerdings — vergewaltigen; seinen Orden, den Glanz alles Rittertums, ein Wrack schelten! Es gab keinen Zweifel: Klaus Tepper war verrückt. Es war Zeit, ihn mit Anstand loszuwerden.

Da begegnete er den Augen Swolkes; sein Lachen verstummte, das Blut strömte quälend in sein Herz, so tief und sehnsüchtig stand Bedauern, ja Mitleid darin geschrieben.

Der Mitternachtswind hatte sich aufgemacht und stieß kühl in die Fenster. Ulrich sah die jungen, unbedeckten Arme leise frösteln; froh über eine Ablenkung eilte er in sein Gemach, kam schmunzelnd wieder und legte der vergeblich Wehrenden seinen Meistermantel um die Schultern. Dies geschah mit so liebenswürdiger Anmut, daß der strengste Richter das Absonderliche nicht zu tadeln gewußt hätte; die helle Schönheit Swolkes leuchtete über dem weißen Grunde wie eine Rose im Schnee. Sie ergab sich, dankte noch einmal mit den Augen und barg dann, aufs höchste verwirrt, ihr blondes Köpfchen in den Händen.

Der Vater streckte gerührt seinen langen Arm über Plauens Achsel und zog ihre Hände herab. »Das vergiß dein Lebtag nicht, Kind, und sei für ein Weilchen die Fürstin, die dein Kleid vortäuscht. — Über euch aber, ihr Herren, muß ich mich wundern. Haltet ihr in Wahrheit euren Orden noch für lebensfähig?«

Er sah sich treuherzig um, aber nur Heinrich von Plauen blickte ihn an, die beiden andern tauschten ein Lächeln mit Swolke, die ihre Scheu verlor und mit weiblichem Geschick ihr Fürstentum in Falten ordnete. Der Ritter Klaus schien nicht darauf zu achten, es wohnte ein gründlicher Bauernmut und zugleich ein großer Schalk in seiner Seele, und ihrer einer fuhr harmlos fort: »Sollen nicht Armut, Keuschheit und Gehorsam dieses Ordens Boden und Wesen sein? Sagt, ihr Herren, ist dies noch wie in Kniprodes Zeiten?«

»Steckt an den Schweinebraten!« brüllte Arnold von Baden aus dem ersterbenden Gelage und verlangte des weiteren in einem Gewaltton, der jeden Widerspruch ausschloß: »Dazu die Hühner jung!«

Über Teppers Frage schlugen die Wogen des Gelächters zusammen, Ulrich, Michael, Swolke — selbst Plauen konnte es nicht verhalten; ergeben senkte der Ritter Klaus die Stirn, er tat nicht mit, allein die hundert Schelmenfältchen spielten und zuckten um seine Augen, und vielleicht war es nur dies, daran Plauen sich freute.

Ulrich fragte launig: »Mißgönnt Ihr uns dies bißchen Lebenslust, Ritter? Wir sollen ja keine Klausner sein, sind Ritter und haben ritterliche Gäste aus Engelland, aus dem Reiche, aus Flandern, Böhmen, Ungarn.«

»Alles recht, Euer Gnaden,« sagte der Tepper, »wir zechen auch. Aber« — aus seinen ruhigen Augen brach plötzlich ein Leuchten wie von Stahl — »säße ich an Eurer Stelle, ich tauschte das Mönchskleid mit dem Herzogsmantel. Tut's, und Preußen ist Euer!«

Leise klirrten die seitlichen Fensterflügel. Der Badener verschwor sich, das Kaisertum, die Pfalz bei Rhein und auch Venedig durch die Gurgel zu jagen, falls sie sein eigen wären. Verwundert horchte Swolke auf diese Versicherungen ungeheuerlicher Schlemmerei; die drei Ordensritter sahen Tepper und dann, mit erbleichten Wangen und sonderbare Augen, einander an. Jeder fühlte,

Tepper hatte Worte gesagt, die seit Jagiellos Krönung ungesprochen im Orden geisterten. Die Preußen waren vernichtet oder aufgesogen, die Heidenkämpfe in Litauen nichts als kostspielige Schaufeste für die fremden Herren oder bloß gemeine Grenzräubereien; das Ordensziel war erreicht.

Michael Küchmeister von Sternberg schob seinen Lehnstuhl zurück und äugte spöttisch unter den Tisch. »Wo hast du deinen Pferdefuß, teuflischer Versucher? Glaubst du, wir folgten dir auf deinen Berg und weideten uns an den Schätzen der Erde? Und wenn, uns schwindelt nicht! — Ward dies je gesehen? Hochverrat im Herzen der Burg Unsrer lieben Frau! Tepper, Tepper, um dieses holden Kindes willen sei dir von mir aus verziehen.« Mit unverschämter Gebärde warf er seinen breiten, gierigen Blick auf die Jungfrau.

Aber an Swolkes Statt schien eine andre zu sitzen. »Schweigt, Herr!« rief sie, indes das stählerne Leuchten auch aus ihren Augen brach. »Mein Vater verrät weder Land noch Mann!« In diesem Augenblick sah sie so schön aus, so erfüllt von edler Leidenschaft, daß ein Heiliger an ihr zum Sünder geworden wäre.

Ulrich von Jungingen war kein Heiliger, obzwar er noch kein Weib berührt hatte; sein Herz schlug bis in den Hals, er wußte, diese braunen, knabenhaften Hände hielten sein Seelenheil auf immer gefangen. Was Herzogshut, was Orden! Befiehl, du Allersüßeste, und ich werfe sie hinter mich.

Er hatte seine Züge nicht in der Gewalt, sein Blick hüllte das Mädchen in Flammen. Diese Schrift verstehen alle Frauen, ob jung, ob alt; Swolke las und senkte die Wimpern. Ein Mann des Ordens, mahnte ihr Kopf; ein Herrlicher! flüsterte ihr Herz.

»Hier kann jeder ungestraft seine Meinung äußern,« sagte Ulrich und räusperte sich, da er merkte, wie ihm die Stimme nicht gehorchte. »Ich billige nicht, daß Bruder Sternberg Euch verletzt. Nur, Ritter, habt Ihr uns zu große Brocken zu schlucken gegeben. Was wißt Ihr von den Kulmern? Meint Ihr die Eidechsen?«

Klaus von Tepper erwiderte langsam und stockte bei jedem Wort: »Ich kann Euch nichts sagen, Herr. Mein Vater ist übrigens auch bei den Eidechsen, doch glaubt, Herr, er steht auf den alten Sätzen, daß die Kulmer Ritterschaft einander beistehen soll, außer gegen den Landesfürsten. Ich meine, Euer Gnaden, es gärt nicht nur im Kulmerland; auch sonst in Preußen sitzen Unzufriedene genug, die neidisch auf den unabhängigen Polenadel sind. Dort, Herr, dünkt ihnen Freiheit, hier nur Pflicht.« Stöhnend legte er seine Hände offen auf den Tisch, als wollte er andeuten, daß er alles gegeben hätte, und wiederholte noch leiser und gedrückter: »Ich kann Euch nichts weiter sagen, Euer Gnaden, Ihr müßt nun selber die Augen auftun.«

Ulrich war von der Macht, dem Glanz und der Tüchtigkeit seines Ordens durchdrungen. Er hielt den letzten der Deutschen Ritter so wert wie sich selbst, und da er sich frei von Gemeinheit wußte und allzeit sein Wappenschild tadellos blank erhalten hatte, blieb er der Einsicht verschlossen, daß irgendwer mit dieser milden und gerechten Herrschaft unzufrieden sein könnte. Am allerwenigsten der Adel, der dem Orden zumeist stark verschuldet war und einen gnädigen Gläubiger über sich hatte. Er wußte nicht, was er Tepper antworten sollte; in seiner Verlegenheit wandte er sich an Plauen: »Kannst du dies glauben, Bruder Heinrich? Mich dünkt, der Ritter Klaus sieht zu schwarz und nimmt eine Handvoll Unzufriedener für die ganze Landschaft.«

Michael mischte sich wieder ein, frech und sorglos: »Die Bosheit möchte ich sehen, die Bruder Heinrich nicht zu glauben vermöchte.«

»Achtet nicht darauf,« bat Swolke und legte die Hand einen Herzschlag lang auf Plauens Arm.

Überrascht sah der Komtur auf, Ungekanntes flog durch sein Leben, ein schimmernd schöner Vogel aus dem Paradieseslande hinter den Bergen der Arbeit und Sorge. Sein strenges Gesicht wurde weich, und sie, die für ihn eingetreten war, sah erstaunt eine grenzenlose Güte aus den tiefen Augen leuchten. Ihre Blicke sanken ineinander, geheimnisvoll schien ihr Blut in einem einzigen Kreise zu schwingen. Ein Atemzug, und sie fielen in die Gegenwart zurück, ermattet wie Wogen nach der Brandung.

Heinrich besann sich, daß er antworten müsse. »Ich bin nie jung gewesen, Euer Gnaden; darum fällt mir das Vertrauen schwer und das Mißtrauen leicht. Bei Euch ist's umgekehrt.«

»Wahrlich,« fiel Sternberg geschmeidig ein, »der Meister ist um hundert Jahre zu spät geboren. Er gehörte in eine ritterlichere Zeit.«

Plauen ergänzte kühl: »Und du um fünfzig Jahre zu früh. Die Zeit ist trübe, aber noch nicht trübe genug für deine Netze.«

Michael erstarrte in Hochmut, jedes Wort erschien ihm Verschwendung, er begnügte sich mit einer wegwerfenden Gebärde, als schnippe er eine Fliege von seinem Gewand.

Tepper grinste: »Ihr schießt mit Pfeilen aus dem Hinterhalt. Wie wollt Ihr klagen, wenn's Euch vergolten wird?«

»Dreschflegel sind keine Pfeile!« widerstritt Michael scharf, und der Tepper: »Jedem das Seine, Herr Landvogt. Das Gerät handfester Arbeit hat manches für sich.«

»Ich überlasse es Euch,« sagte Michael seufzend und hob die Augen Erbarmung heischend an die Decke.

Gutmütig griff Jungingen ein: »Jetzt, Ritter Klaus, denkt Ihr, der Orden sei in Zank zerfallen. Aber es ist nichts als Geplänkel unruhiger Gesellen, die lieber ins Feld zögen. Was an den

schrägen Blicken der Kulmer Ritterschaft ist, werden wir selber sehen. Wir sind entschlossen, dorthin zu reisen. Nun müßt Ihr uns enthüllen, warum Euch der Orden unlebendig dünkt, eben jetzt, da wir ihn in hoher Blüte meinen.«

Plauen rückte in aufsteigender Ungeduld hin und her, der Tepper sah Ulrich verständnislos in das lächelnde Gesicht. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die verbürgten Geschichten über die äußerste Sorglosigkeit in der Handhabung der Gelübde, Geschichten, so die Spatzen von den Dächern pfiffen, dem Hochmeister verborgen geblieben sein sollten. Er konnte sich nicht denken, daß dieser vornehme, durchaus ehrenhafte Edelmann ihn mit arglistiger Verstellung betröge. Dann erkannte er in Ulrichs Augen die Einfalt einer wahrhaftigen, tapferen Seele, ein tiefes Erschrecken bemächtigte sich seiner ob solcher Ahnungslosigkeit. Er neigte sich zu Sternberg. »Darf ich sprechen, Herr Landvogt? Bringt Ihr mich nicht vors Gericht?«

Michael kreuzte die Arme und lehnte sich gemächlich zurück, wie um eine lange Erzählung neugierig zu genießen. Er wagte noch einen Blick auf Swolke. »Ritter, Euch helfen die himmlischen Heerscharen, sprecht, was Ihr wollt — nur verschont die zarten Ohren Eures Kindes, und vor allem: bringt Neues.«

»Dann«, sagte Tepper grimmig, »wollen wir die drei Gelübde beiseite lassen, wie es der Orden nicht minder tut. Es ist dies auch das Geringste und so selbstverständlich, daß es der Rede nicht lohnt. Sagt jedoch, ihr Herren, was würdet ihr mit einer Stute beginnen, die nicht mehr trächtig werden kann und die, um ihr Leben zu fristen, ihre eignen Füllen auffrißt? Was mit einem Apfelbaum, der nicht mehr tragen will, jüngeren den Platz wegnimmt und seine Wurzeln mit früheren Ernten düngt? Der Orden hat seine Pflicht getan und ein herrliches Werk geschaffen; ich weiß kein größeres. Nun aber ist er dabei, seine eigne Schöpfung zu verzehren. Für einen ärmlichen Gedanken ist er hergezogen: das heidnische Gesindel unters Kreuz zu zwingen. Einem hellen Stern ist er halb unbewußt gefolgt: aus trostloser Wildnis ist ein blühendes, befriedetes Land geworden. Der Orden hat dem Lande gedient; jetzt soll das Land dem Orden dienen. Fasse es, wer mag: das Kind ist größer als sein Vater; dem Vater aber fehlt die Treue zu seinem Kinde, er bringt es um.«

Der Hochmeister war aufgestanden und in bebender Ungeduld hinter seinen Stuhl getreten. »Ritter,« sagte er mit verdunkelter Stimme, »ist dies Eure Ansicht allein, oder lebt ein Mensch in Preußen, der sie teilt?«

Der Tepper erwiderte in gramvoller Verlegenheit, die Augen von dem schönen, zornigen Antlitz abgewandt: »Herr, fragt die Euren hier auf ihr ritterlich Wort und knüpft mich am Halse über die Zinnen auf, wenn sie nichts von meinen Worten gelten lassen.«

»Komtur!« rief Ulrich und sah Plauen mit großen Augen an.

»Ja!« sagte Plauen.

Michael neigte sich an Teppers Ohr und wisperte: »Der Strick ist Euch geschenkt, Ihr leichtsinniger Mensch. Nun laßt mich reden und den Meister beruhigen.«

Verächtlich starrte Tepper an ihm vorbei.

Jungingens Zorn war von der heißen Scham überdeckt, heiser würgte er die Worte. »Und du, Michael?«

Der Vogt von Samaiten hielt sich vorzüglich; was ihm von Geburt aus etwa noch fehlen mochte, hatte er im Verkehr mit den Litauern zugelernt. Außerdem erregte ihn die Streitfrage in keiner Weise, Land und Orden galten ihm gleich wenig, ihm lag nichts am Herzen als das eigne Heil; doch da er Ordensmitglied war, so suchte er es im Orden. Er träufelte seine billige Weisheit wie Öl auf die Wunden. »Der Himmel hat seine Hölle, die Münze ihre Kehrseite. Wer schwarzsehen will, für den ist alles schwarz. Denkt, Euer Gnaden, morgen erzählt einer, Ihr habet hier mit einer Jungfrau mitternächtig beim Wein gesessen und ihre Schultern und bloßen Arme mit dem hochmeisterlichen Mantel bedeckt — und der Erzähler vergißt zu berichten, daß wir andern auch zugegen waren — was meint Ihr wohl, Euer Gnaden, wie die Welt dies Bildnis deuten würde? Im Himmel wie auf Erden tragen die Dinge ein doppeltes Gesicht, sie trügen alle, wenn sie von der falschen Seite gewertet werden.«

»Die Schlange hat eine doppelte Zunge; sie lügt auf beiden Enden. Ihr hättet das Kind aus Eurem Munde lassen dürfen!« sagte Tepper. Seine riesige Faust lag vor Michael auf dem Eichenholz wie eine gespannte Drohung; unwillkürlich sahen alle darauf hin.

Der Landvogt wurde blaß bis in die Nasenspitze, erhob sich schroff und neigte sich gegen den Hochmeister. »Ihr seid müde, Euer Gnaden; erlaubt, daß ich mich zurückziehe.«

Auch Plauen stand auf, mit ihm Swolke, verhaltenes Weinen in den Augen; den Mantel legte sie säuberlich gefalten auf den Stuhl. Zuletzt Klaus Tepper, schwerfällig, erschöpft wie ein Schnitter am Abend.

Jungingen vergaß alles und wurde sofort der liebenswürdige Wirt seiner Gäste. »Dieses Tags muß ich lange gedenken, Ritter. Ihr drängtet Licht und Schatten zu eng in eine Stunde.« Heiter blickte er auf Swolke, die ein zitterndes Lächeln auf die Lippen zwang: »Wann reiset Ihr?«

»Heut in der Früh', Euer Gnaden. Der Herr Komtur nimmt uns in sein Geleit bis Schwetz.«

»Beneidenswerter!« scherzte Ulrich, aber sein Herz schlug mit einem Male ungestüm und bang. Hinter der schlichten, etwas derben Erscheinung Heinrichs lag eine verborgene Größe, eine schwere, dunkle Gewalt. Sonder Wissen empfand Jungin-

gen qualvolle Eifersucht und fühlte das Blut in seine Wangen steigen. »Wir sehen uns bald wieder, Ritter,« sagte er überstürzt, »vielleicht noch in diesem Mond; ich will mich selbst überzeugen, wie es im Lande steht. Der Waffenstillstand gibt mir Zeit —«

»Die Polen rüsten,« sagte Tepper ernst, »in Masovien schlagen sie bereits Heerwege durch die Waldungen.«

Jungingen wischte sich über die Stirn, als erwachte er aus einem bösen Traum in einen ärgeren Tag. Er legte dem Kulmer beide Hände auf die Schultern und sah ihn redlich bittend an. »Ist das wahr, Tepper? — Ja, es ist wahr! Dann ist dieser Waffenstillstand eine Narretei oder ein Verbrechen.« Der Zorn fuhr wie ein Blitz auf ihn nieder, er krampfte die Fäuste vor die Brust und herrschte Sternberg und Plauen an: »Bin ich auch in diesem Punkte der einzig Unwissende? Was treiben unsre Grenzburgen? Mich dünkt, wir sind diesem Ritter hohen Dank schuldig. Sprecht, Tepper, seid Ihr in des Ordens Schuld?«

Tepper schüttelte bitter lächelnd den Kopf. »Nein. Und wäre ich's, so wollt' ich es zu dieser Stunde nicht getilgt. Lebt wohl!«

Die eiserne Pflugschar bog sich um Jungingens Rechte, daß ihm Sterne vor den Augen tanzten; ein Rosenblättlein flatterte kühl darüber, und dann stand er allein in dem weiten Raum und hörte die Schritte in der still gewordenen Nacht verklingen.

Eine fremde Seele schien von seinem Körper Besitz ergriffen zu haben, sie trieb ihn an den verlassenen Tisch, sie zwang ihn in den Stuhl, darin das schöne Kind des Kulmers gesessen, sie gab ihm den Mantel in die Hände, der ihre Schultern umschmiegt hatte. Er drückte ihn an das brennende Gesicht und atmete den Duft der reinen Lieblichkeit, er tastete nach seinem Becher und küßte den Silberrand, den ihre Lippen berührt hatten.

Ihm war, als schaue seine eigne Seele neugierig diesem Spiele zu; seufzend riß er sich los, löschte die Kerzen und ging in sein Gemach. Gedankenlos sprach er das Nachtgebet, entkleidete sich und legte sich nieder. Seine heißen Augen wurden matt, schon im Entschlummern faßten sie in dem dämmernden Licht das Bild des Heilands, das bleich und blutig von seinem goldenen Kreuze sah.

Hast du nie geliebt? fragte Ulrich, ohne die Lippen zu regen, das Herz voller Tränen.

Über dem Schlafenden lächelte der Göttliche sanft aus unendlicher Ferne: »Siehe, ich hänge hier, weil ich liebte.«

Ulrich verritt vier Tage später ohne eignes Gefolge mit den Komturen von Graudenz, Engelsburg, Rheden und Schönsee nach Süden. Die Mauern der Marienburg erdrückten ihn, sein Herz war fassungslos geweitet von zwei Gewalten, die nie darin gewohnt hatten: Mißtrauen und Liebe. Er ritt, um die Meinung der Kulmer Ritterschaft zu erkunden, doch vor seinem inneren Gesicht stand allein das feste Haus der Tepper, das zwischen Rheden und Schönsee gelegen war. Schattenhaft geisterte dazwischen die Burg von Renys, wo das Haupt des Eidechsenbundes saß. Auch dorthin wollte Jungingen, um in seiner offenen Art mit Nikolaus von Renys selbst zu reden. Sein leichtbedrücktes Gewissen sänftigte sich unter dem klaren Herbsthimmel; er sah die Komtureien in gutem Stande und verlor sein Mißtrauen fast so schnell, wie es ihm erwachsen war.

Kurz vor Schönsee, der letzten Komturei, schwenkte er nach Westen ab und verabschiedete sich von dem alten Biltz mit unruhiger Freude. »Dein Haus, Bruder Nikolaus, brauche ich nicht zu sehen. Deine redlichen Augen bürgen mir. Leb' wohl! Lebt wohl auch ihr, Herren und Brüder!«

Er winkte mit der Hand und ritt eilig davon, barhaupt, sein Haar leuchtete golden über die gemähten Felder.

Der alte Biltz sperrte den zahnlosen Mund auf und gaffte ihm verblüfft nach; so rasche Handlung lag ihm nicht, er schüttelte den Kopf und sah sich hilfesuchend nach den Seinen um. Sie lächelten alle verständnisvoll, einige lachten laut heraus im sicheren Gefühl der Jugend.

Der Komtur ließ den Kopf hängen und spornte sein Rößlein gelinde, er war nicht neugierig, er hatte neben seinem peinlich geführten Amt überhaupt nur noch einen Gedanken: Bei Schönsee, hart an der Grenze, wohnte ihm ein Brudersohn, der Letzte seines Geschlechts. Dem schanzte er an Land zu, was er erreichen konnte. Land! hieß sein Traum bei Tage, Land! bei Nacht, und wo er den Polen einen Fetzen zu entreißen vermochte, tat er es mit List oder Gewalt. Auf Bitten und Betteln war er im zwölften Jahre Komtur zu Schönsee, nun holte ihn dort niemand mehr als der Tod. —

Die Karrenspuren auf den Stoppelfeldern wiesen nach dem Walde, Ulrich ritt mit trunkener Brust unter das farbensprühende Geäst. Die blauen Himmelsaugen zwischen dem blonden Blattwerk dünkten ihn vertraute Erinnerung, die süße, friedevolle Stille wischte das große, lärmvolle Haus an der Nogat aus seinem Gedächtnis. Kein Mahner hemmte seine Eile, in kindlicher Freude glaubte er sich auf dem Wege zum Glück, nicht zur Schuld.

Wiesen öffneten sich, jenseits eines Bachlaufes schimmerten weiße Gehöfte, Buchen und Eichen standen dahinter wie tausendfach gezackte Feuerwolken, schön und stetig stieg Herdrauch in die unbewegte Luft. Hähne schmetterten und Schweine grunzten, an den Raufen klirrten geschäftige Ketten, alles atmete Leben, Sonne, Lust. Der große schneeweiße Hengst des Hochmeisters roch den Hafer und wieherte dröhnend, Ulrich ließ ihm die Zügel und trabte mit blanken Augen in den Herrenhof.

In dieser Gegend, da Komturei bei Komturei lag, war der Anblick weißer Ordensmäntel nichts Seltenes, gemächlich schloff ein Knechtlein her und griff die Zäume. »Wollt Ihr absteigen, Ritter? Unser Herr ist nach Thorn verritten.«

Mit Zauberschlag versank die leuchtende Welt vor Ulrich und ward grau wie ein Aschenhaufen.

»Er handelt Wein ein,« plapperte der Knecht wichtig, »denn wisset, der Hochmeister selber gibt uns die Ehre. Der trinkt unser Bier nicht, hat das Fräulein gesagt. Wollt Ihr absteigen, Herr?«

»Ist das Fräulein auch beim Handel?« fragte Jungingen verzweifelt.

Da ging die Tür auf, und Swolke stand auf der Schwelle, im einfachen blauen Leinenrock, mit küchenheißen Wangen, den Schöpflöffel noch in der Hand. Sie schrie erschrocken auf, der Löffel klapperte auf die Fliesen. »Der Hochmeister!«

Das Knechtlein brauchte nicht mehr zu fragen, Ulrich war wie ein Blitz aus dem Sattel, griff den Löffel mit ihr zugleich, daß beider Köpfe unsanft aneinanderstießen, und dann faßten sie sich bei der Hand und lachten verwirrt und erlöst zugleich über dies derbe Wiedersehen. Sie wollte den Gast in den Flur ziehen, zögerte und sah suchend über den Hof. »Und das Geleit, Euer Gnaden?«

Ulrich lachte und errötete ein wenig. »Nehmt fürlieb, Jungfer, ich bin allein.«

Blöde grinsend fuhr der Knecht mit dem Schimmel an die Krippe, mit zagen Händen nahm er Zaum und Sattel ab, setzte sich auf die Futterkiste und betrachtete das Tier, als sei es ein höheres Wesen. Erst nach geraumer Zeit wagte er ein Gespräch mit ihm. —

Johann von Tepper, Swolkes Großvater, trug achtzig Jahre auf den Schultern; sie hatten ihn nicht gebeugt. Er war noch mächtiger im Körperbau als Klaus, seine Hagerkeit übertrieb den Eindruck bedeutend. Er schien ein kräftiger Sechziger, lachte mit allen Zähnen und hatte den Kopf voll graugelber Haare. Seine lustigen Augen musterten beweglich jedes betrachtenswerte Ding, er stand mit der Erde durchaus auf gutem Fuße und dachte noch lange nicht an den himmlischen Saal. Von den dürren Gelenken hingen die schaufelförmigen Hände schwer und bäuerlich wie bei dem Sohn. Diesmal hatte Ulrich sich vorgesehen; er wartete die Zange gar nicht ab, schlang die Arme um den Alten und küßte ihn in seiner Herzensfreude auf beide Wangen. »Daß ich Euch noch so im Leben sehe, Väterchen! Ich weiß noch, wie wir Brüder jung und dumm in dieses Land kamen, da wurdet Ihr uns schon als ein Hort ehrwürdiger Zeit gezeigt. Nun sind wir in schlimmer Stunde, Ritter; es wird mir guttun, Euren Rat zu hören.«

Es war nicht weit bis zur Tagesmitte, Swolke lief, Geschirr tragend, hin und her, die beiden Ritter setzten sich an den Tisch und plänkelten. Ulrich merkte, daß ihm der Alte vieles von dem verschwieg, was er am liebsten gewußt hätte, wagte nicht geradeheraus zu fragen und lauschte schmunzelnd alten Geschichten, die Johann Tepper mit unnachahmlicher Laune zu erzählen wußte.

Inzwischen ließ Ulrich die Blicke durch den behaglichen Raum schweifen, darin verspätete Fliegen in den Sonnenstrahlen summten und bunte Feldblumen freundlich an den Fenstern prangten — hier war Heimat.

»So sieht Mutter aus,« sagte er versonnen, als Swolke mit flatternden Bändern in die Küche lief; seine Augen wurden einfältig und sahen in eine unerreichbare Ferne.

»So jung wie dieses Kälbchen?« fragte der Alte lächelnd.

Und Jungingen, noch in seinem Traum: »So jung und blond und klar. Ach — verzeiht, Ritter Johann, so erscheint sie in meiner Erinnerung. Ich sah sie nimmer, seit ich fortzog.«

Der Alte nickte stumm vor sich hin, seine lustigen Falten wurden hart, er konnte sich der Worte nicht enthalten: »Euch fehlt das häusliche Leben, euch vom Orden! Es ist ein Jammer, daß ihr ohne Kinder dahinsterbt, ein großer, gotteslästerlicher Jammer!«

Swolke brachte eben den Braten herein und sah purpurn an den beiden vorüber.

»Nun, nun,« stotterte Jungingen beschämt, »dann müßtet Ihr jeden Mönch schelten.«

»Ihr wollt die edlen deutschen Geschlechter doch nicht mit den Schermäusen auf eine Bank setzen!« erwiderte der alte Ritter verächtlich. »Von dem Zeugs wird es immer noch zu viel auf der Welt geben. Ihr aber sündigt an uns allen. Zweihundert Jahre lang habt ihr die Blüte deutschen Adels entmannt, und jetzt wundert ihr euch über die Früchte.«

Jungingen hatte keine Antwort. Der Alte war keineswegs erregt, er hatte mit einer trockenen Sicherheit gesprochen, wie über alltägliche Dinge. Indes meinte Ulrich, so stumm könnte er sich nicht an die Mahlzeit setzen, ohne eine Bitternis zu hinterlassen, und es kam aus seinem guten, ehrlichen Herzen: »Entschuldigt, daß ich Euch nichts zu entgegnen weiß; aber ich hörte solche Dinge erstmalig letzte Woche durch Euren Sohn, und jetzt von Euch. Das schwirrt mir im Haupte wie ein Bienenschwarm.«

»Bringt ihn nur gut zu Korbe!« sagte Johann Tepper freundlich. »Und jetzt: gesegne es Gott! Langt zu! Den Wein müßt Ihr Euch denken, den holt Klaus zu Thorn, aber Swolke braut ein gutes Bier.«

Ulrich war kein Biertrinker, doch da Swolke ihre Hand im Braukessel gehabt hatte, dünkte es ihn Nektar, und er schlürfte den dünnen, säuerlichen Trank wie Malvasier. Die Reden des Alten fraßen sich in sein Gehirn, mit einem wurden ihm die Augen aufgetan, und aufs höchste verwundert gestand er sich, mehr als ein Korn Wahrheit in Teppers

Wort zu finden. Das tun deine bösen Wünsche! sagte sein Herz; er riß die Augen von Swolkes lichtem Scheitel und jagte sie auf den Zinnteller vor sich, allwo ein saftiges Bratenstück in schierer Butter schwamm.

»Nach dem Mahl«, bedeutete der Tepper zwischen zwei Bissen, »müßt Ihr mich eine Weile entschuldigen; denn dann hole ich nach, was ich nachts versäume. Aus irgendeinem Loch muß ja das Alter seine Tücken hervorkehren. Das Kind zeigt Euch indes den Hof.«

Da währte Ulrich die Zeit zu lang; Herr Johann achtete seiner nicht mehr, er aß und trank für drei starke Männer, und auf ein ungeheures Schinkenstück verzehrte er noch in bedächtiger Ruhe eine ansehnliche Schüssel satter Milch mit eingebrocktem Kuchen. Sein Magen war über allen Zweifel von den Tücken des Alters verschont geblieben. Endlich faltete er die Hände über dem Bauch und schloß die Augen.

Ulrich und Swolke schlichen auf den Zehenspitzen hinaus, und da sie ins Freie traten, sahen sie sich wie der Rute entronnene Kinder fröhlich an, eine übermütige Helligkeit füllte ihre Seelen. Sie blickten in die schöne, bunte Welt, ihre Augen gestanden sich, was der Mund verschwieg: daß sie ein herzliches Wohlgefallen aneinander hätten und daß dieses Tages Süßigkeit noch lange nicht ausgetrunken sei. Ein jäher Freiheitstaumel ergriff sie, die beide gefangen waren, der eine in seinem Gelübde, die andre in ihrem mutterlosen Magdtum. Wortlos, mit innigem Einverständnis streiften sie die Fessel ab, vorsichtig und zag, jeden Augenblick gewärtig, zurückzuschlüpfen: sie spielten wie die Kinder, sie spielten Freiheit.

Der Knecht mußte ihnen die Pferde satteln, es lüstete sie, in eine noch heimlichere Stille zu fahren, und so ritten sie Seite an Seite über das leuchtend schöne Land westwärts, wo Buchenhaine wie goldenrote Teppiche auf smaragdener Wiese lagen. Über der Landschaft, die zum Wintertode rüstete, wogte ein Rausch jubelnden Verschwendens, ihre ungeprüften Herzen schwangen in seinem Reigen. Sie erreichten den Wald; hier und da, wo die Bäume enger standen, streiften sich ihre Glieder, knisternd sprangen die Funken.

Da lag mitten im gelben Brande des Herbstlaubes ein Weiher, demanten blitzte in der Mitte Well um Welle in leichter Strömung, am jenseitigen Ufer blendeten weiße Flecke mit goldenen Schnäbeln, dahinter hockte auf einem Eichenstumpf eine uralte, verschrumpelte Hirtin und stichelte an einem Flicken. Sie sah nicht auf, sie war stocktaub, die gute Mutter Zipps, aber ihr Dasein gab Swolke plötzlich eine tiefe Befriedigung, eine Erlösung aus einer Angst, die sie jetzt erst fühlte. »Die Märchenhexe!« rief sie aufatmend.

»Und wir Hänsel und Gretel,« sagte Ulrich, entzückt über das weltentrückte Bild, »hier ist gut sein.«

Sie kamen überein, sich in das Ufergras zu legen und den weißen Wolken nachzustaunen; doch da sie es taten, standen die Halme und Stengel so hoch um sie, daß Mutter Zipps, wäre sie auch so blind wie taub, nicht weniger von ihnen hätte sehen können. Swolke merkte es sogleich, mochte sich nicht zieren und blieb mit verschämten Augen liegen. Sie hatten sittsam eine gute Elle Raumes zwischen sich, aber sie fühlten durch das selige Schweigen ihre Herzen aneinanderpochen. Schönheit, Jugend, Reisezeit unter einem lächelnden Himmel — sie nahmen es für Liebe, und der weite Weg von Mensch zu Mensch schien ihnen nur ein Schritt im Tanz.

Hochmeister Deutschen Ordens! dachte Ulrich beglückt. Er fühlte sich auf einem andern Stern, alles Träge, Schwere, Fordernde der Erde war von ihm abgeglitten. Durch die Gräser sah er wie durch einen Schleier den roten Wald am jenseitigen Ufer von den Silberpfeilen flimmernder Birkenstämme durchschossen, darüber bauschte sich die weiße Wäsche der himmlischen Heerscharen und schwamm in dem seligen, unendlich zarten Blau geruhsam, in heiterer Feier.

Jungingen war zumute, als schlösse sich diese Stunde unmittelbar an seine Jugend an; so stand der Himmel über den Neckarhügeln, so lag er einst wünschelos im weinduftenden Herbst, und alles, was ihn seither umgeben hatte, war ausgelöscht: Kampf und Heldentum, Pflicht und Ruhm.

»Der Herr Großvater wacht nun auf,« sagte Swolke. Sie stützte sich auf den Ellbogen, hatte ein Zweiglein im Munde und Schelmengrübchen in den Wangen.

Jungingen rührte sich nicht; weit, weit von den Heimatbergen erhob ein alter Mann sich aus dem Schlaf — was ging ihn das an? Der Neckar rauschte im Tale, die Winzermädchen sangen wie klare Glocken — tandaradei — tandaradei.

Er warf den Kopf hoch, sah sie spielerisch sitzen, entwand ihr das Zweiglein und nahm es wollüstig zwischen die Lippen. »Kannst du singen, Swolke? Unter der Linden an der Heide?«

Sie errötete und wandte den feinen Kopf einen Augenblick von ihm. »Es gibt ein Wetter, Euer Gnaden,« sagte sie leise. »Großvater wird mich schelten, wenn ich Euch naß nach Hause bringe.«

»Ein Wetter? Das glaubt dir niemand, Mädchen. Laß den Großvater, laß die Gnaden, laß mir diese Stunde, ich bitte dich.«

Sie sah in sein reines, vornehmes Antlitz und empfand, daß dieser Nachmittag ihm gehören müsse und daß sie billig schenke; die Verträumtheit der Stunde kam über sie, sie kreuzte die Arme unter dem Nacken und lag wieder still. »Und das Wetter kommt dennoch,« sagte sie endlich. »Seht nach Westen!«

Aber Ulrich verlor keine Zeit mit der Betrachtung trügerischer Wölkchen, er vertiefte sich in die süßen Züge Swolkes und prägte sie seinem Ge-



Hans Thoma: Abendfrieden

Aus der Galerie von Karl Haberstock in Berlin W

dächtnis ein. So würde er sie immerdar sehen, rein und jung und blond, und niemand würde ihm das holde Bild aus der Seele reißen können. Wie ein Lichtlein sollte es ihm scheinen, wie ein Sonnenstrahl vorangehen in die Schlacht. Wer diese roten Lippen küssen dürfte — selig der Mann! Er darf es nicht, er darf sie nicht verstören — die Tepper haben recht: den Ordensbrüdern fehlt das Beste, einsam und fruchtlos müssen sie hin zu Grabe. Seufzend warf er sich zurück, der helle Tag dünkte ihn dunkler, heißere Wünsche sprangen ihn an. Nun sah er selbst, wie sicher Swolkes Augen waren: von Westen her sammelten sich viele Wölkchen zu einem schwärzlichen Ballen, über die Kronen der Bäume lief eine sanfte Woge, ward schneller und schneller und rauschte endlich ohne Ende. Mochte das Wetter kommen, er ließ nicht von diesem Tag! Mit glühenden Wangen lag er da und wünschte und wollte seine eignen Wünsche nicht wissen.

»Leben noch viele Eures Geschlechts, Herr Ulrich?«

Da stieg ihm fast ein Weinen auf, so überraschte und ergriff ihn die einfältige Frage. Aus irgendeinem unbekannten Grunde schämte er sich, und als er seines Grübelns Herr wurde, erkannte er die Gesichter seiner Ahnen, die ihn zornig anstarrten. »Ich bin der Letzte,« sagte er schroff. Dann mußte er das Maß seines Frevels füllen und fügte selbstquälerisch hinzu: »Mutter lebt allein in unsrer Burg daheim.«

Sie schwiegen wieder und ließen den wachsenden Sturm über sich brausen. Die Sonne versank schon ab und zu hinter grauen Riesenhänden, die Märchenhexe lockte ihre Gänse und humpelte von dannen.

Jungingen sah, wie Swolke die Brauen ernsthaft zusammenzog. »Ist Euch das nicht leid?« fragte sie still.

Und Ulrich, ganz wieder im Orden gefangen, betete gedankenlos sein auswendiggelerntes Sprüchlein: »Wie kann einem leid sein, was man Gott gelobt hat?«

Seine Ahnen wandten sich voller Verachtung; eine alte Frau, nicht mehr die blonde, schöne junge seiner Erinnerung, eine alte, weiße, gebückte, einsame Frau stand auf dem Söller seiner guten Burg und spähte mit müden Blicken nach dem Sohne aus. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, er zuckte mit halbem Leibe auf und sah die freche Lüge seiner Gewöhnung. Sein ehrliches Herz wand sich in Verzweiflung, sein Gesicht brannte, er barg es in Swolkes Schoß und stammelte: »Ja, ja, ja! Es ist mir leid!«

Ihre Hand legte sich auf seinen Scheitel. Er merkte nicht wie sehr sie zitterte, er hatte mit seiner eignen Not zu tun. So hätte er liegen und entschlummern mögen, matt und zerschlagen wie er war, aber Swolke mahnte: »Die ersten Tropfen fallen. Ermannt Euch, Herr.«

Gehorsam stand er auf, unverlegen, faßte ihre Hand und half ihr vom Boden. Er behielt die Hand in seiner und sagte: »Verzeiht, Swolke. Ich bin wie umgetauscht, seit ich Euch kenne. Ich habe wohl unter der Erde gehaust, so lange; wie ein Maulwurf. Nun sehe ich den weiten Himmel und finde mich nicht zurecht, die Augen tun mir weh.«

Sie schritten hastiger, der Regen begann. Als sie die Pferde erreicht hatten und aufsaßen, stürzten Fluten; sie sprengten unter die Buchen, verhielten die Zügel. Ulrich legte ihr den Mantel um, und sie, sonder Scheu, drängte ihr Pferd dicht an seinen Schimmel und sagte: »Das Tuch deckt uns beide, Herr.«

Also saßen sie unter dem dunklen Zelt. Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt und hielt den Mantel über ihren Kopf, aber es tropfte dennoch auf ihr Kleid. Da hob er sie leicht wie eine Feder aus dem Sattel, setzte sie vor sich hin und hüllte sie ein wie ein Kind. Nun waren sie beide geborgen.

Sie lag ganz still an seiner Brust, das Glück machte sie übermütig, sie schnurrte plötzlich wie ein Kätzchen. Er lüpfte heimlich die Decke, sah sie mit seligen Lippen, die Augen geschlossen, neigte das Gesicht auf ihren Kopf und atmete mit bedrängter Brust den Duft ihres Haares.

Mit einem Male wurde es hell in ihrer Höhle, durch den Mantel schien die Sonne und zeichnete das schwarze Ordenskreuz wie eine finstere Mahnung über Swolkes Kleid. Ulrich riß das Tuch fort, die Welt stand wieder in Glanz, der Himmel blaute. Errötend bog sie den Kopf zurück und ordnete ihr Haar. Mit einem Satz war sie im Sattel und ritt voran, heim, und er folgte mit jagenden Pulsen.

Doch da der Wald zu Ende war, hielten sie noch einmal eng nebeneinander, wie von einem Zauber angerührt. In der Ferne, im Osten, über dem winzigen Gehöft lag ein goldener Abendstreifen, darüber ein zartes Blau; rings in gewaltigem Kreise schweres Gewölk, und darin von Nord nach Süd in wundervoller Klarheit ein Regenbogen, edel und hoch wie ein Tor zu einem mächtigen Gotteshause.

Sie hielten und staunten ergriffen. Sanft entschwand die obere Rundung, wie Säulen aus buntem Glase standen rechts und links die Enden auf der dampfenden Erde, dann gingen auch sie, und die Himmelsfarben schmolzen langsam ineinander.

»Hier nehme auch ich Abschied,« sagte Jungingen in raschem Entschluß. »Ich weiß jetzt, daß ich nur deinetwegen gekommen bin, und da ich es weiß, muß ich von hinnen, so schnell mein Rößlein trabt. Hab' Dank, du liebe, liebe Magd!«

Sie nahm seine Hand und sah ihn mit leuchtenden Augen an. Plötzlich sanken ihr die Lider, sie neigte sich und küßte Ulrichs Rechte, riß sich los und jagte davon. Sie wandte den Kopf nicht mehr, geradeswegs lenkte sie heimwärts. —

Der alte Tepper saß vor dem unberührten Vesperbrot. Er betrachtete sie ruhig und fragte nach dem Hochmeister.

»Er ist weitergeritten,« sagte Swolke.

»Dann gesegne es Gott,« murmelte der Ritter Johann, schlug ein Kreuz und machte sich an die Mahlzeit. Er kaute eine gute Weile, indes Swolke zögernd das Brot zerkrümelte, und dann fragte er völlig gelassen: »Du liebst ihn, Kind?«

Swolke schlug die Augen nicht nieder, vor dem Großvater hatte sie keine Scheu, wie sehr es auch an ihrem Herzen riß und zerrte. »Ich weiß es nicht,« sagte sie nach einem Schweigen, und leiser: »Er ist nicht glücklich.«

»Dies gehört zu seinen närrischen Pflichten,« versetzte der Alte bitterernst, und weiter sprach er nichts über diesen Tag.

Der Schimmel ging, wohin er wollte, Ulrich achtete seiner nicht. Die Zügel lagen schlaff in seiner Hand, seine Augen sahen nichts mehr von der Erde. Die Seligkeit, die ihn erfüllt hatte, wich einer tiefen Trauer, und je mehr sie sich verdichtete, um so heißer wandelte sie sich in Gram und Groll. Eine kristallene Wand hatte das Schicksal zwischen ihm und allem Schönen aufgerichtet, er schlug sich Kopf und Knöchel blutig daran. Seinem verworrenen Grimm dünkte die Einrichtung des Ordens eine solche Schande, daß es schmählich war, ihm anzugehören; er fühlte sich in seiner Seele verwandt mit dem Kulmer Adel, wie Klaus Tepper ihn sah, und freute sich auf Nikolaus von Renys. Er war in einer Art krankhaften Rausches befangen, Seele und Leib brannten wie im Fieber.

Über Wiesen gelangte er an einen Bachlauf und wußte nicht, mußte er ihn überqueren oder ihm folgen. Nur undeutlich stand die Richtung nach Renys vor seinem Gedächtnis; ein Fußpfad führte am Flüßchen entlang, er folgte ihm eine Weile bis in eine dichte Baumgruppe, wo Herbstfarben, Wasser und Gräser seine Erinnerung tief aufwühlten. Noch schien die Sonne, der Boden war getrocknet. Ulrich stieg ab, band den Schimmel ins Holz, legte sich nieder und blinzelte durch die Halme auf das Wasser. Das Blut sang laut und lauter in ihm, jähe Säfte schienen durch sein Herz zu brodeln, und wenn er die Stirn auf den Boden drückte, hörte er den dumpfen Schlag seiner Pulse.

Schritte nahten von jenseits; eine kräftige, dunkelhaarige Dirne, einen Weidenkorb in der Hand, trat an den Bach, hockte nieder und spülte prüfend die bloßen Füße. Plötzlich sprang sie auf, schlüpfte aus dem roten Kittelkleide und stand nackend da. Der Hochmeister lag, von Scham und Neugier gefoltert, regungslos im hohen Grase, niemals hatten seine Augen ein nacktes Frauenbild gesehen; es dünkte ihn, als hätten alle Engel und Teufel das Beste getan, diese süßen, schönen Rundungen zu schaffen, und ein Begehren wallte in ihm auf wie ein knospensprengender Sturm im Lenz. Die Magd verwahrte den Kittel im Korbe, den sie über die Achsel schwang, und dann stieg sie sorglos in die Flut. Sie war des seltsamen Weges gewohnt; bis an den Hals watend erreichte sie das andre Ufer, stellte den Korb an ein Gebüsch, fast so, daß Ulrich ihn mit ausgestrecktem Arm herbeilangen konnte, und vertraute sich noch einmal den Wellen, diesmal zu Spiel und Freude. Sie schwamm auf dem Rücken, den Kopf steil hochgerichtet, um das aufgesteckte Haar nicht zu nässen, und ihre geraden, derben Beine spritzten schimmernde Perlen in die Luft.

Der Hochmeister hatte keinen eignen Willen mehr, er tastete nach dem Korbe, zog ihn an sich. Unter dem Kittel lagen Äpfel, rotbackig wie die Dirne im Wasser; dem Dürstenden war, als habe ihm der Himmel die Frucht beschert. Er aß gedankenlos, verwandte keinen Blick von der Badenden, keine Wunde hatte ihn jemals so geschmerzt wie diese Lust. In ihm schrie und tobte ein Gefesselter nach Erlösung, es war, als brannte die Hölle in seinem Busen, und ihre Flammen stachen wild aus jeder Pore.

Endlich hatte die Magd genug vom Bade, kletterte ans Ufer und schüttelte wie ein Hund die Tropfen ab. Sie atmete in kurzen, hastigen Stößen, lief tanzend auf die Stelle zu, wo ihr Korb gestanden, stutzte, tat noch einen Schritt und sah den Ritter.

»Hej!« rief sie halblaut, der Mund blieb ihr vor Staunen offen und entblößte zwei Reihen kerngesunder Zähne; ihre Zunge lief spitz und eilig über die Lippen. Blitzschnell griff sie nach ihrem Kleide, sprang drei Schritt zurück und schrie in polnischer Sprache: »Dieb! Du Apfeldieb!«

Mit schallendem Gelächter ließ sich Ulrich vollends ins Gras sinken, seine Schultern schüttelten sich. Ein Dieb! Ein Apfeldieb! Immer noch lachend nestelte er ein Goldstück aus dem Beutel und hielt es ihr hin. »Hier, Mädchen, ein Königreich für deine Äpfel,« rief er auf polnisch, und als sie ihn ungläubig ansah, warf er ihr die Münze zu.

Sie fing sie, fast ohne hinzusehen, biß hinein, wurde rot und lachte versöhnt und willig. »Schöner Herr! Guter Herr!« flüsterte sie verlegen, offenbar bereit, für die runde Scheibe Goldes irdische und ewige Seligkeit hinzugeben. Ulrich verstand sie nicht, er hatte von Geldeswert nur geringe Ahnung; unüberlegt, aber ohne jeglichen Nebengedanken hatte er verschenkt. Immerhin, dachte er plötzlich geiziger, könne sie ihm zu den roten Äpfeln einen roten Mund reichen. —

Jascha hieß sie; er sah sie nie wieder. Wie ein Gespenst seiner selbst ritt er durch die Dämmerung. Der Abendwind trocknete seine Tränen, aber sie wollten nicht versiegen. Alle paar hundert Pferdelängen sah er sich um, als käme ihm

wer nach, aber nichts verfolgte ihn, außer der stummen, geduldigen Spur endloser Hufstapfen im Grase, die der Wind verwehte, als schiebe er jede Erinnerung an sie aus diesem Leben.

Jascha hieß sie, und dies also war die Liebe. Seine Hände verkrampften sich über das Kreuz auf seiner Brust, aber seine aufgepeitschte Seele fand nicht ein einziges armes Wort, wagte nicht, besudelt wie sie war, vor ihren Gott zu treten. Er dachte kaum an Orden und Gelübde, doch daß er die Süße, die Reine, daß er Swolke in den Armen einer polnischen Dirne in den Staub gezogen hatte, das war seine Qual und Marter.

Renys lag vor ihm, Dorf und Burg. Vereinzelte Lichter brannten aus den Fenstern, es dunkelte stärker. Jetzt Menschen sehen, reden, lachen — ach! Er mußte, die Zunge verdorrte ihm im Munde, er wollte trinken, vergessen, schlafen. Er gab sich Haltung und ritt über die Brücke.

»Der Herr zu Hause?«

»Ja, er ist.« Gebogene Knie und demütige Blicke. scheues Verwundern über den einsamen Gast.

Nikolaus von Renys eilte die Stiegen herab, half ihm selbst aus dem Sattel; wie ein Träumender schritt Ulrich neben dem beweglichen, braunhaarigen Mann in die Halle. Frauengewänder raschelten, er blickte verstört auf: Nikolaus stellte Frau und Tochter vor. Dann saßen sie bei Tisch, zur Gesellschaft, sie hatten schon gegessen. Der Hochmeister ließ die Speisen stehen und trank Becher um Becher.

Nikolaus führte gewandt die Unterhaltung, er ließ keine Lücke im Gespräch, beantwortete seine Fragen selbst, fühlte, wie dem hohen Gast ein schweres Geschehen auf dem Herzen lastete, und verhielt sich klug. »Dies, Euer Gnaden, ist Thorner Wein von 79. Besser kommt er auch vom Rhein nicht. Ihr wacht mit frischem Kopfe auf, ich bürge. Trinkt nur, trinkt! Es ist ein Sorgenbrecher ohnegleichen. Und habt Ihr nicht Sorgen in dieser harten Zeit? Wir haben sie alle, alle, die wir in Preußen leben. Kampf steht bevor, riesenhaft rüstet Jagiello. Aber die Tataren sollte ein christlicher König aus dem Spiel lassen.«

Bleich, zart, mit großen, leidenschaftlichen, saugenden Augen saß Lenore von Renys dabei und ließ keinen Blick von Ulrich. Es kamen die Ritter der ganzen Landschaft in ihres Vaters Burg; solch ein Mann war nicht darunter. Sie war dem ungebundenen Geist dieses Hauses verfallen, seit Jahren hörte sie nur Menschen, die begehrten, Eidechsenbrüder wie der Vater, Unzufriedene, jedem Opfer Abgeneigte. Nun fuhr sie mit im Strom. Ordenskreuz und Gelübde waren ihr gleichgültiger als die Fliege an der Wand, in diesen Räumen herrschte der ungezügelte Trieb jeglicher Ketzerei. Sie wollte diesen schönen, traurigen Mund küssen, ihr Herz verlangte aus seiner halben Verderbnis heraus an diesem vornehmen Herzen zu schlagen.

Aber Ulrich sah sie kaum an. »Und dennoch«, sagte er mit schwerer Zunge, »haltet Ihr es heimlich mit diesem halben Heiden.«

Nikolaus von Renys warf den Frauen einen befehlenden Blick zu, sie erhoben sich gehorsam und nahmen Abschied.

»Ihr seid mein Gast, Euer Gnaden,« sagte Nikolaus, da sie wieder beim Becher saßen, »Ihr dürft mich ungestraft schmälern. Doch ich meine, Ihr müsset Euren schweren Vorwurf begründen können.« Er lauerte mit dunklen Augen und weidete sich an Jungingens Verlegenheit.

»Ich meine nicht Euch allein, Klaus; es gehen Gerüchte, die Kulmer Herren wären lieber in der Schlachta als unter dem Ordenskreuz. Sie schielen nach den polnischen Freiheiten.«

»Wißt Ihr Bestimmtes, Herr?«

»Nein,« sagte der ehrliche Jungingen, »ich kam zu Euch, da Ihr das Haupt der Eidechsen und der Kulmer überhaupt seid. Kampf steht bevor, ich muß wissen, wer treu zum Orden steht.«

Diese unsägliche Einfalt entwaffnete Nikolaus für einen Augenblick, er fühlte beinahe ein leises Bedauern mit dem ritterlichen Hochmeister. Aber dann schoß die Freude in ihm auf, daß die Heimlichkeiten der Eidechsen unverraten seien, und daß Ulrich mit diesem seltsamen Schritt gänzlich in sein Verderben stürze. Ja, sie drängten zur Schlachta, zum freien, tyrannischen Polenadel, dessen König tun mußte, was sie wollten, dessen Bauern unter Not und Joch keuchten, dem nicht zahllose Ordensbeamte auf die Finger sahen und an den Zahltagen jedes Jahres die beste Frucht forttrugen.

»Ihr habt recht getan, Euer Gnaden; viele Fäden laufen in meiner Hand zusammen, ich würde es wissen, wenn Unzufriedenheit zu Untreue werden könnte. Doch seid ohne Sorge: was auch Vereinzelte gegen den Orden haben mögen — kommt es zur Schlacht, so steht der Kulmer Adel zu seinem Landesherrn.« Nikolaus legte so viel Biederkeit in sein Fuchsgesicht, wie ihm möglich war, Ulrich glaubte begeistert — er glaubte alles Gute. Sein Gemüt wurde unbeschwerter, die Staatskunst war abgetan, der Wein hatte die Reue erstickt und zeigte die Sünden in schönerem Licht. Große, leidenschaftliche, saugende Augen fielen ihm ein, irgendwo hatte er sie gesehen; eine blasse, zarte Stirn mit braunem Scheitel, Flechten schwer und dunkel um Ohr und Nacken — er lächelte in seinen leeren Becher, Nikolaus goß ihm ein. Vorsichtig versuchte er zu erfahren, wer die Kulmer beim Orden verklagt habe, aber Jungingen, obschon zwiefältig trunken, tat die Angriffe mit einer anmutigen Gebärde ab. Auch jetzt versagte seine liebenswürdige, unwiderstehliche Vornehmheit nicht.

Unruhigen Gewissens rückte Nikolaus auf seinem Sitz und suchte nach einem Flecken auf diesem scheinbar tadelfreien Schilde. Hinter seiner Em-

pöserstirn brütete Verrat, aber irgendwo in seinem Herzen war noch ein Adel, der nach besseren Gründen suchte. Von dem scharfen Zechen dröhnte ihm der Kopf; wenn der Riese nur endlich sein Lager suchen wollte, er konnte nicht mehr.

Ulrich dachte nicht an Schlaf, nun fürchtete er die Einsamkeit. Er sah die unberührten Speisen auf dem Tisch, bekam Hunger, aß und gewann neuen Boden für das Thorner Jahr des Heils 1379. Nikolaus sträubten sich die Haare, zum erstenmal ließ er den Becher stehen, als ihm der Hochmeister aus einer frischen Kanne zutrank.

»Trinkt mit!« sagte Jungingen; es klang, ohne daß er es wollte, wie ein Befehl.

»Glaubt Ihr, ich wollte Euch vergiften?« erwiderte Renys mißmutig und starrte zornig auf den Trunk.

Ulrich lachte, ihm war, er sei frei und los, kein Orden hielt ihn, keine Kriegsgefahr, keine Schuld; die Welt war eitel Gold.

»Du hast ein verpestetes Gehirn,« scherzte er.

Nikolaus fuhr zusammen, ärgerte sich, trank und sank taumelnd mit dem Kopf auf die Sessellehne. »Ich kann nicht mehr, Euer Gnaden, Ihr habt eine zu gewaltige Kehle,« stammelte er.

»So laßt mir meine Kammer weisen, Freund, und denket nicht, wir vom Orden lebten in Saus und Braus. Heut ist ein besonderer Tag —« Er hielt inne, mitten im Wort; mit wilden Augen starrte er in die sternfunkelnde, stille Nacht, sprang auf und lehnte sich weit in den kühlen Wind.

Nikolaus stolperte vor die Tür, fand keinen Knecht und kam fluchend zurück. Er nahm einen Leuchter und drückte ihn Jungingen in die Hand, stotternd: »Entschuldigt mich, Euer Gnaden, Ihr könnt nicht fehlen. Die letzte Tür rechts im Gang — seht, sie steht offen. Ruhsame Nacht!«

Jungingen stellte das Licht auf den Tisch und setzte sich wieder. Nikolaus von Renys war nicht mehr zu hören, die Burg stumm wie eine Gruft. Es schüttelte ihn, die Verlassenheit rührte alle lichten Warner aus dem Schlamm, darin er sie begraben hatte. Er löschte die Kerzen bis auf eine und ging in sein Gemach. Das Fenster war geschlossen, die Luft verbraucht und dumpf. Er riß die Flügel auf, lebendig strich die Nachtluft durch Bogen und Tür, das Licht erlosch; weiß und kalt stieg der Mond über dem gedrückten Dorf in die Sternenwelt.

Plötzlich wandte sich Ulrich; in der Kammer stand Lenore, in schweren Zöpfen hing das dunkle Haar über der Brust auf ihr weißes Nachtgewand, die großen Augen umfingen ihn wie mit leidenschaftlichen Armen. »Ihr seid einsam, Herr? — Ich auch.« —

Über diese Nacht hatte Ulrich keine Tränen mehr. Vor Morgengrauen ging er in die Ställe, scheuchte einen Knecht vom Stroh und befahl sein Pferd. Hochmütig, starr, ohne ein Lächeln, nur noch die Hülle seines leeren Selbst, trieb er den verschlafenen Mann zur Eile; der rieb sich die Augen und stotterte auf polnisch, er verstehe nichts. Jedes Wort verschmähend, packte ihn der Hochmeister beim Nacken und warf ihn vor den Schimmel. Da verstand er und zäumte in Hast. Die Brücke knarrte herab, Jungingen stob darüber und zügelte erst, als von Burg und Dorf nichts mehr zu sehen war.

Er mußte im nüchternen Tageslicht die Ereignisse durchlaufen, die ihm beim Lodern der Leidenschaft begehrenswert erschienen waren, und was ihn gestern als Sünde groß gedünkt hatte, kam ihm heute klein, schal und häßlich vor, aber nicht minder verdammenswürdig, ja unvergleichlich gemeiner und schäbiger. Was geschehen war, stieß ihn vor sich selbst aus der Gemeinschaft ehrlicher Ritter aus; schlimmer war, daß es ihm die Glorie seines ganzen Standes vernichtete. Er hatte an den Orden und seine Berufung wie an das Heiligste geglaubt, nun erkannte er mit aufgetanen Augen den Pestleib in der glänzenden Rüstung. Zugleich war er sich bewußt, mit wie großer kindlicher Torheit er die Dinge betrachtet hatte, war jedoch nicht eitel genug, sich darob zu schämen, und nahm als notwendiges Schicksal, daß er in zwölf randgefüllten Stunden die Bahn des Ordens zu durcheilen gezwungen worden war. Rückwärts schauend deutete er Vorgänge, Gebärden und Worte seiner Ordensbrüder, die ihm ohne Verständnis geblieben waren; im grellen Tag, nackt und dürftig, standen nun die gierigen Larven vor ihm, kalt und kälter am rechten Leben.

Die ewigen Klagen der Städte über die händlerische Habgier des Ordens, der ihnen mit willkürlichen Privilegien den Rahm von der Milch schöpfte, wurden ihm plötzlich klar und gerechtfertigt, er sah mit einer Schärfe, die ihm Grauen erregte, den Orden, der es geschaffen hatte, wie einen Vampyr blutsaugend über Preußen liegen, jede Entwicklung hemmend und nur auf seinen Vorteil bedacht. Ein schwaches Lichtlein glomm fernenweit in der Finsternis: wollte Gott ihn durch die Sünden führen, um ihm all dies zu zeigen und zu deuten, wie er nun handeln müsse? Peitschte ihn Gott durch die Dornen der Irrtümer zur Wahrheit?

Das Lichtlein schreckte ihn aus der Herzenskälte, mit der er sich in letzter Not gewappnet hatte, seine Seele erwachte zu zweifelndem Leben. Aber über dem dürftigen Schimmer der Gnade nannte eine erbarmungslose Stimme seinen Namen: Ulrich von Jungingen, weiland Hochmeister Deutschen Ordens; gewogen, gewogen und zu leicht befunden.

Ulrich fuhr zusammen, es war, als fröre das Wort über einem Grabe. Weiland Hochmeister Deutschen Ordens? Er war es noch! Oder war er tot? Zögernd schlossen sich seine Hände zusammen, sie zitterten über dem Sattelknauf.

»Entscheidet denn ein arger Tag, eine böse

Stunde all mein getreues Leben vor dir, mein Herr und Gott?« schrie er laut auf, die Angst vor dem Unsichtbaren überwältigte ihn.

Der Himmel hüllte sich in Schweigen. Es ist Gottes tiefe Weisheit, stille zu sein und die Menschen selber Antwort auf ihre Fragen finden zu lassen. Denn ihn, den Gerechten, kann niemand begreifen; ihn, den Gnädigen, niemand ertragen.

In bleichem Entsetzen sprengte Ulrich weiter, sah Rheden dunkel und drohend vor jungen Sonnenstrahlen liegen, wagte nicht einzukehren und schwenkte westwärts auf die Engelsburg. Er hatte kaum die Hälfte des Weges hinter sich, als sein Schimmel zu lahmen begann; ein Eisen war gebrochen und klapperte am Huf. Jungingen stieg sogleich ab und ging zu Fuß weiter, seinen Kopf zermarternd, wie er vor den Komtur treten sollte. Einst hatte er Arnold von der Recke das Treßleramt genommen und ihn in die stille Engelsburg verwiesen, der verbitterte Alte liebte ihn nicht und würde den Mund hämisch verziehen, sähe er den Hochmeister so demütig pilgern.

Zu seiner freudigen Überraschung fand er in einem Dorf bei Engelsburg eine Schmiede und trat unter das rußige Dach.

Der Meister hob den Huf, sah das Eisen an und den unbekannten Ritter. »Herr,« sagte er, »wie kann dies geschehen? Das Eisen ist neu und besser, als wir im Lande es bekommen. Seht, mitten im Bruch ist eine winzige Blase, daran ist es verdorben. Der es formte, hat den Hammer zu lässig geschwungen.«

Ulrich senkte den Kopf und schwieg. Der Schmied schürte die Glut und hielt die Stücke hinein, zischend fachte der Blasebalg die Hitze, bald tanzten rote Sterne über dem Amboß.

»Du wirst es in Ordnung bringen?« fragte Ulrich heiser vor Rauch und Herzweh. Er meinte, selber auf dem Amboß zu liegen und Gottes Hammerschläge zu spüren.

Der grauhaarige Mann fuhr mit der Faust durch den Qualm und lächelte stolz. »Feuer und Schweiß macht jeglich Eisen neu. Ihr werdet zufrieden sein.«

»Zinsest du dem Orden?« fragte Ulrich mit feuchten Augen. »Deine Pacht ist auf immer erlassen. Ich bin der Hochmeister.«

Der sanfte Bruder des Todes, der Schlaf, hält die rastlosen Herzen nicht an, aber er läßt die Schmerzen in dämmernder Ferne versinken. Dem Arbeitenden wird die Ruhe doppelt süß; keiner kennt diesen besten Lohn des Fleißes so gut wie der Gequälte. Mit ungewohnter Tatkraft ging Ulrich an die vielfältigen Aufgaben der Kriegsrüstung. Er schrieb an den Papst, an alle Fürsten des Reiches um Hilfe gegen die polnische Eroberungslust; er bettelte, drohte, flehte, zwei Jahrhunderte deutschen Schaffens nicht im polnisch-litauischen Schlamm versinken zu lassen.

Spärlich sickerten die Gelder, spärlicher die Hilfstruppen; im zerrissenen Reich wußte niemand, was deutsch war, und Jagiello schrieb nicht minder beweglich an Papst und Herren von der Herrschsucht und Ungerechtigkeit, von Landraub und Anmaßung des Ordens. Im Lande selber fand Ulrich keinen Widerstand, Adel und Städte versicherten ihre Scharen, unterstützten mit Geld und Lieferungen und zerstreuten sein Mißtrauen.

Über den Winter wurde in wechselnden Schichten Tag und Nacht an Geschützen und Waffen gearbeitet; ausgangs Frühling stand ein Heer bereit, wie es Preußen noch nicht gesehen hatte. Burgen und Länder waren verwahrt, und immer noch führte der Hochmeister fünfzehntausend Streiter den Polen entgegen. Sie lauerten im Lager zu Löbau auf Jagiello, der über Lautenburg nach Norden zielte, dem Herzen Preußens, der Marienburg, zu. Die letzten Nachrichten kamen aus der Gegend von Gilgenburg, nun stand die Entscheidung dicht vor der Tür. Jagiello schien die Schlacht nicht vermeiden zu wollen. Über seine Streitkräfte gingen im Lager wilde Gerüchte, aber selbst die bescheidensten Angaben deuteten auf gewaltige Übermacht.

Am Abend des 13. Juli versank die Sonne purpurn im Westen, zugleich aber erschien im Südosten ein roter Hauch wie von Bränden; ungeduldig wartete alles auf Nachrichten. Jedoch Nacht und Tag vergingen; endlich, am Abend des 14., ward ein Wesen vor Ulrich gebracht, das kaum noch menschlich aussah, so war es von Blut und Schlamm umkrustet. Es war ein Bürgersohn aus Gilgenburg, und was er schilderte, versetzte das ganze Lager in rasenden Zorn. Großfürst Witold habe mit seinen Litauern und den tatarischen Hilfsvölkern Gilgenberg berannt und genommen; Männer, Greise und Kinder seien getötet, Frauen und Jungfrauen in der Pfarrkirche geschändet, verstümmelt, erschlagen, verbrannt, die Stadt ein Aschenhaufen. Kaum sei es ihm, dem Boten, gelungen, sich durch Moor und Wald aus dem dichten Gürtel streifender Tatarenhorden zu lösen; ob sonst wer aus Gilgenburg lebe, wisse und glaube er nicht.

Mit Windeseile flog die Kunde durch das Lager. Großgebietiger und Komture eilten nach Jungingens Zelt; viele machten sich marschbereit, im Glauben, der Hochmeister müsse noch in der Nacht die Freveltat bestrafen. Im Rat des Ordens galt nur eine Stimme: Aufbruch und Kampf; die Empörung über dies Zerrbild eines christlichen Königs wogte so ungestüm, daß die Mehrzahl begehrte, unverzüglich zu reiten. Der Großkomtur wies die Allzueiligen auf das drohende Unwetter hin; es war bekannt, daß Kuno von Lichtenstein vornehme und teure Kleider liebte, und trotz der üblen Stunde spottete man ihm ins Ohr, er wolle nur sein Gewand vor der Nässe schützen. Er behielt jedoch recht; ein wolkenbruchartiger Regen

überschwemmte das Lager, die ganze Nacht rauschten die Fluten nieder.

Am Morgen des 15. brach Ulrich auf, drei Meilen Wegs, anfänglich in Regen, dann in stechender Sonne — das Heer zog, in eine Dampfwolke gehüllt, durch ein langes, enges Tal gen Tannenberg. Die schwergepanzerten Ritter voran, und da sie die polnischen Vorposten sahen, hielten sie auf freiem Felde in der Glut und warteten auf Mann und Troß.

Fast dreiviertel Jahr hatte Ulrich in besinnungsloser Arbeit zugebracht; mit Staunen und Bewunderung sah der Orden ohne Ausnahme zu ihm auf, alle liebten ihn. Jetzt, da die Stunde einer bedeutsamen Entscheidung angebrochen war, stand jener seltsame Tag im Kulmerland plötzlich in aller Schärfe vor ihm, er empfand ein unbestimmtes Bangen und griff an den Reliquienbehälter auf seiner Brust. Rasch ließ er die Hand sinken, es fiel ihm ein, daß er den Kreuzessplitter in der Marienburg gelassen habe, unwillens, dem Feinde ein so behütetes Herz zu bieten, Gottes Gnade solcherweise zu erzwingen und vor den Seinen ausgezeichnet zu sein. Und dennoch hatte er der Seinen wegen wenigstens den leeren Behälter umgehängt. Unausgesprochen hoffte er, daß Gott ihm in Sieg oder Unsieg ein Zeichen seines Urteils senden würde; jedoch, als die polnischen Scharen das Feld bedeckten, schien ihm trotz ihrer gewaltigen Anzahl der Sieg gewiß. Die Gefahr beflügelte seine Tapferkeit, heiter ritt er die Reihen ab, munterte die Müden auf, gab hier und da ein Wort, das viele als Ruhm und Stachel mit in den Kampf nahmen. Schon hatte er das Heer in Ordnung auf dem Plan, indes Polen, Litauer, Russen und Tataren noch regellos durcheinanderschwirrten oder sich in den Wäldern verbargen. Er erwog, ob er angreifen sollte oder nicht, da sah er zu seiner Überraschung zwei Herolde aus seinem Heere in das feindliche Lager reiten, und mit fliegenden Pulsen sprengte er auf den Hügel, da der Oberstmarschall von Wallenrod mit einer Anzahl fremder Herrengäste stand.

»Erkläre das!« herrschte Jungingen.

Die plaudernde Schar verstummte, Friedrich von Wallenrod errötete unwillig.

»Der Herold des Stettiner Herzogs und der des Königs Sigismund. Sie bringen Jagel und Witold zwei nackte Schwerter, damit sie mit ihrer Hilfe endlich den Kampf beginnen sollen. Auch ließ ich sie bitten, das Schlachtfeld zu wählen; das ist Recht und Sitte meines Amtes.«

Jungingen atmete auf, mit dieser Botschaft war er einverstanden. Die Antwort abwartend, blieb er im Kreise der Gäste, scherzte über den Großkomtur, der in der Sonne wie ein Spiegel glänzte, und zeigte den Fremden ein unbewegtes Herz. In Kürze kamen die Boten zurück und mühten sich, Jagiellos Worte getreulich wiederzugeben.

»In Gottes Namen nehmen wir diese Schwerter an; aber unsre Hilfe steht in dem Herrn. Auch dürfen wir die Walstatt nicht wählen; wo Gott sie uns gibt, da ist sie uns recht.«

Ulrich lachte, die Ordensbrüder mit ihm; die von den Fremden, die zum ersten Male in Preußen waren und die widerliche Scheinheiligkeit des polnischen Königs nicht kannten, machten ernste Gesichter und verstanden offenbar nicht, worüber die Kreuzritter sich belustigten. Die Märchen von Teufelsbrüderschaft und Ketzerei des Ordens wisperten einen Augenblick in der Luft, dann rief die Stunde. Die Polen hatten ihr Heer zur Schlacht aufgestellt, über den Hügeln erschien hin und wieder der Rappe Witolds mit der Riesengestalt des Großfürsten, der nach der Heeresordnung Jungingens Ausschau hielt.

»Witold kann's nicht abwarten,« sagte Ulrich zu Nikolaus von Renys, der mit dem rot und weiß geflammten, schwarz überkreuzten Kulmer Banner vor seinem stattlichen Haufen hielt, »gib acht, er wird zuerst angreifen. Ihr bleibt mit den Euren in meiner Nähe, ich möchte die beiden Tepper allzu gern über feindlichen Köpfen sehen.«

Der von Renys lächelte krampfhaft, sein haßerfülltes Herz schrie wollüstig auf: Die Tepper kannst du haben, Jungfernschänder! Die andern Kulmer hoffentlich nicht. Mir wird die Zeit zu lang auf deinem Schlachtfeld, ich muß nach Haus und deinen Bankert abwürgen, wenn er dieser Tage die Welt beschreit.

So Renys in seinem Herzen. Jungingen grüßte ihn nichtsahnend mit lachenden Augen.

In der Tat war Witold mit Litauern, Russen und Tataren der erste Angreifer. Die Geschütze der Deutschen donnerten und blitzten, taten aber keinen großen Schaden und verstummten bald, da die Ordensritter ihre lang genug gequälte Geduld nicht mehr zügelten und ihrerseits gegen den Feind anstürmten. Der ganze linke Flügel Ulrichs stand im Kampf, mit angehaltenem Atem sah die Hälfte des Heeres von der Höhe aus zu, wie die ineinandergekeilten Scharen hin und her wogten, und hier und dort löste sich ein Schrei aus gepreßter Brust, wenn ein bekannter Helmbusch in eiserner Woge versank und nicht mehr auftauchte.

Ulrich wußte, daß viele Augen auf ihn gerichtet waren, er hielt regungslos auf seinem Schimmel und sah dem Auf und Ab des Streites scheinbar gelassen zu. Jedoch, als der Sieg über seine Banner strahlte und er Befehl gab, den linken Flügel zu verstärken, vernahm er seine eigne Stimme nicht vor ungeheurer Erregung. Jetzt hatte er keine Zeit mehr, zuzuschauen, die Hauptmacht lag gegen die Polen, Ulrich stand selber im Streit, sein Antlitz leuchtete in wilder Verklärung. Auch in der heißesten Tätigkeit daheim in der Marienburg war der dumpfe Druck seines Geschicks nicht von ihm gewichen; jetzt, in der Schlacht, neben dem Tode, fühlte er sich leicht und frei.

All seine schönen ritterlichen Fähigkeiten durften sich entwickeln und kamen zur Geltung, er tat sein Bestes und glaubte, Gott müsse freundlich und vergessend auf ihn herabschauen. Litauer und Tataren, Witold selber, brausten in rasender Flucht ostwärts, nur drei Fähnlein der Smolensker Russen hielten sich, ließen sich zusammenschlagen, retteten die Reste in die polnische Hauptmasse, die Zindram der Kleine statt des im Hintergrunde mit Luchsaugen spähenden Königs befehligte.

Von Zeit zu Zeit ritt Jungingen auf die Höhe zurück und übersah das Feld; unversehens hielten die beiden Tepper neben ihm. Der Alte saß wie ein Jüngling zu Roß, zornig stieß er hervor: »Erlaubt, Euer Gnaden, daß wir uns Euch anschließen, die Kulmer sind immer noch nicht eingesetzt. Und, was ich Euch sagen will, ruft Euren linken Flügel zurück, sonst ist er für die Schlacht verloren. Seht, Witold ist bereits wieder da.«

»Ihr habt recht,« rief Ulrich erbleichend, doch im selben Augenblick sank der weiße Adler Polens unter die Pferde, flog wieder hoch und schwang in der Hand eines ungeheuren Deutschritters.

»Arnold von Baden hat das Reichsbanner!« jauchzte Ulrich. »Christ ist erstanden!«

»Christ ist erstanden!« brüllte der Komtur von Schlochau aus dem Tal und schlug mit dem Schwert eine Bresche für seinen Hengst. »Christ ist erstanden!« donnerte das Siegeslied des Ordens aus jedem Munde des deutschen Heeres. Ulrich brauste trunken in den Kampf zurück, langsamer folgten die beiden Tepper. Sie sahen nicht nur den Siegestaumel in der Mitte, sie sahen mit ernsten Augen zwischen dem allzu weiten linken und dem im Tal kämpfenden rechten Flügel des Ordens dichte Scharen polnischen Fußvolks eindringen, indes von rechts frische Tatarenhorden wie die Windsbraut ansprengten. Arnold mußte das Banner fahren lassen, sein Roß wurde unter ihm erstochen, mit Mühe rettete er sich auf die Füße und focht laut singend weiter. Die beiden Herren von Tepper suchten neben den Hochmeister zu gelangen, sie führten beide dasselbe Gewaffen, schwere, stachelbesetzte Streitkolben, und ihre langen Arme hoben und senkten sich im Takt, als stünden sie breschend auf der Tenne. Plötzlich schrie der Ritter Johann laut auf, ein polnischer Reiter hatte Klaus von der Seite angefallen und ihm den Speer in die Achselhöhle gejagt. Triefend zog er ihn heraus und lachte, da ereilte ihn der Tod von des Alten Kolben, krachend schmetterte Helm, Hirn und Gelächter bis in die Halsberge. Johann fing den taumelnden Sohn, nahm ihn in den linken Arm quer vor sich und ritt aus dem Getümmel an eine Stelle, wo er Schatten fand. Sanft legte er den Sterbenden ins Gras, setzte ihm seine zinnerne Feldflasche an die Lippen und flößte ihm Wein ein. Klaus schlug noch einmal die Augen auf, sah den Greis an und sagte mühevoll, den Mund voll Blut: »Geh zu Plauen!«

Er schloß die Augen halb und schwieg; seine Atemzüge wurden leiser und hörten schließlich ganz auf.

»Bereite mir den Platz dort oben,« stammelte Herr Johann, und dann blickte er in den glühend blauen Himmel: »Herr Vater, du hast ihn just zur Zeit gepflückt. Annoch bekommst du einen wackeren Streiter, den deine Erzengel frei in ihre Schwertscharen stecken dürfen; Klaus wird ihnen keine Schande machen.« Er strich die gebrochenen Lider zu, und als sie nicht schließen wollten, beschwerte er sie mit Steinen. Klausens Pferd war ihm gefolgt, er band es an den Baum, unter dem der Tote lag, und ritt zur Rache. Noch ehe er das Feld erreicht hatte, war ihm klar, daß die Schlacht eine sehr ungünstige Wendung für die Deutschen zu nehmen drohte. Witold war es gelungen, einen großen Teil seiner Litauer zu sammeln, und der Neid mußte ihm Tapferkeit und Umsicht zugestehen. Auch der Ordensmarschall war von der Verfolgung zurückgekehrt, der linke Flügel aber völlig aufgelöst und beutebeladen, bestürzt sahen Ritter und Söldner den schwindenden Sieg. Sie warfen alles zu Boden und sprengten wieder in den Kampf, noch einmal schwankte das Zünglein der Wage hin und her.

Ulrich sah Fahne um Fahne sinken, sieben Komture sollten bereits gefallen sein. Er ritt an dem alten Viltz von Schönsee vorüber, der lag, den Mund voll Erde, die Hände in den Boden gekrallt; endlich war sein Hunger nach Land gestillt.

Vom Hügel bei Grünfeld überblickte Ulrich aufmerksam die Schlacht, es waren noch sechzehn Fähnlein frischen Volkes hinter ihm, und der Sieg war unverloren. Er sprengte an die Spitze der stattlichen Schar und lenkte sie in das dichteste Getümmel. Dumpf donnerte der blutgetränkte Boden unter den Hufen, betroffen starrten die Polen auf den neuen Streithaufen. Der König selbst, Witolds Drängen folgend, setzte sich endlich an die Spitze seiner Leibwache und zeigte sich seinem zaudernden Volke.

Da schwenkten von Jungingens Reitern beinahe die Hälfte ab, voran mit gesenktem Banner Nikolaus von Renys und die Kulmer; mitten im Jagen hielten die andern an.

Ulrich schoß das Blut in die Wangen, eine eiskalte Hand krallte sich um sein Herz. Lichtenstein, Wallenrod, der Graf von Schwarzburg, der Oberstitreßler Thomas von Merheim umringten ihn, die Lage erkennend, und rieten dringend, die Schlacht abzubrechen, den Rest zu sammeln und in die Burgen zu werfen.

Aber Ulrich fühlte seine Stunde und rief: »Bei Gott nicht! Wo so viele tapfere Ritter neben mir gefallen sind, will ich nicht aus dem Felde reiten!« Er schwenkte die Lanze und schrie: »Herum! Herum!« Und alle gehorchten, noch einmal von seiner adligen Seele hingerissen, und wie eine heiße Flamme fuhren sie in die Polen.

So hatte Ulrich noch niemals vorangekämpft, der Helm war ihm entfallen, blond und jung ragte seine hohe Gestalt über die Feinde, er schwang das Schwert, als seien die schweren Stunden des Nachmittags nur ein Spiel gewesen, und jetzt erst beginne der Ernst. Rings um ihn sanken die Freunde, er aber focht mit leuchtenden Augen, und mit jedem Schlage dünkte ihn seine Seele heller. Mit einem Male fuhr eine feurige Lohe mitten in seine Brust, er fühlte sich pfeilschnell emporgehoben, und lächelnd trat er vor Gott.

Im Felde lag Herr Kuno von Lichtenstein, des Ordens Großkomtur. Es war nichts Glänzendes mehr an ihm: das Gold an seinem Schilde, die silbernen Schnallen seines Rüstzeugs, die schimmernden Federn auf seinem Helm, die blanken Augen — alles erloschen, tot, dunkel von Blut und Wunden. Der Marschall Friedrich von Wallenrod, Thomas von Merheim, Graf Schwarzburg, sie lagen dicht beieinander, um ihre Leiber wogte der Streit weiter, aber vom Orden selber waren nur noch wenige am Leben. Um einen Wall von Leichen bewegte sich singend und mordend der Schlochauer Komtur, sein Mantel triefte von Blut, seine Stimme klang wie Wolfsgebell über das Grauen. Er sang und schlug bei jedem Wort einen gefährlichen Takt: »Fall'n mit wie Kräuter im Maien!«

Und dann setzte er sich schwer auf den schrecklichen Siegeshügel und verstummte für immer.

Das Feld gehörte den Polen, der Sieg den Litauern, die Leichen und Verwundeten offenbar den Tataren, die kreischend und plündernd über die blutige Bahn fegten. Unter Toten lag Johann von Tepper und erspähte eine Gelegenheit, sich von hinnen zu heben, denn er sah in weitem Kreise keine Hilfe mehr. Jetzt erst begriff er den Sohn, der im Scharfblick des Todes dies Ende geahnt haben mochte und ihn an Plauen verwies. Herr Johann war zwar im Eidechsenbunde und nicht gerade ein Freund des Ordens, er dachte aber nicht daran, die deutsche Sache an Polen zu verschachern und schämte sich in seiner Seele für den gemeinen Verrat des Renys, der, vielleicht, die Schlacht entschieden hatte. Wenn einer jetzt noch Preußen retten konnte, dann war es Plauen, jedoch angesichts dieses entsetzlichen Blutbades hoffte Tepper nicht viel. An seine eigne Lage dachte er nicht, er war immer noch davongekommen und würde auch jetzt davonkommen. Ärger war die Speerwunde im Schenkel, die ihn am Laufen hinderte; er vertraute aber, Klausens Pferd zu erreichen, und jedesmal, wenn die Stelle, da er lag, von Menschen frei war, rollte er sich ein Stückchen weiter dem Walde zu, den Streitkolben an einem Lederriemen hinter sich herziehend.

Nach Stunden harter Mühe erreichte er die Bäume, fand Klaus und auch das Pferd. Er nahm die Steine von den Lidern, nun blieben die Augen zu. »Ich könnte dich mitnehmen,« murmelte er, »du aber magst gewiß gern bei den Tapferen liegen, die mit dir kämpften, und du hast, Gott weiß es, eine vortrefflichere Gesellschaft als je im Leben. Nur will ich dich ausziehen, damit die polnischen Aashunde dich in Frieden lassen, denn dich zu begraben habe ich keine Zeit.«

Und so tat er. Die Kleider und Waffen hängte er an den Sattel, küßte und segnete den Sohn und stieg stöhnend vor Schmerzen auf. Er zog den Streitkolben zu sich empor, und nun brauchte er sich nicht mehr vor einer Handvoll Polen zu verkriechen. Unbehelligt machte er sich von dannen, nach Kauernik zu, wo er glaubte, noch sichere Straße zu haben. —

Inzwischen wurde Ulrichs nackter Leib von litauischen Fußknechten vor Jagiellos Zelt getragen; des Meisters Mantel war schon vorher gebracht worden und hing als Siegeszeichen an einer Lanze vor dem Eingang. Witold stand zufällig dabei, neben ihm der Propst von Kalisch. Der König preßte einige Tränen aus seinen verlogenen Augen und wandte sein Gesicht so, daß möglichst viele ihn und seine Frömmigkeit sahen. Witold spuckte aus, von solcher ekelhaften Heuchelei zutiefst angewidert. Der Propst hatte sich mehr in der Gewalt und sagte: »Diese Tränen wird der Himmel wie Perlen in das Gold seiner Gnade fassen, durchlauchtigster Herr und König.«

»Ja, Gott hat ihn geschlagen, mit seinen eignen Schwertern hat ihn Gott vernichtet,« sagte Jagiello scheinheilig. Er verbarg den Triumph über seinen Sieg und befahl, den Toten mit dem Meistermantel zu bedecken.

»Gott? Gott?« schrie Witold rot vor Zorn. »Ich und meine Litauer schlugen die Teufel tot.« Er vergaß ab und zu sein loses Christentum, der König ertrug es mit leidendem Gesicht. Er konnte den Vetter nicht ausstehen, aber es lag ihm nichts daran, in diesem Augenblick mit ihm zu brechen, er brauchte ihn noch. Doch konnte er sich nicht enthalten, Witolds Anteil an der Schlacht zu verkleinern, und bemerkte: »Etwas hat ja auch Zindram, hat ja auch Polen getan.«

»Und du!« rief der Großfürst in offenem Hohn. »Ich sah sie, deine einzige Heldentat: dein Schreiber schlug den Köckeritz vom Pferde, und du stachest ihm, da er sterbend am Boden lag, mit der Lanze ins Gesicht.«

(Fortsetzung folgt.)





Ferdinand Dorsch: In roter Jacke



Im Café

Ferdinand Dorsch

Von Erich Haenel (Dresden)

Wir kennen sie alle, die vorzügliche und eindrucksvolle technische Vorrichtung der Drehscheibe: die Wagen oder die Lokomotiven fahren langsam auf die wunderbare Plattform, ein Mann, sonst unscheinbar und mit bedächtiger Schnelle sich bemühend, drückt irgendwo Hebel, eine Kurbel kreischt, ganz langsam kommt Bewegung in die Erscheinung, und niemand weiß, welche der Schienenstrahlen, die ringsumher auseinanderschießen, den weiteren Lebensweg **des Transportvehikels bestimmen werden.**

Es wäre wohl Blasphemie, das Bild der deutschen Malerei symbolisch in den Rahmen dieser ehrwürdigen technischen Erfindung zu bannen. Wir kämen auch mit den einzelnen Gliedern und Kräften des metaphorischen Vorgangs ins Gedränge und würden uns bald in ein Gewirr von Einzelfaktoren verlieren, bei denen Ursache und Wirkung, Subjekt und Objekt des Geschehens nicht strenger logischer Kritik standhalten. Ausgangspunkt der vergleichenden Reflexion ist dies: wieder einmal scheint das Schicksal der Kunst, die für das vergangene



Ferdinand Dorsch

Bildnis von Gustav Meyer-Buchwald

Jahrhundert bei uns die führende war, zu schwanken, wieder einmal suchen wir sorgend nach dem hellen, unverrückbaren Ziel, nach den Achsen des planetarischen Systems, in dem auch der Stern der innerlichsten, reichsten, volkstümlichsten aller darstellenden Betätigungsformen seine ungeheure Bahn zieht.

Ein wenig Klarheit ist gewonnen, wenn wir uns des Dualismus erinnern, der die Malerei seit Dürers Zeiten beherrschte. Der Nürnberger Meister selbst vereinigt ja die großen Hauptkräfte, Mystik und Rationalismus, Romantik und Wirklichkeitssehnsucht, die gotische Seele und die antikische Strenge, Empfindung und Verstand, oder wie man's sonst fassen will, in seinem Genius. Ihn lieben heißt sich zu der Möglichkeit einer gegenseitigen Durchdringung dieser uralten Widersprüche bekennen. Die Pole dieser Welt liegen in Grünewald und Holbein. Dort die Intuition, die Leidenschaft, die Sehnsucht nach der ganz großen Form, nach dem letzten, nicht zu überbietenden Ausdruck des Gefühls — hier die kristallklare Erfahrung, die Unbedingtheit des Könnens, der Verstand, der sich die Welt auf seine Weise dienstbar macht. Wir erleben seit einem Menschenalter die Eroberung Grünewalds für unser ästhetisches und sittliches Volksvermögen. Hans Holbein ist uns nie verlorengegangen, die Zeitlosigkeit seines künstlerischen Wesens hat ihn vor dem Verschwinden gerettet.

Es ist von großem Reiz, die Linien des psychologischen Doppelseins im Stile der deutschen Malerei weiter zu verfolgen. Und das Romanische mit dem Nordischen, das humanistische Bildungsideal mit dem Hunger nach philosophisch gewonnenen Abstraktionen, endlich den Einfluß des Landes der Antike und des klassischen Kanons, Italiens, mit dem Rembrandts und seiner vom Meer umspülten, von Wind und Wetter gepeitschten Heimat im Werdegang dieser Kunst durch die Jahrhunderte nachzufühlen. Der Kunsthistoriker wird im 17. Jahrhundert den Zug nach dem Norden, im 18. die Wanderung nach dem Süden als treibende Kräfte nachweisen. Durch das Emporkommen des großen französischen Stils im Zeitalter des Barock wird die klare Zweiteilung dieses gewaltigen Entwicklungsganges nicht wesentlich verschoben. Denn dieser selbst war ja nichts andres als eine von einem übergewaltigen Kulturwillen beherrschte Synthese nördlicher und südlicher Eigenheiten. Der Absolutismus, den Ludwig 14. in den Mittelpunkt dieser pompösen Daseinsform gerückt hat, verlor nach und nach seinen starren Kern. Bürgerliche Umwelt verdrängte den Ton von Versailles. Auf Poussin und Lebrun folgten Greuze und Chardin-Immertin: am Ende des 18. Jahrhunderts waren beide und Houdon dazu von der mit der Trikolore umgürteten Antike Jacques Louis Davids überwältigt.



Damen im Park

In der Jahrhundert-Ausstellung von 1906 liegt die Kampfansage der modernen Historiographie an dies idealistische Bildungsprinzip, das dem Werdegang der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert seine Gesetze hat diktieren wollen. Ob Cornelius oder Lessing, ob Ludwig Richter oder Hans von Marées: im tiefsten Grunde waren sie alle laute oder leise, kampffrohe oder verträumte Schildträger einer Gesinnungskunst, die den Gedanken und die Sehnsucht nach der Vollkommenheit im Geiste einer vom Publikum allgemein gewürdigten



Im Gartenrestaurant

edlen und bleibenden Schönheit in sich trugen. So kam es, daß zur Zeit unsrer Großväter die Malerei in Deutschland, noch mehr freilich die Plastik und die Architektur, im Bewußtsein des Publikums kaum etwas andres als Elemente einer Bildung darstellten, die sich zu eigen zu machen das Streben jedes gutgesinnten und nach höheren Werten ringenden Volksgenossen sein mußte. Die Künstler galten ebenso wie ihre theoretischen Dolmetscher und Wegbereiter als eine Gattung Kulturapostel, und mit Wort und Schrift wurde nicht weniger heftig um den Sieg dieses Bildungsevangeliums gefochten als mit Stift und Pinsel. Dies merkwürdige Jahrhundert, das man als das des Verkehrs, der Technik, des Dampfes, ja der Elektrizität rühmte, ist ja zugleich das des neugeborenen Historismus und darum auch das der akademischen Ideale. Wenn Italien als fruchtbringende Provinz aus dem Gesamtkomplex des geistigen Importgebietes ausschied, trat dafür Frankreich immer stärker in den Vordergrund. Nicht Rom — Paris wurde das Dorado der deutschen Kunstjünger: von Böcklin und Leibl, Spitzweg und Liebermann weiß man, daß der Reichtum der Gaben, die sie aus den Museen und Ateliers der Seinestadt mit heimbrachten, aus ihrem Lebensinhalt nicht wegzudenken ist. Dort aber auch, auf und neben dem Pantheon der erhabenen akademischen Traditionen, vollzieht sich jene gewaltige Scheidung, die die Lebenslinie der deutschen Kunst wieder in zwei selbständige Energien auflöste und damit jenen Dualismus, der nun einmal die Schicksalsform unsers künstlerischen Schaffens ist, aufs neue zur Wirklichkeit machte.

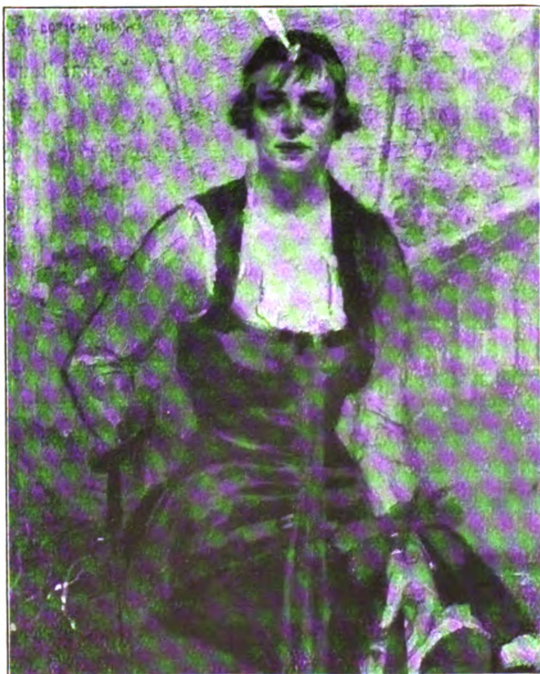
Denn mit dem Impressionismus trat dem bewährten Fühlen und Gestalten das neue, eigne Sehen als Zeugungskraft der lebendigen Malerei entgegen. Von der Auffassung, daß die Kunst des Eindrucks im Sinne der natur-



Damenbildnis

wissenschaftlichen Entwicklungstheorien einen Fortschritt gegenüber der des Erlebens darstelle, wird man heute nicht mehr viel Worte machen. Selbst die Frage nach dem neuen Stoffgebiet, das diese Darstellungsweise dem Maler und damit der Welt aller Schauenden erschloß, kann heute nicht mehr als eine wesentliche gelten. Wir haben aufgehört, diese Malerei um ihres Vorstoßes in das Reich des Alltags, in die unpathetische Wirklichkeit, in die Reize des Abseitigen und Ärmlichen willen als eine soziale Tat zu feiern. So notwendig ein solcher Wandel mit der Umschichtung unsrer Gesellschaft und mit dem Aufkommen des vierten Standes zusammenhing, so wenig konnte er an den Kern der Entwicklung selbst rühren. Das Spargelbündel Manets, die Heuschober Monets sind ebenso wenig wie die Gänserupferinnen Liebermanns oder die Schwarzwälder Bauern Thomas richtigere, echtere, lebensnähere oder kunstsinnenvollere Träger eines malerischen Schöpfungsvorganges als die römischen Republikaner Davids, die Apostel Overbecks oder die venezianischen Dogen des Delacroix. Nicht die Technik, nicht der Gegenstand, nicht das Verhältnis zu Form oder Farbe sichern der neuen Kunst ihren Sieg, sondern die neue Gesinnung, das Weltgefühl, das Geist und Herz des Malers in einem reinen und innerlichen Rhythmus bewegt.

Dieser Sieg wurde in einem Kampf errungen, dessen Glut und Bedeutung wir erst heute richtig einzuschätzen imstande sind. Auf der einen Seite der Staat, die offizielle Bildung, das Wissen um Kirche, Schule, Familie, und darüber in Deutschland der Wille eines Einzelnen, der über die Mittel und die Menschen verfügte, die der Kunst Leben und Sterben gebieten konnten. Nicht als ob diese Mächte hemmungslos dem Unwürdigen, Vergänglichen hingegeben waren. Es gab einen Menzel, der auch vor den Augen des Herrschers Gnade genoß. Aber wenn auch die Malerei des kaiserlichen Deutschland ihrem Zeitalter nicht so deutlich ihre Züge aufprägen konnte wie ihre Architektur, die Sünden auf sich lud, die nicht vergeben werden können, so ist doch das Leben, wie es vom Schicksal geführt wurde, mit hartem Fuß



Schwarze Pierrette

über sie hinweggeschritten. Die Malerei mußte, als Impressionismus beginnend, in kurzem zu dem Stil gelangen, der keine Tendenz, keine Lehre kennt, dem jedes Programm fernliegt, zu dem Stil, der den Menschen und die Natur sich neu verschwistern läßt. Er fordert nicht, sondern er erfüllt, er setzt sich nicht bewußt in die Kette der Tradition ein, sondern er hebt frei sein Haupt empor, weil er sich vollgesogen hat mit dem Wesentlichen aller Zeiten. Er gehört nicht den Gebildeten, den Herausgehobenen, den Behörden und Akademien, sondern jedem, der offene Augen hat, dem Diesseitigen, dem Tag, dem Leben.



Der Geiger

Es ist noch nicht lange her, daß man die Malerei, wie sie uns die deutschen Künstler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Frankreich brachten, auf ihre nationale Berechtigung zu prüfen aufgegeben hat. Allzu lange hatte man das romanische Ideal allein in Italien, das germanische allein in den Niederlanden erfüllt gesehen. Als nun das Mutterland der Revolution, das Land der Boheme, der schöpferischen Sinnlichkeit, der klassischen Kunstkritik, des literarischen Propagandatums seine Herrschaft in den Köpfen der Maler neu begründete, sah mancher auch sonst Vorurteilslose in dieser Bewegung eine Gefahr und eine Bedrohung für die Zukunft unsers eigentlichen künstlerischen Ideals. Man sprach von der lediglich naturwissenschaftlichen Tendenz einer solchen Kunst der Farbenauflösung und Formzertrümmerung, von der zersetzenden Kraft der Analyse, von der Beschränkung der Phantasie, von der Unfruchtbarkeit des Motivischen. Wenn es dieser Malerei gelungen ist, im Laufe eines Menschenalters sowohl die Schwerfälligkeit des Publikums als auch die Spitzfindigkeit und Charakterarmut der Kritik zu überwinden, so dankt sie das jenen Künstlern, die neben der Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihrer Persönlichkeit eine unbezweifelbare Herrschaft über das Handwerkliche ihres Berufs ihr eigen nannten. Es war ja nicht genug, daß man den Franzosen den äußeren Schein, die Mache und die Fingerfertigkeit absah, daß man sich bemühte, den Wald von Fontainebleau oder die Gassen des Montmartre über den Rhein zu tragen. Es mußte das Gefühl einer künstlerischen Atmosphäre in das germanische Blut bringen, die hell und locker genug war, um



Im Seidenkleid

das Tempo der romanisch-keltischen Lebens- und Sehensfreude ohne die deutschen Rubati bei uns weiterklingen zu lassen. An Bahnbrechern fehlte es nicht. Aber wir brauchten auch Vermittler, Künstler mit der Beschwingtheit des Weltläufigen, die, aus deutschem Blute geboren, doch nicht dem Erbfehler der Lehrhaftigkeit, der Prinzipienmacherei und der mit sich selbst zufriedenen Nichts-als-Sachlichkeit verfielen. Denn wir waren des Streites der Federn, der Gruppen, Sezessionen, Organisationen, der Richtungen und Programme müde. Nachdem ein Jahrhundert lang Staub und Nebel regiert hatten, schauten wir aus nach Sonne und Heiterkeit, nach jenem holden Einklang von Wollen und Vollbringen, der nur in der Luft eines wirklichen Künstleringeniums sich mit ungetrübter Harmonie ausschwingt.

In dieser Luft bewegen sich die Werke des Dresdner Malers Ferdinand Dorsch.

Als Dorsch im Jahre 1891 in die altberühmte Kunststadt an der Elbe kam, um sich als Künstler auszubilden, da war hier noch nichts von jener Revolution zu spüren, die schon an manchen Stellen das Erdreich der deutschen Kunst aufzulockern begonnen hatte. Die Dresdner Akademie blickte auf ein reichliches Jahrhundert einer festgefügten Tradition zurück. Sie hatte den bürgerlichen Realismus Anton Graffs, hatte Julius Schnorrs andächtige und fleißige Monumentalmalerei, Ludwig Richters heiter-sinnige Wiedererweckung der deutschen Landschaft erlebt. Die Historienmalerei, wie sie nach dem Siegeszug der belgischen Großmaler über Kaulbachs theatralische Tendenzkunst zu Pilotys koloristisch vertiefter Episodenschilderung geführt hatte, war in Ferdinand Pauwels an der Dresdner Akademie vertreten. An seiner Seite stand der Porträtist Leon Pohle, ein ausgezeichneter Handwerker und solider Lehrer von starker persönlicher Anregungskraft. Aus der klassisch-idealistischen Künstlergeneration ragten noch einige ehrwürdige Figuren in die Zeit der nahen Jahrhundertwende hinein. Bei Pohle fand der kaum sechzehnjährige junge Adept, der, ein geborener Ungar, in Wien seine Jugend genossen hatte, was ihm und jedem seines Faches vor allen Dingen not tat: die gründliche Technik, den Respekt vor der Natur, das Wissen um die Bedeutung der formalen und koloristischen Eigenart eines Vorwurfs, die Eindringlichkeit des Sehens. Als dann — es war im Jahre 1895 — Gotthard Kuehl an die Akademie berufen wurde, schloß sich Dorsch sogleich dem vielgerühmten Meister an. Kuehl war damals nicht mehr der Jüngste. Aber in dem Lübecker Kaufmannssohn, der aus der Münchner Diezschule nach Paris gegangen war und dort sich dem Impressionismus in die Arme geworfen hatte, steckte eine ungebrochene Kraft des Wirkens und Sichauslebens, so daß sein Eintritt in die Dresdner Kunstwelt wie ein frischer Windstoß in den Alleen eines vornehmen, aber verschlafenen Parkes wirkte. Was er in Paris bei Monet,


Dame mit dem roten Fächer



Blumiges Sofa

Picasso, Seinat und Renoir gelernt hatte, nahm in seinen Landschaften, seinen Städtebildern, seinen Interieuren die Farbe eines neuen Temperaments an. Und dies Temperament, blutwarme und zugleich elegante Mischung aus norddeutschem Heimatgefühl und internationaler Skepsis, wirkte auf den jungen Österreicher mit ganz merkwürdiger Anziehungskraft. Dorsch stand bald unter den sich immer zahlreicher um den Meister scharenden Schülern Kuehls an erster Stelle. Eine kleinere Gruppe von ihnen schloß sich dann zu der Künstlervereinigung »Die Elbier« zusammen: August Wilckens, Arthur Bendrat, Fritz Beckert, Johannes Ufer, William Krause, Walter Friderici, so verschieden nach Herkunft und künstlerischem Charakter, fanden sich unter Ferdinand Dorschs Führung in dem offenen Bekenntnis zu der Malerei des freien Lichtes, der Luft, zur Abkehr vom braunen Ton und aller Galerie- und Atelierproblematik. Ein kurzer Aufenthalt in Wien konnte Dorsch seiner neuen Heimat nicht mehr entfremden. Seit



Dame auf weißer Bank



Im Atelier (Steinzeichnung)

1901 ankerte er an der Elbe fest, und immer sichtbarer wurde seine Bedeutung für die nun von Jahr zu Jahr freier und energischer sich entfaltende Kunst der jungen Eindrucksmalerei in Dresden. So war es eine durchaus organische Wendung, daß er 1914 als Lehrer in den Verband der künstlerischen Lehranstalt eintrat, die seinen eignen Aufstieg begründet hatte.

Wer im Dresdner Kunstleben des letzten Menschenalters etwas mitgegangen ist, mußte auch der Gestalt Ferd. Dorschs immer wieder an den entscheidenden Punkten begegnen. Das glückliche Phäakentum seines menschlichen und künstlerischen Stils, seine Fähigkeit, Fragen der Organisation und der Vermittlung mit leichter Hand und sicherem Blick zu behandeln und sie in einer Art zu lösen, daß dabei das Wesentliche voll zu seinem Rechte kommt, seine ausgezeichnete Begabung als Lehrer und die aus Humor und Güte hervorsprießende Überlegenheit seiner Intelligenz, die man wohl ebenso eine Intelligenz des Herzens nennen kann, sind Eigenschaften, die zusammen wohl imstande sind, eine Atmosphäre von Wärme und Lebenslust zu erzeugen, der man sich, wenn man offene Sinne hat, kaum entziehen kann.



Dame mit Hund (Zeichnung)

L'homme, c'est le style. Läßt man die Fülle der Bilder, die der Künstler in nunmehr einem Menschenalter geschaffen hat, an sich vorbeiziehen, so spürt man mit immer lebhafterer Freude, wie stark und glücklich dies Tempe-



Nachtfest (Steinzeichnung)

rament sich im Sichtbaren auszusprechen vermag. Die Kunst des Malers wurzelt, dies zuerst, in der Wirklichkeit. Seine Menschen sind von Fleisch und Blut. So hielt die blasse Blondine den Fächer, als sie dir an jenem feuchten Abend auf der Terrasse begegnete, so rauschte ihr seidenes Kleid, so glänzte ihr dunkles Auge. Auf jener Bank, unter der blühenden Kastanie, hast du einst gesessen, als die Sonne ihre bunten Lichter über den sauber geharkten Sand des Parkweges streute. Und jener **schlanke junge Herr**



Gewandstudie (Zeichnung)

mit dem Kastorhut und dem ein wenig preziösen Schnitt seines gepflegten Haares — warf er dir nicht damals das schnelle Bonmot zu, als du im Kaffeehaus vergeblich um die Gunst der blauen Schönheit warbst? Wie wir aber uns in den Kreis dieser feingliedrigen Gestalten mischen, wie wir die bewegte Anmut dieser jungen Mädchen, die lässige Eleganz der Kavaliere belauschen, gleiten wir unmerklich in jenes Reich des schönen Scheins, das nur Dichterhand erschließt. Hören wir **nicht Heinrich Heines**



Der Besuch

spöttisches Lachen, flüchtet nicht Madame Bovary eilig vorüber, die reife Schwermut unter den knisternden Falten des Taftmantels verbergend, das sinnliche Auge verstohlen gesenkt? — Der Kampf ums Dasein, in dem Tausende verbluten, verrauscht weit, weit in der Ferne, die éducation sentimentale beherrscht die Szene. Man läßt der Leidenschaft ihren glühenden Atem, dem Ehrgeiz die fiebrige Hast des Zugreifens, der Vergänglichkeit die herbe Geste des langsamen Abschieds. Der Tod hat keine Schrecken mehr für die, so in Arkadien geboren sind. Vergebens wird man nach den Elementen spüren, die dem heiteren und harmonischen Werden dieser Geschöpfe ihren Boden bereitet haben. Manets »Frühstück im



Am Toilettentisch

Grünen« taucht wohl in der Ferne auf, Gavarnis Völkchen zärtlicher und lebensdurstiger Grisetten, Constantin Guys und die Demimonde des zweiten Kaiserreichs könnten unter ihren Ahnen sein. Die Kunst Friedrich von Amerlings ließ uns so schlanke Frauen kennen, deren feine Büste blumenhaft aus der bauschigen Krinoline emporblüht; Danhauser und Joseph Fendi, Kriehuber und sogar der herbere und männlichere Waldmüller haben das alte Wien mit diesen Gestalten bevölkert. Und der Maître-peintre der aristokratischen Familie in den Kaiser- und Königreichen des vor- und nachmärzlichen Europa, Franz Winterhalter, hob den Reifrock, den Spenzer und die Redingote zum überzeugenden Repräsentationsgewand fürstlicher Würde empor.

Mit all diesem Stammbaumgeraschel aber ist weder für die Deutung der künstlerischen Voraussetzung von Dorschs Geschöpfen noch für die ihrer ästhetischen Erscheinung viel gewonnen. Will man eine Formel für ihr Wesen prägen, so mag man ihren Meister vielleicht einen Romantiker des Salons nennen. Denn auch die Landschaft wird bei ihm stets ein wenig zum Salon und oft noch mehr zum

Festsaal, zum Promenoir, ja zur Bühne. Er ist ein ungemein feinsinniger Regisseur, ein Kenner auf allen Gebieten des Geschmacks und des guten Tons, ein Virtuos der Konversation im Sprechen wie im Lauschen. Es ist ein Vergnügen, ihm die Leitung eines kleinen Festes in die Hand zu legen, ihn zum Gebieter über eine zu allen Gaukeleien des Körpers und des Kopfes bereite Schar junger



Gartenfest

und gepflegter Menschen zu machen. Wo aber das anmutige Spiel dieser Truppe beginnt, da wird die Szene zum klingenden Erlebnis.

Die Welt Dorschs ist voller Musik. Es braucht nicht eben ein Geiger den Bogen anzusetzen, um Vieuxtemps' Polonäse in den Saal zu schleudern, nicht nur Schumanns Träumerei unter den weißen Fingern einer melancholischen Blondine sanft aufzuleuchten. Die Harmonie des farbigen Tons ist in diesen Bildern oft von einer einschmeichelnden Süßigkeit. Er schlägt einen Akkord an, wie etwa den der roten Jacke auf der Seeterrasse, und baut auf diesem Klange dann das ganze Gebäude seiner Melodik auf. Man gehe z. B. auf der reizenden Pleinairstudie »Im Gartenrestaurant« dem opalenen Grundton des heliotropgestreiften Kleides nach und verfolge, wie unendlich fein diese farbige Terz in dem sonnenbeschienenen Stuhl, in dem glitzernden Geschirr auf dem Kaffeetisch sich weiterspinnt.

Kein Wunder, daß auch die Bildnisse des Künstlers einen besonderen Reiz gewinnen. Denn sie zeigen, wie sich aus Kopf und Figur, aus Auge, Mund und Hand des Menschen, besonders der Frau, die alle diese Phänomene sicherer beherrscht als der Mann, ein bestimmter Akkord gestaltet, zu dem das Leben selbst die instrumentale Begleitung spielt. Und ein Schritt weiter, so stehen wir auf der bunten Bühne selbst, wo die Pritsche des Pierrots und Colombines Fächer den Takt schlagen. Dort werden die Masken des dumpfen Tages einmal in die Ecke geschleudert. Und Schminke und Puder, Perücke und Narrenkappe ent-



Am Flügel

hüllen erst das wahre Antlitz des Menschen. Ob sie tanzen oder flirten, ob sie schmollen oder schäkern, drohen oder begehren, schluchzen oder sich hingeben — sie lassen uns hier erst ihr wahres Antlitz sehen. Zwischen Kulissen und unter Lampions, im ersten zarten Freudenschrei der Ballnovize wie im letzten brünstigen Rausch der entfesselten Sinne glüht und zittert der ewig junge Urlaut der Natur, der Schrei nach dem Leben.

So sehr es lockt und gelockt hat, die Bilder dieses besonderen Künstlers auf ihren dichterischen Stimmungsgehalt hin zu genießen, so sicher ist ihr Schöpfer der Gefahr entgangen, der Literatur zu verfallen. Davor behütet ihn die Gesundheit seines künstlerischen Betrachtens und Gestaltens. Wenn man in dem Impressionismus, dem man so oft seine Wissenschaftlichkeit vorgeworfen hat, etwas im innersten Gehalt von aller Wissenschaft weit Entferntes, von jeder Erdenschwere Gelöstes, Liedhaft-Beschwingtes herausfühlte, wenn diese Kunst mit ihren zerfließenden und sich verschmelzenden Formen, mit der heiteren Buntheit oder der ernsten Vornehmheit ihrer Farbe in der Welt das Echo ihrer Seele fand, mit der Forderung:



Maler Feldhaus und sein Modell



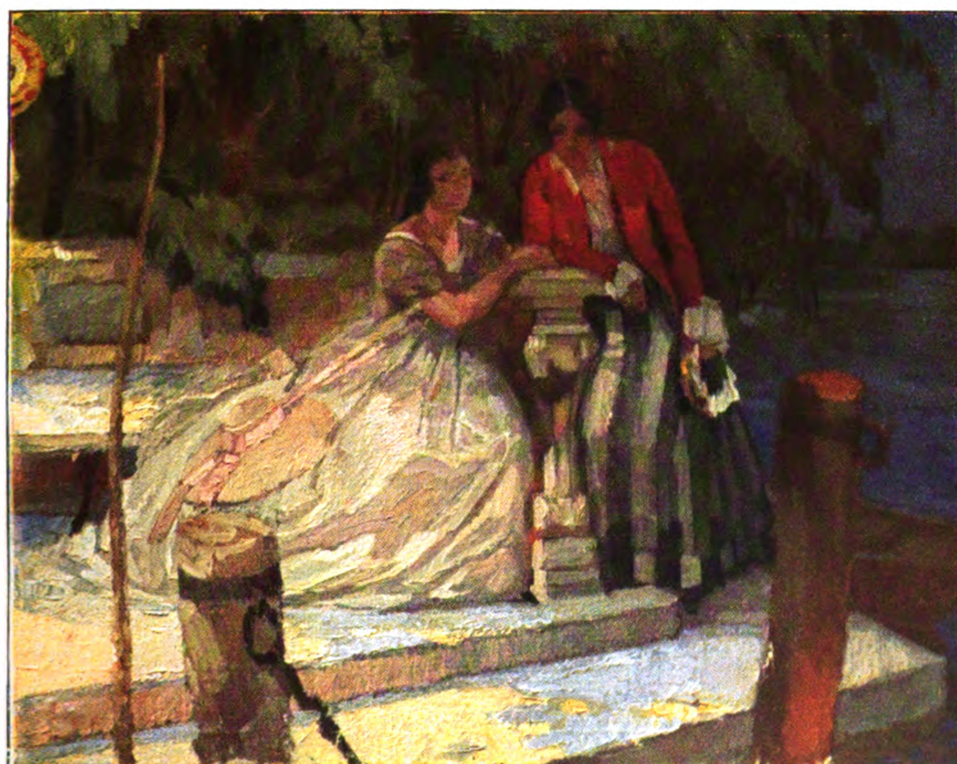
Im Garten



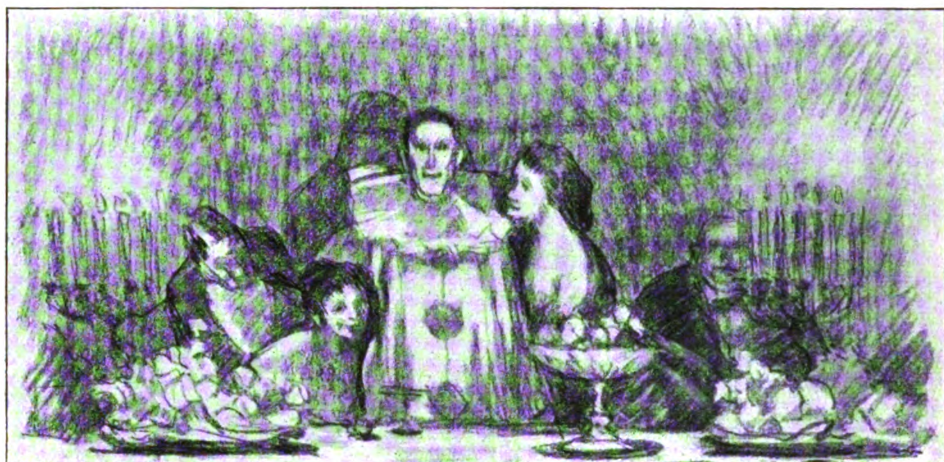
Auf der Schloßterrasse in Dornburg



Fasching



Auf der Seeterrasse



Fragment aus dem Gastmahl des Pierrot (Zeichnung)

Fange die Welt auf, so fällt Gott dir zu — dann ist Ferdinand Dorsch ein vollkommener Impressionist. Im Einklang mit der Natur, nicht wie beim Expressionismus in ihrer Umformung und Vergewaltigung, entsteht sein Werk.

Er wird am 10. Dezember 1925 die Grenze des halben Jahrhunderts erreichen. So liegt die Höhe des Lebens vor ihm. Eines Lebens, das den goldenen Überfluß der Welt mit hellen Augen getrunken hat. So, Sein und Schein in anmutigem Reigentanz verwechselnd, hat es vielen ein festliches Licht der Sehensfreude entzündet. Die Grenzen dieses Reiches sind wohl nicht mehr zu verrücken. Aber wir beugen uns dankbar dem Zepter, das eine leichte Hand, von einem feinen Kopf gelenkt, darüber schwingt.

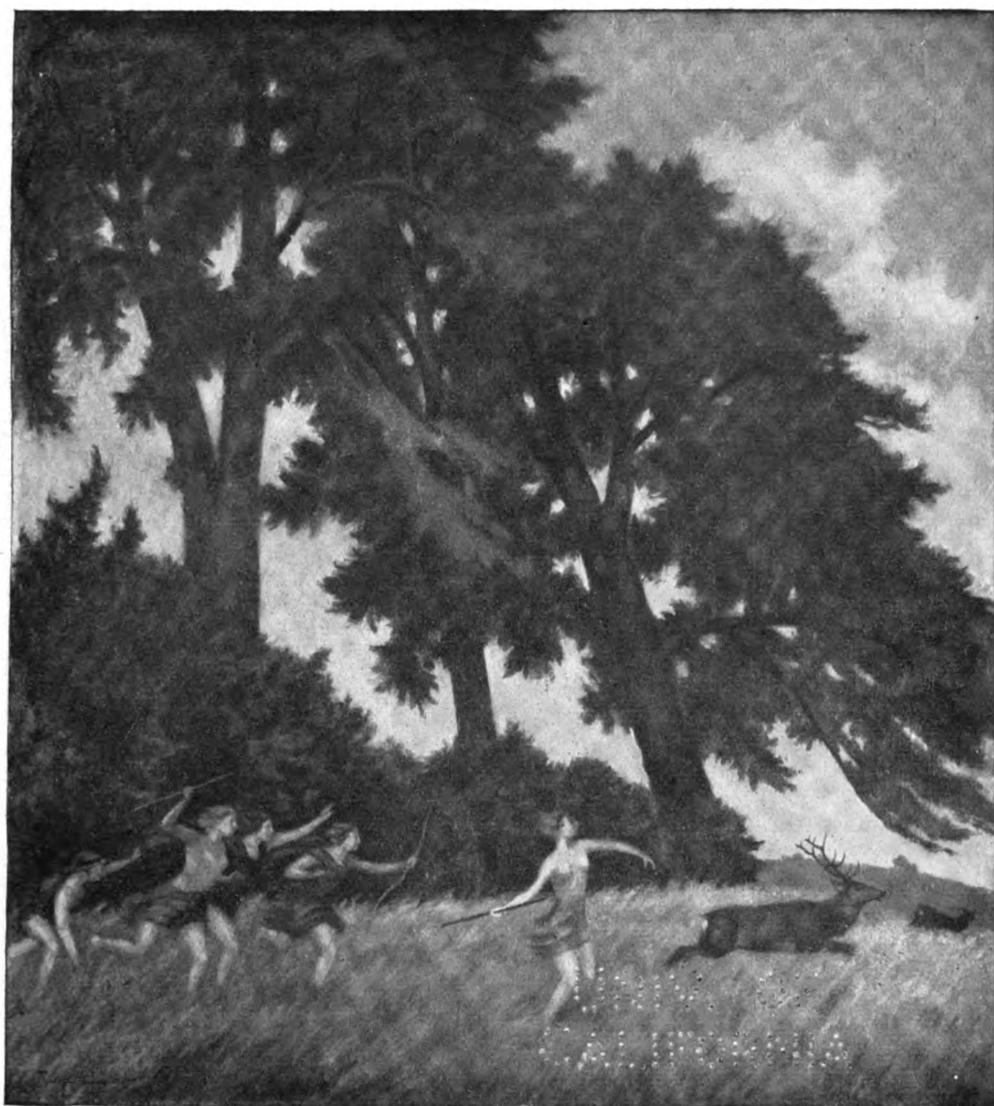
Sie wußte wohl ...

Sie wußte wohl, daß sie des Todes Mal
Schon trug an ihrer zarten, blassen Stirne,
Und daß sie diesen Lenz vielleicht zum letztenmal
Genoß, das Blau des Seees und den Glanz der Firne,
Und daß dies bunte Paradies der Erde
Für sie, ach, schon so bald verwelken werde.

Voll wilder Blumen trug sie einen Strauß,
Den sie gepflückt an stiller Abendhalde.
Die blassen Nasenflügel zog sie kraus
Und sog vom herben Dufte voll Entzücken.
Indes sie niederstieg zum Dämmerwald,
Lag sanft der Abendschein in Nacken ihr und Rücken.

Sie sang ein Lied wie schwer von scheuem Glück,
Ihr lichtes Auge dunkelte vor Sehnen ...
Noch einmal wandte sie das blonde Haupt zurück ...
Im Abendscheine schliefen grün die Lehnen,
Die hohen Felsen standen schimmernd wie aus Erz;
Die Wolken liefen bunt auf rosigen Füßen,
Die stillen Wipfel lockten sie mit Schwestergrüßen ...
Lächelnd drückte sie die Blumen an das Herz ...

Franz Höller



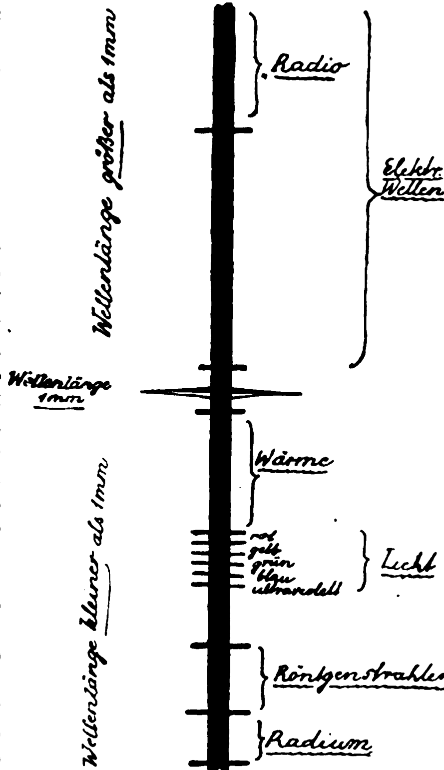
Rudolf Hause: Jagd der Diana

Bestrahlung

Von Dr. Robert Fließ

Bestrahlung — was bedeutet uns heute dieses Wort! Wieviel Arbeitsmöglichkeit und wieviel neue Erkenntnis verknüpfen den Forscher mit ihm, wieviel Hoffnung auf Heilung, wieviel Lebensmut den Patienten! Die Strahlenheilkunde ist eine riesige Disziplin geworden, Ärzte und Physiker widmen dem Fache ihr Leben. Alle Krankenhäuser der Welt bauen eigne Institute, und es gibt kaum eine Vorlesung oder Zeitschrift, die vom Streite der Meinungen unberührt bleibt. Denn die Wissenschaft sieht ihre Erkenntnisse meist wie der Wanderer den Horizont, je weiter er schreitet, desto weiter dehnen sich die Fernen ...

Was ist es denn mit der wunderbaren »Bestrahlung«? Nun, die erste Bekanntschaft mit ihr macht der Mensch schon als Säugling. Der Strahl des Sonnen**lichts** ist es, der ihn bereits in der Wiege trifft, ihm ein Blinzeln entlockt, und ihm etwas später, sobald er gelernt hat, sich selbst zu bewegen, als **Wärme**strahl wieder begegnet. Auf dem Platz »an der Sonne« ist's warm, nebenan im Schatten spüren wir einen leichten Schauder — diese Spielplatzerfahrung bedeutet bereits einen physikalischen Satz: Wärme und Lichtstrahlen pflanzen sich geradlinig fort. Denn der Sonnenstrahl enthält beides, Wärme und Licht, und der Platz, den er trifft, ist durch eine scharfe Grenze vom Schatten geschieden. Im Schatten aber sieht unser Auge, daß es dunkler ist, und unsre Haut spürt die Kälte. Mit andern Worten: wir nennen Licht denjenigen Teil der Strahlen, den unser **Auge** erkennt, Wärme den, zu dessen Aufnahme ein andres Sinnesorgan dient: die **Haut**.



Aber Wärme und Licht sind auch schon rein physikalisch verschieden. Der Leser, der eine einfache kurze Erörterung aus der Physik nicht scheut, erinnert sich leicht daran, daß die Luft über uns, die den Erdball umgibt, nicht sehr weit in den Weltraum hineinreicht. Was uns mit der Sonne verbindet, ist lediglich »**Äther**«. Dieser Weltäther, den wir nur annehmen müssen, nicht kennen, und der auch zwischen unsrer atmosphärischen Luft sich befinden muß, kann nun bewegt werden, kann schwingen. Er bildet dann **Wellen** wie der See, dessen ruhigen Spiegel ein Steinwurf zum Zittern bringt, oder das Meer, wenn der Wind es erregt. Und wie die Wellen der Seen und Meere, so können auch die Wellen des Äthers groß oder klein sein, lang oder kurz. Von ihrer Länge aber hängt ab, welches Sinnesorgan bei uns sie erregen. Die **langen** der eben besprochenen Wellen treffen die feinen Nerven unsrer Haut und machen uns **warm**; die **kürzeren** reizen die Netzhaut des Auges, wir nennen sie **Licht**. Es gibt jedoch eine Anzahl von andern Wellen des Äthers, für die uns ein Sinnesorgan völlig fehlt. Wir mußten uns Apparate bauen, um sie in wahrnehmbare Bewegungen zu verwandeln, und wäre das nicht so vollkommen gelungen, so wüßten wir heute noch nicht, daß sie überhaupt existieren. Sehr lange Ätherwellen z. B. lenken den Kompaß ab oder bringen den Faden in einer luftleeren Glasbirne zum Aufflammen, wir nennen sie **Elektrizität**. Noch längere Wellen durcheilen den Raum und sind heutzutage in aller Munde; ihr Name ist »**Radio**«. Auf der andern Seite kennen wir auch noch kürzere Wellen als die des kurzwelligen Lichts, zu ihnen endlich gehören die Strahlen des **Röntgenapparats** und des **Radiums**.

Eine kleine schematische Zeichnung soll uns hier bei der Anschauung helfen. Was der Leser dort sieht, könnten wir »Strahlenleiter« benennen, mit demselben Recht, mit dem man von einer Tonleiter spricht. Denn wie dort das Kammer-a mit einer bestimmten Schwingungszahl den Mittelpunkt bildet, so hier ein unsichtbarer Ätherstrahl von bestimmter Wellenlänge.

Die Mitte des dicken Striches zeichnet uns den Bereich dieses Strahls, seine Wellenlänge beträgt einen Millimeter. Nun geht es von diesem »Kammer-a« an unsrer Strahlenleiter aufwärts und abwärts. Unter den Strahlen mit größerer Wellenlänge sind, wie gesagt, die elektrischen Wellen und schließlich die Radiostrahlen, welche wir drahtlos in die Welt hinaussenden. Kürzer als

einen Millimeter sind zunächst die Ätherwellen der Wärmestrahlen. Schwingt der Äther in noch kürzeren Wellen, so wird unsre Netzhaut gereizt, und wir sehen Farben. Zunächst Rot, dann Gelb, Grün, Blau und zuletzt Violett. Was kürzerwellig ist (Ultraviolett), sehen wir nicht mehr. Hier aber beginnt, was die Heilkunde anwendet als »künstliche Höhensonne« und »Quarzlicht«. Dann kommt ein längerer Abstand, und erst am Ende der Leiter liegen die wichtigen Strahlen, deren Wellenlänge so kurz und deren Nutzen für uns so groß ist: die Strahlen des Röntgen-»Lichts« und des »Radiums«.

Natürliche und künstliche Höhensonne

Wer Bergsteiger ist und den ewigen Schnee zu durchwandern gedenkt, weiß, daß er sich schützen muß gegen die krankmachende Wirkung des Sonnenlichts in der Höhe. Aber auch im Tieflande kann uns die Sonne schaden. Man erinnere sich nur an die ersten heißen Tage des Sommers in einer Stadt! Alles strömt vor die Tore, und der Hunger nach Licht verleitet die Jungen nackend zu einem Sonnenbad: man will bräunen. Mit Lust verbringt man den Tag zwischen den Elementen, dem Wasser des Sees und dem Feuer der Sonne. Dankbar und ermüdet kehren Männlein und Weiblein am späten Abend zurück. Aber sie schlafen dann schlecht, sie träumen vom Feuer, es brennt sie und schmerzt. Sie erwachen im Fieber, sie quälen und werfen sich, ihre Haut ist feuerrot, und der Kopf will zerspringen. Sie sind sonnenbrandkrank geworden, und der Arzt hat manchmal nicht wenig Sorge um sie, denn es sind schwere, bedrohliche Fälle darunter, bis herab zu den leichten, stellenweisen Verbrennungen der Nacken- und Schulterblattgegend, die jeder schon einmal durchgemacht hat, und bei denen das Tragen des Rucksacks am nächsten Tage zur Unmöglichkeit wird. Da pudert man nur die Haut, anstatt sie zu waschen; sie schält sich nach einigen Tagen, und in kurzem ist alles vorbei. Auch für die schweren und ausgebreiteten Sonnenschäden gibt es leider kein Medikament, sondern die Hilfe dient nur zur Stillung des Schmerzes. Die Heilung dieses Unfalls muß der Körper selbst schaffen, denn der Hautbrand ist ihm eine Art von Vergiftung, mit der er fertig zu werden sich müht.

Was verursacht denn nun diese schädliche Sonnenverbrennung? Man sagt gemeinhin: das Sonnenlicht, aber das stimmt eigentlich nicht. Denn es ist nicht das sichtbare Licht, sondern der andre, der unsichtbare, kürzerwellige, ultraviolette Teil der Sonnenstrahlen. Diese Tatsache läßt uns auch sogleich verstehen, daß die Schädigung nicht vom Hitzegrad abhängt, und wir begreifen, warum ein Heizer, der vor Rotglut arbeitet, von ihr verschont bleibt, während der Polarfahrer unter ihr leidet. Der kürzlich verunglückte Shakleton berichtet z. B. aus den Beobachtungen seines Arztes: »Sobald die farbigen Gläser der Schneebrille fortgelassen wurden, schwollen die Augen zu, und das Sehen wurde schwierig und schmerzhaft. Am Munde bildeten sich wunde Stellen; als wir einmal ein paar Stunden im Licht der Polarsonne ohne Jacken marschierten, entstanden durch die Hembärmel hindurch heftige Verbrennungen — das alles bei einer Temperatur von 6—8 Grad unter Null!« Es kommt eben nicht darauf an, wieviel Wärmestrahlen, sondern lediglich, wieviel »chemische« Strahlen das einwirkende Licht enthält. Und das Sonnenbrandbeispiel zeigt uns sehr gut die Art der Einwirkung dieser Strahlen auf den menschlichen Körper. Die Haut wird entzündet, und es kommt außerdem eine Allgemeinwirkung auf den Organismus zustande. Diese schadet zumeist, kann aber auch — und deshalb sprechen wir so ausführlich von ihr — eine unschätzbare Heilkraft entfalten. Übrigens sind vernünftig bemessene Sonnenbäder unschädlich, denn wir haben einen natürlichen Schutz: wir bräunen im Licht. Und wer seinem Körper Zeit dazu läßt, Farbstoffzellen in der Haut in genügender Menge zu sammeln, wer sich langsam »gewöhnt«, wird unter dem Sonnenbrand nicht leiden. Der Landmann z. B. bekommt ihn so wenig wie der Dunkelgeborene einer tropischen Rasse. Ein amerikanischer Arzt hat einen berühmten Versuch angestellt: eine Neger- und eine Europäerhand wurden gemeinsam in die Mittagssonne gehalten. Nach zwei Stunden war die Hand des Weißen geschwollen, gerötet und mit starken Blasen bedeckt, aber die Negerhand unverändert geblieben. Denn das Hautpigment filtert ultraviolette Strahlen, es läßt sie nicht durch. Wir kennen jedoch auch fast farblose chemische Stoffe, die kurzwelligem Licht den Durchtritt versagen, und machen aus ihnen unsern »Gletscher-Creme«, um den Touristen zu schützen. Denn das Hochgebirge ist ja — im Winter zumindest — reicher an kurzwelligem Licht als die Ebene, vielleicht, weil ihm die natürliche Filterung durch die tieferen Luftschichten fehlt. Aber der Städter mag wissen, daß im Sommer der Unterschied zwischen Gebirge und Tiefland im Gehalt des Lichts an Ultraviolett nicht erheblich ist (genaue Messungen in der Schweiz ließen das deutlich erkennen), und sich durch eine »Dosierung« seiner Sonnenbäder vor dem qualvollen Brande mit Sicherheit schützen.

Nun aber zur Heilkraft des Lichts! Es gehört zu den glücklichsten Schicksalen unsrer Wissenschaft, daß sie in der Lage ist, über Schädlichkeiten, die den Menschen von der Natur treffen, nachzudenken und zu versuchen, ob sie den Mechanismus der Schädlichkeit nicht in den Dienst eines Nutzens zu stellen vermag. Als man z. B. sah, daß die chemischen Strahlen des Son-

nenlichts eine so starke Einwirkung auf die Menschenhaut haben, fragte man sich: Ist diese Kraft nicht zur Heilung von Hautkrankheiten verwendbar? Und sie war es tatsächlich. Wir bestrahlen heute eine ganze Reihe von Erkrankungen der Haut mit ultraviolettem Licht und vermögen damit zu heilen oder zu bessern, sogar dort, wo die andern Mittel versagen. Ja, noch mehr. Da wir die Strahlenart kennen, welche die nützliche Reizung vollbringt, so sind wir in der Lage, uns von der Sonne unabhängig zu machen, wir erzeugen sie künstlich. Die künstliche Höhensonne und das Quarzlicht bieten uns Möglichkeiten dazu. Unsre Technik hat diese Apparate so weit vervollkommnet, daß sie mühelos zu handhaben sind und ein Hautkranker weder nötig hat, auf die Berge zu steigen, noch auf gutes Wetter zu warten.

Dieser Nutzen aber tritt fast zurück gegen die Segnungen, welche die Allgemeinwirkung des Lichts auf den Körper zu bringen vermag. Jeder Arzt kennt Leysin in der Schweiz. Dort hat man gewissermaßen die Heilkraft der Sonne entdeckt, denn man sah dort zuerst, daß sie ein böses Siechtum zu heilen vermag: die chirurgische Tuberkulose. Die alten häßlichen Worte »Knochenschwund«, »Drüsenfraß« bezeichnen am besten, was mit diesen Namen gemeint ist. Der Laie ist häufig geneigt, Tuberkulose mit Lungenschwindsucht zu übersetzen, weil er nicht weiß, daß leider auch die meisten andern Organe tuberkulös zu erkranken vermögen. Knochen und Drüsen stehen an erster Stelle. Die Drüsen beginnen zu schwellen und zu vereitern, sie durchbrechen die Haut und können schließlich ein Siechtum einleiten, wenngleich im allgemeinen gerade die Drüsentuberkulose kein schweres Leiden darstellt. Aber die Tuberkulose der Knochen! Sie ist überaus langwierig und kann große Zerstörungen anrichten. Die Knochen kommen zum Schwund, werden aufgetrieben, entleeren jahrelang Eiter, und die Krankheit endet bestenfalls mit einer Verstümmelung. Hände und Füße verkrüppeln, Gelenke versteifen, und wenn die Wirbelsäule zusammensinkt, weil ein zerstörter Wirbel schließlich vollkommen ausfällt, so kann eine Rückenmarksquetschung den Tod erzwingen. In jedem Fall trägt der Kranke jahrelang einen Eiterherd mit sich herum, bleibt in der Entwicklung zurück, wird geschwächt und ist siech. Diese Form der Tuberkulose nennt man »chirurgisch«, weil sich naturgemäß die Chirurgie als erste heilend an ihr versucht hat. Die Zerstörungen wurden freigelegt, zerfressene Teile beseitigt, der Eiter möglichst vollständig entleert, und in die Wundhöhle spritzte man häufig bakterientötende und heilungsanregende Lösungen ein. Dieses Verfahren ist zweifellos etwas wert, aber im ganzen gesehen sind seine Erfolge dennoch gering. Wenn aber selbst die chirurgische Stillegung eines tuberkulösen Prozesses gelingt (sie gelingt keineswegs immer, oft bleiben Keime zurück, und die Eiterung nimmt nach einiger Zeit ihren Fortgang), so ist der Preis meist wieder ein Schaden. Denn ohne eine Verkürzung, eine Versteifung, kurz, irgendeine Behinderung der natürlichen Funktionen des betreffenden Körperteils geht es gewöhnlich nicht ab.

Da brachte das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts die Schweizer Entdeckung. Fort mit dem Messer! So hieß es für die Tuberkulose der Knochen, und: Her mit der Sonne! Rollier, der Entdecker, legte seine Patienten nur in die Sonne. Das dauert lange, aber was erreicht wird, ist zauberhaft. Soll es aber nur den Bevorzugten helfen, die nach der Schweiz fahren können?

Die Tuberkulose ist eine große Seuche und läßt auch die deutschen Ärzte nicht schlafen. Die Sonne aber ist Allgemeingut. Man durfte nicht rasten, bis man auch hier im Tiefland ihren Strahlen die Heilkraft entlockt hatte. Und das ist vollauf gelungen. Hohenlychen z. B. liegt nahe bei Berlin. Auf einem Hügel inmitten hübschen Geländes erheben sich eine Anzahl eigentümlicher Häuser. Was sie auszeichnet, sind große, breite Veranden, die sich nicht überdecken, sondern Stock für Stock hintereinander zurücktreten, so daß jede den freien Himmel über sich hat. Auf diesen großen, offenen und doch windgeschützten Balkonen liegen die Kranken. Liegen dort Tag für Tag, Nacht für Nacht, sofern es die Witterung einigermaßen erlaubt. Kommt man hin, glaubt man zuerst fast, Tropenbewohner vor sich zu haben, so tief sind sie alle gebräunt. Von Leysin selbst sagt der Bericht, daß die Kranken den ganzen Tag auf dem Balkon verbringen, Sommer und Winter unbekleidet, nur mit einer Badehose, mit Augen- und Kopfschutz, bei kühler Witterung mit einer weiten Flanelljacke angetan. Sie haben dort selbst im Winter im Sonnenschein das Gefühl angenehmer Wärme. Die Sonne scheint an den kürzesten Tagen von 9 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags, das Thermometer zeigt 5 Grad Celsius im Januar und Februar in der Sonne. Deren Strahlen werden noch durch den Schnee reflektiert und wirken dadurch verstärkt. So verschwenderisch geht die Natur mit uns freilich nicht um, und in Hohenlychen hat man es nicht so bequem. Trotzdem gehört gerade die brandenburgische Tiefebene zu den Gegenden Deutschlands, die über die ausgiebigste Sonnenscheindauer verfügen. Auch hier wird vom Februar bis in den November hinein mit natürlicher Sonne bestrahlt, die Krankenbetten sind fahrbar, die Galerien gehen nicht allein nach Süden, sondern auch nach Westen hinaus, und so läßt sich leicht jeder Sonnenstrahl ausnützen.

Die Erfolge sind ganz erstaunlich. Betrachten wir, um sie zu zeigen, einmal ein tuberkulösekrankes Gelenk. Das Röntgenbild zeigt uns z. B.

schwere Zerstörungen der Gelenkkapsel, sie ist eitergefüllt, und die Gelenkenden, welche das reibungslose Spiel der Bewegung ermöglichen, sind angefressen und halb zerstört. Falls es dem Operationsmesser gelingt, hier Heilung zu schaffen, so ist die Versteifung sicher der Preis. Denn man muß neue Gelenkenden schnitzen, die fest ineinander passen, zusammenwachsen und die Beweglichkeit für alle Zeit opfern. Was aber geschieht unter dem Einfluß des Lichts? Der Zerstörungsvorgang steht still — und ein natürlicher Umbau beginnt. Der Säftestrom schafft nach und nach die zerstörten Partikelchen weg und bringt Kalksalze und Zellen heran, um neue Knochensubstanz statt der alten zu bilden. Das neue Gelenk gleicht aber keineswegs etwa dem alten. Es hat nicht die Form, die wir aus der Anatomie her gewohnt sind, sondern zeigt meist bizarren, unregelmäßigen und ganz unverständlichen Bau. Ein merkwürdiges System von Zapfen und Auskegelungen, Knochenvorsprüngen und hohlen Flächen entsteht, von dem man nie glauben sollte, daß es zu etwas dienlich sein kann. Aber sieh da, das Gelenk funktioniert! Daß dieser Umbau nicht rasch gehen kann, wird man einsehen. Die kleinen Gelenke brauchen bis zu anderthalb Jahren, ein Hüft- und Kniegelenk zwei Jahre, eine Wirbelvereiterung sogar drei Jahre. Und worin liegt das Geheimnis der Heilung? Wir sind weit entfernt, das heute schon zu wissen, eins aber steht bereits fest: die Tuberkulose ist keine örtliche Erkrankung, der man mit einer örtlichen Behandlung beikommt, sondern eine Allgemeinerkrankung, die mit einer Allgemeinbehandlung bekämpft werden will. Eine solche Allgemeintherapie ist das Licht. Bei seiner Aufnahme spielt eine wichtige Rolle die Haut. Sie nimmt die unbekannten Kräfte aus den Sonnenstrahlen auf, und man ermöglicht ihr das ohne Schädigung, indem man sie langsam, in kleinen steigenden Dosen nach einem erprobten System an die Bestrahlung gewöhnt. In Leysin bleiben die Kranken zunächst acht Tage im Zimmer und ruhen sich aus, denn das Gebirgsklima verursacht anfangs Pulsbeschleunigung, Schlaflosigkeit und eine Erhöhung der Temperatur. Sind diese Erscheinungen geschwunden, so wird mit der Luftkur begonnen, dann erst kommt die Sonnenbestrahlung heran. Man beginnt stets mit den Füßen, weil diese am wenigsten empfindlich sind, und in sieben bis acht Etappen wird schließlich der ganze Körper bestrahlt.

Nachzuholen ist noch ein kurzer Blick auf unsre Strahlenleiter. Denn die neueren Forscher behaupten, die Heilwirkung bei der Tuberkulose sei nicht allein von den ultravioletten Strahlen (an der unteren Grenze des sichtbaren Lichts in unserm Schema), sondern auch von den ultraroten (an der Grenze nach oben) abhängig. Und da wir die Strahlenart kennen, sind wir in der Lage, die Heilung nicht allein durch Diätkuren, Gipskorsette, Streckverbände zu unterstützen, sondern wenn die große Sonne verschwindet, unsre kleinen künstlichen Sonnen leuchten zu lassen, die ähnlich wirken.

Aber die Seuche wächst seit dem Kriege in unserm Volk. Auch nicht annähernd genug Kranke können in den Heilstätten Aufnahme finden, und die zahllosen Armen der Großstadt, denen Licht, Luft und Nahrung mangelt, schreien nach Heilung. Deshalb hat man jetzt in Berlin einen alten Exerzierplatz zum Ambulatorium gewandelt. Die an Knochen- und Gelenktuberkulose erkrankten Kinder, die trotz ihres Leidens noch gehen dürfen, d. h. deren Krankheitsherd weder in der Wirbelsäule noch im Becken, noch in den Beinen gelegen ist, suchen hier Heilung. (Es sind immerhin etwa ein Drittel aller chirurgischen Tuberkulosen.) Sogar Schulunterricht gibt es im Ambulatorium. Man hält ihn im Freien ab oder in halb verdeckten Liegehallen, und die Kinder sind weit leistungs- und aufnahmefähiger als in der Stube. Geturnt wird hier auch, denn man will ja mit allen Mitteln den Organismus widerstandsfähiger machen gegen die Krankheit.

Noch ein andres Gebiet für die Heilkraft der Strahlen (hier meist der künstlichen Höhensonne) ist uns seit kurzem bekannt: die Englische Krankheit. Sie bildet die Sorge so mancher Mutter, die bereits im Geist ihren Liebling als mißlaunischen Krüppel zu sehen vermeint, mit unförmigem Schädel, mit krummen, weichen Knochen unter den welken Muskeln, die schmale Hühnerbrust vom aufgetriebenen Froschbauch weit überragt. Nun, es gab stets mancherlei Mittel gegen dies Übel, neuerdings ist eins der hervorragenden die Bestrahlung. Denn sie vermag, wie wir wissen, rechtzeitig angewandt, auch hier Großes zu leisten.

Das Wunder der Röntgenstrahlen

Folge mir, lieber Leser, nach Würzburg, und versetzen wir uns um beinahe dreißig Jahre zurück! Wir sind im dunkelsten Winter, aber den hellen Hörsaal, wo die Physikalisch-Medizinische Gesellschaft tagt, füllt eine Menge aufs höchste gespannter Naturforscher und Ärzte. Denn man erwartet etwas Besonderes an diesem Abend. Vor wenigen Wochen hat der deutsche Physiker Wilhelm Röntgen eine epochemachende Mitteilung hinausgesandt. »Über eine neue Art von Strahlen« lautete der Titel, und was von diesen Strahlen berichtet wurde, war aufregend genug. Sie sollten die feste Materie durchdringen können, Holz war vor ihnen wie Glas, man konnte den Inhalt geschlossener Kästen damit photographieren, und was das Erschütterndste war, der menschliche Körper gab Kunde von seinem Inneren: die neuen Strahlen vermochten ihn zu durchdringen. Und in der Tat: Röntgen erschien,

wurde stürmisch begrüßt und zauberte schließlich die Hand des Vorsitzenden selbst auf die photographische Platte. Der gesamte Knochenbau, das Skelett dieser Hand wurde weithin sichtbar, und ihr Träger, ein alter, berühmter Anatom, mußte erklären, daß dieses die denkwürdigste Sitzung in der Gesellschaft sei, der er fast ein halbes Jahrhundert lang angehöre. Er schlug vor, die neuen X-Strahlen Röntgenstrahlen zu nennen.

Weshalb die berühmten Röntgenstrahlen unsichtbar sind, wird der Leser leicht einsehen, wenn er unsre Strahlenleiter im Kopf hat. Denn die zeigt ihm, daß die Wellen dieser Strahlenart kürzer sind als die Wellen des Lichts. Zur Aufnahme derartig kurzer Wellen ist aber die Netzhaut des menschlichen Auges nicht eingerichtet. Trotzdem macht gerade die Tatsache, daß man mit ihnen geschlossene Kästen und gar den menschlichen Körper durchschauen kann, den Weltruhm dieser Strahlen. Wie reimt sich beides zusammen? Nun, was wir beim Vorgange einer Röntgendurchleuchtung sehen, sind nicht die Röntgenstrahlen selbst, sondern wiederum Lichtstrahlen. Denn es gibt keine andre Strahlenart, die wir sehen, als das Licht. Also: die Röntgenstrahlen durchdringen den Körper, aber sind unsichtbar, Lichtstrahlen sind sichtbar, vermögen aber nicht die Bedeckung des Körpers zu durchdringen. Was bleibt demnach übrig, wenn man ein Röntgenbild haben will, als die Röntgenstrahlen, nachdem sie den Körper durchdrungen haben, in Lichtstrahlen umzuwandeln? Man erfährt so das Ergebnis dieser Durchleuchtung gleichsam aus zweiter Hand, aber nicht minder genau. Die Umwandlung geschieht zunächst auf dem Wege der Fluoreszenz.

Mit diesem Namen bezeichnet man das Prinzip des folgenden Vorgangs. Ein Doppelsalz (Bariumplatincyanur) wird auf einen Schirm aufgestrichen. Dieser Schirm ist im Dunkeln ebenso unsichtbar wie irgendein andrer Gegenstand unsrer Zimmer. Mit dem Augenblick aber, wo Röntgenstrahlen ihn treffen, beginnt er zu leuchten. Setzt die Bestrahlung aus, so erlischt sofort seine Leuchtkraft, und Stellen, die von den Strahlen verschont bleiben, leuchten auch nicht, sondern sind dunkel. Bringe ich also eine Geldtasche zwischen Strahlen und Schirm, so wird sie von den Strahlen durchdrungen werden und den Schirm keineswegs daran hindern, zu leuchten. Nur dort, wo ein Geldstück liegt, wird dieses Geldstück den Leuchtschirm »beschatten«, und ein schwarzer Fleck in Form dieses Geldstücks ist das Ergebnis für unser Auge. Mit andern Worten: ein Röntgenbild ist eigentlich nichts als ein Schattenriß, es hat weder Plastik noch Perspektive, und dem naiven Beschauer sagt es nicht allzu viel, gehört doch oft große Kunst dazu, es zu lesen. Denn warum zeichnet sich eigentlich eine Münze als Schattenriß ab? Doch nur deshalb, weil sie in ihrem Bezirke die Strahlen aufhält, d. h. weil sie undurchgängig für die Bestrahlung ist, weil sie die Röntgenstrahlen »verschluckt«, absorbiert. Immerhin, sieht man genauer zu, so wird auch die Geldtasche selbst ihrer genauen Form nach als dünner, grauer Schleier auf dem Leuchtschirm erkennbar sein. Das aber ist nur möglich, wenn auch das Leder die Strahlen ein ganz klein wenig verschluckt und nicht ganz so durchgängig ist wie etwa Glas oder Luft. Mit andern Worten: »durchlässig« und »undurchlässig« sind nur zwei Extreme, zwischen ihnen liegen alle möglichen Grade der Durchlässigkeit für die Strahlen. Zu erörtern, wovon die Durchlässigkeit eines Körpers abhängt, würde hier zu weit führen; wenn wir es einmal grob sagen wollen: von der Schwere. Silber ist schwerer als Leder, Knochen sind schwerer als Haut oder Muskeln, und »schwerer« auf einer Wage bedeutet schattengebender, schwärzer auf unserm Schirm.

Mit dieser Kenntnis sind wir nun endlich imstande, das Röntgenbild eines menschlichen Brustkorbes, das jeder von uns sicherlich schon mehr als einmal zu Gesicht bekommen hat, zum ersten Male mit wirklichem Verständnis zu betrachten. Was man dort sieht, sind durcheinanderliegende, sich überschneidende Schattenrisse der verschiedensten Organe von der verschiedensten Schwere und der verschiedensten Strahlendurchlässigkeit. Der schwärzeste Fleck in der Mitte wird vom Herzen gebildet.

Nein, Herr Professor, 's ist nur Ihr Scherz,
Der kleine Muskel hier ist nicht das Herz,

sagt Paul Heyse in seinen italienischen Versen. Denn der junge Dichter, der zum ersten Male eine anatomische Vorlesung besucht, will nicht glauben, daß jenes Organ, das er für den Sitz seiner schönsten und schlimmsten Gefühle zu halten pflegt, in Wirklichkeit nur ein Muskel sei. Aber dem ist in der Tat so, der Muskel verhindert die Röntgenstrahlen daran, die photographische Platte zu schwärzen, und gibt im Positiv (ganz wie beim gewöhnlichen photographischen Bild) einen tiefen Schatten. Um das Herz herum liegt die Lunge. Sie dient der Atmung, ist lufthaltig (man könnte sie etwa als ein luftgeblähtes Maschenwerk bezeichnen), und daraus folgt, daß sie leicht ist und ihr Schatten wiederum nicht viel mehr als ein grauer Schleier sein wird. Das Herz liegt also in der Lunge wie das Geldstück im Portemonnaie, und der Kontrast der verschiedenen Schattenstärken ist es, der die klare Herzsilhouette ermöglicht. Die Schattenstärke der Blutgefäße der Lunge liegt etwa in der Mitte zwischen derjenigen von Lunge und Herz, sie durchziehen deshalb als feine grauschwarze Streifen den Schattenschleier unsers Atmungsorgans. Nach unten hin bildet der dicke Schatten des Zwerchfellmuskels den Abschluß, und das ganze eben beschriebene Bild befindet sich eingeschlossen in einen Käfig, dessen

Gitterstangen von den Knochen des Brustkorbes gebildet werden. Die Rippen erscheinen, wagerecht ausgespannt, als scharfe, gebogene Spangen, senkrecht unterbrochen von den breiten dunklen Schatten der Wirbelsäule und des Brustbeins. Das Wunder dieser Durchleuchtung erhöht sich noch vor dem Schirm: ein lebender Mensch tritt vor ihn, wir verdunkeln, wir schalten ein, es knistert und sprüht, und das Brustkorbinnere beginnt lebendig vor uns zu erscheinen.

Auch in der Wissenschaft braucht man zum erfolgreichen Vordringen den Opfermut eines kühnen Pioniers. Unsre ersten Röntgenforscher wissen davon zu erzählen. Hundertmal haben sie ihre Hand dazu hergegeben, Ärzten und Laien aus allen Teilen der Welt das Wunder der neuen Strahlen zu demonstrieren. Tag für Tag haben sie selbst die Apparate bedient, Schüler und Hilfspersonal in deren Handhabung unterwiesen und mühsam an der Verbesserung sämtlicher Teile gearbeitet. Von der Gefahr, der sie sich dabei aussetzten, ahnten sie freilich noch nichts. Erst ganz allmählich begannen die »bösen« Röntgenschäden sich schmerzlich fühlbar zu machen. Die Hand nämlich, deren Skelett so oft auf dem Schirm erschienen war, begann sich zu entzünden, ihre Haut zeigte Blasen und bekam schließlich Geschwüre. Monatelang quälten unerträgliche Schmerzen die geschädigten Forscher, und wenn nur dauernde Schuppungen der Haut und eine Verfärbung zurückblieb, so mußte der Fall als günstig bezeichnet werden. Denn es sind eine ganze Anzahl der Betroffenen mehr oder minder verstümmelt worden, und selbst Todesopfer hat der Fortschritt gekostet. Nicht minder zahlreich waren die Schäden durch die dauernde Bestrahlung des Leibes bei der Bedienung der Apparate. Denn auch vom »Feuer« der Röntgenstrahlen gilt das Dichterwort: »Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn es der Mensch bezähmt, bewacht«. Und wenn wir vom »Feuer« sprechen, so ist das mehr als eine bloße Umschreibung. Die Wissenschaft spricht ja ausdrücklich von einer Röntgenverbrennung, denn richtige Brandschäden sind es, die das Röntgenlicht setzt, Blasen und tiefe Geschwüre. Auch die Narben, die schließlich übrigbleiben, haben die Beschaffenheit echter Verbrennungsnarben. Das »Bezähmen und Bewachen« aber hat man erst sehr allmählich, im Laufe vieler bitterer Erfahrungen wirklich gelernt.

Ob der Satz, daß jedes Schlechte sein Gutes habe, allgemein gültig ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. Im Falle der Röntgenschädigung aber gilt er, das steht außer Zweifel. Denn sie allein ist es, die eine ganz neue, höchst wichtige Eigenschaft der Strahlen sichtbar gemacht und damit das Gebiet ihrer Anwendung zum Heil der Menschheit um ein Vielfaches vergrößert hat. Wir meinen die Einwirkung der Strahlen auf lebendiges Körpergewebe. Die Entzündung bezeichnet man gern als ein gesteigertes Leben. In der Tat sieht sie dem ähnlich: die Blutgefäße erweitern sich, der Säftestrom wird beschleunigt, Zellen beginnen in der verschiedensten Weise lebhaft zu funktionieren, Umbau und Neubau tritt unter dem Mikroskop in Erscheinung. Freilich pflegt auch das Gegenteil kaum zu fehlen: altes Gewebe wird unbrauchbar, stirbt schließlich ab, und ein Geschwür, ein »Gewebsdefekt« käme ja niemals zustande, wenn dabei nicht etwas zugrunde ginge. Wenn aber die Röntgenstrahlen, wie wir sahen, alle Arten und Stadien der Entzündung hervorzurufen vermögen, so heißt das nichts andres, als daß sie einen Reiz auf das Körpergewebe ausüben, der je nachdem, ob er stark oder schwach ist, diese oder jene Zellenart betrifft, wachstumanregend oder zerstörend zu wirken vermag.

Das aber hat man in großem Umfang benutzt. Denn es gibt eine Zellart, deren Zerstörung wir sehnlichst erwünschen: die Zellen des Krebses und der andern Geschwülste. Man stelle sich vor, wie der Krebs entsteht. Irgendeine einzelne Zelle eines beliebigen Organs im Körper beginnt plötzlich zu wuchern, teilt und vermehrt sich in einem fort, erzeugt ähnliche Zellen und schichtet sie um sich herum. Dieses neue, unförmige, nicht in den Körper gehörende Gebilde wächst unaufhaltsam. Schließlich fehlt ihm der Platz, es stößt an ein Nachbargewebe, an die Wand eines andern Organs, an irgendeinen Weichteil, an einen Muskel, an einen Knochen. Und nun entspinnt sich ein Kampf. Der Knochen z. B. behauptet sein Recht als das härteste Körpergewebe, er setzt seinen Kalkgehalt dem Eindringling entgegen, aber seine Sprödigkeit nützt ihm nicht viel. Die Krebszellen beginnen ihn zu verdauen. Sie sondern einen Saft ab, der ihn auflöst, er bekommt feine Löcher und Spalten, die Krebszellen dringen hinein, durchsetzen ihn, und bewaffnet mit dieser zellauflösenden Kraft, durchwuchern sie jedes Gewebe, das ihnen Halt zu gebieten versucht. Schon daraus geht hervor, daß das Messer des Chirurgen nicht unbeschränkt wirksam sein kann. Denn die Wunden, die es bei seiner Heilarbeit setzen muß, dürfen ihrerseits nicht so groß sein, daß sie schädigen oder töten. Wer aber wünschen wollte, daß es ein Messer gäbe, das allein die Krebszellen herauszuschneiden vermöchte und die gesunden Körperzellen unversehrt ließe, schiene uns wohl ein müßiger Träumer. Und doch ist er es nicht, es gibt in der Tat solch ein »Messer«: die Röntgenstrahlen! Sie haben (in richtiger Weise verwendet) die zauberhafte Eigenschaft, nur bestimmte Zellen (z. B. die Zellen des Krebses) zu vernichten, andre aber (in unserm Falle die gesunden) ohne jede Schädigung glatt zu durchdringen.

Es ist heutzutage noch völlig unmöglich, auch nur in großen Umrissen mit ein paar Worten die Aussichten und Möglichkeiten der Heilung des Krebses durch die Bestrahlung zu schildern. So brennend der Leser vielleicht hierüber unser Urteil erwartet, so streng gebietet uns die Gewissenhaftigkeit Zurückhaltung. Denn die Dinge sind zurzeit völlig im Fluß. Jede Klinik, jeder Strahlenforscher veröffentlicht, wenn er sie reiflich geprüft hat, die Resultate, und doch widerspricht nicht selten einer dem andern. Und das muß wohl so sein. Man bedenke einmal: strenggenommen lassen sich doch nur Krebse, die gleich weit fortgeschritten sind, miteinander vergleichen; strenggenommen müßten die Apparate und die Methoden gleich sein, um ein Urteil möglich zu machen; strenggenommen dürfte kein Erfolg zur Verbuchung gelangen, der nicht eine ganze Reihe von Jahren zurückliegt. All das ist aber wieder nicht möglich: Methoden wandeln sich, Apparate werden verbessert, die Wissenschaft ist noch jung, und das Stadium des Krebses läßt sich oft schwer bestimmen, gerade dann, wenn man nicht operiert. Deshalb kann man heute nur sagen: der Wettstreit zwischen den Strahlen und dem Messer harrt noch der Entscheidung. Nützlich sind beide, am nützlichsten vielleicht, wenn sie einander ergänzen. Manche Geschwülste eignen sich mehr zur Bestrahlung, andre mehr zur Operation.

Nicht minder ungeklärt als die Praxis ist leider die Theorie. Wir sagten: die Krebszelle geht durch die Bestrahlung zugrunde. Nun, das war eine Zeitlang tatsächlich die Meinung der Wissenschaft. Bis nämlich ein Experimentator, der einen Mäusekrebs durch Bestrahlung vernichtet zu haben glaubte (die Maus ging tatsächlich ihrer völligen Heilung entgegen), Stückchen dieses »vernichteten« Krebses in eine andre Maus überimpfte und dabei sah, daß diese zweite Maus — den Krebs bekam. Die scheinbar abgetöteten Zellen begannen in ihrem Körper eifrig zu wuchern. Das änderte sich erst, als man die zweite Maus vorher in geeigneter Weise bestrahlte, dann nämlich ging der Krebs bei ihr nicht an, sie schien immun geworden zu sein gegen ihn. Hieraus ergibt sich, daß die Heilwirkung bei der Bestrahlung nicht einfach in einer Vernichtung der Zellen besteht, sondern daß wiederum eine Umstimmung des Organismus die Heilwirkung bringt. Aber genug. Wir muten dem Leser nicht zu, uns in die Fülle der unklaren und sich widersprechenden Experimente zu folgen.

Radium

Wer zum ersten Male ein Röntgenlaboratorium betritt, den erfaßt bald ein gewisser ehrfürchtiger Schauder. Er sieht eine komplizierte, kostbare Apparatur, und wenn die Röhre aufzuleuchten beginnt, so meint er ordentlich die gewaltigen elektrischen Energien zu spüren, die zur Erzeugung der Wunderstrahlen gehören. Wer aber an Hand einer physikalischen Darstellung in das Wesen dieser Strahlenart eindringt, darf sich einige Mühe nicht verdrießen lassen, ehe er zu einer Anschauung von der Art dieser merkwürdigen Phänomene gelangt. Je vollständiger er diese Anschauung aber gewonnen hat, um so größer wird sein Erstaunen sein, wenn er nun hört, daß die Natur selbst ohne menschliches Zutun bereits diese Strahlen erzeugt. Daß sie einen winzigen Röntgenapparat selbst konstruiert hat, den unsre Techniker eigentlich, ohne es damals zu wissen, nachahmten, als sie die Röntgenröhre erbauten. Der Apparat, von dem wir sprechen, ist das Radium-Atom, der kleinste Stoffteil des Metallelements Radium. Dieser seltene und teure Stoff läßt in der Tat ohne menschliches Zutun beständig Röntgenstrahlen von sich ausgehen. Diese sozusagen »natürlichen« Röntgenstrahlen nennen wir Radium-Strahlen und benutzen sie, ebenso wie die künstlichen, um dem kranken Menschen zu nützen. Die Frage aber, wann Röntgenapparat und wann Radiummetall angewandt wird, ist rein technischer Natur und im Einzelfall zu entscheiden. Man hantiert mit einem Stückchen Metall naturgemäß anders als mit einer großen Glasröhre. Es gibt also, um ein Beispiel zu nennen, zwei Möglichkeiten zur Bestrahlung gewisser Gehirnteile: die Röntgenröhre von außen her oder das Radium vom Körperinneren. Eine kleine Kapsel mit Radiummetall läßt sich z. B. am Gaumendache befestigen und kommt von dorther aus großer Nähe auf das Schädelinnere zur Wirkung, während sonst der kranke Hirnteil von außen her mit dem Röntgenapparat »unter Kreuzfeuer« genommen werden muß. Doch genug der Einzelheiten. Dem grundsätzlich Wichtigen nur war unsre Besprechung gewidmet.

Das Röntgenverfahren ist eine deutsche Erfindung, die im Triumphzug die Welt durcheilt hat, denn Leidende finden sich überall. Jetzt ist man längst allerorts an der Arbeit, es immer vollkommener zu gestalten. Vor kurzem freilich führte uns ein Kollege durch das Krankenhaus Ulleval in Christiania, das größte und modernste Norwegens. Im Röntgeninstitut fielen uns deutsche Bezeichnungen auf, »Röhre« hieß es da »ein« und »aus«. Denn die Apparatur war deutsch, und zwar war es die neueste, vollkommenste, die wir kennen. Möge das auch in Zukunft zum Ruhm unsers Volkes so bleiben!



Die Vögel des Johann Peter Eckermann

Novelle von Otto Ernst Hesse

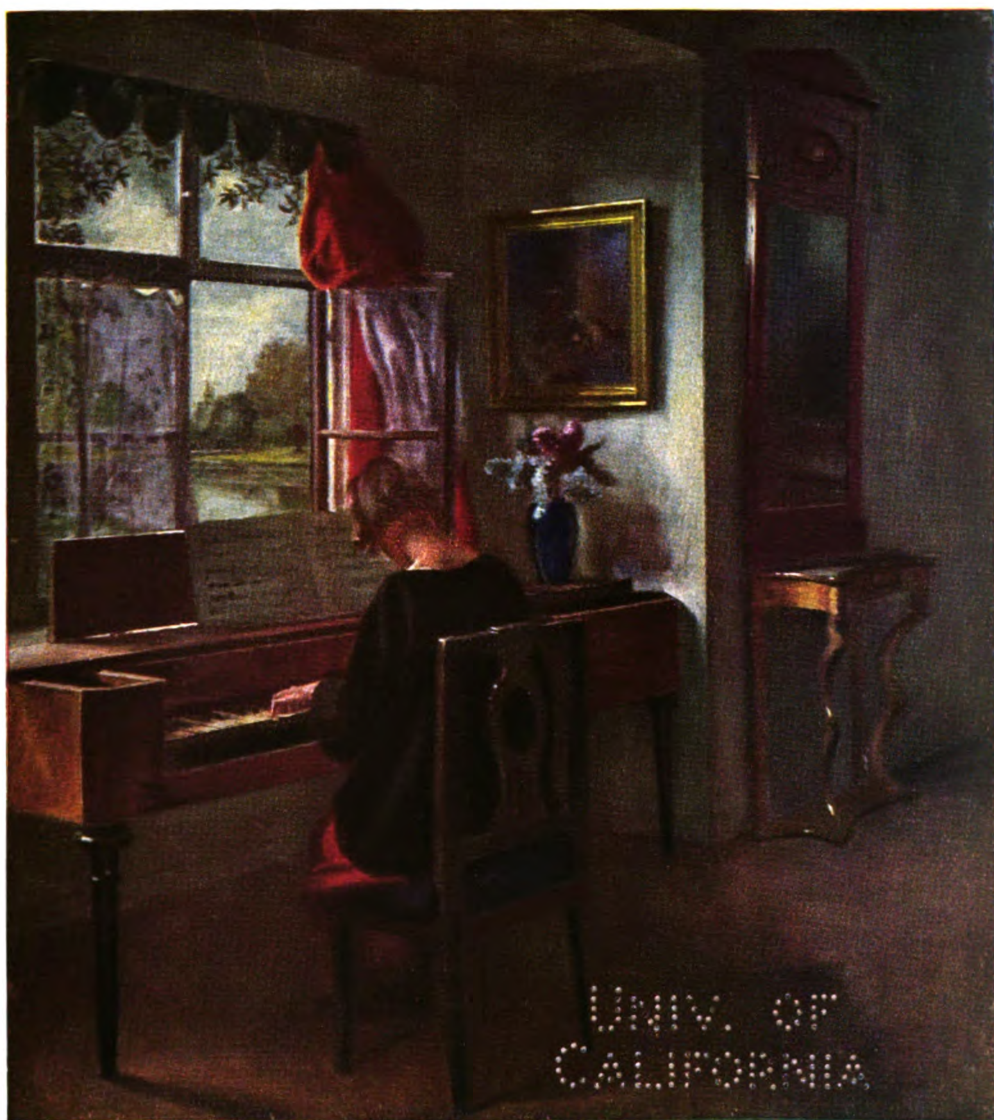
Ein luftbewegter Septembermorgen des Jahres 1831 trieb die ersten gelben Blätter durch die Straßen Weimars. Weiße Wolkenballen segelten über den tiefblauen Himmel, daß die Milde der Spätsommersonne für Augenblicke in der Frische des Windes verlorenging. Vorsichtige Bürger hatten bereits die Überkleider hervorgesucht und fühlten sich warm geborgen, wenn sie an den Straßenecken in den Druck der Brise bogen. Zu diesen auf ihre Gesundheit Bedachten gehörte Johann Peter Eckermann, der, vom Podagra geplagt, seine achtunddreißig Jahre übertrieben verwahrt durch die Straßen führte. Die Passanten sahen mit Schmunzeln hinter dem bei aller Herbstlichkeit schäbig gekleideten Minister des Herrn von Goethe her, und die geschäftigen Leute vor den Auslagen der Läden, die alles wußten, was in bezug auf die Größen der Residenzstadt nicht zu wissen nötig war, flüsterten sich erregt zu, es müsse etwas Besonderes geschehen sein, daß der berühmteste Langschläfer des Städtchens um diese Morgenfrühe auf den Beinen sei.

Der Grund, der Johann Peter Eckermann zu einer solchen frühzeitigen Unterbrechung des geliebten Vormittagsschlafes veranlaßt hatte, war ein Brief, den ihm seine Wirtin mit hartem Pochen und aufmunternden Worten unter die Stubentür in sein Junggesellenzimmer geschoben hatte. Es war einer jener von ihm ebenso ersehnten wie gefürchteten Briefe aus Nordheim, wo seine Braut Johanna Bertram mit ihrer Mutter seit nunmehr zwölf Jahren wartete, den Ruf zur Hochzeit zu erhalten. Johanna, als Kaufmannstochter mit mehr Wirklichkeitssinn als ihr ewiger Bräutigam ausgestattet, hatte aus seinen letzten Nachrichten ersehen, daß er noch immer nicht gewagt hatte, seinen Abgott Goethe von der Absicht, die Brautschaft nun endlich in den Zustand der Ehe hinüberzuführen, in Kenntnis zu setzen. Seit ihr Eckermann auf ihren Vorschlag, den ihr blutendes Herz sich in der Entfernung vom Geliebten heroisch abgerungen hatte, ihm seine Freiheit zurückzugeben, damit er ungehindert durch Weib, Haus und Familie seinen Dienst an dem Abgott weiterführen könne, mit jammernden Worten geantwortet hatte, er wisse, was er zu tun habe, und werde niemals in ein solches Ende der langen Wartezeit einwilligen, glaubte sie Recht und Pflicht zu haben, auf den Ehevollzug im Herbst zu drängen. So bestimmte sie denn in diesem Briefe, daß Eckermann den Termin der Hochzeit auf den neunten November ansage, davon Goethe Mitteilung mache und die Wohnung im Uhlemannschen Hause gegenüber dem Theater richte, zugleich die Überweisung einer Summe ankündigend, die zur Ausstattung des Hauses zu verwenden sei.

Dies waren Keulenschläge für das tatenungewohnte Herz Eckermanns. Aber nicht genug damit, daß Hannchen solche Fülle von Entschlüssen von ihm verlangte, stellte sie noch eine Bedingung, die seiner Widerstandskraft den Rest gegeben hatte. Er solle, so stand schwarz auf weiß in der energischen Hand der Braut zu lesen, seine Vogelwirtschaft aufgeben, da sie nicht daran denke, in ihrem Haushalt eine solche Schmutzerei zu dulden. Bekannte, die ihn besucht und ihr Grüße von ihm überbracht hätten, wären mit nicht wiederzugebenden Worten über diese seine Marotte, in einer mäßig umfangreichen Stube, in der er esse und schlafe, drei Dutzend Vögel, und noch dazu neben der Singsanggesellschaft eine ganze Rotte von Raubzeug, wie Bussarde, Falken und Eulen, zu halten, hergefallen. Das müsse auf jeden Fall aufhören, er habe die Vögel abzuschaffen, sie wünsche, wenn er sie Anfangs November nach Weimar hole, nichts mehr von dem Federvieh vorzufinden.

Sicher wäre Eckermann in ein langes und verzweifeltes Grübeln über die Art verfallen, wie alle die Dinge, die zu Aufgebot, Wohnungseinrichtung und der Bekanntgabe dieser belanglosen privaten Angelegenheiten an Goethe nötig waren, zu bewältigen seien, und er hätte noch abends im Bett verkrochen gelegen, unfähig, zu einer Tat oder auch nur zu einem Entschluß zu kommen, wenn ihn nicht dieser Befehl hinsichtlich seiner geliebten Vögel aus seiner Stube gescheucht hätte. Nachlässig und flüchtig wie nie in dem halben Jahre, seit er die Vögel zu halten begonnen hatte, hatte er den vierzig Tieren, die, in Käfigen mannigfacher Art untergebracht, fast den letzten Kubikzoll des Zimmers einnahmen, ihr Morgenfutter hingeschüttet und war auf die Straße geflohen, um die Erregung seines Gemütes zu bändigen. Man wollte da an ein Stück seines Daseins heran, man wollte ihm eine Liebe wie ein Unkraut ausjäten. Wer das von ihm forderte, verstand ihn nicht, gehörte nicht zu ihm. Sollte er die Vögel morden? Wie sagte das Sprichwort der Spanier, das er jüngst in einem Bande von Goethes Bibliothek entdeckt hatte? Wer eine Schwalbe umbringt, tötet seine leibliche Mutter.

Der Gedanke, sein Vogelhaus auflösen zu müssen, nahm ihn ganz gefangen. Die andern Wünsche seiner Braut störten ihn nur, weil sie ihn von der Überdenkung dieser letzten Forderung ablenkten. Er dachte sich in eine ihm sonst fremde Erregung hinein, bis ihm der rettende Ausweg kam, diese andern Bedingungen Johannas kurzerhand zu erfüllen, um die geschonte Kraft des Denkens auf die Verteidigung seiner Lieblinge sammeln zu können. Aus seinem Hang zur Tatenlosigkeit schoß der Mut zur plötzlichen Entscheidung. Er gönnte sich keinen Atem, trieb sich



Hermann Graf: Am Spinett

Aus dem Besitz des Herrn Fritz Malisch in Frankfurt a M

zur Pfarrei und vollzog vor dem Kaplan seine Erklärung, am neunten November laufenden Jahres mit Johanna Bertram, gebürtig aus Hannover, die christliche Ehe vollziehen zu wollen. Von da aus ging er stracks zu Goethes Haus und ließ sich durch den Diener Friedrich melden.

Als er das Haus verließ, brachen ihm fast die Knie. Bleich und zitternd wie ein Schwerkranker stürzte er sich in die Straße. Fort! Weit fort! Das war der einzige Wille in ihm. Die mannigfachen Aufträge, die ihm der Greis mitgegeben hatte, entschwanden seiner Aufmerksamkeit. Planlos irrte er in der Stadt umher und fand sich gegen Mittag auf der Landstraße nach Tiefurt wieder.

Ermattet sank er in den warmen Schatten eines Weggebüsches, hinter dem eine Wiesenbreite von Wald abgeschlossen wurde. Hier erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er erledigt hatte, was er erledigen wollte. Die große Enttäuschung über die Haltung Goethes, der unnahbar mit ein paar dünnen Worten an der Schicksalsvollendung seines langjährigen Helfers zu Fragen der Physik vorbeigegangen war, ebbte ab. Die Tat war getan, wieder einmal blieb »er« ein Rätsel. Ohne Regung oder Mitgefühl für den, der ihm jetzt als Verwalter seines geistigen Erbes hätte am nächsten stehen sollen, hatte er weiter die Stiche geordnet, die seiner Sammlung tags zuvor zugekommen waren. Auch dies mußte hingenommen werden, wenn es auch bitter weh tat. Langsam kam ein Gefühl der Befriedigung über ihn. Er hatte die Forderungen seiner Braut erfüllt, die notwendig waren. Nun durfte er sich mit der letzten beschäftigen und konnte Gründe und Gegengründe abwägen, ob er sich ihr widersetzen oder von seinen Lieblingen Abschied nehmen solle.

Ein Kuckuck rief im nahen Forst. Spechte bepochten die Stämme der Buchen. Ins dumpfe Gesumm der Insekten mischten sich die Stimmen der Waldvögel. Die Andacht, die ihn im Horchen auf diese mannigfachen Melodien und Locktöne und im Belauschen des Vogeltreibens stets überkommen hatte, ergriff ihn auch jetzt. Mit Wehmut erkannte er die Stelle wieder, wo er vor Jahren das Nest des Rotkehlchens entdeckte, in dem neben den halbflüggen Kleinen friedlich auch die beiden jungen Zaunkönige saßen, die ihm tags zuvor aus dem Tuche entwischt waren. Das war lange her, und »er« hatte damals, als er ihm von diesem Wunder tierhafter Gastfreundschaft berichtete, von der Allgegenwart Gottes gesprochen, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreite und einpflanze, hinzufügend, daß der Weltenlenker im Tiere das als Knospe andeute, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte komme.

Stumm und regungslos, ein Stück Natur, das nur Atem, Ohr und Auge war, lag Eckermann im Grase. Die Stunden gingen. Er spürte keinen Hunger und keinen Durst. Um ihn lebte sich nach ewigen Gesetzen das Leben ab. Die Tiere hatten sein Kommen vergessen und störten sich nicht an seinem Dasein. Düfte reifenden Korns zogen im abnehmenden Wind. Wolkenlos wölbte sich der Himmel.

Gefährte rumpelten auf der Landstraße vorüber. Eckermann kümmerte sich nicht darum. Als aber ein Luxuswagen von der Stadt herkam, mit singenden Menschen besetzt, spähte er unwillig durch das Gebüsch nach der Störung. Er erschrak tief. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß Auguste. Sie beugte sich rückwärts zum Wageninnern, in dem sich Kollegen vom Theater rekelten. In der herrlichen Frische ihrer zwanzig Jahre — o, er kannte diesen Körper, der sich oft den Weimarer Theaterbesuchern in Pagentracht und jünglingshafter Verkleidung dargestellt hatte — schwebte sie neben dem schweren Alten, der die mageren Mietsgäule zum Traben anhielt. Er spürte dumpf die Lächerlichkeit dieser singenden Theatermenschen, aber er konnte den Neid auf sie nicht unterdrücken. Warum stand er von fern und sah zu? Warum stürmte er nicht mit einem fröhlichen Schrei aus dem Gebüsch, sich einen schmalen und desto wärmeren Platz in der Kutsche zu gewinnen? Warum war er diesem Mädchen, das ihn vom ersten Augenblick an, als sie auf den Brettern der Weimarer Bühne aufgetaucht war, mit merkwürdiger Wehmut erfüllt hatte, immer nur mit stummem Gefühl begegnet, hatte es niemals in die Arme genommen, hatte Verse auf ihre Anmut gezimmert? ... O, er war ein jammervoller Außenseiter des Lebens, der mit Möglichkeiten spielte, ohne zum Leben selbst zu kommen.

Das Gefährt war vorüber. Er fiel in seine Unbeweglichkeit zurück. Nur die Gedanken kreisten. War er nicht anfangs glücklich gewesen, mit ihr wandern zu dürfen, neben ihr sitzen zu können, ihre Hand halten zu dürfen? Hatte er nicht sogar literarische Pläne mit ihr ausführen wollen, ein Buch für Schauspieler, in dem von den großen Geheimnissen der Menschwerdung auf dem Theater geredet werden sollte? Ja, er hatte jahrelang in einem dauernden Gedenken an sie dahingeträumt und hatte dann, wann er sie traf, fühlen müssen, daß das blaue Gebirge der Hoffnung grau geworden war, da er es erreicht hatte. Seine Nächte waren voll gewesen von Gesichten, in denen sie ihm erschien. Da hatte er ihre Nähe empfunden, wie er sie nie in der Wirklichkeit genossen hatte. Oft war er morgens aus dem Schlaf gefahren, sich durch eine kecke Tat von diesen Träumen zu befreien, aber er hatte nie den Mut dazu gefunden, bis er eines Tags Johanna die Gedichte, die er auf Auguste gemacht, gesandt hatte, in der verzweifelten Hoffnung, Johanna würde einen Ausweg für ihn wissen, würde vielleicht gar mit Zorn diese Liebe verbieten. Aber

nicht einmal das Gefühl einer schmerzhaften Entsagung hatte ihm das Schicksal gegönnt. Die junge Schauspielerin hatte andre Freunde gefunden, und er hatte über seiner Leidenschaft für seine Vögel fast vergessen gehabt, daß eine Auguste lebe, die ihn einmal zum Dichter gemacht habe. Ein paar Reime klangen in ihm auf. Er versuchte sie aus seinem Leid heraus zu ordnen, aber bitter mußte er den Versuch aufgeben. Es reichte nicht einmal mehr zu einigen Strophen.

Das Treiben der Tiere auf der Wiese schien ihm plötzlich fratzenhaft. Was Spiel zu sein vorgab, entpuppte sich seinen geschärften Augen als ein trüber Zwang der Natur. Was war das alles gegenüber einem Händedruck von ihr, wie er ihn früher öfters empfangen hatte? Was gegen einen Blick aus ihren Augen? Was gegenüber der tiefen Freude, die reine Wölbung ihrer Schläfen anzuschauen und das Licht in der Krone ihres Haares spielen zu sehen? ... Was hatte er alles versäumt und was vergessen von dem wenigen, was das Leben ihm an Glück beschert hatte?

Müde erhob er sich. Er taumelte. Die Leere des vernachlässigten Magens umrauschte seinen Kopf. Er strebte Tiefurt zu. Die Sonne bog in den Nachmittag. Er mied das Schloß und aß in der Schenke, was in Schnelligkeit zubereitet werden konnte. Eine Flasche Wein ließ er kommen. Es galt Abschied zu feiern. Ein leiser Rausch entführte ihn dem Schmerz der letzten Stunden. Er schlenderte die Dorfstraße entlang und fühlte sich wie daheim. Frauen, Kinder an der Brust, saßen in den Haustüren und waren still. Düfte vom Pflaumenmuskochen hingen süß in der Luft, die der Abendnebel des Baches zu feuchten begann. Seine Kindheit sprang aus verschlossenen Bezirken des Herzens auf, und alte ewige Gesichte stiegen in ihm empor: der Herd in der Waschküche mit dem großen Kessel, den das Reisigfeuer knisternd beleckte, die Körbe mit den eben geernteten Walnüssen, die geschält werden mußten, daß die Hände vom schwärzlichgrünen Saft wie Negerpfoten aussahen, der schöne Rhythmus des Musrührens und das kleine Bauchweh von dem Kosten und Naschen des noch nicht garen Suds.

Schließlich saß er doch auf der Wiesenbreite hinter dem Schlößchen, bis die Sonne verschwunden war und der Vollmond dunkelgelb und unheimlich groß aus den Hügeln tauchte. Eine Ahnung köstlicher Freiheit versuchte ihn zu verführen. Pflichten überall, Dienst überall, Entsagung, Verzicht: die Möglichkeit, dies alles fröhlich bejahen zu können, brachte ihm die Täuschung eines Willens, den er niemals gehabt hatte, auch damals nicht, als er vor acht Jahren in Weimar strandete, angezogen von dem großen Magnetberg, von dem er nicht mehr loskam.

Fledermäuse strichen aus den Dachluken des Gebäudes. Ein Käuzchen begann in der Dämmerung zu klagen. Der Laut schreckte ihn auf. Er hatte seine Tiere vergessen. Einen ganzen Tag waren sie allein geblieben, hatten verlassen und einsam hinter den Stäben ihrer Käfige auf ihren Herrn gewartet. Es trieb ihn auf. Er hastete die Landstraße nach der Stadt zurück, müde vom Wein, immer noch ans Rad seiner kreisenden Gedanken gefesselt. Er versuchte vergeblich, gegen seine Mattheit anzukämpfen. Die Gestalten seines inneren Daseins verwirrten sich. Goethe trug wie ein Zeus einen Falken auf der Hand, kalten Blickes ihn auf ihn loszulassen. Im Haar Augustens baute ein Sperling sein Nest. Johanna aber stand mit blutigen Händen in einer Schar geschlachteter Tauben. Taumelnd legte er den Weg zurück.

Als er in seine nächtliche Junggesellenstube trat, empfand er zum ersten Male selbst das Grauenvolle dieses Raumes, den er sich im Laufe des letzten halben Jahres geschaffen hatte. Der Mond stand schräg im Zimmer. Ein Pestgeruch von Raubtierdunst und tierischen Exkrementen legte sich scharf in die Lungen. Die Vögel, voll Unruhe, da sie den ganzen Tag ohne ihren Pfleger hatten verbringen müssen, schraken bei seinem Eintritt auf. In allen Ecken, an den Wänden, auf den Tischen, von der Decke herab standen und hingen die Käfige mit ihren Gittern, kleine Vogelbauer und gröberes Stabwerk, die ganze Mansarde eine groteske Voliere, in der es zu schreien, piepsen, gurren und flattern begann. Alles, was sich fangen ließ, Singvögel, Nutzgefieder und Raubgesindel, waren hier vereinigt. Bussarde, Habichte, Falken in ihren Arten, Sperber und Käuze lärmten auf den kunstvoll genagelten Astgabeln der großen Zwinger, Stare und Elstern hingen klopfend am Holz der Verschläge, Meisen zirpten, Drosseln gluckſten, Grasmücke, Zaunkönig, Häher, Mönch, Bachstelze, Lerche, Rotkehlchen, Fink, Hänfling, Braunelle pfiffen, schrien, flöteten, kreischten und zischten. Selbst ein Kuckuck war da und eine Schwalbe, und in einem besonderen Bauer, zierlich in frischem Laub verborgen, flatterte ängstlich eine stumme Nachtigall.

Mit den unsicheren Bewegungen, die der Verkehr in den vornehmen Häusern und am Hofe dem ehemaligen Dorfkinde nicht hatte abgewöhnen können, suchte Eckermann den dreiarmigen Leuchter. Das Kerzenlicht flackerte unruhig auf, als er das eine Fenster aufstieß. Erschöpft ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Fast gedankenlos begann er seine Lieblinge mit den Augen durchzugehen. Er hatte das Gefühl, sich Rechenschaft geben zu müssen, wie er zu dieser Ausschweifung seiner Tierliebhaberei gekommen sei. Im Frühling dieses Jahres war es gewesen. Ein Dorfjunge hatte mit anderm Getier einen Kreuzschnabel auf dem Marktplatz feilgeboten. Wie in einer Vision hatte er sich selbst in diesem Thüringer Knaben gesehen. Wie dieser Bursch hatte auch

er einmal Vogelnester beschlichen. Droben in der Lüneburger Heide, wenn er, ein armer Tagelöhnersohn, von Winsen aus mit dem dorfhandelnden Vater, barfüßig und ballenbeladen, am kleinen Wasser der Luhe aufwärts wanderte und die Raststunden des leicht ermüdenden Vaters zu kindhaften Abenteuern benutzte. Er hatte sich mit dem Knaben in ein Gespräch eingelassen, und da er hoffte, die harten Pfiffe des Kreuzschnabels könnten ihn aus seiner schon unheilbaren Langschläferei retten, und er sich dazu erinnerte, daß Kreuzschnäbel das lästige Podagra von ihren menschlichen Zimmergenossen abziehen sollten, ein Aberglaube, in dem gewiß wieder einmal eine geheimnisvolle Ahnung des Volkes steckte, die dem exakten Wissen noch nicht zugänglich war, so hatte er das Tierchen mit einem hübsch geschnitzten Behälter erstanden. Diesem ersten febrigen Stubenfreund hatten sich rasch andre gesellt. Ihn, den Leidenschaftslosen, hatte diese Vogelsammelei wie ein Fanatismus überfallen, und er hatte ihm nachgegeben, ohne nach den tieferen Gründen dieser Leidenschaft zu fragen.

Jetzt nun erkannte er mit tiefem Erschrecken, daß hinter seiner Tierliebe die furchtbare Trübheit seines eignen Schicksals grinste. Selbst in einem Käfig lebend, den ein großer Vogelsteller aufgebaut hatte, selbst ein Gefangener, der immer wieder vergeblich gegen das Gitter seiner Haft flatterte und so an die unsichtbaren Stäbe gewöhnt war, daß er nicht einmal die öfters mit einem verborgenen Lächeln geöffnete Tür zur Flucht zu benutzen wagte, aus Angst, draußen in der Welt und in einem Leben um des eignen Lebens willen lahm und flugmüde unterzugehen, hatte er sich hier in einem heimlichen Rachegefühl sein Gleichnis geschaffen.

Er freilich liebte seine Gefangenen. Er ließ sie nicht hungern und dürsten. Er war in diesem Reiche ein gnädiger kleiner Gott, der vor keiner Verantwortung zurückschrak. Aber »er«, der ihn gefangenhielt? ... Hatte Hannchen nicht recht, als sie so scharfe Worte gebrauchte, Goethes Verhalten ihm gegenüber zu verurteilen? Goethe blies nur auf der großen Vogelfangflöte, ihn zu verzaubern und zu halten. Zum Erzieher des Erbprinzen hatte man ihn bestellt, ihn, der die unglücklichste Figur auf dem höfischen Parkett machte. Das war für die da oben ein Grund mehr, ihn so schlecht wie möglich zu bezahlen. Und Goethe tat nichts. Zögerte und zauderte. Hatte ihm nicht einer aus dem Hausministerium hämisch verraten, daß es die Großherzogin gewesen war, die bei Goethe, und nicht Goethe, der bei der Großherzogin Schritte für eine Sicherstellung seiner kläglichen Existenz unternommen hatte? Immer nur die Ehre! Auch in diesem Testament, das »er« aufgesetzt und feierlich mit ihm zusammen unterschrieben hatte!

Er sprang auf, daß das Vogelvolk, das sich schon wieder beruhigt hatte, erneut in Unruhe geriet. Wie hatte der Gott sich heute geriert, als er, alle Kraft anspannend, auf seine bevorstehende Vermählung zu sprechen gekommen war! Hatte sein Auge nicht auf ihm geruht, als wolle er, Johann Peter Eckermann, der die letzten acht Jahre seines Lebens vor dem Moloch geopfert hatte, der alles Schöpferische, das aus ihm zum Licht drängte, um der Werkvollendung dieses Greises willen zugeschüttet hatte, so daß nicht einmal mehr das dünne Hälmlein eines Gedichts für Auguste gedeihen konnte, einen unbegreiflichen Verrat begehen? War diese Selbstverständlichkeit, mit der sein Egoismus einen Menschen aussaugte, nicht grauenvoll? Nicht dämonisch?

Dämonisch! Daß ihm dies vielbeliebte Wort einfiel! Er trug erregt den Leuchter zu seinem bescheidenen Sekretär, suchte heftig nach einem Schlüssel. Aber während er aufsperrte, kam wie von selbst jene Feierlichkeit über ihn, die er niemals verlor, sobald er mit Dingen in Berührung kam, die von »ihm« stammten. Goethes Briefe lagen in der wohlverwahrten Lade. Wenige Stücke nur, aber Dokumente, Beweise, an denen sich nicht rütteln und beuteln ließ. Briefe an ihn, Johann Peter Eckermann. Er liebkoste die Blätter. Dann erschrak er. Der, den er suchte, war ja nicht darunter. Den hatte »er« nicht abgesandt, hatte »er« nicht abzusenden brauchen. Den hatte »er« ihm nur gezeigt, damals, als er von seinem letzten Fluchtversuch heimgekehrt war. Er war durch diesen unhygienischen Tag verwirrt. Er verwechselte die wichtigsten Ereignisse seines Lebens. Er schob die Briefe zurück. Er wußte den einen Satz dieses Briefes, der nicht abgeschickt zu werden brauchte, auswendig. Er hatte ihn mit einem Blick erfaßt, damals, als »er« ihm das Entwurfsblatt scherzend unter den Augen vorbeigeführt hatte. »Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt ...«, so lautete dieser Satz, das war die Angel, die der kluge Fischer nach ihm hatte auswerfen wollen, falls er wirklich den Mut aufgebracht hätte, sich von »ihm« zu befreien. O ja, Goethe kannte seinen Zauber, er wußte um den Bann, den er um seinen lieben Mitarbeiter geschlagen hatte, dem er den Doktorgrad in Jena bestellt hatte, damit man in seinem Hause und an seinem vornehmen Tische, an dem der teure Wein vergeubet wurde, nicht einen titellosen Herrn Eckermann vorstellen mußte.

Ein wütender Haß flammte in ihm auf. Was würden die Vögel tun, wenn er die Türen ihrer Käfige aufstieß? Würden die Finken und Amseln zu schlagen anfangen? Würde die Nachtigall drüben im nächsten Gebüsch zu schluchzen beginnen? Würde die Schwalbe ein Nest mauern? Würden die Raubvögel — würden die vielleicht hervorbrechen wie Rächer und mit Schnäbeln und Krallen über ihn herfallen und ihm Hirn und Herz zerfleischen? ... Und er? Würde er noch singen

können, wenn es ihm gelänge, seinen Käfig zu sprengen? Würde er ein Haus bauen? Würde er schluchzen und jubeln? ... Er hatte zu singen verlernt. Er war — ja, dieser Vogel fehlte in seiner Menagerie, den hatte er immer in tiefster Abneigung gemieden — er war ein alter, häßlicher Papagei, der nur nachzuplappern verstand, was ihm vorgesprochen wurde.

Oh, Raubvogel sein können! Die Riegel am Käfig zernagen! Ausbrechen! Und mit Zähnen und Fäusten über diesen Dämon herfallen! Sich befreien! Rache nehmen für ein verpfuschtes Leben! Schreien, um die eigne Stimme zu hören! Einen Mord begehen, um zu fühlen, daß man noch ein Ich war!

Er taumelte am Spind empor. War er wahnsinnig geworden? Goethe! Goethe! Er schluchzte auf. Er liebte ihn. Er konnte ohne ihn nicht leben. Hundert Jahre sollte er werden, damit seine kleine Existenz nicht erfrieren müsse. Ihn sehen, ihn sprechen, in der Unendlichkeit seiner Augen lesen, seine warme Hand auf dem Ärmel des schäbigen Rockes spüren, die Welt von ihm sich ausdeuten lassen: wer durfte das wie er? Täglich? Stündlich? Lauschen und horchen! Schauen und erkennen! Fühlen und staunen! Niemand! Nur er, Johann Peter Eckermann, der sich diese täglichen Wunder mit einem zerstörten Leben erkauft hatte.

Johanna Bertram, wer bist du? ... Was verstehst du von diesem Glück? Was begreifst du von der Aufgabe, die in meinem Verzicht liegt? ... Seit einem Jahrzwölft wartest du auf mich, und die Zeit, da dein Fleisch blühte, ist vorüber. Aber noch immer dünkt es dich Glück, diesen gichtigen, halb vertrockneten Mann zu lieben. Du bist treu gewesen. Du hast gewartet und ausgeharrt, zwölf mal zwölf Monate. Auch du gefangen, auch du jenseits des Lebens, das du nach deinem fraulichen Gesetz schon lange hättest leben können. Notwendigkeit band sich an Notwendigkeit, Schuld knüpfte sich an Schuld. Wo ist der Gott, der diese Kette schmiedete? ...

Die Kerzen tropften. Geruch von totem Docht mischte sich in den Dunst der erregten Tiere. Eckermann sah den Zwang. Er hatte kein Recht, wie »er« egoistisch zu sein. Er durfte nicht an sich denken. Goethe hieß der eine Turm seines Daseins, Hannchen der andre. Zwischen beiden spannte sich ein Seil. Er mußte darauf tanzen.

Es nutzte nichts, sich aufzubäumen. Die Stunde, sich selbst zu gebären, war versäumt. Vielleicht hatte sie nie geschlagen, und alle Hoffnungen, die seine nie recht junge Brust bevölkert hatten, waren törichte Träume gewesen. Man mußte damit abschließen und seine Pflicht tun. Die Trauung war bestellt, Johanna Eckermann hatte Anspruch auf ihren Teil an ihm. Der letzte Wunsch ihres Briefes mußte erfüllt werden. Es war viel gutzumachen, die Leere von zwölf Jahren mußte zugeschüttet werden.

Ruhe sank in sein gequältes Herz. Weit stieß er das andre Fenster auf. Langsam ging er von Käfig zu Käfig, stieg auf Stühle, nahm den gewohnten Stab, um die Bauer an der Decke zu erreichen, und öffnete Tür nach Tür. Verwundert sprangen und flatterten die Vögel hinter den ungewohnten Ausblicken, die keine Stäbe zerteilten. Hatten sie vergessen, was Freiheit hieß? ... Er nahm den Kreuzschnabel, der den Beginn dieses seines Vogelhauses gemacht hatte, aus seinem Raum liebevoll auf den Finger und trat zum Fenster. Ängstlich blinzten die Augen des Tierchens, zitternd duckte er sich in die Höhlung zwischen Daumen und Zeigefinger. »Leb' wohl, Lieber, Kleiner!« sagte er und fuhr ihm mit der Linken zart über das Gefieder des Rückens. Da verstand das Vögelchen, schnellte sich von der Hand und war in der nächtlichen Gasse verschwunden. Eckermann trat in das Dunkel zwischen den Fenstern zurück. Da erhob sich ein Sturm in der Stube. Kreischend und pfeifend enthüpften die Tiere ihren Verliesen, die kleinen schossen steil in das Mondlicht hinein, die größeren schwangen sich auf die Borde der Fensterrahmen, probten die Flügel und ließen sich mit schweren Schlägen in die Tiefe fallen.

Totenstille umfing den Befreier. Das Zimmer war leer von lebendigem Lärm. Gespenstisch griff der verzuckende Schein der letzten Kerze in die leeren Gitter. Eckermann löste sich aus den Schatten der Vorhänge und lehnte sich ins Fenster. Herbstliche Kühle flutete herein. Aber dem First des gegenüberliegenden Hauses stand der Vollmond, leuchtend weiß und prahlend mit dem Licht, das er der Sonne stahl.

Einsames Mädchen

Mein Herz ist kühl und ruht verdrossen
Schwer hinter Mauern, zugebaut,
Fest sind die Tore zugeschlossen;
Wer ahnt, daß hier ein Himmel blaut?
Bin ein verwunschen Menschenkind —
Ob einer je den Schlüssel find't?

Albert Sergel

Das Mutterherz

Frei nach Richepins bretonischer Legende „La Glu"

Von Kurt Geucke

Wer kam da in meine Stube herein?
Wer steht dort im blutigen Mondenschein?
„Ich bin's. Vom Nebelhofe dein Sohn.
Und — Mutter! — mir träumte vom Sterben ..."

Wie starrt mich — mein Sohn! — dein Auge an?
Mein Sohn! Mein Sohn! Was hab' ich getan?!
„Nichts hast du getan mir. Nichts hast du getan.
Mutter — es muß geschehen!"

Was soll geschehen —? Ich ... gehe ja schon!
Bin ich zu langsam — vergib, mein Sohn!
„Nichts zu vergeben, nichts ist hier!
Die Winde im Raunbaum wehen ..."

Ach, laß mich leben drei Tage nur,
Die Nacht noch, bis stillsteht die alte Uhr!
Sie tickte schon, als ich das Leben dir gab,
Und tickt sie nicht mehr, dann stoß mich ins Grab!
„Ich kann nicht warten dort auf die Uhr —
Das Rad der Stunde muß drehen!"

Mein Sohn! Mein Sohn! Was führt deine Hand?
Suchst du mein Herz — ein Mutterpfand?!
„Ja, Mutter — dein Herze will ich von dir ...
Und der Moormond muß es sehen!"

Ach, liebster Sohn, was soll dir mein Herz?
Kein Mond, keine Sonne dann brennt deinem Schmerz!
„Dein Herz, das will die Herzliebste mein!
Mutter — jetzt muß es geschehen!" ...

✣

Und als das Herz geschnitten war
Und zuckte und dampfte im Mondenlicht klar,
Und der Nachtwind seufzte, die Stille schrie:
... Da hob sich vom Mutterleibe sein Knie —
Da nahm er das Herz, da sah er's vollbracht
Und stierte und stürmte hinaus in die Nacht
Und stieß in das grausende Ungewiß
Des Hochmoors, voll Zischen und Schlangenbiß,
Und stürzt über Brachland, Stoppeln, Sand
Zum spinnenden Irrschein am Ellernmoorstrand,
Und als er wild übern Sandhang springt,
Wo schon das lockende Licht ihm winkt
Des Nebelhofs, drohend am Ende der Welt:
Da stürzt er im Nacken — das Herz ihm entfällt ...
... Und da — als im blutroten Mondesbrand
Ihn zur Stelle begräbt überschollernder Sand:
Da — fängt das Herz zu weinen an:
„Mein Sohn! ... Hast du dir weh getan?"

Goethes „Zwischengesang“

Von Dr. Otto Ripke (Elberfeld)

Am 3. September 1925 werden hundert Jahre vergangen sein, seit Goethes dreiteiliges Gedicht zur Logenfeier anläßlich der fünfzigsten Wiederkehr des Tages, an dem der Großherzog Karl August die Regierung in Weimar antrat, entstanden ist.

Der erste, mit »Einleitung« überschriebene Teil des Gedichts sowie der dritte, als »Schlußgesang« bezeichnete können sich weder nach Form noch Inhalt mit den feierlich schönen Worten des zweiten Teils, dem »Zwischengesang«, messen.

Zwischengesang

(Ernst, männlich, bedeutend.)
Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat.
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Zelter, der so manchem Sange Goethes Melodien zugeflüstert hat, erfand auch zum »Zwischengesang« die Töne. Wir lesen darüber im Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter unter dem 11. August 1826 (Zelter an Goethe): »So eben kommt Dein lieber Brief vom 8. dieses und ich mache mich sogleich daran, Dir ein neueres Stück zu kopieren. Es ist gar zu ernsthaft ja barsch, wiewohl von guter Arbeit. Es ist in der Kirche concipiert während einer langen Jubiläumspredigt, bey der ich fungiren mußte ohne ein Wort zu verstehen. Da fiel mir das Gedicht ein und wurde ziemlich fertig ausgedacht. Sieh Du nun auch wie Du damit zurecht kommst.«

Am 12. August schreibt Goethe in einer Beilage zu seinem Brief an Zelter: »... Auf Deine Composition bin ich höchst verlangend.«

Am 23. August 1826 verzeichnet das Tagebuch Goethes: Sendung von Zelter. Komposition: Laßt fahren hin das Allzuflüchtige.

Und zwischen dem 30. August und 2. September 1826 schreibt Zelter an Goethe: »An Deinem Geburtstage, der gerade auf einen Akademietag fiel, haben wir zuerst Dein Gedicht: Laßt fahren hin das Allzuflüchtige, dreymal nach einander gesungen; das dritte Mal ging's auserlesen, ... Da sie alle wußten was gemeint ist (es waren gegen zweyhundert) so nahm man sich zusammen, und wenn Dir das Ohr geklungen hätte, so soll's mich nicht wundern.«

Endlich am 16./17. Januar 1829 (Zelter an Goethe): »... Ferner hat mich's überrascht Ort und Zeit zu erkennen Deiner Verse zum Jubelfeste Deines verewigten Herrn: Laßt fahren hin das Allzuflüchtige. Ich glaube ich habe die Melodie in der Nicolaikirche concipirt, während einer Jubelpredigt, der ich beywohnen sollte und nichts verstehen konnte. Sie dünkte mir zu ernsthaft ja pedantisch, und nun sehe ich doch daß ich sie jetzt noch eben so machen würde da ich das Nähere weiß.«

Man könnte das aus dem reichen Leben gereifte Gedicht als Grabschrift bezeichnen, die der Dichter sich selbst gewidmet hat, und es zeugt von feinem Sinn und Gefühl seiner Schwiegertochter Ottilie, daß auf ihre Veranlassung der »Zwischengesang« in Zelters Vertonung zu Goethes Beerdigung gesungen worden ist.

Als Zelter von dieser Ehrung erfährt, schreibt er an Ottilie von Goethe: »... Für die Wahl des Liedes muß ich Ihnen danken. Der Brief mit dem eingeschlossenen Gedicht wurde mir damals vom Postboten auf der Straße in die Hand gegeben, indem ich in die Kirche ging um eine Jubelpredigt zu hören, wobey meine jungen Leute eine Musik aufführten. Da der Jubilar kein Ende finden konnte und schwer zu verstehen war, so begab ich mich in den hintersten leeren Raum der großen Kirche und setzte die Musik des Gedichtes im Kopfe zusammen, wodurch es wohl etwas Kirchliches, Feierliches mag überkommen haben; doch wüßt' ich mich jetzt keiner Note derselben zu erinnern. Da ich nun die Musik nicht besitze, so thut Freund Eberwein mir wohl die Liebe, mir eine Abschrift zu senden. Denn nun ist sie mir erst wichtig, da sie durch Ihre Wahl erst zu solchem Zwecke geehrt ist ...«

Ich hatte ein großes Verlangen, die Komposition zu diesem Liede kennenzulernen, das durch seine schlichte Schönheit und dadurch, daß es zu Goethes Begräbnis gesungen worden, besonders geheiligt ist.

Im Notenhandel ist es nicht zu haben. Also wandte ich mich zunächst an den Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, Dr. Wahle. Dieser teilte mir mit, daß die Noten zu Zelters Komposition weder im Goethe-Schiller-Archiv noch in der Weimarer Landesbibliothek, wo das ganze Notenmaterial aus dem Goethehause aufbewahrt wird, sich befänden.

Auch in der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek waren nach meiner Erkundigung die Noten nicht vorhanden.

Da fiel mir ein, daß Professor Max Friedländer an der Universität Berlin als Fachmann auf dem Gebiete der Kompositionen zu Goethes Gedichten mir am ehesten Auskunft zu geben in der Lage sein möchte.

Laßt fah - ren hin das Allzu- flüchtige, ihr sucht bei ihm ver- ge - bens Rath.

In dem Ver- gang - nen lebt das Tüch - ti - ge, verewigt sich in schö- — —

— — — — — — — — ner That. In dem Ver- gang - nen

1. In dem Ver- gang-nen lebt das Tüch-ti-ge,

lebt das Tüchtige, verewigt sich in schö- — — — — — ner

ver - e - wigt sich in schö- — — — — — — ner schö - ner

That, ver - e - wigt sich in schö - ner schö- — — — ner That.

That,

Prof. Friedländer hatte die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, daß sein Assistent und Universitätshörer Dr. Alfred Morgenroth das von Professor Friedländer seinerzeit angelegte Verzeichnis Zelterscher Kompositionen genau revidiert und vervollständigt habe. Prof. Friedländer wie Dr. Morgenroth diente als Unterlage für das Verzeichnis die in der Preußischen Staatsbibliothek befindliche, sehr umfangreiche Sammlung, die noch ergänzt wurde durch die Archive der Berliner Singakademie und der Zelterschen Liedertafel. In diesem teils gedruckten, teils ungedruckten Material befände sich die Komposition nicht.

Weil gar häufig Erfinder nicht zu den Fachleuten gehören, so dachte ich, es könnte auch einmal der Finder aus der Reihe der Dilettanten hervorgehen, und wollte mich bereits selbst auf die Suche begeben, als unverhofft von Prof. Friedländer die Botschaft eintraf, Dr. Morgenroth habe das Manuskript der von mir gesuchten Komposition in der Bibliothek der Berliner Singakademie gefunden.

Das Manuskript ist eine Abschrift von fremder Hand für vier Solostimmen und Chor in G-Dur und Dreivierteltakt.

Als Inschriften auf Grabsteinen sind häufig nur Bibelstellen oder Gesangbuchverse — zu oft auch die sentimentalen Worte »Auf Wiedersehen!« — zugelassen. Wäre es beim aufsteigenden Bildungsgange der Nation nicht angebracht, auch Verse wie den »Zwischengesang« des Dichters, der uns den Göttern nah und näher brachte, auf den Grabstein eines Menschen zu setzen, der dieser Inschrift für würdig geachtet worden?

Einer Altstimme

Dir müßten Perlen schlafen im Haar,
Perlen von silberschimmernder Blässe,
Wie Südwinde bist du wunderbar —
Sieh, deine Stimme tönt tief und klar,
Reif wie das Läuten zum neuen Jahr
Edelkristallener Trinkgefäße.
Schwebt wie der Geigen, der Cellogeigen
Dunkelfarbige Seligkeit,
Sieghaft gleich dem unendlichen Schweigen
Der Frauen im Bildnis fernlockender Zeit.

Ja, sie haben gesprochen wie du,
Die in der Sforza, der Medici Jahren,
Die königlichen, fremdlächelnden Frau'n,
Die immer rätselhaft anzuschau'n,
Mit seidigen Händen und seidigen Haaren
Manchmal bei Lionardo waren
Und Huldigung heischten von festlichen Scharen —
Sie haben gesprochen betörend wie du,
Daß von den Stimmen bei Nacht ohne Ruh'
Die Pagen träumten wie von Gefahren.

Hans Steckner



Im Val Maria

Brioni

Von Hermann Ebers

Mit neun mehrfarbigen Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers

Es war kurz nach Ostern, an einem schönen, sonnigen Apriltag, als der Palatino, der Schnelldampfer des Lloyd Triestino, vier Stunden nach seiner Abfahrt von Triest die Fahrt verlangsamte, ein Loch in seinem stählernen Rumpf auftat und rauschend mitten in der blauen Adria stoppte. Ein Motortender legte sich längsseit, und ein kleiner Trupp Gäste trat hinüber von dem Riesen auf den Zwerg, vom Palatino auf jenes kleine Motorboot des Hotels Brioni.

War es Traum, war es Wirklichkeit? Da stand man vor dem mächtigen weißen Hauptbau des Hotels, dem, um eine blaue Bucht gelagert, andre helle freundliche Bauten in langer Kette sich anschlossen; man stand da in seinen staubigen, viel zu warmen Reisekleidern und — war im Sommer. Noch gestern, als man über die Tauern fuhr, eilten wollvermummte Gestalten mit Skiern den tief verschneiten Bergen zu, und heute war man umgeben von hellen bunten Sommerkleidern, blühten im Schatten der langen Pinienreihe am Kai üppige Margariten und Geranien.

Wer viel im Süden gereist ist, wird Landschaften gesehen haben, die reicher sind an sinnfälliger Wirkung, großartiger in der Linie, bunter in der Farbe als die Landschaft von Brioni, aber die milde Schönheit dieser Insel spricht so zu Herzen, verbindet sich so eng mit dem körperlichen Wohlbehagen, das jeder dort empfindet, sei er zum bloßen Ausruhen, sei er zur Pflege von diesem oder jenem Sport gekommen, daß jene Schönheit ihre Wirkung auf keinen verfehlt. Wenn man den Süden liebt, muß man auch dieses Eiland lieben, denn alle Mannigfaltigkeit der südlichen Landschaft scheint hier auf kleinem Raum vereint.

Die Insel, die nur etwa 5½ Kilometer in der Längsachse mißt, hat eine Küstenlinie von über 50 Kilometer. Das gibt ein Bild von der erstaunlichen Gliederung ihrer Ufer, wo felsiges Steilufer mit sanft abfallender Böschung wechselt. Und ebenso häufig, wie man die Folge von Land und Wasser, Berg und Tal schon bei kurzem Wandern erlebt, wechselt der Vegetationscharakter. Da sind weite Wälder von graugrünen Oliven, von dunklen Pinien und solche von Lorbeer, große Wiesenflächen mit einzelnen schönen Baumgruppen, dann wieder steile Klippen, an deren Rande noch die Macchia wuchert, jenes undurchdringliche Gestrüpp, das einst die ganze Insel

deckte, und in dem Wacholder, Erika- und Erdbeerbaum, Ruscus und Ilex, Goldregen und Weißdorn durchrankt sind von Jelängerjelieber und Heckenrose. Da gibt es steinige Hänge, die, als ich Anfang Juni Abschied nahm, gelb waren von blühendem Ginster, der Wolken von Wohlgeruch über die Insel sandte, und endlich jene unvergleichlichen Schluchten, verlassene Steinbrüche der Venezianer, in denen Menschenhand nun subtropische Pflanzen in reichster Üppigkeit angesiedelt hat. Ganze Wäldchen von Palmen und flüsterndem Bambusröhricht stehen dort. Mächtige Agaven klammern sich an die efeuüberwucherten Felshänge, Kakteen und alle Arten blühender Sträucher säumen die Wege.

Der erste Gang durch die schönste dieser Schluchten, das Val Maria, bleibt uns unvergeßlich. Man wandelt wie im Traum durch die zitternden Schatten des fremdartigen Laubwerks, umgeben von seltsamen süßen Düften, und ein Chor von Vogelstimmen, von Nachtigallen, Drosseln und all den lieben kleinen Sängern, die wir aus der Heimat kennen, geleitet uns. Es ist ein Stückchen Wirklichkeit gewordenes Paradies, wo es einen nicht wundern würde, wenn Tiger und Antilope friedlich vereint lagerten.

Der Liebreiz dieser stillen Plätze ist unvergleichlich. Doch nicht minder schön sind jene Punkte, wo das Auge frei schweifen kann über die langgestreckten Höhen der Insel mit den silbergrauen Wäldern, den grünen Wiesen und der roten Erde ihrer frischgepflügten Äcker. Lieblich buchtet sich das Land hinaus ins Meer, das sich blau weitet ins Unendliche, das sich blau lagert zwischen das im Dunst liegende Küstenland mit Dörfern und Kirchlein und Villen- und Fruchtland, in dessen Blau die gelben und roten Segel gleiten, auf dessen Blau die kleinen Inseln schwimmen.

Herrlich auch jene Teile der Insel, wo das Land in tafelförmigen Klippen ins Meer abfällt. Da steigt man hinab von Platte zu Platte, den frischen Salzwind im Gesicht; der gelbliche Kalkstein steigert oft seine Farbe in tiefes Rot, und drunten, wo das Meer seit Jahrtausenden ihn mit weißem Gischt umbrandet, hat ihn das Wasser zu bizarren Formen zernagt, ragt er gezackt und zerfressen aus dem Strudel der Brandung. Die spült hinauf zu den seltsamen Platten, die das Wasser im Auf und Nieder der Wogen mit einem Schleier von schaumiger Flut überdeckt; sie fließt zurück und kehrt wieder in unendlicher Folge. Wie herrlich diese Punkte, wenn der Scirocco bläst! Da ist es im Inneren der Insel oft drückend und schwül, obwohl die Bäume sich rauschend im Winde biegen. Aber draußen an den Klippen, da ist es frisch, da brüllt die Brandung, da türmt sich haushoch die Woge und bricht schäumend über die Felsen.



Borastimmung

Sollte man denken, daß dasselbe Meer daliegen kann wie ein Spiegel, so daß man weit draußen noch sehen kann, wie die Delphine spielen? So ist es, wenn ein Gewitter emporsteigt über dem Küstenland. Im zartblauen Himmel türmt sich dann eine Riesenwolke wie ein gigantisches Gebirge, größer und größer werdend, ihre phantastischen Formen widerspiegelnd im schweigenden Meer.

Aber seine ganze Heiterkeit, seine Südlichkeit, seine eigenste Farbe zeigt uns das Meer dann, wenn die Bora weht. Dies Blau gibt keine Palette wieder. Dort oben bei der verlassenen Strandbatterie, wo der windzerfetzte Ölbaum steht und ein verwildertes Gärtchen von Schwertlilien wuchert, da muß man stehen und die Bora sehen, wie sie übers Meer zieht mit tausend Schaumkämmen — so frisch, so salzig, daß die Brust nicht tief genug atmen kann. Ein Gefühl der herrlichsten Unbeschwertheit bringt dieser Wind, Muskeln und Sehnen straffen sich; man ist seines Körpers froh bis in die Fingerspitzen.


Abendsonne im Val Madonna

An solchen Tagen hat man die rechte Entdeckerlust, da streift man weiter und weiter durch die Insel über Berg und Tal, bis man am Waldrand ruht, vielleicht auf einer jener Steinbänke, die man in allen Teilen der Insel findet. Da dunkelt wohl eine Zypresse, und Lorbeer und Olive werfen ihre Schatten über die wilden Zyklamen, und dann sinnt man und fühlt, daß diese Landschaft die Landschaft der Griechen war und ihrer Dichter.

Aber dann kommen wieder Tage, wo die Winde schweigen, wo der Süden das ganze Füllhorn seiner Sonnengnade über uns ausschüttet. An einem solchen Tage habe ich die Stunde des großen Pan erlebt; hoch überm Meer, wo die Mittagssonne auf weißem Felsen liegt. Nichts regt sich, nur die Eidechsen huschen da und dort, der starke Geruch der fleischigen Kräuter steht in der Luft und ein Akkord von tausend Insekten. Da oben, wo die Felswand weiß vor dem tiefblauen Himmel steht, zwischen dem wilden Feigengeäst, sahen wir dort nicht Pan sein Bockshaupt aufrecken?

Solche Augenblicke innigsten Miterlebens der Natur, stärksten Mitempfindens ihrer Stimmungen, wie sie nur selten Menschen unsrer Tage zuteil werden, erklären sich mir aus einer Steigerung des Lebensgefühls, wie es mehr oder minder ein jeder auf dieser Zauberinsel erfährt.

Ja, du bist auf einer Insel, weit vom Getriebe der Welt, dich umgibt die reinste Luft, kräftig salzdurchtränkt und mit den Düften von Koniferen und blühenden Straucharten getränkt, kein Lärm, kein Staub ist um dich. Die herrliche klare Salzflut lockt zum Bade. Welch Hochgefühl nach diesem Bade die Rast in der Sonne, einer Sonne,

die wie die heilende Hand einer Gottheit auf dir ruht! Und neben diesen Gaben, die ein Paradies dir spendet, vermißt auch der Verwöhnte nicht, was ihm zum täglichen Leben gehört: eine wohlbesetzte Tafel, ein treffliches Bett, freundliche Bedienung und was sonst ein gutes Haus seinen Gästen bietet. Dazu ist dem, der die Kräfte und die Gewandtheit seines Körpers gern übt, alles geboten, was er wünscht. Denn Brioni ist ein Dorado für den Sport.

Da ist der weltberühmte Golfplatz. Landschaftlich herrlich gelegen, musterhaft angelegt, von den besten Spielern der Welt besucht. Da ist weiter der vortreffliche Stall. Gute Pferde sind stets für die Reiter zu haben, und es ist ein hübsches Bild, wenn allmorgendlich eine ganze Kavalkade die Pinienallee hinter dem Hotel hinuntertrabt zum frohen Ritt über die Insel. Ein großer Reitplatz, mit Hindernissen aller Art reich ausgestattet, fehlt nicht. Da spielen sich dann oft größere sportliche Ereignisse ab. Ich selbst sah noch einen sehr gut beschickten concours hippique, der viel elegante internationale Welt um den frischgrünen Rasen versammelte. Die vortrefflichen Tennisplätze sind stets belebt von guten Spielern, und wohl ein Dutzend Segeljachten schaukeln im Hafen. Natürlich ist auch ein Fußballplatz da, und für den heute wohl vornehmsten Sport, das Polo, wurden während meiner Anwesenheit die Vorbereitungen getroffen.

Der »Sport«, den aber wohl ein jeder treibt, ist das Bad, das unvergleichliche Meerbad an einer geschützten Bucht, wo eine schöne Badeanstalt »Saluga« mit großen Sonnenbadterrassen erbaut ist. Für die kühlere Jahreszeit gibt es ein großes geheiztes Hallenschwimmbad, das, mit Meerwasser gespeist, auch im Winter das Seebad ermöglicht.

Und dann der Tanz! Da zeigt sich das heitere Lebensgefühl, in gesellige Form gebunden, vielleicht am schönsten. Für den Maler gab's da, wenn längst die Sonne im westlichen Meer hinter den sieben kleinen Inseln untergetaucht war, viel Anziehendes zu sehen. Denn es gibt schöne Frauen in Brioni, mit schönen Kleidern. Paris, Wien, Berlin und Mailand hatten die Schrankkoffer gefüllt, die der kleine Tender alltäglich auslud, und manch holde Trägerin wußte das Erlesenste, das sie trug, zur beglückenden Selbstverständlichkeit zu machen. Schön war das anzusehen, schon oben im Tanzsaal über den Speisesälen, noch schöner aber in den warmen Nächten, wenn man den Tanzplatz im Freien benutzte. Ein runder Terrazzoboden, umgeben von zwei überhöhten Tischreihen, zwischen reichen Blumenestraden. Da glühten die Blumen im Licht der Lampen und leuchteten die köstlichen Kleider, und darüber wölbte sich der besternte südliche Himmel, in den Zypressen und Palmen dunkel ragten. Farbiger noch war das Bild, wenn dort am



Die rote Erde auf Brioni



Abend bei Il Paradiso



Das Meerbad Saluga



Der Sprunggarten

Nachmittag getanzt wurde. Denn während die Herren abends im korrekten Schwarz erscheinen, steigern sie am Nachmittag mit den Farben der modernen Sportkleidung noch die fröhliche Buntheit.

Um den Tanz gruppiert sich die eigentliche Geselligkeit des Lebens, und wer nicht tanzen will oder kann, freut sich von den Tischen aus an dem hübschen Bild. Da herrscht dann rege Konversation, schwirren oft alle Kultursprachen durcheinander, und die Menschen verbindet das Bewußtsein, zur guten Gesellschaft zu gehören. Denn schlechte Gesellschaft gibt es in Brioni so gut wie gar nicht. Das, was sich von dieser Art in die modernen Badeorte drängt, käme ja auch hier nicht auf seine Rechnung. Es gibt keine Kinos, keine Varietés, keine Bars und Tanzdielen, keine Halbwelt. Auch die Gelegenheit, Geld anderwärts hinauszuwerfen, fehlt, denn es wird nirgends irgendwie »geneppt«, und was man an sogenannten »Extras« außer dem mäßigen Pensionspreis zu zahlen hat, ist äußerst niedrig angesetzt.

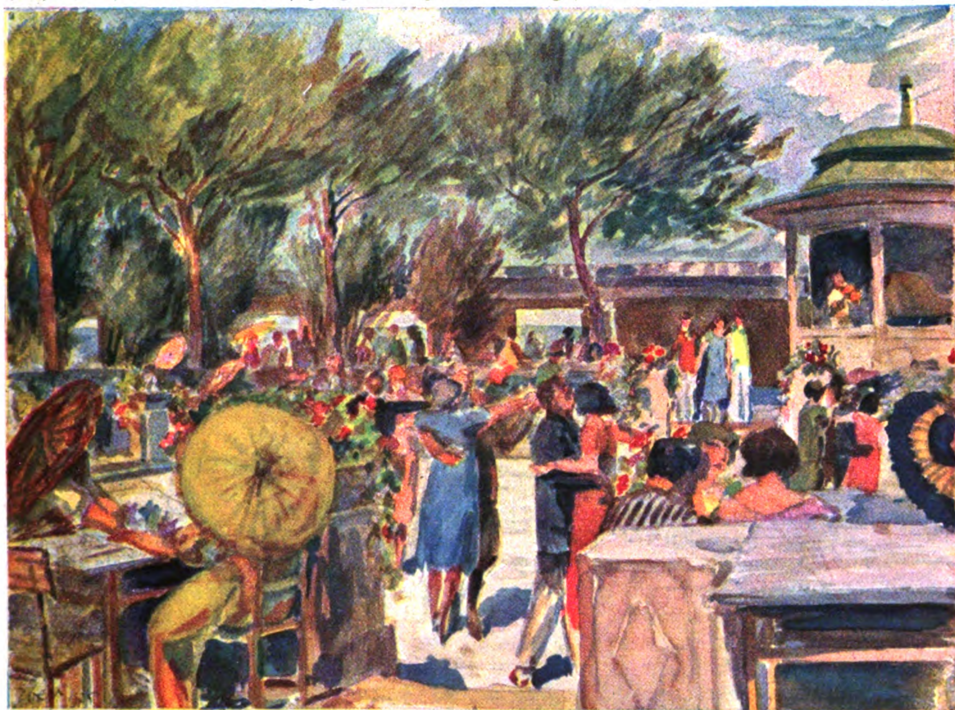
So kann sich denn auch derjenige diesen köstlichen Aufenthalt »leisten«, der nicht allzu sehr mit Glücksgütern gesegnet ist, und es wird auch der sich dort wohl fühlen, der ein »mondänes« Leben nicht mitzumachen geneigt ist. Jene Gruppen, die in der weiten Halle des Hotels oder in andern Nebenräumen sich des Abends zu ruhigem Plaudern, zu einem Spiel Karten zusammenfinden, jene Einzelgänger, die, ein Buch unter dem Arm, die Insel durchstreifen oder zu Rad — denn es stehen stets Fahrräder zur Verfügung — hinausfahren zu entlegenen Klippen, um sich dort zu sonnen, sie alle richten sich ihr Leben ein, wie es ihnen behagt, und niemand wird sie in ihrer Ruhe stören. Das Gefühl, heute noch Gast eines großdenkenden Menschen zu sein, verbindet die Besucher Brionis und formt aus ihnen eine Art Gemeinde.

Das ist es, was diesem Leben einen Teil seines besonderen Reizes verleiht. Man erinnert sich immer wieder daran, daß es nur durch die Leistung eines weitblickenden Mannes ermöglicht wurde. Jeder Gast trägt ein gewisses Dankgefühl ihm gegenüber in sich, und wohl einen jeden beschäftigt die Frage: Wie konnte diese köstliche Stätte werden, wie sich erhalten?

Die Insel, die schon zu prähistorischer Zeit besiedelt war, ist in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit die Latifundie eines reichen Römers gewesen. Aus dieser Zeit haben sich ansehnliche Reste einer Luxusvilla mit zwei kleinen Tempeln, Bädern und Meierhöfen erhalten. Zu oströmischer Zeit war die Insel noch stark besiedelt. Eine algerische Legion legte dort ein

Castrum an, dessen gewaltige Mauermassen zum großen Teil noch stehen. Auch eine frühchristliche Basilika stammt aus dieser Zeit. In dem lieblichen, nach ihr benannten Val Madonna, nahe dem abendlichen Strand der Insel, ragt ihre Ruine, von hohen Zypressen umstanden, in den blauen Himmel. Im Mittelalter scheint die Kultur der Insel schon zurückgegangen zu sein; im wesentlichen wurde sie von den Venezianern als Steinbruch benutzt. Auch aus dieser Zeit ist manches erhalten, so das dicht beim Hotel gelegene, heute wieder bewohnte Kastell und zwei eigenartige kleine Kirchen. Auch jene malerischen Schluchten, von denen ich schon sprach, verdanken dieser Epoche ihre Entstehung. Die Venezianer haben sie in die Berge gebrochen, als sie die Steine von dort holten, um ihre Häuser und Paläste mit ihnen zu bauen. Zuletzt hatte das berühmte venezianische Patriziergeschlecht der Cornari die Insel in Besitz. Venedig begann zurückzugehen, es war nicht mehr die Königin der Meere, und mit dem Erlöschen seines Glanzes und seiner Macht entvölkerte sich die Insel mehr und mehr, bis endlich die Malaria, die sich mit dem Rückgang der Kultur auszubreiten begann, die letzten Menschen von ihr vertrieb. So war denn im vorigen Jahrhundert Brioni eine verlassene Wüstenei geworden, in der alles Kulturland von der Macchia überwuchert war, und die einzigen Menschen, die dort hausten, bestanden in der Besatzung eines Forts, das die Österreicher zur Deckung der Einfahrt des nahegelegenen Kriegshafens Pola angelegt hatten. Dieses Eiland mit der benachbarten Insel Brioni minore und mehreren kleinen Inseln kaufte Ende der neunziger Jahre Paul Kupelwieser, der, als Sohn des bekannten Kirchenmalers, des Jugendfreundes von Schubert und Schwind, geboren, aus eigner Kraft einer der bedeutendsten Industriellen Österreichs geworden war.

Kupelwieser begann sogleich auf der Insel die Macchia zu roden, die als Malariaherde gefährlichen Wasserlöcher zu entwässern und das urbar gemachte Land zu bebauen. Großzügig, wie er war, bat er den berühmten Bakteriologen Robert Koch zu sich, um die Malaria ganz zu vertreiben. Dies gelang in den Jahren 1900—1902, und seitdem ist die Insel vollständig entseucht. Es ist nie mehr auch nur ein Malariafall seither dort vorgekommen. Von da an wurde nun immer mehr Land der Bebauung gewonnen, große Ökonomiegebäude wurde aufgeführt, und das ganze etwa 2300 Morgen große Gebiet wurde in ein Mustergut umgestaltet. Jetzt stehen über hundert Stück Großvieh in den Ställen, der ganze Betrieb mit Motorpflügen, Silo usw. ist modern eingerichtet. Die Wälder sind durchforstet, und ein wohlgepflegtes, ungemein verzweigtes Straßen- und Wegenetz durchzieht die Insel. Eine unter dem Meere herlaufende Wasserleitung versorgt sie vom Festlande her mit reinem Quellwasser; eine



Tanzplatz



Abend am Golfplatz

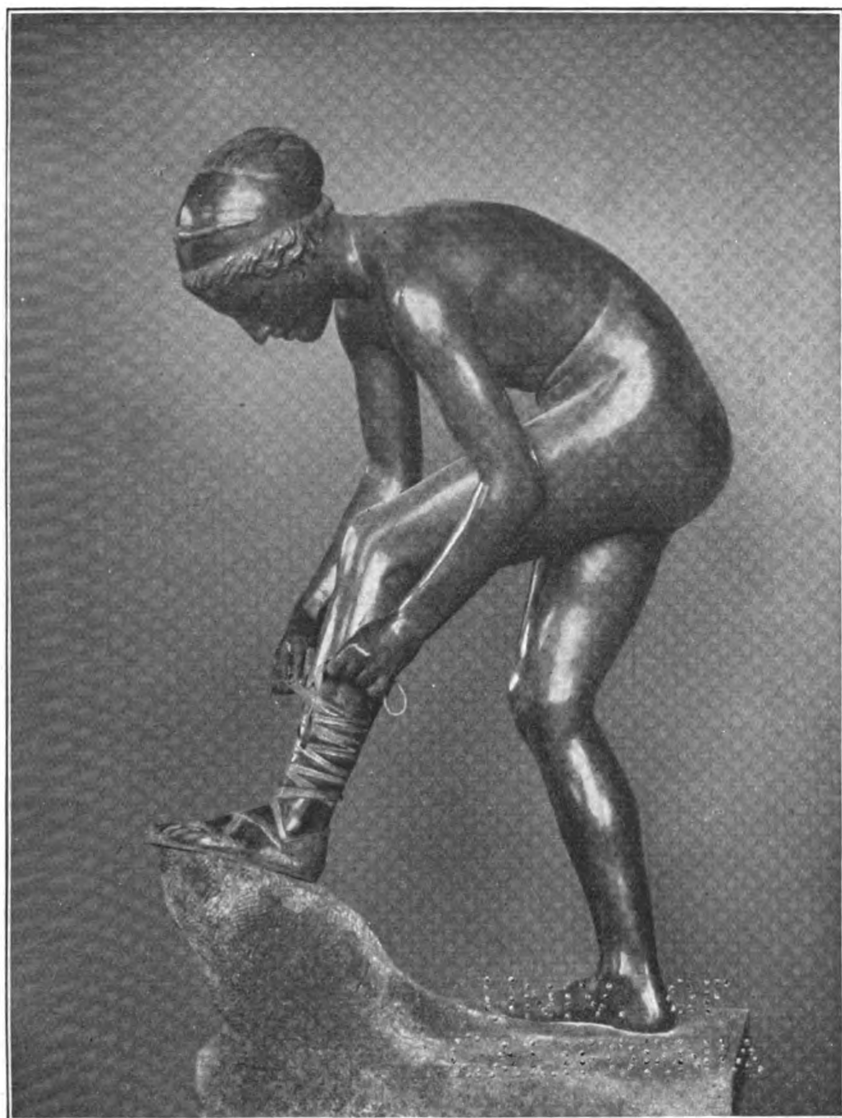
große, weiträumige Hafenanlage mit breiten Molen ist geschaffen.

Bald nach der Entseuchung baute Kupelwieser ein kleines Gasthaus, befreundete Wiener Nervenärzte schickten ihm Gäste. Da erwies sich das Haus bald als zu klein, es wurde angebaut, neu gebaut und wieder neu gebaut, bis kurz vor dem Kriege die gewaltige Hotelanlage fertig war, die jetzt vollbesetzt über fünfhundert Gästen Aufnahme gewähren kann.

Schwere Jahre hat das Unternehmen hinter sich. Der Krieg unterbrach alles, die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Friedensschluß brachten die größten Schwierigkeiten. Denn Brioni gehörte nicht mehr dem österreichischen Küstenland, es war — italienisch geworden. Österreichern und Deutschen blieb es der Valuta wegen unerreichbar, in den andern Ländern mußte es sich erst langsam einen Namen machen. Der alte Kupelwieser hatte während des Krieges seine Augen geschlossen, jedoch der zähen Energie seines Sohnes ist es gelungen, das Unternehmen wieder zur vollen Blüte zu bringen, und heute ist sein Hauptbestreben, neben dem Erhalten all des Guten, das der Vater schuf, jeder Art von Sport auf Brioni eine mustergültige Heimstätte zu schaffen.

Man muß nur hinüberfahren an einen jener istrischen Küstenorte, die man von Brioni leicht erreicht, um ganz innezuwerden, daß Brioni nicht nur eine Insel im Meer, sondern eine Insel der Kultur mitten in der schmutzigen Dürftigkeit eines armen Küstenlandes ist. Malerisch freilich sind diese Städtchen Istriens. Wie sich so z. B. Rovigno den Berg hinaufbaut, ist unvergleichlich. Aber wenn man, aus seinen ärmlichen Gassen kommend, wieder den gepflegten Strand von Brioni betritt und von allen Bequemlichkeiten europäischer Kultur sich umgeben fühlt, begreift man, was es heißt, dieses in dieser Umwelt zu schaffen, mehr noch, es zu erhalten. Selbst Pola, der einzige größere Ort in der Nähe, ist ja heute wieder ein kleines italienisches Provinzstädtchen geworden, nachdem es als österreichischer Kriegshafen mit einem großen Arsenal einen mächtigen Aufschwung zu nehmen angefangen hatte.

Daß der jetzige Besitzer auch ein warmer Tierfreund ist, beweist die Tatsache, daß fast die ganze Insel unter seiner Fürsorge ein Tierpark geworden ist. Rehe und Damwild, das vertraut am Waldrande äst, sieht man fast auf jedem Spaziergang, Hasen gibt es die Menge und Fasanen in Überfülle. Am schönsten aber ist der unendliche Reichtum an Singvögeln, den Kupelwieser durch systematischen Abschuß alles Raubzeugs erzielt hat, doppelt schön im sonst so vogelarmen Italien. Wenn in den mondhellen Nächten die Nachtigallen ihr Schluchzen und Locken von Baum zu Baum, von Busch zu Busch senden, und wenn das Meer im ewigen Gleichklang dunkel dazu rauscht, dann schließt sich der Zauberring um das Herz, und man gelobt sich: »Bald, bald auf Wiedersehen, liebes, schönes Brioni!«



August Kraus: Sandalenbinderin

Aus der Frühjahrsausstellung 1925 der Akademie der Künste zu Berlin

Der Weg nach Heilisoe

Von Paul Steinmüller

I

Das neue Geschlecht

Vom St.-Niklas-Turm fielen drei helle Glockenschläge. Gleich darauf antworteten aus der Ferne Maria zum Rosenhag und der Heilige Geist. Dann war es wieder still. Das Abendgeläut, das um diese Zeit über Märkte und krumme Gassen wogte, setzte nicht mehr ein. Der Lobgesang, in den St. Jakob, St. Jürgen am Strande, die Katharin und der Evangelist Johannes einzustimmen pflegten, schwieg, seit der Krieg den Türmen die erzenen Zungen ausgerissen hatte.

Jörg stieß den Fensterflügel weit auf und lehnte sich hinaus. Der Abendhimmel war von hellstem Grün und wie von Silber durchflossen; hinter den Giebeln im Osten stand wohl schon der wachsende Mond. Vom Meer herüber drang ein Geruch, wie er dem März eigentümlich ist, wenn das angeschwemmte Seegras zu sprießen beginnt. Der ganze Treßhof, den fast zu einem Viertel die alte Kastanie mit dunklem kahlem Geäst überbreitete, war von diesem herben Ruch erfüllt.

Der alte Treßhof! Ein zärtlicher Blick des jungen Mannes umfing dies alte backsteinerne Vätererbe. Von den abgewetzten Prellsteinen war die kleine Gülbensey in seine geöffneten Arme gesprungen. Rechts der Kellervorbau, der zu Mellins Wohnung führte und der einer kleinen Kapelle glich; links die überdachte Treppe. In der Tiefe aber, aus der er ausschaute, das alte Wohnhaus, das die stolze Inschrift trug: Treßhof. 1525. Balzer Treß hatte es zwar erst etwa hundert Jahre später gebaut, aber der Handelshof selbst war damals gegründet, als die Hanse schon von ihrem guten Ruf und nicht mehr von Taten zehrte. Was tat das! Er hatte vier Jahrhunderte und eine Wallensteinsche Belagerung überdauert und würde auch durch diese Elendszeit kommen.

Die Sperlinge lärmten noch in dem dürren Rankelgewächs, das bis in die vermoosten Dachpfannen hinaufwuchs. Aus dem verblassenden Grün der Himmelswiese wuchsen die ersten Sterne. Jörg schloß das Fenster.

Gleichzeitig wurde die Tür geöffnet, und die alte Schaffnerin trat mit Harro ein. Der Raum war plötzlich in grelles Licht getaucht, der lange Beratungstisch, die tiefen braunen Stühle an seinen Seiten, der Schreibtisch, auf dem seit des Vaters Tod nichts verändert war, alles schimmerte blank und gepflegt.

»Sieh, du bist hier, Jörg!« Und Harro begann in seiner etwas lauten Art sofort auf ihn einzureden. Ob Malte und Frauke noch nicht hier seien. Und Onkel Rolf. Es sei gleich sechs Uhr. Onkel Rolf lasse sich immer Zeit, wenn er gerade einen Klienten bei sich habe.

Man spürte ihm die Unruhe an. Warum nur? dachte Jörg. Eine Testamentsverlesung ist doch ein feierlicher Vorgang. Aber Harro redete immer, als ob er seine Mannschaft zum Sturmangriff riefe und das Knattern des Feuers überschreien müsse. Vielleicht war ihm dies in seiner Tätigkeit als Rufer im Parteienstreit von Nutzen.

Er wartete eine Antwort Jörgs nicht erst ab, sondern ließ sich gleich von etwas anderm fesseln. Die Alte war um den Tisch gegangen und hatte Papier und Bleifedern ausgelegt. Jetzt trat sie an die Fenster, um die Vorhänge zu schließen, und spähte eine Weile angestrengt hinaus.

»Was ist, Ose? Kommen sie?« fragte Harro.

Sie schüttelte den Kopf, schwieg und blickte wieder aus.

Da trat er neben sie. »Was geschieht denn dort?«

»Sie ist wieder da,« sagte sie und wies auf die Torfahrt, wo Harro am Prellstein etwas Schattenhaftes zu erkennen glaubte.

»Wen meinst du nur?«

»Nun, sie, die Frau! Sie ist wieder in der Stadt, Kind.«

Harro starrte hinaus. »Wirklich, Ose? War sie schon hier? Wie denkst du ...?«

Aber Ose antwortete ihm nicht, legte den Finger an den Mund, trat zurück und griff die Schnur der Gardine.

Gülbensey kam die Treppe herab, die von den Wohnräumen in das untere Stockwerk führte. »Guten Abend, Jörg, guten Abend!« sagte ihre helle, klingende Stimme. Dann erblickte sie erst die andern. Sie blieb stehen und lehnte sich grüßend über die Brüstung. Das schwarze Kleid der Trauer hob ihre blonde überschlanke Schönheit, die strahlenden Blauaugen hatten durch die Tränen der letzten schmerzreichen Wochen nichts von ihrem Glanz verloren. Wie sie da stand auf der alten Wendelstiege aus nachgedunkeltem Holz, deren Wandung eine kunstfertige Schnitzerhand vor zweihundert Jahren mit Bildern aus Christi Leiden geziert, erschien sie Jörg wie das Licht jungen Tages, das spät in verschattete Gründe steigt.

Er sagte nichts, er hob nur die Hand und ging ihr einige Schritte entgegen. Sein linker Fuß schleifte nach. Er empfand die Behinderung, die ihm die Verwundung hinterlassen, jetzt angesichts des lieblichen Bildes als einen Mangel.

»Ach, Gülbensey,« sagte er, »ich wartete auf dich hier am Fenster. Es war so schön draußen, und ich mußte, als ich die Prellsteine sah, an unsre Jugend denken.«

Sie errötete wie eine Braut. »Du erwartetest mich? Doch das wußte ich nicht.« Sie legte ihre

Hand in seine und sah ihn zaghaft an. Jörg war der Gespiele ihrer ersten Jahre, aber er war ihr soviel ferner gerückt als die andern Brüder. Sie sann nach, wie es doch kam, daß sie in diesen Tagen, da er zum Begräbnis des Vaters gekommen, immer etwas wie Scheu in seiner Nähe empfand. Er war ernster als selbst Malte und stiller als Harro. Hatte er viel erlebt, was er verborgen trug? Von der Schule auf die Universität und nach dem ersten Semester in den Krieg. Während der leidvollen Jahre war er selten daheim gewesen, und danach hatte er wieder sein Studium aufgenommen.

»Liebe Schwester, liebe Gülbensey!« sagte Jörg.

Seine Zärtlichkeit verwirrte sie noch mehr, und sie blickte ihn befangen an.

»Wir werden uns schon verstehen, denn du und ich, wir gehören zusammen,« sagte er. »Hilf mir, wenn es not tut, Gülbensey.«

Sie wollte etwas entgegnen, um eine Erklärung bitten, aber da kamen die andern, und nun war es plötzlich ein andres Zimmer. Onkel Rolf trug unter dem Arm die schwere Aktentasche, ohne die man den Justizrat und Ratsherrn Glöden nie sah; sein Gesicht drückte den Kummer aus, unter dem er seit dem Kriegsausgang litt. Seine trübselige Stimmung umgab ihn wie ein Gewölk und verfinsterte jeden Raum, den er betrat.

Malte, vollendet gekleidet, schien ernst und bleich. Keine Linie seines Gesichts veränderte sich, als Harro ihn mit einem derben Wort begrüßte. Er wußte genau, was er dem Ernst der Stunde schuldig war. Und Frauke! Während sie ein paar Worte mit Gülbensey wechselte, musterten ihre Augen, die grau wie Seewasser im Wind waren und immer ein wenig spöttisch blickten, die andern. Nun, sie war eine Poppelmann, Tochter des Josias Poppelmann, der Aus- und Einfuhr des amerikanischen Warenverkehrs regelte. In Harvestehude war sie daheim und fühlte sich in dieser kleinen Stadt, die wie eine ärmliche Stiftsdame vom Glanz der Vergangenheit lebte, in der Fremde.

Gewiß, gewiß, die Treß waren ein ehrwürdiges Geschlecht, aber was bedeutete das für eine Zeit, die sausende Räder an den Schuhen trug. Das leise Rauschen ihrer seidenen Kleider, das feine Klirren der goldenen Ringe an ihrem Handgelenk war ihr wie eine ferne Musik aus dem verlassenen Königreich ihrer frühen Jugend.

Sie reihten sich um den langen Tisch, Onkel Rolf saß an der Stirnseite, ihm zur Rechten Malte. Sie hatten die Schriftstücke vor sich ausgebreitet. Auf was warten sie noch? dachte Jörg und blickte fragend auf Frauke. Aber die saß königlich in einem hochlehnigen Sessel, hatte den Kopf gegen die Hand gelehnt und sah abwartend vor sich hin.

Die Tür tat sich auf, und Ose trat mit zwei Mädchen ein, die auf silbernen Platten Weinflaschen und Gläser trugen und sie vor den Versammelten aufstellten. Malte erhob sich und füllte die Kelche mit dem alten duftenden Traubenblut. »Liebe Geschwister,« sagte er, »unser teurer seliger Vater hat mir aufgegeben, Sorge zu tragen, daß wir in dieser Stunde seiner freundlich und liebevoll bei den letzten Flaschen seines Hochzeitsweins gedenken. Ich erfülle seinen Willen. Dem Gedächtnis unsers Vaters und unsrer lieben Mutter!«

Sie hoben die Kelche und tranken andächtig. In Gülbenseys Glas fiel eine Träne. O du Gute, Ungekannte, die sterben mußte, damit ich lebe! dachte sie. Das Heimwehgefühl überkam sie. Sie beschloß, mit Ose einmal wieder von der Seligen zu sprechen.

Sie hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und bemühte sich, achtzugeben auf das, was Onkel Rolf vorlas. Ihres Vaters Stimme! Ja, war denn das seine freundliche, tiefe Stimme, die so zärtlich klang, wenn er ihr Gesicht zu sich niederbog: Liebe, kleine Gülbensey! Das waren trockene Formeln, Zahlen, die Onkel Rolf sehr ausdrucksvoll betonte, und wenn er etwas Besonderes hervorhob, strich er mit dem Zeigefinger über sein Kinn. Sie verlor, während sie auf die Wiederholung dieser Eigentümlichkeit wartete, den Faden. Ach, warum auf langweilige Dinge achten, die sie nichts angingen!

Harro gingen sie an und Malte, der jetzt an Vaters Stelle stand. Sie blickte auf ihn. Er saß kerzengerade da, mit festgeschlossenen Lippen und sehr bleich. Erregte ihn das Lesen dieses väterlichen Vermächtnisses? Zuweilen glitten seine Blicke zu Frauke, suchend, fragend. Aber die saß kühl und abgekehrt da, und in ihren Augen war das Lächeln, dies seltsame fremde Lächeln.

Es fiel Gülbensey auf, wie edel das strenge, marmorweiße Gesicht ihres ältesten Bruders war. Irgend etwas war in ihm, das sie früher und an anderm Ort gesehen. Wo nur und wann? Sie sann nach und fand es nicht.

Aber plötzlich blieben ihre Augen an dem Bilde haften, das gerade über Malte an der Wand hing, dem Bild des Ahnen, jenes rätselhaften Balzer Treß, durch den der Reichtum einmal in das Geschlecht gekommen war und der auf seltsame Weise verschollen sein sollte. Das Bild war sehr alt, aber jetzt im scharfen Licht der Deckenkrone deutete Gülbensey in ihm Zug um Zug aus. Sie verglich und wußte es plötzlich: in Malte war Balzer Treß wiedergebildet.

Sie seufzte auf, als die gleichförmige Rede Onkel Rolfs jäh abbrach. Also nun waren sie am Ende!

Maltes Hand griff hastig schlichtend in die Papiere. Er war erregt und bemüht, es zu verbergen. Er hob das Glas an die Lippe und setzte es, ohne daß er getrunken hatte, wieder nieder. Dann stand er auf.

»Wenn ich als Ältester zu dem Vermögensstand

unsers Hauses, wie er eben dargelegt ist, mich äußere, so spreche ich kein Urteil über unsern Vater aus. Er trägt nicht Schuld, daß wir viel verloren. Mehr als vier Jahre Krieg! Schlimmeres wartet unser. Aber ich verspreche euch: ich werde unser Geschlecht wieder heben, daß es angesehen dastehen wird. Und mit ihm unser Vaterland. Deutschlands Throne sind leergefegt. Wer wird sie wieder besteigen?« Er machte eine Pause und hob die Hand: »Deutschlands, Europas, der Welt Herr wird das Geld sein!«

Er wurde durch ein Geräusch unterbrochen. Jörg hatte seinen Stuhl zurückgeschoben und bückte sich, als wolle er Herabgefallenes aufheben.

»Sagtest du etwas?« fragte Malte.

»Ich sagte nichts. Obgleich ... Aber, bitte, sprich nur weiter.«

Malte sah ihn erstaunt an, dann fuhr er fort. Die feierliche Stunde, die Erregung, das Bewußtsein, der verantwortliche Erste dieses Hauses zu sein, das alles ließ ihn große Worte finden.

Jörg zog ein Blatt Papier heran, nahm den Stift und begann zu zeichnen. Er zog einige Striche hinauf und hinab, dann gestaltete sich das Bild. In die Nacht wuchs ein schmaler Warenpalast, wie ihn die Neuzeit aus Stein, Stahl und Glas baute. Die Vorderseite bestand nur aus Fenstern. Rechts und links erhoben sich zwei gleich aussehende, aber höhere Häuser. Diese drei bildeten einen ungeheuren Thron, zu dem eine breite Treppe führte. Auf diesem Thron, der mit straffen Geldsäcken ausgepolstert war, saß breit und prahlend ein Mann mit feisten Gliedern. Seine Weste straffte sich um den gerundeten Leib. Er hatte die Augen wie ein Blinder geschlossen, aber von jedem seiner krallenartigen Finger liefen Fäden in das Dunkel. Vor der Treppe auf dem Pflaster lag die Menge. Der Stift zeichnete Könige, die sich bückten, Richter und Krieger, die sich neigten; Minister, Künstler und Bürger, die niederknieten; Frauen, die sich entblößten. Es war eine schamlose Anbetung des frech sich flegelnden Menschen auf dem Häuserthron, der die Huldigung annahm, ohne die Huldigenden zu beachten.

»Es ist aber nicht genug, daß eure Vermögensanteile in der Handlung mitarbeiten,« fuhr Malte fort. »Du, Harro, freilich stehst im Dienst einer Partei, deren Aufkommen die neue Blüte unsers Handels verbürgt. Doch wirst du darauf denken müssen, dich mit einer Erbin zu vermählen, damit unser Haus bald entlastet wird.«

Harro lächelte vielsagend und nickte.

»Du, Jörg ... hörst du mich denn?«

»Ich höre,« sagte Jörg, schob das Blatt zurück und sah den Bruder an.

»Du wirst bald deine Prüfungen bestehen und hierher kommen. Von einem tüchtigen Anwalt werden wir Nutzen haben. Onkel Rolf wird dich zunächst in seine Praxis aufnehmen und will sie dir später überlassen.«

Onkel Rolf strich mit dem Finger über sein Kinn. Malte sah Güldenfey an und wollte fortfahren. Da geschah es.

Jörg legte den Stift hart auf den Tisch und sagte: »Auf mich rechnet nicht!« Es war etwas in dem Ton, der alle aufsehen hieß.

Maltes Stirn verschattete sich. »Was heißt das, Jörg: Auf mich rechnet nicht?«

Doch bevor er antworten konnte, hatte Frauke die Zeichnung an sich gezogen. »Sieh, sieh!« sagte sie lächelnd. »Ich wußte gar nicht, daß du so geschickt zeichnest. Was stellt das denn dar?«

»Den Götzen der Welt, den Malte soeben als den kommenden König ausrief.«

Frauke begriff, sie lächelte geheimnisvoll. Die andern erhoben sich und betrachteten das seltsame Bild. Harro lobte es: »Ganz richtig, Jörg!«

Aber Malte fand die Unterbrechung unschicklich, und sein Knöchel pochte auf. »Erlaubt, wir sind nicht hier, um Bilder zu betrachten. Jörg, du schuldest mir noch eine Erklärung.«

Jörg strich sich mit der flachen Hand über das Haar. »Ich habe mein Studium bereits aufgegeben,« sagte er.

Malte sah ihn fest an: »Davon weiß ich nichts.«

»Ich wollte es dem Vater ersparen, Malte. Es ist ja auch gut, daß ihn mein Entschluß nicht mehr beunruhigt hat. Er ist unabänderlich.«

»Du willst Kaufmann werden?«

»Nein. Ich will nichts werden, sondern nur sein, was ich bin: ein Musiker oder, wenn das besser klingt, ein Künstler in der musica sacra.«

Er sagte es völlig ruhig. Von seiner Linken, wo Güldenfey saß, spürte er eine tastende Hand. Er nahm sie und drückte sie im Dank.

»Wenn ich dich recht verstehe,« sagte Malte, »so willst du Organist werden. Nun, du bist musikalisch, aber ungeachtet, daß dazu doch vermutlich etwas mehr gehört — ein Treß sitzt nicht auf der Orgelpritsche und spielt Choräle.«

Es ballte sich irgend etwas zusammen, etwas, das quälend und ängstigend war. Güldenfey zog den Amethyst, den sie wie ein Amulett an feinem Kettlein immer bei sich trug, hervor und drückte den Stein an die Lippen. Harro musterte starr die beiden Bildnisse, die ihm gegenüber an der Wand hingen: Behrend Treß, Oberst im schwedischen Gyllenstiernaschen Regiment, und Karl Heinrich, den Major bei den Bohuslehnschen Schützen. Nein, wirklich, das ging nicht! Jörg war im Felde Offizier geworden, und jetzt Tastenschläger?

Jörg schien das, was sich um sein Haupt zusammenzog, nicht zu berühren. Er stand auf, war Malte gerade gegenüber, fast so groß wie der, und völlig gesammelt. »Malte,« sagte er, »ein Treß tut das ganz, was er einmal vor seinem Gewissen verantworten muß. Wenn du aber meinst, ich hätte nicht das Zeug dazu, so kann ich ja den Beweis erbringen. Ich lade euch auf

morgen vormittag zehn Uhr, in St. Nikolas mir zuzuhören.«

Onkel Rolf legte seine Hand breit auf den Tisch. »Ihr Treß seid allesamt Hartköpfe. Ihr wollt euch die Schädel aneinander einrennen. Muß das just in dieser schlimmen Zeit geschehen?«

Aber Malte legte die Hand auf seinen Arm. »Es ist jetzt nicht die Stunde, davon zu handeln. Gut, Jörg, wir kommen! Und danach reden wir davon in meiner Wohnung.«

Der Zwischenfall war erledigt. Malte fuhr fort, Vorschläge zu machen. Man müsse daran denken, Einschränkungen sich aufzuerlegen. Vaters Motorboot könne verkauft werden. Schließlich könne man das Fährschiff benutzen, wenn man nach Heilisoe fahren wolle. Damit wäre auch Telge, der Bootsmann, erübrigt.

Er sah plötzlich zu Frauke hinüber. Hatte sie nicht eine Bewegung gemacht? Aber Frauke saß still und unbewegt da, die Hand an der Wange.

Und dann der Garten hinter der Mauer! Er trug nichts, es war in ihm nur ein kurzes sommerliches Blühen. Hans Olrogge hatte jüngst anfragen lassen, ob er feil sei.

»O meine Armen!« sagte Güldensey und hob beide Arme, als müsse sie diesen lieben Fleck Erde verteidigen. Wieviel Freude wuchs in ihm! Wenn Güldensey mit ihrer Gartenschere durch seine Beete und Büsche ging, um aus seinem Blütenreichtum Sträuße für die alten Frauen des »Räucherbodens« zu binden, war ihre Seele ganz sommerlich hell. Ihr Taschengeld reichte nie für die Bedürfnisse der Darbenden aus, und in ihren Sträußen trug sie stets einen feinen Duft in die engen Gelasse.

»Wir wollen es erwägen, Güldensey,« sagte Malte und nickte ihr beruhigend zu.

»Aber Engelke bekommt doch ihren Stiftsplatz im Heiligen Geist!« rief sie. »O, sie kann nicht mehr. Vierzig Jahre hat sie auf dem kalten Estrich unsrer Küche gestanden und für uns alle gekocht. Der Vater hatte es ihr versprochen. Ist Engelke im Testament nicht genannt?«

Harro sprach ein paar Worte leise zu Malte. Dieser nickte. »Sei unbesorgt, Güldensey. Wenn auch wir uns manches versagen müssen, für unsre treuen Dienerinnen wird gesorgt. Engelke soll ihre wohlverdiente Ruhe haben und später auch unsre alte Ose.«

Güldenseys Augen glänzten. Nun ging sie alles andre nichts mehr an. Sie hörte kaum noch auf das, was Malte sagte, sie war gewiß, daß sie auch ihren Garten behalten dürfe. Auch bei dem gemeinsamen Essen, das man nach der langweiligen geschäftlichen Aussprache oben einnahm, merkte sie nichts von der gehaltenen Art, in der die Geschwister untereinander redeten. Ein Stuhl stand leer am Tisch; aber es war nicht die Rücksicht auf den, der auf ihm gesessen, die alle veranlaßte, die Worte vorsichtig zu wählen. Einmal fiel ihr ein: Jörg! Doch als sie zu ihm hinübersah, fand sie ihn, wie er unbekümmert mit Frauke sprach. Was war nur mit ihm? Ob er wirklich etwas Besonderes leistete? Ob Malte nachgeben würde?

Nach dem Essen verabschiedeten sich, die nicht im Treßhof wohnten. Malte und Frauke gingen in ihr Haus am Markt, Onkel Rolf hatte noch in seiner Schreibstube zu tun; Harro wollte ihn begleiten.

Güldensey lief, noch früher, als die Tür sich hinter den Fortgehenden geschlossen hatte, zu der alten Köchin, die in ihrer Bibel las. Sie setzte sich neben sie und faßte die beiden arbeitsrauhen Hände, ehe diese die Hornbrille von den Augen heben konnten.

»Engelke, es ist ganz gewiß, die Stelle im Heiligen Geist ist frei, und du kannst hinein, wann du willst.«

Engelke nahm die Brille ab, legte das Lesezeichen in das Bibelbuch und klappte dieses zu. Sie sah Güldensey an, schüttelte langsam den grauen Kopf und fing an zu weinen.

»Du, du!« Güldensey strich an ihr auf und nieder. »Ich freue mich so darauf, es dir zu sagen, und du weinst.«

Nun, da das ersehnte Ziel erreicht war, ängstete die Alte der Abschied. Was sollte im Treßhof ohne sie werden? Man wußte ja, wie die Mädchen der neuen Zeit waren: frech und üppig traten sie einher, von Treue wußten sie wenig.

»Laß nur, Engelke, wir werden schon fertig werden, und geht es nicht, so kommst du und siehst ein. Denk' jetzt an die niedlichen warmen Stübchen, deren Fenster auf den Säulenhof sehen. Wenn ich dich dort besuche und wir Kaffee trinken, während der Regen fällt! Und der Weg zu deinen Gemeinschaftsabenden ist von dort so kurz!«

Ja, das war ein Trost. Die Stunden in der Winkelgemeinschaft waren Engelkes heimliche Freude, sie glaubte an die nahe Wiederkehr des Herrn: alle Zeichen dieser bösen Zeit deuteten darauf hin. Aber daneben war doch der Gedanke an Güldensey und Jörg. Wenn der in die Ferien käme, wer würde ihm die Kartoffelkuchen recht backen!

Jörg! Güldensey fiel es plötzlich schwer auf das Herz. Sie wollte doch noch mit ihm reden. Über ihrer Freude hatte sie ihn vergessen. Sie drückte der Alten die Hand und lief durch die Zimmer.

Aber Jörg war nicht mehr da. Er hatte hinterlassen, er gehe zum Kirchenvogt, um mit ihm alles wegen morgen zu besprechen. Nun, da kam er bald wieder, und Güldensey konnte schnell noch einmal zu Mellins hinuntersteigen.

Der alte Packmeister des Treßhofes — er erschien Güldensey alt, weil er einen langen Bart hatte, der ihm über die Brust bis zum zweiten Rockknopf herabhing — gehörte zum Hof wie Ose zur Familie. Es wird erzählt, daß er dem Freier der einzigen Tochter, einem übrigens erwünschten Be-

amten in ansehnlicher Stellung, in fast einstündiger Sitzung erklärt habe, welche Ehre ihm widerfahre, daß er gewissermaßen in das Haus Treß einheirate.

Es war da unten so viel Geheimnisvolles zu sehen: ein Glasschrank mit gläsernen Hirschen und Schweizerhäuschen, Klingelschnüre aus silbernen Perlen, Tassen mit verblichenem Goldrand und gefühlvollen Widmungen und uralte Ostereier voll wunderlicher Schnörkel. Und über allem ein leiser Duft nach Holländer Knaster und Anis.

Mellins hatten einen Brief von Marie bekommen und besprachen umständlich die Vorgänge im Tageslauf der Tochter, als Gülbensey eintrat. Sie mußte ihren Ehrenplatz einnehmen im geblümten Lehnstuhl mit den vielen Kissen, vor dem der silbergraue Kater Murr schlief; sie mußte die Nachrichten von Mariechen und ihren Kindern hören. Mellin wollte seine Pfeife ausgehen lassen, wie er immer tat, wenn Gülbensey auf Besuch kam, aber sie duldete es nicht. Nein, sie mußte nach oben und Jörg erwarten. Der Gedanke an ihn ließ sie heute nirgendwo seßhaft werden. Sie sagte, sie sei müde, und wünschte gute Nacht. —

Ose war im Eßzimmer und zählte das Silber ab. Gülbensey stellte sich an das Fenster und sah in den Hof, wo in den Lichtschein des Mondes die gezackten Schatten der Speicher glitten. Der Kastanienbaum füllte sich mit jungem Saft, leise trat hinter die Nächte, denen der Reif noch das glitzernde Kleid schenkte, der fröhliche Lenz.

Jörg kam noch immer nicht.

»Kind, du bist blaß vor Müdigkeit,« sagte Ose. »Komm, ich helfe dir beim Auskleiden.«

»Ach, Ose, wenn ich ihn heute nicht mehr sehe! Und ich sollt' ihm doch helfen und weiß nicht wie!« Ihre Stimme lallte schwer wie die eines schlaftrunkenen Kindes.

Ose faßte mütterlich ihre Hand. »Siehst ihn ja morgen, ich sag's ihm, wenn er heimkommt.«

Aber als Gülbensey die Decke ihres Lagers über sich zog, war alle Müdigkeit verflogen. »Ose, ich muß es dir sagen von Jörg, ich habe sonst keine Ruhe. Er will Künstler werden. Morgen in der Kirche spielt er. Malte ist dagegen.«

Die Alte saß auf dem Stuhl am Bett und faltete die Hände. »Wird Malte nichts nützen. Wenn Jörg sagt: Ich will!, so wird es. Er hat es von deiner Mutter, Kind. In ihr war lauter Klingen. Es ist seltsam um die Erbschaft des Blutes. Wem sie zufällt, muß sie antreten.«

»Wie wenig fiel mir von ihr zu!« Gülbensey seufzte und fühlte den Stein, den sie am Halse trug.

»Dir? Kind, du hast doch ihre Art geerbt: wie sie mußt auch du jedermann Liebes tun. Als sie dir den Namen gab ...«

»Ose, bitte, erzähl' es mir.«

Und die Alte erzählte aufs neue, was sie wohl tausendmal schon berichtet hatte. »Als du geboren warst, sah ich, daß ihre Kraft zerging, und sie wußte es auch und war ganz still und gefaßt. Dein Vater lag an ihrem Bett auf den Knien, und ihre Hand strich über sein Haar. Dann wandte sie plötzlich den Kopf: ‚Bringt mir das Kind!' Da nahm ich dich, weiß gebündelt wie du warst, legte dich in ihren Arm, und sie sah dich lange an. Dann sagte sie mit ganz hoher Stimme, so wie du immer sprichst: ‚Gülbensey, liebe, kleine Gülbensey, lebe!' Ich wußte nicht, was sie meinte, und sah sie verwundert an. ‚Ist sie nicht wie eine kleine goldene Fee?' Und sie sagte zu deinem Vater: ‚Otto, ich weiß, daß die erste Tochter in jeder Generation der Treß Myrrha genannt wird, und wenn du willst, mögt ihr sie mit dem Namen ins Kirchenbuch eintragen lassen, aber ihr Name ist Gülbensey, und so soll sie genannt werden!' — Siehst du, Kind, und dann hing sie dir das Kettlein mit dem Stein um, etwas mühsam, denn Gottes Engel winkten schon, aber ich half ihr. Und als ich dich in die Wiege gelegt hatte und mich wieder umwandte, da winkten sie wieder, und sie ging mit ihnen.«

»O du Liebe, Süße!« sagte Gülbensey. Sie hatte den Stein an ihrem Mund und küßte ihn andächtig.

»Du hast ihr Wesen geerbt und Jörg ihre Musik. Beide habt ihr das Beste von ihr. Ich sage dir, sie konnte singen! Nicht so laut und mit verzerrtem Gesicht wie die Frauen, die sich am Flügel aufstellen und tun, als wollten sie auf der Stelle sterben, sondern leise und lächelnd. Und immer ganz seltsame Melodien. Als sie Jörg trug, hab' ich nebenan beim Wäscheordnen oft lange stillgestanden und ihr zugehört. Mir wurde dann ganz sehnsüchtig um das Herz.«

»Und Harro und Malte? Haben die nichts von ihr?«

»Die sind Tresse, Kind! Harro ist Soldat, Seefahrer wie der Oberst bei den Gyllenstiernaschen Söldnern.«

»Und Malte?«

»Ja, Malte!« Ose zuckte die Schultern.

In diesem Augenblick fiel es Gülbensey ein, wie sie ihn unter dem alten Bild von Balzer Treß gesehen, wie sein schönes blasses Gesicht Zug um Zug dem des Ahnen geglichen hatte. »Malte ist Balzer, dessen Bild unten hängt!« rief sie.

»Der fliegende Holländer? Gott bewahr' uns, Kind!«

Gülbensey richtete sich auf. »Der fliegende Holländer? Heißt er so? Was ist's mit ihm?«

Der Alten Lippen wurden schmal und herbe, als müßten sie etwas verschließen. »Nichts ist mit ihm. Ich weiß nichts!«

Sie erhob sich und trat an das Fenster. Die Teiche, die die Stadt umgürteten, lagen im Mondlicht. Der Dunst der lenzenden Erde floß um die alten Weiden.

»Es ist hell draußen, und unter den Bäumen nebelt es. Du sollst jetzt schlafen, Kind.«

»Ach, Ose, erzähle, bitte!«

»Was? Die Unglücksgeschichte? Die bringt müden Menschen den Schlaf nicht.«

»Ich finde vorher doch nicht Ruhe.«

Wer konnte widerstehen, wenn Güldenfey bat! Die Alte schüttelte den Kopf, setzte sich am Bette wieder nieder und begann.

»Die Treß sind von Heilisoe als Fischer in die Stadt gekommen und haben den Handel angefangen. Es ging recht und schlecht mit ihnen, und ihr Wohlstand wuchs, und sie bauten die Kornspeicher. Aber dem Balzer, der nach hundert Jahren aufkam, ging das In-die-Höhe-kommen nicht schnell genug. Damals war schon der Neid auf die Olrogges und deren Mißgunst gegen uns. Der Balzer fing also den Handel mit Holland an. Das alte Abenteurerblut brauste in ihm, er rüstete eine Kogge aus und fuhr selbst nach Amsterdam. Er hatte, ich weiß nicht wie viele, Söhne und Töchter zu Hause, aber das Goldfieber gewann solche Macht über ihn, daß er nur selten heimkam. Der Reichtum floß ihm zu, und er leitete ihn her, aber er verfiel der Gier mit Leib und Seele. Immer neue Besitztümer raffte er an sich. Aber als er nun so viel besaß, daß er es kaum noch übersah, da packte ihn das Heimweh in der fremden Stadt. Er belud eine neue schöne Kogge und segelte heimwärts. Er fuhr und fuhr und kam doch nicht an sein Ziel. Es war nicht stürmisch, doch er konnte die Einfahrt in den Sund bei Heilisoe nicht finden. In Häfen und auf der Fahrt fragte er stets aufs neue: ‚Wo geht der Weg nach Heilisoe?' Sie beschrieben ihn dem Frager, doch er fand ihn nicht. Sein Kompaß wies ihn in die Irre. Seitdem fährt er rastlos durch die Meere bei Tag, bei Nacht, in Wintern und Sommern, immerfort. Sie nennen ihn den fliegenden Holländer. Viele haben seine Kogge mit der Glücksfee, die ein goldenes Füllhorn ausschüttet, als Gallion gesehen; auch mein Vater, der als Kapitän oft bis ans Nordkap fuhr. In stillen Nächten hört man auch den Anruf: ‚Wo geht der Weg nach Heilisoe?' Dann werfen sie das Schiff nach Steuerbord herum, denn von Backbord gleitet es immer auf sie zu. Können ihm ja den Weg doch nicht weisen, und wenn schon — den Kurs findet der fliegende Holländer nicht.« —

Güldenfey lag ganz still. Ose glaubte, sie sei eingeschlafen. »Kind, schläfst du?«

»Ach nein, Ose. Wie sagtest du, das Gallion der Kogge sei eine Fee mit goldenem Füllhorn?«

»Ja, so erzählt man.«

»Ob das Mutter wußte, da sie mich Güldenfey nannte?«

Die Alte stand auf und strich über die gefalteten Hände. »Nein, nein, was hat sie mit dem alten Spuk zu schaffen! Du heißt so ... Ja, es ist seltsam, vielleicht kannst du ihn erlösen.«

»Und fährt noch heute ruhelos durch die Meere?«

»Ist ja nur eine Sage, Kind. Gott weiß alles, und bei ihm ist Vergebung. Schlaf jetzt!«

Güldenfey lag noch lange wach und sah das Mondlicht in das Zimmer gleiten. Sie hörte Jörg heimkehren und später Harro, aber ihre Gedanken waren bei dem Ahn draußen auf der See, der den Weg nach Heilisoe suchte und nicht fand.

An der Wegscheide

Seitwärts führte in die Kirche des St. Niklas eine kleine Tür, durch die die Treß zum Gottesdienst gingen. Sie war von eigenartiger Schönheit. Als der Vogt sie aufschloß, um die Herrschaften einzulassen, blieb Frauke Treß stehen und bewunderte das feine Maßwerk, das ein Spitzbogen in erhabener Arbeit krönte. Auch Malte sah flüchtig hin. Er hatte wenig Zeit und war nur gekommen, um vor den andern als gerechtfertigt dazustehen. Von der Musik verstand er nichts, und er betrachtete die Stunde, die er darangab, als ein Opfer.

»Was ist das?« fragte er und deutete flüchtig auf die Figuren in den beiden oberen Winkelfeldern, die gegeneinander die Posaunen hoben.

»Irgendwelche Wesen, die Musik machen,« erwiderte Frauke leichthin.

Er glaubte die Geringschätzung zu hören, die die Poppelmanns für alles empfanden, was nicht zu den führenden Handelshäusern zählte. Schmuck des Lebens, o ja! Aber wer ihn darbot, stand auf andrer Stufe. Und sein leiblicher Bruder! Wohlan, er mochte spielen! Wie Malte urteilen würde, stand bei ihm.

Pastor Thomasius war da, der feine Redner und gewinnende Mensch, der anläßlich des Todesfalls allen nahegetreten war. Als er die Geschwister begrüßt hatte, bat er um die Erlaubnis, dem Spiel lauschen zu dürfen. Er sagte nicht, daß Jörg am vergangenen Abend bei ihm gewesen war; er gab sich, als wäre er zufällig gekommen.

Seine Anwesenheit war Malte nicht willkommen. Er fürchtete, man möchte voreilig von Jörgs Plänen sprechen. Doch Thomasius' Worte verrieten nicht, daß er darum wußte, und schließlich war man hier bei ihm zu Gast.

Sie betraten den Treßschen Kirchenstuhl am Lettner, der im Volksmund der goldene Präsentierteller hieß. Er lag der Kanzel gegenüber. Der silberne Präsentierteller an der andern Seite des Altars war der Sitz der Olrogges.

Das hohe Mittelschiff war vom Sonnenlicht durchgossen. Die Säulenbündel, der buntbemalte Umgang, das hohe Chor mit dem funkelnden Altarschnitzwerk, die Barockfiguren, die in gezierter Haltung den Laienaltar umstanden, die Ambone, alles war von den fröhlichen Strahlengarben belichtet und beglänzt, die der Frühling einer blut- und tränengesättigten Erde schenkte.

Inmitten dieses heiteren Lichtspiels erschien die dunkle Menschengruppe in Trauerflor und schwarzem Tuch wie eine düstere Mahnung des Unver-

geßlichen. Wären nur die strahlenden Augen Gülbenfeys nicht gewesen! Thomasius, der im Hintergrunde saß, beachtete, mit welchem Entzücken diese Augen die reiche Fülle in sich tranken.

Auf dem Chor, wo die ihrer blanken Pfeifen beraubte Orgel türmte, regte sich nichts.

Malte wurde ungeduldig. »Ich hoffe, er wartet nicht auf Onkel Rolf. Ob er überhaupt hier ist?« wandte er sich an Harro.

Dieser antwortete mit einer Gebärde und blickte zur Orgel auf. In diesem Augenblick setzte das Spiel ein. Ein Schrei, vor dem die Wolken barsten, und noch einmal und noch einmal, hallend wie Gottes Stimme. Und darauf die Antwort der Gründe, aufbrausend, sich überschlagend, ein Donner in Tiefen, wo entfesselte Brände heulend die Felsenbande sprengten.

Pastor Thomasius beugte sich vor und raunte den Namen des Tonstückes. Niemand verstand ihn. Harro zog die Brauen in die Höhe. In Fraukes Gesicht, das in seiner kühlen Gelassenheit gleichgültig dreingeschaut, trat ein gespannter Zug. Gülbenfeys Augen weiteten sich und wurden ganz von ihrer Seele ausgefüllt. Sie sahen hilflos drein, als das ungeheuerliche Widerspiel der Stimmen begann: das Auf und Nieder, die Empörung und ihre Bewältigung, das brausende Halleluja des Sieges.

Malte stand auf, sprach einige Worte zu Frauke. Ihm war eingefallen, daß er den Prokuristen, Herrn Häberle, mit den dringendsten Unterschriften bestellt hatte. Er hatte in bezug auf Jörg seinen Entschluß gefaßt.

Als seine Schritte verhallten, begann droben das Spiel aufs neue. Jetzt war es etwas durchaus andres. Eine schmerzliche Klage ohne heldenhaften Schwung. Die wehreiche wunde Zeit öffnete ihren Mund, das deutsche Leid tat sich kund. Gülbenfey preßte die Hand gegen die Brust: alles, was sie während des verflossenen Winters empfunden, sprachen die Töne aus. Die schmerzhafte Spannung bedrängte sie. Da quoll es von andern Stimmen dagegen: O Lamm Gottes unschuldig, tröstlich beschwichtigend. Sie weinte. Plötzlich fragte sich Gülbenfey: Ist das wirklich Jörg, der dort oben spielt? Ja, sie hatte ihn gehört, wenn er am Flügel saß und stundenlang phantasierte, doch dies war mehr als Spiel. Sie reckte den Kopf, doch der Spieler war von hier aus nicht sichtbar. Kurz entschlossen verließ sie das Gestühl, ging leise im Seitenschiff bis zum Orgelchor, die Treppe empor, tastete sich über Stufen bis an die Ecke des Gehäuses und spähte.

Da saß Jörg, die Arme zu den Tasten erhoben, die Augen in eine Ferne gerichtet. Er spielte, ohne auf die Noten zu sehen, und unter seinen Fingern schwoll jetzt lauter der Bittgesang an, das Agnus Dei. Eine süße Freude erfüllte sie. Sie war nie hier oben gewesen und blickte nun scheu in die Fülle der Säulen, Bogen und Wölbungen. War es nicht, als erwachte unter den Klängen alles da unten, was in steinernem Schlaf ruhte, die starren Heiligenbilder, die Kapitelle und Schmuckstücke, die Grüfte in den Seitenkapellen und die gezierten Altäre? Wer so hoch, dem Licht und dem Klang so viel näher, weilte, dem mußte das Leben anders erscheinen.

Erbarme dich unser! Gib uns deinen Frieden!

Kränzten nicht die Strahlen den mißhandelten Leib des Herrn, der am Triumphkreuz über dem Lettner schwebte? Hob nicht alles, was Menschenhand drunten geformt, die Hände zu ihm empor? O ja, Gülbenfey verstand jetzt ganz. Sie hatte sehen wollen, ob Jörg diese Tonfülle wirklich hervorrufen konnte, aber sie hatte mehr empfunden: sie hatte einen Blick in seine Seele getan. Langsam kehrte sie zu den andern zurück.

»Malte bittet euch, daß ihr zu uns kommt,« sagte Frauke, als Jörg die Treppe verließ und zu ihnen trat.

»War Malte auch hier?«

»Er saß bei uns. Sahst du uns nicht?«

»Nein. Ich habe niemand gesehen. Ich habe eigentlich nur für mich gespielt, Frauke.«

Sie entgegnete nichts. Harro äußerte seine Anerkennung in lauten Worten, aber Jörgs Gesicht drückte Abwehr aus. Da schwieg auch Thomasius.

Gülbenfey hielt ihres Bruders Hand: »Du Lieber! — Soll ich mit euch gehen? Ich hätte wohl für Engelke noch etwas zu besorgen, aber wenn sie dich nun bestürmen ...«

»Warum solltest du?«

»Du sagtest gestern, ich sollte zu dir stehen.«

»Bin ich dessen sicher?«

Sie nickte ihm zweimal bedeutsam zu.

»Dann geh ruhig deinen Weg, kleine Gülbenfey. Mit alledem werde ich schon allein fertig,« sagte er herzlich.

Pastor Thomasius schickte sich an, Gülbenfey zu begleiten, und die drei traten in das Haus am Markt.

In dem unteren Stockwerk, wo die Schreibstuben lagen, war ein gedämpftes lebhaftes Treiben. Der alte Chef war begraben, es wehte frischer Wind. Zwar bot die Zeit des Geschäftlichen nicht allzuviel. Man stand abwartend, mit geneigten Köpfen da: Gesetze wurden über Nacht aus der Erde gestampft, und hinter besetzten Grenzen plante feindlicher Sinn das Verderbliche. Dennoch zitterte die Erregung in jedem Wort und Tritt.

Malte entließ Herrn Häberle, als die Brüder eintraten. Er war sehr freundlich und führte sie hinauf. Die Zimmer lagen im Sonnenlicht, das sich durch die Spalten der resedenfarbenen Vorhänge schob. Malte zeigte sich als der liebenswürdigste Wirt.

»Nein, setz' dich hierher, Jörg, dieser Stuhl ist bequemer! Und du, Harro? So, du hast schon gewählt. Wollt ihr etwas genießen?«

Harro, der ewig Durstige, schien nicht ab-

geneigt, aber Jörg sagte so bestimmt nein, daß er keinen Wunsch äußerte.

»Also reden wir zuerst!« fuhr Malte fort. »Dein Spiel! Es war einfachend packend, mein Junge. Ich versteh' nicht viel davon, aber das erste Stück, das ich leider nur hörte, überzeugte mich, daß du etwas kannst. Was war es denn?«

»Die D-Moll-Toccata,« sagte Jörg.

»Wir wußten es ja, daß er etwas darin leistet!« bemerkte Harro.

»Doch das erwartete ich nicht. Woher hast du das nur?«

Harro strich mit den flachen Händen über die Armlehnen seines Stuhls. »Mutters Erbteil!«

»Angenommen, ja! Aber dennoch ...« Malte erging sich weiter in lobenden Worten.

Jörg saß still und hörte ohne ein Zeichen befriedigten Stolzes zu. Ein Abglanz von der Ergriffenheit, die ihn während des Spiels durchschütterte, war noch auf seiner Stirn. Er wartete auf das, was kommen würde. So leicht gab Malte seinen Vorsatz nicht auf. Und es kam.

»Wir geben zu, lieber Junge, daß du in dir trägst, was dich zum Künstler befähigt. Ich nehme auch den Zweifel zurück, daß es dir an technischer Fertigkeit mangle. Ja, ich glaube, du besitzt beides. Aber das wird jetzt nicht gefordert. Die bedrängte Zeit fordert Arbeit, rechtschaffene Arbeit, die man in Verruf getan. Von Menschen deiner Art aber, die sich in glücklicheren Tagen zu ihrer und andrer Freude ausleben durften, fordert sie Opfer. Jeder, auch ich soll es bringen. Von dir fordere ich es ebenfalls.«

Jörg hatte auf das Spiel der Stäubchen im Sonnenstrahl geachtet, solange Malte sprach. Es waren gute Worte, die an ihn gerichtet waren; sie machten ihm die Antwort schwer.

Jetzt richtete er sich auf und sah den älteren Bruder gerade an. Es war, als wolle er sein Innerstes vor ihm aufschlagen. »Danke, Malte. Du versuchst mich zu verstehen, das freut mich. Das Opfer, das du forderst, kann ich nicht bringen. Morgen kehre ich nach Schlesien zurück, aber nicht zum Jus. Ich studiere Musik.«

»Ist das deine ganze Erklärung?« fragte Malte.

»Nein, Malte! Ich werde dir erklären, warum ich so handle. Versuch' auch das zu verstehen. Auch ich will Deutschland helfen. Ich will aber nicht, daß, wie du prophezeitest, das Geld der kommende Herrscher wird. Dagegen werde ich wirken mit aller Kraft, denn das machte unsern Untergang gewiß.« Er richtete sich herrisch auf. »Deutscher Geist unter der verknöchernden Faust des Mammons! Wer beide kennt, sagt: Das ist undenkbar! Jedoch ... Ich will dem deutschen Menschen zu seiner Seele verhelfen. Weil er sie verlor, darum ist das alles über ihn gekommen, diese Hetze, diese Verlassenheit, dieses Elend.«

»Hör' einmal!« rief Harro. »Warum wirst du nicht Theologe?«

Malte machte eine Bewegung, die ihm Einhalt gebot.

»Ich tu' es auf die Art, die mir sachgemäß ist,« fuhr Jörg fort. »Wahrhaftigkeit, Einfachheit lehrt die alte Musik, sie wird von den Leuten auch so verstanden. Mit meinen Mitteln will ich ihnen predigen.«

Malte stand auf, ging einige Schritte und setzte sich wieder. »Wie kamst du eigentlich auf diese Idee?« fragte er.

»Darauf muß ich dir die Antwort schuldig bleiben. Das ist ein Erlebnis, das mir sehr teuer ist.«

Etwas erschütterte Malte, etwas, über das er sich nicht Aufschluß geben konnte. Es war nicht der Widerstand. Ein Treß ohne den eisernen Willen wäre ihm undenkbar gewesen. Aber dieser Gegensatz! Diese bis in die äußersten Wurzelfasern andre Art! Seit vierhundert Jahren sann man im Treßhof auf Erwerb und Mehrung des Besitzes, und jetzt kam einer, der von der deutschen Seele sprach. Kaufleute waren sie und als Nebenreiser waren Seefahrer, Soldaten, Juristen dagewesen, aber nie Bücherhocker und Phantasten.

»Deine Zeichnung bezog sich wohl auch auf meine Worte von Deutschlands Zukunft?« fragte er.

Jörg nickte.

»Und du meinst, wir sollten arm bleiben?«

»Wir sollen mit Stolz tragen, was uns das Schicksal gab. Aber lieber arm als unfrei.«

Wieder spürte Malte die Kluft vor seinen Füßen. Wie geriet der fremde Geist in dieses Haus! Ob der Vater das geahnt hatte? Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin.

In diesem Augenblick trat Frauke ein. Sie blieb auf der Schwelle stehen und sah kühl über die Brüder hin. Es war etwas in ihrer Erscheinung, was Jörg reizte. Ihr seidig umrauschter Gang? Ihr nicht schönes, aber in seiner Unbeweglichkeit sphinxhaftes Gesicht? Die unbeirrbare Sicherheit ihres Auftretens? Er wußte nicht, was es war, er fühlte nur bei ihrem Anblick, daß etwas in ihm sich angriffsfreudig erhob.

»Ich glaubte, ihr wäret fertig,« sagte Frauke.

Malte ging ihr entgegen. »Noch nicht ganz. Aber, bitte, bleib hier!« Er rückte ihr ritterlich den Stuhl. »Wir geraten in einen Streit über die soziale Frage,« fuhr er fort. »Bleiben wir bei der Sache! Deinen Standpunkt in Ehren, Jörg, doch ich sage dir, ein Treß kann nicht Künstler sein. Ich bitte dich: gib es auf.«

Wie kommt ihm jetzt, da Frauke hier ist, dieser andre Ton? dachte Jörg. Deckt er erst sein Innerstes auf, oder erstickt der Respekt vor seiner Frau das brüderliche Verstehen?

»Nachdem ich dir Grund und Ziel meines Entschlusses dargelegt, ist es unrecht, das geringzuachten, was ich sein will,« sagte er. »Du willst mich bereden, daß ich mir untreu werde.«

»Du kannst deinen Idealen in jedem Berufe leben,« entgegnete Malte knapp.



Heinz Balmer: Mittag am See

»Nein!« Jörg stand auf und reckte sich unwillkürlich. »Sag' es doch getrost, Malte, es ist der ‚Künstler', der dich ärgert.«

»Nun also, ja!«

»Danke! Du bist eben von den Ansichten deines Standes beengt. Wärst du das nicht, würdest du wissen, daß der Name Treß vielleicht gerade dadurch in eine höhere Rangklasse aufrückt.«

Harro lachte auf, auch um Maltes ernsten Mund glitt der Schein eines Lächelns.

»Verzeiht, das soll kein Dünkel sein,« sagte Jörg, »doch ihr rubriziert nun einmal, und darum sag' ich euch dies: Wir Künstler, die wir unserm Beruf folgen und das Göttliche offenbaren, sind doch die Könige auf Erden. Lacht bei euren fetten Suppen über unsre Wunderlichkeiten! Schreit uns mit euren Autohupen an: Platz für uns! Laßt uns in Lumpen hinter den Hecken verkommen! Wir sind doch die Träger dessen, was ihr Kultur nennt. Keiner von euch kann uns unsre Würde entreißen, solange wir dem Heiligen in uns treu bleiben.«

Er war wieder in den Sonnenstreifen getreten, sein Gesicht war von außen und von innen durchleuchtet. Er trug in Wahrheit eine Krone. Fraukes Augen staunten, Malte schien bewegt.

»Morgen in der Frühe fahre ich. Werden wir uns noch sehen?« Jörg war zu ihm getreten und streckte ihm die Hand hin: »Ich weiß, du hast wenig Zeit.«

Malte wußte jetzt: hier sind Worte übrig. Man sprach noch von gleichgültigen Dingen, etwas, das den Abgang vermittelte und Unwiderrufliches abseits ließ. Dann gingen die Brüder. —

Malte stand am Fenster und blickte auf den mittaglich hellen Platz. Drüben in der Reihe der Staffelgiebel die schwarzrötlichen Zacken des Wülflamhauses. Hatte er nicht schon als Knabe geträumt, das Erbe dieses trotzigen Geschlechts antreten zu wollen? Nicht einmal den störrigen Knaben von zweiundzwanzig Jahren konnte er zur Vernunft bringen.

Er fühlte sich unterlegen wie noch nie. Die Kluft im Blut? Die neue Zeit? Nein, da war noch etwas andres, ein Geist, den er bisher nicht gekannt, der plötzlich Gestalt angenommen hatte. Wir sind doch die Könige! Wir tragen allein das, was ihr Kultur nennt.

»Es ist ja Unsinn!« sagte er laut.

Ein Lachen kam aus dem Zimmer hinter ihm. Er wandte sich überrascht um. Da saß Frauke, die Hand an die Wange gelehnt. Er hatte sie vergessen. »Ich dachte, ich sei allein. Verzeih!«

»Es ist Unsinn,« sagte sie, »aber recht hat er doch!«

»Du meinst Jörg?«

»Ja, an ihn dachtest du doch.«

Malte erstaunte. »Du sagst, er habe recht?«

»Was er werden wird, ist nebensächlich. Eigentlich mag ich diese Leute nicht. Ich kannte einige, die wuschen sich nicht genug. Aber daß Jörg für das eintritt, wofür er die Fähigkeit besitzt, ist ehrenhaft. Du wirst ihn auf seiner Bahn nicht aufhalten.« Malte erstaunte noch mehr. War das nicht gegen sie gesprochen, was Jörg da vorgebracht? Und sie achtete dessen großmütig nicht. Er empfand diese Gerechtigkeit als ein Eintreten für seine Familie, auf die sie immer ein wenig herabsah.

»Frauke!« sagte er dankbar und streckte die Hand nach ihr aus.

»Was ist?« fragte sie kühl. Nun, sie war jedem Gefühlsüberschwang abhold. Augenblicke wie diese kamen, aber sie gingen schnell vorüber. Immer hielt sie ihn auf Armeslänge von sich fern. Es ernüchterte ihn nicht einmal mehr. Ihre Art war eben so frostig.

Er ließ die Hand, die sie nicht ergriffen, wieder sinken, aber er begann zu ihr zu sprechen. »Ach, Frauke, es bringt jetzt zu viel auf mich ein. Unser Vermögen stark verringert, die Brüder beide andrer Arbeit zugewandt. Wir müssen wieder hochkommen, und ich bin allein!«

Das geringe Zeichen von Fraukes Anteilnahme öffnete ihm den Mund. Sie, die eigentlich in einer andern Zone lebte und immer mehr betrachtend als teilhabend auf das Treiben um sie blickte, ermunterte ihn nie. Jetzt aber schien es Malte, als müsse er ihr als Dank geben, was jede Frau als ihr Recht gefordert hätte.

Der Kornhandel, die Erwerbsquelle der Treß, war nicht mehr förderlich. Die Zwangswirtschaft knebelte ihn, und das konnte noch lange andauern. Man mußte andres versuchen. Eine Bank. Herr Häberle kannte die Art der Geschäfte, und Onkel Rolf riet dazu. Man mußte Kenntnis haben von dem Rinnsal des Geldes, das aus geheimen Gründen floß. Diese waren wie Trichter, die zuzeiten alles in sich sogen und dann wieder eine unersättliche Fülle von sich spien. Ein paar Dutzend Köpfe, vielleicht nur drei oder einer, leiteten Flut und Ebbe, in der Völker ertranken oder verschmachteten, die das Steigen oder Fallen der Verhängnisse hervorriefen.

»Usadel! Julius Usadel! Hast du von ihm gehört?« Er sprach den Namen leise und wie etwas Ehrwürdiges aus.

»Ich kenne ihn,« sagte Frauke. »Der Vater ...«

Sie vollendete nicht. Wer war er? Woher kam er? Keiner wußte es. Er war da und herrschte. Herrschte lautlos, aber jeder sprach mit Scheu von ihm, in Kalifornien wie an der chinesischen Mauer. Wenn es gelänge, mit ihm anzuknüpfen! Es mußte gelingen. Freilich mußte das Haus, das er würdigen sollte, auf breiterer Unterlage stehen.

Frauke sah verwundert auf ihren Mann, der, von seinem Gedanken durchglüht, im Zimmer auf und ab schritt. Wie kamen ihm diese weitreichenden Pläne? Er sah stattlich aus wie damals, als er in Harvestehude um sie warb, seine Schönheit

trug etwas Gebieterisches. So mußten die Männer ausschauen, die die Töchter der Hanse freiten.

»Wir sprachen doch von Jörg,« sagte sie.

»Die Linie läuft hierauf aus,« entgegnete er. Er blieb vor ihr stehen, sah sie an, und sie verstand sofort.

»Das heißt, du gebrauchst Geld für das Unternehmen?«

Er bejahte nicht, doch seine Haltung sagte alles.

»Ich werde mit meinem Vater reden!«

»Und du glaubst ...« fragte er zaghaft. Der genau bedingte Ehevertrag fiel ihm wieder ein.

»Über mein Mütterliches habe ich freie Verfügung,« sagte sie.

»Frauke!« rief er überwallend und ergriff ihre Hand.

»Wie?« fragte sie. Sie sah ihn wieder kühl an und zog ruhig ihre Hand zurück. Ein Schwärmer? fragten ihre Blicke. Sie neigte den Kopf ein wenig und ging. Auf der Schwelle wandte sie sich noch um: »Du weißt, Torheit in Geschäftswagnissen würden Vater und ich nie verzeihen.«

»Sei unbesorgt,« erwiderte er und lauschte beglückt auf das Klingen der feinen Ringe, als sie den Arm hob, um die Perlfäden des japanischen Türvorhangs zu spalten.

Er trat noch einmal an das Fenster und sah zum Wülflamhaus hinüber. Er fühlte es, wie frei seine Stirn war. Ein Ausfall in seiner Berechnung! Aber auf der Haben-Seite war ein Glücksfall zu verbuchen. Würde er die Aussicht auf einen Erben bald danach eintragen können?

Harro und Jörg gingen, um Güldenfey zu treffen. Es wehte ein herber Wind, doch der goldene Sonnenmantel, der auf der einen Straßenhälfte lag, wärmte angenehm. Harro war in Aufregung. »Dein Plan ist ja verrückt. Statt ein sicheres Brot zu wählen, Musik machen und Menschen belehren! Diese Gesellschaft! Nun, du wirst sie bald richtig einschätzen lernen. Und Malte hast du auch vor den Kopf gestoßen, daß seine Pläne wanken. Aber alle Achtung! Geltend hast du dich gemacht. Ein Treßscher Kopf bist du!«

Jörg ging neben ihm, hörte ihn an und sagte nichts. Harros Entzücken kam schnell und brauste bald ab, das wußte man. Sie schritten an Sankt Johannes Evangelist vorüber.

»Geh voran, Harro!« bat Jörg. »Wir treffen uns am Tor wieder.«

»Was hast du vor?«

»Entschuldige, ich muß einige Minuten allein sein.« Und er trat in die Pforte, die zum Kreuzgang führte. Mochte Harro den Kopf schütteln, er bedurfte der Sammlung. Das Spiel, in das er sich ganz verströmte, die Auseinandersetzung, während der ihn die Kluft der Gegensätze nicht minder als Malte erschüttert hatte, und jetzt ein fades Geschwätz! Unmöglich.

Er ging unter den Arkaden des Kreuzganges auf und nieder. Der rankende Efeu hatte das Dunkel der langen Winternächte angenommen, aber schon reckten sich die jungen Triebe lebensdurstig auf die sonnenwarmen Dachpfannen, und in den vier kahlen Lindenstämmen, die ihre Wurzeln durch die Gräber namenloser Franziskanerbrüder trieben, pochte der junge Saft des wachsenden Jahres. Nach wenigen Minuten der Stille fühlte Jörg sich gesammelt und ging, den Bruder zu treffen.

Der stand am Tor im Gespräch mit Hans Oirogge. Er reckte seine breite Hauptmannsgestalt, das Eiserne Kreuz am Gürtelstrich funkelte, sein unbekümmertes Lachen scholl durch die Gasse. Die Werkleute, die zum Mittagsmahl gingen und sich auf dem schmalen Steig an der Gruppe vorüberzwängten, sahen mißtrauisch auf den Lauten, in dem sie den einstigen Offizier witterten.

»Nun, Jörg, hast du dein stilles Gebet beendet?« fragte Harro, als sie dem Hafen zuschritten.

Ob wohl in das Leben dieses Rauhen jemals etwas treten wird, was sänftigend auf ihn wirkt? fragte sich Jörg. Vier Jahre Landsknechtdienste in Blut und Rauch verhärteten den Besten, und nun brauste das schartig machende Treiben der Partei auf ihn ein. Es war schade um Harro.

Die kleinen Wellen liefen spielend gegen die Bohlenverkleidung des Hafendammes, die Sonnenblänke lag glitzernd auf dem leise bewegten Wasser. In der Ferne zog die Rauchfahne eines Dampfers, und einige Fischerboote mit braunen Segeln strebten halb wider Wind auf die Stadt zu. Eine Möwe stieß in den glänzenden Spiegel der See.

»Da kommt Güldenfey,« sagte Harro.

Sie hatte die Brüder bemerkt, und es schien, als winke sie ihnen, zu eilen. Das Kopfsteinpflaster erschwerte das Gehen, aber Güldenfey ließ sich davon nicht hemmen. Ihr frisches Gesicht glühte im Eifer.

»Ich habe etwas Seltsames erlebt,« rief sie. »Kommt, ihr sollt teilnehmen; es ist so traurig.«

Und sie begann zu erzählen. Ein Schiff, aus den Ostseeprovinzen kommend, war heute eingelaufen und hatte Deutsch-Balten mitgebracht. Männer und Frauen, von allem Notwendigen entblößt, Kinder nur notdürftig bekleidet.

»Denkt euch, die Seefahrt im Märzwind!« Güldenfeys Stimme zitterte. »Oh, wie glücklich sind sie, daß sie deutschen Boden erreichten!«

Da waren zwei Frauen, mit denen hatte sie gesprochen. Sie waren den Schrecken der Kerker entflohen. An der Grenze waren sie zurückgewiesen aus kleinlichen Bedenken eines Formelkrämers. Wer trägt den Geburtsschein bei sich, wenn er der Gefangenschaft entweicht! Sie hatten bei 12 Grad Kälte die Nacht auf freiem Bahnsteig zugebracht, bis sich ein Beamter ihrer erbarmte und sie an den nächsten Hafen brachte.

»Ich möchte ihnen gern helfen,« sagte Harro

gutmütig. »Ich fürchte nur ...« Er griff dahin, wo seine Brieftasche steckte.

»Aber Harro!« sagte Gülbensey. »Es sind Damen. Die Junge ist die Tochter des Professors Honterus; die Ältere ist ihre Tante. Sie wissen nicht, wohin sie sollen. Jörg, hilf mir doch! Wir müssen sie aufnehmen.« Sie hob bittend beide Hände. »Wir haben doch im Treßhof Raum. Neben Oses Stube. Oder ...«

»Sei ruhig, Gülbensey,« sagte Jörg. »Geht es dort nicht, so bleibt noch mein Zimmer. Wir nehmen sie sicher bei uns auf.«

Die meisten der Angekommenen, die ein kleiner Dampfer von der großen Insel hergeführt hatte, zogen schon Quartieren zu, einige hockten noch auf schmalen Kisten, in denen sie dürftige Reste des schnell Zusammengerafften mit sich führten. Die beiden Frauen standen ein wenig abseits; die ältere lehnte müde gegen den Haltstein, um den das Schiffsseil geschlungen war. Die königliche Haltung der andern verriet nichts von den Leiden, die sie belastet hatten. Sie hielt ein winziges Päckchen, das man den Habelosen zugesteckt hatte.

»Ariadne!« sagte Harro.

Gülbensey eilte auf sie zu. »Meine Brüder!« erklärte sie.

Die Junge wandte sich und sah mit fragenden Augen auf die Herren. »Ich heiße Marfa Honterus, dies ist meine Tante, Frau Staatsrat Honterus. Wir sind auf der Flucht hierher ...« Sie sprach das wie ein eingelerntes Sprüchlein mit etwas kläglichem Tonfall. Ungezählte Male hatte sie das gleiche an Schaltern, Speisestätten und in Schreibstuben gesagt, immer bittend, immer angstvoll, immer um die Antwort bangend.

»Ich hab' ihnen schon alles erklärt,« sagte Gülbensey und legte ihre Hand mit dem Pelzhandschuh auf Marfas Arm. »O, sie frieren, Ärmste!« fuhr sie plötzlich fort, als sie die nicht bekleideten Hände ihrer Schutzbefohlenen bemerkte, zog die Handschuhe ab und drängte sie ihr auf.

»Liebes Fräulein!« sagte Marfa. Ein verirrtes Lächeln ging flüchtig um ihren Mund. Es war in der Tat unmöglich, diese Gabe anzunehmen. Die feingliedrige, schlanke Gülbensey und dieses Mädchen, deren Leib die Natur mit den Formen einer Walküre ausgestattet hatte.

»Wickeln Sie sie um ihre armen Finger,« sagte Gülbensey. »Bitte!« Wer vermochte zu widerstehen, wenn Gülbensey bat!

»Wir haben schon alles besprochen. Sie gehen mit uns und bleiben fürs erste bei uns. Sie müssen warm werden. Unsre alte Ose wird herrlich für Sie sorgen, und ich auch ein wenig.«

»Liebes Fräulein!« sagte Marfa aufs neue. »Dieses Übermaß an Güte ... Wir wissen wirklich nicht ... Sie haben Trauer ...« Ihr kleiner Mund, der zaghaft mit dem harten Wortton der Balten das Deutsch formte, verzog sich wie im Weinen.

Jörg trat vor. »Kommen Sie ohne Bedenken mit uns. Sie wissen nicht, welche Freude Sie meiner Schwester machen. Wir alle freuen uns.«

Er sah sich nach Harro um. Warum schwieg der beharrlich? Harro stand da und blickte das fremde Mädchen an. Seine laute Wortfertigkeit versagte völlig. Der Wind nahm die Enden ihres Schleiertuches und hob sie in die Luft. Sie griff danach und zog sie nieder. Ihm war, als habe er sie schon einmal gesehen. Dieses dunkelbraune Haar mit den bronzehellen Streifen, das ihr in schwerem Knoten gebunden im Nacken lag; diese hohe schöne Stirn, die ein Paar nach innen schauende dunkle Augen verschattete, diesen ragenden Wuchs, der den Frauen unvermischter Geschlechter eignete. Wo lag die Stunde, aus der das Erinnerungsbild aufstieg?

Verträumtsein war Harros Sache nicht. Der Blick Jörgs rief ihn zurück. Er besann sich auf die Pflicht als Kavalier, die er schutzlosen Frauen schuldig war, und sagte ein paar verbindliche Worte.

Frau von Honterus war von Gülbensey die Einladung wiederholt worden. In ihren Augen haftete das Entsetzen über das Furchtbare, das sie in den letzten Monaten hatten sehen müssen: die Gewalttaten der zur Bestie gewordenen Masse, die grausame Ermordung ihres Schwagers vor einem Fleischerladen. Abels Blut schrie laut in ihrer Seele. Ihre Lippen zitterten, da sie dankte. Gülbensey strich erbarmend über ihren Arm.

»Ihr Gepäck?« fragte Harro.

Marfa hob ein wenig das Bündelchen: »Dies und die Handtasche meiner Tante ist alles, was wir retteten.«

»Und das Leben!« scherzte er.

»Ja, dies Leben!« entgegnete sie bitter.

Sie schritten voran. Jörg und Gülbensey, die Frau Honterus führten, folgten ihnen. Harro machte seine Begleiterin auf die Schönheiten der Stadt aufmerksam. Sie sah auf das, was er ihr wies, aber sie antwortete selten mit einem Wort. Ihre Blicke gingen immer nach innen. Er verspürte plötzlich ein starkes Verlangen, diese Seele, die sich furchtsam in einem Winkel des herrlichen Körpers verborgen hatte, hervorzulocken und sie in das Leben zurückzuführen.

Als Marfa in das Zimmer trat, das Gülbensey ihr bestimmt hatte, blieb sie mitten im Raum stehen und blickte sich nicht um. Erst als das Mädchen von außen die Tür einklinkte, fuhr sie auf, wie eine, die ein Ton aus dem Schlaf schreckt. Da war ein Bett, da lag Wäsche ausgebreitet, da war ein Ofen, der wärmte. Sie fiel in die Knie und schluchzte hemmungslos. —

»Und nicht wahr, Ose,« sagte Gülbensey, »du hilfst mir für sie sorgen? Denke nur, alles verloren. Du hättest sie sehen müssen, wie sie da so verlassen standen! Alles vom Besten für sie.«

Die alte Schaffnerin nickte. Sie wollte dem

Kind alles zuliebe tun, und auch den armen Vertriebenen. Dieser Blick der Jungen hatte so etwas Rührsames. Und wie gütig sie gesagt hatte: »Ich danke für Ihre Mühe, liebes Fräulein Fink!« Was bedeutete nur dies, daß die eine Diele auf dem oberen Flur seit heute wieder knarrte, wenn man auf sie trat? Damals, als Güldensey geboren wurde, war es so gewesen, und jetzt, kurz vor der Krankheit des Herrn; sonst gab sie keinen Laut. Und nun heute wieder. Klopfte der dunkle Bote schon wieder an?

Als Jörg am nächsten Morgen sich anschickte, zum Bahnhof zu gehen, erbot sich Harro, ihn zu begleiten. »Ich sollte wohl mit dir fahren,« sagte er; »die Geschäfte der Partei werden dringlich, und sie rufen schon nach mir. Aber ich kann nicht, weiß Gott, ich kann nicht!«

Jörg schwieg. Wenn Harro, der gewissenhaft seine Pflicht tat, sagte: Ich kann nicht!, so würde er Grund haben, zu zögern. Er spürte aber auf dem Weg etwas Andrängendes, als wolle ihm Harro etwas sagen, für das er nicht das treffende Wort fand.

Endlich stand er im Wagen am geöffneten Fenster und sah auf Harro nieder, der sinnend vor sich hinblickte. Der Beamte, der das Abfahrtzeichen geben sollte, ging vorüber.

»Wir werden uns bald wiedersehen, Jörg.«

»Schwerlich. Ich werde jetzt viel arbeiten müssen, Harro.«

Der Beamte hob die Scheibe. Die Brüder reichten einander die Hand.

»Trotzdem, mein Junge, du wirst bald wieder hier sein.«

»Warum?«

»Ich werde meinerseits Malte auch einen Strich durch seine Rechnung ziehen. Du entsinnst dich, welchen Rat er mir gab: ich müsse eine reiche Frau wählen. Nun, ich heirate keine andre als Marfa Honterus. Bewahre dies noch für dich! Für den Sommer aber lade ich dich zur Hochzeit ein.«

Er blieb lachend, winkend zurück. Der Raum zwischen ihnen wuchs. Trat das Sänftigende so bald in Harros Leben?

Heilisoe

In Harro brauste plötzlich etwas vom Blut seiner Väter. Die stürmende Welle kam aus entlegener Vorzeit, aus Tagen, da seefahrende Männer die Frau von einer Insel raubten und ihr die Liebe und die Pflichten des Herdes aufzwangen. Er war stets den Frauen gegenüber erhaben aufgetreten: Bewundert mich, wie ich mit euch scherze! Mich mit einer von euch verbinden, das liegt mir fern.

Jetzt brannte seines Lebens Saft und schuf ihm die Gewißheit, es müsse etwas in ihm zerreißen, wenn er das fremde Mädchen nicht gewänne, das in seinem Vaterhaus Zuflucht gefunden. Mit Wort und Blick umwarb er sie, und die ihm selbst fremde Zärtlichkeit, die anfangs schonend auf die hilflose Lage der Armen sah, wurde bald ein stürmischer Wettkampf. Arbeit, Zeit und Raum waren für ihn keine Hemmungen: fast an jedem Sonntag erschien er im Treßhof.

Und Marfa? Das Glück, aus der Hölle der russischen Gefängnisse erlöst zu sein, nicht mehr stündlich die Hefe der Lebensbedrohung trinken zu müssen, hatte nichts Beseligendes für sie. Sie war wie eine, die aus der Flucht finsterer Schächte in das überströmende Licht des Mittags tritt und die von der Blendung so überwältigt wird, daß sie für alle Reize unempfänglich bleibt. Die bis in ihre Tiefen erschöpfte Seele fand weder Wort noch Lächeln.

»Fräulein Fink, wie lieb Sie sind! Ach, so gut tun Sie mir, liebe Güldensey!« Aber das kam bewußtlos von den Lippen einer, die noch abwesend war.

»Die Augen sehen noch rückwärts,« sagte Güldensey, »wir müssen sie ins Leben locken, Ose.«

»Ja, Kind, das kannst nur du. Ich saß gestern bei ihr und ließ sie ganz in der Stille von guten Gedanken streicheln. Fragt sie plötzlich: ‚Gibt es Brunnen in dieser Stadt?' Sah ich sie an und wußte nicht, was sie meinte. ‚Hat nicht jede deutsche Stadt fließende Brunnen?' Da erzählte ich ihr, daß wir einmal auch quellende Brunnen hatten. Bei der Apollonienkapelle, die als Sühne für den Pfaffenbrand gebaut war, hat einer sich aufgetan, zu dem sie wallfahrteten. Aber das ist jetzt vorbei. Fragt sie nach einer Weile: ‚Ob versiegte Brunnen wohl wieder aufwachen, Fräulein Fink? Ich meine hier drinnen?' Und zeigt auf ihre Brust. Nun, da hab' ich sie trösten können. Aber was der alte Mensch dem jungen sagt, das geht spät auf. Helfen magst du allein.«

Am Palmsonntag brach der Brunnen in Marfa Honterus auf. Sie hatte neben Güldensey im goldenen Präsentierteller gesessen. Pastor Thomasius hatte machtvoll gesprochen, vom bitteren Leidensweg, auf dem sich stets einer einstelle, der dem Gequälten das Kreuz eine Strecke weit abnehme.

Als sie die Kirche verlassen hatten, griff Marfa ihrer Gefährtin Hand. »Ich wollte sie küssen, diese Hand, die mein Leid abnahm, doch es wäre wohl nicht schicklich gewesen.«

»Ich?« fragte Güldensey. »Ich?«

Da stand Harro vor ihnen. Er war früher gekommen, als er sich angesagt hatte, und in seinem Gesicht glänzte die Freude, als er die Überraschung der Mädchen sah. Während er mit Güldensey sprach, blickte er Marfa an. Eine Blutwelle färbte ihre blasse Stirn, und sie wandte sich ab.

Was half es, daß sie sich ihm entzog und ihre Seele vor ihm floh! Was bedeuteten alle Einwände der Vernunft: Sollte ich Mittellose mich

in das begüterte Haus drängen und Bedenken erregen? Das Schicksal hatte längst seinen Spruch gefällt, und sie mußte gehorsamen. Harro nahm sie, und der Frühling war sein Helfer. Noch am Abend dieses Tages sprach er mit ihr, und zitternd, willenlos ergab sie sich. Eine Stunde später weinte sie in Güldenseys Schoß ihre Bangnis aus.

Güldenseys Hände glitten leise über das braune gewellte Haar. »Warum nur klagen?« sagte sie innig. »Es ist ja so schön, ganz wunderschön! Wie freue ich mich, daß ich eine Schwester habe!«

»Es kam so jäh, es hat mich erschreckt.«

Die feinen Hände strichen auf und ab. In diese Stunde gehörte eine Mutter, nur sie vermochte zu sagen, für das keins das einzige Wort fand. Wie fern lag das versunkene Grab!

»Aber ...« Güldensey nestelte an ihrem Hals und zog den blauen Veilchenstein am Kettlein hervor. »Den mußt du tragen diese Nacht und wirst ruhig werden,« sagte sie. »Er ist von meiner Mutter. Es sind heilende Kräfte darin.«

Und sie streifte Marsa das Angebinde über.

Der Brunnen brach auf. Waren wirklich Segensmächte in dem Amulett? Löste das Ereignis verborgene, verirrte Ströme in dem jungfräulichen Blut? Marsa ward eine andre. Ihr Blick wagte sich in das Leben, das vor ihr lag, und fand hier und dort ein wenig Glanz. Und allmählich kam ein schüchternes Lachen in ihr auf. Vor allem: ihre Liebe, die lange des Anhauchs aus Menschenmund gewartet, brannte wie eine Fackel. Endlich war gekommen, für das sie leuchten durfte, ein Zweck, eine Aufgabe war da. Hemmungslos legte sie sich in der Gewißheit des Geborgenseins in die werbenden Arme und wirkte an ihrer Hingabe wie an einem bunten Teppich, den sie vor Harro ausbreitete.

Wenn die Rosen blühten, sollte Hochzeit sein, so hatte es sich Harro gewünscht, und so geschah es. Güldensey hatte alles vorbereitet, und Ose sorgte wie eine Mutter. Seit dem Augenblick, da Marsa sich mit Jawort und Kuß Harro verlobt hatte, war sie für Ose eine Treß.

Malte nahm die Mitteilung von des Bruders Entschluß schweigend auf. Es war etwas in Harro erwacht, das jeden Einwand ausschloß. Malte hatte Frauke um ihre Meinung befragt; Frauke hatte nur stillschweigend die Schulter gehoben. Es lohnte nicht, feststehenden Dingen andre Möglichkeiten zu geben.

Aber die Hochzeit! Daß Marsa sich ausgebeten, die Feier möge ganz schlicht vor sich gehen, wollte ihm nicht gefallen. Ja doch, die Zeit gebot Beschränkung, und was hinter der Braut lag, verlangte Stille. Überdies war das Trauerjahr geltend. Doch dieser Zwang quälte ihn. Gern hätte er der Welt gezeigt, daß es sich die Treß leisten konnten, eine arme Verstoßene zu freien. Er sah von seinem Fensterplatz zum Wülflamhaus hinüber. Wieviel Ellen flandrisches Tuch hatte der zähe Bertram dem Ratsverbot zum Trotz von seiner Tür bis nach St. Niklas legen lassen für seines Sohnes Hochzeitsgang?

Jörg kam, und Engelke hatte sich ausgebeten, als letzten Dienst im Treßhof das Festmahl herzurichten. Am Tage darauf sollte sie ihr Stübchen im Heiligen Geist beziehen.

»Und habe ich sie dort untergebracht, dann fahren wir nach Heilisoe,« sagte Güldensey. »Du sollst ein paar Ferientage haben, Jörg, du siehst angestrengt aus. Wir beide streifen durch die Insel, und wenn wir bei den verlorenen Steinen unter den Klippen sitzen, erzählst du von deiner Arbeit.«

Die kleine Kapelle von St. Annen und Brigitten war ein Rosenhag. Gelb und weiß und rosa und blutrot lag es auf dem Altar, wand es sich um Sessellehnen und Empore, quoll es aus Gläsern und Behältern. Konnte der Garten Güldenseys diese Fülle von Rosen hergeben?

Sie lächelte, als man sie fragte. Die Herkunft der Rosen war ihr Geheimnis. Die Schwester, die Harro heut verbunden wurde, sollte durch eine Wolke von Duft in das neue Leben schreiten.

Frau Honterus saß wie im Traum unter denen, die des Paares harrten. Sie hatte eine Heimat bei Verwandten im Süden des verstümmelten Deutschland gefunden, die Kinderlose würde das Kind hier zurücklassen, mit dem sie gemeinsam den bitteren Bodensatz des Lebens getrunken. War es Glück? War es eine neue Stufe in tränenschwerem Läuterungsweg? Sie sahen alle so fremd darein, diese nordischen Menschen. Freundlich waren sie, und keiner stand hinter dem andern an Beflissenheit zurück. Und doch! Eine sorgende Angst stieg wieder in ihr auf. Da sah sie, wie Güldensey ihr zunickte. Ja, es würde alles gut werden.

Nun zog das Paar ein. Jörg blickte etwas unruhig zu der alten Orgel empor, die sich mühte, mit ihren pfeifenden Lungen und verstaubten Zungen einen fröhlichen Hymnus anzustimmen. Aber der Anblick des bräutlichen Paares fesselte ihn so, daß sein Ohr die Kränkung schnell verwand. Wie gingen die beiden heiter durch den Gang, der mit Blumen und Sonnenlichtern bestreut war! Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; dein Volk ist mein Volk; wo du bleibst, da bleibe ich auch! Selbst Frauke hob das Tüchlein an ihre Augen, und Malte, der heute die Abzeichen seines Konsulamtes trug, wurde unruhig, als Pastor Thomasius seine Rede begann und mit warmen Worten an verborgene Saiten rührte.

Jörg mußte lächeln. Güldensey saß so hingegeben da, als erlebe sie ihre Vermählung voraus. Ihre Blicke hingen mit dem Ausdruck völligen Vertrauens an dem Sprechenden, ihr Mund blühte wie aller Rosen schönste. Wo du hingehst ... Sah sie in der Ferne schon den Faden ihres Weges? —

Am nächsten Tag sammelte Güldensey die frisch

erhaltenen Rosen aus. Diese bekam Telge zum Schmuck des Bootes, das Harro und Marsa nach Heilisoe brachte; diese trug sie in das Alterstübchen Engelkes, in das sie die Alte mit Jörg gegen Abend führte. Drunten am Binnenhafen hinter kleinen Häuschen, vor denen Wagnergerät den Weg sperrte, lag der Heilige Geist, ein Gewirr von spitzgiebligen Dächern, Rasenflecken und Fachwerkgemäuer, das nach einer Seite die hohe Mauer der einstigen Befestigung abschloß, und auf das der kleine Turm der Geistkirche überlegen und keck herabsah. Gleich hinter dem Tor aber war der Klosterhof, dieser stille, einsame Gang mit den hölzernen, einen Umgang stützenden Säulen, mit den für den Ablauf des Regenwassers schräg gelegten Steinplatten und der Doppeltreppe. Immer strich ein kühler Wind durch diesen Hof, immer traten, sobald Schritte in ihm erklangen, die Alten an ihre Tür.

Jörg blieb vor der Tür stehen und las, was darüber eingemeißelt war. »Sieh doch, Engelke, du trittst aus einem alten Haus in das andere,« sagte er. »Dort oben steht: Diese Wohnungen des Heiligen Geistes seindt erbaut 1643. Was sagst du jetzt?«

Doch die Alte erwiderte nichts, sondern nickte nur und folgte Güldensey in den Säulenhof. Sie achtete auch der neugierigen Gesichter nicht, die rechts und links erschienen, blieb vor ihrer Tür stehen, bis Jörg umständlich aufgeschlossen hatte, und trat dann durch den halbdunklen Vorraum in die freundlich geschmückte Stube, wo sie sich in dem Lehnstuhl am Fenster niederließ.

»In Gottes Namen denn!« sagte sie und legte feierlich das Neue Testament auf den Nähtisch.

»Gefällt es dir?« fragte Güldensey, die Kammer und Stübchen hergerichtet hatte.

»Viel zu fein für mich,« sagte sie und sah sich um. Sie behielt den kleinen Hut mit dem ewigen Veilchenstrauß, der im Sommer den Strohkapott und im Winter den Samtkapott zierte, auf dem Kopf, als sei sie nur auf Besuch hier.

»Wenn ihr mich einmal hier forttragt, braucht's so viele Rosen nicht,« fuhr sie fort und streichelte dankbar Gülenseys Hand.

Sie mußte nun alles beschauen, was Güldensey eingerichtet. Sie tat es, ohne eine Miene zu verziehen. Ja, es war sehr schön, die Liebe, die ihre Treue geweckt, würde sie hier wärmen, aber heimisch würde sie sich nicht fühlen. Ihr Mutterboden lag da, wo der Treßhof an die Stadtmauer stieß, wo der Blick aus dem Mansardenstübchen über die Teiche ging und die Sperlinge in wildem Wein und Efeu lärmten. Vierzig Jahre tagaus, tagein auf der gleichen Stelle. Wen zöge es nicht beständig dahin zurück!

»Ihr fahrt nun nach Heilisoe?« sagte Engelke.

Ja, sie wollten auf der Insel, wo sich jetzt der Sommer auftat, eine Woche verweilen, bis Harro und Marsa von Schweden zurückkehrten.

»Ich bin so glücklich, daß wir unser Sommerhaus in Heilisoe behalten,« sagte Jörg. »Malte wollte auch das aufgeben.«

Engelke horchte auf. »Wollte der Konsul das? Nun, es ist gut, daß er es nicht getan. Es wäre eine Sünde.«

»Warum Sünde?« fragte Jörg.

Sie berichtete, was Fräulein Fink ihr erzählt: Vor langer Zeit sei die Herrschaft von Heilisoe in die Stadt gekommen. Die Vorfahren seien dort Fischer gewesen, deshalb wären im Wappen der Herrschaft zwei Fische bis auf den heutigen Tag.

»Aber warum sollte es Sünde sein, wenn Malte das Haus verkauft hätte?« fragte Jörg.

Die Alte schüttelte den Kopf, als begriffe sie die Frage nicht. Plötzlich legte sie die Hand auf das Testament. »Es ist dort eure Heimat,« sagte sie. »Von Heilisoe seid ihr gekommen, nach Heilisoe müßt ihr immer wieder zurück. Die Heimat darf keiner aufgeben.«

Gülldensey fiel es erst, als sie zum Aufbruch liebevoll mahnte, auf, daß Jörg vor sich hinsann. »Er hat wieder eine Melodie gefunden,« sagte sie.

»Die schönste, Gülldensey,« entgegnete er.

Es war ein Abschied, als sollten sie sich nimmermehr wiedersehen. Engelke stand in ihrer Tür, hatte den Mund hart geschlossen und sah den beiden mit starren Augen nach. Da gingen sie hin, und sie blieb hier. Sie würden wiederkommen, doch sie würde immer hier stehen und ihnen nachblicken ...

»Wirst du mir deine Melodie vorspielen?« fragte Gülldensey.

Aber Jörg antwortete nicht.

»Nach Heilisoe müßt ihr wieder zurück. Hast du sie dabei angesehen, Gülldensey? Sie sah aus wie eine Sibylle.«

Telge stand am Steuerrad und lenkte das Motorboot aus dem stillen Hafen. Es ging wieder auf Fahrt, es gab wieder zu tun. Dieser vergangene Winter und die Krankheit des alten Herrn hatten ihn seinen Bootsmannsberuf nicht ausüben lassen, seit er im Dezember aus dem Felde heimgekehrt war. Diese Handlangerdienste und Notknechtsarbeiten hatten ihm wenig behagt. Daß du die Motten kriegst! Er blickte verstohlen nach seiner jungen Herrschaft und spie über Bord.

Mellin sagte, er habe sich das Lügen angewöhnt, wenn er von seinen Heldentaten erzählte: Marne, Galizien und Verdun! Was half's! Man hatte doch etwas erlebt. Die Brocken von Volksbeglückung und sozialer Befreiung, die durch alle Mäuler gingen und denen jeder Schwätzer seine Weisheit beimengte, waren nicht nach seinem Geschmack. Zeigt erst, was ihr könnt, sorgt vor allem, daß Brennstoff für den Motor da ist. Daß ihr die Motten kriegt! Und Telge spie wieder über Backbord und strich dann zärtlich seinen neu sprießenden Bartkranz.

»Sieh doch, Jörg!« sagte Gülbensey. »Nein, vor uns.«

Er hatte das Bild der hinter ihnen versinkenden Stadt betrachtet, dieser trutzenden Stadt mit den gewaltigen Massen der Backsteingotik, die Bürgerfleiß in wenig Jahren aufgetürmt hatte.

»Vor uns?« fragte er.

Ja, das Gewölk, das Gülbensey immer wieder betrachtete! Am westlichen Teil des Sehkreises dieser ernste bläuliche Streifen wie eine drohende Not und darüber als tröstliche Verheißung der helle Wolkenfächer, über den die Sonne blitzende Speere schleuderte. Links tauchte schon Heilisoe auf. Die Insel ruhte wie eine Badende auf der schimmernden Flut weit gestreckt.

Die weißen Hütten der Fischer von Neudorf, ängstlich gegen die Winde an den kargen Boden gepreßt und umduftet vom Würzhauch der Heide, ohne Busch und Baum. Weiter die roten Dächer des zweiten Dorfes, und hinter diesem das Kloster und das hoch aufschwellende Dünenland, das die Gräber vergessener Hünen mit ihrem sagenhaften Goldschmuck barg.

Gülbensey stand vorn im Boot. Stets aufs neue empfand sie den Zauber des Eilands, immer löste der Anblick das gleiche Entzücken in ihr aus. »Ach, Jörg, sieh doch nur! Engelke hat recht, und du hast recht: Heilisoe darf uns nicht genommen werden.«

Telge lachte, als er das Wort hörte, das der Wind ihm zutrug. Man hatte im Hof schon davon gesprochen, daß der Konsul das schöne Landhaus auf der Insel verkaufen wolle. Dann wäre er übrig gewesen. Doch wenn die beiden jungen Herrschaften dagegen waren, war seine Stellung gesichert. Zufrieden nickte er und ließ das Boot in kühnem Bogen an das Bollwerk laufen.

Es war alles wohlhergerichtet im Inselhaus, das zwischen Erdwällen im Schutz des Nadelwaldes lag. Von seinen Fenstern sah man nach drei Richtungen die blauen Augen des Meeres leuchten, und gegen Mitternacht harfte der Wind in den Föhren.

Aber Jörg und Gülbensey waren nicht oft im Haus, denn der Himmel war voller Gnaden und segnete mit Sonnenschein des Eilands kurze Blütezeit, aus deren Nächten selbst das Dunkel floh.

Wie war jetzt die Zier dieses nordisch-armseligen Pflanzenlebens so reich! Von der Ginsterblüte ganz zu schweigen, deren Gold an allen Hängen, in jeder Sandmulde prahlte. Aber da blühten heimlich zwischen kriechendem Wacholder und stachligem Ölweidenstrupp die winzigen Erdbeeren und unendlich zarte blasse Federnelken. Da, wo die silbernen Möwen rasteten, stand starr die glänzende Strahlenkrone der Stranddistel, und Gräser neigten ihre Rispen unter dem Flug des Windes. Die Fetthenne lag wie ausgestreutes Gold auf dem Sand; um Hundszunge und Natterkopf flogen winzige Schmetterlinge, blau wie Lapis lazuli, und die Schaumflöckchen der Zikaden schimmerten wie Schnee.

Vor allem aber die Rosenbüsche! Gülbensey kniete ehrfürchtig bei einem jeden nieder, den sie in den Tälern des welligen Geländes traf. Diese seltsamen Rosen der Steppe, die von der herben Feuchtigkeit der Seeluft lebten und deren Duft nicht aus dem blaßroten Kelch, sondern aus den Flächen der grünen Laubblätter stieg, sobald man an sie rührte.

»Sind sie nicht wie ein Wunder, Jörg?«

»Das Wunder der heiligen Armut,« sagte er.

Sie sah verwundert zu ihm auf. »Jörg, du sagst oft so seltsame Worte. Hinter ihnen ahnt man immer etwas Feines oder Tiefes. Ist dies das Geheimnis der Kunst?«

Er schwieg einen Augenblick, dann reichte er ihr die Hand zum Aufrichten.

Sie stand vor ihm und sah ihn erwartend an, und seine Augen glitten über das lichte Blond ihres Haares, über das schmalfließende weiße Mädchenkleid. Du Rose! dachte er.

»Komm mit!« sagte er. »Du sollst das Geheimnis meiner Kunst wissen, du ganz allein. Ich strebe, das zu werden, was du bist.«

»Jörg!« rief sie erschreckt.

»Höre mich an, Gülbensey! Meinst du, die Technik des Handgelenks macht es oder der kühne Gedanke? Das kommt ganz von selbst. Aber ich muß ein von Liebe zur Menschheit glühendes Herz haben, sonst klingt unrein wider, was Gott in mich hineinsprach. Eitelkeit, Ehrgeiz ersticken; darum ist so viel Papier und Lärm in der Welt. Verstehst du das?«

Sie schüttelte ängstlich den Kopf.

»Du bist ein höherer Mensch, du bist ganz Liebe,« sagte er. »Dein Wesen ist wunderschöne Musik. Wenn ich meine Kunst nicht mehr üben, sondern sie wie du leben kann, dann ist sie echt.«

Gülbensey sah mit abgewandtem Gesicht über das Meer. »Und das ...?« fragte sie.

»Das ist das Wunder der Armut,« antwortete er. »Losgelöst vom Schein und Scheinhaften, fern von dem, was diesen kläglichen Reichtum des Erfolgs verspricht; nur der Liebe dienen, weil sie verpflichtet.«

Sie legte beide Hände auf ihr klopfendes Herz. Sprechen konnte sie nicht. Wie weiß er das alles? dachte sie. Wie kommt das alles in ihn? Uns Menschen des werkenden Blutes liegt das doch fern. —

Diese Abende auf Heilisoe waren unbeschreiblich. Der Himmel war das Spiegelbild der Zeit: eine große klaffende Wunde, und unter ihm lagerte tiefblaues Gewölk wie eine steinerne Schale, deren Rand in gehämmertes funkelndes Silber gefaßt ist, die feierlich das tropfende Blut empfängt. Der Wind wellte die Wasser wie ein zartes Frauenkleid und schrieb auf die Fläche krause Zeichen, die bald zerrannen. Dann spaltete sich das Licht des

Abends in flammendes Orangengelb und dunkles Veilchenblau, und die Schatten verdichteten sich um die Segel der Fischerboote, die in der Ferne wie große Vögel schwammen.

So sahen sie es von den Hünenhügeln aus, wo um die Stelle, da der Opferstein gestanden, am Fuße eines uralten verkrüppelten Weißdorns die Sternmiere blühte.

»Weißt du es auch, Jörg?« fragte Güldensey leise.

»Was soll ich wissen, Kind?«

»Das von Balzer Treß, dem Fliegenden Holländer?«

»Ich habe einmal flüchtig davon gehört,« sagte er zerstreut. »Es ist lange her. Erzähle!«

Aber Güldensey verschloß sich. »Morgen gehen wir an das Grab der goldenen Heiligen, dort will ich sagen, was ich von Ose darüber hörte. Man muß gesammelte Sinne dafür haben.«

Der Hügel, den sie das Grab der goldenen Heiligen nennen, lag mitten im bestellten Acker. Wildbirne, Ahorn und Eiche boten den Vögeln Nistzuflucht, und gelbe Wicken wuchsen am Fuß der Erdhöhung, unter der die besonders Erwählten der Zisterzienserbrüderschaft ruhten.

Im Schatten dieses in Stille gebetteten Gehölzes lagen sie, und dort erzählte Güldensey. Jörg hatte den Kopf in die Hand gestützt. Der rote Ampfer auf dem fernen Hügel, der blaue Saum der See erregte sein Auge, aber seine Seele fuhr mit dem Ruhelosen durch die Wüste der Meere ... Irgend etwas gestaltete sich in ihm. Er atmete tief. Wo geht der Weg nach Heilisoe?

»Es ist wunderbar, Güldensey,« murmelte er.

Sie schob sich näher an ihn. »Das Wunderbare ist dies, Jörg: Malte sieht ihm ähnlich. An dem Abend hab' ich es gefunden. Er hat auch soviel Unruhe in sich, er will erwerben, immer erwerben. Du kennst seine neuen Pläne. Glaubst du, daß Vorgänge in einem Geschlecht sich wiederholen können?«

»Alles wiederholt sich.«

»O Jörg, wie furchtbar! Möchtest du nicht mit ihm einmal reden?«

Er richtete sich auf. »Ich, Güldensey? Nein. Wir verstehen einander nicht, besonders würde er mich nicht begreifen. Äußerlich ist ja zwischen uns alles geschlichtet. Wir Treß halten zusammen. Doch in seinen Augen bin ich ein Narr.«

Seit diesem Morgen war etwas über Jörg gekommen, das Güldensey endlich auffiel. Warum sah er sie so fragend an, als sie ihm am Strand, wo zwischen den großen Blöcken das Wasser quirlte, den honiggelben Blasentang wies, der sich an einen winzigen Kiesel klammerte, um diesen als Lot und Ballast für seine Fahrt zu benutzen?

Sie fragte, was er denke.

»Ich dachte an dich, Güldensey,« sagte er. Und als sie ihn erstaunt betrachtete: »Ich fürchte, es könnte sich einer so an dich klammern. Malte mag seinen Weg gehen und Harro auch. Du aber hast deine eigne Richtung. Sie sollen dich nicht um irgendwelcher Pläne willen herausdrängen.«

Er faßte zärtlich bittend ihre Hand. Sie verstand ihn nicht und zuckte hilflos die Schultern.

Da sagte er ihr, daß Onkel Rolf nach dem Hochzeitsmahl in erwärmter Stimmung Malte den Vorschlag gemacht habe, seinen Sohn Klaus, der als abgedankter Hauptmann neue Tätigkeit suche, in die Firma aufzunehmen. »Er sprach unumwunden aus, Klaus wolle dich heiraten.«

»Und was sagte Malte?« fragte sie.

»Malte äußerte sich vorsichtig wie bei jedem neuen Geschäft.«

Plötzlich begann Güldensey zu lachen. Sie stellte sich Klaus vor, wie er in seinem tadellosen Zivil durch die Straßen ging, mit verdüstertem Gesicht sorgfältig um jede Wasserlache herumstieg. Seine schlaffen roten Wangen, seine niedergezogenen Mundwinkel! Sah er nicht aus wie ein Schauspieler, der in seiner Glanzrolle ausgepfiffen war und der nun die Welt ob ihres Undanks verklagte?

»Was meinst du?« fragte er.

Sie lachte noch immer. »Laß doch das, du großer Junge! Verlohnt es sich denn, davon zu reden?«

Er war beruhigt. »Aber ruf mich, wenn sie dich bedrängen,« sagte er. »Die eines Geistes sind, sollen beieinanderstehen.«

Jörg ging, etwas zu holen, was er im Hause vergessen hatte. Güldensey sah ihm nach, wie er auf dem schmalen Steig in der Svantevitbucht die Dünen emporklomm.

Wir, die eines Geistes sind! Ja, waren denn Jörg und sie wirklich andre als die älteren Brüder? Hatte alle nicht ein Schoß getragen? Waren sie vier nicht unter dem gleichen Herzschlag dem Leben zugewachsen?

Das glasgrüne Wasser spülte über die Kuppen der Blöcke und fuhr gurgelnd um die kantigen Flächen. Wie von Riesenfäusten geschöpft, floß der Gischt über sie hin. Die sich wider ihn stemmten, schliff er in geduldiger Arbeit glatt, die abgewandten blieben rauh. Es war hier wie im Menschenreich.

Sie sah auf, ob der Bruder bald wiederkehre. Das Gefühl einer zärtlichen Verbundenheit erwärmte sie. Ja, sie und er gehörten zusammen, sie spürte es ganz deutlich. Sie mußte ihn fragen, wie es möglich war, daß er dieses Unterschieds sich bewußt geworden.

Doch als er kam und von andern Dingen sprach, hielt sie die Frage zaghaft zurück. —

Und an einem Nachmittag trafen Harro und Marfa ein. Telge hatte die große Flagge gehißt und sah bewußt auf die junge Herrschaft, die das Boot am Bollwerk erwartete, als erwarte er besonderes Lob.

Wie hatte ihr junges Frauentum Marfa verändert! Ihre Hingabe an den Mann prägte jedes



Karl Hänsel: Mädchen mit Korb

spreche dir Unsterblichkeit, wenn du mir erlaubst, dein Gewissen umzubringen. Es ist eine Kleinigkeit!' — Ich fühlte es heiß in mir ringen. Da blickte ich auf den stillen Mann, der wiegte langsam das Haupt. — ‚Geh!' rief ich den andern an, aber er ging nicht, er stand nur auf.

‚Ich sehe, dir ist es um Glück zu tun,' sagte er und machte eine herrische Gebärde. ‚Alles Glück verschaffe ich dir — nur erlaube, daß ich dort, wohin du Tag und Nacht vergebens geschaut hast, einen winzig kleinen leeren Raum schaffe. Nur so groß wie ein Stecknadelkopf, aber völlig leer.' — Als ich sein starres Lächeln sah, da ... ich weiß nicht, was ich tat. Ich glaube, ich habe mich aufgerichtet und nach dem Mann unter den Bäumen meine Arme weit ausgebreitet. Der kam ruhevoll auf mich zu. Als ich im Feldlazarett erwachte, sah ich meinen Weg vor mir liegen und wußte, daß ich ihn gehen würde.«

Die Wellen spülten an den Strand. Sie saßen beide am Saum der Unendlichkeit und schwiegen.

Endlich seufzte Gülbensey tief auf. »Ja, du sollst ihn gehen, Jörg, und ich halte zu dir. Aber erkläre mir ...«

»Heute nicht mehr, Kind.«

Er deutete den Strand hinunter: da kamen Marsa und Harro, und der neben ihnen ging, war das nicht Malte? Er war es, sein Gesicht war bleich und völlig verschlossen. Harro schien sehr erregt und hieb einige Male heftig durch die Luft.

»Habt ihr es gehört, das Schändlichste, was je die Hölle ausgeheckt?« rief er schon von weitem. »Wir sind verurteilt ohne Verteidigung, vergewaltigt, hingerichtet, für alle Zeit geschändet.«

Was war geschehen? Was sollten sie gehört haben? Seine Erregung schlug wie ein Lavaausbruch in die Stille.

»Malte hat die Nachricht gebracht. Sie haben uns die Bedingungen diktiert, unter denen wir leben, was sage ich! verrecken dürfen. Mit gebundenen Händen mußten wir es anhören. Maul zu, oder wir schlagen! Gekreuzigt und verlästert, um endlich erstochen zu werden.«

So hatte Harro noch keiner gesehen. Aber in der Glut dieses flammenden Zorns erschien er schön und von allem Schlackenhaften seiner Art gereinigt. Marsas Hände umschlossen seinen Arm. Wie sie ihn anblickte, schien es, als fürchte und liebe sie ihn zugleich.

»Malte, sag' es ihnen. Ich will es wieder und wieder hören. Mein Haß ist gefräßig und soll satt werden.«

Malte war sachlich, er zählte das Schandregister auf: Entmannung, Überwachung, Aussaugung, diese zerquälende Folge der den Menschheitsgesetzen hohnsprechenden Gewalttaten, dieses Saatbeet der Angeberei, des Verrats, der niedersten menschlichen Triebe.

Der Wind war aufgekommen, der die Wellen heftig gegen den Strand warf. Es war ein wildes Schäumen um die Blöcke. Tat die Natur ihren Mund auf, um wider die sich zerfleischende Menschheit zu zeugen?

»Man weiß nicht, was das Ärgste darin ist!« stöhnte Harro, als Malte geendet hatte.

»Das weiß man wohl,« sagte Jörg. »Daß wir die Lüge, die wider uns ersonnen ist, als Wahrheit ausgeben sollen.«

Gülbensey trat plötzlich mit erhobener Hand vor: »Jörg, das ist es, was du erzählt hast: der Mord des Gewissens.«

»Halt, Gülbensey, sag' das noch einmal!« rief Harro. »Mord des Gewissens. Das will ich mir merken. Ich hab' es mir zuweilen gewünscht, daß es hier innen still sei. Es gibt Dinge ... Einmal lag ich morgens draußen in einem Loch. Da kam einer von drüben, der sich im Nebel beim Essenholen verlaufen hatte. Er sang laut vor sich hin. Ich ließ ihn, Gewehr im Anschlag, näher kommen; dann fiel der Schuß. Er hatte einen leichten Tod. Wie viele in meinem Feuer lagen, das weiß ich nicht, will es auch nicht wissen. Aber dieser eine Mann macht mir oft Unruhe. Es ist unbequem, aber es ist doch wohl gut.«

»Quält dich die Erinnerung auch jetzt noch?« fragte Marsa.

»Seit ich dich habe, nicht mehr,« sagte er. »Malte, was können wir jetzt tun?«

»Tätig sein,« erwiderte Malte knapp.

Er war während der Erzählung des Bruders zur Seite getreten. Jetzt zog er die Uhr. »Ich bin nur gekommen, weil ich dachte, die Nachricht sei sehr wichtig für dich. In einer Stunde fahre ich.«

»Natürlich,« sagte Harro. »Man wird mich in Berlin erwarten.«

Er war so erregt, daß er nicht daran dachte, mit Marsa sich zu besprechen. Es war ja alles aufs beste geregelt: sie blieb im Treßhof, ihn forderte das Leben.

»Ich fahre mit ihnen,« sagte Jörg zu Gülbensey.

»O Jörg! So enden unsre schönen Tage!«

Aber sie erkannte, daß, nachdem dieser Schlag gefallen war, auch auf den Dünen von Heilisoe kein Platz für die Freude mehr sei.

Die überstürzte Abreise der Brüder glich fast einer Flucht. Die beiden Frauen standen am Bollwerk und winkten dem Boot mit matten, hoffnungslosen Händen nach.

In der Ferne tauchte die siebentürmige Stadt auf. Jörg stand vorn am Steven und nahm das Bild in sich auf. So blickten einst die heimkehrenden Hanseaten stolz der Heimat entgegen, wenn sie von reichen Fahrten zurückkamen. Was sie heimbrachten, sollte der Stadt Zierde sein, der Heimat Ruhm. Heute? Die Jetzigen dachten nur an Selbstbereicherung. Das war der Weg zur wahren Freiheit nicht. Aber wo war der zu suchen, der Rückweg nach Heilisoe?

(Fortsetzung folgt.)

Gesche Achterstippels Zorn

Von Ottomar Enking

Das war im Jahre 1711. Da belagerten die Dänen die alte Seestadt Wismar, über die seit dem Schluß des Dreißigjährigen Krieges der König von Schweden herrschte. Im August ließen sich die feindlichen Soldaten zuerst auf dem Felde rings um die Stadt sehen; es kam zu allerhand Scharmützeln, bei denen schon mancher fiel, und im Dezember wurde der Kampf recht ernst. Die Schweden machten einen Ausfall, wobei sie eine üble Schlappe erlitten, die Dänen besetzten die vor dem wismarschen Hafen liegende Insel Poel, und drei Tage vor Ende des Jahres, nachdem die bedrängte Bürgerschaft das Weihnachtsfest wahrlich nicht freudig gefeiert hatte, begann der dänische Generalleutnant von Rantzau die Beschießung. Die erste glühende Kugel sauste in die St. Johannisstraße, die erste Bombe in ein Beutlerhaus an der Danckwartstraße, auch das Haus des Herrn Superintendenten wurde getroffen und ein Gasthaus an der Grünen Straße fast ganz zerstört. So ging es weiter; insgesamt geschahen an dem regnichten Nachmittage wenigstens hundert Schüsse auf die Stadt, und es war ein Wunder, daß kein einziger Mensch dadurch zu Schaden kam und auch kein einziger Brand entfacht ward. Ein jeder suchte seine Sicherheit, so gut er konnte; viele nahmen ihre Zuflucht in die Kirchen, und der Kommandant, Herr Vizegouverneur und Generalmajor Schultz, kroch mit seiner Kanzlei und den königlichen Kammerbedienten in den Weinkeller unter dem Rathause. Wenige Stunden der Nacht ruhten die Kanonen; sobald der Mond aufging, spielten die Mörser und Haubitzen aufs neue, und männiglich hockte in großer Angst und horchte auf das Krachen und Einschlagen; ja, nun gab es schon Feuersbrünste und Verwundete; einem Knäblein wurden beide Füße zerquetscht, einem Mädchen die Beine weggeschossen, und eine junge Frau mußte sogar ihr Leben lassen.

Viel Jammer und Elend, und von Stunde zu Stunde nahm die Heftigkeit der Schüsse zu: Brand- und Klebkugeln wechselten miteinander ab, selbst große Feldsteine flogen herein, und was von schwedischer Seite in der Geschützessprache darauf erwidert wurde, schien dem Gegner nicht viel Abbruch zu tun. Etliche Mörser und Kanonen sprangen. Ja, jedermann fürchtete sich und strebte nach Schutz; nur die alte Gesche Achterstippel, eines Tagelöhners Witfrau, die oben in der Bude am Salzfäßchen ihr kahles Stübchen bewohnte, ließ sich nicht erschrecken.

„Ick heff in min Leben keinen Minschen wat Böses dahn; dorüm lett mi de leiwe Gott ok nix taustötten," behauptete sie steif und fest und ging ihre gewohnten Wege, um sich ein bißchen Nahrung zusammenzubetteln, denn zur Arbeit reichten ihre Kräfte nicht mehr. So hatte sie sich aus Brotresten ein Süpplein zu Mittag gekocht, rückte die Schüssel vom Herd und trug sie auf den Tisch, setzte sich in den wackligen Stuhl davor und freute sich auf Speise, die für ihren zahnlosen Mund gut paßte. Da – mit einemmal: klirr bum klix! fuhr eine Kugel durchs Fenster und platzte mitten in Achterstippelsch ihren Napf hinein! Die Suppe mit den Brotbrocken spritzte nach allen Seiten bis an die Wände; nun, das hätte ja noch angehen mögen, aber auch mit der Schüssel war es vorbei: die Kugel zertrümmerte sie, nach welcher Heldentat ihr glücklicherweise der Atem wegblieb, so daß sie kein ferneres Unheil anrichtete. Aber die Scherben lagen rings in der Kammer herum. Achterstippelsch hielt für eine Weile den Blechlöffel stumm und starr in der Luft.

Dann hub sie an zu schimpfen: „Dat ward doch rein tau dull! Wat denken sick de Kirls denn? Is dat'n Maneer, een dat best Geschirr tweitausmiten? Tööf du!" und sie drohte nach dem Fenster zu, „dat is di nich schenkt! Sallst man mal sehn!" Sie raffte sich auf, sammelte die Stücke, tat sie in ihre Schürze, ergriff ihren Stock, humpelte die Treppe hinunter und durch die Mecklenburger Straße. Am Tor wurde sie aufgehalten, aber sie gab der Wache einfach einen Stoß vor die Brust: „Lat mi los! Wat geiht di dat an, wo ick hen will? Kümmer di um din eigen Kram!"

Fortwährend scheltend und vor Zornigkeit mit dem Kopfe wackelnd, gelangte sie durch die Festungswälle hindurch und über das Feld zu den Belagerern. Da wollte man sie natürlich erst recht nicht passieren lassen, aber sie spuckte und kratzte und biß um sich; die Soldaten wußten nicht, was sie mit ihr anfangen sollten; für Säbel und Flinte erschien ihnen die dürftige Gestalt kein würdiger Gegenstand, und schließlich brachen sie in ein Gelächter aus, denn Gesche teilte immer Püffe aus: „Ick segg man, wohrt ju! Ick heff 'n Saak mit dat Aas, wat mi min Schöttel in Dutt schaten hett! Kiekt mal her!" – Sie öffnete ihre Schürze: „Nich mal'n ol Fru dat Eten tau günnen. Wo is dat Swien?"

Das konnten ihr nun die Söldner, die ihren Spaß mit der Alten trieben, beim besten Willen nicht verraten.

„Denn will ick den spreeken, de öwer ju tau seggen hett," versetzte Achterstippelsch entschlossen und machte sich wieder auf die Beine.

Ein Offizier hörte, was da los sei, und weil er wußte, daß Herr von Rantzau gern einmal etwas Scherzhaftes erlebte, so näherte er sich Achterstip-

pelsch höflich, begrüßte sie, als ob sie eine Dame wäre, und bat sie, mit ihm zu kommen.

Sie empfing die Ehrerbietung wie etwas ihr selbstverständlich Gebührendes, sah sich den schmucken jungen Mann ganz wohlgefällig an und trabte neben ihm her: „Denn man tau! Den will ick woll den Kopp taurecht setten!"

Der Generalleutnant hatte eben getafelt und trank mit andern Herren noch sein Glas Wein. Auf des Offiziers Bericht wurde Achterstippelsch in sein Zelt geführt, stand ohne Scheu vor den blitzenden Uniformen da und hielt ihm eine gehörige Rede: „Krieg föhren? Na ja, dat kannst du mintwegen so vel, as du Lust hest. Wat Beteres hebbn di din Ollern wol nich lihrn laten. Abers wenn du nich davör uppaßt, dat din Lüüd anners wohen scheten as in min Stuw, denn kriggst du dat mit mi tau dauhn, versteihst mi? Meenst du, ick heff för jüm Spijök Schötteln öwrig? Ick gah hier nich ihrer wedder weg, as bet ick'ne nige kreegen heff. Dat kannst di marken!"

Herr von Rantzau högte sich über sie und entschuldigte sich sehr bei ihr wegen des Unfalls. Es solle gewiß nicht wieder geschehen.

„Ja, dat seggst du so. Abers dor is kein Tru und Globen mihr inne Welt. Na? Un wo ward dat nu?" fuhr sie standhaft fort. „Wat gifftst du mi denn nu för de Pottscherben hier? Glööf man nich, dat du so darvun kümmst! Ick will di —" und sie erhob den Krückstock. „Wenn du di inbillst, dat ick mi dat gefalln lat, büst du anne Unrechte kamen, min Jung!"

„Nein! Nein!" rief der General und stellte sich bange. „Gebt ihr nur schnell einen Ersatz, sonst geht es uns schlecht!"

Man reichte ihr eine große Zinnschüssel vom Tische, Achterstippelsch prüfte ihr Gewicht und den Glanz und die Verzierung, und allmählich glätteten sich ihre Züge: „Na, gans so'n leegen Kirl, as ick dacht, büst du denn doch vellicht nich. Dor!" Und sie entleerte die Schürze und ließ die irdenen Trümmer auf den Boden fallen, „de kannst behollen. Un denn segg din Muulaapen dor buten, dat se sick nich ünnerstahn, mi tau neeg tau kamen. Sünst gifft dat wat! Adjüs!"

Sie drehte sich um und stapfte preislich von dannen, indem sie das blinkende Zinnzeug vor die Brust preßte. Als sie an einer Kanone vorbeikam, hieb sie dem im Laden begriffenen Soldaten einen über den Rücken: „Du sühst mi so ut, as wenn du dat west büst; scham di wat, du swarte Düwel du!"

Mit militärischen Ehrenbezeugungen wurde sie bis an die Posten geleitet und kehrte unbehelligt nach Wismar zurück. Stolz grinsend zeigte sie das Geschenk des Generalleutnants: „De weet nu Bescheed! Mi schütt hei nix wedder tohopen! Dat kunn em sunst tau düer kamen!"

Auf dem Balkon

O weile noch ein wenig, schöner Nachmittag voll Duft
Aus Tamarindengärten, Vestibül und Wein!
O süß Verheimlichtsein in silberschwerer Luft,
Durch die der Mond schon dämmert mit erblaßtem Elfenbein!

Ich weiß: noch eine Weile, und die Dämmerung neigt
Sich über die Geländer und den weißen Strom.
Die Lichter werden glühen, und am hohen Dom
Wird unlesbar die Uhr, die sonst die Stunden zeigt.

Du hast das sanfte Buch vergessen, das du lasest,
Du siehst noch einmal, was vorübertrieb
Am stillen Nachmittag mit weißen Kleidern und mit frohem Wort.

Du denkst noch einmal, eh' du sie vergaßest:
Wie war sie rehhaft, blond, wie war sie leicht und lieb! . . .
Und du stehst auf. Und gehst ins Dunkle fort.

Anton Schnack



Heinrich von Zügel: Vor dem Stall

Mit Genehmigung des Verlages von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig



Blick vom Turm des Deutschen Museums auf München

Von der Urzelle zu den Sternenräumen

Eine Wanderung durch das Deutsche Museum in München

Mit achtzehn Abbildungen nach Zeichnungen, Aquarellen und Ölskizzen von Ernst Dorn in München

Von Franz Langheinrich

So alt wie der Kampf, der Vater aller Dinge, ist auch die Sehnsucht der Seele nach Frieden. Und der Gedanke eines Friedensmales, das hoch über alle Welt ragen und mahnen soll, ist älter als der Bau des babylonischen Turms. Aber die Furien erheben immer wieder die Schlangenhäupter, schwingen die Geißel des Krieges über die Erde, und der Gedanke des Völkerfriedens blieb bis heute ein Traum der Menschheit. Da mag es wie ein Wunder anmuten, daß es einem Volke gelingen konnte, durch die Verheerungen eines Weltenbrandes ein Denkmal solchen Friedenswillens hindurchzuretten, das dem edelsten Gute der Menschheit, ihrer Kultur, dienen soll. Dieses Denkmal ist das Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, das sich auf der Kohleninsel in München erhebt, umfangen von den Armen des wilden Gletscherkindes, der grünen Isar.

Im Jahre 1902 warf der damalige Baurat Oskar von Miller, der Sproß eines alten bayrischen Bürgergeschlechts von renaissancehafter Bedeutung und Kraft, den Gedanken des Museums in die Öffentlichkeit. Baumeister Gabriel von Seidl schuf die Pläne des Baues; und unter der Führung Münchens, Bayerns, ganz Deutschlands stellte sich die geistige Oberschicht freundwilliger Völker in den Dienst des Gedankens.

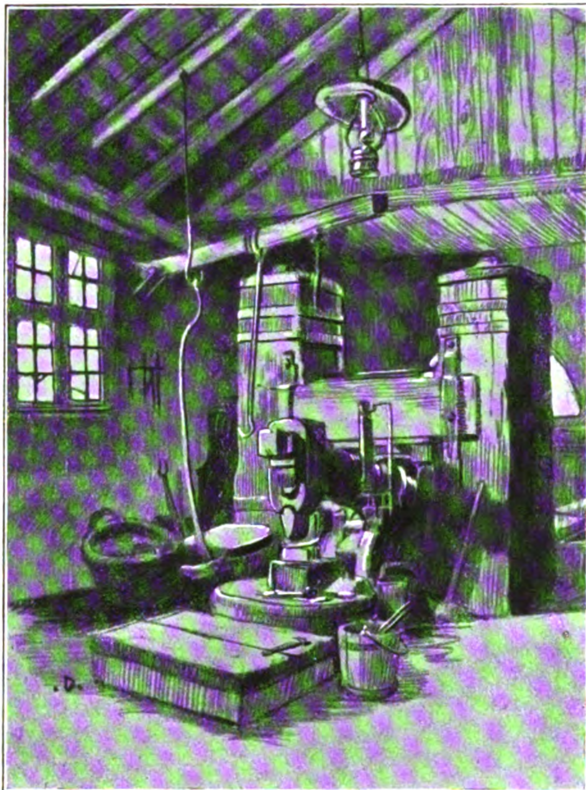
Seit der Grundsteinlegung im Jahre 1906 waren die Mauern des gewaltigen Bauwerks rasch emporgestiegen — da flammte die verderbende Lohe des Weltkrieges in den Werktag des deutschen Volkes. Bedroht von einer Welt von Feinden, mußte das Volk Deutschlands sein Handwerkszeug gegen die Waffen der Verteidigung tauschen. Und vereinsamt wie alles Friedenswerk, erst bis zur Hälfte der geplanten Ausdehnung gediehen, lag der Bau des Deutschen Museums. Stürme und Wolken trugen den fernen Hall erbitterter Schlachten an seine Mauern. Verödet standen die Hallen, die des inneren Ausbaues und der Fülle der Sammlungen gewärtig waren, als die rohe Faust des Krieges ihre Pforten verriegelte. Banges Hoffen für die Rettung des Vaterlandes rauschten die Wellen des Bergstromes um ihre tödliche Stille. So waren sie wieder erwacht, die Kriegsschrecken vergangener Jahrhunderte, die oft Waffenlärm und Feuerbrände in den Frieden dieses Eilands trugen.

Hier legte Heinrich der Löwe einst die erste Brücke und Zollstraße seiner Villa Munichen über den Fluß, als Kaiser Barbarossa auf dem Reichstage zu Augsburg ihn, »seinen hochedlen Blutsverwandten«, wieder in das Erbe seiner Ahnen eingesetzt hatte. Aber immer wieder im Kommen und Gehen der Zeiten ward die Kulturschöpfung des deutschen Fürsten bedroht, schlugen sich Truppen der Condée und der französischen Republik,

Österreicher und die treuen Bauern des bayrischen Oberlandes um den Besitz dieses Brückenkopfes. Noch heute liegen an den Eingangspylonen der schönen Steinbrücke Karl Hocheders, die jetzt den Fluß überschwingt, Steinkugelpyramiden aufgeschichtet, Zeugen aus den Kämpfen jener verwehten Jahrhunderte.

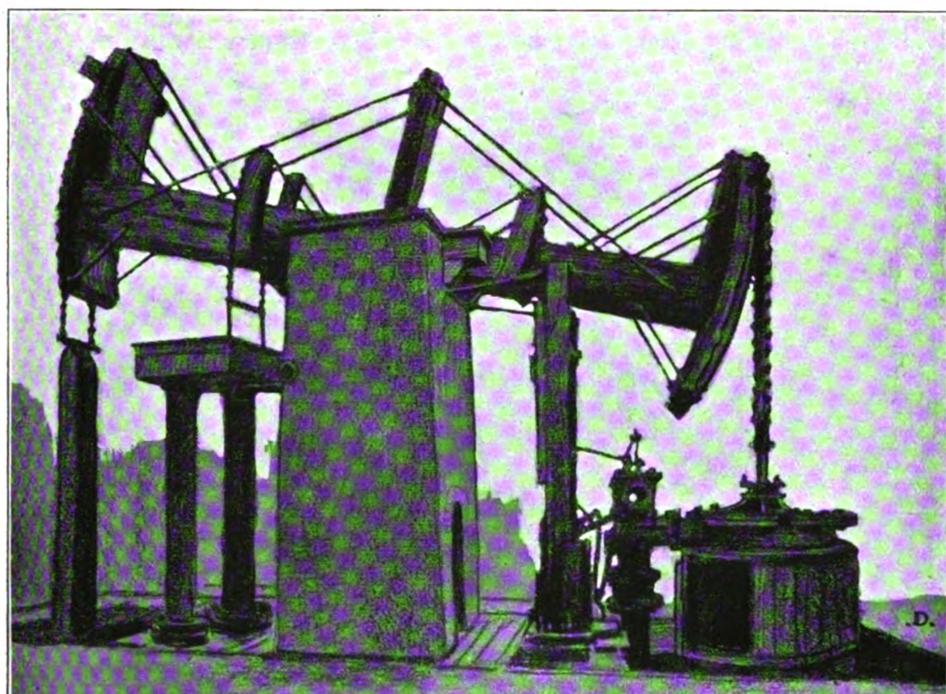
Wipfelgrün segensvollerer Zeiten hatte sie überschattet; Werke deutscher Kultur und deutschen Fleißes erhoben sich an blühenden Ufern — sollte abermals ihre große Friedensidee den entfesselten Furien zum Opfer fallen? Fast schien dies Schicksal unabwendbar. Denn vor der Übermacht einer ganzen Welt hatte Deutschland seine Waffen in Ehren senken müssen. Aber diese unbesiegten Waffen hatten den wütenden Ansturm weißer und farbiger Völker des Erdballs, den Stoß auf das Herz des Landes zurückgeschlagen — sie mußten den Bau uns lassen stahn, sie konnten den Geist nicht töten! Treugewohnt seines Tagewerks, griff Deutschland wieder zu Hammer, Axt und Kelle. Und so ist das Wunder geschehen, daß ein Volk, der Vernichtung einer ganzen Welt von Feinden preisgegeben, dieser selben Welt mit freigebigen Händen ein Kultur- und Friedensdenkmal darbietet, wie sie es bisher in dieser Form und Wertgestaltung noch nicht besessen hat. Was in den Tagen des Maien Anno 1925 sich auf der Isarinsel in München enthüllte, das ist nicht Menschenwerk allein, das ist ein Teil vom Geist des Alls, ist Reinkultur der Schöpfung selbst.

Wie ein Wahrzeichen dieses Geschenkes an die Mitwelt leuchtet im Vorraum, der zum Ehrensaal des Museums führt, das Steinbild des größten Deutschen, einer der höchsten und reinsten Erscheinungen der Welt überhaupt. Goethes Flammenhaupt erhebt sich dort im Mittelpunkt der Natur- und Geistesschätze aller Zeiten und Zonen. Von der Stirn des Gewaltigen blitzt der Funke der Erkenntnis; sein magischer Schein erhellt die aufgeschlossenen Schächte der Tiefe, wie den Lauf der Sphären. Von der Urzelle zu den Sternenräumen führt er uns den Weg durch die Sammlungen des Deutschen Museums. Und wie eine Fackel leuchtet uns sein kluges Wort voran: »Man muß die Hauptsachen an die richtige Stelle setzen, dann ist auch für die minderen Platz und Raum.«


Alte Sensenschmiede (1803)

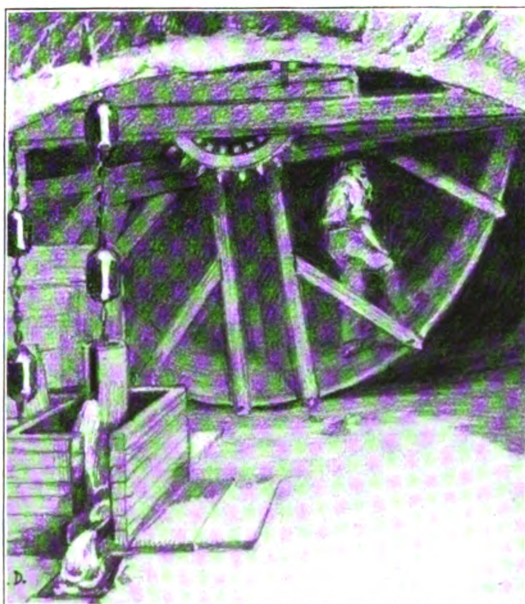
Im Deckengemälde des Ehrensaals von Julius Diez schreiten Wissenschaft und Technik, vom Fortschritt geführt, auf einem Regenbogen dahin. Stürmende Rosse, Sinnbilder der Zeit, jagen ihnen nach — welch ein schönes Symbol! So hauchleicht das Gebilde der farbenschimmernden Wandelbahn sich auch zwischen Himmel und Erde aufschwingt, seine Pfeiler und Bogen, begründet auf Gesetze des Ewigen, tragen strahlend sicher die Schwere erdhaften Wollens und Vollbringens. Wohl suchen die Zeiten die Bahn menschlichen Geistes zu überjagen, schneller aber als die Zeit eilt der Geist — er ist göttlichen Ursprungs, und vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag, der gestern vergangen, und wie eine Nachtwache.

Wie eine Nachtwache ist es, wenn wir in die Grundvesten des Museums hinabsteigen und dort unsern Wandelgang beginnen. Aus den Sälen der Geologie, die uns auf das Erdinnere, auf das bebende Herz der Allmutter hinweisen, sind wir in das Dunkel der Bergwerksschächte hinuntergestiegen, die in die riesige Pfahlfundation des Bauwerks hinabreichen. Das Riesengebäude ist ein Eisenbeton-Pfahlbau des 20. Jahrhunderts. Gebückt oft in schmalen Stollen durchschreiten wir die Schächte, sehen die Grubenleute halbnackt und liegend das Gezäh in die harten Rippen der Erde



Wattsche Balancier-Wasserhaltungsmaschine (1830)

zwingen, der sie im Promethidenlos die allerwärmende, allerleuchtende Kraft des Lichts und des Feuers abringen, die Macht des Metalls. Wir beten mit ihnen in der rührend schlichten Bergmannsstube, lauschen dem Choral ihrer kleinen Orgel, hören sie den Schichtgruß sprechen: Glück auf! und sehen sie bei der Rettung verunglückter Brüder. Von den ältesten Einrichtungen her bis zu den hochentwickelten Anlagen der Gegenwart liegt das ganze Gebiet des Bergbauwesens vor uns aufgeschlossen. Und da viele der Anlagen und Maschinen im Betrieb, die Gesteinsarten und Grubenabteufungen durchaus materialecht sind, so atmen wir Kohlenstaub, Salzluft und Wasserdünste, und die Schwere dieses harten Berufes legt sich lastend auf unsre Brust.



Wasserhaltung im Bergwerk mit Tretrad (Heinzekunst)

Aus den bangen Dämmerungen emporsteigend, fühlen wir das freundliche Licht des Tages wie eine Erlösung. Aber die mächtigen Anlagen des Metallhüttenwesens, der Eisen- und Stahlgewinnung, der Hochofenbetriebe umstellen uns den Sinn mit neuen gewaltigen Vorstellungen, hinter denen die Feuergluten von Rhein und Ruhr, der roten Erde und der geraubten lothringischen und schlesischen Hüttenreviere machtvoll erscheinen. Neben einer Original-Bessemer-Birne von Krupp in Essen, die sechs Tonnen vorgeschmolzenes Roheisen faßt, neben all den Riesengebilden aus Menschenhand,

die im Laufe des letzten Jahrhunderts der Metallgewinnung entstanden sind, fügen sich Idyllen der Hütten zur Gold- und Silberscheidung aus dem 16. Jahrhundert und das Wasserradgebläse eines Siegerländer Ofens aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ein.

Aus der Entstehung der Metalle werden wir hinübergeleitet zu ihrer Bearbeitung. In betriebsfähigen Modellen sehen wir Gießereien und Dampfhammer aufgestellt, Geräte und Maschinen in Originalen, und unser geschichtlich empfängliches Gemüt erfreut sich an der wundervollen Sensenschmiede von 1803. Die Stifter, die jene Schmiede in Neuenburg in Württemberg betrieben haben, führen den köstlich bezeichnenden Namen Haueisen.

Unter den Meisterwerken der Gießerei türmt sich ein Teilstück des größten Erzgusses der Welt auf, die Hand der 1854 von Ferdinand von Miller gegossenen Bavaria. Neben dem Bergmassiv des zarten Händchens der bayrischen Huldin erscheint der Guß einer Hand in normaler Größe wie ein Menschlein, das dieses Massiv besteigen möchte. Hochwertige Gold-, Silber- und Zinngüsse, Naturgüsse u. a. vollenden die Sammlung.

Die lichtvolle Halle der Kraftmaschinen nimmt uns auf, mit dem 15 Meter hohen Gemälde von Fritz Gärtner geschmückt: »Die Sonne als Urquell der Kräfte«. Jahrtausendelang kannten die Menschengeschlechter nur mechanische Hilfsmittel als Kraftquellen; die strömende Luft, das fallende Wasser waren neben der eignen und tierischen Muskelkraft ihre Diener. Die dritte Kraft, die der forschende Menschengeist entdeckte, die ihm ungeahnte Gebiete neuen Segens erschloß, die Wärme war es, welche die Giganten einst belebte, die nun in dieser Halle von ihrem Schaffenswerke ausruhen. Aus ihrer Mitte wuchtet die Wattsche 8 Meter hohe Balancier-Wasserhaltungsmaschine empor, die zur Entwässerung der Eislebener Kupferbergwerke diente. Daneben die von Reichenbach 1817 gebaute Wassersäulenmaschine, die bis zum Jahre 1904 die Sole vom Salzbergwerk Berchtesgaden nach der Saline in Reichenhall förderte und sie dort auf den 90 Meter hohen Sackstein hob. Wir grüßen mit wehmütiger Freude die erste Dreifach-Expansionsdampfmaschine, 1883 auf der Schichau-Werft in Elbing gebaut, mit der das Torpedoboot S I der deutschen Marine die englischen Torpedoboote in den Wettfahrten besiegte. Weiter reiht sich die Schar ihrer deutschen Schwestern im Eisenkleide um uns: die erste 1816 mit 10 P. S. erbaute Freundsche Berliner Dampfmaschine und die erste Betriebsdampfmaschine von 1835 der Kruppschen Gußstahlfabrik Essen. Von ausländischen Systemen, die in Deutschland ausgeführt oder verwendet worden sind, finden wir unter anderm die Schiffsdampfmaschine von Cockerill in Seraing, die, 1841 erbaut, viele Jahrzehnte lang den Kölner Rheindampfer »Germania« durch die Fluten des deutschen Stromes führte.

Durch die Säle mit den Heißluft-, Öl- und Gasmotoren gelangen wir in das Verkehrswesen, wo wir von den Tragvorrichtungen, den Wagen und Schlitten der Naturvölker bis zu den Schnellzugs- und elektrischen Lokomotiven die Beförderungs- und Fortbewegungsmittel aller Völker und Zeiten aufgestellt finden. Aber auch die treuen Diener der Menschheit, die Trag-, Last- und Reittiere, sind hier nicht vergessen.

Man hält den ausdauernden zähen Esel für das erste Tier, das der Mensch im Verkehrsdienst benutzte. Vorzeitliche Gräberfunde der letzten Jahre haben aber ergeben, daß bei unsern nordisch-arischen Vorfahren das Pferd als Haustier viel eher als bei den Orientalen und Asiaten vorkam. So dürfen wir diesem edelsten unsrer Hausgenossen schon einen frühen Platz in der Vorgeschichte des Verkehrswesens zuweisen.

Und welch ein Weg von den Schleifen, den gabelförmigen Baumästen, auf denen der Urmensch die Lasten fortbewegte, bis zur ersten elektrischen Lokomotive, die Werner von Siemens konstruierte und die, von Siemens & Halske gebaut, auf der Berliner Gewerbeausstellung vom Jahre 1869 in Betrieb gesetzt, wie ein Wunder angestaunt wurde! Die Spurweite war nur klein; die Maschine zog mehrere kleine sechssitzige Wagen, die in der Tat nur auf Räder gestellte Bänke waren. In unsern Tagen aber treibt der elektrische Funke auf Weitspur-Gleisen hochgebaute Maschinen, die Menschen und Güter durch alle Länder führen. Fast lustig wirkt neben diesen geheimnisvollen Funkenwagen die betriebsfähige Nachbildung der ersten Lokomotive, Puffing-Billy des Engländers Hedley, eine große Heuschrecke, schnaufend wie ein asthmatischer Greis. Auch das Modell der ersten deutschen Lokomotive »Adler«, von Stephenson in England gebaut, steht hier mit einem Erinnerungsbild, das die Eröffnungsfahrt auf der ersten deutschen Bahnstrecke Nürnberg—Fürth im Jahre 1835 darstellt.

Auf den Zwischenstationen der langen Entwicklungsreihe finden wir reizvolle Ruhepunkte, so die erste Laufmaschine, die der badische Forstmeister Drais im Jahre 1815 durch die Verstellbarkeit des Vorderrades lenkbar machte. Oder den reichen Goldbarock-Prunkwagen König Ludwigs 2., vor dem einst das ungarische Sechsgespann die schönen Mähnen schüttelte. Die ersten Benzinwagen von Benz und die erste Benzinkraftmaschine Daimlers aus den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wirken selber noch wie trauliche Kutschwagen. Aber schon der Protos-Benzinwagen der Siemens-Schuckertwerke von 1907, der bei der internationalen Wettfahrt um die Erde von Neuyork nach Paris 1908 den Sieg errang, weist auf die Automobile unsrer Tage hin, auf die wimmelnden Scharen heulender Ungeheuer, die heute die Welt durchrasen und den Begriff der Entfernungen bald nicht mehr nach Kilometern und Stunden,



Goethedenkmal vor dem Ehrensaal des Deutschen Museums in München

sondern nach Millimetern und Sekunden abschätzen werden.

Den Straßenbau selber zeigt uns der anschließende Raum, von den altgriechischen Straßen an, die dem Gelände trefflich angepaßt, ausgearbeitete Rinnen für die Wagenräder besaßen, über die hohe Kunst des römischen Straßenbaues zu den neuzeitlichen Land- und Großstadtstraßen.

Der Eisenbahnbau wird uns in Modellen gezeigt, die Untergrund- und Hochbahnen, die Berg- und Hängebahnen. Das Bildnis des bedeutenden Natioralökonomen Friedrich List erinnert an das Erfinderlos: von der Mitwelt verkannt. In natürlicher Größe bohrt sich dort der Eingang zum Simplon-Tunnel, des längsten Tunnels der Welt, in das Felsmassiv der penninischen Alpen. Eine hübsche perspektivische Täuschung läßt uns durch die mächtige Zimmerung tief in den 20 Kilometer langen Tunnel hineinschauen, aus dessen Dunkel die Lampen der Arbeiter im Sohlstollen schimmern.

Die größten Brücken der Welt sind in Ölgemälden dargestellt: von Heinrich Kley die Bogenbrücke über das Wuppertal bei Müngsten, die mit einer Spannbreite von 170 Meter eine Zeitlang die weitestgespannte Bogenbrücke der Erde war; von Ernst Dorn die Brooklyn-Brücke über



Ortbestimmung im Bergwerk mit dem Kompaß

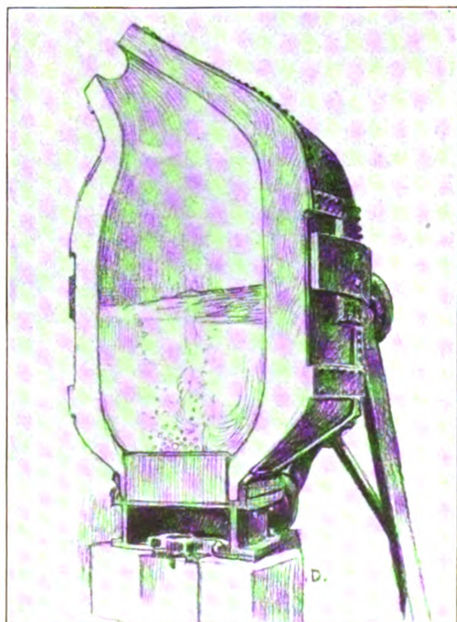
den East River in Neuyork und die Tower-Brücke über die Themse in London. Bald sind wir beim Wasser- und Hafenbau, den Kanälen, die Länder und Kulturen verbinden.

Und schon wiegen sich vor unserm geistigen Auge die primitiven Wasserfahrzeuge der Vorzeitmenschen auf weiten Flachseen und Strömen. Im Diorama sehen wir einen Australneger, der auf treibendem Baustamm den Fluß überquert. Ein alter Einbaum vom Starnberger See träumt hier von Sturm und Sonnenschein und den Fischzügen vergangener Zeiten. Ein Urahn unsrer heutigen Sport-Kajaks, ein mit Seehundsfell überzogener Eskimo-Kajak, grenzt noch dicht an die Primitiven der Seefahrt.

Dann tauchen die ersten größeren Ruderer und Segler auf, ein Seeschiff der Phönizier. Auf nordische uralte Beziehungen dieses Handelsvolkes, das schon im 11. Jahrhundert v. Chr. die Seefahrt und den Schiffbau als Gewerbe betrieb, weist der Pferdekopf am Vorderschnabel ihres Schiffes hin, der sich in ganz ähnlicher Form bei den Wikingerschiffen wiederfindet. Das Normannenschiff führt zum reinen Segelschiff über, den Koggen der Holländer und der Hansa. König Alfons von Spanien hat das Modell des spanischen Segelschiffes »Santa Maria« gestiftet, mit dem Kolumbus 1492 seine Entdeckerfahrt nach dem Westen vollführte. Das 19. Jahrhundert baute Kriegs- und Handelsschiffe noch gleichartig, nur wurden die Kriegsschiffe bestückt. Wir sehen alte Kriegsschiffe der Kurbrandenburger und betrachten mit Wehmut das deutsche Fünfmast-Vollschiff »Preußen«, das größte und schnellste Segelschiff der Welt, auf der Werft Geestemünde erbaut. Am 8. November 1910 ist es an den Klippen von Dover zerschellt, wo es heute noch liegt. Die Dampf- und Motorschiffahrt setzt ein: in Deutschland laufen die ersten Dampfer auf Weser und Elbe 1816, und 1829 auf dem Rhein. Bald erobert sich Deutschland auch den Ozean, und es setzt der heiße Wettbewerb mit England ein, das sich »Das blaue Band des Ozeans«, die Inhaberschaft des Schnelligkeitsrekords, 1907 mit der »Lusitania« und »Mauretania« nur vorübergehend sichern kann, denn 1913 brachte Deutschland den Größenrekord durch die Bauten der Imperator-Klasse wieder an sich.

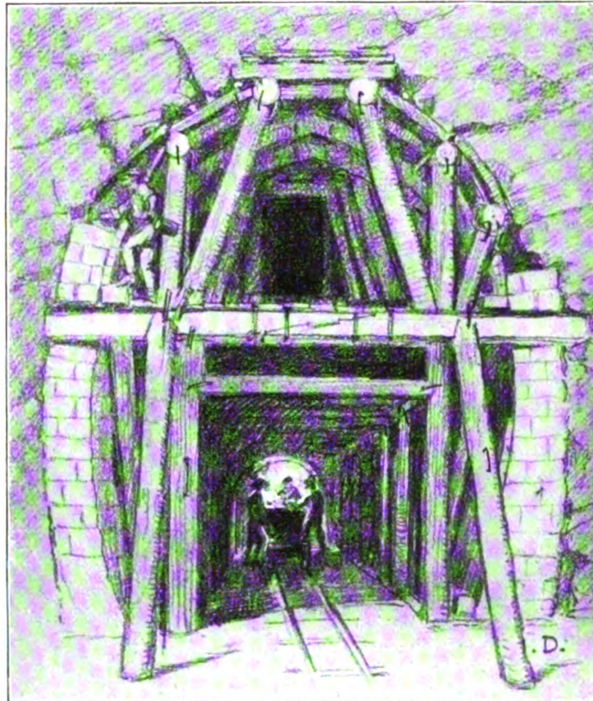
Sehen wir hier nicht schon am Weltenhorizont jenseits des Kanals die giftgelben Neidwolken des Kriegsgewitters aufsteigen? Mehr noch schärft sich uns der rückschauende Blick, wenn wir uns den neueren Kriegsschiffen zuwenden. Der neidvolle Nachbar konnte es nicht dulden, wie Deutschland ihn auf diesem Gebiete zu überflügeln drohte. Größe, Geschwindigkeit, Bewaffnung und Panzerung der deutschen Schlachtflotte befanden sich in stetig aufsteigender Entwicklung. Ihr Bau gab dem deutschen Hüttenwesen, der deutschen Industrie und Hunderttausenden von fleißigen Händen reiche Erwerbsmöglichkeiten. Den steigenden Wohlstand des Landes, seine geistigen und materiellen Güter sicherte eine gut aufgebaute Wehrpflicht, ein prachtvoll organisiertes Heer und eine Flotte, die der Kauffahrtei und den aufblühenden Kolonien das stolze Rückgrat gaben — hoch wehte die Flagge schwarzweißrot.

Im Untergeschoß dieser Abteilung, die uns zugleich mit Stolz und Trauer erfüllt, steigert sich



Durchschnitt einer Bessemerbirne der Kruppschen Gußstahlfabrik (1867)

das Gegensätzliche beider Gefühle fast zur Unerträglichkeit. Hier, wo die Unterwasserwaffen und das Bergungswesen ihre Stätte fanden, liegt der stählerne Leichnam eines Riesen aufgebahrt, der mit seiner vervollkommneten Nachkommenschar Deutschlands Retter aus den würgenden Armen der teuflischen Aushungerung geworden wäre, wenn — ja wenn! Eine völlig mißverstandene, ja verbrecherische Sentimentalität schlug der deutschen Marine die gerechte Anwendung dieser Abwehrwaffe aus der Hand; der satanische Plan, ein Volk, das nicht mit den Waffen zu besiegen war, durch das Verbrechen der Aushungerung auf die Knie zu zwingen, konnte gelingen. Wir stehen vor dem Unterseeboot U I, das am 3. August 1906 vom Stapel gelaufen ist; 42 Meter lang beherrscht es den ganzen Raum. Die Seitenwand der Steuerbordseite ist entfernt; wir gewinnen Einblick in die engen Gelasse, in denen neben raumfüllenden Maschinen, Geschossen und Vorräten noch 17 Soldaten, 3 Unteroffiziere und 2 Offiziere ihr Leben für den Schutz des teuren Vaterlandes preisgegeben haben.



Simplon-Tunnel im Bau

Über dieser Abteilung der Tiefe erhebt sich die erhöhte Halle, die der Flugtechnik gewidmet ist. Die Sammlungen beginnen mit dem Flug in der Natur, dem Samenflug, den vorweltlichen und jetztzeitlichen Flugtieren, der Erforschung des Vogelflugs. Hier anschließend geben sie durch Originale, Modelle und bildliche Darstellung ein geschlossenes Bild der Wege und Irrwege, die zurückgelegt wurden, bis die Ikarus-Sehnsucht der Menschheit sich erfüllte. Der Mensch erhebt sich in die Lüfte nach bestimmtem Zielpunkt, den er innerhalb einer bestimmten Zeit zu erreichen vermag: der Luftverkehr ist geschaffen. Hoch über den blinkenden Eisenschienen des Landverkehrs, über den schäumenden Kielwassern der Schiffe schimmern die fernen Ätherbahnen der Flugzeuge und Luftschiffe. Unter dem Stichwort »Leichter als die Luft« sind hier vereinigt die Frei- und Fesselballone, die unstarren Luftschiffe, deren Gruppe beherrscht wird von der Originalgondel des ersten Parseval-Luftschiffes, die halbstarren und starren Luftschiffe, aus der eine getreue, vollkommen ausgerüstete Nachbildung der Gondel des ersten Zeppelin-Luftschiffes mit ihrem Motor hervorragt. Die zweite Gruppe »Schwerer als die Luft« umfaßt die Fallschirmexperimente, den Gleit- und Segelflug, die Kampfflugzeuge und die Riesen- und Verkehrsflugzeuge mit allen Bauelementen, Flugmotoren und Luftschrauben. Modelle, Originale, Geschütze für Luftkrieg und Luftabwehr zeigen sich in einer Sonderabteilung. Wie gefangene Riesenvögel schweben die Flugzeuge in der Luft der überhöhten Halle.

Und immer neue Wunder tun sich auf. Wäre nicht diese meisterhafte Ordnung der Dinge, wir müßten verzagen, Richtung und Anschauung zu finden. Die Entwicklung der Zeiteinteilung, des Kalenders, der Uhren, der Maße, Wagen und Gewichte — durch alle Zeiten schweifen die Gedanken, aber der geniale Aufbau der Sammlung regelt sie, wie alle die Apparate, die um uns aufgebaut sind, einst durch Jahrhunderte hindurch Zeit und Stoff regelten. So führen sie uns wie selbsttätig zu den Sälen der Mathematik, der Mechanik fester Körper und flüssiger Stoffe und Gase, der Wellenlehre.

Das Suchen nach dem Wesen der Wärme führte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Forscher Robert Mayer zu einem der umfassendsten Naturgesetze, zum Gesetz von der Erhaltung der Energie; in einem architektonisch hervorgehobenen Ehrensaal ist die Bedeutung dieses Gesetzes besonders gewürdigt. Von den Energiegesetzen werden wir zur Elektrizitätslehre geleitet. An Originalapparaten von Ampère, Ohm, W. Weber, Lamont, Röntgen und andrer werden uns die



Orientalischer Riechstoff-Basar

Auswirkungen der elektrischen Kräfte und Gesetze vor Augen geführt. Wir wissen, welche gewaltigen Umwandlungen und Neugestaltungen die Heilwissenschaft gerade den Ergebnissen der Forschungen auf diesem Gebiete verdankt. Die Entwicklung der Röntgenlehre durch die letzten dreißig Jahre, die Apparate zur Messung der Radioaktivität von Frau Curie, die neueren Apparate zur Strahlenmessung, das alles kann in eigens dafür eingerichteten Kabinetten vorgeführt und beobachtet werden. Es ist Röntgen mit der Entdeckung seiner Kathodenstrahlen übrigens ergangen, wie es zuweilen dem Forscher ergeht, dem eine Entdeckung als Göttergeschenk vom Himmel fällt. Röntgen suchte einen Krankheitserreger, als ihm plötzlich aus seinem Versuchsapparat das geheimnisvolle Rätsel der X-Strahlen entgegenleuchtete.

Auch die anschließende Abteilung der Telegraphie und Telephonie bietet durch die Reichhaltigkeit von historischen wie neuzeitlichen Apparaten tiefgründige Belehrungs- und Experimentiermöglichkeiten. Die Säle der Optik, der Erforschung des Lichtes sind glänzend ausgestattet mit geschichtlich wichtigen Originalapparaten von Fraunhofer, Steinheil, Helmholtz, Abbe; sie enthalten eine wertvolle und in ihrer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung von Fernrohren, Mikroskopen, Projektions- und Spektralapparaten.

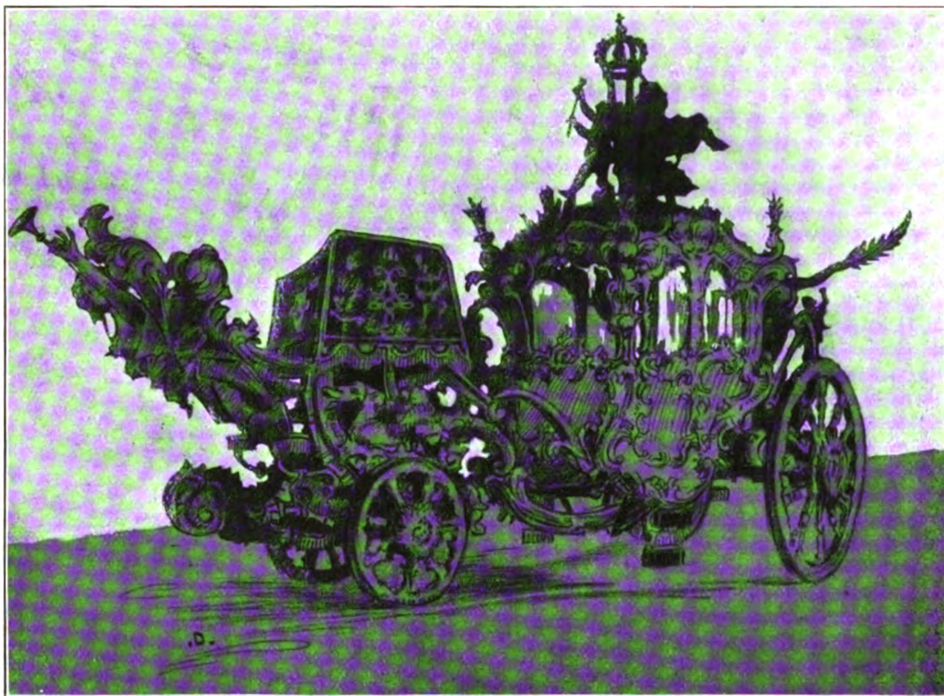
Die akustische Sammlung bildet gewissermaßen die Vorhalle zu den Räumen der Musikinstru-

mente. In der Akustik treffen wir die Untersuchungen der Tonhöhen und Tonstärken, der Töne der Saiten, Stäbe, Platten, Metall- und Glaskörper, die Zerlegung des Glockenklanges. Wir können die Klangzerlegung und Aufnahme von Schallkurven verfolgen; die Vokalflamme zum Beispiel zeigt in einem Drehspiegel die Schallkurven der in einen Trichter gesungenen Vokale. Die Entwicklung der Phonographen und Grammophone, die Erkenntnis des Hörens, die Prüfungen des Gehörs, die Gestaltung der Tonsysteme vervollständigen diese interessante Sammlung. Und nun verdichten sich Schall, Töne und Tonsysteme hier in dieser Abteilung schon zum Instrument. Die Bestrebungen, an Stelle der temperierten Stimmung unsrer Tastinstrumente die natürlich reine oder absolute zu setzen, sehen wir veranschaulicht in der Tanaka-Orgel und dem Reinharmonium nach Eitz, das mit 104 Tönen in der Oktave den größten Ausschnitt von den pythagoräischen und natürlich reinen Dur- und Molltonleitern wiedergibt.

Damit sind wir in die Abteilung der Musikinstrumente selbst gekommen, in der wir die Tonerzeugung an den Instrumenten studieren können, den Instrumentenbau verfolgen, wie er sich aus den kindlich einfachen Instrumenten der Naturvölker bis zur elektrisch-pneumatisch betriebenen Orgel unsrer Tage heraufentwickelt hat. Heraufentwickelt? Ist der technische Mechanismus unsers großen musikalischen Neuzeit-Apparates künstlerisch wirklich so viel höher entwickelt als die rüh-

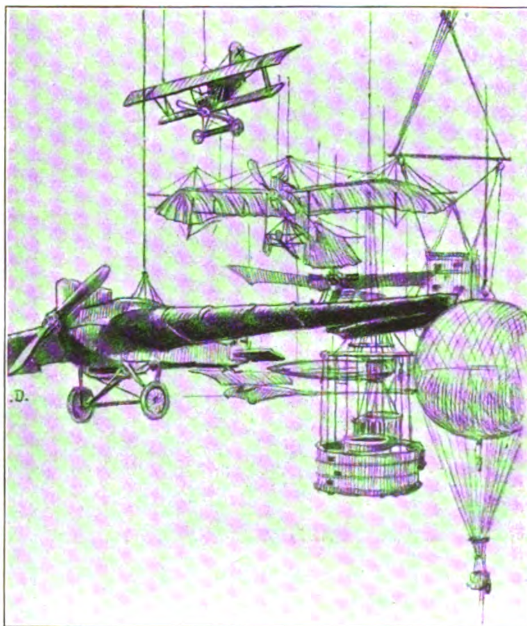


Liebig-Laboratorium

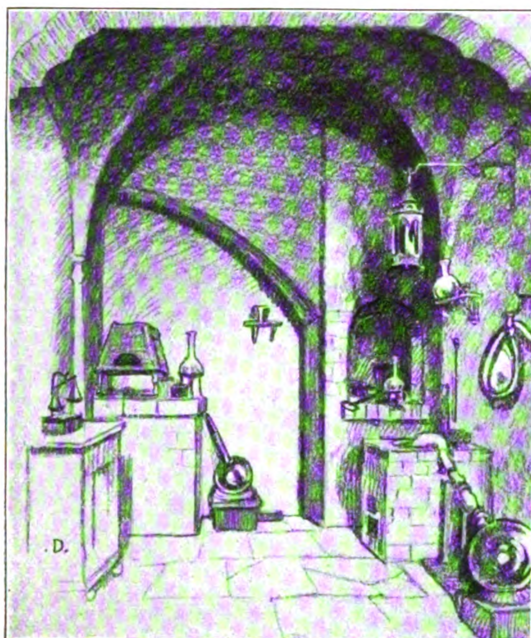


Prunkwagen König Ludwigs 2. von Bayern, erbaut 1878

rend schlichten Instrumente der Naturvölker, vergangener Jahrhunderte? Wir werden vieles als überkommenes Erbteil dieser Völker und Zeiten einstellen müssen, wenn wir vergleichend an die klanglichen Errungenschaften eines neuzeitlichen Orchesterkörpers herantreten. Wir staunen über die wunderbar feinempfundenen künstlerischen musikalischen und instrumentalen Leistungen unsrer direkten Vorfahren und ihrer so kindhaft reizvollen Vermittler, wie beispielsweise der zweimanualige Bachflügel mit vier Stimmen und viereinhalb Oktaventonumfang und das Reisehammerklavierchen, wie es ein Mozart benutzte. In der bunten Reihe rhythmischer Instrumente der exotischen Völker in ihren phantastischen Formen und Bemalungen finden wir auch die seltsamen Sprachtrommeln der afrikanischen Neger, durch deren Klangfiguren nach einem vereinbarten Schlüssel Botschaften von Stamm zu Stamm weit durchs Land getrommelt wurden, ein telephonischer Verkehr, der noch heute bei verschiedenen Stämmen in Gebrauch ist. In großen Glasschränken sind alle Entwicklungsformen der Blasinstrumente untergebracht; in den nächsten Räumen die Schränke und Gruppen der Saiten- und der Zupfinstrumente. Der große Musiksaal endlich enthält mit seinen angegliederten Räumen die weitreichen-



Aus der Halle für Luftschiffahrt

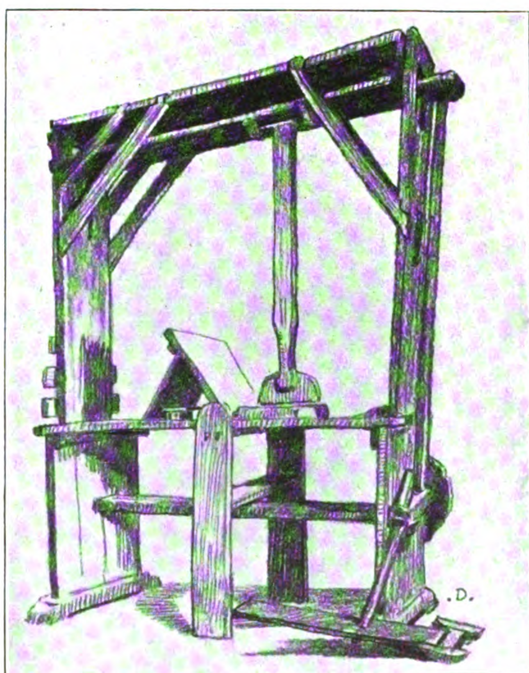


Laboratorium zur Zeit Agricolas (16. Jahrhundert): Trennung von Gold und Silber auf nassem Wege

den Folgen der Tastinstrumente, alle die ursprünglichen, späteren und neuzeitlichen Formen des Klaviers, des Harmoniums und der Orgel. Alle die Zwischenstufen dieser Entwicklungsreihe bilden ein Stück Musikgeschichte an sich, denn an fast alle bindet sich die Erinnerung an große Tonschöpfer, die sich ihrer bedienten, die einen umfangreichen Teil ihrer Kompositionen auf der Technik dieser Instrumente aufbauten. Leise verklingt hinter uns ein feines Mozartsches Menuett, das Meister Frank, der treue Verwalter des Musikraumes, auf dem zierlichen Hammerklavier von Johannes Mahr aus dem Jahre 1805 uns zum Abschied aus seinem Kunstbereich nachsendet.

Ein merkwürdig aromatischer Duft empfängt uns in den nun folgenden Sälen der Chemie. Er stammt aus den historischen Laboratorien, aus den »Hexenküchen« und von den Kräuterherden und alchimistischen Retorten des Mittelalters, deren magischer Zauber uns in der Halbdämmerung gotischer Gewölbe umgibt. Das dunkelt und funkelt aus farbigen und weißen Gläsern, von Destillierapparaten und seltsamen Präparaten, bis wir im Liebig-Laboratorium der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon in lichtere Räume und Anschauungen eintreten. Dieses Jahrhundert brachte die Entdeckung der organischen Chemie, der Chemie der Kohlenstoffverbindungen. Aus dem Unterrichtslaboratorium, das Justus Liebig in Gießen, später in München auf Grund dieser neuen Lehre errichtete und das für Deutschland vorbildlich gewesen ist, wurde ein größerer Teil der Einrichtungen für das Museum übernommen.

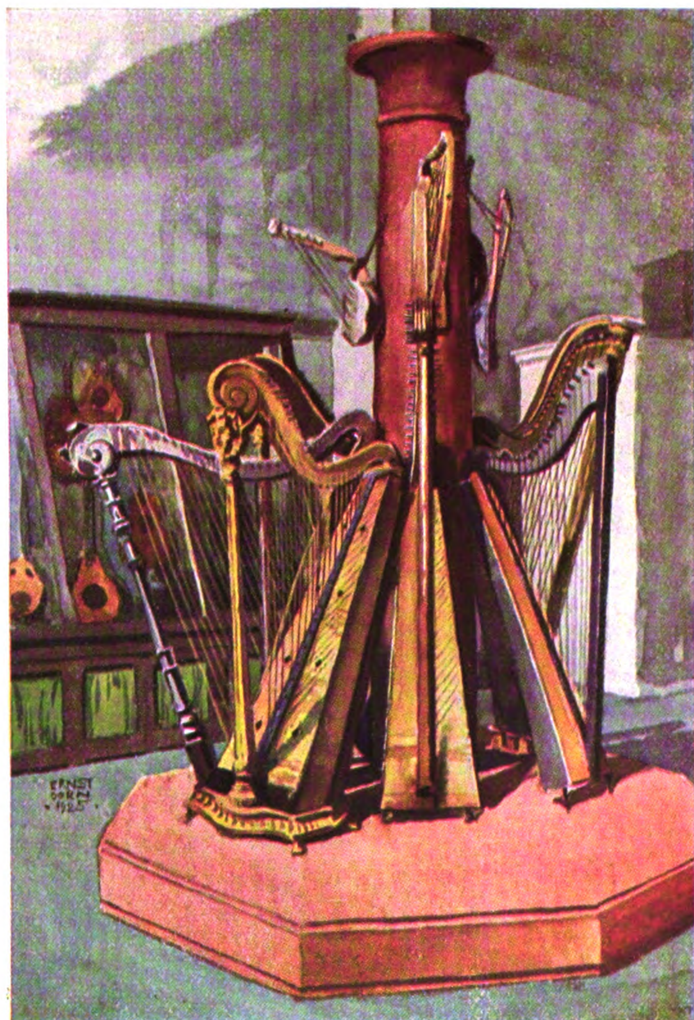
Die späteren Jahrzehnte haben erfolgreich an der Auffüllung der Umrisse, der Vervollkommnung der Entdeckungen geschafft, die aus jener Zeit stammen. Die chemischen Forschungen wandelten ihr Arbeitsgebiet, sie ordneten sich den großen physikalischen Gesichtspunkten unsrer Zeit ein, den machtvollen Forderungen, die Technik und wirtschaftliches Leben mehr und mehr an die chemische Wissenschaft stellten. In den Sälen der neuen Chemie herrscht nicht mehr der malerische Laboratoriumscharakter vergangener Zeiten; so wie es Licht geworden ist auf vielen Gebieten dieser Wissenschaft, so ist sie auch zugleich aus der Tiefe ins Breite gewachsen und hat sich differenzieren müssen. Apparate und Füllungen sind in hellen Schränken, lichtvollen Anordnungen aufgestellt, die sich, vom Aufbau der Materie beginnend, in den neuen Disziplinen der Chemie ordnen: der chemischen Industrie — der anorganischen und organischen —, der pharmazeutischen und Nahrungsmittel-Chemie, die als Ab-



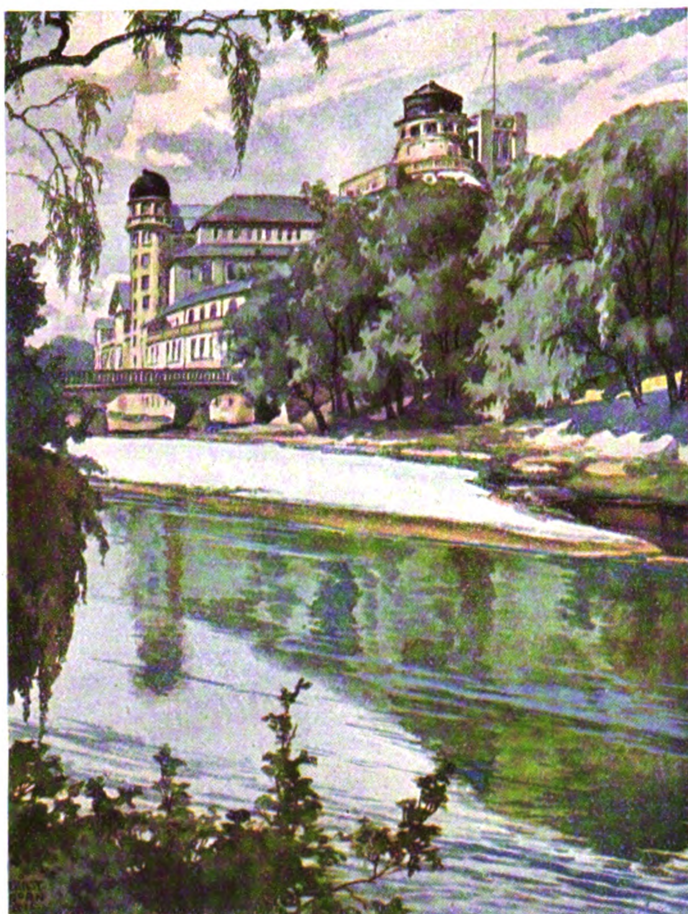
Senefelders Original-Stangenpresse

schluß einen Zweig der organischen Chemie enthalten, den man im gesonderten Raum untergebracht hat: die Riechstoff-Industrie. Ihr ist in entzückender Nische ein orientalischer Drogenbasar angegliedert, in dem Drogen des Orients, Parfümierungs- und Räuchergeräte, Riechstoffe und Räucherwaren sowie ein Riechwasser spendender orientalischer Brunnen schweren Duft verbreiten.

Baumaterialien, Wohn- und Städtebau, Wasserversorgung und Abwasserreinigung, Heizung, Lüftung, Beleuchtung, Gastechnik, Elektrotechnik — es ist unmöglich, alles in einem einzigen Wandelgange zu fassen. Wir durchschreiten die Säle der Textilindustrie, die uns von der Gespinstfaser bis zum Gewand erzählen, sehen Handspinnerei und Handweberei betrieben, aber auch die vielgliedrigen Maschinen, die der Menschenhand diese Arbeit abgenommen haben. So wie die Papiermühlen ver-



Harfenecke in der Abteilung Musik



Gesamtansicht des Deutschen Museums in München

gangener und jetziger Zeiten die Handschöpfe ablösten, mit der die Menschen einst ihren Papiervorrat erzeugten, der für Jahrläufe noch nicht jenen Hekatomben von Holzschliff gleichkam, die heute ein einziger Tag in den unersättlichen Rachen der Rotationsmaschinen wirft. Wie malerisch waren diese alten Papiermühlen, z. B. jene der Herzogin Amalie von Zeitz-Weißenfels, der Tochter des Großen Kurfürsten, die sich diese Mühle ums Jahr 1700 in Haynsburg in Thüringen erbauen ließ.

Von der Papierbereitung gehen wir weiter zur Papierverarbeitung, zur Reproduktionstechnik, zum Buchdruckwesen und zur Photographie. Die Anfänge des Schreibens fallen mit den ersten Versuchen bildlicher Darstellung zusammen. Und den Spiralen der Kulturentwicklungen der Menschheit ist der Schreibgriffel und Zeichenstift, der eingeschnittene und bewegliche Buchstabe gefolgt, treue Diener und Siegelbewahrer geistiger Güter. Es ist unmöglich, den Reichtum auch dieser Sammlungen nur andeutungsweise aufzuzählen — der Weg vom Schreibgriffel und der Mönchszelle zur Gutenbergstube allein umfaßt Tausende von Stationen, deren Wegetafeln hier aufgestellt sind. Und aus der Stube des Mainzer Druckers bis zur Setzmaschine und Zwillings-Rotationsmaschine unsrer Tage schraubt sich die Entwicklungsspirale in unübersehbaren Windungen empor.

Noch einmal durchwandern wir reichbestellte Hallen: Landwirtschaft, Mühlenbau, Milchwirtschaft, Brauerei und Brennerei in ihren vielgestaltigen Betriebsformen ziehen an uns vorüber — dann drängt es hinauf in die astronomischen und Sternwartkuppeln, die die weitgelagerten Hallen überragen. Wir treten in den Raum der Weltensysteme, in das ptolemäische Planetarium der Zeißwerke. In der tiefen Nacht, die uns umgibt, leuchtet plötzlich die Decke des Raumes von Sternen auf; die Silhouetten des Stadtbildes säumen in täuschender Weise den künstlichen Horizont. Die ewigen Sternenbilder ziehen in beschleunigter Bahn am Himmelsbogen dahin; Tage werden zu Sekunden, Jahre zu Minuten. Die wunderbaren Berechnungen der Astronomen und Ingenieure haben ein System von 31 Projektionsapparaten ersonnen, durch das der Fixsternhimmel an die Fläche der Kuppel geworfen wird, wobei sich die tägliche Drehung des Himmels in vier Minuten abspielt. Es ist möglich, den jährlichen Umlauf der Sonne so zu beschleunigen, daß ein Jahr in fünf Minuten abläuft. Im kopernikanischen Planetarium bewegt sich der Besucher auf einem kleinen Wagen mit der Erdkugel, die in zehn Minuten die jährliche Bahn ausführt, um die Sonne und kann dabei beobachten, wie die in Wirklichkeit ruhende Sonne scheinbar den Tierkreis durchwandert und die Planeten am Himmel sich mit ihren Monden um ihre Achse drehen und ihre Schleifenbahnen ausführen.



Keplersches Fernrohr mit Höhenhalbkreis

Herz und Kopf sind übervoll der reichen Eindrücke; wir haben mit unserm Weg durch die Sammlungen eine Strecke von 14 Kilometern durchschritten. Von dem 64 Meter hohen Turm, der beherrschend die Hallen überragt, werfen wir noch einmal einen Blick auf das gewaltige Bauwerk, auf die freundliche Isarstadt.

Weit schweift der Blick über die Stadt hin und zum Süden, wo die Berge sich in die schöne Himmelsluft dehnen. Unter uns eilt der Fluß dahin, der droben in den Karwendelklüften entspringt; mit liebender Gebärde umfaßt er die Mauern und Hallen, die wir durchschritten haben. Schon funkelt still ein Sternlicht in die leise Abendkühle, drunten ziehen die ersten Schatten herauf — sie schliefen im Grunde, von dem wir ausgegangen sind. Von der Urzelle zu den Sternenräumen fühlen wir das Walten ewiger Mächte. Und der steinerne Mund des Gewaltigen, der drunten im Saale thront, flüstert demütig und bekennerhaft: »Und alle deine hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.«



Das Wappen des Deutschen Museums

Die Belagerung von Torreviglia

Von Carry Brachvogel

Der Herzog von Faenza belagerte die rebellische Stadt Torreviglia lange und ingrimmig und hatte mit einem jener fürchterlichen Eide, wie sie damals, zur Zeit der Renaissance und des Humanismus, üblich waren, geschworen, daß er ihre Übergabe erzwingen würde, und müßte er dreißig Jahre und mehr davor liegen. Sein Ingrimm galt nicht nur ihrem augenblicklichen Widerstand, nein, sie hatte noch alte und größere Schulden an ihn zu zahlen! Zunächst: er hatte sie schon einmal, vor etwa zehn Jahren, vergeblich belagert, und so etwas vergißt kein richtiger Kriegsherr. Der Herzog Gian Battista von Faenza w a r ein richtiger Kriegsherr, nebenbei, wie Gott Mars auch, der Venus sehr gewogen, und seine Siege auf diesem Gebiet übertrafen beinahe seinen Waffenruhm. Wenn er einmal auf diesem unblutigen und höchst angenehmen Kriegspfad keine Lorbeeren errang — wie etwa seinerzeit bei der wunderschönen Mauritia Tavagno in Padua —, so bedeutete solch kleine Schlappe nur die Ausnahme von der Regel. Doch nicht nur wegen der früheren vergeblichen Belagerung war der Herzog der Stadt von Herzen gram. Ebensowenig wie sein Kriegerherz ihre Weigerung vergaß, konnte sein Künstler- und Sammlerherz es verwinden, daß diese Stadt ein Erbe angetreten hatte, das nach allem Recht i h m gehört hätte: die Antikensammlung seines verstorbenen Vetters, des Herzogs Astorre von Faenza. Diese Sammlung enthielt Prunkstücke edelster Kunst, wie etwa die berühmte »Perseusgruppe«, den »Sterbenden Adonis«, »Spielende Faune« oder das unvergleichliche Marmorgebilde, das bald »Die Nymphe von Faenza«, bald »Die Venus von Faenza« genannt wurde, der Mediceerin an Anmut und Lebendigkeit glich, ihr aber überlegen war an Größe der Auffassung und Reinheit der Gebärde.

Da Herzog Astorre kinderlos gestorben war, hätte sein Vetter von Gottes und Rechts wegen diese Kleinodien erben müssen, aber Herzog Astorre war ein wunderlicher und boshafter alter Kauz gewesen, der seine Sammlung am liebsten niemand vererbt, sondern mit ins Grab genommen hätte. Da dies aber nicht anging, bedachte er lange und sorgfältig, wie er mit diesem Erbe möglichst v i e l Verdruß und möglichst w e n i g Freude stiften könne. Darum verfügte er letztwillig, daß die Antikensammlung der Stadt Torreviglia gehören sollte, die von Kunst wenig genug wußte und verstand, dieweil all ihr Sinnen dem Levantehandel galt, dem sie ihre Bedeutung und ihren Reichtum verdankte.

Der Herzog Gian Battista hatte in seinem Leben nur zweimal geweint: das eine Mal, als seine Mutter gestorben war, das zweite Mal, als er an der Leiche seines im Kampf gefallenen Jugendfreundes stand. Als er aber von d i e s e m Testament erfuhr, weinte er zum dritten Male, und zwar aus Wut, Wut auf den boshaften toten Vetter und auf die lebendige Stadt, die den Schatz, der ihr zugefallen war, gar nicht nach Gebühr zu lieben verstand. Sie betrachtete diesen Schatz sogar, und nicht mit Unrecht, als eine Art Danaergeschenk, das ihr für alle Zeit die Feindschaft Gian Battistas zuziehen mußte, und für eine große Handelsstadt ist die Freundschaft oder Feindschaft großer und streitbarer Herren wichtiger als die erhabenste Kunstsammlung. Allerdings ließ der Rat von Torreviglia auf dem Marktplatz eine schöne Loggia nach florentinischem Muster erbauen und wies darin der Antikensammlung ihren Platz an, so daß sie sich in der Stadt der Medici hätte wähnen können, aber deswegen wurden die Bürger von Torreviglia doch keine Florentiner. Ihre Galleonen nach dem Orient waren ihnen wichtiger als die »Perseusgruppe«, und wenn an der Börse ein großes Fallissement gemeldet wurde, stimmte sie auch der Anblick des »Sterbenden Adonis« oder der »Venus von Faenza« nicht zuversichtlicher ...

In der Zeit der neuerlichen Belagerung hatte aber all die Marmorpracht vor den feindlichen Geschossen der herzoglichen Völker flüchten müssen. In Werg und Stroh verpackt, lag sie in den Kellern des Nonnenklosters San Costanza, das sich zwar noch innerhalb der Stadtmauer, aber doch schon in der Einsamkeit von Vignen und Olivenfeldern und von einem mächtigen Felsvorsprung geschützt, erhob. »Den Frieden der frommen Frauen wird der Herzog doch schonen, selbst wenn es zur Übergabe kommen sollte!« dachten und sagten die Bürger von Torreviglia, und nach dieser Meinung vertrauten sie den frommen Schwestern noch andre Schätze an, die ihnen werter dünkten als alle Statuen und Gruppen: ihre jungen Frauen und Töchter. Nicht alle natürlich, denn für so viel Frauenvolk hätte das Kloster nicht Raum geboten, ganz abgesehen davon, daß es viele Frauen und Töchter gab, die sich in der schweren Zeit nicht von den Ihren trennen wollten. Doch diejenigen, deren Väter oder Gatten aus irgendeinem Grunde dem Herzog besonders mißliebig sein mußten und daher am gefährdetsten schienen, waren von den sorgenden Männern dem schützenden Bezirk des Klosters überantwortet worden.

Als erster hatte der Bürgermeister, Messer Nicolo Lambertini, seine Tochter Bianca hingeführt. Bianca Lambertini, die von ihrer Mutter das rötliche Haar und die weiße Haut, vom Vater die dunklen Augen und die feinen Glieder geerbt hatte, und die so schön war, daß die Menschen auf der Straße meinten, ein Wunder sei ihnen begegnet, wenn Bianca an ihnen vorüber-

ging. Sie zählte kaum sechzehn Jahre, war einem Sohn aus altem Patriziergeschlecht versprochen, und die Hochzeit sollte sofort nach Friedensschluß stattfinden.

Manche unvermählte oder auch eben vermählte Gespielin Biancas war ihr im Kloster Gesellschaft. Unter den jungen Frauen war auch die wunderschöne Mauritia, die ehedem Tavagno hieß und nun die Gattin des hochgelehrten Professors Messer Quarneri geworden war. In Padua war die ebenso kluge wie schöne Mauritia zu den Füßen des berühmten Mannes gesessen, hatte von ihm griechische Sprache und Weisheitslehre empfangen, hatte, um des neuen Reiches willen, das sein Wissen ihr erschlossen, alles andre vergessen und sich glücklich gedünkt, als er, der den Jahren nach ihr Vater sein konnte, um sie warb. Ganz der Wissenschaft geweiht, hatten Quarneri und sein Weib fern der lärmenden und wirklichen Welt in einem stillen Tuskulum gelebt, das Mauritia von ihrem Vater geerbt hatte. Denn Messer Quarneri fand, daß er mit seinen sechzig Jahren genug g e l e h r t, noch immer aber nicht genug g e l e r n t habe, und darum war er gern von Padua fort, in das Tuskulum gezogen, um sich ganz der Forschung über die tiefsten Dinge des Daseins hinzugeben. Erst nach heftigem Widerstand hatte Mauritia eingewilligt, den Gatten zu verlassen. Doch als er sie an die Nachstellungen des Herzogs erinnerte, war sie gesenkten Hauptes seinem Wunsche gefolgt ...

Belagerung ist für eine Stadt niemals eine Freude, aber auch die Belagerer sind nicht auf Rosen gebettet. Der Stadt Torreviglia ging es zunächst nicht schlecht, denn Messer Lambertini, weitsichtig und fürsorglich, hatte reiche Vorräte hereinbringen und aufspeichern lassen, so daß die Stadt wohl auch einer festschnürenden Hand monatelangen Widerstand leisten konnte. Mit Listen, Bestechung und auf geheimen Schleichwegen kam auch jetzt, trotz der Belagerung, immer noch genug Nachschub, um die Kornspeicher aufzufüllen, und auch allerlei Vieh wurde hereingeschmuggelt. Den Völkern des Herzogs ging es dagegen weit schlimmer. Der Sold konnte nicht immer pünktlich ausbezahlt werden, das Essen war oft herzlich schlecht und dazu knapp, und hätte der Herzog nicht trotz der zahllosen Troßweiber straffste Mannszucht gehalten — wer kann sagen, was geschehen wäre! Ganz besonders verbitterte es die Stimmung der Völker, daß die drinnen in der Stadt sich anstellten, als ob die Belagerung nur ein Zeitvertreib wäre, und nichts von Mangel und Not zu wissen schienen. Hatte doch erst jüngst der Kommandant der Zitadelle die feindlichen Kartuschen mit einem kleinen Reisigbesen bedächtig von den Mauern der Zitadelle abgekehrt, als wäre er eine sorgsame Hausfrau, die ihre Zimmer fegt! Und etliche Tage später hatte er — der Frechling! — den Belagerern einen Trieb Ochsen zubringen lassen mit der höhnischen Botschaft: »Auf daß die Herzoglichen sich des Fleisches nicht völlig entwöhnen und an ihrer Gesundheit Schaden nehmen!« Damals hatte der Herzog den schon erwähnten fürchterlichen Schwur getan und ihm angefügt, daß er nach Übergabe der Stadt keinen Stein auf dem andern lassen, die männliche Bürgerschaft mit dem Strick um den Hals rund um die geschleiften Mauern führen werde, und die Frauen ... Es würde zu weit führen und auch die gute Sitte verletzen, wollte man all die furiosen Worte wiederholen, die aus dem Munde des zornigen Feldherrn quollen. Und obschon Schwören und Fluchen gotteslästerliche Dinge sind, schien d i e s e r Schwur dem Himmel gefallen zu haben, denn er sandte dem Herzog unverzüglich Sukkurs. Besagter Sukkurs bestand in einer Kasse voll Dukaten, die ihm seine Vettern Mantegna nebst einem Schreiben sandten, das besagte, die beiden Herren von Mantegna trügen sich mit der Absicht, sobald als möglich mit einem andern Vetter in Fehde zu treten, um einen alten Groll blutig auszutragen. Sie rechneten dabei auf die wirksame Unterstützung des Herzogs, der dem feindlichen Vetter ja ebenfalls übelgesinnt sei, und darum sandten sie die vielen schönen Dukaten. Der Herzog möge nun, so schrieben sie, mit diesem Sukkurs, der nötigenfalls wiederholt werden könne, die Stadt so schnell als möglich niederzwingen, um seine Völker frei zu bekommen und nicht in der Stadt einen Feind im Rücken zu haben.

Nun ging's im Lager hoch her. Der Herzog, der Menschen und besonders Kriegsvölker gut kannte, ließ gleich allen rückständigen Sold auf einmal auszahlen und eine Extragratifikation dazu, erlaubte, daß zwei Tage lang wüst geschmaust und gezecht wurde, und drückte über den Katzenjammer, der all der Schwelgerei folgte, gnädig sein sonst so scharfes Auge zu. Da war plötzlich im Lager große Kampfbegeisterung, und alle schwuren dem Herzog seinen Eid nach.

Im Lager hatte sich die Stimmung gehoben, aber in der Stadt sank sie um ein beträchtliches. Gerüchte und geheime Zuträger verkündeten die glückliche Wendung, die drüben eingetreten war, und die Bürger wurden von Tag zu Tag bedrückter, denn nun wurden die Zufuhren immer knapper. Die Dukaten des Herzogs taten Fernwirkung bis in den abgelegensten Winkel des Landes, und der Städter mußte mit staunendem Grausen vernehmen, daß jählings Mißwachs gekommen sei, daß Kühe entweder das ganze Jahr über kalbten oder das Kalb säugten, keinesfalls aber in der Lage waren, gemolken zu werden, daß auf allen Hennen »der böse Blick« geruht haben müsse, so daß sie keine Eier legten.

Voll Gram und Reue gedachten da die Bürger der feisten Ochsen, die man zum Hohn den Herzoglichen zugetrieben hatte, denn nun began-



Offsetdruck von Georg Westermann

Schlafendes Mädchen in chinesischer Tracht

Farbig aufgenommen von Nicola Perscheid in Berlin W

nen Not und Hunger umzugehen. In den Armenquartieren fing es an. Da standen Männer und Frauen, die gestern noch zärtliche Enkel gewesen, teilnahmlos um die Bahre des verhungerten Großvaters, beneideten ihn, daß er alles überstanden hatte, und zerquälten ihre armen, blutleeren Hirne mit der Frage, wie sie den Totengräber bezahlen und wovon sie morgen leben sollten ... Kinder spielten nicht mehr lärmend in Höfen und Gassen, sondern schlichen müde, trübselig umher, bettelten leise um ein Stückchen Brot, das ihnen die Mutter mit abgewandtem, tränenüberströmtem Gesicht versagen mußte.

Messer Lambertini tat, was er konnte, um zu helfen, zu lindern. Ließ Brot verteilen, mahnte die heute noch Reichen, die Armen zu speisen, und mahnte nicht vergebens. Doch er begriff, daß all dies nur augenblickliche Bedeutung haben, nicht aber das Schicksal wenden konnte. So berief er den Rat der Stadt zu einer geheimen Sitzung, in der er klar und erschütternd die Lage der Stadt darlegte und für Ausstreckung von Friedensfühlern eintrat. Der Rat stimmte ohne Widerrede zu. Man besprach sich mit dem Kommandanten der Zitadelle. Er teilte die Meinung des Rates, denn die Munition begann knapp zu werden. Doch von Hissung der weißen Fahne wollte er nichts wissen.

»Dazu ist immer noch Zeit. Streckt eure Fühler zunächst *so* aus, als ob ihr hinter meinem Rücken handeltet. Seht zu, was ihr erreicht! Sich unterwerfen soll man erst, wenn es gar keinen andern Ausweg mehr gibt!«

Dem Bürgermeister war's recht, und er dachte, daß es auch dem Herzog recht sein würde, die Belagerung bald aufheben zu können, ohne weiteres Blutvergießen und dennoch mit Ehre. Wozu sollte er seine Völker, die anderwärts nötig waren, vor Stadtmauern unnötig abnützen? Und war es für Torreviglia nicht ratsamer, jetzt die Hand zu bieten, da man sich immerhin noch eine Weile halten konnte, statt zu verharren, bis man ohnmächtig lag und jede Bedingung des Siegers annehmen mußte? Ein feuriger Kriegsherr hätte vielleicht anders gedacht und gehandelt, aber Messer Lambertini war das Oberhaupt einer Stadt mit Levantehandel, und obendrein schnitt ihm der Jammer der Armenquartiere ins Herz. So schienen die beiden Gegner friedensreif, und im Einverständnis mit dem Kommandanten der Zitadelle schickte man »ohne dessen Wissen« zwei Sendlinge zum Herzog, die erforschen sollten, was er über Frieden und Abzug seiner Völker dächte.

Schneller, als der Rat erwartet hatte, kamen seine Abgesandten zurück. Schon an ihren bedrückten Mienen konnte man sehen, daß sie üble Botschaft brachten, und obendrein schritt in ihrer Mitte ein herzoglicher Herold, erhobenen Hauptes und anmaßenden Angesichts.

Zum schnell einberufenen Rat sprach er also: »Mein allergnädigster Herr, der Herzog Gian Battista von Faenza, den Gott und die heilige Jungfrau immerdar in ihren benedeiten Schutz nehmen mögen, läßt durch meinen Mund dem Rat der Stadt Torreviglia folgendes verkünden: Wenn die verblendete Stadt einsieht, daß sie sich gegen meinen allergnädigsten Herrn schwer vergangen hat, und wenn sie willens ist, ihr Unrecht gutzumachen, ist mein allergnädigster Herr nicht abgeneigt, huldreich zu sein und in Verhandlungen einzutreten, die einen gerechten Frieden herbeiführen sollen. Doch ehe von Verhandlungen die Rede sein kann, begehrt mein allergnädigster Herr ein Pfand, das ihm die Lauterkeit eurer Gesinnung verbürgt. So möge ihm denn zuvörderst der Rat *das schönste Weib* der Stadt in sein Lager senden. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft wird sich mein allergnädigster Herr zu Verhandlungen herbeilassen. Nicht eine Minute früher! Dies — so spricht mein allergnädigster Herr — möge der Rat der Stadt Torreviglia wohl bedenken. Im übrigen läßt er den Herren eine geruhsame Nacht wünschen!« Sprach's und verließ erhobenen Hauptes den Saal.

Es war dies ein Augenblick, in dem antike Römer wohl in Gram und Grauen ihr Antlitz in der Toga geborgen hätten, doch der Rat trug keine Toga, und so saßen sie mit unverhüllten Gesichtern, die fahl und verstört aussahen. Die Bedingung des Herzogs war ja über alle Maßen grausam, unerhört, wider jegliches Recht. Braucht aber ein Sieger nach Recht zu fragen? Freilich, wenn er vor seinem Gewissen und der Nachwelt bestehen will, darf er nicht übermütig sein, muß er sich in Großmut zu dem Unterlegenen neigen. Aber wer konnte sagen, ob der Herzog ein Gewissen hatte, und ob ihm die Nachwelt um einer bösen Lust willen nicht gleichgültig war!

Bis tief in die Nacht hinein beriet der Rat, und im flackernden Schein der Kerzen wurden die Gesichter der Herren immer fahler und verstörter. In der ersten Empörung hatten alle gemeint, auf die Forderung des Herzogs könne man nur mit einem glatten Nein antworten, doch es saßen in ihrer Mitte bedachtsame Männer, die wußten, daß nie der erste Gedanke auch den Entschluß bedeuten soll. Freilich war es eine furchtbare Vorstellung, daß die Rettung der Stadt durch den Opfergang einer ihrer Töchter erkauft werden müsse, aber waren ähnliche Fälle nicht schon zu allen Zeiten dagewesen? Wußte man nicht von Jungfrauen, die einem Drachen oder andern Ungeheuer dargebracht worden waren? Hatte sich nicht auch Judith für ihr Volk geopfert? Mehrere ähnliche Beispiele folgten, und einer der Herren, der weit in der Welt herumgekommen war, wußte sogar von der englischen Lady Godiva, die splitternackt durch die Straßen von Coventry hatte reiten müssen.

Sie berieten hin und her, was zu tun sei, doch je tiefer die Kerzen herabbrannten, um so tiefer sank auch ihre Hoffnung, ihre Zuversicht, einen Ausweg aus dem Gewissensengpaß zu finden, in den die Forderung des Herzogs sie zwang. Immer fahler, immer verstörter saßen sie. Keiner aber war so verstört und fahl wie Messer Lambertini, der Bürgermeister. Wenn dem lüsternen Herzog das schönste Weib geopfert werden mußte, wer anders konnte es sein als Bianca, deren Antlitz einem Himmelswunder glich? Er dachte an den Jammer seiner Frau, an Biancas behütete Unschuld, an ihren Verlobten. Und in seinem Vaterschmerz schrie er auf: »Ich kann nicht! O Gott, ich kann es nicht zulassen!«

Mitleidig blickten die andern auf ihn, und diesem Vaterschmerz gegenüber schien ihnen die Forderung des Herzogs wieder unannehmbar.

Doch da meldete sich zum Wort der weitgereiste Mann, der vorhin von Lady Godiva gesprochen hatte. Trotz des Ernstes der Stunde lag ein leises Lächeln auf seinem klugen Weltmannsgesicht, als er sagte: »Der Herzog begehrt das schönste Weib der Stadt. Das schönste begehrt er, nicht zugleich das tugendhafteste. Vergebt mir, Messer Lambertini, wenn ich jetzt den Namen eurer Tochter in einem Atem mit einer nenne, die nicht wert ist, ihr die Schuhriemen zu lösen, die uns aber wohl retten kann. Ich meine Emilia Ferrari, deren Leichtfertigkeit ebenso unbestreitbar ist wie ihre Schönheit. Sie ist schlank wie eine Pinie ...«

»Und lieblich-schwellend wie eine reife Traube,« pflichtete ein zweiter dem Sprecher bei.

»Ihr Mund gleicht der Granatblüte,« bestätigte ein dritter.

»Ihr Nacken schimmert wie Elfenbein,« wußte ein vierter.

»Wenn sie ihr braunes Haar löst, umwallt es sie wie ein Samtmantel,« schwärmte ein fünfter.

So ging es weiter. In diesem ernsten Saal, den nie eine Frau betrat, erstrahlten mit einem Male unter dem Gebot der Not und durch die Macht des Wortes die Reize Emilia Ferraris.

Nachdem die Schönheit der Dame Emilia durch das Zeugnis so vieler glaubwürdiger und wohlunterrichteter Männer bestätigt war, beschloß man, Emilia unverzüglich vor den Rat zu entbieten und ihr mitzuteilen, welche Sendung ihrer warte. Ernstlicher Widerstand von ihrer Seite war nicht zu befürchten, höchstens würde sie sich aus Klugheit und Habgier ein wenig zieren. Beide Fälle wurden bedacht. Man wollte ihr, sofern sie gleich einwilligte, ein ansehnliches Geldgeschenk geben und außerdem die Zusicherung, daß sie niemals aus der Stadt verwiesen werden könne. Weigerte sie sich, würde man Gewalt anwenden.

Emilia erschien, war ein wenig erstaunt, aber keineswegs befangen. Sie unterdrückte ein Lächeln, als sie in diesem würdigen Raum so zahlreiche gute Bekannte erblickte, und hörte mit Fassung die schöne Rede an, die Messer Lambertini hielt, der, ein firmer Lateiner, sich in Varianten über das Thema erging: Dulce et decorum est pro patria mori! Emilia war natürlich keine Lateinerin, begriff aber dennoch schnell, um was es sich handelte, und daß ihre Aufgabe trotz des klassischen Zitats nicht mit Lebensgefahr verbunden sein würde. Sie verneigte sich dankend für das Geldgeschenk, sagte, daß sie bereit sei, für ihre Vaterstadt jedes Opfer zu bringen, und erbat sich nur so viel Verzögerung, als nötig war, um ein andres Kleid anzulegen und ihre Sänfte zu bestellen.

Als sie kaum eine Stunde später wieder erschien, um ihre Reise anzutreten, mußte jeder gestehen, daß sie ein verführerisches Weib sei. Zart und schneeig hob sich der schmale Hals aus dem Kleid von malvenfarbener Seide, das, mit Spitzen und goldenen Nesteln geziert, ihren vollendeten Wuchs zeigte. In dem runden, geschickt geschminkten Gesicht lächelte der Granatblütenmund ein Lächeln, das in den Flaum der Wangen zwei Grübchen warf. Rosenduftend fiel das lockige Haar in zwei losen Flechten über die Brust bis auf die Knie hinab.

Dankbaren Herzens wünschte der Rat ihr Lebewohl. Lächelnd bestieg sie ihre Sänfte, die sie in das feindliche Lager bringen sollte. Warum hätte sie nicht lächeln sollen! Auch ein Herzog ist ja nur ein Mann, und sie dachte: Ich werde ihn schon kirre machen! —

Vierundzwanzig Stunden sind für verliebte Kurzweil vielleicht nicht allzu lang, aber für eine Stadt, die wartet, scheint jede einzelne dieser Stunden Blei an den Schwingen zu haben. War es auszudenken, daß diese vierundzwanzig Stunden jemals vorübergehen sollten? ...

Doch horch! Lange ehe vierundzwanzig Stunden um waren, lief ein Gerücht durch die wartende Stadt. Man schüttelte zweifelnd die Köpfe wollte es nicht glauben, lief umher, um von andern Gewißheit oder Verneinung zu erhalten.

Das Gerücht sprach wahr: die Sänfte Emilia Ferraris war schon zurückgekehrt, geleitet von einem herzoglichen Herold. Emilia war in ihrer Wohnung abgestiegen, der Herold aber stand vor dem versammelten Rat und sprach erhobenen Hauptes und anmaßenden Angesichts: »Mein allergnädigster Herr, der Herzog Gian Battista von Faenza, den Gott und die heilige Jungfrau allezeit in ihren benedeiten Schutz nehmen mögen, verkündet durch meinen Mund dem Rat der Stadt Torreviglia also: Nicht ein Dirnchen habe der Herzog begehrt — derlei haben wir im Lager genug —, sondern das schönste Weib. Er erwartet nunmehr, daß man es ihm ohne Verzögerung sende. Im übrigen läßt er den Herren eine geruhsame Nacht wünschen.«

Mühsam nur bewahrte Messer Lambertini seine Fassung, bis der Herold gegangen war. Dann

brach er zusammen. Er barg sein Gesicht in den Händen und weinte. Teilnehmend umstanden ihn die andern, und jeder, der ein Kind sein eigen nannte, fühlte dem gemarterten Vater die Qual dieser Stunde nach.

Der Jammer Monna Lambertinis war unbeschreiblich. Zuerst wollte sie ihren Gatten schmähen, daß er zu solchem Begehr seine Einwilligung gab, doch bald erstickten ihre Vorwürfe in Tränenströmen, und als erst Bianca das schreckliche Los erfuhr, dem sie geweiht war, hielten sich Eltern und Tochter weinend umfangen und meinten, sich nie so tief geliebt zu haben wie in dieser Stunde.

Wortlos, aufgelöst in Tränen stand Bianca, da man sie zu ihrem Opfergang rüstete. Ein weißes Mädchenkleid ohne allen Schmuck, Arme und Hals züchtig verhüllend, hatte ihr die Mutter angelegt und hüllte sie tief in weiße Schleier, damit niemand der schamerfüllten Tochter ins gesenkte Antlitz sehen sollte. Biancas Verlobter kniete vor ihr, küßte ihr die kalten Hände, von denen sie langsam den Ring streifte und ihm zurückgab. Die frommen Schwestern, die sie aus dem Kloster hergeleitet hatten, schlugen das Kreuz über die Sänfte, die sie bestieg — dann wandelten sie langsam, Traurigkeit im Herzen, ihrer Kirche zu, um dort für das arme Opfer zu beten.

Diesmal wußte die Stadt nicht, ob die Stunden flogen oder krochen, so erfüllt war jeder von ohnmächtigem Zorn. Doch der Zorn wandelte sich zum Staunen, als lange vor Ablauf der Frist die Sänfte wiederum erschien und Bianca ihr entstieg, blaß, zitternd vor Erregung, aber mit leuchtenden Augen und noch ebenso fest in ihre Schleier gehüllt, wie sie die Mutter entlassen hatte. Halb ohnmächtig vor Glück lag sie den Eltern in den Armen und reichte dem Verlobten die Hand: »Sie darf deinen Ring wieder tragen!«

Da wäre alles eitel Glück und Wonne gewesen, wenn sich nicht abermals der Herold erhobenen Hauptes und anmaßenden Angesichts vor dem Rat eingefunden hätte: »Mein allergnädigster Herr, der Herzog Gian Battista von Faenza, den Gott und die heilige Jungfrau allzeit in ihren benedeiten Schutz nehmen mögen, verkündet durch meinen Mund, daß er ebenso wenig wie ein Dirnchen einen Lilienstengel verlangt habe, sondern das schönste Weib. Da der Rat der Stadt Torreviglia es ihm bis zur Stunde, sei's aus Hinterlist oder Unverstand, geweigert hat, so wird mein allergnädigster Herr sich dies Weib, dessen Schönheit er von früher her wohl kennt, mit eigner Hand holen, und zwar, läßt er melden, wird er sie sich splitternackend holen, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Merkt wohl: morgen um die Mittagsstunde verkünden euch drei Salven, daß mein allergnädigster Herr ohne Troß und Waffen, nur mit kleinem Gefolge vor euren Toren hält und Einlaß begehrt. Weigert ihr ihn oder versucht ihr Widerstand, so nimmt mein allergnädigster Herr die Stadt mit stürmender Hand. Im übrigen läßt er den Herren eine geruhsame Nacht wünschen!«

Wie versteinert saßen alle, als der Herold gegangen war. Lange herrschte tiefes Schweigen, bis der weitgereiste Mann sprach: »Lady Godiva! Monna Mauritia, die gelehrte und schöne Gemahlin des hochberühmten Messer Quarneri, wird für diesen verruchten Herzog Lady Godiva sein müssen. Sie hat er immerfort gemeint. Sie will er nicht nur haben, sondern für ihre Tugend auch so tief erniedrigen, wie man ein Weib nur erniedrigen kann.«

Nun entsannen sich alle, wie der Herzog schon ehedem der schönen Mauritia nachgestellt hatte, und Trauer und Empörung beherrschten alle. Und ob auch des Herzogs stürmende Hand drohte, so schien ihnen doch alles eher möglich, denn einer verehrungswürdigen Dame solche Schmach antun zu lassen. Die Besatzung der Zitadelle sollte einen letzten Ausfall wagen, mochte er enden, wie er wollte. Doch nimmermehr sollte ein Frevel, wie der Herzog ihn plante, den Namen der Stadt für alle Zeit beflecken ...

Dieser Beschluß, den der Rat unverzüglich in der Stadt bekannt machen ließ, fand allgemeine Billigung. Ehe er aber zur Ausführung kam, erhielt der Rat Botschaft, daß Messer Quarneri ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Alsbald erschien vor ihm der greise Gelehrte mit einer hochgewachsenen Frau an der Hand, die ein schwarzes Gewand trug und deren Gesicht ein schwarzer Schleier bis zur Unkenntlichkeit verhüllte. Der ehrwürdige Gelehrte verneigte sich vor dem Rat und sprach: »Ich und meine Gemahlin, Monna Mauritia, haben vernommen, welchen Frevel der Herzog plant, und welch stolzen Entschluß der Rat der Stadt Torreviglia daraufhin gefaßt hat. Doch unmöglich dünkt es mich wie auch Monna Mauritia, daß um unsertwillen so großes Elend über die Stadt verhängt würde, wie der Zorn des Herzogs beabsichtigt. Nicht ist es die Pflicht der Stadt, sich für den einzelnen Bürger zu opfern, sondern vielmehr ist es Bürgerpflicht, der Stadt jedwedes Opfer darzubringen. Darum bitte ich sowie Monna Mauritia, daß der Rat seinen hochherzigen Beschluß zurücknehmen möge und den Herzog gewähren lasse. Monna Mauritia wird trotz seines schändlichen Vorhabens ihre und meine Ehre zu wahren wissen!«

Nun schlug Monna Mauritia den Schleier zurück, und unwillkürlich entfuhr ein Schrei der Bewunderung allen Männerlippen. Die fürstliche Frauengestalt trug ein Haupt von gemmenhafter Regelmäßigkeit und Reinheit. Große dunkle Augen leuchteten unter schwarzblauem Haar, das, zu schwerem Knoten gewunden, im Nacken lag.

Atemlos saßen die Männer. Keiner hatte je zuvor Monna Mauritias Antlitz erblickt, denn sie ging nie unverschleiert aus, um keinerlei Keckheit

ausgesetzt zu sein. Auch jetzt, da sie so viele Augen auf sich ruhen sah, wollte sie errötend den Schleier wieder über das Gesicht ziehen, doch jetzt senkten alle Männer tief die Stirnen, als schämte sich jeder in die Seele des Herzogs hinein, der solch edler Frau Schmach antun wollte.

Der greise Gelehrte aber führte sein Weib dem Bürgermeister zu: »Messer Lambertini, hiermit übergebe ich Euch meine edle Gemahlin, Monna Mauritia. Sie gehöre der Stadt und« — hier kämpfte er sichtlich heftig mit sich selbst — »dem Herzog!«

Messer Lambertini ergriff bewegt die Hände des hochherzigen Paares: »Niemals kann die Stadt ihre Schuld an Euch abtragen, Messer Quarneri, und an Euch, Monna Mauritia! Ich lasse die edle Frau wieder in den Schutz des Klosters zurückgeleiten, soweit eben von Schutz heute die Rede sein kann. Was morgen sein wird, weiß niemand. Wir wollen nicht aufhören, auf ihn zu bauen, der mächtiger ist als Fürsten und Sieger, und in dessen Macht es steht, ungeheuren Frevel zu verhüten.«

Sehr ergriffen umarmte der Gelehrte abschiednehmend sein Weib. »Lebe wohl, Mauritia, was auch geschehen möge, mein Geist wird bei dir sein, und immerfort wirst du meine Tochter bleiben!«

Mauritia küßte dem Gatten die Hand und bot ihm die Stirn zum Kuß. »Sei unbesorgt, mein Gatte, nie werde ich deiner und der hohen Welt, die du mir erschlossen hast, unwürdig sein. Der Frevler mag kommen, an meiner Leiche soll er erkennen, daß Mauritia Quarneri ihre Ehre höher schätzte als dies flüchtige Leben.«

Also sprechend zog sie einen kleinen Dolch aus ihrem Busen, und nun glich sie in ihrer schwarzen Gewandung, mit dem weißen, tiefernsten Antlitz und dem funkelnden Dolch, Melpomenen, der tragischen Muse.

Ein gebrochener Mann, wankte der Gelehrte in sein stilles und öd gewordenes Tuskulum zurück.

Am nächsten Tage glich die Stadt einer großen Trauerhalle. Alle Fenster waren geschlossen und verhängt; von ihren Brüstungen hingen schwarze Fahnen und Wimpel. In den Straßen aber drängte sich eine dichte Menge, in dumpfem, zornigem Schweigen, dem man anmerkte, daß es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um schreckensvolle Tat hervorzurufen. Alle waren in fiebrischer Spannung. Jeder wußte, daß etwas geschehen werde, aber keiner hätte sagen können, was es war oder sein würde. Im Kloster zu San Costanza aber verschloß die Äbtissin eigenhändig hinter Monna Mauritia die schwere Tür ihrer eignen Zelle und sprach zu den sie umringenden frommen Schwestern: »Diese Tür werde ich, wenn es not tut, mit meinem Leben verteidigen. Erst wenn ich tot auf dieser Schwelle liege, mag der Herzog die Hand zum Frevlerwerk erheben.«

Nachdem die mutige Frau also gesprochen hatte, schlug sie dreimal das Kreuz über die Tür und begab sich dann mit den Schwestern in die Eingangshalle des Klosters, um dem Herzog und seinem Gefolge den Eintritt zu wehren ...

Im Rat der Stadt war zuerst die Meinung laut geworden, daß man die Straßen räumen, Kirchen und Haustore verschließen solle, damit der Herzog kein lebendes Antlitz zu Gesicht bekäme, doch Messer Lambertini hatte dem Vorschlag widersprochen: »Wir würden dem Frevel des Herzogs nur Vorschub leisten, wenn wir aller Augen vor ihm verschließen würden. Nein, angesichts des ganzen Volkes soll er erweisen, ob er den Mut zu seiner schmachvollen Tat findet! Schon mancher schwarze Plan, der in Nacht und Einsamkeit ausgesonnen worden, zerstob, sobald die Blicke der Menschen auf ihm ruhten und das Tageslicht ihn beschien. Ich schlage also vor, daß man das Volk in den Gassen belasse und daß wir selbst den Herzog in würdevoller Haltung am Tore erwarten. Dort will ich versuchen, ihn mit eindringlicher Rede von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen.«

Also geschah es. Als die drei Salven ertönten, stand der Rat von Torreviglia in schwarzer Tracht, mit umflorten Ehrenketten hinter den Torflügeln, die sich knarrend auftaten und sich schnell hinter dem Herzog und seinem Nachschub schlossen.

Kerzengerade saß der Herzog auf seinem schwarzen Streitroß. Er trug ein graues Wams, dem man Blut und Schlachten ansah, darüber einen braunen Lederkoller und auf dem Haupt den schützenden Eisenhelm. Seine Nase war übermächtig lang, sprang seltsam verwegen gleich von der Stirn weg in die Welt hinein. Sein Bart war schon grauflockig, seine Haut dem Lederkoller nicht unähnlich. Das Lid des linken Auges hing, zum Andenken an einen Säbelhieb, schwer herab, dafür sprühte das rechte zweifach Feuer und Glut. Die Hand, die den Zügel hielt, war schon ein wenig gichtisch verzogen, die andre ruhte auf dem Knauf des Schwertes.

Da er all das schwarze Gepränge und die umflorten Ehrenketten des Rats erblickte, sprach er spöttisch: »Ist bei euch heute Karfreitag?«

Ernsthaft erwiderte Messer Lambertini: »Euer Hoheit sagt es! Dies ist der Karfreitag der Stadt Torreviglia, denn ihre Ehre ist ans Kreuz genagelt vom Herzog von Faenza!«

In schöner Rede wollte Messer Lambertini, wie er vorhergesagt, dem Herzog sein schändliches Ansinnen nochmals vor Augen führen, doch dieser hob abwehrend die Hand: »Danke! Bin sehr eilig. Gebt Raum, damit ihr nicht überritten oder überfahren werdet!«

Jetzt erst wurden sie gewahr, daß hinter dem Herzog zwar kein Gefolge gekommen war, wohl aber ein Lastwagen, auf dem allerlei seltsam und gruselig anzusehendes Gerät aufgepackt war: Eisenhaken, dicke Seile, hölzerne Pfosten und Balken,

Bündel von Stroh und Werg. Handfeste Knechte führten die Gäule oder saßen mit Äxten bewaffnet auf dem Wagen.

Durch die Menge, die sich zum Stadttor gedrängt hatte, lief ein Murren. »Wollen sie einen Galgen aufrichten?« — »Es sieht aus, als wollten sie die Stadt in Brand stecken!«

Das Murren schwoll an, aber den Herzog kümmerte es nicht. Er trug unter dem Wams ein geweihtes Maschenhemd ... Vom Pferd herab rief er dem Rat spöttisch zu: »Sagt an, wo ist euer schönstes Weib?« Und als sie stumm blieben, sprach er leichthin: »Ich weiß sie wohl zu finden. Glaubt ihr wirklich, daß ich aufs Geratewohl gekommen sei, ohne den Weg zu kennen und ihr Versteck?!«

Sprach's und schlug geradeswegs die Straße nach San Costanza ein. Murrend und drohend folgte seinem Roß die Menge.

Als er der Äbtissin und der frommen Nonnen ansichtig wurde, nahm er, wie grüßend, einen Augenblick den Helm vom Haupte, drückte ihn aber gleich wieder fest in die Stirn. Stieg vom Gaul und schickte sich an, die Stufen, die zum Eingang führten, emporzusteigen.

Als wäre er der Böse gewesen, hielt ihm die Äbtissin das Kreuz, das ihr am Gürtel hing, entgegen. »Haltet ein! Keines Mannes Fuß überschreitet diese Schwelle!«

Der Herzog entgegnete: »Ehrwürdige Frau, es kommt darauf an, wer dieser Mann ist! Spart Euch und mir unnütze Worte und Mühe und liefert mir unverzüglich die Schlüssel aus!«

Wie von Stein stand die Äbtissin: »Keines Mannes Fuß überschreitet diese Schwelle!«

Der Herzog ließ sich auf keine weiteren Erörterungen ein. Wandte den Kopf nach den mit Äxten bewehrten Knechten: »Schafft Raum!«

Hurtig kletterten sie vom Wagen, teilten sonder Roheit, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, als wären es Meereswogen, die sich um die Äbtissin scharenden Nonnen auseinander, daß eine breite Gasse freilag. Festen Schrittes ging der Herzog durch das Portal. Auf der Schwelle wandte er sich um, rief den Knechten zu: »Zwei von euch bleiben hier und tragen Sorge, daß wir ungestört bleiben! Ihr andern folgt mir!«

Während die Äbtissin verzweifelt rang, um zu der Zelle zu gelangen, in der Mauritia ihres Schicksals harrte, hörte man die Tritte der Männer in den weiten Gängen widerhallen. Dann — schrecklich! — vernahm man Axtschläge und das Krachen splitternden Holzes — — und dann — —

Ja, dann hatte sich der Herzog wirklich das schönste Weib geholt, splitternackend, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Denn dies Weib war weder Emilia Ferrari noch Bianca Lambertini, noch Mauritia Quarneri, sondern — die Venus von Faenza.

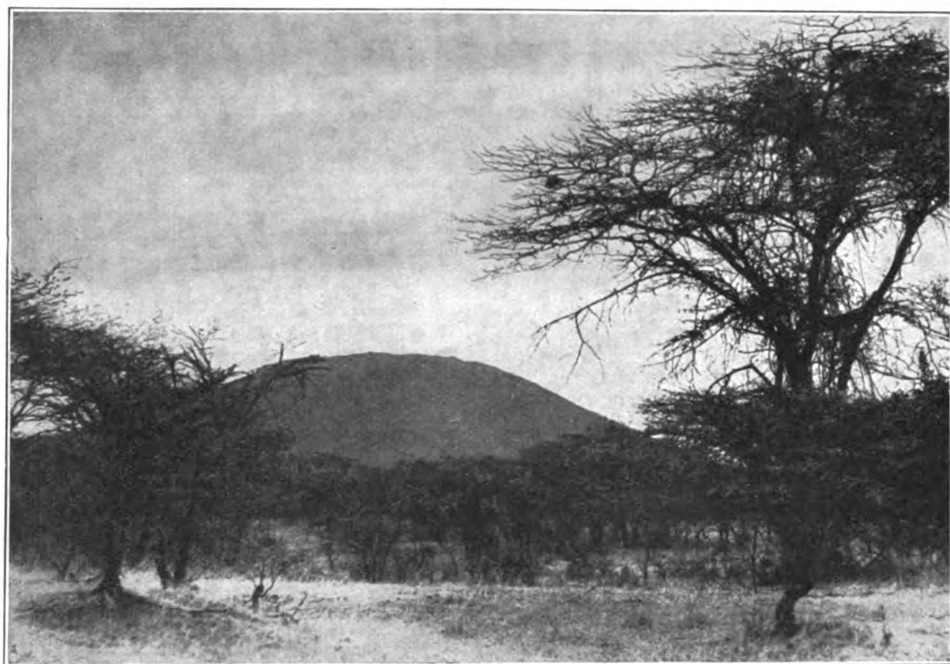
Am nächsten Tage begannen die Verhandlungen. Ehe sie anhuben, sagte der Herzog spöttisch zu den Herren des Rats: »Der Witz von Torreviglia ist schnell erschöpft gewesen. Mir scheint, er ist mit meinen Kartuschen weggekehrt worden, oder die Ochsen haben ihn gefressen, die euer Kommandant mir einmal so freundlich zutreiben ließ. Mein Scherz hat weiter gereicht und euch sicherlich manch schlaflose Nacht gekostet, was übrigens nur recht und billig ist. Denn es geht nicht an, zuerst Rebellion und nachher auch noch Witze zu machen ... Und nun laßt uns von ernsten Dingen reden!«

Es ging nun am Verhandlungstisch her, wie es an allen Verhandlungstischen herzugehen pflegt: es wurde gefordert, verneint, mit Abbruch der Verhandlung gedroht, ein Kompromiß gesucht, abermals gefordert, gejammert, von jeder Partei die eigne Nachgiebigkeit gerühmt, bald eine gelassene, bald eine entrüstete Miene aufgesetzt, aber schließlich kam man doch zur Verständigung, allerdings nicht ohne daß jede Partei behauptet hätte, die Leidtragende zu sein. In Wahrheit kam die Stadt ziemlich glimpflich davon. Allerdings erblaßten die Herren vom Rat, als der Herzog die Ziffer der Kontribution nannte, aber sie durften von ihr den Wert der Antikensammlung abziehen, die bis auf das letzte Stück in den Besitz des Herzogs überging. Dieser Verlust kränkte sie nicht allzu schwer, ja, sie waren eigentlich froh, auf diese Art den Herzog zum Freund zu bekommen, der ihnen gnädig seinen Schutz gegen alle Feinde versprach, die etwa kriegerisch gegen Torreviglia ziehen würden. Die Loggia mußte dann freilich leer bleiben, konnte nicht mehr der Florentinerin gleichen, aber was lag am Ende daran! Einer und der andre vom Rat, der Schiffe nach der Levante schickte, wandelte sie im stillen schon zu einem trefflichen Warenspeicher um.

Dieses Los ist ihr denn auch zuteil geworden, und zwar so gründlich, daß heute, da Torreviglia ein ganz bescheidenes Industriestädtchen geworden, nur noch ein verrotteter Unterbau von ihr vorhanden ist.

Die Antikensammlung ging nach dem Tode des Herzogs durch allerlei edle und unedle Hände, bis endlich ihre Kostbarkeiten in den Museen europäischer Weltstädte landeten, deren hoher Besitz sie noch heute sind. In der alten Stadtchronik Torreviglias aber melden etliche vergilbte Blätter die so schlimm angehende und so gut endende Geschichte der zweiten Belagerung von Torreviglia.



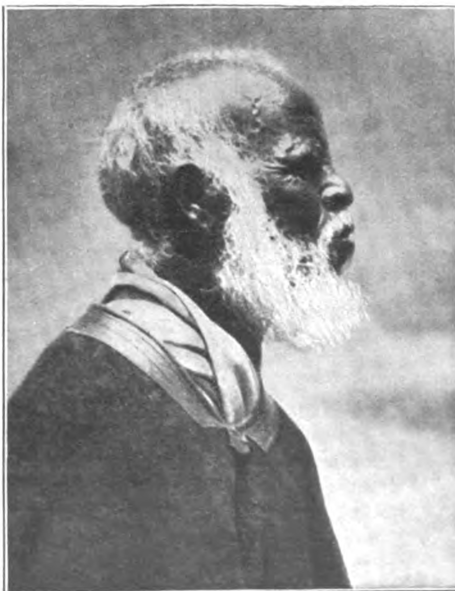


Der Succuala, der heilige Berg und Wallfahrtsort des christlichen abessinischen Volkes

Eine abessinische Tierfangreise für den Berliner Zoologischen Garten

Von Dr. Lutz Heck, Direktorialassistent

Als nach Einführung der Rentenmark die arge Notlage des Berliner Zoologischen Gartens sich gebessert hatte und wieder an friedensmäßige wissenschaftliche Arbeit gedacht werden konnte, wurde der Plan gefaßt, zur Beschaffung von afrikanischen Tieren, und zwar besonders von großen Pavianen oder Hundsaffen, eine eigne Fangreise nach Abessinien auszurüsten. Anfang Januar 1925 fuhren wir mit dem französischen Chinadampfer »Angkor« von Marseille ab. Wir waren fünf Europäer: außer mir selbst der Löwenwärter Petrus Olesen, der nach dem Kriege in den Jahren 1922 und 1923 schon eine Expedition zum Fangen von Großtieren nach Abessinien gemacht hatte, und, an uns angeschlossen, zwei Herren der Kulturfilm-Abteilung der »Ufa«, Herr Ernst Garden und der in Liberia erprobte Operateur Paul Liebrenz, die unsre Fangweisen und die dabei erbeuteten Tiere im Film festhalten wollten. Als Kenner des Landes wurde Professor Oskar Neumann, der schon vor fünfundzwanzig Jahren Abessinien bereiste, vom Zoologischen Garten dazu eingeladen. Nach Durchfahren des Suezkanals und des Roten Meeres landeten wir zehn Tage später in Djibouti, der Hafenstadt des französischen Somalilandes, berühmt und berüchtigt durch die Hitze, die nachts 22°, tagsüber etwa 25—48° C betrug und uns wintergewohnten Norddeutschen anfangs recht beschwerlich war.



Alter Abessinier, Dorfvorsteher und Schutzherr einer kleinen christlichen Kapelle

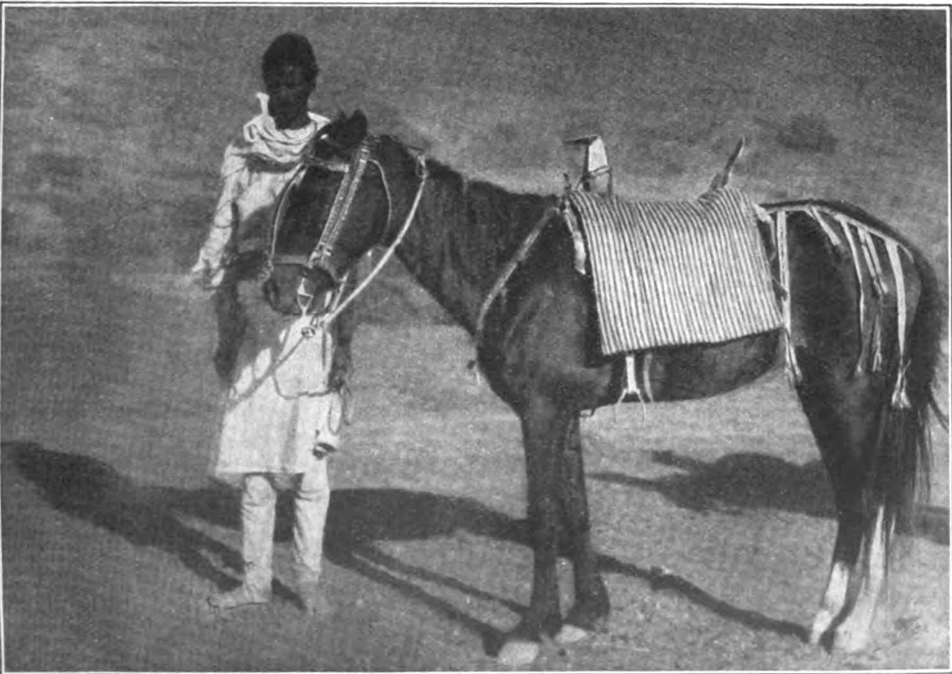
Wie geht nun solche »Tierfangreise« vor sich?

Bevor überhaupt Tiere gefangen und gesammelt

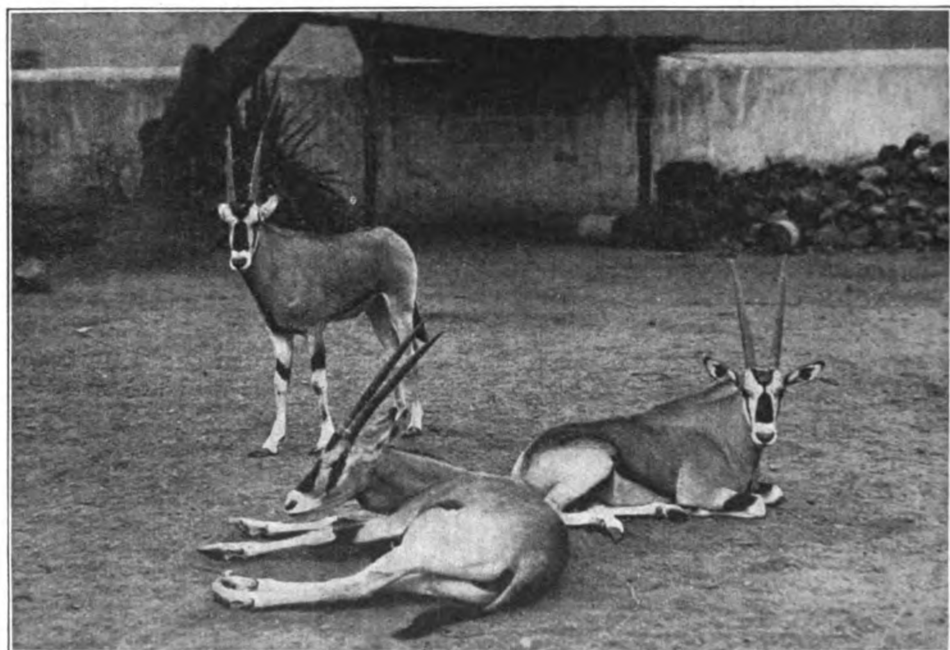


Ein Zeltlager der Tierfangexpedition in der Steppe am Assjabasee

werden können, muß aufs beste für gute Unterbringungsmöglichkeit, für Futter, Pflege usw. in vorausschauender Weise gesorgt sein. Wir fanden gut vorbereitete Aufnahme und stete Hilfe bei dem in Abessinien ansässigen Griechen Christos Kissonerghis. Auf einem ihm gehörigen Grundstück



Galla mit einem der kleinen zähen abessinisch aufgesattelten Reitpferde



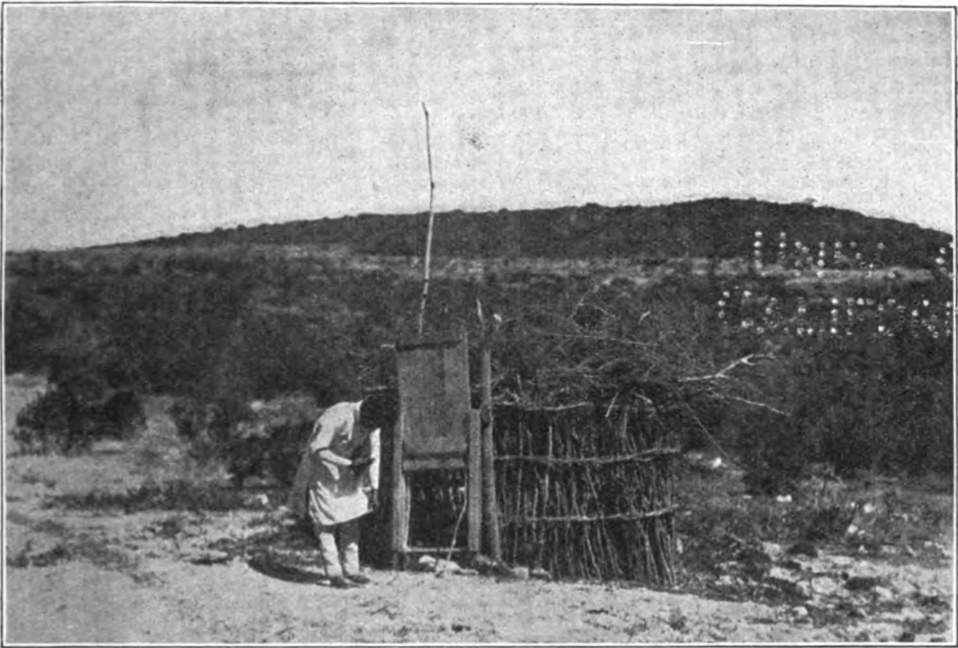
Oryx-Antilopen im Sammellager zu Diré Daua

richteten wir in der Stadt Diré Daua, einer Hauptstation der französisch-abessinischen Eisenbahn auf der Strecke Djibouti—Addis Abeba, einen Tierkamp ein. Dieser entwickelte sich allmählich zu einem kleinen zoologischen Garten. Wir bauten kleine Boxen und größere Gehege für Antilopen, schwere Käfige, mit Eisen beschlagen und mit Bandeisen gesichert, für Raubtiere, größere Flugkäfige für Vögel verschiedenster Art und verschiedenster Lebensweise. Besondere Mühe machte uns ein ganz großer Affenkäfig. Aber jeder einzelne Bau war schwierig in einem Lande, wo gutes Holz weit und breit, da nur trockene Steppe mit Schirmakazien oder wasserlose Berge die Umgebung der Stadt bilden, nicht zu erhalten ist; Bretter und Bauholz müssen vielmehr aus Europa eingeführt werden. Teilweise benutzten wir in unsrer Not zum Bau der vielen Tierkisten auseinandergenommene Zementfässer. So hatten wir viel Sorge und Arbeit, bis die 120 Kisten fertig und die Voraussetzungen für den Abtransport der Tiere gesichert waren. Die ganz großen Kästen für Strauße wurden im Hafen von Djibouti hergestellt, um diese Riesenvögel dort nach Ankunft »lose im Eisenbahnwaggon« einzeln zur Seereise in mit Sackleinen bespannten Kisten zu verpacken.



Kleine Kudu-Antilope im Akaziendornbusch

Nachdem im Hauptstandplatz Diré Daua für die Unterbringung der lebenden Beute vorgesorgt war, konnte mit dem eigentlichen Fang begonnen werden. Inzwischen hatten schon viele der umwohnenden Somali — oft ganz wilde, fast nackte Kerle mit Lendenschurz und Wurfspieß — aus weiter Ferne alle möglichen Tiere zum Verkauf an uns heran-



Aus Knüppeln und Zweigen geflochtene Affenfanghütte mit Falltür
Ein Galla streut Futter zum Anlocken der Pavianhorde

gebracht. Meist waren es die dort häufigen kleineren Raubtiere: Ichneumons verschiedener Arten, Ginsterkatzen, Honigdachse und Schakale. Auch ein Karakal, ein junger Leopard, der im Lager vollständig zahm wurde und heute im Berliner Zoologischen Garten an der Kette frei umherlaufen kann, befand sich darunter. Ferner Vögel: Hornraben, kleine Falken, kleine rot- und gelbschnäbelige Nashornvögel, Tokos, Glanzstare, Mausvögel, Webervögel, kleine Wildenten usw. Manche von diesen Arten waren schon im Berliner Zoologischen Garten vertreten und wurden deswegen zur schmerzlichen Enttäuschung ihrer Fänger der Freiheit zurückgegeben. Durch diese eingeborenen Fänger bekommt man eben meist nur leicht erreichbare Tiere und nur ganz ausnahmsweise eine Seltenheit. Diese schwer zu findenden oder zu fangenden Wertstücke, auf die es uns aber gerade ankam, mußten wir selbst oder durch eigne dafür angeworbene Leute einzubringen suchen.

Hauptsächlich war es uns um den Fang von großen Affen zu tun. Zuerst machten wir uns an den Fang der großen Mantelpaviane oder Hamadryas. Schon ganz in der Nähe der Stadt Diredaua leben diese Erdaffen in beträchtlichen Horden. Jeden Abend ziehen diese Tiere an dieselbe Stelle, an eine steile Felswand, am Ufer eines ausgetrockneten Flusses, in deren Felshöhlen sie während des Schlafes in der Nacht Schutz finden. Der größte Feind dieser Affen ist der Leopard, dem aber hauptsächlich nur Weibchen oder Junge zum Opfer fallen, da die



Zahmer Hamadryas auf Deck des Schiffes bei der Rückreise
mit seinem Somali-Pfleger

Männchen sich durch die großen Eckzähne, die in der Länge denen der Leoparden kaum nachgeben, wirksam verteidigen können und die sich außerdem in ihrem großen, den ganzen Oberkörper bedeckenden Haarmantel eines vortrefflichen natürlichen Panzers erfreuen. Vor Menschen, besonders den Eingeborenen, zeigen die Affenhorden keine Angst. An den Wasserstellen kommen sie sogar auf wenige Meter an die schöpfenden Somalifrauen heran. Dabei zeigen die ritsigen Männchen angriffslustig die starken Eckzähne und machen oft einen höchst beängstigenden Eindruck. Oftmals auf unsern späteren Karawanenreisen überquerten mächtige Affentrupps von 50 bis 100 Stück unsern Saumpfad und ließen uns auf unsern Maultieren bis auf 20—30 Meter heranreiten. Einmal sah ich eine Horde von 30 Stück durch eine Kleintierherde der Somali ziehen; die Ziegen und Schwarzkopfschafe flüchteten, als sei ein Donnerwetter in sie gefahren, nach zwei Seiten auseinander. Auch das hütende Mädchen zog es vor, den großen Affen aus dem Wege zu gehen, und sprang angstvoll zur Seite.

Um die Affen, die durch Plündern der Kornfelder stellenweise zur unerträglichen Landplage geworden sind, fangen zu können, bauten wir aus Knüppeln und Zweigen, die fest miteinander verflochten wurden, kleine 1½ bis 2 Meter hohe runde Hütten von 3 Meter Durchmesser. Am Eingang dieser Hütten wurde aus Brettern eine einfache Falltür angebracht und durch einen daruntergeschobenen Knüppel aufgestellt. An den Stellstock der Falle banden wir ein ungefähr 20—30 Meter langes Seil und legten uns hinter einem Busch auf die Lauer, um den Knüppel wegzureißen und damit die Tür zufallen zu lassen, sobald einige Affen sich in das Häuschen gewagt hatten. Zum Anlocken der Tiere wurde es mit ihrem Lieblingsfutter, Weizen und Mais, reichlich beködert, und außerdem wurde die Umgegend der Hütte und lange Zugangswege zum Herbeiführen der Affen mit demselben Getreide bestreut. Besonders die Morgen- und Abendstunden waren gut zum Fang geeignet, weil die Hütte in der Nähe der Zugangswechsel zur gewohnten Schlafstelle ihren Platz gefunden hatte. Während der Mittagszeit des Tages durchziehen die Affenherden, nach Baumknospen, Getreide, Samen, kleinen Tieren und andrer Nahrung suchend, die weite Steppe oder die anstoßenden Berge. Sie haben keinen bevorzugten Aufenthalt, sondern sind überall unerwartet zu treffen, manchmal aber auch nirgends zu finden, wenn man sie sucht.



Frischgefangene Streifenhyäne nach dem Loslösen aus dem Tellereisen an zwei Ketten (zwischen dem Löwenwärter Olesen und dem Verfasser)

Nicht jeder Fangversuch endet glücklich. Manchen Morgen saßen wir schon im Dunkeln bei der Fanghütte gut versteckt und lauerten, erst fröstelnd in der kühlen Nacht, dann von der Tropensonne unbarmherzig beschienen, bis gegen Mittag in Gluthitze vergeblich bis zur Verzweiflung. Geplagt



Aus seinem Bau bei einem Termitenhügel ausgegrabenes Erdferkel wird in die Transportkiste geschoben

wurden wir dabei von unzähligen Fliegen, die uns in ekelhafter Zudringlichkeit in den Mund und in die Nasenlöcher krochen.

Aber unsre Fangreise hatte im allgemeinen sehr guten Erfolg. Wir selbst und die damit beauftragten Fänger hatten bald 75 große Mantelpaviane, Männchen, Weibchen und Junge, zusammen. Zu je dreien wurden sie in große Kisten verpackt, fertig zum Abtransport nach Europa. Jüngere Tiere wurden bald nach dem Fang so zahm, daß man sie an einer Kette zum Zeitvertreib am Zelt umherlaufen lassen konnte, wo sie bald allerlei Unheil anrichteten, aber doch aller Karawanenleute Zeitvertreib und Liebhaberei wurden. Ein Galla z. B. ließ es sich nicht nehmen, einen ganz jungen Affen während der langen Märsche auf dem Kopfe mitzutragen, wo sich das Äffchen an den Haaren festhielt und vielleicht auch allerlei zu fressen, zu knacken und zu beißen fand.



Das Erdferkel, ein nächtlicher Termitenfresser

Als ganz besonderes Schaustück sollte die Expedition eine Herde der abessinischen Hochgebirgsaffen, der Nacktbrustpaviane oder Dschelada, heimbringen. Genau in Anzahl und Größe, wie ein Hordenverband dieser Affen die Steilhänge Abessiniens von 2500 bis über 3000 Meter Höhe durchstreift, wurden sie gefangen und mitgebracht. Ihr Fang gelang nur in kunstvoll ausgelegten Schlingen. Es wurden kleine, flache Gruben ausgehoben, in denen gerade ein einzelner Affe Platz finden und sich hinsetzen konnte. Um den Rand der Grube wurde, unter Erde versteckt, die Fang-

schlinge verborgen. Sobald dann ein Affe in der Grube sitzend damit beschäftigt war, das hineingestreute Futter aufzunehmen und zu fressen, wurde aus einiger Entfernung von einem hinter Büschen verborgenen Fänger die Schlinge zugezogen. Diese faßte das Opfer meist inmitten des Leibes, so daß ein Entweichen unmöglich war. Der Affe wurde dann blitzschnell herangezogen und geschickt gefesselt oder sofort in eine schon bereitstehende Kiste gesteckt. Schnell gewöhnten sich die Gefangenen an ihren Pfleger und nahmen das gereichte Futter willig an. Ohne große Verluste gelangten sie gesund nach Berlin. Sogar ein Junges wurde unterwegs geboren und wächst nun gesund und munter heran.



Somali mit einem Hornraben, den er in einer Fußschlinge fing

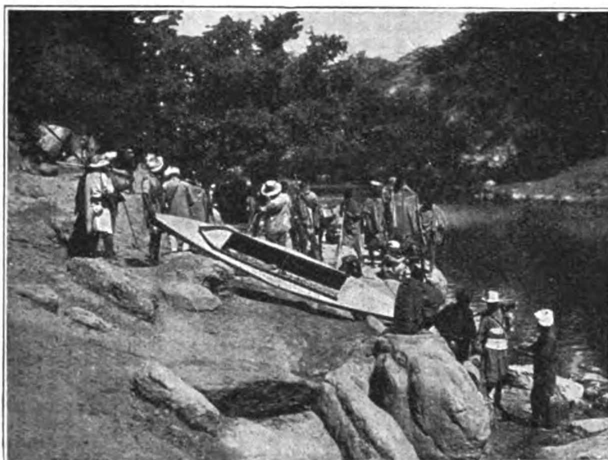
Besonders hatten wir es auf Raubtiere abgesehen. Schon in den Straßen der Stadt Diré Daua konnten wir an den ersten Abenden bei Vollmondschein gestreifte und gefleckte Hyänen, Schabrackenschakale und Grauschakale bei ihrem nächtlichen, für uns unheimlichen Treiben beobachten. Diese Aasfresser kamen durch ein sandiges ausgetrocknetes Flußtal bis in die Europäerstadt hinein und stöberten jeden Unrat, jedes gefallene Vieh, alle verwesenden Überreste von geschlachteten Haustieren als »leckeres Mahl« auf. Manchmal fällt ihnen auch ein Eingeborener zum Opfer, sei es ein Kind, ein Kranker oder ein Trunkener. Man sagte uns, daß dieser Art Unglücksfälle jährlich ein oder zwei zu verzeichnen seien. An gesunde, sich zur Wehr setzende Menschen wagen sie sich in ihrer Feigheit nicht heran.

Der Fang dieser Hyänen und Schakale ist sehr leicht. Wir stellten einfach in der Nähe eines Kadavers unsre aus Europa mitgebrachten Tellereisen auf. Diese altbekannten Fallen schnappen zu, sobald ein Tier darauftritt, und halten das dabei gefaßte Glied zwischen zwei Bügeln fest. Zum Fang umgaben wir nun ein ausgelegtes oder zufällig vorhandenes Aas mit einem Dorngehege und stellten in den einzigen Durchgang eben dieses Tritteisen. Kaum waren ein bis zwei Stunden nach Einbruch der Dämmerung vergangen, und schon hatte sich ein Tier gefangen. Feige flüchtete es dann, wenn auch böse knurrend, sobald wir herankamen. Ein Entweichen hinderte die lange Kette, an der das Eisen festgemacht war. Freilich kam dann eigentlich erst die Hauptschwierigkeit: Wie stecke ich die Hyäne, dieses böse um sich beißende Raubtier, in eine Kiste? Um das bewerkstelligen zu können, hatten wir lange Eisenketten mitgenommen. Unser tapferer Löwenwärter Olesen und ich, wir warfen jeder der Hyäne eine Kettenschlinge um den Hals. Daran hielten wir sie zwischen uns fest: sobald sie den einen angreifen wollte, zog sie der andre an der Kette zurück. Vorsichtig öffneten wir dann das Tellereisen und schleiften das Raubtier wie einen widerspenstigen Hund ins Lager. Dabei gab es auch manchmal, wie man sich denken kann, wüsten



Mit dem Faltboot zu Wasser auf Suche nach Flußpferd und Krokodil

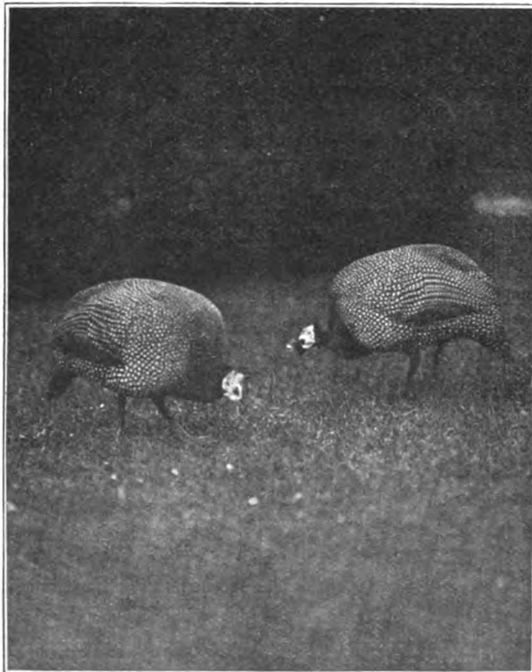
Tumult, namentlich wenn sich eine Hyäne auf den Boden warf, die Kette sich zu lösen drohte oder sich um das Tier schlang und aufwickelte. Dann kamen unsre Hände der um sich beißenden Schnauze oft in gefährliche Nähe. In einem Falle höchster Not packte Olesen die Hyäne mit seinen Eisenfäusten im Genick und hielt sie mit großer Kraft fest, bis ich die gelockerte Schlinge wieder richtig umgelegt hatte. Auf diese Art konnten wir Hyänen in jeder gewünschten Zahl fangen, doch begnügten wir uns im ganzen mit zehn Stück, da sonst nicht genügend Fleisch als Futter heranzuschaffen gewesen wäre.



Die Fangexpedition durchschreitet den Hawaschfluß

Zum Fang von Antilopen hatten wir große Netze mitgenommen. Es ist nicht schwer, an den Stellen, wo Massenansammlungen von Wild stattfinden, selbst größere Antilopen, wie Wasserböcke, Kuhantilopen, Grantgazellen, in Netze zu treiben, aber die Schwierigkeit beginnt mit dem Abtransport dieser frischgefangenen, ans Füttern nicht gewöhnten Tiere bis zur nächsten Bahnstation. Aus diesem Grunde war es uns sehr willkommen, daß durch eingeborene Somali und Galla frischgesetzte Kälber von verschiedenen größeren Antilopenarten in unsern Tierkamp gebracht wurden. Mit sorgfältiger Pflege konnten wir diese Kälbchen aufziehen, und sie entwickelten sich unter Wärter Olesens Obhut sehr gut. Wir hatten schließlich sieben Oryx-Antilopen, fünf kleine und zwei große Kudu, außerdem vier Sommering-Gazellen, einen Wasserbock, einen Buschbock und eine der so seltenen eigenartig langhalsigen Giraffengazellen. Alle diese Antilopen liefen frei miteinander bei unserm Zelt oder im Tierkamp innerhalb des Dornenverhaues oder der Umzäunung umher. Unsre Hauptfreude aber war eine Gruppe von zwölf Blauhals- oder Somalistraußen, die ebenfalls gut heranwuchsen und ohne jeden Verlust nach Berlin gelangten. Dieser Trupp junger Strauße war aus dem Ogaden 300 Kilometer weit herangetrieben worden und wuchs mit den Antilopen zusammen auf.

Zum Abtransport aller dieser und vieler andrer Tiere von Diré Daua zur Küste waren nicht weniger als fünf Eisenbahnwaggons der franko-äthiopischen Gesellschaft nötig. In der Hafenstadt Djibouti im französischen Somaliland wurden alle Kisten mühevoll in kleinen Kähnen 1500 Meter weit auf die Reede hinausgefahren und dort auf einen Europadampfer verladen, der nach achtzehntägiger Fahrt glücklich Marseille erreichte. Unterwegs im Roten Meer setzten heftige Stürme ein. In bestimmten Abständen kam eine große Welle nach der andern über Bord und durchnäßte alles, riß auch Tränkeimer, Futtersäcke und zwei frei umherlaufende riesige Leopardenschild-



Pinsel-Perlhühner, das häufigste Flugwild und die tägliche Speise der Expedition



Umladen der Affenkisten an Bord in Port Said nach heftigen Stürmen im Roten Meer

kröten über Bord. Dabei verloren wir — der schmerzlichste Verlust — außerdem einen Strauß, der durch die riesigen Wassermassen einen solch kräftigen Schlag erhalten hatte, daß er an den Folgen einging. Die meisten Affen wurden seekrank, und zwar mit genau denselben Anzeichen wie wir Menschen, erholten sich aber bei der ruhigen Witterung sofort wieder. Beim ersten Anblick des Festlandes stimmten alle ein lautes Gebrüll an, das auf das gesamte Schiffspersonal einen erschütternden Eindruck machte.

Unterwegs war viel Mühe und Arbeit! Die 120 Kisten mußten einzeln mehrmals am Tage mit Futter und vor allem in den heißen Gebieten reichlich mit Trinkwasser versehen werden. Namentlich bei hohem Seegang ist das eine außerordentlich anstrengende Arbeit. Futter war genug an Bord.

Unsre abessinische Arche Noah landete endlich in Marseille, um von dort aus die Bahn durch Frankreich zu benutzen. Den Landweg hatten wir gewählt, weil wir die lange Seefahrt um Spanien und Frankreich fürchteten, wegen des durch seine kalten Stürme verrufenen Golfs von Biskaya. Der sich dabei einstellende häufig sehr starke Temperaturwechsel ist für die meisten Tiere schädlich und fordert immer seine Opfer.

Ein Zwischenfall ereignete sich noch unerwartet nach der Ankunft daheim in Berlin. Wir hatten eben alle Affen in der neu eingerichteten Affenstation freigelassen. Beruhigt atmete ich auf: das Unternehmen war geglückt, die monatelange Verantwortung und zweifelnde Unruhe war beendet! Plötzlich rief jemand: »Die Affen kommen!« Und wirklich waren dreißig große Mantelpaviane ausgebrochen. Die neuen selbsttätigen Schnappschlösser der Türen, angeblich völlig sicher, hatten nicht funktioniert, und dadurch war das Entweichen leicht erklärlich. Der Anblick, der sich bot, war verblüffend. Auf der niedrigen Mauer des Zoologischen Gartens saßen fünf Stück riesige Männchen, die andern Männchen, Weibchen, Junge liefen gemütlich in aller Ruhe auf den Wegen der Affenstation umher, wie in Freiheit und ohne die geringste Furcht vor der Schar der menschlichen Zuschauer. Bald gelang es uns aber, alle Flüchtlinge durch angebotenes Futter wieder hereinzulocken. Sie kehrten freiwillig zu ihren im Käfig verbliebenen Kameraden zurück. Einige große Männchen verführte ich dadurch, daß ich ein zahmes Weibchen wie einen Hund an der Kette in den Käfig führte — sie folgten alle! Nur ein einzelnes Paar saß zuletzt noch außen, hoch oben auf dem Gitter. Bis sich zwei unsrer draufgängerischsten Tierwärter ermannten und es mit Gewalt hereinjagten. Inzwischen haben sich die Horden von Bahntransport und Seereise erholt und gut eingewöhnt. Die Jungen wachsen sichtlich heran, und wenn nicht noch eine der gefürchteten europäischen Seuchen über die Tiere kommt, dürfen wir mit den Ergebnissen unsrer abessinischen Tierfangreise wohl zufrieden sein.



Drei goldene Damenringe

Von neuem Schmuck und kostbarem Ziergerät

Von Georg Schmitz

Mit zwölf Abbildungen nach Arbeiten des Goldschmiedes Karl Berthold

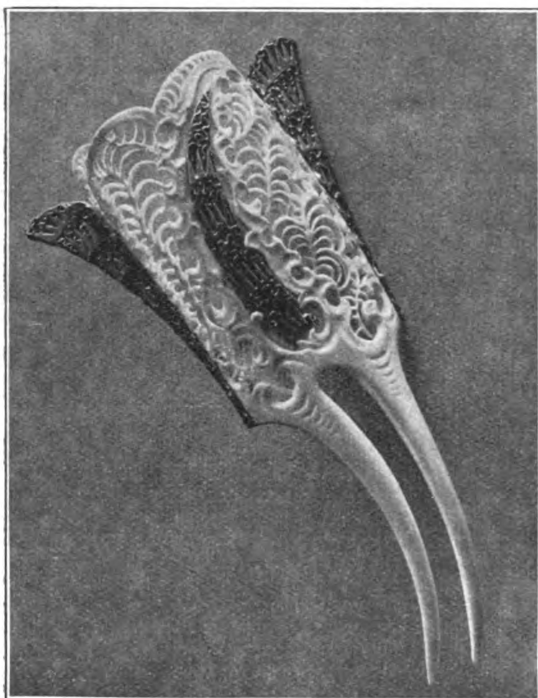
Reichtum der Phantasie und Freude am Werkstoff sind die Eigenschaften, die dem Kunsthandwerker erst die Weihe der Meisterschaft geben. In dem Werkstoff, der für die Maschine und die, die ihr dienen, nichts als ein Ding ohne Leben ist, sieht der wahre Kunsthandwerker ein Wesen voller Seele, das unter dem Spiel der Phantasie in seinen geschickten Händen zu immer neuen Gestalten sich formt. Meister dieser Art sind auch bei uns trotz allem Fortschritt des Kunstgewerbes selten. Es fehlt die Stetigkeit der Entwicklung, die Vererbung der schöpferischen Andacht und der technischen Geschicklichkeit vom Vater auf den Sohn, vom Meister auf den Lehrling, und am Anfang steht nicht der noch mit dem Spieltrieb gepaarte Umgang mit Werkzeug und Material, sondern zumeist die graue Theorie und der von keinem technischen Zwang gehemmte Zeichenstift.

Muß da die Vorsehung einen Kunsthandwerker, dem das Glück beschieden war, in der Werkstatt des Vaters aufzuwachsen und unter seiner Leitung die gründlichste Ausbildung zu erhalten, nicht zu etwas Besonderem bestimmt haben? Das scheint mir bei dem jetzt in Frankfurt a. M. lebenden Goldschmied Karl Berthold der Fall zu sein, von dessen Schaffen die Abbildungen dieser Seiten die mannigfachsten Proben zeigen.

In der Werkstatt des Vaters, die mit ihren geheimnisvollen Kostbarkeiten und ihrem vielerlei seltsamen Arbeitsgerät schon dem Knaben der liebste Aufenthalt war, machte Berthold eine regelrechte gründliche Goldschmiedelehre durch. Hier legte er den Grund zu jener technischen Meisterschaft, die alle seine Arbeiten auszeichnet. Treibarbeit und Ziselierung, Steinfassung und Filigran, Emaillierung und Tauschierung von Edelmetallen, Kameenschnitt und Elfenbeinschnitzerei lernte er in gleichem Maße beherrschen. Schwierigkeiten der Erlernung dieser oder jener Technik gab es bei ihm nicht. Mit dem ihm eingeborenen Geschick packte er das Neue an, und wenn er es nach kurzer Zeit beherrschte, fühlte er sich von einem frohen Gefühl innerlich beglückt. Nach Abschluß der Lehre arbeitete der junge Goldschmied bei einem Dresdner Graveur und besuchte dann, mit allem technischen Rüstzeug seines Berufes ausgestattet, die Zeichenakademie in Hanau, um sich auch für den Entwurf die nötigen theoretischen und praktischen



Anhänger mit Brillanten in Golddurchbruch und Ziselierung



Elfenbeinerner Haarkamm mit Goldverzierung auf schwarzer Emaille

Kenntnisse zu erwerben. Er hatte das Glück, hier einem sehr tüchtigen Lehrer in die Hände zu kommen, und bald wagte er sich an die Ausführung eigner Ideen und Entwürfe, wobei ihm seine gründliche praktische Ausbildung sehr zustatten kam. Wie hoch man sein handwerkliches Können und Wissen an der Hanauer Akademie schätzte, geht daraus hervor, daß man den Neunzehnjährigen für fähig hielt, seinen Lehrer in der Goldschmiedeklasse, als dieser einen Erholungsurlaub nehmen mußte, dreiviertel Jahr lang zu vertreten.

Mit 23 Jahren machte Berthold sich in Darmstadt selbständig. Aber nur kurze Zeit dauerte die mit so viel frohen Hoffnungen und so stolzen Plänen begonnene Tätigkeit, dann wurde sie durch den Krieg jäh unterbrochen, der den Künstler für vier Jahre in seinen Bann schlug. Nach Kriegsende richtete er sich eine neue Werkstätte für Goldschmiedekunst in Hanau ein, von wo er dann vor einiger Zeit nach Frankfurt a. M. übergesiedelt ist. So liegt eigentlich erst eine selbständige Arbeitszeit von sieben Jahren hinter dem jungen Meister. Aber in dieser Zeit ist eine reiche Fülle von Arbeiten aus seiner Werkstätte hervorgegangen, die alle von unerschöpflicher Erfindungsfreude, eigenartiger Gestaltungsgabe und echt handwerklicher Gesinnung Zeugnis ablegen. Nur weil er künstlerische Werte schafft, die über den Tag hinaus Geltung haben und mehr sind als Schmuck und Zierat im herkömmlichen Sinne, ist es ihm gelungen, sich durchzusetzen. Denn der Zeitgeschmack ist der Arbeit des Goldschmiedes im allgemeinen wenig hold. Schmuck erfreut sich heute auch bei der Dame weit gegeringerer Schätzung als noch vor einem Dutzend Jahren, und wo sie ihn, wie bei festlichen Gelegenheiten, nicht entbehren mag, entscheidet in der Regel nicht mehr wie früher die Echtheit und der materielle Wert, sondern nur noch die Wirkung. Die Imitation beherrscht das Feld. Reichtum läßt sich jetzt ja weit besser durch ein prächtiges Auto zur Schau tragen als durch schimmernde Perlen und blitzende Brillanten, deren Echtheit von bösen Zungen zudem angezweifelt werden könnte.

Karl Bertholds Schaffen umfaßt alle Bezirke der Goldschmiedekunst: kirchliche und private Arbeiten, Schmuckstück und Ziergerät. Die für kirchliche Zwecke von ihm gestalteten Stücke sind trotz des Festhaltens an der durch Tradition und Zweckbestimmung gebotenen Gesamtform von reicher persönlicher Erfindung, vor allem im Ornament, das den repräsentativen Auf-



Goldener Anhänger mit Brillanten



Farbige Muschel mit Krone

und Spangen, Kämme und Dosen, Becher und Kannen und jenes wunderbare Ziergerät, das keinen andern Zweck hat als den, schön zu sein und mit seinem Märchenglanz das Auge zu erfreuen.

Obwohl Berthold seiner künstlerischen Gesinnung nach auf dem Boden der guten handwerklichen Überlieferung steht, hält er sich in der Form und im Ornament doch völlig frei von der Nachahmung überkommener Motive. Alle Formen quellen bei ihm aus dem Inneren. Darum wirken seine Arbeiten auch so natürlich, wie Blumen, die nach den Gesetzen ihres Seins emporsprießen und sich entfalten. Das Schielen nach dem, was gerade modern ist, kennt Berthold nicht, weil er sich reich genug fühlt, seiner Zeit aus eignem zu geben, was ihr gemäß ist.

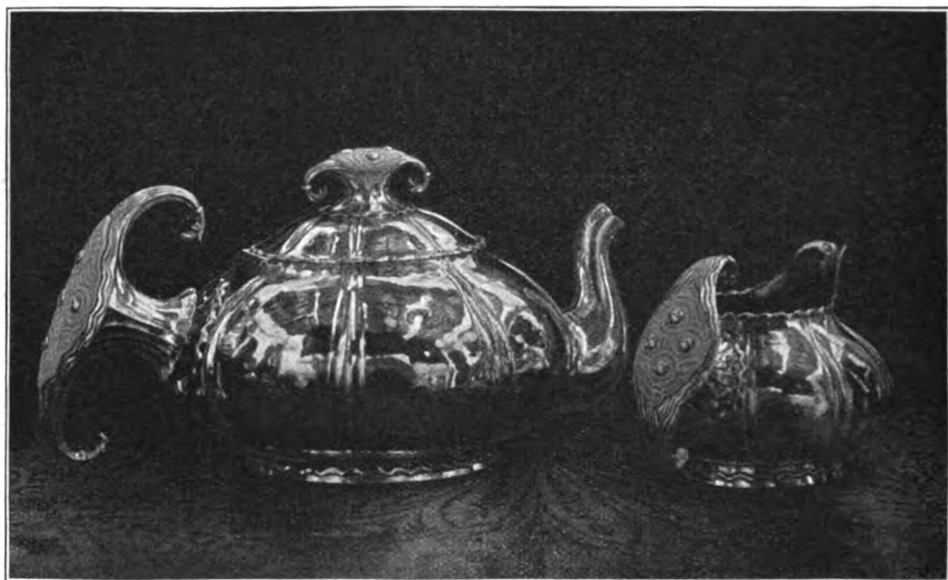
Bei aller Freude am Glanz und an der Farbenpracht der edlen Steine bleibt Karl Berthold doch immer Goldschmied, wird niemals zum »Juwelier«, dem der Stein alles und die Fassung nur ein notwendiges Übel ist. Fassung und Stein ergänzen sich bei ihm immer

gaben entsprechend von gedrängtem Reichtum ist. Erwähnung verdienen hier vor allem der Krummstab des Klosters Schweikelberg, eine Reihe von Missale-Einbänden, von denen sich einer im Besitz des Papstes befindet, und das Bischofskreuz des Kardinals Faulhaber.

Sein Bestes freilich offenbart Berthold da, wo er sich völlig frei der Freude am Material überlassen und seiner Phantasie die Zügel schießen lassen kann, um aus toten, wenn auch edelsten Stoffen künstlerisch beseelte Gebilde zu schaffen: Ringe und Anhänger, Ohrgehänge



Silberne Schmuckdose, mit Türkisen besetzt

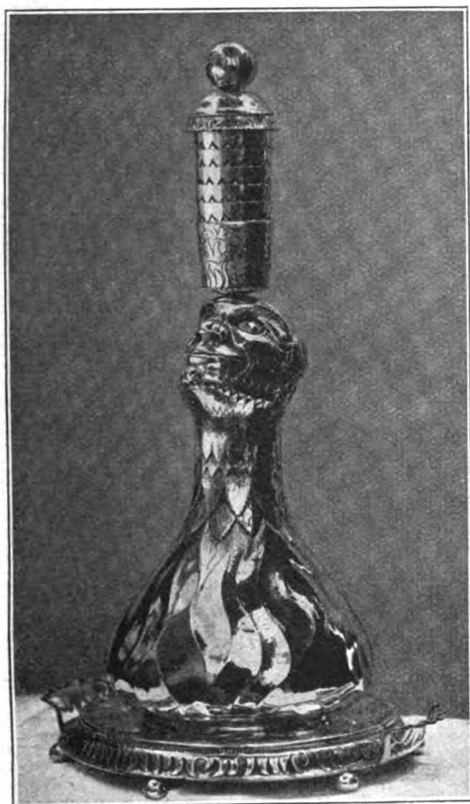


Silbernes Teegeschirr

zu einer sinnvollen Einheit. Wie der Kelch die Blüte umfaßt, so schlingt sich bei ihm die Fassung um den Stein, gibt ihm den Rahmen, in dem er erst zu seiner schönsten Wirkung gelangt. Man merkt es den Schmuckstücken dieses Künstlers an, daß er von Form und Farbe der Steine ausgeht, immer die Frage im spürenden Herzen: Wie erwecke ich euch, die ihr von Natur totes Gestein seid, zum vollen Leben? Wie erlöse ich euch zur letzten Herrlichkeit? So werden, wie bei den beiden hier wiedergegebenen reichen Anhängern, Brillanten auf durchbrochenes Rankenwerk aus Gold und Platin gesetzt, das sich, lebhaft gezackt oder eng verschlungen, eindrucksvoll vom mattschwarzen Emaillegrund abhebt; zierliche Korallenstäbchen thronen auf schlanken Zylindern aus Gold und sind zu schmalen Ringen gebündelt, wobei das zarte Rosa der Korallen mit dem Gelbgrün des Goldes sich zu einem Farbenklang von seltsamem Reiz vereinigt; Perlen schlummern auf kleinen Hügeln aus Platin, die aus einem weißen Emaillegrund aufsteigen — ein Dreiklang in Weiß von erlesener Art. Und wenn Berthold nur einen Haarkamm zu bilden hat, so entsteht ein Kleinod aus geschnitztem Elfenbein mit Goldverzierung auf schwarzem Emaillegrund, köstlich genug, den Kopf einer Märchenprinzessin zu schmücken. Es gibt gewiß Künstler, die »eleganteren« Schmuck schaffen als Berthold, keiner aber übertrifft



Goldener Becher



Silbernes Likörgeschirr

ihn wohl in der Handhaftigkeit seiner Arbeiten, im natürlichen Umgang mit Werkzeug und Material und vor allem in der herzhaften Lust am Spielen und Auswirken der Phantasie.

Das zeigt sich vor allem bei seinen Zierstücken, die, losgelöst von allem Gebrauchszweck, ihr Dasein nur für die Schönheit führen. Hier offenbart der Mensch und Künstler Berthold sein Inneres am reinsten. Hier ist er Träumer und Phantast, dem eine seltsam geformte und gefärbte Muschel zu einem Märchengebilde wird, um das sich ein Reigen von goldenen Ornamenten schlingt und das auf der sanften Wölbung seines Rückens ein Krönlein trägt, aus Goldfiligran und kostbaren Steinen wunderlich geformt. Indem der Künstler das Kleinod auf eine spiegelnde Scheibe stellt, erhöht er den romantisch-märchenhaften Eindruck noch: von unten steigt nun als Schale auf, was oben sich als Buckel wölbt. Ein andermal formt er aus einer länglichen Achatschale von zartem Schmelz ein Märchenschiff von erlesener Pracht und phantastischer Seltsamkeit. Ein Bäumchen, dessen wunderlich gezackte Krone Perlen und Edelgestein als Früchte trägt, bildet den Mast, an dem sich aus reich ornamentiertem Goldblech ein Segel wölbt. Am Bug, der mit reicher Goldverzierung weit auslädt, leuchtet und glänzt ein großer Bergkristall als Wegweiser zu abenteuerlicher Fahrt. Seltsamer und wunderlicher noch als das alles ist der Steuermann des Schiffleins, der sich am Heck hinter dem Segel, das seine gleißende Wölbung so wollüstig dem Licht entgegenstreckt, emporrichtet: eine Gestalt, völlig in Ornamente aufgelöst und gerade deshalb von eindrucksvoller Phantastik. Berthold hat noch eine ganze Anzahl solcher Zierstücke geschaffen. Bald läßt er aus dünnem getriebenem Goldblech Wunderblumen zwischen phantastisch stilisiertem Blattwerk emporsprießen, bald behängt er einen schlanken Fabelturm mit durchscheinenden blauen Sternen, bald bildet er aus Gold ein Vögelchen, das in einem Märchengebüsch zu einer Edelsteinsonne singt.

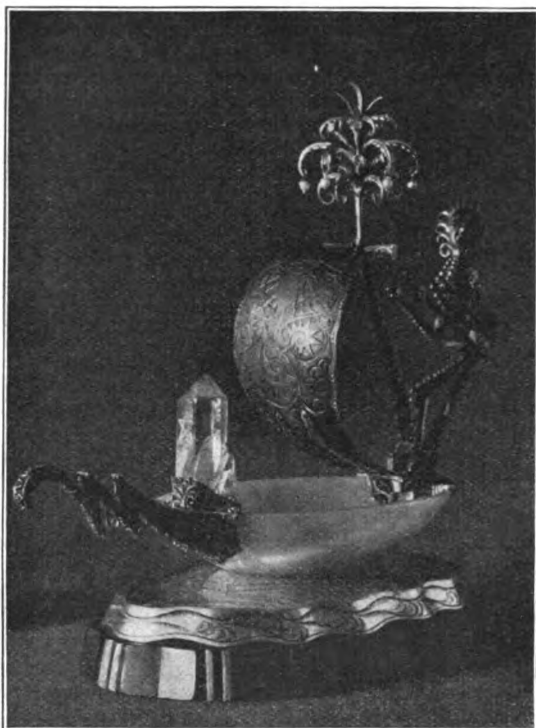
Auch das nüchterne Reich des Nützlichen und Zweckvollen bevölkert Berthold mit den Gestalten seiner immer regen Phantasie. So hat er in übermütiger Laune den Korken einer aus Silber getriebenen Likörflasche zu dem mit breitem Mund grinsenden Kopf eines Spaßmachers gebildet, der auf der niedrigen Stirn die gleichfalls aus Silber getriebenen und reich ornamentierten sechs Becher des Services balanciert. Der groteske Humor und die künstlerische Gestaltung bewahren dieses Stück vor dem Hinabgleiten in die Region der wunderlichen Trinkgefäße, wo eine hemmungslose Phantasie ihre seltsamen Bocksprünge macht. Die Grenze ist schmal, aber Berthold geht seinen Weg mit dem sicheren Instinkt des gebore-



Fabeltier als Schalenträger

nen Künstlers. Der läßt ihn mühelos auch mit Vorwürfen fertig werden, an denen mancher andre scheitern würde. Wie kühn ist z. B. der Steinbock zu dem wunderlichen Fabeltier umstilisiert, das auf weit über das Naturmaß hinaus emporgerecktem Hals eine Schale aus Moosachat trägt, während das Gehörn sich in mächtigem Schwung nach hinten krümmt und der Kurve des Halses das Gegengewicht hält.

Arbeiten dieser Art lassen bei ihrem Formenreichtum und der Eigenart der Erscheinung die technische Meisterschaft Bertholds und die materialgerechte Gestaltung weniger in die Erscheinung treten als die dem reinen Gebrauch dienenden Gegenstände. Wenn Berthold ein Schmuckböschen aus Silber treibt, so weiß er genau, was das Material von ihm verlangt. Es will dem Licht seine Schimmerflächen hinstrecken und so zum Leben erwachen. Er treibt also das Metall mit sicheren Schlägen zu Dreiecksflächen auf und erzielt damit eine malerische Behandlung der äußeren Haut, auf der nun Licht- und Schattenflecken abwechseln. Und seine Phantasie beginnt dann, Ranken über die Flächen zu ziehen und das Spiel der Lichter durch das matte Grün von Türkisen noch zu unterstreichen. Dem Material allein überläßt Berthold niemals die Wirkung, eben weil er nicht nur Techniker, sondern vor allem ein Künstler von Phantasie ist.



Ein Märchenschiff

Er wendet sich aus innerstem Gefühl gegen die auch heute noch von vielen Seiten verfochtene Ansicht, daß für den Kunstgewerbler mit der Erreichung der reinen Zweckform und der materialgerechten Durchbildung die künstlerische Leistung vollendet sei. Das Teeservice, das hier gezeigt wird, hätte sich noch vor einem Dutzend Jahren mit seiner materialgerechten, schön gebuckelten Form begnügen und auf alles schmückende Beiwerk verzichten müssen, wenn es als zeitgemäß hätte gelten wollen. Heute empfinden wir die über den nackten Zweck und die Forderungen des Werkstoffes hinausgehenden Zutaten als eine Bereicherung, die das Wesen des Künstlers und seine Eigenart erst recht enthüllen. Der aus Gold geschlagene Becher mit seiner handgerechten Form wäre auch ohne alle Verzierung sicherlich ein Prachtstück. Aber ist er nicht schöner und reizvoller mit der zierlichen Ornamentik seiner Kugelfüße und dem phantasievollen Spiel der Ranken und Blätter, die ihn umgeben? Das Schmuckbedürfnis und die Freude am Reichtum der Formen sitzen uns Menschen so tief im Herzen, daß sie sich über alle Theorie hinaus immer wieder in den blauen Äther der Schönheit emporschwingen.



Drei Ringe in Gold

Unter Buntlaub

Von Egon v. Kapherr

Nach wabernder Hitze kamen helle, klare Tage. Die Luft ward dünn, und der Himmel strahlte in reinem, grünlichem Blau. Von Busch zu Busch zogen sich weiße Spinnengewebe, lange dünne Fäden und feines Netzwerk spannen sich über das Moos der Hochmoore, über das Porstkraut der Niederungen und über die Büschel der Polarbirke. Die Moore glühten und flammten in tausend Farben. Die dünne, lose Rinde der Moorbirken flatterte und schnarrte im leisen Herbstwinde. In den Flußauen wurden die Blätter der Birken goldig und die Espen blutigrot, das Kalinkenholz zeigte purpurnes Laub, und braun wurden die Blätter des Pulverholzes.

In den hellgrünen Wipfeln der Kiefern und Lärchen nadelten weißfleckige Auerhähne, im schwarzwipfligen Zirbelwalde lärmten und jagten sich Eichkätzchen, Streifenhörnchen und Häher, und der Bär latschte gemächlich von Baum zu Baum und zerkaute die Zapfen und zermalmte die Zirbelnüsse. Überall im grünen Moose leuchteten die gelben, grauen und roten Köpfe der Pilze, und auf den Wiesen ward das Gras grau, alt und harsch. Die Seen strahlten in Goldglanz und silberner Bläue, weiße Schwäne ruderten über die glitzernden Flächen. Auf den Mooren schrien die Kraniche, in den Heiden trommelten und klopften die Spechte, im Schilf sammelten sich die Geschwader der Enten, und Schwärme kleiner Singvögel durchsausten die Luft. In den Heiden und Grasmooren hatten sich die Elche zusammengerudelt. Die Hirsche kämpften um die Kühe. Tag und Nacht aber klang aus der Höhe der Schrei ziehender Nordgänse.

Eines Morgens bummelte Hiebtatze, der Altbär, in der Gegend der Elchheiden herum. Er schnüffelte nach Pilzen und kam plötzlich auf warme Elchwitterung. Weniger in der Absicht, Beute zu machen, als aus Neugier trottete er den Fährten nach und stieß nach einer Weile auf drei Kälber, die sich im Stangenholz abseits von ihren Müttern niedergetan hatten. Hiebtatze setzte sich auf seine dicken Hinterkeulen, wiegte den schweren Oberkörper hin und her, lauschte, zog Luft ein und schlich dann in großem Bogen um die Gruppe der Kälber herum, um sich zu vergewissern, daß keine Kühe oder Hirsche in der Nähe seien. Er hörte den Schrei der Hirsche und das leise Mahnen der Kühe aus dem Moor klingen und erkannte daran, daß er bis Sonnenaufgang kaum Störung zu befürchten hatte.

Nachdem er festgestellt hatte, daß die Luft rein war, pirschte er sich an die Kälber heran und stürzte sich in mächtigen Sätzen auf das nächste der Tiere. Die Elche flohen. Ehe sie aber in Schwung kamen, hatte der Bär das eine Stück erreicht und es mit einem furchtbaren Brantenschlage am Rücken getroffen. Mit einem leisen Klagen brach das Kalb zusammen, und Hiebtatze riß ihm mit seinem mächtigen Gebiß Gurgel und Schlagader auf. Nachdem er das hervorquellende Blut geleckt hatte, begann er das Kalb anzuschneiden. Er wühlte sich in das Leibesinnere hinein, riß die Därme mit seinen Krallen heraus, fraß die Leber und das Herz und war gerade beschäftigt, die eine Hinterkeule anzufressen, als er dumpfes Brummen hörte und lautes Krachen und Poltern im Unterholze.

Sofort hatte Hiebtatze die Gefahr erkannt. Er sprang auf und stellte sich in Abwehrstellung. Als er aber sah, daß es mehrere erwachsene Elche waren, die die Heide hinaufgepoltert kamen, ergriff er, vor Wut schnaubend, in langen, dröhnenden Sätzen die Flucht. Die wütenden Elche verfolgten ihn durch die ganze Heide und über das Moor. Und es fehlte nur wenig, so hätten sie ihn erwischt und mit ihren scharfen Läufen in Grund und Boden gestampft. Aber ein Flußlauf ward ihm zur Rettung. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte erreichte er das Ufer und sprang mit einem Riesensatz auf hochgetürmtes Fallholz, das quer über dem Spiegel des Baches lag und von Ufer zu Ufer eine Brücke bildete. Er balancierte auf den Stämmen, schob sich in die starrenden Äste der Baumkronen hinein, riß sich an den spitzen Enden umgebrochener Zweige ein paar Handvoll Haare aus der Haut und gelangte endlich, vor Wut schnaubend und vor Angst brummend, bis an das andre Ufer.

Der alte Jäger hörte den Lärm von der Heide her schallen. Er blieb lauschend stehen. Als er aber erkannte, daß die Hetze nach dem Flusse zu ging, lief er, so schnell er konnte, am Ufer entlang. Dann aber hetzte er seine Hunde an, und die großen grauen Verbeller rannten in wilder Jagdlust durch das hohe Farnkraut und die dichten Stengel der Sumpflilien. Gerade als Hiebtatze das Ufer er-

reichte, erschienen die Hunde. Ohne Zögern griffen die mächtigen Tiere den Bären an, und ihr lautes Bellen schallte durch den Wald.

Als Hiebtatze erkannte, daß neue Feinde auf dem Kampfplatze erschienen waren, blieb er im Gezweige des Windbruches stehen. So verteidigte sich der Bär mit an den Hals angedrückten Gehören, mit gefletschtem Gebiß, gekrümmtem Rücken und gesträubtem Haar gegen die Angreifer. Die Hunde sprangen einzeln auf das Fallholz und wieder ans Ufer, bellten und jaulten und wichen den Hieben des Bären mit Klugheit und Geschick aus.

Leise pirschte der Jäger am Ufer entlang. Er sah mit Freuden das herrliche Bild: den mächtigen, wutschnaubenden Bären auf dem Windwurf über dem Bach, die hin und her flitzenden, bellenden Hunde, er hörte das wütende Brummen und Blasen und in weiter Ferne von der Heide her das zornige Poltern der abziehenden Elche. Dann hob er die Büchse, es knallte scharf, und das Aufklatschen der Kugel mischte sich in das Schallen der Hundestimmen und das donnernde Echo des Schusses.

Der Bär sackte in sich zusammen. Seine Branten fuchtelten haltsuchend in der Luft herum. Äste krachten und splitterten, der schwere Körper rutschte zur Seite und fiel in das aufspritzende, rauschende Wasser. Die Hunde gebärdeten sich wie unsinnig. Sie sprangen in den Fluß, sie schwammen zu der treibenden Bärenleiche, sie verbissen sich in den leblosen Körper.

So endete Hiebtatze, der Gewaltige, der Altbär vom Schwarzen Flusse.

So standen die Anemonen ...

Wie Sterne aus himmlischen Zonen,
Herab auf die Erde gebannt,
So standen die Anemonen
Mit weißen, wiegenden Kronen
In meinem Kinderland.

Herb war die Luft und strenge
Im heimatlichen Tal.
Lang lag der Schnee am Gehänge
Und klammerte seine Fänge
Um Wiesen, verbrannt und fahl.

Da ward das verlorene Lachen
Jäh auf die Welt gestreut:
Viel tausend Kelche brachen
Hervor und schwammen wie Nachen
In Frühlingsseligkeit.

Stehn nachts die Millionen
Von Sternen in silbernem Brand
In fernen himmlischen Zonen —
So standen die Anemonen
In meinem Kinderland.

Hilda Bergmann

Literarische Rundschau

Seit Jahren wird uns der große moderne Theaterroman versprochen. Aber weder Fresko noch Bahr noch Felix Hollaender hat ihn uns gegeben, obgleich sie alle drei tief genug in die Theatersphäre hinabgetaucht, ihr durch das täuschende Himmelsblau und das funkelnde Wellengekräusel auf Grund und Boden gesehen haben. Auch von Julius Berstl, dem Dramaturgen des Berliner Lessingtheaters, wird man diesen Roman nicht erwarten dürfen, so sehr er dank der vornehmen Überlegenheit, die er, fern vom aufgeregten Kaffeehaustreiben, in Theaterdingen stets beobachtet hat, dazu berufen erscheinen möchte. Was ihn daran hindert, ist keine Schwäche, sondern eher eine Tugend: er ist ein zu leidenschaftlicher Psychologe, als daß er sich an dem bunten Schein und lauten Umtrieb dieser künstlichen, dem Leben nur nachgebildeten Welt genügen lassen könnte. Gundolf vermerkt einmal — ich glaube, in seinem Kleistbuch —, daß kein großer Dramatiker je ein großer Fabulierer gewesen sei; Um-, nicht Ausbildung von Stoffen sei das Wesen der dramatischen Poesie, das naive Fabulieren um seiner selbst willen sei Sache des Romandichters. Aber auch der hat — bis ganz vor kurzem, wo der Abenteurer- und der Geisterroman, freilich oft auf sehr bescheidenem geistigem und künstlerischem Niveau, sich wieder durchgesetzt haben — wenig davon wissen wollen, hat kaum noch den Ehrgeiz gehabt, als »vinder wilder maere« angesprochen zu werden. Viel mehr als auf »dramatisch bewegte Handlung« kam es ihm auf Seelenkunde und Seelendeutung an, und absichtlich zog er seine Kreise enger und enger, damit er seine Fangnetze desto tiefer hinablassen könne. Dabei verwischten sich dann wohl öfters die Grenzen medizinisch-philosophischer Wissenschaft und dichterischer Schöpferkunst, aber die Eindringlichkeit, die Gewissenhaftigkeit und Intimität der Darstellung feierten Siege, die zuvor auf diesem Felde kaum schon errungen worden waren. Aus dem Theaterroman, wo die Sache mit all ihrem Drum und Dran, wo der Apparat triumphiert hätte, wurde so von selbst der Schauspielerroman, wo die »Psyche« des Standes die Walstatt war.

Nach diesem ästhetischen Entwicklungsgesetz, das wir hinnehmen und gelten lassen müssen, ist auch Berstls »Kämpfende Amazone« (Braunschweig, Georg Westermann) mehr eine psychologische Romanstudie als ein Roman in landläufigem Sinne geworden. Wer für die hier psychologisch sezierte, in ihrem feinsten und geheimsten Seelenleben vom Wundmesser des Dichters bloßgelegte Schauspielerin Modell gestanden oder sagen wir vorsichtiger: die Anregung gegeben hat, ist für den Kenner des Berliner Theaters kein Geheimnis. Und doch tut der Name des Vorbildes gar nichts zur Sache. Das macht: wir haben es nicht mit einem Schlüsselroman zu tun, der erst pikant wird, wenn aus der Wirklichkeit die Lösung aller Namen und Geschehnisse beigebracht ist. Wie die beherrschende Hauptfigur, so leben auch alle um sie gescharten, magnetisch von ihr angezogenen Trabanten ihr Leben, ohne daß man weiß, wem sie nachgebildet sind oder ob es in der Wirklichkeit überhaupt eine Vorlage für sie gibt. Der Reiz für den Verfasser und dank seiner lebendig machenden Kunst nun auch der Reiz für den Leser besteht darin, daß eine Frau, daß ein Mädchen geschildert wird, das so, in dieser Art und Vollendung nur vom Theater geprägt und zum symbolischen Typus für eine Entwicklungsstufe des Weiblichen erhoben werden kann: die auf dem gefährlichsten aller erotischen Schlachtfelder um die Behauptung ihres Ichs, ihrer Freiheit, Eigentümlichkeit und Selbständigkeit kämpfende, die mit allen weiblichen Reizen und Verführungskünsten ausgestattete, alle in ihren Kreis tretenden Männer mühelos erobernde Kampfjungfrau, der es doch bei aller sie selbst erfüllenden Liebesglut versagt ist, sich an einen Mann zu verschenken, für die es keine begnadende Entspannung gibt. Mit einem schier unerschöpflichen Reichtum an Farben und Schattierungen weiß Berstl uns das nicht etwa kranke, vielmehr von sprühender Daseinsfreude überquellende Seelenleben dieses »elbischen Wesens«, dieses »Mischblutes aus Diesseits und Jenseits« zu zeichnen. Im Umgang mit Freundinnen, mit Kollegen vom Theater, mit einem Dramatiker, dem sie den Erfolg erspielt, einem Maler, einem Bildhauer, einem kleinbürgerlichen Dutzendcharmeur von der Straße. Sie alle sind auf ihre Art redlich verliebt in sie, umschwärmen und umwerben sie — aber alle fühlen auch, daß da ein Geheimnis der Natur waltet, das sich nicht besiegen läßt. Die andern, tiefer oder oberflächlicher verwundet, retten sich noch rechtzeitig vor der »Tyrannei ihres Liebreizes«; der Bildhauer, der herbste und doch empfindlichste ihrer Liebhaber, geht an der Enttäuschung zugrunde, die diese ewig sich Verwandelnde, diese nie zu Greifende, immer wieder sich Auflösende seinem starren plastischen Kunst- und Lebensgefühl bereitet. Sie, Elliba Grassi, die Schauspielerin, die, soweit sie zurückdenken kann, erst zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist, seit sie Bühnenluft atmete, sie, die weiß, daß es die Stärke des Schauspielers ist, nie er selbst zu sein, immer nur ein wechselndes Bild im gleitenden Wasser, sie, die kriegerisch Gepanzerte, kommt auch über dieses Erlebnis, das tausend andern zum Schicksal geworden wäre, hinweg. Was soll ihr der Tod? Sie muß weitergeistern durch die erstarrte Vollkommenheit der Normalmenschen, muß — spielen. »Ich hungere nach Rollen. Ich hungere nach Theater. Laß deine Illusionen auf-

marschieren, alter Zaubermeister!« ruft sie den Direktor an. Der rast im Auto zu ihr hin, und dann entwerfen sie den Plan für zukünftige Kämpfe und Siege.

Man mag zuweilen etwas ungeduldig werden vor diesem Flutendrang immer wacher, immer wieder von neuem gegen den starren Fels dieser »androgynen« Sphinx anstürmenden Psychologie, mag sich fragen, ob der Gegenstand all des Rätselns, Forschens und Grübelns so vieler Mühe wert ist, loskommen wird man von diesem aus den dunklen, bald lockenden, bald schreckenden Abgründen unsrer Zeit geschürften Buche nicht, bevor man die letzte Seite umgeschlagen hat.

Ist es nur die Sehnsucht, oder ist es ein Zug tiefinnerlicher, wenn auch noch verschleierter Seelenverwandtschaft, was unsre Novellisten zu den Tagen Friedrichs des Großen zieht? Gleichzeitig sind zwei Novellenbücher erschienen, die ihn zum Mittel- und Zielpunkt ihrer historisch inspirierten Erfindungskraft und Erzählungskunst machen. Sophie Hoechstetter, in ihrer romantischen Art sonst nicht gerade zu dem »nüchternen« Preußen neigend, gruppiert um seine Erscheinung und die von ihm geprägte Epoche ein Quintett fränkischer Novellen, denen sie den Buchtitel »Der Weg nach Sanssouci« gibt (Dachau bei München, Einhorn-Verlag); Bruno Frank, gleichfalls mehr im Süden als im Norden Deutschlands zu Hause, nennt ein Terzett von Friedrich-Novellen »Tage des Königs« (Berlin, Ernst Rowohlt) und stellt als Titelkupfer auf den Umschlag die Zeichnung Menzels. die Rückansicht des schon leise in sich zusammengesunkenen Weisen von Sanssouci, der, auf den Krückstock gestützt, sinnend und in sich gekehrt, aber ungebrochen durch die Grabplatten seiner — Hunde dahinschreitet.

Die Titelnovelle der Hoechstetter und damit weitaus die gehaltvollste, reichste und tiefste der fünf Geschichten kennen unsre Leser. Vor nicht langer Zeit ist sie zuerst in den Monatsheften erschienen, diese innere Werdegeschichte Gneisenaus, die seinen »Sehnsuchtsweg« von Ansbach, der Stätte seiner ersten Jugendliebe, über Amerika und England bis nach Sanssouci zu dem Alten Fritz verfolgt, der den beiden Zauberworten jugendlicher Sehnsucht: »Vaterland« und »Ruhm« noch ein drittes hinzufügt: »Die Sache der Menschheit«. Mit dieser Geschichte ist die zweite durch ein inneres thematisches Band verknüpft. Auch hier will die Sehnsucht nach Sanssouci nicht zur Ruhe kommen, aber es ist eine Frau, Hardenbergs an einen nüchternen, gutmütigen Grafen von Pappenheim vermählte Tochter, deren Traumphantasie davon bewegt wird. Und der ihrer lechzenden, in den Alltag verdammten Seele den langentbehrten Wein der großen eleganten Welt kredenzt, ist der junge Fürst Pückler-Muskau, der Feinschmecker, Ästhet und Lebenskünstler. Kein Wunder, daß sein Fernweh und ihr Heimweh sich zusammenfinden, daß aus der Vergnügungsreise nach Berlin, zu der der Fürst die junge Frau überredet, eine Flucht wird, eine Flucht ohne Heimkehr »Bis sich der Herbst erneute, war die Gräfin Pappenheim die Fürstin Pückler« ... Zu diesen beiden Sehnsuchtsnovellen, deren Magnet nach Preußen weist, gesellt sich eine noch nicht recht der Skizze oder Studie (wohl zu einem Romanwerk) entwachsene Novelle über Lord Byrons frühe Jugendliebe zu Mary Ann Chaworth, erfüllt von dem schwermütigen Lyrismus seines Wesens und der divinatorischen Überlegenheit seines Geistes. Kerniger und bescheidener ist die vierte, die Geschichte von der resoluten »Schenkin«, alias Dorette Baronin Schenk von Limes, geb. Gräfin zu Veitshöchheim, aber den Beschluß macht eine echte Hoechstetter, die rührende und doch den wiedergefundenen Glauben an den Mythos des Lebens feiernde Geschichte einer Geschwisterliebe. Was webt um alle diese Novellen den süßen, geheimnisvollen Duft, mit dem sie den Leser bezaubern? Sophie Hoechstetter hat noch immer die große Dichtergnade, dies immer junge Sichwundern, das nicht nur der Anfang aller Philosophie, nein, auch der Lebensatem der Dichtung ist. Und sie hat die Liebe zu den Geheimnissen des Lebens, zu dem Romantischen, das den Alltag verklärt und überwindet. Eros und Phantasie, die Geschwister, waren auch ihre Paten, und das Wort: »Du aber forme deine Träume« gilt auch ihr.

Bruno Frank ist der bewußtere Former und Bildner, und in der vorliegenden Sammlung verschmäht er sogar den vaterländisch-sittlichen Erziehungszweck nicht. »An Friedrichs Furchtlosigkeit, seiner Härte gegen sich selbst«, meint er, »seinem unbeugsamen Sinn mag eine Jugend erstarken; sein Vermögen, unermeßliche Arbeit und kulturelles Bedürfnis zu verbinden, predigt den reiferen Jahren; mit seiner phrasenlosen Wahrhaftigkeit, seinem schauerlichen Klarblick, seiner großartigen Resignation ergreift er die wissenden Alten: als eine Einheit von Humanität, Geist und Stärke hat ihn jedes Volk zum Vorbild nötig, und sein eignes heute am meisten.« So erzählt Frank in getreuer Zeitfärbung und sicherer Gestaltung auch des Innerlichsten, ohne Chauvinismus, doch mit vaterländisch angehauchter Wärme, wie der Großkanzler sich gegen den eigenwilligen Alten auflehnt und die fackelgeschmückten Kutschen protestierend unter seinen Fenstern vorbeifahren; wie er seinem »Nachbarn Ameise« in Sanssouci, dem eisgrauen schottischen Lordmarschall Keith, die brennende »Narbe« seines Lebens, den Schatten seiner Größe aufdeckt, und wie er Tränen, die letzten seines Lebens, weint über Alkmene, die ihm gestorbene Windhündin. Friedrichs schöne Menschlichkeit, gleich schön in ihrer Stärke wie in ihrer Schwäche, wird in diesem Buche durch drei Denk-

steine geehrt, die seines Andenkens nicht unwürdig sind, und das will etwas heißen.

Der Kronprinz Wilhelm hat ein neues Buch geschrieben. Diesmal kein persönliches Erinnerungsbuch, sondern ein politisches, ein Buch zur Kriegsschuldfrage. Es führt den bescheidenen, menschlich sympathischen Titel »Ich suche die Wahrheit« (Stuttgart, J. G. Cotta), der doch — macht es der Anklang an Zolas berühmtes »J'accuse«? — etwas Kämpferisches hat. Und um Kampf geht es hier, um Kampf für den Sieg der Wahrheit, die durch die schamlose Lügenpropaganda unsrer Feinde, am meisten aber durch ihre heiligen Friedensdokumente verdunkelt worden ist — oder gar begraben, wie es eine Weile scheinen konnte, begraben unter dem schwerlastenden Felsblock des Vertrages von Versailles. Aber — das haben schon vor diesem Buche bekenntnismutige Veröffentlichungen auch in den feindlichen Ländern gezeigt — sie ist nicht tot. Wenn man ihrer dunklen Grabkammer, meint der Kronprinz, Licht und Luft zuführt, wird es in ihrer Gruft zu keimen und zu wachsen beginnen, und langsam, aber mit unwiderstehlicher Kraft wird der Baum emporwachsen, dessen Wurzeln ihre Unsterblichkeit nährt, und wird den Felsen sprengen, der auf ihrem Grabe lastet. An diesem vaterländischen Befreiungs- und Auferstehungswerk mitzuarbeiten, war des Kronprinzen heißes Verlangen schon während seiner Gefangenschaft auf Wieringen. Als er im Juni 1919 in der im Namen der verbündeten Regierungen von Clémenceau an den Grafen Brockdorff-Rantzau gerichteten sogenannten Mantelnote, zum erstenmal in einem amtlichen Aktenstück zusammengefaßt, die unerhörten Lügen las, mit denen schon gleich nach Beginn des Krieges die feindliche Propaganda die ganze Welt gegen uns empört hatte, ward der Entschluß zu diesem Buch geboren. Zu seiner Ausführung aber fehlte auf der einsamen, nebelumgrauten Nordseeinsel das nötige Material oder war doch zu lückenhaft, um die hinreichende Rüstung für die Aufgabe zu bieten. Erst in der Heimat erschloß es sich dem Kronprinzen zur Genüge; erst als die vier ersten Serien der Akten des Auswärtigen Amtes und besonders der Briefwechsel Iswolfskis, des russischen Botschafters in Paris, sowie die andern Dokumente aus den russischen und österreichischen Archiven erschienen waren, ließ sich der Entschluß so zur Ausführung bringen, wie es dem Verfasser vorschwebte: mit einer geschlossenen historischen Entwicklung der deutschen Politik seit dem Frankfurter Frieden bis zum August 1914, mit einer Geschichte der feindlichen Kriegspropaganda und Kriegsvorbereitung seit Boulanger und der Einkreisung Deutschlands im Jahre 1904. Es ist eine tüchtige, ernste und gewissenhafte Arbeit, die der Kronprinz geleistet hat, eine Arbeit, die durch ihre schriftstellerische Begabung, ein weitschichtiges und weitverzweigtes Material klar, übersichtlich und allgemeinverständlich darzustellen, manches fachmännische Werk unsrer Politiker und Historiker an Überzeugungskraft und Wirkung übertrifft. Wenn es in den Reihen unsrer Feinde noch ein Echo gibt für die Stimme der Logik und Wahrheit, so muß dieses von heißem Herzblut erfüllte, vom kühlen Verstande geschriebene und Satz für Satz nachgeprüfte Buch es wecken. Dem Verfasser selbst aber wird es das Bewußtsein zurückgeben, ersprießliche Arbeit für sein niedergeworfenes Vaterland geleistet und die drückende Ohnmacht abgeworfen zu haben, die ihn in der Wieringer Untätigkeit bis zur Verzweiflung quälte.

Generalleutnant Keim, der Mann des Flotten- und des Wehrvereins, erzählt seine Lebenserinnerungen (Hannover, Ernst Letsch). »Erlebtes und Erstrebtes« nennt er sie, aber so gut sich das auch reimt, der Akzent liegt doch auf dem »Erstrebten«. Zum Erleben gehört geduldiges und gelassenes Empfangen, gehört die Bereitwilligkeit, auch einmal bloß aufnehmender und rückstrahlender Spiegel der Geschehnisse zu sein, während Keim früh und überall zur Aktivität, zum tätigen Willen drängt. Er muß Ziele haben, muß wirken und treiben, sonst fühlt er sich gelähmt, wird unwirsch, verärgert, rauh und widerborstig. Er selbst nennt sich einmal mit Betonung eine impulsive Natur, was sich nicht nur auf die rasche Lebhaftigkeit seines Temperaments, sondern mehr noch auf die ehrgeizige Antriebskraft seines Wesens bezieht, mit der sich ein bis zur schroffen Abweisung jeder andern Meinung gepaartes Selbstbewußtsein verband. Heute ist er ein alter Herr von 80 Jahren und wohl etwas milder und abgeklärter in seinem Denken geworden, aber das alte vererbte Soldatenblut rollt immer noch in seinen Adern. Er hat ein vorwiegend politisches Buch schreiben wollen, nach dem Motto Napoleons: Politik ist das Schicksal, und dementsprechend gehören die eingehendsten und lebhaftesten Abschnitte seinem Wirken im Flottenverein und dessen kritischem Konflikt mit dem Zentrum, im Allgemeinen deutschen Schriftverein, im Wehrverein, in den Kämpfen um die Heeresvorlage von 1913, im Generalgouvernement von Limburg. Aber auch hier bricht immer wieder der »Militarist nach Überlieferung, Erziehung und Beruf« durch, als den Keim sich selbst bezeichnet. Im Grunde läuft bei ihm alles auf eine Selbstverteidigung und -rechtfertigung seines Tuns und Handelns hinaus: es war alles recht so, konnte und durfte nicht anders sein, was auch kam. Charakter und Mannhaftigkeit sind dem Buche nicht abzusprechen; als historische Quelle wird es mit Vorsicht zu benutzen sein.

Die bald unabsehbare Reihe der Beethoven-Biographien ist um eine neue, aber

um eine eigentümliche und seltsam angelegte bereichert worden. Lassen wir, sagte sich Stefan Ley, der Bonner Musikgelehrte, einmal das Bild vom Meister der Töne zeugen, und so trug er anderthalb Hundert zeitgenössischer Bilder aus Beethovens Leben zusammen und gab jedem durch Beifügung des zeitgenössischen Textes die ursprüngliche Sprache wieder. So ist sein Buch »Beethovens Leben in authentischen Bildern und Texten« (Berlin, Bruno Cassirer) zustande gekommen: rechts immer das Bild, links daneben das erläuternde und belebende Wort. Z. B. auf Seite 116 das Bildnis Henriette Sontags aus dem Jahre 1806, gegenüber Schindlers Bericht über die Vorprobe für die große musikalische Akademie vom 7. Mai 1824 im Wiener Hoftheater, abgehalten in Beethovens Wohnung, wobei die Sontag und Caroline Unger, die beiden »schönen Hexen«, die Solopartien hatten und der »obstinate« Meister selbst die Stimmen am Flügel führte. Oder auf Seite 125 die Abbildung von Beethovens Schreibtisch und gegenüber die Beschreibung: »Das große Kind liebte einen Nipptisch zu haben, mit mancherlei Gegenständen besetzt, die zur Kurzweil, vielleicht aber höheren Zwecken dienten. Sein Schreibtisch, in früheren Jahren von großem Umfang, stellte zugleich einen solchen Nipptisch vor.« So wird von des Meisters frühester Zeit bis zu seinem Tode alles das vorgeführt, was im Bilde auf uns gekommen ist: seine Person, die Orte, wo er dauernd oder vorübergehend gelebt, seine vielen Wohnungen, Gegenstände des täglichen Gebrauchs, seine Freunde, die Frauen, die ihm nahegestanden, und mit wem er sonst in nähere Berührung gekommen, endlich auch die äußeren Spuren seines Schaffens, und daraus webt sich dann in der Tat der Teppich eines höchst beredten und anschaulichen Lebensbildes zusammen.

Alle bisherigen Ausgaben von Richard Wagners Briefen mußten sich auf einzelne Abschnitte seines Lebens oder gewisse Ausschnitte seines Freundeskreises beschränken. Die erste, die in biographischer Folge Wagners gesamtes schicksalreiches Leben umfaßt, ist die von Prof. Wilhelm Altmann, dem Leiter der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin, für das Bibliographische Institut in Leipzig besorgte. Diese zwei Brief-Bände mit ihren mehr als 700 Nummern dürfen deshalb als organische Ergänzung und Fortsetzung der Wagnerschen Selbstbiographie (»Mein Leben«) begrüßt werden. Alles, was zum mühelosen Verständnis, aber auch zur tieferen Durchdringung der Briefe nötig ist, gibt Altmann, derselbe, der für die Meyersche Sammlung »Memoiren und Briefe« die kritische Ausgabe der Selbstbiographie Wagners bearbeitet hat, in seinen sachkundigen Erläuterungen und dem sorgsamen Register. Ausgestattet sind die drei Grünleinenbände mit elf Bildertafeln und zwei Handschriftenblättern.

An Lebens- und kritischen Charakterbildern des Tondichters Richard Strauß hat es schon vor seinem 60. Geburtstage nicht gefehlt. Aber erst dieser hat nach den knapperen oder spezialistischen Büchern von Steinitzer, Specht u. a. ein so umfassendes und tief eindringendes Werk wie das von Reinhold C. Muschler hervorgerufen (Hildesheim, Franz Borgmeyer). Muschler zeichnet das geistige Bildnis von Straußens genialen Anfängen bis zur letzten Reife, die der Verfasser im »Intermezzo« erreicht sieht. Aber nicht mit kritikloser Bewunderung tritt er dem Meister gegenüber, sondern mit dem Rechtsanspruch zu rückhaltloser Aussprache seiner kritischen Einwände, wie etwa bei der Josephslegende. Die äußerst temperamentvolle Darstellung und die ethisch-ästhetische Betrachtungsweise machen das Werk zu einer der eigenartigsten Musikermonographien unsrer daran gewiß nicht armen Zeit.

Das Wort, von sauberen, uneigennützigen Händen mit Kraft und Nachdruck als Waffe geführt, behauptet auch in Zeiten der Gewalt noch seine Wirkung. Das zeigt der literarische Feldzug, den die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis im Frühling dieses Jahres in deutschen, österreichischen, ungarischen, schwedischen und norwegischen Zeitungen gegen Gabriele d'Annunzio eröffnet hat, als den Räuber der am Gardasee gelegenen Villa Cargnacco des Heidelberger Kunsthistorikers Prof. Henry Thode oder vielmehr — da er während des Krieges in Not und Armut gestorben ist — seiner Witwe, der dänischen Geigenvirtuosin Hertha Th. In den Augen aller redlich und rechtlich Denkenden ist der Mensch d'Annunzio durch diese mit Dokumenten hinlänglich belegten Anschuldigungen gerichtet. Es gab nur ein Echo dafür: Entrüstung, Widerwillen, Ekel gegen einen Mann, der sich so schändlich und schamlos benommen hat und dann noch die Stirn hatte, den pompösen Mantel bombastischer Großmutsphrasen über seine Schande, seinen Diebstahl und seinen Wortbruch zu breiten. Wie dieser italienische Dichterkönig in der Villa gehaust hat, wie gemein er sich an persönlichen Andenken und Schriftstücken vergriffen hat, wie er sich trotzdem heute noch als ritterlicher Ehrenmann aufzuspielen wagt, das muß man, um es für möglich zu halten, in Karin Michaelis' Broschüre »Der Fall d'Annunzio« (Potsdam, Gust. Kiepenheuer) im Zusammenhang lesen. Aber man sollte es nicht nur lesen; man sollte dies Heft kaufen und es ins Ausland schicken, wo und wie oft man kann. Auch aus England, Frankreich und Italien fehlt es schon nicht an Stimmen des Abscheus gegen die »Schandtaten des erbärmlichen großen italienischen Dichters«. Dieser Hieb sitzt. Es war einer mit der Reitpeitsche, der einen über die gesamte anständige Welt hin funkelnden blutroten Strich über das Gesicht des Burschen gezogen hat. F. D.

Verschiedenes

Friedrich Hölderlin, zu Lebzeiten und lange nachher kaum beachtet, erst in unsern Tagen wieder »entdeckt«, verkörpert, wie nur wenige sonst, den Begriff des Dichters in aller Klarheit und Größe, aber auch in seiner menschlichen Begrenztheit. Zu tief und schwer für die breite Masse, bergen seine Werke für den Verstehenden Reichtümer hoher Gedanken und unvergleichlicher Sprachkunst. Erwünscht daher ein Führer in diese Schatzkammern, wie das Buch von Beate Berwin ihn darstellt, das die Union (Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) in ihre Sammlung »Lichter am Weg« aufgenommen hat. Nach kurzer Schilderung des äußeren Lebensganges zeichnet B. die einzelnen Wesenszüge in Hölderlins dichterischer Weltanschauung. Dabei werden für jeden Gedanken Hölderlins eigne Worte aus den Dichtungen und Briefen verwertet. Diese geschichtliche Verknüpfung von dichterischem Selbstbekenntnis und kritischem Urteil empfiehlt das Buch ebenso für die gereifte Jugend, die zunächst die Stimme des Dichters hören möchte, wie für den Erwachsenen, der zu einem persönlichen Erleben Hölderlins angeleitet sein will.

*

Karl Storcks Opernbuch, dieser seit bald einem Menschenalter erprobte Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen, hat eine neue Auflage, die 30., und damit abermals manche neue Bereicherung seines Inhalts durch den jetzigen Herausgeber Paul Schwers, den Leiter der Allgemeinen Musikzeitung, erfahren (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung). Fast anderthalbhundert Opern werden hier auf 550 Seiten ihrer Handlung nach wiedererzählt, ihrem musikalischen Gehalt nach erläutert, ihrem künstlerischen und menschlichen Gesamtwert nach gewürdigt. Klassisches und Modernes ist jetzt, entgegen der vorletzten Auflage, wieder in einem Bande vereinigt und einheitlich nach dem Abc geordnet. Aus der älteren Zeit hat die mehr als anderthalb Jahrhunderte verschüttet gewesene, erst durch die Göttinger Festspiele wieder neu befruchtete Opernkunst Händels Eingang gefunden, aus dem Schaffen der Gegenwart sind hauptsächlich die neueren Werke Graeners, Janačeks, Schrekers und Rudolf Siegels berücksichtigt.

*

Von Timm Krögers Novellen und Erzählungen erscheinen jetzt bei Westermann einige ausgewählte in schönen farbigen Ganzleinenbänden. So »Daniel Dark«, die Jugend- und Schicksalsgeschichte eines feinfühligen Bauernburschen, in der sich des Dichters eigne Jugenderlebnisse spiegeln, die Novelle des rücksichtslosen, auch vor dem Furchtbarsten, dem Vatermord, nicht zurückschreckenden Rechtsgefühls: »Ein Unbedingter«, und die sich schon der Romanform nähernde Erzählung »Dem unbekannten Gott«, in der sich Krögers Weltanschauung am reinsten und reifsten darstellt. Auch der »Hein Wieck« ist in solcher anmutigen, zu neuem Lesen lockenden Ausstattung da, diese Stall- und Scheunengeschichte aus Ostholstein, die in ihr aus Phantasie- und Traumgold gewobenes Netz so viel glückselige Jugendpoesie, so viel Naturfreude und so viel heilkräftigen Lebenshumor einzufangen weiß.

*

Meyers Geographischer Handatlas, ein schon durch zwei Lebensalter bewährter Gehilfe der Geschäfts- und Studierstube, liegt mit 92 Haupt- und 99 Nebenkarten in 5., gänzlich umgearbeiteter Auflage vor (Leipzig, Bibliograph. Institut; Preis gebunden 20 Mark). Was diesen Atlas von andern, die ihm an Reichhaltigkeit, Genauigkeit und (durch Betonung der wirtschaftlichen Beziehungen) auch an Zeitgerechtigkeit überlegen sind, unterscheidet, ist seine Handlichkeit und seine Übersichtlichkeit, die durch ein abclich geordnetes Namenverzeichnis von 60- bis 70 000 Nummern noch wesentlich gefördert wird. Selbstverständlich sind in dieser jüngsten Auflage schon alle Veränderungen berücksichtigt, die die Weltverteilung in den letzten Friedensverträgen erfahren hat, aber auch die Land- und Wasserverkehrswege haben vielfache Ergänzungen erfahren. Ein langes Leben wollen wir dieser Auflage nicht wünschen; es sind Dinge auf der Erdkarte gutzumachen, so schreiend ungerecht, daß sie unmöglich lange bestehen können.

*

Ein neuer Kleiner Brockhaus, das Handbuch des Wissens in einem Bande, erscheint jetzt in Lieferungen. Sein Hauptkennzeichen ist das kleine unmittelbar in den Text gesetzte Erläuterungsbild, das oft viele Worte spart. Nicht weniger als 440 solcher Anschauungsbildchen streut schon die erste Lieferung aus. Daneben fällt eine neue glückliche Aussprachebezeichnung auf. Auch die geschickte Verwendung von Diagrammen, namentlich bei sonst schwer übersichtlichen wirtschaftlichen Verhältnissen, ist begrüßenswert. In zehn Lieferungen (je 1,90 Mark) soll der Band abgeschlossen sein.

*

Das von Gustav E. Pazaurek geleitete Landesgewerbemuseum in Stuttgart erstattet in einem gut ausgestatteten und reich illustrierten Heft Bericht über die Ausgestaltung seiner Sammlungen während der letzten drei Jahre. Der Zuwachs ist bescheiden, aber die wohldurchdachte Anordnung und die überall auf kunst- und kulturerzieherische Ziele ausgehende Auswahl der Erwerbungen machen vieles an dieser notgedrungenen Beschränkung wett.



Schrein der heiligen drei Könige aus dem Kölner Domschatz auf der Kölner Jahrtausend-Ausstellung

Von Kunst und Künstlern

Die Jahrtausendfeier der Rheinlande hat über den vaterländischen Sinn und Zweck der Veranstaltung hinaus auch manches Schöne und Erhebende aus der Geschichte des Volkes, das sich da so freudig zum deutschen Gesamtvaterlande bekannte, ans Licht der Öffentlichkeit gefördert. Namentlich waren es Schätze der kirchlichen Kunst, die bei dieser Gelegenheit aus den Gotteshäusern und Klöstern einer schaufrohen Menge vor Augen geführt wurden, um von der frühen glänzenden Kunstübung der Rheinlande zu zeugen. In Köln triumphierte die Goldschmiedekunst mit ihren prächtigen Kelchen, Monstranzen, Leuchtern und Reliquienschreinen. Nicht weniger als fünfzehn solcher Schreine, aus allen Gegenden des Rheinlandes zusammengebracht, fanden sich auf der Kölner Jahrtausendausstellung, darunter als der bedeutendste und kunstvollste der Schrein der heiligen drei Könige aus dem Kölner Domschatz. Aber auch die rheinische Plastik des Mittelalters, zumal die aus der romanischen Stilzeit, kam zu Ehren: Kreuzigungsgruppen, Einzelstatuen, Grabmäler, Kleinplastik in Edelmetall und Elfenbein. Glanzstücke waren insbesondere zwei Kölner Domchorfiguren und die Statuen vom Mainzer Memorienportal, eine Madonna mit zwei heiligen Bischöfen. Im Mittelpunkt dieser Abteilung stand der dem 14. Jahrhundert angehörende Marienstätter Altar, an dessen reicher Figurenfülle sich die Entwicklung dieser Altaraufsätze aus den Reliquienschreinen aufzeigen ließ. Und dann der Raum, in dem die Holzschnitzarbeiten des 15. Jahrhunderts prangten! Vom Niederrhein hatten Cleve, Wesel, Calkar und Xanten ihr Schönstes geschickt, Calkar den Altar des heiligen Georg, ein Meisterstück, dem es gelungen ist, den erstaunlichen Reichtum an plastischen Einzeldarstellungen zu einer bildhaften, eindrucksschweren Symbolik zusammenzufassen.

Auf Seite 124 zeigen wir ein kürzlich in Dresden entdecktes Bildnis Lessings, angeblich von Anton Graff, dem Porträtisten fast aller nord- und mitteldeutschen geistigen Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts, dessen Schaffensfülle wir noch kaum übersehen. Es ist der jugendliche Lessing, den Graff — wie er es gern tat, mit starker Betonung der modischen Tracht — darstellt. Das Auge ist verschleierter, als wir es sonst von Bildnissen Lessings kennen, aber die

Stirn hat schon die steile, freie Kühnheit, der Mund schon den scharf ausgeprägten kritischen oder skeptischen Zug, der für den mutigen und streitbaren Reformator der deutschen Literatur kennzeichnend ist. Zweifel an der Echtheit bleiben freilich immer, wenn es sich, wie hier, nicht um ein dokumentarisch belegtes Kunstwerk handelt. Daß der Dargestellte Lessing ist, darüber scheinen sich die Kunstgelehrten von der Dresdner Gemäldegalerie einig zu sein; ob Graff selbst der Maler des Bildes oder ob es nur in Technik, Zeichnung und Farbengebung in seiner Art gehalten, darüber mögen Zweifel herrschen, bis sich, wie es schon öfters vorgekommen, nachträglich ein unanfechtbarer Beleg für die Urheberschaft findet. Das Original ist aus dem Dresdner Kunstbesitz bereits in Sammlerhände übergegangen.

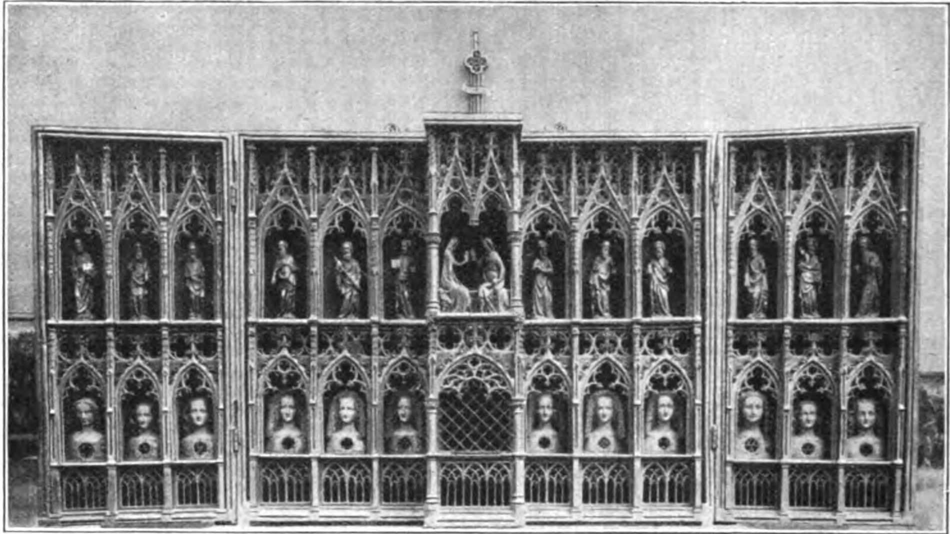
Den Reigen unsrer Kunstblätter eröffnen zwei bisher gleichfalls fast unbekannte Gemälde deutscher Malerklassiker: Anselm Feuerbachs Bildnis der Giacinta Neri und Hans Thomas Schwarzwaldlandschaft »Abendfrieden«, beide aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin, die sich die Sammlung und Pflege deutscher, d. h. deutsch empfindender und deutsch gestaltender Meister des 19. Jahrhunderts zur besonderen, mit Eifer, Geschick und Erfolg durchgeführten Aufgabe gemacht hat.

Thomas Gemälde, ganz gesättigt mit Heimatfreude und Heimglück, stammt aus dem Jahre 1878, also schon aus seiner reifen Zeit, wo aber weder die Kritik noch die Privatsammler noch die öffentlichen Galerien schon viel von ihm wissen wollten, während er gerade, wie inzwischen die großen Sammelausstellungen seines Lebenswerkes gezeigt haben, damals den eigensten und reinsten Charakter seiner Kunst entwickelte.

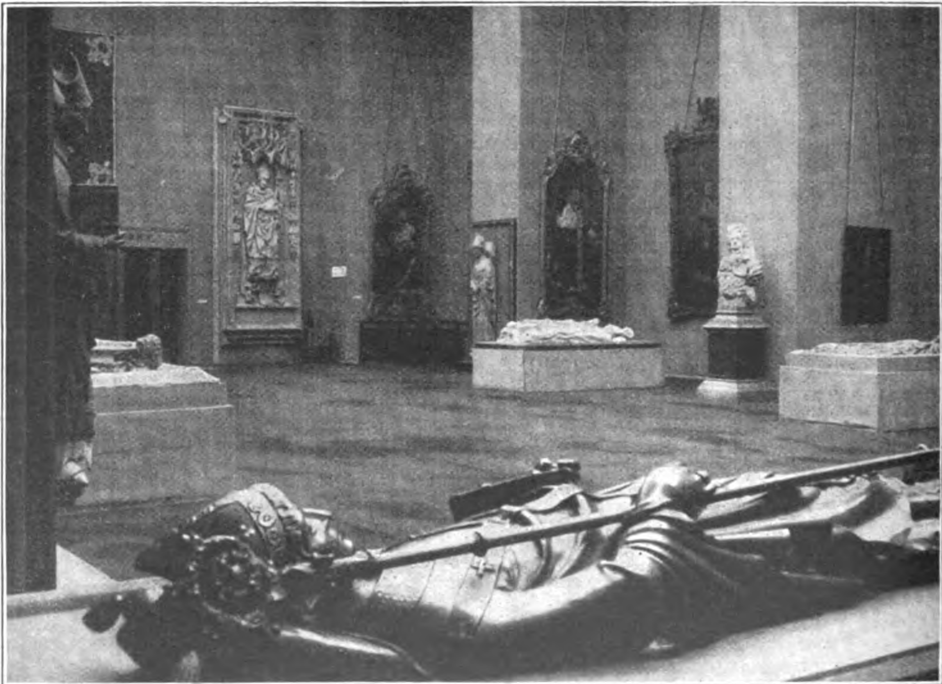
Das Bildnis der Giacinta Neri, des »schönsten Kindes in Rom«, hat Feuerbach im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts (1857) gemalt, und es stellt in Auffassung, Komposition und Charakteristik eins der reinsten Zeugnisse Feuerbachischer Kunst dar. Malte er doch an dem Bilde zu derselben Zeit, als sein erstes monumentales Werk, der »Dante mit den Frauen Ravennas«, entstand und die Schönheit der römischen Kinder einen besonders starken Eindruck auf ihn gemacht hatte. Acht oder neun Jahre später, als er von Rom Abschied nahm, besuchte er die Familie des Mädchens noch einmal und fand die inzwischen weit über das Kindesalter Hinausgewachsene »noch ebenso schön«. Feuerbach liebte das Bild. Er nannte es stolz eine »Frucht seines schönen neuen Ateliers« und schickte es zusammen mit dem Dantebild, dem Kinderständchen und einer Landschaft auf die römische Ausstellung des nächsten Jahres. Des Künstlers Jugendschaffen begegnet sich hier mit dem ersten Hauch römischer Erde und einer gewissen deutsch-römischen Malerüberlieferung, wobei sich trotz aller Kindlichkeit des Ausdrucks das römische Frauenideal Feuerbachs schon deutlich ankündigt. Das Original, vortrefflich erhalten, war im Besitz der Familie der Dargestellten, also in Italien, von wo es Haberstock, ebenso findig wie tatkräftig, dem deutschen Kunstbesitz zurückerobert hat.


Aufn. Aug. Krebenkamp, Köln

Madonna mit zwei heiligen Bischöfen aus Mainz auf der Kölner Jahrtausend-Ausstellung

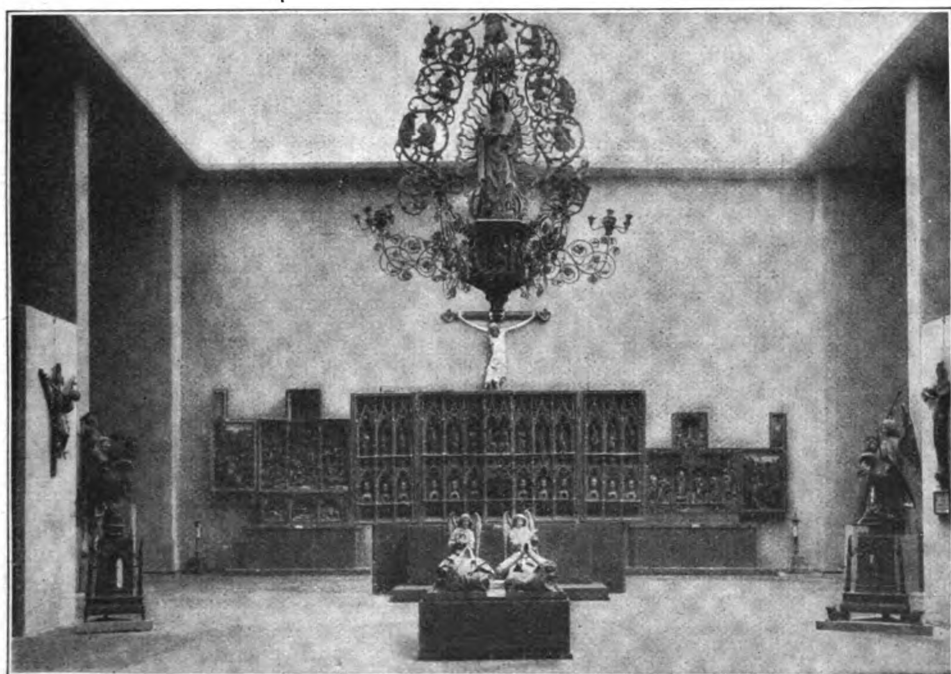

Aufn. Aug. Kreyenkamp, Köln
Marienstätter Altar des 14. Jahrhunderts auf der Kölner Jahrtausend-Ausstellung

Was wir sonst noch, teils in den Farben der Originale, teils in schwarzweißer Übertragung, teils in möglichst getreuer graphischer Nachbildung an Kunstblättern zeigen, sind Werke zeitgenössischer Kunst. Da begegnet uns zunächst in dem Blatt »Vor dem Stall« eins der berühmten Tierbilder des Münchner Meisters Heinrich von Zügel; Hermann Graf, der in enger Nachbarschaft mit Thoma und Steinhausen in der Wolfgangstraße aufgewachsene Sproß eines Frankfurter Malerhauses, erst als Musiker, dann als Maler in München und Weimar ausgebildet, steuert eins seiner lebhaften und doch fein abgetönten Innenbilder bei,


Aufn. Aug. Kreyenkamp, Köln
Saal der rheinischen Kurfürsten auf der Kölner Jahrtausend-Ausstellung

die ihre Motive aus dem eignen Hause und der eignen Familie des Künstlers gewinnen. Ein ganz von der Farbenfröhlichkeit eines leuchtenden Sommertages erfülltes, stark koloristisch empfundenes Bild (»Mittag am See«) verdanken wir dem Aquarellisten Heinz Balmer, eine naive, ganz und unmittelbar aus der Natur geschöpfte Landschaft, die jedes Beiwerk verschmäht. Belebung und Bewegung dagegen ist das Kompositionsprinzip in dem Gemälde »Jagd der Diana« des Münchner Malers Rudolf Hause, wo Landschaftliches, Mythologisches und Monumentales sich zu einem freien und doch harmonischen Stil zusammenfinden. Ins Herbere und damit ins »Deutsche« lenkt Karl Hänsels »Mädchen mit Korb« zurück, eine Radierung, die in unsrer Wiedergabe ihren graphischen Originalcharakter wohl behauptet. Hänsel holte sich, als Schüler des Dresdner Historienmalers Pauwels, seine Stoffe anfangs gern aus der vaterländischen Geschichte, besonders aus den Bauern- und Ständekriegen des scheidenden Mittelalters, wandte sich dann aber mehr und mehr der allgemeinen Figurenmalerei und dem Bildnis zu. Seine Stoffe, die er gern auf biblische Texte abstimmte, entnahm er seitdem mit Vorliebe der Arbeiterwelt. Auch in unserm Blatt schwingt etwas Religiöses mit, aber nur insofern, als jede tüchtige und redliche Arbeit ein Stück Gottesdienst ist. Ein großes Kirchengemälde Hänsels hat vor kurzem die hessische Gemeinde Erdmannsroda erworben; Radierungen und Zeichnungen von ihm sind vielfach in den Besitz öffentlicher Sammlungen übergegangen.

Die Plastik des Heftes ist ein Werk von August Kraus, seine Sandalenbinderin, die sich letzthin wieder zum Entzücken der Besucher auf der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin sehen ließ. Entstanden ist dieses Bildwerk schon zu Anfang des Jahrhunderts, als Kraus sich eben aus der Schülerschaft von Begas befreit und in Rom zur Selbständigkeit emporgeschwungen hatte. Die »Sandalenbinderin«, aus der Beobachtung des unbefangenen römischen Lebens empfangen, aber schon losgelöst von aller ängstlichen Naturalistik, ist das erste Denkmal dieser Befreiung, vom Künstler immer wieder durchgearbeitet und bis ins Kleinste und Feinste abgewogen, schließlich eigenhändig in Bronze gegossen. Denn Kraus hat sich aus seiner Lehrzeit das Handwerkliche zu erhalten gewußt, das die Bildhauerkunst nicht entbehren kann. Seine erste Einführung in den Bildhauerberuf geschah in Straßburg i. E. Dort werden, da sich viele Steinbrüche in der Nähe befinden, die Bauten mit Vorliebe in Stein ausgeführt, und die Meister, die die Steinbildarbeiten dafür auszuführen haben, brauchen viele Gehilfen. Als so ein Straßburger Steinbildhauergeselle hat Kraus begonnen, und bis heute hat er das keinen Augenblick bereut.



Aufn. Aug. Kreyenkamp, Köln

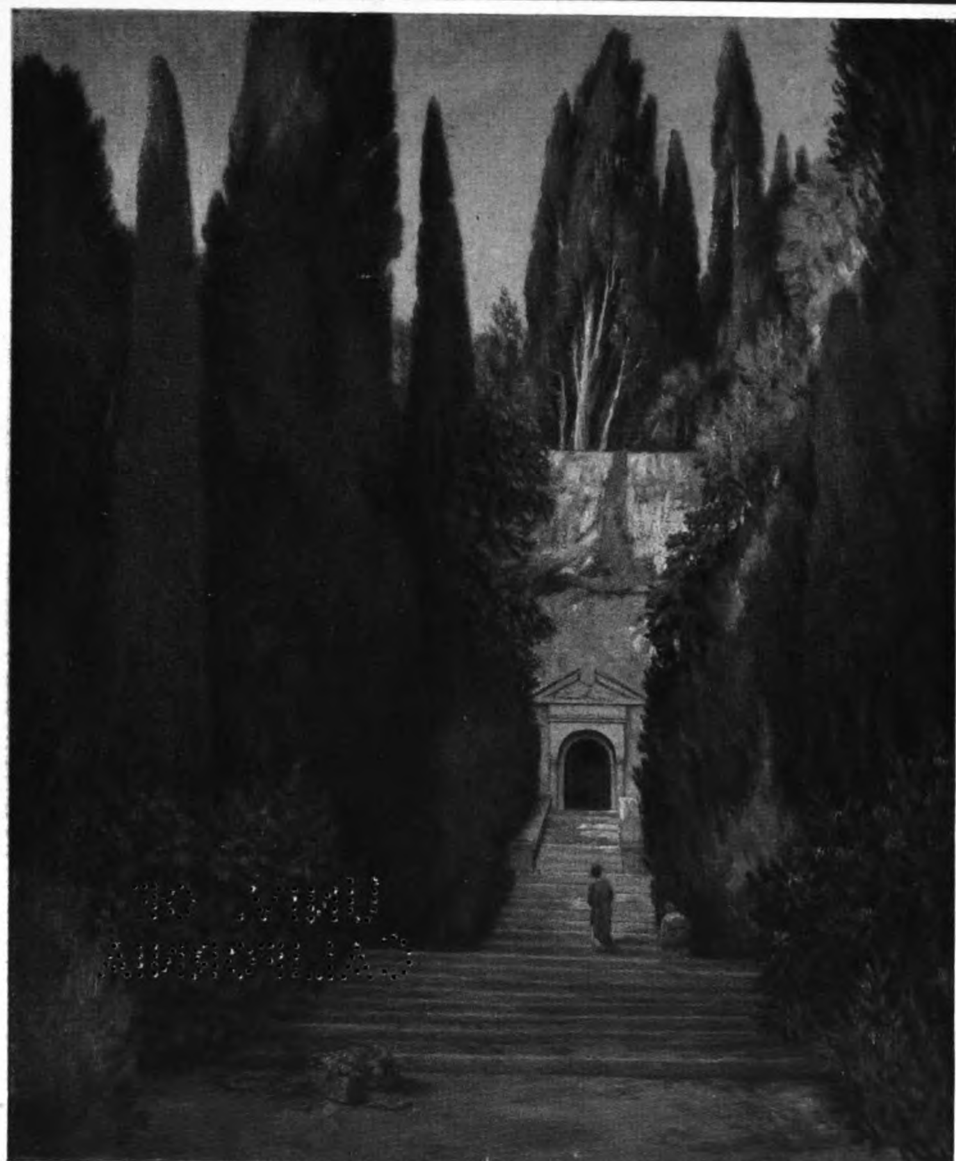
Raum der kirchlichen Holzschnitzkunst auf der Kölner Jahrtausend-Ausstellung



Ein bisher unbekanntes Bildnis Lessings von Anton Graff
Mit Genehmigung der Kunsthandlung von P. Rusch in Dresden

Das farbige Kunstblatt »In roter Jacke« begleitet den großen vielseitig illustrierten Aufsatz über Ferdinand Dorsch von Prof. Haenel; das »Schlafende Mädchen in chinesischer Tracht« ist ein Offsetdruck nach einer Original-Farbenaufnahme von Nicola Perscheid und nur ein Vorläufer eines besonderen, von Professor Emil Waldmann verfaßten Aufsatzes, der, ausgestattet mit vielen Bildnisaufnahmen des Berliner Lichtbildkünstlers, eine Gesamtwürdigung seiner beachtenswerten neueren Leistungen bringen wird. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Franz Lippisch: Giardino Giusti in Verona

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Fritz Schmidt in Charlottenburg

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Heft: 830 Okt. 1925

Der Weg nach Heilisoe

Von Paul Steinmüller

II

Das Volk in Not

Was für ein Treiben begann jetzt im Haus am Markt? Die Herren vom Rat staunten, man sprach bei den sonntägigen Zusammenkünften im alten verräucherten Weinkeller davon; die Olrogges machten runde Augen. Der alte Aldermann des Schneidergewerks wartete nach einer erregten Sitzung im Vorsaal auf Onkel Rolf, um ihn zu begleiten.

»Herr Justizrat, ist es wahr, was ich hörte? Ihr Neffe wird eine Bank eröffnen?«

»Sie sind recht berichtet, Herr Hofmeister.«

Der weißbärtige Herr schüttelte den Kopf: »Sehr schön, Herr Justizrat, ich bewundere Malte Treß. In dieser Zeit, da keiner weiß, was uns widerfahren kann, wie sich alles auswirkt ...«

»Ich bewundere ihn auch. Ich habe immer etwas übrig für Leute, die den Kopf in Zeiten der Not hoch tragen: Jetzt erst recht! Wir Alten sind mürbe geworden und verstehen das nicht mehr.«

Als er seinen Weg allein fortsetzte, verdüsterte sich sein Gesicht wieder. Er würde es keinem sagen, daß er Malte doch ernstlich abgeraten hatte.

Malte hatte den Kopf weit im Nacken. Sein Mund war fester geschlossen als bisher, die Züge seines Gesichts waren gestrafft, seine Blicke gingen immer, wenn er sprach, über den Angeredeten fort. Herr Häberle hatte den Eindruck, als sähe sein Chef auf einen Punkt, den er unter keinen Umständen aus dem Auge verlieren dürfe. Nur wenn jemand etwas sagte, das entfernt einer Warnung vor allzu kühnen Wagnissen glich, konnte er den Sprecher so erstaunt anblicken, daß dieser jeden Einwand aufgab.

Die Schreibstuben waren in den Treßhof verlegt. Im unteren Stockwerk des Hauses am Markt klopften und hämmerten Maurer und Zimmerleute. Das Vorderhaus war neuzeitlich, aber von dem einstigen Giebelhaus ragte in den Hof noch der alte Flügel mit den Kemladen, jenen Gemächern im Halbdunkel, zu denen man über unzählbare Stufen, hinauf und wieder hinab, gelangte. Alles wurde jetzt nutzbar gemacht.

Malte trieb die Arbeitenden an, da der Umbau mit dem Ausgang des Winters beendet sein mußte, doch bei ihnen stieß sein fieberndes Eilen auf eine starre Wand. Er mußte verdrossene Worte hören, und die verwundert-gebieterischen Blicke prallten wirkungslos ab.

»Herr Häberle, die Leute arbeiten zu langsam!«

Häberle rückte seine Brille gerade. Verstand denn der Chef die Zeit so wenig? »Herr Konsul, die Menschen können sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir arm sind und Arbeit unser einziges Kapital bleibt. Sie glauben an den großen Wechsel in ihrer Tasche.«

Malte zuckte die Schultern. Sein Beispiel mußte sie anstecken, er würde sie schon mit sich reißen. Er selbst arbeitete unermüdlich. Ausruhen? Wozu? Nach wenigen Stunden Schlaf lag er doch wach, und im Dunkel und in der horizontalen Lage arbeiteten die Gedanken ungestümer denn je. Erholung? Bah, er war aus altem Holz geschnitzt! Der Weg vom Markt zum Treßhof, vier-, sechsmal am Tage, genügte ihm vollauf.

Die in den Schreibstuben saßen, mußten mit. Sie stöhnten, sie schalten, aber sie fügten sich. Wer nicht mitlaufen konnte, wurde abgelohnt. Es waren genug brotlose Leute da. Zehn für einen.

Auch Herr Häberle stutzte. Arbeit wurde ihm so leicht nicht zuviel, aber er vermißte den Ausblick auf die Weite des Weges, den der junge Chef eingeschlagen. Warum tat der so geheimnisvoll? Er versuchte zu erkennen.

Malte besprach einmal mit ihm ein Vorhaben. Häberle riet ab.

»Warum fehlt Ihnen seit einiger Zeit das Vertrauen?«

»Herr Konsul, diese ungeheuren Wertmassen, die auf dem Papier stehen, deren Verzinsung allein den Geldvorrat der Welt übersteigt, werden uns in eine Sackgasse jagen, aus der keiner herausfindet.«

»Wollen Sie gegen den Strom schwimmen?«

»Nein, aber ich denke an unsern Namen. Die Valuta beruht auf dem Glauben, daß der Schuldner einlösen kann. Das muß mehr als eine Annahme sein, es wird aber allmählich zum Begriff.«

Er machte sich an seiner Brille zu schaffen. Malte überlegte und stand plötzlich auf.

»Sie haben recht, Herr Häberle. Aber wir tragen keine Verantwortung, denn wir müssen mitmachen. Gedulden Sie sich noch ein wenig, und Sie werden sehen, daß ich in dieser Wirrnis erkannte, was zu tun nötig war.« —

Endlich waren die Werker im Haus am Markt fertig, und die Schreiber und Rechnungsführer hielten in die Räume, in denen es nach Kalk, Farbe und frischem Holz roch, ihren Einzug.

Frauke kehrte zurück, Frauke, die vor dem Lärmen der Hämmer nach Hamburg geflüchtet war. Sie war fast während des ganzen Winters dort gewesen, und nur in den Weihnachtstagen hatte Malte sie besucht. Natürlich, er war zu Hause unentbehrlich gewesen, aber es litt ihn auch sonst dort nicht lange. So gern er auch die alte Hansestadt aufsuchte und seine Brust in ihrer Luft weiten mochte — war er dort, zog es ihn wieder heimwärts. O ja, man begegnete ihm freundlich im Hause Poppelmann, man schätzte seine ruhig wägenden Urteile; der alte Poppelmann mit den scharf geschnittenen Zügen schien ihn zuweilen auszeichnen zu wollen, und doch — nirgendwo als in diesem Luftkreis fühlte Malte so stark, wie fern ihm seine Frau war. Zu Hause hatte sie schließlich nur ihn. In Hamburg lebte sie in einer ihm fremden Zone, ihr Denken drehte sich in fernen Kreisen. Er war Gast in ihrem Hause.

Frauke also kehrte heim, und Malte erwartete sie auf dem Bahnhof. Als sie aus dem Portal auf die Straße traten, stand da ein funkelnd neuer Kraftwagen, dessen Schlag Malte ihr öffnete.

Sie blickte ihn verwundert an. Der Mann am Steuerrad grüßte. Das war ja doch Telge!

»Mein Geschenk für dich,« sagte Malte.

Sie ließ einen gurrenden Laut der Überraschung hören. »Du? Für mich?«

Malte nickte zufrieden. Sie konnten den Wagen hier nicht betrachten. Schon sammelten sich die Gaffer.

»Ich danke dir!« sagte sie. Und der frohe Ton schien ihm Lohns genug.

Frauke war froher denn je. Ja, diese Vorfrühlingstage an der Alster, die so eigen waren, wenn das Eis brach! Aus den Fleten stieg dann ein ganz besonderer Duft, und der herbe Wind, der über die Elbe strich, trug bis in die Gassen am Gänsemarkt etwas mit sich, das es nirgendwo gab: Geruch von der Erdkraft der Lüneburger Heide, Rauchduft vom Reisig niedersächsischer Herde.

»Willst du gleich die Geschäftsräume sehen?«

Ja, sie wollte. Die Köpfe der Emsigen fuhren in die Höhe.

»Bitte die Herren, sich nicht stören zu lassen!«

Und die Stirnen senkten sich über die Tischplatten, auf deren weiße Buchblätter die grünumschirmten Lampen helle Kreise warfen. Federn scharrten leise, Papiere knisterten, die Luft war erfüllt vom Atem der Arbeit.

Frauke stand auf der Stelle, von wo sie die Flucht der geschaffenen Räume überschaute. Ihre Nasenflügel witterten. Etwas Helles durchlichtete sie und trat in ihre Augen. Sie war stolz auf ihren Mann; ihre abwägende Vorsicht schwieg.

Unumwunden drückten es ihre Worte aus, als sie und Malte oben am Teetisch beisammen waren.

»Du sprachst einmal von anzuknüpfenden Verbindungen.«

»Ich bin auf dem besten Wege, Frauke. Noch ein paar Monate, und alles wird geregelt sein.«

»Ich habe gestern noch einmal mit Vater gesprochen.«

»Ich bin dir sehr dankbar, Frauke. Kann ich mich, sobald es not tut, um Rat an ihn wenden?«

»Er rät ungern. Du kennst ihn ja: Selbst ist der Mann! Doch empfiehlt er dringend Vorsicht bei Abschlüssen von Verbindlichkeiten auf lange Dauer. Er sagt, die Zukunft sei undurchdringlich.«

War das alles? Ja, mehr hatte er nicht gesagt. Malte rückte auf seinem Sitz. Jawohl, selber ist der Mann.

»Also Güldensen geht es gut, und Marfa erwartet ein Kind? War Harro oft hier? Und der Benjamin Jörg?«

Malte berichtete. Über kurze Andeutungen, die Familie betreffend, war er in den eiligen Briefen, die nach Hamburg geflogen, nicht hinausgegangen. Gottlob, sie waren ja alle gesund.

»Claus ist jetzt im Geschäft?«

Ja, darüber war mancherlei zu sagen. Malte erzählte.

Claus war gekommen und hatte gesagt: Hier bin ich, gib mir zu tun. Malte hatte ihn aufmerksam betrachtet. Er trug sich selbst auch ge-

wählt, doch nicht in der Weise, daß er die Sonderung betonte. Hier aber: Lackschuhe, Gamaschen, das feinste Tuch und über allem der Duft teurer Blumenseife. Claus hatte sich draußen tapfer gezeigt, war wochenlang im Sud versumpfter Gräben gelegen. Weibisch-Verderbtes lag seinem mannhaften Wesen fern. War dies das Dürsten nach Kultur, das sich übersteigerte? Viele konnten sich jetzt im Ausleben nicht genugtun und verloren das Maß.

»Du willst also arbeiten?«

»Gewiß will ich das.«

»So komm! Ich werde dir das Gefüge des Betriebs erklären.«

Claus hatte gut achtgegeben, vernünftige Fragen getan, sich aufnahmefähig erwiesen.

»Dein Platz ist hier, gegenüber von Herrn Häberle. — Herr Häberle, Sie leiten freundlichst Herrn Hauptmann an!«

Eine Stunde später war Claus bei ihm eingetreten. »Hör' mal, Malte, einen andern Platz mußt du mir anweisen.«

»Blendet die Sonne oder zieht es dort?«

»Nein, aber unter den jungen ungedienten Leuten kann ich nicht sitzen. Und dann: Häberle gibt mir ja richtige Schulaufgaben. Auszüge aus dem Kurszettel. Ich dachte doch, ich gehöre ins Chefzimmer.«

»Du bist ein Lernender. Hier muß ich allein sein, und keiner kann dich so gut einführen wie Häberle. Sei zufrieden!« —

»Und er ist dort geblieben?« fragte Frauke. »Nun, mich wundert, daß er sich fügte. Ist es ihm ernstlich um Güldensey zu tun?«

Malte bejahte. Claus selbst hatte es angedeutet. Er konnte sein Heil versuchen. Malte war damit einverstanden.

»Baue darauf keinen Plan,« sagte sie. »Du wärst ein übler Menschenkenner, nähmst du an, Güldensey finde sich dazu bereit.«

»Unser williges Kind, Frauke!«

Sie machte eine bedauernde Gebärde und erhob sich. »Du wirst noch hinabgehen wollen, ich habe die Jungfer für das Auspacken bestellt.«

War die heimliche Stunde schon verstrichen? Geschwätz von Geschäften und Familie? Mußte nicht noch etwas Besonderes kommen?

»Frauke!« sagte er und streckte beide Hände nach ihr aus. »Hätten wir uns heute nichts mehr zu sagen?«

»Was nur?« fragte sie. Als er schwieg, blickte sie ihn prüfend an und errötete leicht.

»Ich war lange allein, Frauke.«

»Es ist ja nun gut. Im Sommer will ich mit dem Vater und Johns auf Sylt zusammentreffen. Bis dahin bleibe ich hier.«

Sie neigte die Stirn gegen ihn, daß er sie mit den Lippen berühre; dann ging sie. Er blieb stehen und lauschte entzückt auf das feine metallische Klingen der Reifen an ihren Handgelenken, das durch das Nebenzimmer läutete und sich in der Ferne verlor. Dann atmete er glücklich auf. —

Claus schlenderte durch die Bechermeistergasse der unteren Stadt zu. Es war noch nicht Zeit, zum Essen zu gehen, und er bedurfte der frischen Luft. Das Hocken in dem abgesperrten Raum, diese Zahlen, die von Mund zu Mund flogen und denen er keine Teilnahme abgewann, ermüdeten ihn. Er hatte Herrn Häberle etwas von einer Verabredung gesprochen und war gegangen.

Die Hauptstraße vermied er; dort konnte ihm Malte begegnen. Der nahende Lenz spürte sich auch in der engen Gasse, die so schmal war, daß Sperrbalken die einander gegenüberliegenden Häuserwände absteiften und die Gangsteine nur für einen Gehenden Raum boten. Der Entgegenkommende mußte zur Seite treten.

Eigentlich seltsam, dieses Leben! Wie oft war er vor dem Kriege durch die Straßen dieser seiner Heimatstadt geritten, den Burschen auf dem zweiten Pferd hinter sich, nach rechts bald und bald nach links grüßend. Als einziger Sohn des vermögenden Ratsherrn Glöden hatte er eine bevorzugte Stellung eingenommen. Und jetzt? Der beste bürgerliche Anzug ersetzte nicht die Uniform, und er zwängte sich durch die Bechermeistergasse, um seinem Vetter aus dem Wege zu gehen. Warum war er nicht wie tausend andre draußen geblieben, irgendwo eingescharrt? Jetzt mit fünfunddreißig Jahren Kaufmann! Es war so sinnlos.

Er war bis zur alten Sachsenbastion gekommen, da erblickte er plötzlich Güldensey. War sie krank? Ihr Gesicht war seltsam gespannt, und ihr federnder Gang trug eine Hemmung.

»Güldensey!«

Sie blieb stehen und reichte ihm die Hand. Im Arm trug sie ein großes Paket. Er machte Miene, es ihr abzunehmen.

»Nein, nein,« wehrte sie. »Ich gehe zu Engelke. Hier ist es schon.«

Er zeigte ein enttäuschtes Gesicht. »Aber du bleibst ja nicht lange,« sagte er. »Ich werde dich erwarten und begleite dich nach Hause.«

Sie wäre viel lieber allein geblieben, doch sie besann sich, daß sie ihn bei dem letzten Sonntagskaffee unfreundlich behandelt hatte und deshalb von Gewissensbissen geplagt war. Sie wollte wieder gutmachen. »Wenn du Geduld hast —«

Nun, die Geduld wollte er beweisen. Und während er auf und nieder ging, überlegte er, wie er gefällig erscheinen konnte. Von seiner Kupferstichsammlung mochte sie nichts hören. Hat man in dieser Zeit wirklich etwas für so kostspielige Liebhabereien übrig? hatte sie einmal gefragt und ihn eigentümlich angesehen. — Du mußt den onkelhaften Ton aufgeben, wenn du mit Güldensey sprichst, hatte sein Vater geraten. Es ist nicht gut, deinen Vorsprung an Jahren zu betonen. Gut, gut; also kameradschaftlich!

Er eilte ihr freudig entgegen, als sie erschien; ihn freute im besonderen, daß sie das gräßliche Paket nicht mehr im Arm hielt. Merkwürdig, Güldensey sah so gut aus und hatte bei aller Natürlichkeit viele Reize, aber auf solche entstellenden Dinge achtete sie nicht.

»Du besuchst wohl eure Engelke oft?« begann er. »Ich fürchte, das strengt dich an. Du siehst nicht so wohl wie früher aus.«

Sie lächelte ein wenig.

»Fühlst du dich krank?« fragte er besorgt. »Ich begreife nicht ... Aber Malte bemerkt ja jetzt überhaupt nichts mehr außerhalb seiner Geschäftsräume. Ich werde mit ihm reden.«

»Bitte, nicht,« sagte sie. »Wozu das? Es würde ihn beunruhigen. Ich bin nicht krank, ich leide nur.«

»Ist das nicht dasselbe? Oder kränkt, benachteiligt man dich?«

»Mich? Ach, Claus!«

Ja, was dann? Claus war am Ende und blickte sie ratlos und bekümmert an. Sie lächelte wieder. Was hinter diesem in Gesundheit geröteten Gesicht lebte, wußte wohl nichts davon. Trotzdem wollte sie es sagen.

»Ich leide an dieser furchtbaren Zeit, schon lange, seit jenem Tage in Heilisoe, da Malte uns die Schreckensnachricht brachte. Es ist entsetzlich!«

Claus machte eine zustimmende Bewegung. Ja, natürlich entsetzlich. Diese zerbrochenen und verkrüppelten Existenzen, diese Vergewaltigung dessen, das zu Besserem bestimmt war.

Güldensey merkte, wie ihn seiner Enttäuschungen Bitternis überkam. Sie schwieg, in ihr verkroch sich etwas ängstlich. »Das wäre wohl das geringste Übel,« sagte sie endlich leise. »Aber das andre, die Verderbnis, der Hunger.«

Sie blieb stehen, ihr Arm machte eine weite kreisende Bewegung. Die Vorübergehenden blickten verwundert auf sie.

»Komm doch!« sagte Claus. Es war ihm peinlich, in dieser Weise Aufmerksamkeit zu erregen. Er redete weiter, heftig, hastig, sein Ärger gegen alle, die er für die Verderber hielt, entlud sich in starken Worten. Hätte er gewußt, wie weit er sich von ihr fortredete!

Güldensey hörte ihn nicht mehr. »Wohin sind wir gegangen?« sagte sie und sah sich um. »Ich wollte zu bestimmter Zeit zu Hause sein. Ich muß die Bahn benutzen.«

Sie hatte erwartet, daß er sie jetzt verlassen würde; sie redete ihm zu, daß er um ihretwillen nicht seinen Spaziergang verkürze. Er bestand darauf, sie begleiten zu wollen. Als der elektrische Wagen vor ihnen hielt, bestieg er ihn nach ihr.

Die Plattform war um diese Zeit von Fahrenden leer. Die Schaffnerin kam und reichte ihnen die Scheine. Claus machte eine gleichgültige Bemerkung, Güldensey wollte antworten. Plötzlich fuhr sie zurück. Das Gesicht der Frau, die die grüne Dienstmütze trug, näherte sich dem ihren und blickte sie dreist, mit einem häßlichen Lächeln an.

»Nun, schönes Fräulein Güldensey! Einen vergnügten Spaziergang gemacht?«

»Verzeihen Sie, ich kenne Sie nicht,« stammelte Güldensey erschrocken.

Die Frau lachte rauh. »Das will ich glauben. Es ist lange her, seit wir beide unter einem Dach wohnten.«

Güldensey erbebte. Was war das für ein unangenehmer Geruch, den die Frau ausströmte? »Ich weiß nicht —«

Da griff Claus ein: »Bitte, uns nicht zu belästigen!«

Jetzt wandte sich die Frau ihm zu. Ihre glitzernden Augen wurden dunkel im Groll. »Sie? Was hätte ich denn mit Ihnen zu schaffen?«

»Schweigen Sie! Lassen Sie sofort den Wagen halten. Sofort, oder —«

Claus' Stimme schnarrte, als stände er auf dem Exerzierplatz. Als die Frau noch nicht Miene machte, ihm zu willfahren, riß er das Glockenseil so heftig, daß der Wagen gleich darauf stand. Er sprang ab und reichte Güldensey die Hand. Noch einen Blick warf diese auf die Frau. Das Gesicht war verwüstet, verwildert, aber hinter der rauhen Schrift lag die Glätte einer versunkenen Schönheit, und etwas wie ein Erschrecken ließ sie jetzt erstarren.

Güldenseys Glieder zitterten. »O Claus, wer war das?«

Claus murmelte vor sich hin: »Unglaublich! Jetzt drängt sie sich uns schon öffentlich auf.«

»Kennst du sie? Sie sagte, sie habe bei uns gewohnt!«

Es schien, als besinne er sich. »Das ist törichtes Gewäsch. Ich kenne die Person nicht, will sie nicht kennen. Sie ist eine Verworfene. Hast du nicht bemerkt, daß sie betrunken war?«

Das war also der widerliche Geruch. Und doch — Güldensey fühlte, er verbarg ihr etwas. Ihr Blut wallte warm in Mitleid, Tränen stiegen ihr auf. »Eine Verworfene? Und du konntest so hart sein, Claus!«

Er schwieg betroffen. Er fühlte, daß er etwas in Güldenseys Sinn eingebüßt habe, was nicht leicht gutzumachen war.

Als sie zu Hause eintraf, rief sie nach Ose. Die Alte stand im oberen Flur vor den Leinenschränken und bündelte Wäsche ein. Atemlos erzählte Güldensey ihr Straßenerlebnis.

Oses Lippen wurden schmal und herbe. »Laufen viele Frauen jetzt durch die Welt, die einst guter Herkunft waren; habe jüngst erst eine gesehen, die einstmals in Seide ging und nun Lumpen trägt. Was soll die Schaffnerin mit uns zu schaffen haben, du liebe Seele!«

Güldensey trat vor sie hin: »Sieh mich an, Ose!

So, und nun sag': Was hat es mit der Frau auf sich?«

Die Alte schluckte mühsam. »Kind, ich kenne sie doch nicht. Und wenn ich wüßte, wer sie wäre, glaubst du, ich würde reden, wenn ein Verbot meinen alten Mund versiegelt hält?«

Da flossen Gülbensens Tränen. »Es ist soviel Not da, die wird verdeckt mit Schweigen. Ich möchte helfen und kann nicht, weil ich ihr nicht auf den Grund sehe. Hilf du mir doch, Ose.«

Aber Oses Gesicht blieb verschlossen und war fast hart, und der Mund, der immer willfährig war, wo es zu trösten galt, blieb dieses Mal stumm. —

Ja, Gülbensey litt mehr, als alle wußten.

Frau Mellin war mit einem Brief zu ihr gekommen, das älteste Kind der Tochter siechte dahin. Die Kinder in den großen Städten starben in Menge, weil ihnen das Nötigste fehlte: Milch und Brot.

»Lassen Sie das Kind kommen,« riet Gülbensey. »Wir werden es herauspflegen.«

Doch Frau Mellin wußte, daß die Not hier die gleiche sei. »Sehen Sie sich doch die Kinder auf der Straße an, gnädiges Fräulein!«

Seitdem achtete Gülbensey in der Stunde, da sich die Schulen schlossen, auf die Scharen, die sich in die Straßen des Sachsenviertels ergossen. Sie ging hinter den Trupps her, sie stellte sich mit ihnen vor die Ladenfenster, wo hungrige Blicke die märchenhaften Dinge der Auslage prüften. Sie wollte hören, und sie hörte. Ach, was hörte sie!

»Mutter sagt, wir verkaufen jetzt unsre Milchkarten. Was nützt die Karte, wenn wir die teure Milch nicht bezahlen können.«

»Grete ist gestern gestorben.«

»Der Otto von nebenan auch.« Es klang, als werde ein Trumpf ausgespielt.

»Der Doktor sagt, sie hat die Grippe gehabt. Mein Vater sagt: Unsinn, sie ist einfach verhungert.«

Hunger! Wie furchtbar klang das Wort vom Kindermund! Welche Anklagen stiegen aus den vielen kleinen schmucklosen Särgen, die man heimlich, wie verschämt, in der Dämmerung zum Friedhof trug!

»Kinder, wartet hier. Ich kauf' euch etwas.«

Sie warteten. Ihre Blicke hinter der dicken Scheibe hafteten an dem Fräulein drinnen, das mit dem Bäcker verhandelte.

»Brot, natürlich, und Semmeln. Und die trockenen Küchlein im Glas. Packen Sie nur ein. Und bitte, schnell noch etwas von dem Zuckerwerk.«

Sie trat aus der Ladentür, beide Arme befrachtet mit Gebäck. Ein Dutzend blasser Kindergesichter — oder waren es mehr? — hob sich ihr entgegen. Das verlegene Lächeln derer, die nicht zu glauben wagten, schnitt in ihr Herz. Es tat so weh, dieses Lächeln, weil es nicht glücklich war.

»Seht, das ist für euch. Nehmt nur, nehmt!« sagte Gülbensey. Sie stand da wie die heilige Elisabeth und legte ihre Gaben in die geöffneten Hände.

»Nehmt es, nehmt das liebe heilige Brot!«

Wie schauten sie nur aus, diese Menschlein, um deren entkräftete Körper die zerstörenden Fieber des Lebens wie nächtige Schakale um niedergebrannte Feuer schlichen: ungepflegt, rauhe, vertragene Stoffe auf dem hageren, von keinem Hemdlinnen geschützten Leibe tragend, und ohne Glauben an die große Güte, die des Hungernden sich erbarmt. Sie konnte das stumme Elend nicht ertragen, sie ermunterte: »Ihr lieben Kinder, erzählt mir etwas.«

Da und dort begann einer der essenden Münder zu sprechen. Ein Mädchen erzählte, daß man heute das Bild des Kaisers aus der Schulstube entfernt habe. Krampfte nicht das Herz, wenn man das hörte? Papierne Bestimmungen jagten einander: die Bilder ausgetrieben, der Heiland ausgetrieben — und Reihen hungernder Kinder saßen da, denen man etwas nahm und statt des nötigen Brotes eine neue Rechtschreibung gab. Es war, daß sich Steine erweichen konnten!

Wenn Gülbensey jetzt um die Mittagsstunde durch die Straßen schritt, liefen ihr die Hansen und Greten schon entgegen, und die Menge wuchs, die draußen vor dem Bäckerladen harrte, in dem sie Brot einhandelte. Sie mußte die Stücke verkleinern, denn oft reichte ihr Geld nicht aus. Und immer begleitete ihre Gabe ein segnendes Wort. Nehmt hin, nehmt das liebe Brot!

Wenn Gülbensey heimkam, wußte sie zu erzählen.

»Kind, du ißt so wenig,« mahnte die Alte und rückte ihr die Schüssel näher.

»Ach, Ose, wenn man dem nachdenkt, was man heut wieder sah.«

»Hast ja deine Pflicht getan, so darf's dir auch schmecken. Nimm noch ein wenig, nachher such' ich auch noch nach altem Leinen.«

Es war nicht allein Deutschlands Not, die sich ins Herz fraß, es war vielmehr der Übermut, der dieser Not spottete.

Als Gülbensey einmal aus dem Laden trat, ihre hungrige Schar zu speisen, stand da eine Gruppe Herren und Damen, die sich das seltsame Ereignis betrachten wollten. Es waren solche, die mit funkelnd neuen Koffern durch die Geschäfte zogen, um die Waren des geschmähten Landes aufzukaufen. Ihrer Sprache nach kamen sie von jenseits des großen Wassers.

Gülbensey schämte sich. Die Fremden, schwatzend und lachend, standen wie beim Beginn einer Tierfütterung.

»Kommt ein wenig weiter, Kinder!«

Doch die Hungrigen waren zu ungestüm, und sie mußte austeilen. Die Fremden gafften und schwatzten. Zog keiner die Kamera hervor? Spitzte kein Berichterstatter den Stift zu inter-

essantem Bericht: Speisung hungernder Kinder auf der Straße? O Deutschland!

»Ein Kind ging leer aus, ein flachshaariger Bub mit tiefliegenden Augen.

»Warte, Kind, ich hole für dich!«

Gülbensey hatte kein Geld mehr, sie mußte borgen. Aber um alles nicht sollte der Junge darben. Als sie sich der Tür zuwandte, griff einer der Fremden in die Tasche und warf ihr einen schmutzigen Schein zu. Es war, als hätte er sie geschlagen. Blutrot war ihr Gesicht. Dann hob sie das Papier auf und schritt auf ihn zu. Unter ihrem Blick erstarrte das gutmütige Grinsen. »Danke! Wir bedürfen der Almosen nicht!«

In Gülbenseys Seele brannte eine Wunde neben der andern.

Hans Olrogge kam in den Treßhof. Es hätten sich Kreise von wohlhabenden Erwachsenen gebildet, die fremdländischen Tänze zu studieren; ob Fräulein Treß teilnehmen möge.

Als sie ihn ansah, fühlte er, daß es vergeblich sei, von seinen Erklärungen für die so lange unterbundene Lebensfreude Gebrauch zu machen.

»Ich sollte jetzt tanzen?« fragte sie. »Ich würde den Gedanken an die nicht los, die vor den erleuchteten Fenstern stehen und auf die fremden Weisen hören. O nein, Herr Olrogge!«

Es war angstvoll gewesen, in einer Zeit zu leben, die nach Blut und Eisen schmeckte. Der Dunstkreis dieser gärenden Zeit war gesättigt mit verderblichen Keimen, die wie geistiger Meltau auf die Willensschwachen fielen. Die Angst um das kleine Ich verschattete völlig die Sorge um das Ganze.

Was war es nur, das diese unvereinbaren Gegensätze schuf, die das deutsche Wesen zerrissen: Verzagtheit und frecher Übermut, Darben und Verschwendung? Es mußte etwas im Dunkel des Hintergrundes stehen, das mit frevelnden Händen an den Drähten zerrte, in denen das Wohl und Weh der Menschheit hing. Aber was, was war es, daß man es packen konnte!

Wäre nur Jörg einmal gekommen; Gülbensey verlangte es nach ihm, er würde ihr antworten können. Aber Jörg war jetzt ganz der Musik verfallen, seine Arbeit litt keine Unterbrechung, und seine Briefe waren in der knappen Pause, die zwischen zwei Stunden lag, geschrieben.

Malte? Ach nein! Sein Ernst erweichte vor Gülbensey noch immer zu einem Lächeln, aber das kam nicht aus seiner Seele. Seine Seele war immer zerstreut; wenn er nicht im Geschäft war, flog sie stets als Wolke vor dem Sturm der Zeit. Nur Pastor Thomasius war stets für sie bereit. In seinen Augen war ein Schein froher Zuversicht, und nie klang eine Stimme so jugendhell wie seine, wenn er vor dem Altar die Bibel in beiden Händen hob: Wir wollen bekennen!

»Welches ist der Geist, der uns zerstört?« fragte ihn Gülbensey.

»Der Haß!« entgegnete er.

Sie sann ein wenig. »Aber warum haßt man? Es muß etwas sein, weswegen man haßt.«

»Vielleicht, ja! Doch warum fragen Sie danach? Es ist die Welt frostig geworden, weil die Liebe fehlt. Wir müssen sie suchen.«

Es war ein wunderbarer Klang in seiner Stimme. Hob er das alte Buch? Sein Blick umfing warm ihre Gestalt. Gülbensey wandte das Gesicht zur Seite und begann, ihm von Marfa zu sprechen.

Marfa verließ das Haus selten. Sie hütete ihre Mutterhoffnung, doch Gülbensey wußte, das war es nicht allein, was sie in der Verborgenheit festhielt: sie sehnte sich nach Harro, sie litt, weil er fern war. Ihre jäh erweckte Liebe, die stürmisch nach ihm drängte, wußte in ihm ihren einzigen Halt. Sie hatte alles verloren, nun klammerte sie sich mit verzweiflungähnlicher Sorge an den Trost, den ihr das Leben als Ersatz gegeben. Kam er, so lebte sie auf; ging er, so krankte sie.

»Hier versteht mich keines, nur du, Gülbensey,« sagte sie. »Es fehlt allen hierzulande der sechste Sinn, der ahnt und erfühlt. Auch Harro fehlt er, sonst ließe er mich nicht so oft allein.«

»Wie sollte ich ihn besitzen!« zweifelte Gülbensey.

»Deine Seele ist wie das Geheimnis des Kristalls,« antwortete Marfa.

»Ich bleibe bei dir,« tröstete Gülbensey. Und sie begann zu erzählen, daß sie beide im Sommer auf Heilisoe wohnen und unter Sonnenschein und Seewind froh werden wollten.

»Wir liegen am narbigen Rand der Dünen, wo die blauen Glockenblumen wachsen, denn an den Strand darfst du nicht so oft hinabsteigen. Wir bleiben dort, bis der Abend alles Grün der Königsgräber in Grau verwandelt.«

»Ob wohl Harro dann eben Ferien hat?«

Harro und nur Harro! Aber Gülbensey war nicht gekränkt. Sie wußte, daß in Marfa die Vergangenheit nicht zur Ruhe kam und sie quälte, wenn sie zur Nacht wach lag und lauschte, wie der Wind der Januarnächte in den Luken der Speicher umging und Mellins silbergraue Katze klagend über die Dächer stieg.

»Du sollst dich jetzt auf dein Kind freuen. Ich glaube fest, daß deine Freude es froh machen wird.«

»Ja, du Herzlieb, ich will mich freuen. Wenn es da ist, wird Harro häufiger kommen.«

Diese zitternde Liebe ist vielleicht gar keine Liebe mehr, sondern nur ein Bangen vor grauenvoller Verlassenheit, dachte Gülbensey und sann auf Tröstungen andrer Art, die Marfa erfreuen sollten. Sie begriff, warum sich Marfa in Monaten, da sich alles in der Frau auf das Mütterliche sammelte, doch an Harro klammerte.

Es liefen schon lange dunkle Gerüchte durch die Stadt: eine Bande derer, die Eigentum und Leben

des Nächsten nicht schonen, hätte sich die Hilflosigkeit der für die Sicherheit verantwortlichen Macht zunutze gemacht und trieb ihr Unwesen seit Wochen ungeahndet. Einer aus dieser Raubgesellschaft war beim Einbruch von einem Bürger getötet, die andern aber setzten in gutem Vertrauen auf die Ohnmacht der Gesetzesschützer ihr Handwerk fort.

In einer Nacht, da der rieselnde Regen in den Gossen seine einförmige Weise sang und das Dunkel vor jeder Tür lag, stieg aus dem Innern des Treßhofes ein schreckhafter Schrei, der selbst die Schläfer in den Kellerräumen aufstörte.

Gülbensey fuhr empor. Gehörte der Ruf in den Traum, den er zerbrochen hatte? Aber er war doch von außen gekommen und hatte geklungen, als stieße ihn Marsa aus. Jetzt zitterte er nur noch nach; draußen war die Stille des Regengeriesels. Die alte Uhr unten schlug die dritte Stunde.

Sie warf ein Morgenkleid um sich und eilte hinaus.

Die Tür zu Marsas Zimmer war halb geöffnet. Marsa saß aufgerichtet in ihrem Bett, beide Arme als Stützen hinter sich gestemmt. Ihr von der Nachttischlampe hell beleuchtetes Gesicht war linnenweiß, ihre geweiteten Augen starrten auf einen Punkt. Sie saß, als sei sie gelähmt.

Auch Gülbensey stand in der Türöffnung wie gelähmt. Ein riesiger Schatten füllte fast den Raum, und plötzlich erkannte sie: hinten am Fenster, durch das es feuchtkalt hereinwehte, stand ein Mensch, breitschultrig, die Schirmmütze in die Stirn gezogen, die Faust um etwas gekrallt. Seine wölfische Wildheit war erstarrt unter dem Entsetzensblick der erwachenden Frau, die das Licht entzündete, um das Furchtbare zu entdecken.

Wie der Regen murmelte!

Von Gülbensey wich die Starre zuerst. Ihr Fuß stieß an einen Sack, in dem Werkzeug klirrte. Der Ton löste alles auf. Der Mann warf sich blitzschnell herum. Nun er nicht mehr die Lampe verdeckte, war alles hell.

Gülbensey fühlte einen Stoß, sie sank gegen die Wand, und es hastete an ihr vorüber. Sie eilte auf Marsa zu und umschlang die Regungslose mit barmherzigen Armen: »Liebste, Liebste, welch ein Traum!«

Erst nach langem Zureden fand Marsa die Sprache. »Ein Traum? — Ich glaubte — der Henker — sei — eingetreten — mich — zu holen.«

Vom Hof herauf drang wilder Lärm; der Flüchtling war den Erwachten in die Arme gelaufen. Telge schlug furchtbar auf ihn ein. Das Blut auf der Schwelle wusch der Regen nicht fort.

Was half das? Der Räuber war ohne Schlag zum Mörder geworden.

Als das Morgenlicht einfiel, brachte Marsa einen toten Knaben zur Welt. —

Wie hieß die Hand, die Macht, die alle Begierden aufpeitschte und jede Bändigung lähmte? Malte stand am Fenster und sah auf den Markt, als es anhob. Es war ein geringfügiger Anlaß.

Die feilgebotenen Fische waren klein. Sie fingen doch auch große! Wo blieben die? Schob man sie dahin, wo der aufgemästete Wucher märchenhafte Preise zahlte? Sind Gräten und Schuppen und Schwänze für uns gut genug?

Die beißenden Reden fielen wie Funken in Zunder.

Plötzlich eine grelle Stimme: »Nehmt sie ihnen doch fort!«

Eine rauhe antwortete: »Tretet sie in den Dreck!»

Vier, sechs, acht Hände griffen zu, stießen, schlugen. Tische stürzten, Wagschalen klirrten. Ein Gelächter flog wie eine Lästerung in die helle Luft, als grobe Stiefel die toten Fische zerstampften.

Die Händler waren geflüchtet. War nicht im Rathaus die Wache? Es rasselte kein Säbel.

Aber die Zerstörer hatten Zulauf an Frauen und Unbärtigen. Man erzählte von der Heldentat mit großen Gesten. Eigentlich war ja jetzt alles getan, aber sollte die kochende Wut schon verdampfen? Nein.

Jetzt ein Wort, das wie ein Schüreisen in die Glut stieß. »So betrügen sie uns alle, die Schufte!« Wer rief das? Die Vorderen sahen sich um: überall heiße Augen, verzerrte Münder. Einen Augenblick Stille!

»Schlagt ihnen doch die Fenster ein!«

Das war das Wort, auf das alle Triebe lauerten, nun sprangen sie an. Ein vielstimmiges Gebrüll antwortete. Es bedurfte keiner weiteren Weisung. Dort lag der nächste Kaufladen, Mehl und Teigwaren in der Auslage; dahin wälzte sich die Masse.

Eine Hand warf die Tür zu und drehte den Schlüssel. Im Haufen lachte es roh auf. Eine Stange stieß gegen die Scheibe, ein Stein flog: splitternd barst das Glas, die vorragenden Zacken brach man nieder. Hände, besudelt von Blut und Schmutz, griffen hinein, zerrten heraus, warfen den andern zu, die schreiend auffingen. Das meiste geriet unter die Füße.

»Herr Häberle,« sagte Malte, »wir müssen sofort schließen. Sie fangen an, regelrecht zu plündern.«

Als Herr Häberle, nachdem er selbst die Tür verriegelt und Wache gestellt hatte, an das Fenster trat, war schon der zweite Laden erbrochen.

Aber nein, nach Geld gelüstete es sie nicht. »Nach den Warenhäusern!« rief es. Die Masse flutete ab. Es war ein Ziel gesteckt, die Lust auf Beute war wie ein fressendes Feuer, das gierig um sich leckte.

Gerade als die ersten des abziehenden Zuges die Bogenhalle des Rathauses erreichten, erschienen zwischen den Säulen zwei bewaffnete Polizisten. Drohworte flogen ihnen entgegen. Der eine hob Halt gebietend den Arm. Glaubten sie

wirklich, durch ihren bloßen Anblick den rasenden, leidenschaftlichen Strom zu hemmen? Sie wurden lachend zur Seite gedrängt.

Die Straßen boten bald ein seltsames Bild. Geifernde Zerstörungswut war bald in lachendes Berauschtsein gewandelt. Man hatte plötzlich, was man lange entbehrt und ebenso lange verlangend in den Läden betrachtet hatte. Über die Glassplitter zerstörter Fenster fort eilten vergnügt ausschauende Männer und Frauen, die Beutel, Kisten, Tücher und Bekleidungsstücke im Arm trugen. Sie wollten den Raub in Sicherheit bringen, doch keiner hielt es für nötig, ihn zu verbergen.

»Hast du auch was erwischt, Gevaddersche?«

Die Alte öffnete ihre Schürze und ließ hineinsehen. »Geht zum Apollonienmarkt, dort gibt es Schuhe!«

Leute, die sich nie einen Faden unrechtmäßig angeeignet hatten, prahlten mit den geraubten Dingen wie mit vorteilhaften Jahrmarktseinkäufen. Woher kam diese Verwirrung des Sinnes für Gerechtigkeit? Oder war dieser Sinn nie in Schichten gedrungen, deren Gesittung nur in der Furcht vor Strafe bestand?

In der Tat, als um Mittag die bewaffnete Gewalt anrückte, wurde es auf den Trümmerstätten ruhig.

Frauke und Gülbensey konnten den Besuch bei einer alten Verwandten am Nachmittag ausführen. Sie saßen eine Stunde lang unter altfränkischem Hausrat und bewunderten die feinsten Spitzen, die unter den kleinen, mit zahllosen dünnen Ringen geschmückten Händen des ergrauten Fräuleins hervorwuchsen.

»O, ich bin so furchtsam!« sagte sie zum drittenmal in das Gespräch hinein und sah besorgt auf das leere Bauer, in dem der letzte Kanarienvogel während des dritten Kriegssommers trotz ihrer Fürsorge verendet war.

Gülbensey trat an das Fenster und sah hinab; die breite Straße war völlig menschenleer, nur aus der Ferne drang das Geräusch tobender Kinder. »Du kannst beruhigt sein, Tantchen,« sagte sie. »Die Gefahr ist vorbei. Oder soll ich dich zu uns mitnehmen?«

Frauke und Gülbensey gingen. Die Straße war freilich ruhiger denn je, doch nach wenigen Schritten erkannten sie die Ursache dieser Stille: an beiden Enden war die Straße durch Postenketten abgesperrt. In ihrer Mitte standen auf dem Damm Maschinengewehre, die nach links und rechts drohten.

Ein Hauptmann im Stahlhelm trat auf sie zu: Ob die Damen nicht lieber in das Haus zurückkehren wollten; die Straße mußte gesperrt werden, hinter den Posten staue sich die Menge.

»Aber wir müssen nach Hause,« sagte Gülbensey.

»Wir gehen!« fügte Frauke schroff hinzu.

Der Hauptmann zuckte die Schultern. Diese wohlgekleideten Damen sollten ungefährdet durch die tobenden Menschen kommen? dachte er. Sein Befehl schrieb ihm nichts vor. Sie werden schon umkehren!

Je näher sie der Sperrkette kamen, um so mehr vernahmen sie den wüsten Lärm. Das also waren die tobenden Kinder! Die Soldaten standen unbeweglich, die Waffe mit aufgepflanztem Bajonett im Arm. Die auf sie niederströmenden Beschimpfungen, denen sie wehrlos ausgesetzt waren, trieben ihnen das Blut ins Gesicht. Besser war feindliches Trommelfeuer als diese Schmähung der Volksgenossen.

»Henkersknechte seid ihr. Schießt doch, ihr feigen Hunde!«

Das waren die Plünderer, die so schalten.

Zaghaft blieben die Frauen stehen. »Können wir wohl hier weitergehen?«

Ein Soldat trat ein wenig vor. Die Menge wich nicht.

»Bitte, dürfen wir durch?« fragte Gülbensey. »Wir waren hier auf Besuch und wollen nach Hause.«

Schweigen, Trotz. Ein unflätiges Wort drang aus der Menge, eine Lache schlug auf. Gülbensey erbleichte.

»Pöbel!« sagte Frauke mit zusammengebissenen Zähnen.

»O bitte!« Gülbensey hob die Hände. Bat sie um den Durchlaß oder um Verzeihung wegen des bitteren Wortes.

Allein die Männer fletschten grinsend die Zähne. Die Verlegenheit der feinen Damen befriedigte sie aufs höchste.

Plötzlich rief eine helle Kinderstimme: »Vater, laß sie doch gehen. Das ist ja Gülbensey.« Ein blasses Mädchen schob und zwängte sich durch die Menschenwand. »Sie hat uns doch Brot geschenkt!«

»Kennst du mich, Kind?« Gülbensey kniete nieder und legte einen Arm um das Mädchen. In ihrer Stimme jauchzte etwas, nicht befreite Angst, sondern Freude. Sie streichelte das verwirrte Haar. »Wie heiß du bist. Bist du nicht das Lieschen vom Katerberg?«

Wie waren sie alle so still! Soldaten, rauflustige Männer und zeternde Frauen blickten jetzt betroffen, entspannt auf das zärtliche Bild.

»Kommen Sie!« sagte die Kleine und ergriff Gülbenseys Hand.

Die Wand spaltete sich. Kein Wort fiel auf sie. Das Kind leitete sie sicher durch die Menge, die ihnen stumm Platz machte.

»So wären wir also durch den Mob vom Mob gerettet,« sagte Frauke, als sie durch das Tor schritten.

Gülbensey antwortete nicht. Frauke hätte sie doch nicht verstanden. Auf dem Markt nahm sie eiligen Abschied.



Franz Lippisch: Damenbildnis

Sie eilte wie auf Flügeln nach Hause. Ein Sieg, ein Sieg! Die Menschen, die an ihr vorübergingen und mit einem Blick ihr Gesicht streiften, wunderten sich über den strahlenden Glanz dieser Augen. Sie konnten freilich nicht wissen, daß es der verklärende Schimmer war, den ein feierliches Gelöbnis um den Gelobenden breitet.

Das Tier

Nein!« sagte Güldensey. »Nein, Claus.«

Claus zupfte an seinen Handschuhen und sah verlegen zu Boden. »Warum nein? Weißt du denn, was ich will?«

»Ich weiß es. Bitte, sprich nicht mehr.«

Sie saßen in Güldenseys Zimmer, das voll warmen herbstlichen Sonnenscheins war. Des Mädchens Augen wanderten über die glänzend gebohnerten Möbel aus hellen Hölzern, die schon in der Mutter Mädchenstube gestanden. Was sagten diese lieben Biedermeierdinge zu dem, was hier gesprochen wurde, diese Säulenuhr unter dem Glassturz, deren Pendel emsig die Sekunden zählte, der Rundtisch mit dem vierfachen Fuß, dieser kleine Spiegelschrank, der die Sammlung alter Seltsamkeiten barg, und das mit Fadeneinlagen gezierte Sofa? Alles, alles hatte für sie Laut und Stimme, wenn sie allein hier war. Warum schwieg denn jeder Gegenstand heute?

Als Güldensey noch hängende Zöpfe trug, hatte sie sich zuweilen die bunte Stunde ausgemalt, die ihr den ersten Antrag brachte. Jetzt war sie da. Was sollte sie sagen? Keiner half, und sie wollte doch nicht weh tun.

»Nun denn: ja, ich kam, dich um deine Hand zu bitten, Güldensey. Warum soll es nicht gesagt werden?«

»Ich hätt' es dir gern erspart,« entgegnete sie. Ihre Hände strichen zart über die Lehnen ihres Stuhls.

»Was? Die Abfuhr? Nun, man hat ja schon allerlei erlebt,« fuhr er fort. »Aber vielleicht hast du die Güte, deine Ablehnung zu begründen. Ich habe fast fünfzehn Jahre vor dir voraus, denkst du. Das ist richtig. Ich glaube kaum, daß mir die Rolle des jugendlichen Liebhabers sehr liegt.« Er schwieg und machte eine bedauernde Gebärde. Sein vollwangiges Gesicht war noch tiefer gerötet als gewöhnlich.

Güldensey wehrte ab. Nein, das war es nicht. Er durfte sie nicht erst daran mahnen, daß sein Haar an den Schläfen ergraute und das Wohlleben seinem Körper die Beweglichkeit vorzeitig genommen hatte. Sie wollte im Mann das Väterlich-Behütende finden, nicht das Stürmisch-Begehrende. Wie hatte Jörg jüngst an sie geschrieben? »Wenn man einen Menschen liebt, findet man nur Liebenswertes an ihm.« Sie mußte plötzlich an die Worte denken, die Jörg auf Heilisoe gesprochen. Sie stellte ihn sich vor, wie er mit aufzehrendem Eifer arbeitete. Und der da ...?

»Gründe, sagst du?« sagte sie leise. »Es ist nur einer, Claus. Willst du wirklich, daß ich ihn nenne?«

»Ich bitte, Güldensey.«

»Ich kenne nur zwei Arten des Menschen,« fuhr sie fort. »Die einen wollen, daß das Leben ihnen diene; die andern dienen dem Leben, nicht nur mit Hingabe, sondern auch mit Opfern.«

Er sah sie betroffen an. »Und du?«

»Ich gehöre zu den letzten.«

»Aber das ist ja jugendlicher Überschwang!« fuhr er erregt auf. »Das verliert sich mit den Jahren.«

»Nein, das ist Wesen,« sagte sie fest. »Meine liebe Mutter ... Doch warum davon reden! Es sollen Menschen, die im Innersten so verschieden geartet sind, nicht am gleichen Strang ziehen.«

In diesen Worten lag etwas, das wie eine Schranke Halt gebot. Sollte er jetzt noch versuchen, Malte zu Überredungskünsten anzueifern? Es wäre doch vergeblich gewesen. An Claus' Augen zog das Bild einer wohlhabenden, dunkelhaarigen Witwe vorüber, deren Blicke schon lange lockten. Etwas ganz andres als dieses süße lichte Blond. Und dennoch ...

Er stand auf. Der Rückzug ist für den Soldaten in jedem Falle peinlich, der Rückzug vor einem Mädchen ist doppelt unangenehm. Er bewahrte Haltung, doch die gekränkte Miene war nicht zu verleugnen.

»Vergib mir, Claus!«

Er beugte sich über ihre Hand, und in diesem Augenblick ward ihm klar, was sie meinte. Ja, es war besser so. —

Güldensey ging mit ausgebreiteten Armen durch das Zimmer, als sie allein war. Wie glänzten die Dinge um sie her! Sie tauchte ihr Gesicht in den bunten Herbstlaubstrauß auf der Kommode und ging wieder von einem zum andern.

Du hast recht getan! wiederholte fortwährend die kleine Säulenuhr. Wir bleiben bei dir und ich zeige dir neue, versteckte Heimlichkeiten, sagte der Schrank mit dem verborgenen Fächerwerk; und der Spiegel schien ihr freundlich zuzunicken. Da lachte sie fast übermütig und strich die Dälle auf dem Sofa, die Claus hinterlassen hatte, glatt.

Sie hätte gern einem Menschen erzählt, daß sie frei bleiben dürfe, aber Harro hatte Marfa abgeholt und war zu ihrer Aufmunterung mit ihr in den Harz gefahren. Und Frauke? Nein, was hätte Frauke davon verstanden! So ging Güldensey zu Engelke.

Die Alte war krank gewesen, befand sich jetzt aber in der Besserung. Ihre Schwester, die Schusterswitwe Friedchen Waterström, die auf dem Räucherboden von St. Johannes eine Altersstube bewohnte, war bei ihr.

»Was hat dir nur gefehlt?« fragte Güldensey erschrocken.

Das mundfertige Friedchen, das man nie ohne ihre mit Siegellack geflickte Brille sah, nahm sofort

das Wort. »Was wird's gewesen sein, gnä' Fräulein! Rheuma. Als Singen und Beten nicht halfen, haben wir ein Pechpflaster aufgelegt, das hat gezogen. Pechpflaster ist das Beste! sagte mein seliger Waterström.«

»Aber Sie hätten mich rufen sollen,« sagte Gülbensey.

»Ach, gnä' Fräulein,« rief das Friedchen, »hier im Heiligen Geist wohnt sie ja so gut, da ist ja das Kranksein schon eine Lust. Wenn ich dagegen an den Räucherboden denke! An den Geruch gewöhnt man sich und auch an die schwarze Rußfarbe, aber die Enge —«

Es war nicht leicht, wenn die Waterström diesen Vergleich zog, durch ihren Wortschwall bis zu Engelke vorzubringen, die matt und ein wenig lächelnd im Ohrenlehnstuhl saß. Sie war noch geduldiger und freundlicher als vorher und wartete, bis die Schwester gegangen war.

»Ich wollte nicht, daß sie dich beunruhigte,« sagte sie. »Ich nahm die Schmerzen als Gottes Strafe für meinen Undank. Ich hab' es doch wirklich hier so gut und murre, weil ich nicht den Treßhof vergessen kann.«

»Du hast dich noch nicht eingelebt, Engelke?«

»Nie, nie!« sagte sie und wischte hastig ein paar Tränen fort.

Gülbensey hatte viel zu streicheln und zu trösten. »Ich möchte dir etwas ganz Besonderes schenken, Engelke. Hast du einen Wunsch?«

»N—ein.«

Aber auf längeres Zureden gestand sie, wie leid es ihr sei, daß die dumme Krankheit sie verhindert habe, in den herbstlichen Wald zu kommen. Ein Ausgang in den mailichen Wald, einer, wenn die Blätter fielen, das waren seit ihrer Jugend die freien Tage des Jahres, die die alte Magd für sich begehrt hatte.

»Es ist aber nicht zu spät,« sagte Gülbensey. »Das Laub färbt sich erst. Ich hole dich im Wagen ab. Sage nur, wann.«

Wie fein war der Tag, da die beiden ausfuhren! Sämtliche Bewohnerinnen des Heiligen Geist bildeten Spalier, als Engelke von Gülbensey zum Wagen geführt wurde, der vor dem Portal wartete. Gülbensey nickte strahlend nach rechts und links, und die welken, zahnlosen Mäulchen dankten ein wenig säuerlich. Engelke war verschämt.

Allerseelen war vorüber. Wo der Schatten den Weg deckte, knisterte um den Mittag noch die silberne Reifspur der Nacht, aber die Sonnengarbe stand leuchtend über leeren Feldern und smaragdgrüner Wintersaat.

»Sieh, Engelke, wie braun noch das Laub ist!«

Die Alte nickte stumm über gefalteten Händen. Ach Gott, daß ihr das noch wurde! Im Wagen durch diese Pracht. Sie hätte immerfort danke, danke sagen mögen, aber das litt Gülbensey nicht. Dann ein Kaffeestündchen in der Waldschenke, ein kurzer Spaziergang unter dunklen Tannen, und schon verschwelte die Sonnenglut des kurzen Tages.

»Ist es schon zu Ende?« fragte Engelke.

»Denk' an dein Rheuma.«

»Ach, nun kann ich wieder viel ertragen,« seufzte die Alte.

Gülbensey ließ den Wagen einen Weg einschlagen, den sie liebte und der durch jungen Wuchs führte. Der westliche Himmel war gänzlich mit Purpurflöckchen bestreut, der östliche aber, an dem die nahezu volle, grünlich-blasse Mondscheibe hing, war glatt und funkelnd wie polierter Stahl. In dieser kurzen Frist, da Tag und Nacht zu seltsamem Zwielicht ineinanderflossen, erschien der junge Trieb wie ein Märchen. Die wenigen starken Eichen trugen ihr rostiges, gekräuseltes Laub wie eine dunkle Wolke. Das Braun der Buchenheister hob sich fein von dem ernsten Grün der Jungtannen und Wacholder ab, und die Lärchen streuten ihre gelblichen Nadeln über bemooste Baumstümpfe am Wegrand.

Gülbensey ließ den Wagen halten. Engelke murmelte aus ihren Tüchern:

»Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.«

»Verschlafen? Ja; aber vergessen? Ach, Engelke!«

Mitten in der Schönheit der flammenden Wälder fiel auf Gülbenseys liebendes Herz die schwere Not der Zeit, die alle Häuser des Landes bewohnte. Gab es denn nicht einen Ort, dahin man vor ihr fliehen konnte?

Die Schönheit der Natur bot auch keine Zuflucht. Wie sollen die Menschen, die beständig gegen das große Gesetz der Liebe fehlen, in ihr Frieden finden, deren Wesen auf strengste Gesetzmäßigkeit gegründet ist!

Die Pferde trabten der Stadt entgegen, der Wald versank im bläulichen Atem der Nacht.

»Engelke, du bist fromm,« sagte Gülbensey. »Weißt du, was der Grund unsrer herzbeklemmenden Not ist?«

»Das wißt ihr wohl besser als ich einfältige Magd, die Gott auf ihre Weise dient,« wehrte die Alte ab.

»Ich habe viele gefragt; doch weiß es keiner,« sagte Gülbensey.

Engelke schwieg eine Weile, dann begann sie: »Ich find' es auch nicht. Aber wenn du es fertigbrächtest, einmal unsre Versammlung zu besuchen ...! In einigen Wochen kommt ein erleuchteter Mann zum Vortrag.«

»Ich komme, Engelke.«

»Ach, Fräulein Fink wird es dir noch ausreden.

Sie hält mehr vom Spuk- und Teufelskram als vom Glauben.«

Als Güldensey der Alten am Tor des Heiligen Geist vom Wagen half, sagte sie: »Nun vergiß nicht diesen schönen Tag. Ich komme bald, um die Ankunft eures Redners zu erfragen. Dann begleite ich dich.«

An dem Abend im späten November lag schwer und feucht der Seenebel über der Stadt. Das Leckwasser tropfte träge in den Gossen, die Straßenlaternen bildeten gelbe Lichtflecke in dem trüben Dunst. Güldensey tat einen alten Mantel um, setzte ein verschrobenes Hütchen auf und ging zu Ose hinauf.

»Jetzt geh' ich, Ose, und du leistest also Frau Doktor Gesellschaft. Aber, bitte, erzähle ihr keine gruseligen Geschichten.«

Ose stand schon bereit. »Frau Doktor will immer solche Geschichten hören,« sagte sie.

»Aber nicht wieder von Mariakron, wo sie im Klostergrund die Kinderskelette fanden,« bat Güldensey.

»Gut, gut!« sagte Ose. »Du gehst also wirklich?«

»Natürlich, Ose.«

Die Alte schüttelte den Kopf. »Diese Winkelfrommen! Nimm doch einen Schleier, daß dich nicht jeder erkennt.«

Aber Güldensey winkte ihr nur zu, öffnete eine Tür, um Marfa noch einen Gruß zuzurufen, und ging.

Das Pflaster der Straßen war feucht und von einer dünnen Schicht klebrigen Schmutzes bedeckt. Einzelne Menschen liefen hastig durch das Dunkel der kaum erhellten Häuserzeilen, als strebten sie, so bald als möglich unter Dach zu kommen. Der Nebel dämpfte jeden Laut. Die Sirene, die im Hafen zuweilen aufschrie wie ein hungerndes Wüstentier, schien ihren Ruf aus entlegenen Weiten zu senden. Die Glockenschläge der Kirchen klangen gedämpft.

Zuweilen wurde die Tür eines Hauses geöffnet, die Steinstufen herab huschte eine Gestalt, die über die Straße lief, um jenseits im Schatten einer Beiwacht, eines Hauswinkels wieder zu verschwinden. Es lag etwas Gespenstisches in diesem lautlosen Eilen schweigsamer Menschen, deren Geschlecht, Alter und Art unkenntlich war, und Güldensey mußte an Oses Erzählung von den Schatten vergangener Geschlechter denken, die durch die lichtlosen Straßen der Stadt irren, weil sie die Tür von St. Niklas zur Mitternachtmesse nicht geöffnet finden.

Vom Binnenhafen drang der Geruch im Wasser faulenden Unrats. Die Fenster der Schenken, hinter denen das Lärmen der Zecher und die Klänge einer Harmonika durcheinanderbrausten, waren vom Niederschlag menschlicher Dünste getrübt. Eine heisere Stimme rief hinter Güldensey drein.

Endlich hatte sie den Heiligen Geist erreicht. Engelke stand schon bereit.

»Mein altes Herz hat in Angst um dich geschlagen. Dieses Wetter! Ich hätte dir den Gang doch nicht vorschlagen sollen.«

Güldensey beruhigte sie, und sie gingen, gingen durch Winkel und Gäßchen, von deren Vorhandensein Güldensey nichts wußte.

»Wo sind wir eigentlich, Engelke?«

Die Alte murmelte etwas, was Güldensey nicht verstand. Es gab hier Mörderstraße und Diebsteig; warum das Kind erschrecken!

Endlich standen sie vor einem schmalen Vorstadthäuschen, aus dessen Pforte ein Mann trat. Engelke begrüßte ihn, und er geleitete sie die Stiege empor auf einen Flur, wo er ihnen beflissen eine Tür öffnete.

»Es wird gleich beginnen,« sagte er leise. »Hier rechter Hand ist noch Platz.«

Sie betraten einen länglichen, mäßig großen Raum, der schwach beleuchtet war. An der einen Schmalseite standen ein Rednerpult und ein Harmonium; die hell getünchten Wände waren kahl. Auf hölzernen Bänken und Stühlen saßen die Angehörigen dieser Gemeinschaft, Männer mit harten Arbeiterhänden, Frauen mit welken Gesichtern, Mädchen, die mit der Nadel oder im Hausdienst erwarben, ein paar Burschen, aber alle waren mit sauberer Schlichtheit gekleidet, ernst und gesammelt.

Es kamen noch einige. Die Art, wie sie die schon Anwesenden begrüßten, hatte etwas Eigenes. Es lag im Blick, den sie tauschten, im Neigen des Kopfes nichts Steifes, Hergebrachtes, sondern der Ausdruck gegenseitigen Verstehens und Gelobens. Diese Menschen, die aus ihrer Tagesnot hier Entlastung suchten, erschienen Güldensey wie die Glieder der ersten römischen Gemeinden in den Katakomben, wie die Gottsucher, die vor dem Zorn der Kirche flüchten mußten.

Seltsam! Keiner musterte sie mißtrauisch oder neugierig. Jeder schien ohne weiteres ihre Zugehörigkeit anzuerkennen.

Und da waren ja auch Bekannte. Unter den schlichten Leuten saß schlicht und unscheinbar Oberst Helf, der Kriegsverstümmelte, und etwas schamhaft im Winkel Frau von Ebel, die ihre drei Söhne verloren hatte und deren Augenlicht durch Tränenströme fast erloschen war.

Güldensey sah sich freier um. Sie wurde sogar gegrüßt und dankte mit einem gewissen Stolz. Kannte dieser junge Beamte von einem der zahllosen neuen Ämter sie wirklich wieder? Sie hatte seine freundliche Art einmal in der Amtsstube laut gerühmt, um die aufgeblasenen Unehrerbietigen zu strafen, die grob mit den verängsteten Rat- und Hilflosen verfuhren.

Die Tür war wieder geöffnet und ein Mann eingetreten, der sich durch nichts auszeichnete. Er trat hinter das Pult auf eine Erhöhung, legte

ein Buch auf den Pultdeckel und neigte für kurze Zeit den Kopf.

»Das ist er!« flüsterte Engelke.

Also das war er! Vielleicht ein einstiger Beamter, vielleicht auch ein Geistlicher, den es im Schatten der Kirche nicht gelitten hatte.

Er hob das Gesicht, seine Blicke wanderten über die Harrenden dahin. Jeden schien er zu prüfen; jeden schien er zu fragen: Was gebe ich dir? Was verlangst du von mir? Dieser Mann bot den Eindruck unbegrenzter Freiheit, die sich durch nichts, was Menschen schreckt, beirren läßt.

Er nannte ein Lied, das gesungen werden sollte. Eine junge Lehrerin saß am Harmonium. Eine Weise, feierlich-getragen und doch seltsam rhythmisch bewegt, ward angestimmt. Alle sangen mit. Dem Oberst reichte eine Hand das geöffnete Buch. Güldensey lauschte. Sangen so nicht die verfolgten Gläubigen auf den russischen Strömen, wenn sie am Abend auf verankerten Flößen saßen?

Das Lied war verklungen.

»Was jeder dem Vater an Not der Sorge oder der Schuld zu sagen hat, das tue er jetzt und entlaste sein Herz.«

Stirnen senkten sich, Hände suchten sich; zuweilen klang eines halb erstickten Seufzers Laut durch den Raum.

Und wieder ging das Fragen der Augen da vorn von Gesicht zu Gesicht. Sie waren bereit, und er begann zu reden.

Vor sechseinhalb Jahren, sagte er, sei er das letzte Mal an einem warmen Juniabend durch diese Stadt gegangen, die voll fröhlicher Reisenden war. Gesang, Gelächter, Musik, auf dem Balkon des Artushofes bunte Lampen und Gläserklirren. Aber hinter diesem glänzenden Vorhang habe eine dämonische Macht unheimlich gelauert: sechs Wochen später hätten wir die Kriegserklärung gehabt.

Der Oberst hob witternd den Kopf. Ja, damals!

Heute sei er wieder durch die Stadt gegangen. Winterliches Dunkel, Schweigen, Nebel auf den Dächern, wie ein Deckel auf dem Sarg, eilige stumme Menschen. Und wieder habe er hinter dünner grauer Wand eine dämonische, menschenfeindliche Macht lauernd stehen sehen: die bange Sorge.

Güldensey spürte einen kühlen Hauch im Nacken, als sie an die Schauer ihres Weges dachte. Ja, so war es! Die Sorge.

»Aber Krieg und Sorge sind die Namen des Dämons nicht, der jetzt die Welt beherrscht, es sind nur Geißeln, mit denen er zuschlägt. Die Menschen haben Gott verlassen, aber da sie ohne einen Herrscher nicht sein wollen und nicht leben können, haben sie sich einen Beherrscher des Abgrunds gewählt, der viel verspricht, aber dafür seine Untergebenen peinigt und quält.«

Er sah wieder über die Reihen hin.

»Schon vor fast zweitausend Jahren ist von diesem Dämon geweissagt worden. Hört, was das Wort von ihm sagt!«

Er schlug das Buch, das auf dem Pult lag, auf. Es war eine Stelle, die auf den letzten Blättern verzeichnet war.

»Ich sah ein Tier aus dem Meer steigen, und der ganze Erdboden verwunderte sich des Tieres und betete es an und sprach: Wer ist dem Tier gleich, und wer kann mit ihm kriegen? Und es tat seinen Mund auf zur Lästerung gegen Gott. Und ihm ward Macht gegeben, zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden. Und es macht, daß die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte sich ein Mal geben an ihre rechte Hand oder Stirn, daß niemand kaufen oder verkaufen kann ohne dieses Mal des Tieres oder die Zahl seines Namens.«

Er hielt bedeutsam inne und fuhr dann lauter fort: »Hier ist Weisheit not! Wer Verstand hat, der überlege des Tieres Zahl, denn es ist eines Menschen Zahl.«

Der Mann schloß das Buch. Die Augen, die sich auf ihn richteten, waren heiß und voll Begehren.

»Freunde, soll ich euch jetzt noch den Namen nennen, vor dem die Welt im Staube liegt? Kennt ihr die dämonische Macht, die allen, die Liebe und Glauben fortwerfen, Glück verheißt, die der Inbegriff des Unpersönlichen und Niedrigen ist? Es ist das Geld! Ihr alle kennt den Namen des Tieres.«

Es ging ein Aufatmen durch die Versammlung: Ja, so ist's! Geld hat den Krieg entfesselt, Geldsucht der Erpresser schafft diese Not. Güldensey horchte angespannt. Würde der Mann ihrem Herzen Antwort geben?

Er sagte: »Das ist das Erniedrigende, Vertierende dieser unheimlichen Gewalt, daß sie mit einem gemeinen Betrug wirkt: Ich mache dich zum Herrn. Jawohl, Herr der Dinge, aber ihr unentronnener Knecht. Das Geld besitzt den, der sich ihm unterwirft, eher, als er das Geld besitzt. Die Gier, zu besitzen, ist das Knechtmal.«

Wie füllte sich die Stimme des Sprechenden mit Glut und Gewalt, die seine Hörer aus diesem Haus entrückten! Er war in dem großen Erdteil jenseits des Ozeans gewesen, wo das Tier aus dem Wasser stieg. Vor 425 Jahren hatte Europa seine Schiffe ausgesandt, einen Seeweg, ein Land zu entdecken. Da fanden sie das Tier, den Fluch Gottes, und unterwarfen sich ihm.

Wie ein Magnet zog es die Menschen an und vertierte sie. Die eingesessenen Völker mit Schwert und Branntwein ausgerottet! Das von Blut und Frevel dampfende Land an sich gerissen! Dann die Hetzjagd nach Besitz! Man betete das Tier an, das seinen Mund gegen Gott auftat und sein Werk lästerte.

Dann kam es über das Meer nach Europa. Man wollte es hier denen da drüben gleichtun. Ein Volk entriß dem andern den Vorrang: Holland den Spaniern, England den Holländern. Dann fiel die Gier Deutschland an; das Volk mit der Kindesseele warb um das Mal des Tieres an der Stirn, kaufen und verkaufen zu können. Da stand Gott auf und gebot Halt. Und wir verloren den Krieg.

Mein Gott! dachte Güldenfey. Mein Gott! War es so? Hatte die glitzernde Bahn des Verderbens diesen Verlauf genommen? Sahen das nur wenige, waren die andern mit Blindheit geschlagen?

Wo hatte sie schon Ähnliches gehört, gesehen? Balzer Treß, der fliegende Holländer, der die Heimat verspielte. Und dann Jörgs Bild von dem ungeheuerlichen Menschen auf den Geldsäcken. Ja, die wußten darum.

Sie zwang sich, der Rede weiter zu folgen. Was war das, was er soeben sagte? Wir sind noch nicht am Ende, wir haben die letzten, bittersten Hefen noch nicht getrunken? Was käme uns noch?

Der Sprecher war völlig hingenommen von dem, was er aus seiner Seele schleuderte. Er glich einer steil steigenden Flamme.

»Wir sind so der Starre verfallen, daß wir Wahrheit und Notwendigkeit nicht mehr kennen,« rief er. »Wir haben das, was wir gewannen, mit dem Verlust unsrer Seele bezahlt. Erst wenn uns das Grauen anwandelt über das, was wir verloren, werden wir erkennen, werden wir umkehren.«

Ein Seufzer stieg irgendwo wie eine wortlose Klage auf. Ein Mütterchen fuhr mit dem Handrücken über nasse Augen. Ach, sie erkannten; sie wollten nur ihre stillen abseitigen Wege gehen. Wann endeten sie nur?

Es war, als hätte sie die Gründe der Seufzenden erschaut. Diese alle waren doch gekommen, Trost zu hören. Und dann die Irrenden, die wie der fliegende Holländer durch die Wildnis der Wasser fuhren. Es waren so viele, von denen sie wußte, daß sie Deutschland den Geist, der dort drüben regierte, einblasen wollten. Malte hatte erst jüngst davon gesprochen. Malte. Sie sah ihn vor sich, sein ernstes, blasses Gesicht. War seine Schöpfung, diese neuen Räume am Markt, diese vielen Tische mit den Lichtkreisen, das Bild der Fieber, die ihn verzehrten?

Eine plötzliche Angst überfiel sie und jagte eine heiße Blutwelle in ihre Stirn. Wußte der Mann dort um das Tier, so mußte er auch um die Rettung vor ihm wissen. Warum schwieg er davon?

Sie wußte nicht, was sie tat, aber sie stand plötzlich.

Engelke sah seitwärts an ihr hinauf und zupfte sie verlegen.

Der Redner dachte wohl, sie wolle den Saal verlassen; er sprach weiter. Doch die Dringlichkeit, mit der sie ihn ansah, beirrte ihn. Er zögerte, fuhr wieder fort und brach plötzlich ab.

»Wünschen Sie etwas zu bemerken?« fragte er.

Alle Gesichter wandten sich ihr zu, sie fühlte sich unwillig angesehen. Das Blut in ihren Ohren brauste, vor ihren Augen drehte sich ein Kaleidoskop, und die Knie lähmte eine seltsame Schwäche.

»Wo ist der Weg nach Heilisoe?« fragte ihre flackernde Stimme.

War der Nebel vor ihren Augen, oder floß er um den Mann? Aber sie sah doch, daß er sie freundlich anblickte.

»Ich verstehe nicht ganz,« sagte er.

»Ich meine die Hilfe,« sagte sie. »Was sollen wir tun?« Ihre Stimme war jetzt hell.

Der Sprecher lächelte. »Ich danke Ihnen, liebes Fräulein,« sagte er. »Ich wollte darüber eigentlich erst morgen sprechen, aber vielleicht sind Sie dann nicht hier. Sie haben recht. Ich werde sogleich auf Ihren Wunsch eingehen.«

Er sprach einige überleitende Worte und öffnete dann sein Buch.

»Ich las in dem gegebenen Text ein Wort nicht, das auf die ängstliche Frage Antwort gibt. Hört es jetzt: So jemand ins Gefängnis führt, der wird in das Gefängnis wandern; so jemand mit dem Schwert tötet, der muß mit dem Schwert getötet werden. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen not.«

Güldenfey saß wieder und lauschte.

»Alle ihr, die ihr die tägliche Notdurft höher schätzt als die Anhäufung des Reichtums, die ihr eure Hand von Wucher rein hieltet und unrecht Gut nicht nehmt, ihr seid frei vom Mal des unsauberen Tieres. Aber ihr müßt Not und Schuld eures Volkes mittragen in Glauben und Geduld. Keine Gewalt! Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert fallen. Glaube und Geduld!«

Und die Erlösung? dachte Güldenfey. Es muß doch eine Erlösung sein.

Seine Worte schlugen wie Hammerschläge. Die Hörenden packte es wie ein Schauer, in dem sie fröstelten.

»Gelobt ihr euch frei zu halten von der Befleckung des Ungerechten und das Gebot eures Königtums zu erfüllen?«

Er blickte sich fragend um. Die Menschen hatten die Köpfe gesenkt.

»Sagt, daß ihr es wollt!«

Plötzlich rief Frau von Ebel: »Ja, wir wollen es!«

»Ja, ja! Amen!« sagten die andern.

Sie waren in heiliger Verzückung, sie hätten sich wie die Geißlerscharen der großen Pestzeiten inbrünstig mit knotigen Stricken blutiggeschlagen, um ihr Volk zu erlösen. Einige warfen sich auf die Knie, andre vergruben ihr Gesicht in gefaltete Hände. Schluchzen, Stöhnen füllte den Raum.

War dies die Erlösung? Gülbensey dachte an Jörgs Erzählung von der Versuchung. Er mußte erst nahen, der Stille, Wartende, der unter den Bäumen harrte, bis seine Stunde reifte. Bis dahin durfte man nur auf das Winken seiner Augen achten. —

Leise, wie sie gekommen, entfernten sich die Versammelten. Beim Hinausgehen nickte mancher Gülbensey freundlich zu.

»Wie liebenswürdig sie sind, Engelke!« flüsterte Gülbensey.

Die Alte, die mit jemand gesprochen, wandte sich Gülbensey wieder zu. »Hast du nun erfahren, was du wissen wolltest?« fragte sie.

»Das Tier! Ja, nun kenn' ich es.«

Engelke ergriff die Hand eines blassen Mädchens, das neben ihr stand. »Das ist Hanna Wilkens, unsre fleißige Näherin,« sagte sie. »Sie geht den gleichen Weg wie du und wird dich begleiten.«

»Und du, Engelke?«

»Ach, mich alte Person läßt schon jemand einhaken, und bis zum Heiligen Geist ist's nur eine kleine Strecke.«

So ging Gülbensey an der Seite des kleinen Nähmädchens durch die Straßen. Der Nebel war noch schwerer geworden, er hüllte die dürftigen Straßenlampen wie mit abblendenden Händen ein. Vor den Fenstern der Häuser lagen die Läden fest verklammert. Nur selten klangen ferne Schritte durch die Nacht.

Es lauert etwas dahinter, dachte Gülbensey. Ich kenne es: das Tier, das aus dem Meer stieg, bedroht uns.

Sie versuchte mit ihrer Begleiterin ein Gespräch anzuknüpfen; die antwortete leise und bescheiden. Sie arbeitete in dem Anfertigungsraum eines Geschäftshauses, einer großen Stube, deren Fenster auf einen tiefen Hof sahen und zwischen dunkelnden Wänden standen. Ihre Mutter war Witwe; sie hatte noch zwei unversorgte Geschwister und versuchte, noch außer ihrer Arbeitszeit zu verdienen.

»Und obgleich Sie so müde vom Tage sind, besuchen Sie noch abends die Versammlungen?« rief Gülbensey erstaunt.

»Es ist fast die einzige Freude, die ich mir gönne,« sagte das Mädchen.

»Oh!« Gülbensey fühlte sich sofort beschämt, und ihr Herz wallte auf. »Besuchen Sie mich doch Sonntags. Sie wissen, der Treßhof.«

»Ich habe sehr wenig Zeit, auch am Sonntag,« erwiderte die kleine Näherin. »Ich bin aber schon für die gütige Einladung dankbar.«

»Nein wirklich, Sie müssen kommen,« sagte Gülbensey herzlich. »Wir wollen nachdenken, wie wir Ihre Lage verbessern.«

Die andre lächelte. Nach einer Weile fragte sie: »Sie werden in unsre Gemeinschaft nicht mehr kommen?«

»Ich glaube nicht!« sagte Gülbensey leise. Es war, als hüte sie sich, mit ihrer Antwort dem Mädchen weh zu tun.

Mellin in seinem Wettermantel stand vor der Torfahrt und schaute nach Gülbensey aus.

»Wir sehen uns gewißlich wieder,« sagte Gülbensey und drückte dankbar die Hand der Freundlichen.

Mellin steckte die Schlüssel in das Türschloß. Sie aber stand noch und sah der Fortgehenden nach, bis ihre Schritte im Nebel der dunklen Straße verhallten.

Usadel

Um den Tag der heiligen drei Könige setzte ein scharfer Frost ein, der in Kürze über alle Wasser gläserne Brücken schlug. Nach wenigen Nächten war das Eis auf den Teichen für tragfähig befunden, und auf Schlitten und Stahlschuhen glitt die Jugend hinüber und herüber, während die befransten Enden buntfarbener Wollschals um die vor Eifer geröteten Köpfe wie Puttenflügel flatterten.

Eine Woche nach der Ankunft des Frostes war die Brücke über den Sund bis zur großen Insel fertig. Schlitten und Lastwagen fuhren hinüber, und die Koitbans, jene alten schmalen Personenschlitten mit den zu beiden Seiten weit hervorragenden, quergelegten Sitzbrettern, läuteten auf der abgesteckten Fahrtlinie hin und her. Vor den Dampffähren aber sägten die Eisbrecher die Schollen, die Wasserrinne offen zu halten.

Der Sonntag war der Tag, an dem auch die Werkenden sich das Besondere leisten konnten, die Insel zu Fuß zu erreichen. Ein dunkler Strom Wandernder schob sich über die bläulich-graue Eisdecke. Stellenweise beulte sich diese, denn der Ostwind hatte in den Frostnächten mit vollen Backen geblasen. Die Pfähle der Badebrücken hatte das Eis schief gerückt. Es war ein Geruch nach Schnee in der Luft. Am Himmel lagen zottige Wolkensäcke, rötlich gegen Westen, von unsichtbar verglimmendem Sonnenbrand gesprenkelt.

In der Kette der von der Insel Heimkehrenden schritten der Justizrat Glöden und sein Sohn. Onkel Rolf ohne Aktentasche! Es war ein Ereignis. Aber Claus hatte es für nötig gefunden, den Vater, der sich in Geschäften aufrieb, in frische Luft zu bringen. Also zur Insel, wenn sich Claus in diesem Massenbetrieb auch nicht am rechten Platz dünkte.

Der Alte glaubte, Claus wolle eine leidige Geldangelegenheit besprechen, aber Claus redete von ganz andern Dingen.

»Wie steht es eigentlich um dein Verhältnis zu Gülbensey?« fragte der Vater nach einer Gesprächspause.

Claus winkte bedeutsam ab und schwieg.

»Stillstand?«

»Erledigt. Endgültig aus.«

»Aber —« Der Justizrat blieb überrascht stehen.

»Verzeih, Vater; ich habe nicht davon gesprochen. Schon im Oktober hab' ich mich ihr erklärt. Es kam, wie ich es voraussah.«

»Ich warnte dich, Claus —«

»Ja, ja, mein onkelhafter Ton! Nun, den hatte ich schon abgelegt. Es ist eben eine Verschiedenheit da.«

Er gab etwas von dem wieder, was Gülbensey damals gesagt hatte.

»Unsre Verhältnisse erzogen uns doch zu der Aufgabe: Verdiene gut, daß du dich anständig kleiden und geschmackvoll essen kannst. Das ist die Hauptsache. Sie aber spricht von Opfern.«

Der Justizrat rieb mit dem Zeigefinger das Kinn. Hatte er das den Sohn gelehrt? Essen und Kleidung der Sinn des Lebens? Alle diese Menschen hier auf ein paar Zoll dünner Eisrinde über Meerestiefen — wenn sie plötzlich versinken würden! Ja, man redete das so hin, doch im Grunde ...

»Ist dir kalt, Vater?«

»Ja, die Eisfläche. Laß uns schneller gehen.«

»Es gibt zwei Arten von Menschen, sagt sie. Nun denn, ich bin hüben, und sie ist vielleicht drüben. Trotzdem —«

»Doch! Es ist schade!«

Es lag ein besonderer Ton auf dem Wort. Claus sah den Vater an. Aber in dem hatte der Wirklichkeitssinn schon wieder jede andre Regung verdrängt.

»Deine Stellung zu Malte wird das nicht beeinflussen?« fragte er. »Die Heirat und dein Eintritt in die Firma bedingten einander.«

»Das ist das Angenehme in Gülbenseys Korb,« sagte Claus, »ich kann jetzt mit gutem Grund das Geschäft aufgeben.«

»Was fällt dir ein!«

Onkel Rolf war außer sich, er vergaß, auf die Grüße zu danken, die ihm dargeboten wurden. Malte ein Streber? Nun ja, der wußte, was er seinem Namen schuldig war. Es gab in dieser Zeit keinen andern Weg als den, etwas kühn zu wagen.

»Etwas sagst du,« fiel Claus ein. »Gut, meinethalben soll er etwas wagen. Aber darf er alles aufs Spiel setzen?«

»Was heißt das?«

»Den Besitz, den Ruf, seinen Namen?«

»Er ist zu klug, um das zu tun.«

Claus zuckte die Schulter. »Vielleicht bin ich als abgedankter Offizier mit zu engen Begriffen ausgestattet. Aber diesen erstrebten Anschluß an den internationalen Ring der Geldleute halte ich für verderblich.«

»Warum soll Deutschland außen stehen?«

Claus schwieg eine Weile, dann sagte er: »Mein mütterliches Erbteil stecke ich nicht in dies Geschäft. Du weißt, Malte hat dies gewünscht.«

»Du bist der Mann stiller Beschaulichkeit,« knurrte Onkel Rolf.

»Was bliebe einem Menschen, der seinen Beruf verfehlt, sonst noch übrig, Vater? Aber verlaß dich darauf: von dem, was mir dieses klägliche Leben schuldig blieb, erliste ich mir dennoch soviel als möglich.«

Und seine Gedanken spielten wieder um das behagliche Haus, in dem die dunkelgescheitelte Witwe lebte. Noch einen Monat oder zwei! Es war gut in diesem Fall, sich ein wenig rar zu machen.

Onkel Rolf ging schweigsam. Es bedurfte nicht umstürzender Ereignisse, um das trübe Flämmlein seines Mutes dem Erlöschen nahe zu bringen. Wieder ging ein Plan in Trümmer. Worüber? War Clausens Urteil über Malte berechtigt? Ach was! Er kannte des Sohnes Abneigung gegen geschäftliche Dinge zur Genüge. Und doch, man sollte aufmerken. Man war schließlich beteiligt.

Malte Treß saß einige Tage später in seinem Arbeitszimmer und vollzog einige Unterschriften. Ein Buchhalter stand neben seinem Stuhl, legte die Briefe vor und trocknete die Schriftzüge, die der Chef mit kurzem, kräftigem Strich unter den Schriftsatz zog. Ein Schreiben erregte Maltes Aufmerksamkeit.

»Sagen Sie, wann wollte Herr Häberle in Berlin sein?«

»Heute, Herr Konsul.«

Malte rechnete nach. Die Besprechung auf dem Wirtschaftsamt mußte an einem Tag erledigt werden. »Also wird er morgen abend spätestens hier sein. Legen Sie bis zu seiner Rückkehr den Brief zurück.«

Es war ein viertes Werbeschreiben an ein Glied des heimlichen Ringes. Die Angelegenheit gedieh nicht weiter. Maltes Tatendrang zerrte an den Widerständen wie ein stallmutiges Pferd an der Halfterkette. Dennoch — den Inhalt dieses Schreibens mußte er mit Häberle noch einmal erwägen.

Der Buchhalter trat zurück.

»Sobald die amtlichen Berichte einlaufen, bitte.«

»In einer halben Stunde, Herr Konsul.«

Die Tür schloß sich. Malte lehnte sich in den Sessel zurück. Was nun? Den Aktenstapel über eine Fabrikgründung? Die Bilanz einer Genossenschaft? Die neue Gesetzsammlung? Immer Neues wälzte jeder Morgen herbei. Er sah gelangweilt über die Papierstöße auf seinem Schreibtisch hin. Oder war das Müdigkeit? Nein, nur Langeweile. Er straffte sich. Nur ein seltsames ziehendes Schmerzen über der Braue.

Malte stand auf und zog den Fenstervorhang zu. Die Wintersonne gleißte wie blankes Messing. Also die Bilanz!

Plötzlich hörte er den singenden Schlag der Standuhr auf seinem Schreibtisch. Als der letzte Schlag erklang, ließ die Figur des Todes den Arm mit der Hippe fallen. Wieder eine Stunde fortgemäht! Es war ein altes Stück, das der Groß-

vater aus England mitgebracht hatte. In der Linken trug der Todesbote eine Sanduhr. Auf einem Spruchband stand: Carpe diem!

Malte griff nach der Stundenuhr und kehrte sie um. Wenn der Sand abgelaufen war, sollte die Arbeit beendet sein.

Sie war fertig, als es klopfte. Die Berichte wurden überreicht.

Mit diesen fertig zu werden, war nicht die leichteste Aufgabe des Tages. Jede neue Verfügung war ein Zeugnis für die Hilflosigkeit und Unentschlossenheit der Spitzenmänner, die das Gedeihen lähmte. Pflanzt, reißt aus! Pflanzt neu, reißt wieder ab! Kaum war der letzte Stein in die Mauer gefügt, sah man, daß sie unzweckmäßig war. Also fort mit ihr! Ein Spiel der Kinder am Sandhaufen. Aber die Drossel an der Kehle des Volkslebens waren ein gewagtes Spielzeug. Eines Tags ... Nun, dann würde eben jemand den Erstickungstod feststellen.

Die Uhr klang; der Arm mit der Hippe erhob sich gleich darauf wieder für den nächsten Schlag.

Malte stand auf. Er wollte auf das Gericht gehen, wo er Onkel Rolf zu treffen hoffte. Als er den Pelz überzog, pochte es wieder.

Eine endlose Drahtnachricht. Von Häberle? Sie war unterzeichnet von Usabel. Malte traute seinen Augen nicht. »Wie ist dies gekommen?« fragte er.

Der Bote wandte sich auf der Schwelle um: »Mit der Post, Herr Konsul!«

Malte winkte. Natürlich! Seine Frage war töricht. Und doch. Als Aufgabeort zeichnete ein schwedischer Hafen. Wie das? Die letzten Berichte ließen Usabel in Amerika weilen.

Er las: »Treffe mit dem Schwedenzug heute nachmittag auf dem Stadtbahnhof ein. Verspätung infolge des Eisganges wahrscheinlich. Unterbreche die Fahrt dort auf kurze Zeit, um mit Ihnen Rücksprache wegen der von Ihnen gewünschten Geschäftsverbindung zu nehmen. Da ich wenig Zeit habe, ersuche um Bereitstellung alles Nötigen. Bitte, Aufsehen zu vermeiden. Usabel.«

Malte las aufs neue und ein drittes Mal.

Er setzte sich im Pelz an seinen Schreibtisch, ein tiefes Aufatmen hob seine Brust. War es die Entlastung von einer Sorge? Gewiß. Aber auch das Auflehnen gegen eine neue beängstigende Spannung. Usabel kam. Die Entscheidung war ganz nahe gerückt.

Die Entscheidung! Er fühlte sich plötzlich hilflos, entleert, aufgesogen. Wie ärgerlich, daß Häberle nicht da war! Malte vergaß ganz, wie oft ihn die besorgliche Vorsicht seines Prokuristen verdrossen hatte. Jetzt empfand er den leeren Platz draußen als einen Mangel. Die ruhige Sicherheit, die von dem Manne ausging, fehlte ihm.

Was bedeutete das: Bereitstellung alles Nötigen? Wollte Usabel Einblick in die Bücher nehmen? Natürlich, er mußte sicher gehen.

Malte trat an die Tür: »Herr Braun, bitte!« Der älteste Buchhalter trat ein.

»Die Geschäftsbücher mit einem vorläufigen Abschluß müssen bis vier Uhr vorliegen. Dringende Angelegenheit.«

»Es soll geschafft werden.«

»Gut! Haben Sie alles zur Hand?«

»Gewiß, Herr Konsul. Wo sollen die Bücher ausliegen?«

Malte überlegte. Sein erster Gedanke war: hier! Es schmeichelte ihm, den Beherrscher des Geldwesens durch die neuen Räume und den eindrucksvollen Betrieb zu führen. Doch sie waren hier nicht vor Störung sicher. Aufsehen vermeiden! Der Treßhof erzwang schon wegen seines Alters Ehrfurcht.

»Im Beratungszimmer des Treßhofes,« bestimmte er.

Das Telegramm in der Hand haltend, stieg Malte in die Wohnräume hinauf. Frauke saß am Schreibtisch und schrieb in ihrer spitzen Perlschrift einen Brief. Er legte das Blatt vor sie hin.

»Entschuldige, Frauke! Ich denke, es wird dich freuen.«

Sie las und sah dann ruhig auf. »So, Usabel! Nun, ich wünsche dir Glück!«

Der Panzer ihrer kühlen Gelassenheit war doch undurchdringlich. Malte schritt im Zimmer auf und nieder. »Es handelt sich um den Beitritt, Frauke. Ich muß mich entscheiden. Was rätst du, das ich tun soll?«

Sie legte die Feder nieder und wandte sich ihm zu. In ihrem Blick war Erstaunen, das ihn beschämte: Soll ich sagen, was deine Sache ist? »Das mußt du selbst wissen, Malte. Oder frage Onkel Rolf.«

»Gewiß,« murmelte er. »Du solltest nur sehen, daß ich Wert darauf lege, deine Meinung zu hören.«

Ob man einen Imbiß vorsetze? Frauke stimmte zu, sie werde dafür Sorge tragen. Und der Wagen? Natürlich, der Kraftwagen stand bereit.

Malte verließ das Haus ein wenig bekümmert. Etwas in seinem Innern lag brach, ein umhegter Fleck inmitten bestellter Felder, der ohne Blühen war, der immer den Anblick winterlicher Starre bot.

Auf der Straße grüßte man ihn ehrerbietig, der Aldermann Hofmeister redete ihn zutraulich an. Die Achtung, die man ihm erwies, belebte sein Selbstbewußtsein wieder. Wenn sie wüßten, welche Pläne er auszuspinnen im Begriff war! Die Alten würden Augen machen.

Onkel Rolf war noch auf dem Gericht. Malte fragte, ob jener sich ihm als Beisitzer zur Verfügung stellen wolle.

»Als Beisitzer, mein Lieber?«

Da der Name Usabel fiel, zeigte er ein erstauntes Gesicht.

»Der kommt hierher? Das ist unmöglich. Er schickt einen seiner Direktoren.«



Cäcilie Graf-Pfaff: Die Windsbraut

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung vom Sommer 1925

Malte legte die Drahtnachricht vor.

»Hast du mit Claus schon gesprochen?«

»Mit Claus? Du siehst, die Sache ist vertraulich. Übrigens setzt dein Sohn seine Mittagszeit schon recht frühzeitig an.«

Rolf wurde bedenklich. Der Zeigefinger mit dem Siegelring rieb das Kinn. »Ja, eigentlich, da es eine rein geschäftliche Sache ist ... Wird denn ein Vertrag zu schließen sein?«

»Du begreifst, lieber Onkel, daß ich darüber nichts sagen kann. Ein Vertrag? Nein, es handelt sich zunächst um eine Rücksprache.«

Malte, der eine lebhafte Zustimmung erwartet hatte, wurde etwas ungeduldig. Schließlich war sein Vorschlag doch ein Vertrauensbeweis.

»Du magst es nicht gern tun, Onkel?« sagte er knapp.

»Offen gesagt: nein, Malte. Ich würde vielleicht als zudringlich empfunden werden. Man wünscht mit dir allein zu verhandeln.«

»Gut! Du kannst recht haben.«

Er verabschiedete sich, ohne Empfindlichkeit zu zeigen. Eigentlich war es ihm lieb, daß der Onkel sich ihm versagte. Nun er sich auf sich selbst gestellt sah, fand er seine alte Zuversicht wieder.

Also zum Treßhof, wo er Mellin und Telge die Herrichtung und Heizung des Beratungszimmers anempfahl. Dann nach Haus.

Nach dem Essen ging er wieder in sein Arbeitszimmer. Er wollte sich sammeln, alle Möglichkeiten erwägen, denn er sollte in entscheidender Stunde allein seinen Mann stellen. Malte wußte, wieviel vom ersten Eindruck abhing, zumal bei den Gewaltigen des Geldwesens.

Die Zeitungen! Sie konnten warten. Aber da war eine mit Rotstift aufdringlich bezeichnete Stelle. Er las und erschrak.

Es war ein aufreizender Artikel gegen das Treiben der Treuhandgesellschaften, den Harro geschrieben. Andeutungen, die auch den Uneingeweihten nicht in Zweifel ließen, wer gemeint sei, waren reichlich vorhanden. Die Absicht, den Vorstoß einer Partei damit anzukündigen, war offenbar.

Wie peinlich! Wenn Usabel dies gelesen, konnte es übel auslaufen, denn Maltes Zusammenhang mit dem Politiker Dr. Treß war ihm sicherlich bekannt. Man mußte Harro verständigen.

Auf eine Anfrage war vom Bahnhof mitgeteilt worden, der Schwedenzug habe eine halbe Stunde Verspätung. Als Malte eintraf, ward eben eine volle Stunde Versäumnis gemeldet. Malte betrat den Bahnsteig.

Der Wintertag ließ sich sanft in den weiten Mantel der kommenden Nacht hüllen. Den westlichen Himmel deckte eine brandige Glut, deren Widerschein der Schnee der Dächer auffing. Der Rauch der Schlote stieg kerzengerade in die flimmernde Luft.

Die Geräusche des Fahrtbetriebes klangen in das leise Summen unruhig schreitender Menschen vor den Schranken: der Pfiff einer Maschine, das Kreischen der Räder am Bremsklotz. Ein Personenzug fuhr ein und entleerte sich; Frauen mit Lastkörben schoben sich an Malte vorüber. Dann schleppte eine Maschine die leeren Wagen aus der Halle.

Endlich erging die Meldung, der erwartete Zug werde einlaufen. Die Post- und Gepäckkarren wurden vorgefahren, und Reisende strömten herzu; die ganze Unrast des Verkehrs, die durch das Warten gesteigert war, flutete um Malte. Dann schob sich mit glühenden Augen, unter stoßenden Atemzügen der rollende Zyklop herein, der die lange Kette vereister Wagen schleppte.

Malte hatte sich so aufgestellt, daß er die Aussteigenden überschauen konnte. Es waren nicht viele, die meisten fuhren weiter. Keiner von denen, die an ihm vorübereilten, konnte der Erwartete sein. Der Bahnsteig wurde leer. Sollte eine Versäumnis eingetreten sein? Lag auf seinem Schreibtisch zu Hause schon die Nachricht? Zögernd ging er am Zug entlang.

An dem Fenster eines hell erleuchteten Abteils zeigte sich ein kahler Kopf. Die Lippen bewegten sich mechanisch, nicht wie im Gespräch, sondern als sagten sie etwas her. Über die Platte des Klapptisches beugte sich schreibend oder lesend ein gekräuselter Mädchenkopf. In der Nähe stand auf dem Bahnsteig eine Gruppe schwatzender Menschen: vier oder fünf Männer und ein Mädchen, dessen Gesicht in dem umgelegten Pelz verschwand.

Aus dieser Gruppe löste sich ein Herr und trat, als Malte sich näherte, auf ihn zu: »Herr Konsul Treß vielleicht? Sie erwarten —«

Malte bejahte: »Herrn Usabel.«

Der Herr hob den Hut und nannte einen Namen. »Bitte, einen Augenblick Geduld. Herr Usa—bel — der Name betont sich auf der letzten Silbe — diktiert noch.«

»Im Zug? Doch der wird sofort abfahren.«

»O, der Schaffner weiß Bescheid.«

Malte erfuhr, daß die Wartenden das Gefolge waren: ein Kanzlist, ein Geheimpolizist, ein paar Berichterstatter und die zweite Schreiberin.

»Dort kommt Herr Usabel schon!«

Dem Wagen entstieg jener Mann, den Malte am Fenster beobachtet hatte. Das also war der vielgenannte Große! Einfach gekleidet, ein wenig unbehilflich und scheu. »Freut mich, Herr Konsul. Ich habe warten lassen. Bedaure. Haben Sie einen Raum für eine einstündige Besprechung bereit?«

Die Worte kamen kurz, in etwas heiserem Ton. Er streckte ein paar Finger zur Begrüßung von sich. Der weitkrempige Hut verschattete das Gesicht. Er wandte sich zu seinen Leuten.

»Haben wir heut noch Verbindung nach Berlin?«

Der Kanzlist meldete, daß nach dem Fahrplan keine Verbindung möglich sei.

»Also einen Extrazug, Herr Direktor!«

Er schickte sich an, zu gehen; Malte und der Herr, der sich ihm vorgestellt hatte, traten an seine Seite, die andern blieben zurück. Einen Extrazug! dachte Malte. Wenn er so viel draufgibt, was mag er dann fordern! Als sie auf die Straße traten, ließ Telge den Motor anlaufen, und sie stiegen ein.

Malte war ein wenig beunruhigt. Es war ihm peinlich, daß Usadel einen Zeugen bei sich hatte, während er den beiden allein gegenüberstand. Also galt es, aufs höchste gesammelt sein, jedes Wort zweimal wägen. Er fragte nach dem Ergehen seines Gastes, nach dem Befinden während der Reise. Doch Usadel schien ermüdet zu sein, er antwortete einsilbig, und Malte erfuhr nur, daß jener tatsächlich aus Amerika über Schweden komme. Als sie auf dem schmalen Damm zwischen den Teichen fuhren, lehnte sich Usadel vor und schaute einen Augenblick auf die dunklen Gestalten der Schlittschuhläufer, die sich noch auf dem Eis bewegten.

»Das sind die Teiche, denen die Stadt zu Wallensteins Zeit ihre Rettung dankt, Herr Usadel,« sagte Malte beflissen.

Er sah im Licht einer Laterne, wie sich Usadels Lippen ein wenig verzogen. War es Spott? Oder Verlegenheit?

»Der hat auch seinen Vorteil nicht verstanden,« sagte er. »Um diese Jahreszeit wär' es ihm besser geglückt.«

Gleich darauf wandte er sich an Malte: »Der Politiker Treß ist Ihr Bruder?«

Jetzt kommt es! dachte Malte, als er bejahte.

Aber Usadel nickte und sagte nur: »Sie haben den Artikel gelesen? Er kam just zur Zeit und hat das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte.«

Malte atmete erleichtert auf. Da glitt schon der Wagen in die Torfahrt des Treßhofes und hielt gleich darauf vor der Tür. Mellin stand bereit und öffnete den Schlag.

Was würde Usadel sagen, wenn er den alten Beratungsraum betrat, diesen Raum mit den historischen Bildern, der geschnitzten Treppe, dem schönen Gestühl? Es schimmerte alles blank und vornehm. Usadel sagte nichts, er legte den Mantel und den Hut ab, rieb die Handflächen aneinander und sah sich nach einem Sitz um. Was für ein Mensch war das! Seine Gestalt gedrungen und doch nicht feist, seine Farbe von einem eigentümlichen blassen Gelb, seine Gebärden nicht auffallend und doch durchaus bestimmt. Die hohe Stirn, die in den kahlen Schädel hineinwuchs, gab ihm etwas Überragendes, die Augen waren nicht zu bestimmen; sie waren von den Lidern halb verdeckt. Er trug keinen besonderen Zug des Rassefremden. Das war der Mann, der wie ein Schweifstern, von dem keiner wußte, plötzlich aufgetaucht war und in seltsamem Licht über der Menschheit funkelte, von einigen gepriesen, von andern als böses Zeichen gedeutet.

»Die Herren sind erschöpft,« sagte Malte, auf den Tisch deutend, der seitwärts hergerichtet stand. »Darf ich einige Erfrischungen anbieten lassen?«

»Unsre Zeit ist sehr beschränkt, Herr Konsul.«

Es klang drängend. Des Begleiters Augen fuhren begehrlich über die Kristallflaschen, in denen dunkles und goldenes Rebenblut glänzte, aber er setzte sich an Usadels Seite. Malte nahm den beiden gegenüber Platz.

»Sie haben um Anschluß an uns nachgesucht,« begann Usadel. »Es ist nicht unsre Gepflogenheit, kleine Häuser in der Provinz heranzuziehen. Doch in diesem besonderen Fall wäre eine Vereinigung zu erwägen, wenn Sie auf unsre Bedingungen eingehen. Herr Direktor, entwickeln Sie unsern Plan.«

Der Angeredete begann zu sprechen. Jetzt erst betrachtete ihn Malte genau. Ein wulstiges, fahles Gesicht mit den winzigen Bartflecken auf der Oberlippe war das Muster für die Gesichter aller Geldmenschen, die von jagender Arbeit zerrissen sind und deren Unstete den Geist zerpflückt. Malte mußte an die Worte denken, die ihm der blühende Hans Olrogge jüngst über sein Aussehen verwundert zugerufen hatte. War der Mann dort sein Zukunftsbild?

Er hatte nicht Zeit, darüber zu grübeln. Sammlung, Sammlung! Nach den ersten Worten begriff er, um was es sich handelte: man wollte den Getreidehandel eines weitreichenden norddeutschen Bezirks in die Hand bekommen; Mittelpunkte sollten geschaffen werden; hier sollte eins dieser Zentren, vielleicht das vornehmste, entstehen. Ob er Sicherheiten dafür biete.

Malte griff nach den Geschäftsbüchern, die ihm zur Hand lagen.

Der Direktor winkte etwas geringschätzig ab. »Darüber sind wir völlig unterrichtet. Sagen Sie uns, ob Sie es sich zutrauen.«

»Wir haben hierzulande viele Genossenschaften,« wandte Malte ein.

Wieder die geringschätzige Geste. »Die bekommen wir alle. Mut, Entschlossenheit, Herr Konsul! Zu haben ist jeder. Nie fragen: Ob?, sondern nur: Wieviel?«

Er machte die Gebärde des Geldzählens und lachte ein trockenes Lachen. Malte blickte auf Usadel. Der saß mit halbverdeckten Augen da und schien gänzlich unbeteiligt wie eine regungslose Amphibie im Sonnenschein. Und doch mußte er Obacht geben. Denn als Malte ihn ansah, verzog sich wieder seine Lippe, nicht zum Lächeln, sondern zu einer eigentümlichen Verzerrung.

»Sie haben sich unlängst neue Geschäftsräume

eingerichtet,« fuhr der Dritte fort; »das wäre ja für die Vereinigung recht zweckmäßig.«

Das war ihnen auch bekannt? Malte erkannte, daß sie bis ins Kleinste vorbereitet kamen. Aber wie sollte er sich zu dem vorgelegten Plan stellen? Gewinnbringend war er, zu befürchten war nichts, wenn Usadel dahinterstand. Aber schließlich war mancherlei zu bedenken. Er bat um Bedenkzeit.

Plötzlich erwachte Usadel aus seiner Unbeteiligtheit: »Wie lange, Herr Treß? Zehn Minuten, fünfzehn? Ich habe meine Reise nur unterbrochen, um Ihre Entscheidung zu hören. Die Sache ist eilig.«

»Ich erkenne noch nicht klar meinen Vorteil,« sagte Malte etwas bedrückt.

»Das ist mir verständlich,« erwiderte Usadel. »Sprechen Sie weiter, Herr Direktor.«

»Ihr Geschäftsvermögen wird dadurch sichergestellt für die nächste Zeit, daß wir es in unsern Ring mit aufnehmen,« sagte dieser.

»Wäre es nicht ebenso sicher bei mir?«

»Keinesfalls. Geben Sie acht!« Er blickte sich um, ob kein Lauscher da sei. »Man will wieder geregelte Verhältnisse in der Welt schaffen. Deshalb müssen wir Deutschland von den ärgsten Schulden befreien. Man tut das, indem man Geld macht, ganze Wellen von Geld. Wie, fragen Sie? Man wird Papier machen, das nicht da ist, und Gold und Silber nehmen, das noch da ist.«

»Das ist gegen das Gesetz,« warf Malte ein.

Der Direktor zuckte mitleidig die Schulter: »Gesetze!« sagte er. Es klang, als bedaure er einen Verstorbenen.

»Das läßt sich doch niemand gefallen!«

»Meinen Sie! Die Revolution hat gelehrt, daß die Menschheit auf alles Neue geht wie der Fisch auf den Köder. Zahlen verblüffen. Sagen Sie jemandem, er verdiene das Dreifache, keiner fragt, ob Sie ihm Metall oder Papier geben.«

Malte fühlte eine seltsame Beklemmung auf seiner Brust. War das alles ernst gemeint oder ein wirres Spiel?

»Ich kann mir nicht denken —« murmelte er.

»Ja, die Luftzone, in die wir treten, ist sehr ungewöhnlich,« sagte der andre. »Ich verstehe, daß es sie schwindeln macht. Doch verlassen Sie sich darauf, sie kommt.«

Ja, es war alles klar, was dieser Mensch da vortrug. Wenn es gelang, der Menschheit das Fieber der Gewinnsucht in diesem Maße einzuimpfen, sie mit der Geldmasse über den Geldwert fortzutäuschen, dann war sie blind für alles. Malte gestand sich, daß es der einzige Weg zur Rettung und ein genial erdachter Plan sei, und doch — es war ein höllischer Plan, der ihn, den Kaufmann alten Blutes, erschauern machte.

Er sah Usadel an; der saß da, als sei er unbeteiligt. Seine Hand lag auf dem Tischrand. Plötzlich fiel es Malte auf, wie brutal diese Hand war, wie ungeformt, zum Zupacken geschickt; die kurzen fleischigen Finger wie Krallen. Sah Usadel Maltes Blick? Die Hand fuhr zurück und zog die Uhr. Das war ein nicht mißzuverstehendes Zeichen.

»Ich verstehe alles,« sagte Malte. »Die Sache ist gut erdacht. Aber, vergeben Sie, Herr Usadel, sie ist doch ein großartig angelegter Betrug!«

Der Direktor fiel ein: »Vielleicht! Was geht das uns an? Wir sind keine Beichtväter für das Gewissen.«

Usadel verzog die Lippe: »Wenn in dieser Zeit das Gewissen wirklich noch da wäre, müßte man es totschlagen.«

Mord des Gewissens! Wo hatte Malte das doch gehört? Der Strand mit den schäumenden Wellen trat ihm in die Erinnerung. Irgendwo dort hatte es jemand gesagt. Sein Blick haftete mit einem Male an dem Schnitzwerk der Treppenbrüstung, haftete an einem Bild. Was war das doch? Der Judaskuß im nächtigen Garten. Was sollte das hier? Er riß sich gewaltsam los. Mit dem allen hatte er ja nichts zu tun. »Man« machte das, und ihm konnte es gleich sein, wer der rätselhafte »Man« war, ihm war verheißen, daß in der hereinbrechenden Sintflut sein Vermögen gerettet werden sollte, alles andre konnte ihm gleichgültig sein. Der Ehrenschild der Treß blieb unbefleckt.

»Es wird Zeit für uns,« sagte Usadel und schob den Stuhl ein wenig zurück. »Herr Konsul, wie ist Ihre Meinung?«

Ein Aufbäumen war in Malte, ein Zurückweichen. Aber zwang er es nicht nieder, so lag all sein stolzes Planen zerstört da. Die Ehre! Und Frauke! Und die Poppelmanns! Er hätte sich für alle Zeit lächerlich gemacht, und das verzieh Frauke am wenigsten. »Ich gehe auf Ihre Vorschläge ein, ich danke Ihnen,« sagte er.

Usadel nickte gleichmütig. »In weniger als einer Woche trifft ein Herr bei Ihnen ein, der die nötige Vollmacht hat. Er wird Sie über die nächsten Maßnahmen unterrichten. Verträge schließen wir nicht. Es bleibt Ihnen wie uns überlassen, mit dreimonatlicher Aufsage unsre Verbindung zu lösen. Wenn Ihnen dafür die Geltung des Ringes nicht genügt, so kann es schriftlich festgelegt werden.«

Ja, Malte wünschte das Schriftstück. Der Direktor lächelte.

Die Herren erhoben sich, ein paar Reden wurden noch getauscht. Der Direktor sandte noch einen sehnsüchtigen Blick nach den Flaschen, Malte lud nochmals ein, aber Usadel lehnte ab. Dieser Mensch schien keiner Nahrung zu bedürfen.

Der Wagen fuhr vor, man stieg ein, und der Treßhof blieb zurück.

Auf dem Bahnhof erwartete das Gefolge die Ankommenden: die Berichterstatter schrieben eifrig auf einen Bogen irgendeine Mitteilung, die noch in der Nacht einer Zeitung zugehen sollte. Die beiden Schreibmädchen blickten aus ihren Pelzen neugierig auf Malte, der Kanzlist meldete, daß der Zug bereitstehe.

Sie hatten auf dem Weg nur wenige Worte gewechselt. Usadel hielt die Angelegenheit für erledigt. Hinter seinen verdeckten Augen zuckten wahrscheinlich schon wieder neue Pläne, denen er nachsann. Malte suchte höflich eine Unterhaltung zu pflegen, aber auch der Direktor, der so geschwätzig gewesen war, verhielt sich schweigsam.

Usadel schob wieder einige Finger vor und faßte dann an den Rand seines Hutes. Wozu noch viele Worte, da der Zweck erreicht war!

»Nun?« fragte er seinen Begleiter, als er sich in das Polster des Wagens fallen ließ.

Der machte eine Gebärde des Zweifels. »Der Mann wurzelt in alten Anschauungen,« sagte er.

»Taugt also nicht für uns.«

»Wenn er sich nicht mausert, nein, Herr Usadel. In Deutschland jedoch gibt es viele von der Art; man muß mit ihnen rechnen, und dieser scheint mir versprechender als mancher andre — er ist ehrgeizig.«

Malte stand draußen am Wagen und wartete, daß der Zug abfahre. Er grüßte, als sich die Räder in Bewegung setzten, von innen kam kein Dank. Sie arbeiteten wohl schon wieder.

Er ließ sich von Telge nach dem Treßhof fahren, Mellin mußte im Beratungszimmer das Licht andrehen. Dort saß er lange und erwog. Aber seltsam! Immer wieder fand er seinen Blick auf jenem Bild der Treppenbrüstung: wie der bärtige Mann, dessen Hand den gefüllten Geldbeutel umspannt, dem Meister den verräterischen Kuß darbietet. Was hatte das alte Bild zu schaffen mit den Vorgängen dieser wilden Zeit? Er wußte es nicht, er wollte dem nicht nachdenken, und doch trat es ihm aufdringlich nahe.

Und noch eins. Er sah Jörg vor sich wie er nach dem Spiel in St. Niklas in jenem Zimmer des Hauses am Markt stand, innerlich in Begeisterung erglühend, sein Gesicht besonnt: Wir sind doch die Könige!

Er hatte bei sich gedacht: Welchen unbändigen Stolz trägt doch der arme Wicht! Wir königlichen Kaufleute und dieser Tastenschläger! Jetzt beneidete er ihn. Ihm war, als dürfe er das Recht des königlichen Menschen heute nicht für sich in Anspruch nehmen. Seufzend erhob er sich und verließ das Haus. —

In Fraukes Zimmer fand er Claus, der eine Mappe mit Stichen mitgebracht hatte, die Blätter ausbreitete und einige Feinheiten erläuterte. Malte stellte sich hinter ihn und hörte zu. Er wußte, daß Frauke, die den Vetter wegen seiner Sucht, sich etwas stutzerhaft zu kleiden, verspottete und ihn leicht als einen gutmütigen Hausnarren behandelte, in Kunstfragen sein Urteil gelten ließ.

Plötzlich sah Frauke zu Malte auf. »Weißt du schon, daß Claus uns verlassen will?« fragte sie.

Claus legte die Stiche zusammen. Es war ihm sichtlich peinlich, daß Malte ihn so verwundert betrachtete.

»Er will heiraten,« fügte Frauke hinzu.

Güldensen? dachte Malte. Hat er mit ihr gesprochen? Hat sie sich vielleicht in Rücksicht auf mich bereit erklärt? Er fühlte ein lebhaftes Bedauern.

»Er hat eine kleine Witwe gefunden, die ihn bezaubert,« fuhr Frauke fort.

Claus lachte verlegen. Was würde Malte jetzt sagen? Doch Malte sagte nichts, er ging zur Wand und drückte auf den Klingelknopf. Als das Mädchen erschien, bestellte er Schaumwein. Ein plötzlicher Rausch war über ihn gekommen, seine Augen glänzten. Frauke blickte ihn erstaunt an: er war leuchtend wie damals in Harvestehude.

»Wir wollen dem Glück Willkomm bieten,« sagte er, als er die Gläser füllte. »Dir, Claus, und uns! Ich habe heute mit Usadel abgeschlossen!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Buche

O wölbe dich, grünende Buche,
O wölbe dich höher hinan,
Daß, wenn dich ein Engel besuche,
Nicht schön're er finden kann.

O neige dich aus und frohlocke,
Dein Grün ist ein ew'ger Gewinn,
Und bist du die schwebende Glocke,
So sind wir der Klöppel darin.

Bewegt von der Stille der Stunde,
Geläutet von Sonne und Wind,
Bis alles aus ewigem Grunde
Ein singendes Echo gewinnt,

Bis daß es gleich wehendem Tuche
Uns winke vom seligen Lohn.
So wölbe dich, rauschende Buche,
Um immer gewaltigern Ton.

Ruth Schaumann



Aufn. G. Riebicke, Berlin

Übungen der Laban-Schule

Vom Erleben des Tanzes

Von Karl Gustav Grabe

Vom Erleben des Tanzes? Ich sehe skeptisch lächelnde Gesichter. Kann man denn Tanz erleben, höre ich fragen, verantwortlich erleben, wie etwa eine Beethovensche Sinfonie, eine Goethische Dichtung oder ein Gemälde von Michelangelo? Tanz ist doch etwas Lustiges, man tanzt, wenn man fröhlich ist, und geht zum Ballett- oder Tanzabend, weil man sich — hier komme ich nicht um das Fremdwort herum — »amüsieren« will, aber beileibe und beiseele nicht, um sich erschüttern zu lassen. Tanz erleben? Ich sehe skeptisch lächelnde Gesichter. Und bin nicht überrascht, nein, finde es ganz in der Ordnung so. Der alte Tanz war in den Forderungen, die er an ein bewußtes Miterleben des Zuschauers stellte, so anspruchslos, und der neue Tanz ist so jung, die Kühnheit, mit der er sich aus den Fesseln des musikalischen und dekorativen Elements befreite und sich zur Eigenkunst aufschwang, ist so überraschend, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst der Gebildete diesem eigenwilligen, starken Geschehen verblüfft, überlegen lächelnd oder gar verständnislos gegenübersteht.

All diesen vielen, die da noch am Alten hängen, die da meinen, dem jungen Tanz achselzuckend den Rücken kehren zu müssen, möchte ich hier eine Brücke bauen, die vom Alten zum Neuen führt, möchte sie hinüberführen ans andre Ufer, wo neues starkes Keimen und Sprossen eine reiche Ernte erhoffen läßt. Möchte sie vertraut machen mit den Zielen und Bestrebungen des neuen Tanzes und ihnen zeigen, daß man Tanz wohl erleben kann wie Musik, Malerei oder Architektur.

Ja, man kann Tanz erleben, kann sich vom Rhythmus ernster Tanzgestaltung erschüttern lassen bis in die Tiefe des Gemüts und der Seele. Man kann es, und wenn dieses Können noch nicht zum Müssen wurde, so liegt das daran, daß der Tanz in seiner neuen Form, als unabhängige, in sich selbst ruhende Kunst, erst im Laufe der letzten Jahre erfolgreich in Erscheinung treten konnte, weil jedes Neue und Starke sich den Boden fußbreit erobern muß, weil alte Anschauungen und Widerstände mannigfacher Art erst zu überwinden sind, ehe die Bahn für den neuen Gedanken frei wird.

Wenn jetzt erst, und sogar in den Kreisen künstlerisch gebildeter, hochgeistiger Menschen, langsam ein Verständnis dämmert für den Aufschwung, den der künstlerische Tanz in den letzten Jahren genommen hat, wenn jetzt erst die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß Tanz *Offenbarung* ist, *geboren aus rhythmischem Einklang von Körper und Seele*, so liegt das an der mangelnden Bedeutung, die man dem Tanz als *hoher* Kunst beimaß. Man hatte das Ballett, das genügte. Schöne Kostüme, glänzende Ausstattung, rauschende, prickelnde, aber oberflächliche Musik, seelenlose Körperakrobatik, militärischen Beindrill — mehr verlangte man nicht. Das Ballett — oder besser der Rest des in seiner Glanzzeit unter Ludwig 14. eine Volkskunst, einen Volkswillen verkörpernden alten Balletts — hatte zu lange die Oberherrschaft im Reiche des Tanzes innegehabt, war eine zu liebe und vertraute Gewohnheit geworden, als daß man ohne weiteres



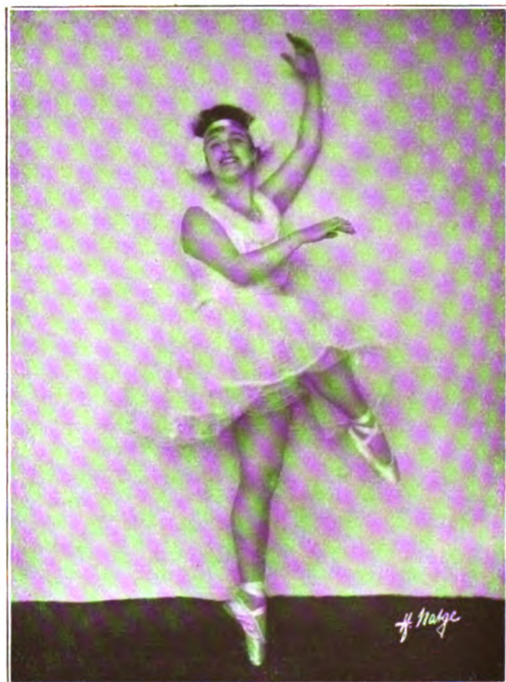
Aufn. H. Natge, Berlin

Lene Bowitz und Inez Mesina

davon gelassen hätte. Schon allein die im Volksmund für die Tanzkunst gebräuchlichen Namen »leichte« oder »leichtgeschürzte Muse« sprechen für die Auffassung, die man vom Tanz, seinen Aufgaben und Zielen hatte. Auch die Zusammenstellung »Operette und Tanz«, der man in allen Zeitungen begegnet, zeigt deutlich, wie auch heute noch der Tanz im allgemeinen nur als schmückendes Begleit- und Beiwerk, als Stiefschwester einer die Hauptrolle spielenden Schwesterkunst gewertet wird. Aber die Zeit wird kommen, muß kommen, da die Gesamtheit des Volkes den Tanz empfinden lernt als eine aus rhythmischem Einklang des Körpers und der Seele geborene Erlösung, als Loslösung vom Grau des Alltags, von Erdgebundenheit und Erdenschwere. Sind wir doch letzten Endes alle Tänzer — jede unsrer Bewegungen trägt den Keim des Tänzerischen in sich, jeder Atemzug, jeder Herzschlag ist dem ewigen Gesetz des Rhythmus untertan — Tänzer, die freilich — den Körper vergessen haben.

Über das Ballett, den entthronten Vorgänger des modernen Kunsttanzes, wird es nötig sein, ein paar Worte vorauszuschicken.

Wie entstand das Ballett? Kurz gesagt: das Ballett ist eine höfische Kunst und in seiner kultivierten Form vom Luxus der Fürstenhöfe des Mitteltlters und der Renaissance nicht zu trennen. Aus der Freude des festlichen Menschen an der Verkleidung, der Maske, aus der ungeordneten, bunt durcheinandergewürfelten Vielheit der Masken schuf der Rhythmus, der Allerzeuger jeder Kunst, das Ballett. Wie der Magnet die Eisenfeilspäne ordnet, so ordnete der Rhythmus die Tänzer zu Paaren, die Paare zu Gruppen. Eine Idee, die dem Ganzen den Charakter gab, trat hinzu, und das Ballett war fertig. Es will uns Menschen des nüchtern-technischen 20. Jahrhunderts kaum glaublich erscheinen, welche Prachtentfaltung, welcher Luxus der Kostüme und der Ausstattung bei der Inszenierung eines Festballetts jener Zeiten herrschte. Ein äußerer Anlaß war bald gefunden: ein Hoffest, ein Empfang, die Verlobung oder Hochzeit eines Fürsten. Doch nicht nur weltlichen Festen verdankt das Ballett seinen Ursprung, auch die Kirchenfeste und Kirchenschauspiele, als deren Reste wir die noch heute gebräuchlichen Prozessionen (Echternacher Springprozession) ansehen dürfen, haben zur Verbreitung und Wertung des Balletts im Volke ihr



Aufn. H. Natge, Berlin

Lene Bowitz

gut Teil beigetragen. Auch hier herrschte größter Aufwand an Pracht und Ausstattung. Paradies und Hölle werden auf phantastische Weise dargestellt, und zur Freude und Erbauung des staunend bewundernden Volkes führen Engel und Teufel fröhlich vereint ein — Ballett auf. So sieht man Kirche und Fürstenhof in edlem Wettstreit bemüht, immer neue, immer seltsamere Formen des Balletts zu ersinnen. Militärballetts, Pferdeballetts — unter genauer Wahrung der rhythmisch-geometrischen Linie — werden auf Hochzeiten fürstlicher Persönlichkeiten aufgeführt und bilden den Höhepunkt des Festes. Auch Trauerballetts, in deren Verlauf das Leben und Wirken des verstorbenen Fürsten in rhythmisch geordneten Bildern am Beschauer vorüberzieht, sind keine Seltenheiten.



Aufn. H. Natge, Berlin

Lene Bowitz

Allen diesen Ballettveranstaltungen lag noch die starre geometrische Form der Figurenbildung, der nach mathematischen Regeln geordneten Gruppenbildung zugrunde. Es war ein Schachspielen mit lebenden Figuren, nicht mehr! Das Festballett drohte zu ersticken im Übermaß äußerer Prachtbelastung und korrekt mathematischer Formtüftelei. Der frische Atem und das gesunde lebendige Blut fehlten. Das Ballett schrie nach Verjüngung und Reorganisation.

Da war es der geniale Franzose Noverre, der es unternahm, das Renaissance-Ballett aus der Starre zu lösen und von Grund auf zu modernisieren. Statt der mathematischen Ballettregeln psychologische Rhythmik, statt des Reifrocks, der starren Maske, statt aller äußeren und pantomimischen Requisiten Natürlichkeit in Bewegung und Form! Noverre beseelte und vermenschlichte das Ballett: das ist seine große Tat. Auch der Gedanke an ein Gesamtkunstwerk, das alle andern Künste, Musik, Malerei, Architektur, der tänzerischen Idee unterordnen sollte, taucht schon bei ihm auf. Die Vorstellung, durch ein Ballett mit lebenden Figuren mehr ausdrücken zu können als der Maler durch ein allegorisches Gemälde, der Gedanke an den bewegten, lebendigen Rhythmus eines solchen in feinstem Sinne »lebenden Bildes« berauscht ihn. Er verfaßt zahlreiche Schriften, in denen er für diese Idee eintritt. Doch, können Bücher, selbst wenn ein Genie sie verfaßt, den Rhythmus eines Tanzgemäldes wiedergeben? Läßt sich die schwingende Bewegtheit des Tanzes überhaupt in Worte fangen? Nur eine Tanz-Schrift würde das vermögen. Aber während der Musiker, der Komponist wenigstens die Konturen seines seelischen Erlebens dem Notenpapier anvertrauen und so der Nachwelt zur Ausbeutung überantworten kann, ist es bis heute leider noch nicht gelungen, für die Kompositionen großer Tanzschöpfer eine leicht faßliche Schrift zu ersinnen. Nur aus Beschreibungen und Bildern ahnen wir, welche Herrlichkeiten mit den Tanzschöpfungen Noverres unwiederbringlich dahingesunken sind.

Hier will ich einschalten, daß es auch heute noch nicht möglich ist, unsre modernen Tanzkompositionen mit Hilfe einer leichtverständlichen Tanz-



Aufn. Karl Schlenker, Berlin

Lucy Kieselhausen

Schrift theoretisch nachzuerleben, wie man etwa beim Lesen eines Buches dem Erleben des Dichters folgen mag. Rudolf von Laban hat zwar eine neue Tanz-Schrift angekündigt, doch bleibt ihr Erfolg abzuwarten. Auch Joachim Fischer, der Solotänzer der Tanzbühne Jutta Klamts, beschäftigt sich seit Jahren mit der Ausarbeitung einer neuen Tanz-Schrift, und zwar will er, im Gegensatz zu den Choreographien der alten Ballettmeister, nicht die Stellung des Körpers und der Glieder durch bestimmte Zeichen festhalten — damit wäre immer nur die äußere, nicht die innere Form bestimmt —, sondern den gewagten Versuch unternehmen, das seelische Erleben, das Gefühlsmäßige, das eben jene »Stellungen« oder besser »Bewegungen« auslöst, durch bestimmte Zeichen auszudrücken. Die Praxis wird lehren, ob Laban oder Fischer uns eine Tanz-Schrift zu bescheren vermag, die dem jetzigen Mangel abhilft.



Maria Behm: Spanisch

Doch zurück zum Ballett! Ich möchte, ehe ich mich dem heutigen Ballett zuwende, von dessen charakteristischen Vertreterinnen dieser Aufsatz einige Bilder aufweist (Lene Bowitz, Ines Mesina, Solotänzerinnen der Staatsoper in Berlin), noch kurz die Linie der Weiterentwicklung des Balletts andeuten. Während Ludwig 14. als Weib verkleidet noch selbst

bei Hofe mittanzte, während das 17. Jahrhundert nur Tänzer kannte (meist Angehörige der Aristokratie) und die Frauenrollen von verkleideten Tänzern darstellen ließ, geht langsam, aber sicher die Ausübung des Tanzes in die Hände berufsmäßiger Tänzer über. Das 18. Jahrhundert findet bereits Tänzer und Tänzerinnen, und das 19. Jahrhundert bringt den Sieg der Frau, die fast alleinige Herrschaft der Tänzerin. Doch schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeigt das Ballett deutliche Spuren des Verfalls, und bereits vor der Jahrhundertwende kann sein Schicksal als besiegelt gelten. Mit dem Sturz der Fürstenthrone in Deutschland und Rußland schwand auch die letzte Herrlichkeit des alten Balletts dahin.

Das Ballett ist tot, es lebe das Ballett! Leicht begreiflich, daß eine von so großer Tradition getragene Kunstform wie das Ballett nicht von heute auf morgen von der Schaubühne tänzerischen Geschehens abtreten konnte, ohne sichtbare Spuren seines Wesens und seiner Form zu hinterlassen. Auch heute haben wir an den Opern noch Ballette, doch hat ihre äußere und innere Form im Vergleich zur vorrevolutionären Zeit eine gewaltige Veränderung erfahren. Seit Mary Wigman sich mit ihren »Tanzdramen«, Laban mit »Tanztragödien«, Jutta Klamt mit der dramatischen Tanzfolge »Der Aufschrei« die Bühne erobert hatten, war es den Gegnern der neuen Richtungen unmöglich geworden, sich dem starken Einfluß, den der neue Tanz besonders auf den Nachwuchs unter den Tänzern ausübte, auf die Dauer zu entziehen. Langsam, aber mit unerbittlicher Strenge drang die neue Idee durch. An die Stelle des Ballettmeisters alter Schule tritt der Bewegungsregisseur. Zahlreiche Bühnen des In- und Auslandes haben die Reformierung ihres Balletts ehemaligen Meisterschülern der Wigman- oder der Laban-Schule übertragen und, wie die Erfolge beweisen, nicht ohne Glück. Die Berliner Staatsoper besitzt in Max Terpis, einem Wigman-Schüler, ihren ersten Bewegungsregisseur, dessen viel umstrittener Tanzpantomime »Die Nächtlichen« und Tanzinszenierung der Straußschen »Josephslegende« ich hier nur im Vorübergehen Erwähnung tue.



Maria Behm: Chopinwalzer

Was will nun der neue Tanz, und wie will er erlebt sein? Er will völlige Abkehr von dem militärischen Beindrill des Balletts, will den Tanz endgültig aus der Enge und Starrheit herkömmlicher Balletttradition gelöst sehen, will den Körper des Tänzers aus der Verkrampfung und Überspannung befreien und ihn zurückführen zur natürlichen, selbstverständlichen Losgelöstheit und Ungebundenheit. Er will das Gefühl für den Körper wecken, will den Menschen schaffen, den freien Menschen, der mit ganzem Körper und ganzer Seele, ungehemmt durch mathematische Ballettregeln, dem Singen seines Blutes, den Eingebungen seiner tänzerischen Gestaltungskraft folgt. Statt des künstlichen, eingefrorenen Ballettlächelns, das artistenhaft über die Spannungen, die unnatürlichen Verkrampfun-


Aufn. G. Riebicke, Berlin

Bewegungsstudie aus der Laban-Schule

gen des Ballett-Tänzers hinwegtäuschen sollte, will er uns das frohbelebte Antlitz des vom Zwang befreiten Tänzers schenken, der da sagt: »Seht her, so bin ich, und so muß ich sein!«

Es wird klar sein, daß eine einseitige artistische Leistung wohl zu anerkennender Bewunderung der Kraft- und Willensleistung, vielleicht auch zu ästhetischem Genuß, nie aber zu tiefinnerstem Erleben des Tanzes führen kann. Wohl ist es denkbar, daß eine Tänzerin wie Mary Wigman oder Gret Palucca sich im Aufschwung des Aussichheraus-, Übersichhinauswollens dieser oder jener Ballettmittel bedient, sie als technische Hilfsmittel einem höheren künstlerischen Zweck unterordnet, doch niemals sollen Spitzentanz, Pirouetten, Pas usw. Selbstzweck werden, und das waren sie beim alten Ballett. Je länger der Tänzer auf den Spitzen stehen, auf den Spitzen sich drehen konnte,


Aufn. Ursula Richter, Dresden

Gruppe aus der Wigman-Schule



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Mary Wigman in den »Abendlichen Tänzen«

je höher die Luftsprünge waren, je öfter er, im Sprunge befindlich, vor dem Zurück zur Erde die Beine umeinanderwirbeln konnte, um so höher bewertete man seine Kunst. Eine seelenlose akrobatische Kunst zwar, aber mehr verlangte man nicht. Man wollte schauen, die Sinne befriedigen:

Wenn hübsche Mädchen Arm' und Beine kühn verrenken,
Man sitzt, genießt und — braucht nicht nachzudenken.

Verblüffende Effektleistungen machen noch immer ihren Weg, sei es im Tanz oder in irgendeiner andern Kunst. Ich muß da an die guten Leutchen denken, die beispielsweise bei einem Klavierkonzert in selig staunender Entrücktheit und Verzückung auf die Hände des Virtuosen blicken, als wollten sie sagen: »Herrgott, die Finger! Diese Schnelligkeit, diese Läufe und Passagen, diese Triller! Fabelhafter Kerl das!« Als ob Triller, Läufe und Passagen mit dem tiefsten Geheimnis der Musik etwas zu tun hätten! Sie sind Mittel zum Zweck, nicht mehr, und haben nur da Berechtigung, wo sie einer starken Idee dienen. Sie haben mit dem inneren Wesen der Musik geradeso wenig gemein, wie spitzentechnische Höchstleistungen des Ballettvirtuosen mit dem aus tiefstem seelischem Erleben geborenen freien Tanz. Sagt einem Balletttänzer, er solle nach den Schlägen des Gongs eine tragische Idee glaubhaft verkörpern, erschütternd zur Gestaltung bringen, er wird versagen; denn hier verfangen seine Mittel nicht, hier kann nur das echte, aus der Tiefe des Erlebens strömende Gefühl überzeugende Wirkung haben. Sagt einem Tastenhelden, einem der Vielzuschnellen, er solle ein Adagio von Beethoven,



Aufn. Ursula Richter, Dresden

Gruppe aus der Wigman-Schule

eine »Träumerei« von Schumann spielen, er wird versagen, wird nur die Form, nicht aber den Inhalt geben; denn hier helfen weder Technik noch Triller oder Schnelligkeit, hier muß das reine Gefühl sprechen, und nur wer die große selbstverständliche Einfachheit in sich trägt, wird mit untrüglicher Sicherheit den Ton zu finden wissen, der »die Herzen aller Hörer zwingt«, die letzten Geheimnisse der Tondichtung erschließt.

Ich weiß es nicht, aber es werden wohl ähnliche Gedankengänge gewesen sein, die vor zwanzig Jahren die Amerikanerin Isadora Duncan bewogen, dem Ballett die Fehde anzusagen. Sie wollte dem Tanz wieder zu Würde und Weihe verhelfen: Fort mit den Ballettschuhen, den Gazeröckchen, den Trikots! Auch die bisher gebräuchliche »Ballettmusik« lehnte sie ab und tanzte ihre ernsten Tänze nach Weisen von Bach, Beethoven und Chopin. Barfuß, bekleidet mit fließendem Gewand in griechischem Stil, betrat sie das Podium und tanzte. Tanzte und fand Erfolg und Anhänger. Der Tanz der Duncan war weit entfernt von echter tänzerischer Kunst. Alte griechische Vasenbilder nahm sie zum Vorbild für ihre plastischen Studien, reihte Bild an Bild, Pose an Pose, ohne aber den Eindruck lebensfähigen Gestaltens, organischen Wachstums hinterlassen zu können. Aber dennoch, der Bann war gebrochen, sie hatte gezeigt, daß man auch ohne Ballettschuhe, Gazeröckchen und sonstiges dekorative Beiwerk eine starke Wirkung auf die Zuhörerschaft auszuüben vermag; ihr Beispiel machte Schule, und das war der Anfang vom Ende des Balletts.


Aufn. Ursula Richter, Dresden

Mary Wigman

Welche Entwicklung der Tanz genommen hätte, wenn die Duncan nicht nur Reformatorin, sondern auch geniale starkkünstlerische Persönlichkeit gewesen wäre, ist kaum auszudenken. Was hätte die Duncan geben können, wenn sie die griechischen Vasenbilder, wie der Form nach, auch aus dem Geist heraus begriffen hätte! Zwar wissen wir nicht, wie der Tanz der Antike aussah, aber wir haben in den Plastiken, den Reliefs der großen Bildhauer jener Zeit doch Denk-Male, Form-Male, Fühl-Male, die für den seherisch Begabten alles andre sind als »toter Stein«, vielmehr gebundene Kraft, die der Lösung harrt. Wo ist der Tänzer, dem diese Plastiken nicht nur starre, schöne Form sind, der das aus Kraft und Tat, Stein und Formgefühl entstandene Bildwerk zu beleben vermag? Wo ist das hellseherische Genie, das zu sagen weiß: So kam diese Venus dahergeschritten, ehe sie die Ruhestellung einnahm, die der Bildhauer verewigte, und so, nur so wird sie, muß sie davonschreiten, denn dieser ihr Schritt liegt fühlbar gebannt in dieser, in jener Bewegung, die der Bildhauer, ihr Schöpfer, ihr gab! Wo ist der Tänzer, der dieses Rätsel zu lösen vermag? Ich würde diese Anregung nicht geben, wenn nicht Anzeichen dawären, die eine Rückkehr kommender Geschlechter zum sonnenstarken, körperfrommen Hellenentum ahnen lassen.

Doch zurück zur Duncan! Ihre mutige Absage an das alte Ballett, ihre Propagandareisen und -vorträge sowie ihre kleine Schrift »Der Tanz der Zukunft« brachten lebhafte Bewegung in die Reihen der jungen Tänzer und Tänzerinnen. Richtungen erschienen und verschwanden wieder, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen. Als typische Vertreterin dieser Übergangszeit ist neben vielen andern, deren Namen hier zu nennen sich erübrigt, die graziöse Wienerin Lucy Kieselhausen zu nennen. Ohne sich und der Welt Problem sein zu wollen und zu können, erfreut sie ihr Publikum durch die anmutige Süße ihrer tänzerischen Darbietungen. Maria Behm — ich glaube, ihren Namen schon früher in Verbindung mit dem der Grete Wiesenthal gehört zu haben — ist in ihren Tänzen gleich der Kieselhausen noch nicht frei von Erinnerungen an das Ballett; doch während die Kieselhausen einen fertigen Typus darstellt, über dessen künstlerische Bedeutung die Meinungen geteilt sind, ist Maria Behm noch im Werden, noch auf dem Wege zu sich selbst und ringt mit zäher Kraft um die Gestaltung ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Erst wenn sie sich ganz gefunden hat, wenn sie einen in sich geschlossenen Tänzertyp darstellt, wird sich Endgültiges über ihre Bedeutung sagen lassen.



Aufn. Helmy Hurt, Berlin

Jutta Klamt

Welch ein Schritt vom Tänzertyp der Kieselhausen zum Dreigestirn Laban, Wigman, Klamt! Eine Weltanschauung ist es, die diese drei starken Persönlichkeiten von der Unzahl ihrer mehr oder weniger bedeutenden Vorgänger entscheidend trennt. Geht auch jeder der drei Künstler seinen eignen Weg, so verfolgen sie im wesentlichen doch das gleiche Ziel: die Befreiung des Tanzes von allen hemmenden Beikünsten, die Schöpfung des absoluten Tanzes.

Der Tänzer, Tanzdichter und Tanztheoretiker Rudolf von Laban war der erste, der für die Idee des von Musik und dekorativem Beiwerk unabhängigen Tanzes eintrat. Jahrelange unermüdliche Arbeit hat er dem Aufbau und Ausbau seiner Pläne gewidmet, hat mit Widerständen aller Art zu kämpfen gehabt, ehe man seiner Idee Beachtung und Verständnis entgegenbrachte. Doch dem Fanatismus, der zähen Beharrlichkeit, mit der er unbeirrt sein Ziel verfolgte, konnte der Erfolg schließlich nicht fehlen; heute kann Laban mit Stolz auf das Erreichte zurückblicken: sein Name hat einen weithin reichenden Klang, seine Ideen haben Geltung und Beachtung gefunden. Seit 1922 besteht in Hamburg die Tanzschule Labans, und in vielen andern Städten Deutschlands leiten ehemalige Schüler von ihm Tanzschulen in seinem Sinne. Die praktischen und theoretischen Ergebnisse seiner Arbeiten, sein Lebensbekenntnis als Mensch, Künstler und Tänzer hat er niedergelegt in seinem an wertvollen Anregungen reichen Buche »Die Welt des Tänzers«. Wenn ich in der Einleitung sagte, letzten Endes seien wir alle Tänzer, die nur den Körper vergessen haben, so deckt sich dieses Bekenntnis mit dem Ausspruch Labans: »Alles Sein ist Bewegung, alles Handeln ist Tanz«. Mit unerbittlicher Strenge führt er alles Geschehen, alles Handeln auf den Rhythmus als Kraftquell zurück. Drei Begriffe sind es, die nach

seiner Lehre das Rüstzeug und Glaubensbekenntnis jedes schöpferischen Tänzers bilden sollten: *Rhythmus*, *Raumgefühl*, *Körpergefühl*. Laban hat den »*freien Tanz*« geschaffen, er ist der eigentliche Begründer des modernen Tanzstils, der den Tanz zur freien, von andern Künsten unabhängigen Kunst erhoben sehen will. Das Schicksal wollte es, daß aus seiner Schule, aus langjähriger Zusammenarbeit mit ihm keine Geringere hervorging als Mary Wigman, die Schöpferin des »absoluten Tanzes«.



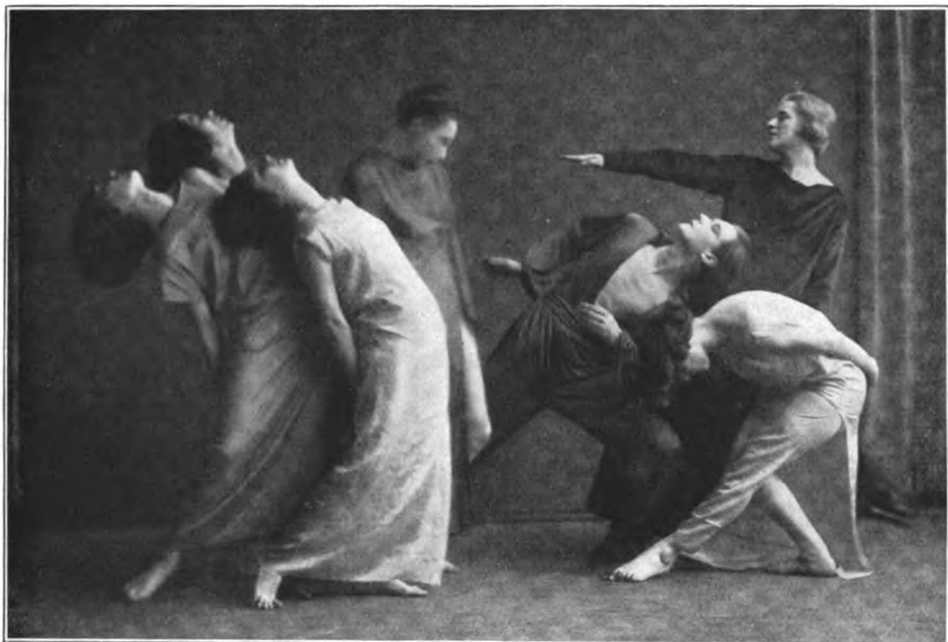
Jutta Klamt

Mary Wigman! Wie sagt doch Rainer Maria Rilke? »... Und endlich aus den reifgewordenen Takten: entsprang der Tanz!« Ein lange aufgespartes, zum Licht, zur Erkenntnis, zum Bekenntnis drängendes *Müssen*, Gestaltwerden innerster Not dünkt uns der Tanz, der endlich den reifgewordenen Takten entsprang. Welchen Takten? Sind es Takte, die eine rauschende Musik hämmert, wirbelt, schreit, oder sind es die dunkel rauschenden Takte, die nur der Blutstrom gebären kann, dieses allgewaltige verborgene Orchester des Menschenleibes, das dem Meere gleich in Ebbe und Flut aus ewig Altem ewig neu sich wiederschafft? Wer vermag hier Antwort zu geben?

Seltsam, daß ich an Rilke, an Stefan George, an die Hymnen Hölderlins gemahnt wurde, als ich Mary Wigmans Elegien »Die abendlichen Tänze« erlebte. Zwingend ist die Geste dieser Frau, groß ist ihr Tanz. Aus dem schwingenden Schweigen des Raumes, aus dem sehnenden Singen des Blutes schöpft sie die Kraft für ihre tänzerischen Visionen. Urkraft strömt aus verborgenen Quellen, drängt zum Licht, will Tat und Bekenntnis werden. Tat und Bekenntnis, geboren aus tänzerischem Urtrieb, aus leidenschaftlicher Hingabe an sich selbst, den Körper, den Raum — das ist der Tanz der Wigman. Groß, beängstigend groß und kraftvoll ist die Leidenschaft dieser seltenen Frau. Liebe, schwingende Liebe bebt durch den Rhythmus ihres Tanzes. Was liebt sie, wen liebt sie? Gott, die Welt, den Mann, den Tanz? Sie liebt den Tanz und in ihm sich selbst, liebt ihr selig-qualvolles Tanzenmüssen.

Fanatikerin ihrer Idee, Beherrscherin des Rhythmus und vom Rhythmus Beherrschte, Bezaubernde und Verzauberte, Besessene und Besitzende: das ist Mary Wigman. Ihr Tanz bedarf der Musik nicht, er selbst ist Musik, ist Klang, Farbe und Form; schwebender Klang, gewoben aus der schwingenden Sehnsucht, den Körper dem Raum, den Raum dem Körper zu vermählen. Und über allem als ordnendes, sieghaft gestaltendes Grundgesetz: *der Rhythmus*.

Herrlicher Anblick, wenn sie als Gruppenführerin in strengem Schreiten das Grundthema zeichnet, dem sich die Gruppe als begleitende Stimme einzufügen, einzuordnen oder unterzuordnen hat. Ein silberner Klang über schwarzen Bässen, dunklen Unterstimmen, musikloser Tanz — vielleicht einige Gongschläge, die den Rhythmus unterstreichen —, und doch Musik: Bewegungsklang, Bewegungsakkorde, geboren aus dem schwingenden Rhythmus



Bewegungsstudie aus der Tanzschule Jutta Klamts

Aufn. Willinger, Berlin

der gleitenden, schreitenden Gestalten. In ihren Gruppentänzen hat Mary Wigman eine Kunstform geschaffen, die in sich vollendet ist und kaum übertroffen werden kann. Welche Wege sie in Zukunft beschreiten, welchen neuen Problemen sich ihre rastlose Phantasie zuwenden wird, vermag niemand zu sagen als sie selbst. Uns mag genügen, daß sie das ersehnte Ziel erreicht hat: die Befreiung des Tanzes von der Vorherrschaft des musikalischen und dekorativen Elements, seine Erhebung zur selbständigen lebensfähigen Kunst.

Jutta Klamt, die Schöpferin und Leiterin der Tanzbühne gleichen Namens in Berlin, bekennt sich wie Mary Wigman im wesentlichen ebenfalls zu der Labanschen Idee des »freien Tanzes«. Doch geht sie in der strengen Ablehnung jeglicher äußeren Hilfsmittel noch über ihre beiden Vorgänger hinaus. Während Labans Tanzschöpfungen »Gaukelei« und »Komödie« noch nicht völlig frei sind von pantomimischen Beimischungen, während die Gruppe der Wigman die unerbittlich strenge Herrschaft des Themas (Wigman) über die Begleitstimmen (Gruppe) zeigt, will Jutta Klamt die völlige Befreiung des Tänzers, des Gruppenmitgliedes von mathematischen und naturalistisch-pantomimischen Elementen, will den Tänzer auf sich selbst stellen und seiner Eigenart entspre-



Tanzschule Jutta Klamt: Joachim Fischer in »Polonäse«

chend sich bewegen lassen. Ihr Ziel ist die »künstlerische Eigenbewegung«, geboren aus dem Einzelempfinden des sich Bewegenden. Sie will jedem tänzerischen Temperament den Raum lassen zur freien Entwicklung der persönlichen Note. In der Zusammenfassung der so gewonnenen frei spielenden Kräfte zur Gruppe erreicht sie einen rhythmischen Zusammenklang von überraschend starker künstlerischer Wirkung. Nicht der Einzelwille des Führers herrscht; die Gruppe atmet, schwingt und lebt als ein in sich geschlossenes Ganze. So werden Wirkungen erreicht, die nur auf dem Rhythmus der Formen und Farben beruhen, Klang- und Bewegungskurven, die unmittelbar die Seele des Beschauers treffen: der abstrakte Tanz. Linie und Farbe sind die Hauptträger des Ausdrucks, Hauptvermittler der seelischen Schwingungen. Jutta Klamt selbst gibt in ihren Tänzen die reine Verkörperung ihrer Idee. Ihr Tanz kommt aus den Tiefen schmerzhaftesten Erlebens und geht in die Tiefe, suchend nach letztem Ausdruck, letzter Ausgestaltung des innerlich Gefühlten. Ein tragischer Ernst schwingt in ihren Tänzen. Ihr »Trauermarsch auf den Tod eines Helden« zeigt eine Größe der Gestaltung, deren zwingender Wucht der Beschauer sich nicht zu entziehen vermag. Jutta Klamt erinnert in ihren Tanzgestaltungen an die herbstolze spröde Linie der Hebbelschen Frauengestalten. Rein bildhaft betrachtet, führt die Linie zu Hodler.

Von den Tanzdichtungen Jutta Klamts seien genannt: die dramatische Tanzfolge »Der Aufschrei« und das phantastische Bühnenspiel »Tänze der Nacht«. »Der Aufschrei« erlebte seine Uraufführung 1923 in der Berliner Philharmonie und wurde später im Theater am Bülowplatz wiederholt. Auch in diesen größeren geschlossenen Werken arbeitet Jutta Klamt, wie in der Gruppe, mit rein tänzerischen Mitteln, ohne Zuhilfenahme pantomimischer oder naturalistischer Gesten.

In Joachim Fischer, einem der wenigen wirklich männlichen Tänzer, besitzt die Klamt-Schule eine starke künstlerische Persönlichkeit, deren Einwirkung auf den weiteren Ausbau der Tanzrichtung Jutta Klamt — Fischer hat sich, wie schon erwähnt, auch als Tanztheoretiker und Tanzschriftsteller versucht — schwerlich ohne Erfolg bleiben wird. Im Sinne der Meisterin ist er hineingewachsen in ihre Gedankenwelt, gleich ihr sieht er die Verwirklichung des höchsten tänzerischen Ideals in der Schaffung des monumentalen Bewegungskunstwerks durch die tänzerische Gemeinschaft des ganzen Volkes.

Alterndes Schloß

Uralt und dunkel ... hohe Nacht in einem Hof ... an einem Hang Erblühtes ...
Hinter den Gärten glänzende Gestirne, weit in Dunst geschoben,
Fröstelndes Buschwerk wuchernd um Geliebte, Götter, steinerne Erdgloben,
Kein Lied ... und sei es auch nur irgendein sehr trauriges und klagend müdes ...
Einer durch Gassen ging zur Dämmerzeit mit tiefveraltetem Gesicht,
Springquellen hörend und den Kies am schwarzen Gitter ...
Am schwülen Horizont mit violettem Blitzstrahl ein vergehendes Gewitter,
In einem Bogenfenster kam und schwand ein mitternächtig Licht ...
Die Taxuskegel standen steil, kein Wind erhob sich wo,
Und diese Nacht war von dem Rauschen voll,
Das aus des Thymianflusses grünem Wiesengrunde schwoll.
Aus eines Tores blumenhaft verwuchertem und reichem Rokoko
Schlich die Marquise zum Chevalier. In dessen Schnallen funkelte ein bernsteinfarbener Mondlichtstrahl,
Und Traummusik sang wunderbar und zauberhaft im blauen Frauensaal.

Anton Schnack



Ernst Seger: Anbetung

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung vom Sommer 1925

Eine Weltwende des Idealmenschen

Eine Kultur- und Modestudie

Von Dr. Leonhard Fritzsching

Unabhängig von den Veränderungen an Gestalt und Wesen, die sich durch Wanderungen und Rassemischungen an den Menschen vollzogen haben, zeigen die in der Kunst dargestellten idealisierten menschlichen Figuren wesentliche Verschiedenheiten, nicht nur in Kleidung und Haltung, sondern auch in den Körperformen und im seelischen Inhalt. Bei der Darstellung von Götterbildern, die im Betrachter Liebe bis zur Verzückung, Achtung bis zur Furcht erwecken sollen, geht dies so weit, daß sogar die Geschlechtsmerkmale willkürlich verwendet werden: ein männlicher Körper wird verweiblicht, ein weiblicher vermännlicht. Denken wir nur an die fetten, mannweiblichen Buddhafiguren oder an die auch uns noch vertrauten Darstellungen des fast geschlechtslosen Christus im Mittelalter und der Mutter Gottes, diese jungfräulich überschlanken Figuren mit den fast männlichen Gesichtszügen. Solche Erscheinungen findet man auch in der profanen Kunst. Die Ägypter haben ihre Menschen bei der Darstellung sozusagen künstlich in eine Schablone gepreßt, auch ihre männlichen Idealmenschen einem schlanken Weibe nachgebildet. Denn es ist undenkbar, daß dort zur damaligen Zeit die Mehrzahl der Menschen so ausgesehen hat, wie sie durchweg auf den Reliefs dargestellt sind. Verbürgt ist, daß die griechischen Bildhauer für die Körper ihrer Jünglingsstatuen Frauen als Modelle verwendet haben. Die griechische Knabenliebe, die wir uns nicht etwa allein in grobsinnlicher Art vorstellen dürfen, findet darin ihre Begründung; denn der Knabe im Alter von zehn bis sechzehn Jahren kommt diesem Idealmenschen, einem Manne mit stark verweiblichtem Körper, in der Tat nahe.

Versuchen wir, ohne beim einzelnen Bild zu verharren, uns die Darstellung des Menschen beiderlei Geschlechts im europäischen Mittelalter in einer Durchschnittsfigur zu vergegenwärtigen, so taucht vor uns das Bild einer überschlanken Jungfrau mit einem hageren, ernsten Jungmännerkopf auf. Sowie wir uns aber über die Zeit der Renaissance hinweg (15.—16.) und die des Barock (16.—17.) der des Rokoko (17.—18. Jahrhundert) nähern, nimmt dieser Idealmensch völlig andre Gestaltung an. Was wir nun sehen, ist das Bild eines voll erblühten, üppigen Weibes. Selbst die männlichen Figuren müssen sich diesem Modell anpassen. Wenn wir die bildliche Darstellung einer geselligen Veranstaltung etwa aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts betrachten, so glauben wir eine Versammlung wohlgenährter Frauen mittleren Alters vor uns zu sehen, von denen ein Teil als Damen, ein Teil als Herren angezogen ist. Und es besteht kein Zweifel, daß damals auch die Menschen gebildeter Stände sich die größte Mühe gegeben haben, durch die Kleidung, künstliche Veränderung des Gesichts und Haares, in der Haltung und im ganzen Wesen diesem Ideal nahezukommen. Voll erreicht wurde es nur von wenigen Auserwählten, und das waren eben die »grandes dames«, die jene so schwer bestimmbare Mischung von Ernst und Grazie, von Sinnlichkeit und Klugheit darstellten, die fast drei Jahrhunderte lang die gute Gesellschaft beherrschte, sogar die Stürme der Französischen Revolution überdauerte, in das Zeitalter der Maschine und des Weltverkehrs hineinwuchs, bis sie jetzt plötzlich entthront zu werden scheint. Denn wenn heute ein Frans Hals, Molière, Watteau oder Friedrich der Große in eine elegante Gesellschaft treten würde, so möchte er wohl glauben — wenigstens was den weiblichen Teil der Gesellschaft angeht —, in die Kinderstube geraten zu sein, und das nicht nur wegen der Kleidung. Vergeblich würde er sich umsehen, um Ma-dame seine Referenz zu machen. Ma-dame ist verschwunden im Strudel der Zeit. Und was ist an ihre Stelle getreten? Dem Anschein nach nichts. Doch wollen wir erst gründlich prüfen!

Als Ursache dieser Veränderung wird meist die zunehmende Demokratisierung, die soziale Umschichtung, die Verbreiterung der sich wenigstens äußerlich zur »Gesellschaft« rechnenden Schichten, auch der Kapitalismus und Industrialismus, der Eintritt der Frau in die erwerbenden Berufe und vieles andre verantwortlich gemacht. Daß diese gewaltigen Veränderungen einen Teil der Ursachen für die Umbildung der gesellschaftlichen Sitten und des Geschmacks bilden, steht fest. Aber sie sind nicht die einzigen, wohl auch nicht die wichtigsten Ursachen und sicher nicht der unmittelbare Anlaß dieser kaum in einem Jahrzehnt vor sich gegangenen Veränderung.

Halten wir uns zunächst an das Äußerliche, die Kleidung! Die Wurzeln der neuen umstürzenden Veränderung in der Frauenkleidung liegen nicht allzuweit zurück: etwa im sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Bis dahin war das Merkmal des Kleides der Frau in der guten Gesellschaft viele Jahrhunderte hindurch der weite, lange, gebauschte Rock. Es ist strittig, ob er — was insbesondere von der Krinoline behauptet wird — die weibliche Figur noch mehr hervorheben oder zur schamhaften Verdeckung dienen sollte. Wir halten beides nicht für durchaus begründet, sondern glauben vielmehr, daß er vor allem zur Neutralisierung und Verdeckung derjenigen Körperformen dienen sollte, die am leichtesten vom damaligen Idealtypus abwichen. Flache Hüften und dünne Beine ließen sich künstlich nur schwer verändern, während dem Oberkörper und den Armen leichter der Anschein

der Fülle gegeben werden konnte. Daher kennt das Rokokokleid auch keine Entblößung der Arme. Das Entsetzlichste scheint für die damalige Zeit ein mageres Bein gewesen zu sein, so daß sogar die Herren solchem Übelstand durch Wattieren der Waden abzuhelfen suchten. Selbst die Tänzerinnen dieser Zeit wagten nicht, den Rock mehr zu verkürzen, als es gerade die Bewegungsfreiheit erlaubte, und das elegante Mädchen-Kind wurde vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein in die langen Kleider der Erwachsenen gesteckt. Erst dann gönnte die Mode dem kleinen Mädchen den kurzen Kinderrock. Er wurde damit geradezu zum Merkmal des Kindes.

Und nun sah man es plötzlich wie ein Signal auf der Bühne aufleuchten. Während sich bis dahin die Tänzerinnen mit dem etwas verkürzten Jungmädchenrock der Biedermeierzeit begnügt hatten, taucht um die Mitte des Jahrhunderts im Ballett eine Uniform auf: das ganz kurze, das Kinderröckchen. Auch der Geist des Tanzspieles änderte sich, wie es sich naturgemäß in erster Linie an der Art der Bewegung zeigte: die Balletteuse mußte strampeln, die Beine schlenkern, auf den Fußspitzen trippeln, mit stereotypem Lächeln laufen und tollen, was nie eine erwachsene Frau tun mag und kann, sondern eben nur das Kind. Selbst bei historischen Kostümballetten konnte man es sich jahrzehntelang nicht versagen, als Einlage diese kleinen zappelnden weißen Elfchen hereinspringen zu lassen. Die Gestalt des kleinen Mädchens war schlechthin das Ideal der schicken Männerwelt geworden und blieb es ein halbes Jahrhundert lang. Uns freilich erscheinen diese Ballettfiguren noch unorganisch, weil, infolge der Schnürung und der teils hohen Frisuren, auf dem kindlichen Unterleib der Oberkörper einer Frau zu sitzen scheint.

Es vergingen jedoch Jahrzehnte, bis auch die Mode sich langsam an dieses Vorbild herantastete. Der »fußfreie Rock« — mehr aus Gründen der Gesundheit und der Bewegungsfreiheit als des Geschmacks getragen — blieb lange der einzige Versuch. Hingegen begann sich die »lange Linie« in der Gesamterscheinung (Wickelpose) bemerkbar zu machen. Das Idealweib wurde immer schlanker und jünger. Auch auf der Bühne mußten nun die Frauen nichts mehr fürchten, als »Formen« zu bekommen. Die Kleidung veränderte aber auch die Silhouette, die gesamte Haltung. Die Wespentaille verschwand, der Oberkörper wurde schmäler, die Hüften sanken ein, und 1912 konnte ein französisches Gesellschaftsblatt von der »mode de ventre« sprechen, von der mit dem Schnitt der Kleidung harmonisierenden Haltung mit vorgenommenem Unterleib, was noch kurz vorher der Gipfel des Geschmacklosen und Anstößigen gewesen war. Damit wurde die Haltung des erwachsenen Weibes »schlaksig«, verlor die damenhafte Pose, die Frauen machten einen krummen Buckel, nahmen den Kopf vor und schlenkerten mit den Armen, genau wie ein zwölfjähriges Mädel. Zwar war der erste Vorstoß zum kurzen Kinderrock, der »Stutzrock« vom Sommer 1911, gescheitert, aber von 1915 ab war die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten. Siegreich schallte über die Schützengräben und gesperrten Grenzen die Parole: der Rock muß immer kürzer werden! Und 1920 kleideten sich unsre Damen auf der Straße wie wenige Jahre vorher fünfzehnjährige Backfische, in Gesellschaft riskierte man sogar den bis knapp über das Knie reichenden Kinderrock. Seitdem hat sich auch die etwas zurückgebliebene Kleidung des Oberkörpers diesem Erfordernis angepaßt, ist durchaus kleinmädchenhaft geworden. Kein Modeblatt wagt mehr, eine Büste zeichnen zu lassen.

Die Bühne war auch hier längst vorangegangen. Zwar war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das uniformierte Ballett durch den »vergeistigten Tanz«, wenn wir ihn kurz so nennen dürfen, beinahe verdrängt worden, und nur noch die Soubretten auf dem Varieté retteten Kinderkleid und Kinderpose mühselig. Bis die angloamerikanischen Dancing girls auf die Bühnen der ganzen Welt sprangen, tanzende Backfische, die dem neuen Typ Anerkennung verschafften. Sie brachten, was hier gleich erwähnt werden soll, eine neue Art Tanzmusik mit, jene Anpassung einer primitiven, atonalen Musik an den Geschmack der weißen Rasse. Diese Musik hat — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — in einem solchen Maße eine heimliche Sehnsucht erfüllt, daß sich auch die ernste Musik mit ihr irgendwie wird abfinden müssen. Lassen wir sie ganz unvoreingenommen auf uns wirken, was ist sie anders als Kindermusik? Was sind auch die modernen Gesellschaftstänze anders als Kindertänze? Kann man sie sich etwa im Kleid der Gotik oder des Rokoko getanzt vorstellen? Nur für Frauen in Kleinmädchenkleidern sind sie stilvoll.

Die Entwicklung der darstellenden Kunst zeigt dabei etwas sehr Wichtiges. Es hat längst neben der hohen Kunst eine »leichtgeschürzte Muse«, ein Tingeltangel, gegeben. Sie stand aber auch in einer später veredelten Form immer abseits von der »hohen Kunst« des Theaters. Auch die neue Mischung von Literatur und Theater, das Lichtspiel, hat von Anfang an versucht, engen Anschluß an die hohe Schauspielkunst zu halten. Seit einigen Jahren jedoch muß der unbefangene Beobachter bemerken, daß diese sprudelnde, springende Musik zusammen mit der halb tänzerischen, halb vortragenden Darstellung durch schlanke Künstlerinnen in den immer kürzer werdenden Kinderkleidern auch dem ernsten Kunstliebhaber ins Blut geht. Das ist nun nicht mehr die Bühnenkünstlerin, die uns in den verschiedenen Masken ergreift, sondern es ist ein neuer Menschentyp, der die Aussicht hat, klassisch zu werden. Ihn restlos darzustellen ist freilich auch nur mit

den künstlichen Mitteln der Bühne möglich, weshalb die Photographien dieser Künstlerinnen immer unorganisch wirken.

Um so mehr müssen alle Versuche, den Typ auf der Straße oder im Salon darzustellen, in der Regel scheitern. Der erwachsenen Frau fehlen die zierlichen Körperformen des Kindes, dem Kind naturgemäß alle geistigen Vorbedingungen dieses Idealmenschen, der nicht Naturgestalt, sondern ein Ziel, eine transzendentale Vorstellung ist.

Es werden Versuche gemacht, dem Vorbild durch die Haartracht nahezukommen. Vor etwa zwanzig Jahren trugen die kleinen Mädchen Zöpfe verschiedener Flechtung. Manche Mütter muteten ihren Kindern die Qual zu, das Haar offen und breit herabhängend zu tragen, was uns heute mehr für eine Walküre geeignet erscheint. Die Kleinen fühlten es dann vor etwa zehn Jahren als eine Erleichterung, das Haar in schlichtem Scheitel und mit Ohrenschnecken tragen zu dürfen, was bisher Großmutters Frisur gewesen war. Alsbald fand dies auch bei vielen »Großen« Nachahmung, und zwar gerade zu der Zeit, als die mädchenhafte Kleidung und Linie zu herrschen begann. Und dann kam der Bubikopf.

»Bubikopf« — warum heißt er so? Ebenfalls vor etwa zwanzig Jahren liebten es sehr exklusive Kreise, ihren Knaben eine »Pagenfrisur« — so sagte man damals — schneiden zu lassen. Man fand dies reizend und herzig. Aber nicht nur die Gassenbuben, sondern auch die Erwachsenen sagten doch, wenn sie einem solchen »Bubi« begegneten: er sieht wie ein Mädchen aus. Diejenigen Mamas nun, denen die »geklebten« Biedermeierfrisuren für ihre Töchter nicht gefielen, machten ihnen ebenfalls Pagenfrisuren. Und dann erst übernahmen sie die Damen jedes Alters, soweit sie noch zur Partei der Jugendlichen gehören wollten. Diese Bubifrisur ist also eine Mädifrisur. Daher gefällt sie uns auch nur bei schlanken Gestalten mit mädchenhaften Gesichtern. Das muß doch einen Grund haben! Denn an und für sich braucht eine solche Haartracht nicht das Zeichen der Jugend zu sein. In den neunziger Jahren war sie für sehr würdige Pastoren und Professoren beliebt. Damals stellten wir uns den »Greis im Silberhaar« mit Bubikopf vor, und der seit einem Menschenalter von exzentrischen Frauen getragene »Tituskopf«, der in den achtziger Jahren einmal kurze Zeit die große Mode beherrschende ganz kurze Haarschnitt der Frauen, der bis auf den heutigen Tag nicht ganz verschwinden will, vor allem aber die »Mähne« des Künstlers, die fast hundert Jahre lang das Wahrzeichen dieses Berufes war, haben in uns nie den Eindruck des »Jugendlichen« hervorgerufen, ganz gewiß aber nicht des Männlichen. Eher weibisch erschien uns doch wohl diese Haartracht. Zwar hat sich in uns Älteren noch eine leichte Reminiszenz vom »Knaben im lockigen Haar« erhalten, aber doch bestimmt mit einem Beigeschmack des »Mädchenhaften« dieses schönen Knaben. Und wir dürfen nicht außer acht lassen, daß infolge einer relativen Geschlechtslosigkeit der Kinder das Äußere zarter und gepflegter Knaben und Mädchen überhaupt sehr ähnlich ist. Aber unser Idealmensch, dessen Herankommen wir zu sehen glauben, ruht mehr auf der weiblichen Basis. Es ist vollständig irrig, wenn im Ernst und Scherz immer wieder behauptet wird, daß die heutige Mode in Kleidung und Haartracht die Frau vermännliche. Nein, sie verkindlicht sie. Im übrigen läßt sich daraus nicht allzu schwer die unsre Frauenwelt so heftig bewegende Prognose über die Zukunft des Bubikopfes stellen. Seit etwa einem Jahr tragen nämlich die kleinen Mädchen wieder lange Haare, so daß wir bald das kurze Haar mit dem kindlichen Wesen nicht mehr identifizieren können. Und das wird dann freilich das Ende des Bubikopfes bedeuten.

Ein weiterer Versuch der Nachahmung des kleinen Mädchens — der übrigens auch deutlich zeigt, daß das Vorbild nicht auf der männlichen Seite liegt — ist die Bemalung des Gesichts. Puder und Schminke wurden in der Rokokozeit zur Uniformierung des Gesichts, später allgemein zur »Verjüngung« angewandt. Nun ist es eine unverkennbare Tatsache, daß der Gebrauch von Puder und Schminke allenthalben zunimmt. Dabei ist aber das Auffällige, daß sie auch von jungen Mädchen angewandt werden, die eigentlich gar nichts zu »verjüngen« hätten. Ja, schon der fünfzehnjährige Backfisch vergreift sich an Mamas Toilettentisch. Das ist gar nicht anders zu verstehen, als daß sich die Frauen unter allen Umständen die Gesichtsfarbe eines zwölfjährigen Mädchens zulegen wollen, für die »Milch und Blut« oder ein matter perlgrauer Ton charakteristisch ist.

Und die Sprache? Das Englisch mit seinem lispelnden und leicht klagenden Tonfall wirkt auf anderssprachige Völker leicht kindlich. Vor dreißig Jahren noch — schon damals war England eine Weltmacht, vielleicht mehr als heute, und das Englische die Weltsprache — fand man bei uns, wie auch in Frankreich und andern Ländern, diese Sprache albern und häßlich. Heute gefällt sie, zum mindesten in Verbindung mit Gesang. Wer wollte das bestreiten? Englische Kinderlieder und -gedichte übertreffen die andrer Völker in dem spezifisch Kindlichen, wie ja auch die englische Literatur das Wesen des Kindes schon früh und mit großer Liebe behandelt hat. Es ist also offenbar das Kindliche, was uns an dieser Sprache heute gefällt. Dazu sei noch eine Bemerkung gestattet, die Englands Frauenwelt betrifft. Infolge der Rasseeigentümlichkeit ist die Engländerin eigentlich nur bis zum Alter von etwa fünfzehn Jahren hübsch, bis dahin allerdings in auffälligem Maße. Seit dem Kriege kann man nun in England beobachten, daß nicht

nur das Schminken gegen früher zunimmt, sondern daß die Engländerinnen mit Erfolg ihre typisch hagere Gestalt rundlicher zu machen suchen. Denn eine übertriebene Hagerkeit wirkt vielleicht noch in der Gestalt, nicht aber im Gesicht kindlich. Diese durch Ernährungsart und wohl auch eine gewisse Zurückhaltung im Sport betriebene »Rundung« der Engländerin ist so auffällig geworden, daß man schon auf eine plötzliche, vielleicht durch die Erschütterung des Krieges veranlaßte Veränderung der Rassemerkmale glaubte schließen zu müssen.

In weitaus geringerem Maße tritt das Bestreben, sich dem Aussehen des »Idealmenschen« zu nähern, beim Manne auf. Immerhin ist es gewiß kein Zufall, daß wir gerade wieder einmal eine bartlose Zeit haben und eine flotte, knappe Kleidung — Halbschuhe mit bunten Strümpfen und vor allem kurze Beinkleider — auch von älteren Herren gern getragen wird.

Doch viel auffälliger sind die Veränderungen in den gesellschaftlichen Sitten. Man hört heute von Männern besserer Stände im Alter von etwa fünfunddreißig bis fünfzig Jahren sehr häufig über den Mangel einer ansprechenden Geselligkeit klagen. Das aber sind gerade die Menschen, welche früher die führende Rolle in der Geselligkeit spielten; es sind die »Kavaliere« alter Schule, die unentbehrlichen Pendants zur »Dame«. Genau so wie die vornehme Frau mittleren Alters müssen sie sich heute zu einer Partei bekennen, zu der der Kinder oder der Greise. Der elegante »Gent« von fünfzig Jahren, glatt rasiert, im Frack mit Shimmyschuh und entsprechender Beweglichkeit sticht heute im Salon und auf der Tanzdiele bei den Mädchen das hübscheste Jüngelchen von achtzehn Jahren aus. Auch bei den Frauen kommt es viel weniger auf das Alter und Aussehen an als auf den Willen, jene forcierte kindische Lustigkeit mitzumachen, die in zunehmendem Maße das Charakteristikum moderner Geselligkeit wird. Begonnen hat diese Bewegung in Nordamerika, wo schon längst jeder, der es will, boy oder girl sein kann, und wo sich die Erotik in den Dauertanz geflüchtet hat.

Eine sexual-pathologische Erscheinung liegt in dieser großen Veränderung des Geschmacks ohne Zweifel nicht. Denn sie beruht nicht auf abstrusen Manieren einer dünnen Gesellschaftsschicht, sondern ergreift gleichermaßen alle sozialen Schichten und Lebensalter der weißen Rasse. Sittliche Verfehlungen gegen Kinder sind in keiner Weise zu befürchten. Rohe Ausschreitungen, wie sie angeblich in letzter Zeit zunehmen sollen, haben die gleichen Ursachen wie sonst auch und hängen mit der Bildung der neuen, gewiß stark erotisch beeinflußten Geschmacksrichtung nicht oder doch nur ganz oberflächlich zusammen. Denn was hier als Idealmensch verehrt wird, ist ein Idol, ein Ziel in unendlicher Ferne.

Hingegen ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß sich infolge der Auslese das Weib der weißen Rasse geistig und körperlich diesem Wesen nähert. Dies könnte nun freilich als Folge zunehmender »Geschlechtslosigkeit« der Frau, eine Abnahme der Fruchtbarkeit nach sich ziehen. Erscheinungen, wie die zunehmende Koedukation und überhaupt das gesellige und berufliche Zusammenleben junger Menschen beiderlei Geschlechts, sind von einer durchgreifenden, geradezu historischen Bedeutung. Daß sie nicht im Sinne einer Steigerung des Geschlechtslebens wirken, sondern gerade in der entgegengesetzten Richtung, muß jeder beobachten, der das Zusammenleben der Geschlechter in Schule und Beruf, beim Sport und in Geselligkeit daraufhin prüft. Ob diese Neutralisierung des Geschlechtslebens rassehygienisch ein Gewinn ist, muß stark bezweifelt werden.

Hingegen ist es möglich — wir betreten damit freilich schon das Gebiet der Hypothese —, daß sich hier eine ganz andre, ungeheure Umwälzung in der Menschheit vorbereitet. Unsre moderne Wirtschaft, wie auch die politischen und sozialen Strömungen drängen nach einem Typus, den man als den »Arbeitsmenschen« bezeichnen kann und der im Naturreich nur bei wenigen Insekten, vor allen den Bienen, in der geschlechtslosen Arbeitsbiene seine Parallele hat. Vergleichen wir unsern Idealmenschen mit der kleinen, schlanken, »mädchenhaften« Arbeitsbiene, so drängen sich die seltsamsten Vergleiche auf. Es ist wohl kein Zufall, daß sich in neuerer Zeit wiederholt in der Literatur die phantastischsten Beschreibungen finden von jenem Zukunftsstaat, in dem die Menschenzüchtung rationalisiert und auf wenige bevorzugte Individuen beschränkt wird, während die große Masse der Menschen zur Geschlechtslosigkeit und höchsten Entwicklung der Arbeitsfähigkeit gebracht wird. Die Zusammenwirkung der kommunistischen Idee mit der fortschreitenden Industrialisierung und im kleineren Maßstabe die in den Großstädten immer mehr erkannte Unwirtschaftlichkeit des ehelichen Haushalts drängen auf diesen geschlechtslosen Arbeitsmenschen hin. Und nun haben wir in unsrer Betrachtung auf außerwirtschaftlichem, kulturellem Gebiete eine Bewegung gefunden, die haarscharf auf den gleichen Idealmenschen zudrängt, der sich letzten Endes mit dem wirtschaftlichen Idealmenschen in einem Typus decken könnte. Es rollt sich hier ein Problem auf von einer so ungeheuren Tragweite, daß wir es heute nur in kleinem Ausschnitt erfassen können.



Wundersame Geschichten vom Onkel Kollmann

Von Kurt Martens

Trotz aller wilden Weltereignisse, trotz aller Massenbewegungen wird unsre Zeit doch immer nüchterner und durchsichtiger. Die Gesellschaft des Erdballs erhält ein einheitliches Gefüge. Gesetze, Verträge und die Regeln, wie jeder seinen Vorteil wahrzunehmen hat, machen sie kühl und transparent wie Glas. Nur ganz selten noch hört man von Vorfällen, die schlechthin unerklärlich sind, begegnet uns ein Mensch, der sich nicht einschachteln, in keinem bereitgestellten Schema unterbringen läßt.

Von solch einem rätselhaften, durchaus unzeitgemäßen Menschen will ich hier erzählen. Viele haben ihn noch gekannt, haben sich vor ihm gegraust, den Kopf über ihn geschüttelt oder ihn erstaunlicherweise sogar geliebt. Im Kreise seiner Freunde ist er zufolge absonderlicher Eigenschaften und gewisser geheimnisvoller Kräfte, über die er offenbar verfügte, bereits zu einer sagenhaften Gestalt geworden. Ich selbst habe ihn nur einmal flüchtig gesehen. Als mir ein Antiquar in seinem Geschäft japanische Holzschnitte vorlegte, trat ein altes, ziemlich ruppiges, abschreckend häßliches Männchen herein und begann uns sogleich sehr sachverständig Herkunft und Wert der asiatischen Graphik zu erläutern. Ich muß gestehen, er mißfiel mir und verletzte in mehr als einer Hinsicht mein ästhetisches Gefühl. Der faserige graue Vollbart, der die unablässig malmenden, mummelnden Kiefer umrahmte, der Schielblick seiner meergrünen Augen, seine krächzende Stimme standen in grellem Widerspruch zu dem Feingefühl eines Kunstenthusiasten. Überdies war er kurz angebunden bis zur Unmanierlichkeit und roch nach Schnupftabak. Erst viel später erfuhr ich, dies sei der bekannte »Onkel Kollmann« gewesen, ein hochgeschätzter Sammler, heimlicher Wohltäter großen Stils und vielumstrittener Magier.

Der Zufall wollte es, daß dieser Allerwelts-Onkel, übrigens in den Kreisen der europäischen Aristokratie gern gesehen, ja umworben, der leibliche Onkel meines Freundes Ernst von Flotow war. Diesem verdanke ich genauere Nachrichten über Herrn Kollmanns höchst merkwürdige Persönlichkeit.

Wie er bestattet wurde, ins Leben zurückkehrte und Unwissenden Bescheid sagte

Vor drei Jahren ist Onkel Kollmann gestorben. Jetzt ist er also endgültig tot und irgendwo in Niederbayern begraben. Ich muß das »endgültig« betonen, weil er nämlich schon früher einmal, um die Jahrhundertwende, das Zeitliche gesegnet hat — damals in einer Stadt an der Ostsee, nahe seiner Heimat. Jene frühere Todesnachricht erhielt Flotow als einer der nächsten Verwandten des alten Junggesellen, der keinerlei Angehörige mehr hatte, durch Vermittlung eines Arztes — ich weiß nicht mehr, ob aus Lübeck, Rostock oder Kiel. Er reiste also hin, dem ihm etwas fremdgewordenen, im allgemeinen aber recht wertgeschätzten Sonderling die letzte Ehre zu erweisen.

Das Häuschen, in dem Kollmann viele Jahre hindurch zurückgezogen und wenig beachtet, nur bedient von einer stumpfsinnigen Aufwartefrau, gelebt hatte, lag in einem Vorort zwischen Fischerhütten, war dürftig möbliert und von mangelhafter Sauberkeit. Ein halb Dutzend entfernter Verwandter und etwa ebensoviel ältere Herren aus des Verstorbenen spärlichem Verkehrskreis fanden sich zur Bestattung ein und erfuhren von dem Arzt, Herr Kollmann habe einige Tage krank gelegen, ohne ihn rufen zu lassen. Erst die Aufwartefrau hätte ihn eines Morgens benachrichtigt, daß sie ihren Herrn leblos im Bette vorgefunden habe, worauf er sich denn von dem Ableben überzeugte, den Totenschein ausfertigte und beim Standesamt Meldung erstattete. Welche Krankheit? Vermutlich Grippe. Exitus letalis durch Lungenödem. Der übliche Eichenholzsarg war bestellt und Herr Kollmann durch die Leichenfrau hineingebettet worden. Tags darauf hatten die Männer von der Beerdigungs-Gesellschaft den bereits aufgelegten Deckel festgeschraubt und den Sarg nach dem Friedhof hinausbefördert. Alles, wie es sich gehört und amtlich vorgeschrieben ist. In angemessener Form fand auch das Begräbnis statt. Der Pastor hielt eine seiner nichtssagenden Reden. Flotow und die andern Vettern warfen je drei Handvoll Erde auf den Sarg. Nachdem sie die Versteigerung des Häuschens und des kümmerlichen Nachlasses, dessen Erben sie in Ermangelung eines Testaments waren, angeordnet hatten, begaben sie sich zurück auf ihre Güter.

Einige Monate später erhielt Ernst von Flotow zu seiner nicht geringen Überraschung einen Brief, aufgegeben in Berlin, mit Onkel Kollmanns unverkennbarer Krakel-Handschrift. Der Verstorbene schrieb ihm, als wäre das die selbstverständlichste Sache von der Welt, ohne jede Erklärung seiner wiedererlangten irdischen Existenz, daß er ihn auf seinem Schlosse zu besuchen wünsche; am soundsovielten werde er abends neun Uhr auf der Station eintreffen.

Nun muß ich bemerken, daß Freund Flotow selbst ein ziemlich origineller Kauz ist, der sich über die Widersprüche und Abnormitäten des menschlichen Daseins niemals gewundert hat, still vor sich hin seine Bilder malt und seine Sonaten spielt und nichts weiter verlangt, als daß man ihn möglichst wenig mit Geschäften behelligt. Die Zudringlichkeit lebendiger Zeitgenossen fürchtet er weit mehr als spukende Gespenster, und hat eine sanfte Vorliebe für abenteuerliche Vorfälle, sofern sie nur einen friedlichen Verlauf nehmen. Er

empfand also nur eine maßvolle Neugier, machte aus dem angekündigten Besuch weiter kein Wesens, sondern ließ einfach ein Zimmer herrichten für den Onkel Kollmann, indem er der Dienerschaft, die nur gerüchtweise von dem Ableben des alten Herrn vernommen hatte, sagte, es scheine damals doch ein andrer Kollmann gestorben zu sein; er freue sich, daß der richtige noch am Leben sei.

Der Abend, an dem der seltene Gast erwartet wird, kommt heran. Flotow hat ihm einen Wagen an die Bahn geschickt und rechnet sich aus, daß der Onkel in etwa einer Stunde da sein kann. Eben noch war der Gutsverwalter bei ihm mit dem Bericht über eine Sache, die ihn viel mehr beschäftigt und bewegt als die Auferstehung eines Toten, nämlich über die unbegreifliche Schandtat seines sonst so braven und wahrhaft unersetzlichen Försters Buckow. Die Gendarmen hatten den Buckow also richtig noch erwischt und festgenommen. Er sitzt im Untersuchungsgefängnis der Kreisstadt und kann sich auf etliche Jahre Zuchthaus gefaßt machen. Das arme Mädel aber, die Kathrine, liegt fiebernd auf dem Hofe ihrer Eltern, während Schneider Denzin, ihr eben angetrauter Ehemann, sich die Haare rauft und nicht weiß, ob er sie nun eigentlich noch zu sich nehmen soll und darf.

Fatale Geschichte! denkt der junge Gutsherr, der sich sonst nicht eben viel um die Herzensangelegenheiten seiner Leute kümmert. Um den Förster ist es geschehen. Was für ein Satan mag ihn an jenem Hochzeitstage nur geritten haben? Na, die Gerichte werden natürlich nicht mit sich spaßen lassen.

In diesem Augenblick tut sich die Tür seines Arbeitszimmers auf, und Onkel Kollmann, dessen Zug doch soeben erst angekommen sein kann, humpelt, die Hände in den Hosentaschen, auf ihn zu. Kein Zweifel, es ist der gute alte Onkel Kollmann in Person! Zwar sieht er etwas mitgenommen aus, so hinfällig, ausgemergelt und leichenhaft, als sei er nicht einem Eisenbahnkupee, sondern in der Tat direkt dem Grabe entstiegen, aber immerhin ist er ein Mensch von Fleisch und Blut, und die Stimme, mit der er sagt: »Guten Abend, Ernst, da bin ich also!« knarrt wie ehedem zwischen Schnaufen und Pusten in den rostigen Angeln.

»Willkommen, lieber Onkel!« gibt Flotow zur Antwort, nun doch etwas unruhig und befangen. »Hübsch von dir, daß du dich meiner erinnert hast.« Er drückt ihm die kühle, knochige Greisenhand, schiebt ihm einen Lehnstuhl zurecht und mustert ihn verstohlen.

»Werde dir nicht lange zur Last fallen,« mummelt und krächzt der Alte, ohne Platz zu nehmen. »Nur ein paar Tage. Möchte mich ein bißchen erholen hier ... regenerieren, weißt du ... ja, gleich mal regenerieren und die morschen Knochen putzen ...«

»Gewiß! Dann will ich dich sofort auf dein Zimmer führen. Nachher nehmen wir zusammen das Abendbrot. Wo hast du übrigens dein Gepäck gelassen?«

»Gepäck? Wie? Gepäck? Hab' ich nicht, brauch' ich nicht.«

»So, so! Nun, mit dem Nötigsten helfe ich dir schon aus.«

Sie betreten die lange Galerie, in der die Ahnenbilder hängen. »Bitte, links!« sagt Flotow. Indes der Onkel Kollmann wendet sich eigensinnig nach rechts, humpelt hastig den Gang hinab, stürmt wie besessen die Treppe hinan, der verblüffte Hausherr nolens volens hinterdrein.

Oben im ersten Stock befindet sich eine Flucht von Zimmern, die sämtlich leer stehen, einfach deshalb, weil Ernst von Flotow, als er Erbe des Schlosses wurde, nicht die Mittel besaß, es vollständig zu möblieren. Alle diese, nur vom Mondlicht matt beleuchteten Gemächer durchquert der Greis stolpernd und prustend, bis er an das letzte gelangt.

»Da ist es! Hier bleibe ich.« Er reißt die Tür auf: ein kahler Erkerraum mit schäbhaften Tapeten, kein Bild, kein Tisch, ja nicht einmal ein Stuhl.

»Ja, warum denn eigentlich, lieber Onkel ...?« Keine Antwort. »Na, also denn in Gottes Namen! Soll ich Lichter bringen lassen?«

Der Onkel brummt etwas Unverständliches in den Bart, und schon wirft er mit unzweideutiger Ablehnung die Tür hinter sich ins Schloß.

Gut also, allein bleiben will er in der Finsternis! Der rücksichtsvolle Wirt geht achselzuckend wieder hinab in sein Arbeitszimmer, zündet sich eine Zigarre an — wartet und wartet.

Es wird zehn Uhr, es wird elf Uhr. Der Onkel scheint sich oben häuslich eingerichtet zu haben. Flotow setzt sich an den Flügel, spielt Beethoven, spielt Chopin und phantasiert ein wenig über ein grotesk-sentimentales Thema.

Da, um Mitternacht hört er tappende Schritte in der Galerie. An der Tür machen sie halt. Er unterbricht sein Spiel. Totenstille. Er hat das deutliche Gefühl, jemand steht draußen vor der Schwelle, lauscht und beobachtet ihn durchs Schlüsselloch. Und wieder, eigentlich nur, um sich Mut zu machen, greift er in die Tasten, zu Schumanns »Marsch der Davidsbündler gegen die Philister«.

Plötzlich berührt jemand seine Schulter. Dicht hinter ihm steht Onkel Kollmann, nickt ihm munter mit vergnügtem Grinsen zu und brummelt: »So, das hätten wir. Jetzt zeige mir meinetwegen, wo ich wohnen soll!«

Aber was ist das? Onkel Kollmann sieht ja ganz verändert aus! Nichts mehr von greisenhafter Hinfälligkeit, keine Spur von Leichenblässe und Klappergebein. Ein rüstiger alter Herr von aufrechter Haltung und lebhaftem Blick marschiert mit Grenadierschritten auf und nieder.

»In meinem Geburtszimmer bin ich gewesen,« erklärt er. »Dort oben, hinter dem Erker bin ich nämlich zur Welt gekommen, wenn du's noch nicht weißt.«

»Ach so,« begreift Flotow nun, »dort hast du dich nur rasch einmal verjüngt?«

»Verjüngt? Na, wie man's nimmt. Zum mindesten habe ich in guter Luft ein Bad genommen.« Spricht's, lehnt jeden Imbiß ab und geht schlafen — schläft zehn Stunden lang wie ein gesundes Kind. —

Als die beiden tags darauf am Frühstückstisch gemütlich miteinander plaudern — beileibe nicht von des Onkels Tod und Bestattung, das wäre indiskret und taktlos gewesen —, kommt Flotow auch auf den betrüblichen Fall des Försters Buckow zu sprechen, der ihm so viel Kopfzerbrechen verursacht.

Hat sich dieser biedere, kernige Mann nicht Hals über Kopf in die allerdings bildhübsche Kathrine, die Braut des Schneiders Denzin, verliebt! Der ist mit ihr bereits auf dem Standesamt und in der Kirche gewesen, und abends ist die Hochzeit im Krug unter Klarinettengedudel, Tanz und allerhand derben Späßen nach gutem altem Brauch gefeiert worden. Da hat nun Förster Buckow, einer der ansehnlichsten Gäste, schon auffallend häufig und inbrünstig sich mit der jungen Frau im Walzer gedreht. Alsdann hat er sie unter dem Vorwand einer wichtigen Mitteilung in den Garten hinausgelockt, ist mit ihr bis zum Zauntor gegangen, wo sein Wägelchen wartete, auf dem Bock der Holzknecht Jochen. Unversehens hat er die Kathrine gepackt und hineingehoben — sie hat sich nach Kräften gewehrt und vergebens um Hilfe geschrien —, der Wagen ist mit ihnen über Stock und Stein davongesaust, bis zu der einsamen Jagdhütte, wo der Förster sich mit ihr die Nacht über eingeschlossen hat. Stundenlang hat inzwischen der verzweifelte Bräutigam mit den Hochzeitsgästen nach der Verschwundenen gesucht. Erst am nächsten Mittag hat man sie dort aufgefunden und die Ohnmächtige in das Haus ihrer Eltern gebracht. Buckow ist keineswegs flüchtig geworden, sondern hat starr und finster weiter seinen Dienst versehen, bis ihn die Gendarmen gestern gefesselt abgeführt haben.

Während Flotow sehr bekümmert, ärgerlich und ratlos dies erzählt, hört der Onkel aufmerksam zu, blinzelt mit den grünlichen Äuglein gegen die Sonne und nickt immer wieder befriedigt, wohlgefällig vor sich hin.

»Was soll man zu solch einem schauderhaften Unsinn sagen, Onkel? Ein Anfall von ganz unglaublicher Liebesraserei ist es gewesen. Das hat der Buckow mir selbst bekannt und hat sich verschworen, wenn er nur könnte, so würde er sich die Kathrine bei der nächsten Gelegenheit abermals holen.«

»Selbstverständlich, Junge, selbstverständlich! Er wird schon wissen, warum die Deern ihm gehört.«

»Na, erlaube mal ...! Ins Zuchthaus wird er für diesen Streich gesteckt.«

»Wird er nicht! Oder werden eure gottverlassenen Geschworenen etwa begreifen, wie die Sache liegt?«

»Das werden sie schon untersuchen.«

»So? Können sie den drei Beteiligten auch die Schädeldecken abheben, den Herzschlag abhorchen, die Nerven bloßlegen? Nicht einmal das vermögen sie. Laßt euch begraben mit eurer kriminellen Weisheit!« —

Nun haben die beiden Junggesellen eine Woche lang gemütlich miteinander gehaust. Der Onkel hat sich durchaus nicht spukhaft benommen, sondern meist in der Bibliothek unter alten Scharteken gewühlt, dem Klavierspiel seines Neffen mit sichtbarem Behagen gelauscht, Wald und Feld mit ihm durchstreift und am Sonntag sogar dem Gottesdienst im Patronatsgestühl beigewohnt, was seinen guten Ruf im Dorfe unwiderruflich sicherte.

Über Aufenthalt und Lebensweise der letzten Monate, überhaupt seine Vergangenheit, hat er allerdings nicht das mindeste verlauten lassen. Wenn er erzählte und plauderte — und er verstand mit Geist und faustischem Witz zu plaudern —, dann nur von Dingen der Kunst und Wissenschaft und von wertvollen Menschen, denen er in aller Welt begegnet war.

Als er sich verabschiedete, fragte Flotow, was er nun wohl vorhabe und wo er sich niederzulassen gedenke.

»Nirgends,« gab er zur Antwort. »Werde auf Reisen gehen, mich mit Land und Leuten zu beschäftigen.«

»Bitte, mir auch einmal zu schreiben, lieber Onkel.«

»Meinethalben eine Ansichtskarte. Wenn ich einen hübschen Fleck gefunden habe, kannst du mich dort besuchen.« —

Beim nächsten Bericht, den der Verwalter erstattete, sagte er unter anderm: »Is man gut, Herr Baron, daß sie den Buckow freigelassen haben. Wenn es Ihnen recht is, tritt er morgen seinen Dienst wieder an.«

»Nanu, wie hat sich denn das gemacht?« wunderte sich Flotow.

»Ja, die Sache war wohl nicht so schlimm, wie sie anfangs ausgesehen hat. Die Kathrine, die nun wieder ganz wohlauf und munter ist, hat bei ihrer letzten Vernehmung erklärt, daß sie damals in der Hochzeitsnacht eigentlich nicht ungern sich habe in den Wagen heben lassen. Hat auch dem Buckow schon einen Brief geschrieben, wenn es ihrem Manne recht wäre, so wolle sie sich scheiden lassen und zu dem Antrag des Buckow nicht nein sagen. Und Schneider Denzin hat wirklich nichts dagegen. Bescheiden, wie er ist, meint er, die schöne Kathrine wäre er ja doch nicht wert gewesen, und der

liebe Gott würde schon wissen, warum er ihm am Hochzeitsabend den heilsamen Schrecken eingejagt hat.«

»Also soll Buckow nur wieder ins Forsthaus einziehen und die Kathrine dazu,« entschied der Gutsherr. »Aber toll ist es, wie spät diese Leutchen sich über ihre Gefühle klar geworden sind.«

So wenig er sonst an Neugier litt, konnte er es sich doch nicht versagen, die Kathrine und den Schneider zu sich zu bestellen und über ihre Sinnesänderung zu befragen.

»Je, Herr Baron, ick bün en dummen Kerl,« meinte der so übel behandelte junge Ehemann. »Darum is woll auch der alte Herr bei mich gewesen und hat mich Bescheid gesagt. Un ich weiß nu, daß die Ehe, die im Himmel geschlossen worden is, die von der Kathrine mit dem Herrn Buckow sein soll.«

Die Kathrine nickte errötend Zustimmung. »Zu mir ist auch solch ein lieber alter Herr gekommen. Mag wohl derselbe gewesen sein. Der hat mich bei der Hand gefaßt und mir expliziert, wie's in der schauerlichen Nacht ganz anders zugegangen ist, als ich mir eingebildet habe. Und auf einmal habe ich gewußt, daß es ja gar nicht der Denzin, sondern der Buckow ist, den ich immer schon zum Manne habe nehmen wollen.«

Flotow ließ sich die Erscheinung des alten Herrn von beiden genau beschreiben: es konnte niemand anders als Onkel Kollmann gewesen sein. Er erinnerte sich nicht, daß dieser während seines Aufenthalts auf dem Schlosse jemals länger als eine halbe Stunde von ihm getrennt gewesen war. Tag und Stunde des Besuches bei Denzin sowohl wie bei der Kathrine waren die gleiche gewesen, und zu eben dieser Stunde, mittags ein Uhr, hatte Onkel Kollmann mit ihm zusammen ruhig beim Frühstück gesessen.

Die Galatea

Unter den Damen der römischen Aristokratie nahm vor dem Kriege die Gräfin Primoli durch ihren Kunstsinn, ihre Liebenswürdigkeit und ihren Reichtum einen hervorragenden Rang ein. Auf den Routs im Palazzo Primoli sah man nicht nur die unvermeidlichen Hofchargen des Quirinals, die geschniegelten Diplomaten und die jeweiligen Modeschönheiten, sondern auch Gelehrte. Maler und Musiker aller Nationen und ausnahmsweise auch einmal nicht gerade dekorative Originale wie den alten, immer etwas mürrischen Herrn Kollmann.

Die Gräfin Primoli hatte für Herrn Kollmann ein Faible, weil er auf mancherlei Gebieten, denen sie Interesse schenkte, sehr sachkundig und bereit zu jeder Auskunft war; besonders schätzte sie ihn als Kenner alter Meister. Auf die wirklich hervorragende Gemäldegalerie des Palazzo durfte sie stolz sein.

Ihre neueste Erwerbung war eine »Galatea« des Giorgione. Bekanntlich werden diesem großen Vorläufer des Tizian nur sehr wenige Werke widerspruchslos zugeschrieben. Ein echter Giorgione ist also ein wahrer Schatz, und die Gräfin hatte denn auch die ansehnliche Summe von hunderttausend Lire dafür bezahlen müssen, obgleich das Bild nur von kleinem Format und etwas skizzenhaft behandelt war. Geliefert hatte es ihr ein junger Deutscher namens Hans Zeller, der sich erst seit kurzem in Rom niedergelassen hatte und ziemlich bescheiden davon lebte, daß er gute alte Bilder aufstöberte, restaurierte und dann auf eignes Risiko in den Handel brachte.

Die »Galatea« war ihm im Laden eines Winkelantiquars aufgefallen. Da dieser ihm das Bildchen als echten Giorgione anpries und sich zugleich auf das Gutachten zweier angesehener Experten berief, so kaufte er es mit zusammengeborgtem Geld und war glückselig, in der Gräfin Primoli sofort eine Abnehmerin gefunden zu haben. Natürlich hatte er sich zuvor die schriftliche Expertise der beiden genannten Herren verschafft, des respektablen Professors Battista und des als Kenner gleicherweise geschätzten Porträtisten Mr. de Rossowski. Der letztere zumal, ein ohnehin schon zu feurigem Enthusiasmus geneigter Pole, geriet über den Fund in helles Entzücken, rief mit gerungenen Händen: »Ah, mein junger Freund, wie ich Sie beneide!« und bescheinigte, daß diese Galatea »durchaus die zarte, ephebenhaft schwärmerische, sinnlich weiche Handschrift des späten Giorgione aufweise«. Das Bild stellte in allerdings meisterlicher Komposition und feinstem Gefühl für den Zusammenklang von Mensch und Landschaft den Kern der griechischen Mythe dar: wie Akis, der Sohn des Pan, Liebhaber der Nymphe Galateia, von seinem Nebenbuhler, dem Zyklopen Polyphem, mit einem Felsstück des Ätna erschlagen, sterbend unter dem mächtigen Blocke liegt, und Galateia in einer Ekstase von Liebesweh und verzweifeltem Verlangen das unter dem Felsen hervorquellende Blut des Jünglings in das Silberband eines Flusses verwandelt, der sich vom Ätna herab ins Meer ergießt. Eine zugleich lyrisch und heroisch empfundene Szene voll berückender Poesie.

Strahlend führte die Gräfin alle Freunde ihres Hauses vor dies Meisterwerk, und es war nur *eine* Stimme, daß sie Besitzerin eines kostbaren Juwels geworden sei.

Nur Herr Kollmann ließ sich von dem Glanz des Kunstwerks nicht ohne weiteres betören. Als er an der Seite der Gräfin zum ersten Male vor dem Bilde stand, zog er zweifelnd, mit hinterhältigem Grinsen die Brauen hoch, hielt es nicht einmal der Mühe wert, es näher in Augenschein zu nehmen, und knurrte nur: »Sehr schön — in gewisser Hinsicht. Giorgione? Hm! Er wird der Vater dieser Arbeit sein — der Adoptivvater sozusagen.«

»Sie meinen, daß es nur nahe an Giorgione ist?« fragte die Gräfin mit einem Fachausdruck der



Herbert Kuron: Spaziergang

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig

Kunstkenner, der besagen will, ein Bild trage vielleicht nur Merkmale von der Mitarbeit des Meisters oder stamme aus seiner Werkstatt.

»Nahe? Nein, ziemlich weit und doch ursprünglich von ihm selbst.« Dann bat er, ihm das Bild für einen Tag zu überlassen, damit er es daheim genau studieren könne. Die Gräfin war gern bereit dazu; er schlug es also in ein Tuch und nahm es gleich unter dem Arme mit.

Gegen Abend erschien er nach seiner Gewohnheit an dem Tische des Café Aragno, wo sich ein Kreis von Globetrottern und Mitgliedern des Circolo internazionale regelmäßig zusammenfand. Dort verkehrte auch der Maler Hans Zeller, den er oberflächlich kannte. Er fand ihn vor und setzte sich neben ihn.

Während des allgemeinen Gesprächs zog er Zeller unauffällig beiseite und sagte: »Herr Landsmann, Sie haben da der Gräfin Primoli einen sogenannten Giorgione verkauft. Ich ließ ihn mir in mein Studio mitgeben und sah ihn mir einmal genauer an. Wissen Sie, daß das eine zwar geschickte, aber immerhin recht unverfrorene Fälschung ist?«

Hans Zeller starrte ihn entgeistert an: »Unmöglich! Niemand hat bisher die Echtheit bezweifelt, und ich erhielt doch auch zwei zuverlässige Expertisen.«

Onkel Kollmann schnaufte und prustete vor unterdrücktem Lachen: »Diese zwei Patrone haben Sie hineingelegt. Sie werden noch erfahren, was von denen zu halten ist.«

Der junge Zeller berichtete hastig, in großer Verwirrung, wie er zu dem Bilde gekommen war, und meinte, daß doch schon aus der Komposition, der Auffassung der Landschaft und dem Ausdruck der Gestalten die großartige Persönlichkeit des Meisters zu erkennen sei.

»Tja, tja.« schmunzelte Onkel Kollmann, »zu erkennen ist sie allerdings — so wie zuweilen die Sonne, wenn sie sich in einer Pfütze spiegelt. Diese Sonne nämlich existiert! Wenn es Ihnen recht ist, will ich Sie sogleich den echten, freilich völlig unbekannten, Giorgione mit seinem trüben Spiegelbild vergleichen lassen.«

Hans Zeller brannte darauf. Seine guten, naiven Augen hingen an den unergründlichen grünen Lichtern des alten Kollmann, vor dessen Kennerschaft auch er einen Heidenrespekt hatte, in kindlicher Furchtsamkeit.

»Kommen Sie! Ich hole beide Bilder, das echte und das kopierte, nur eben erst aus meiner Wohnung. Treffen wir uns in einem stillen Winkel des Café Greco! Da können wir ungestört über den Schwindel reden.«

Sie gingen mitsammen davon, und während sie den belebten Corso entlangschritten, tat Kollmann ein übriges, den schrecklich aufgeregten jungen Mann einigermaßen zu beruhigen.

»Wenn sich die Sache so verhält, wie Sie sagen, Herr Kollmann — wenn Sie wirklich Besitzer des echten Giorgione sind — dann bin ich ruiniert! Meine Stellung hier in der Gesellschaft — mein Ruf als Geschäftsmann — meine letzten Groschen — alles ist dann hin! Der Antiquar hat ausdrücklich jede Haftung ausgeschlossen. Und Sie wissen selbst, wie schwer es im Bilderhandel ist, einen wirklich Schuldigen zu fassen.«

»Das brauchen Sie auch gar nicht. Lassen Sie das meine Sorge sein! Behalten Sie ruhig Blut und vertrauen Sie mir! Hauptsache ist, daß die Gräfin nicht zu Schaden kommt. Deren Gunst und Kundschaft sollen Sie nicht verlieren.«

An der Spanischen Treppe trennten sie sich. Onkel Kollmann klomm gemächlich die breiten Stufen hinan, um in die Via Sistina zu gelangen, wo er wohnte; Zeller bog links nach dem Café Greco ab, ihn zu erwarten.

Als er dort eintritt, erblickt er im hintersten Winkel — wen? Den Onkel Kollmann! Die beiden Bilder liegen, aus dem Rahmen gelöst und in ein gemeinsames Tuch geschlagen, vor ihm auf dem Tische. Und ein Glas Limonade, das er sich bestellt hat, steht auch schon daneben. Da packt den Maler ein Grauen von ganz andrer Art als zuvor: »Sie — hier?!« stammelt er und greift sich an den Kopf. »Gingen Sie denn nicht eben erst die Spanische Treppe hinan?«

»Na ja, vorhin,« blinzelt Kollmann ihn schelmisch an. »Ich habe mich etwas beeilt, während Sie getrödelt haben. Gleichviel! Jetzt packen wir vor allem mal die Bilder aus.«

Und siehe da! Eine Galatea enthüllte sich, von so leuchtender Farbenpracht, umflossen von der weichen, dunstigen Luft des Südens und der verglimmenden Glut letzter Sonnenstrahlen, so unverkennbar der große Meister Giorgione in der Formensprache träumerisch verschwimmender Konturen, daß der junge Maler entzückt und niedergeschmettert zugleich wortlos die schlechte Ware, die er bisher einfältig bewundert hatte, mit einem Gefühl des Ekels von sich schob.

Kollmann ward von einem wahren Ingrimm gepackt, als er das erhabene Kunstwerk und die stümperhafte Nachahmung so frevelhaft verschwistert nebeneinander sah. Zornesröte stieg in seine lederfarbenen Wangen, und die grauen Borsten auf seinem gebuckelten Schädel sträubten sich wie bei einem gereizten Kater.

»Dieser infame Spitzbube!« fauchte er in seinen Bart. »Lohnt es sich noch, seine schwindelhaften Lasuren und Terpentin-Mätzchen mit dieser edlen Technik zu vergleichen?«

»Ach, lieber Herr Kollmann,« seufzte der arme Hans Zeller ganz gebrochen, »was fange ich nun an? Was werden Sie der Gräfin sagen? Wie soll ich ihr und allen Menschen wieder unter die Augen treten?«

Onkel Kollmann ergriff statt jeder Antwort die betrügerische Kopie und brach sie wütend mitten

durch. »Todesurteil! Kehrichthaufen! Da! Sehen Sie sich die Maserung des Holzes an! Ist das eine Tafel aus dem Cinquecento? — Verehrter Landsmann! Das hätten Sie vorher schon etwas genauer untersuchen dürfen!«

Kleinlaut versuchte Zeller sich zu verteidigen: »Das Giorgioneske war doch so offenbar. Wie konnte ich ahnen, daß ein Original davon existiert! Daß Sie es in Händen hatten! Ja, sagen Sie mir bloß, ist es wirklich Ihr Eigentum? Wo haben Sie es aufgefunden?«

»Es war eins der ersten Bilder meiner Sammlung.«

»Eine Sammlung, die niemals jemand zu Gesicht bekommt. Weshalb verbergen Sie solche Schätze in verschlossenem Raum?«

»Weil mir nichts daran liegt, mit ihnen zu prahlen. Und gerade die Galatea hatte die Aufgabe, einen Betrüger zu entlarven.«

»Sie kennen ihn? Wer ist es?«

»Kein andrer als Ihr hochgeschätzter Experte, der Monsieur de Rossowski.«

Hans Zeller traute seinen Ohren nicht. »Rossowski?! Aber der zweite Gewährsmann — Professore Battista?«

»Läßt sich seine Gutachten von Rossowski bezahlen, steckt mit ihm unter einer Decke. Ich habe die beiden Gauner längst im Auge und wollte endlich mal ein Exempel statuieren. Deshalb gab ich meine Galatea vor etwa einem Vierteljahr Ihrem Antiquar unter dem Namen eines kunstfremden Amerikaners in Kommission und setzte den sauberen Rossowski auf die Fährte. Das Bild sehen und es sich ausleihen war eins für ihn; den Kaufpreis hinterlegte er als Kaution. Dann hat er es in seinem Atelier binnen zwei Wochen heimlich und so schlecht und recht kopiert, wie Sie es kennen. Das Original behält er natürlich und gibt die Kopie dem Antiquar zurück. Der alte Esel merkt nichts von dem Tausch; wo sollte er auch gelernt haben, einen echten Giorgione von einem gefälschten zu unterscheiden! Und Sie hatten das Pech, Herrn Rossowskis Opfer zu werden.«

»Im Grunde sind *Sie* es also, verehrter Herr Kollmann, der mich übertölpelt hat. *Mit*übertölpelt! Wie werden Sie mir nun aus der Patsche helfen?«

»Keine Angst! Auf die einfachste Weise.«

»Nur sagen Sie mir zuvor noch, wie das Original aus Rossowskis Diebesklauen wieder in Ihren Besitz gelangte?«

Onkel Kollmann kugelte sich zusammen wie ein Igel und sträubte seine Borsten: »Es war doch mein Eigentum. Infolgedessen kehrte es von selber zu mir als seinem rechtmäßigen Herrn zurück.«

»Sie haben sich Rossowski als Eigentümer zu erkennen gegeben? Haben es sich bei ihm abgeholt?«

»Nein doch, Herr!« knurrte ihn Kollmann grimmig an. »Von mir weiß er überhaupt nichts. Ich sage Ihnen, das Bild ist von selbst zurückgekehrt. Eines Tags war es weg von ihm, und er hatte das Nachsehen. Basta! Basta!«

Hans Zeller schrak zusammen und wagte keine weitere Frage mehr. —

Am nächsten Tage gab Zeller auf Anraten des Herrn Kollmann die zwei Hälften der zerbrochenen Kopie ohne Begleitschreiben an der Tür des Herrn de Rossowski für diesen ab. Das Original überbrachte Onkel Kollmann persönlich der Gräfin Primoli, indem er bemerkte, er freue sich, ihr bestätigen zu können, daß es in der Tat ein echter Giorgione sei.

Die Gräfin fand das Bild noch viel herrlicher als zuvor und fragte erstaunt, ob er es vielleicht in aller Eile restauriert oder gereinigt habe.

Lächelnd gab er zur Antwort: »Restituito? In fatto, Contessa! So sagt man doch, wenn etwas zurückerstattet wird. Und auch ein Säuberungsprozeß wurde vorgenommen, ein quasi moralischer. Meinen gehorsamsten Glückwunsch zu der schönen Erwerbung!« —

Mr. de Rossowski aber und sein Spießgeselle Battista waren im Handumdrehen aus Rom und dem Staate Italien verschwunden. Niemand konnte sich erklären, aus welchem Grunde. Denn der Maler Hans Zeller hat sein peinliches Erlebnis erst viel später, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, weitererzählt.

Das lautlose Weinen

Der Passagierdampfer, der Stockholm am Abend verlassen hatte, stampfte bei völliger Windstille, unter sternenklarem Nachthimmel südwärts durch die glitzernde See.

Am Ende des Promenadendecks saßen in Korbstühlen fünf deutsche Herren der im übrigen schwachbesetzten ersten Kajüte bei der letzten Zigarre und schwiegen einander freundschaftlich an. Es waren rüstige Männer mit klugen, gesammelten Mienen, zwei Ärzte, ein Pfarrer und ein Philosoph, dazu der rastlose alte Kollmann, der Führer ihrer Expedition. Sie hatten Dalekarlien durchwandert und waren dann als Jünger des großen Mystikers Swedenborg den Spuren von dessen Leben und Wirken vor zweihundert Jahren eifrig nachgegangen.

Es mochte auf der Höhe der Insel Gotska Sandön sein, die der Bucht von Slätbaken gegenüberliegt, als Kollmann seinen auf die Brust gesunkenen Kopf auffahrend erhob und ein unwilliges Knurren von sich gab, wie ein wachsamer Hund. Nun blickten sich auch die andern aufgestört, fragend an, und Dr. Löhr, der Philosoph, sagte leise: »Ein Ruf vom Land herüber? Bei der Entfernung natürlich unmöglich, aber es klingt beinahe so.«

»Nein,« erwiderte ein andrer, »von drunten aus der zweiten Kajüte. Hören Sie nicht, mir kommt es vor, als weine ein Kind.«

Allen fünfen war es nun, als vernähmen sie ein fernes, von ersticktem Schluchzen unterbrochenes Klagen, das herzzerreißende Weinen einer Mädchenstimme. Einer der Ärzte erhob sich, hinunterzugehen und in der zweiten Kajüte nachzusehen, ob etwa jemand Hilfe brauche. Während seiner Abwesenheit dauerte das seltsame, mehr aus der Luft als aus geschlossenem Raum herübergetragene Geräusch unablässig an.

»Groß Leid an Bord,« bemerkte Kollmann finster. »Schwere Fracht! Wird sie nicht bald gelöscht, so breitet sich latente Panik aus.« Auf einmal deutete er mit ausgestrecktem Arm über das Heck hin nach dem Wasser: »Da seht doch! Was ist dies?«

Im selben Augenblick gewahrte jeder von ihnen, wie ein fahler Schein, der die Umrisse einer menschlichen Gestalt und dann ganz deutlich das lockenumrahmte, spitze Antlitz eines toten Knaben trug, über der See auftauchte. Eine Weile folgte das Gespenst, wie aufrecht stehend in einem nachgeschleppten Boot, dem Schiffe. Dann verblich es wieder und löste sich nebelhaft auf.

Die Herren wandten sich Kollmann zu, als könne er allein die Erscheinung deuten. Der aber schüttelte ratlos den Kopf: »Vom Festland her? Sucht er jemand, der ihn ruft?«

Der Arzt kehrte zurück. Er hatte unten alles still und in Ordnung gefunden. Die Gefährten, an mancherlei derartige Erlebnisse gewöhnt, vermieden vorerst eine Erörterung des Vorfalls und begaben sich zur Ruhe. —

Ein frischer Herbstmorgen versammelte alle Passagiere des Schiffes auf Deck. Auch die der zweiten Kajüte, meist schwedische Auswanderer, die mit ihrer Habe über Stettin nach Hamburg wollten, sonnten sich am Reling und wimmelten, angeregt von der heiteren Witterung, vergnügt durcheinander.

Durch ihre Reihen schlenderte prüfenden Blicks Herr Kollmann. Als er unter ihnen nicht fand, was er suchte, stieg er die enge Treppe nach dem Zwischendeck hinab, musterte flüchtig den leeren Speisesaal und den Gepäckraum und blieb eine Weile wartend, ganz in sich versunken, am Maschinenschacht stehen.

Inzwischen kam zur Linken die Insel Gotland in Sicht. Bald zeigten sich die Türme, Mauern und Trümmer von Wisby, der alten verfallenen Hansastadt. Der Dampfer machte kurze Station. Neugierig drängten sich die Passagiere, indem sie dem Ausbooten zuschauten und die malerische Phantastik jener Überreste aus gotischer Vorzeit bewunderten.

Auch die Herren von der wissenschaftlichen Expedition mischten sich unter das Publikum; nur Herr Kollmann lehnte noch immer regungslos am Geländer des Schachtes und schenkte Wisby, das er übrigens schon kannte, keine Beachtung. Jetzt löste sich aus der Menge ein halbwüchsiges Mädchen und trat mit leisen, zögernden Schritten neben ihn, die Blicke gleichfalls dem Festland zugewandt.

»Ah ... so ... du bist es?« sagte Onkel Kollmann auf schwedisch und neigte sich der Kleinen freundlich entgegen.

Es war ein hübsches, feines Kind mit lichtem Haar, einfach, doch zierlich gekleidet, die schmalen Händchen vor der Brust gefaltet. Mit einem unendlich rührenden Ausdruck von Bangigkeit und verschlossenem Weh schien sie auf weitere Fragen des fremden Mannes gefaßt.

»Wie heißt du?«

»Ebba Lenngrén.«

»Fährst ganz allein?«

»Ja, Herr.«

»Wohin geht die Reise?«

»In Stettin werde ich abgeholt,« sagte sie aus beengter Kehle, fast tonlos, »und dann in eine Stadt nach Hinterpommern gebracht — zu Verwandten.«

»Keine Eltern mehr, wie? — Armes Kindchen ...! Mußt dich trotzdem nicht fürchten! Mußt mir erzählen, was dich bedrückt!«

Es dauerte nicht lange, so hatte er herausgebracht, wie es um sie stand: Aus Slätbaken stammte sie, von einem Herrenhof. Die Eltern waren vor einem Jahre am Typhus gestorben und erst vor wenigen Wochen auch noch ihr Zwillingsbruder Gunnar, der letzte Mensch, der sie liebgehabt. Nun hatte der Vormund in Stockholm bestimmt, daß der verschuldete Hof unter den Hammer käme, sie selbst aber einer ihr unbekannten Schwester ihrer Mutter, einer pommerschen Kaufmannsfrau, übergeben werde. Ebba zweifelte, ob die sie haben wolle.

»Ich wäre so gern in Schweden geblieben, wenn auch nur als Magd. Von den Deutschen weiß ich nichts und verstehe ihre Sprache nicht. Nie werde ich mein Schweden wiedersehen.«

Onkel Kollmann fauchte und brummte etwas Unverständliches vor sich hin. Dann nahm er Ebba sacht bei der Hand und führte sie hinauf in den Winkel am Schornstein, wo sich zwei Sessel gegenüberstanden. Dort hatte der Alte mit der Kleinen ein ausführliches, mitunter von langen Pausen unterbrochenes Gespräch. Man sah sie nun den ganzen Tag über beisammen, und endlich stellte Herr Kollmann die kleine Ebba Lenngrén auch seinen Freunden vor. »Ja, das ist sie,« erklärte er, als ob er ihnen diese Bekanntschaft schuldig wäre. »Sehen wir nun zu, was sich tun läßt!«

Die Herren nickten mit ernstem Wohlwollen Zustimmung und überboten sich in Aufmerksamkeiten gegen das verlassene, verschüchterte Kind. Zu den Leuten der zweiten Kajüte brauchte es nicht mehr zurück; bei den Mahlzeiten luden sie es mit an ihren Tisch. Da wurde sie mit Fragen selbstverständlich nicht bedrängt. Sie sprach kein Wort und nahm nur wenige Bissen zu sich. Aufrecht, starr, geistesabwesend saß der schmale Mädchen-

leib vor den unberührten Platten — und wieder vernahm jeder der fünf jenes unirdische Weinen, jetzt aber in unmittelbarer Nähe ... das lautlose Rinnen und Raunen einer leidenden Kinderseele.

Die Herren blickten sich bedeutsam, tief ergriffen an. Kollmann sagte zu seinem Nachbarn auf deutsch: »Sie weint nach innen. Furchtbarste Pein. Wer soll ihr helfen, wenn nicht wir?«

Sobald er wieder allein mit Ebba Lenngrén war, schwand ihre Scheu, und die unsichtbaren Tränen versiegten. Von ihren letzten Erlebnissen auf dem heimatlichen Hofe gab sie brockenweise Kunde: Nach Gunnars Tode, als sie allein mit der mürrischen Verwalterin das große, verödete Haus bewohnte, erhoben sich jede Nacht, und bald auch am Tage, in den schon halbausgeräumten Stuben absonderliche Geräusche. Schritte tappten über die knarrenden Dielen, Bilder und Uhren fielen von den Wänden, Tische, Schränke und Stühle bewegten sich von ihrem Platz und drängten der Tür zu, in der Mauer bildete sich krachend ein breiter Riß. Angst und Unrast trieben Ebba ziellos umher, und die Verwalterin, die Fallstricke des Satans vermutete, wollte nicht länger an so vermaledeiter Stätte bleiben.

Onkel Kollmann sagte: »Das war kein Satan, Ebba, noch sonst ein böser Troll. Dein Bruder Gunnar ist es gewesen, und du selbst, eine Kraft deines aufgewühlten Gemütes, du hast den nahen Auszug, den Untergang eures Hofes geahnt.«

»Ich glaube, daß Gunnar nach mir verlangte,« erwiderte Ebba, »so wie ich nach ihm. Ich wünsche mir nichts weiter, als daß er immer bei mir wäre.«

»Das ist er schon. Du wirst ihn wiedersehen.«

Ungläubig, bekümmert schlug Ebba ihre großen, verschleierten Augen zu Onkel Kollmann auf: »Nur wenn ich sterben könnte und wieder in Elätbaken sein.«

»Nein, er ist hier. Er folgt dir nach auf allen deinen Wegen. Wenn du nur willst, kannst du dich heute noch davon überzeugen.« —

Um die gleiche Stunde wie am vorhergehenden Abend fanden sich die fünf Herren auf Deck zusammen, diesmal am äußersten Ende des Schiffes, unmittelbar über dem Steuerruder.

Ebba Lenngrén war zeitig zu Bett gegangen und lag schlafend zwischen den Frauen der zweiten Kajüte.

»Denke, wir sind so weit,« sagte Kollmann. »Lassen wir sie kommen!«

Dr. Löhr fragte, ob man Kette bilden solle. Kollmann meinte, es werde nicht nötig sein; die bereits vorhandene geistige Verbindung unter ihnen biete ausreichende Gewähr.

Schweigend konzentrierten sie ihren Willen auf das Gemüt des Kindes wie Strahlen auf eine optische Linse, den Übergang ihres natürlichen Schlafes in den somnambulen Zustand zu erzwingen. Kollmanns Kraft war der der übrigen weit voraus, das fühlten sie selbst; er hätte es wohl auch allein erreicht, daß Ebba, wie nun geschah, sich von ihrem Lager erhob. Nachtwandlerisch durchschritt sie den Saal und die Gänge, stieg die Treppe zum Deck hinan und trat, die Augen geschlossen, die Hände in leichtem Krampf geballt, in die Mitte derer, die sie gerufen hatten. In einem der Korbsessel, den man ihr zurechtrückte, ließ sie sich nieder.

Noch rann in ihrer Seele, dem Raunen und Murmeln eines Waldbaches gleich, das unablässige Weinen. Kollmann legte ihr zwei Finger auf die Stirn; da verstummte es.

Es folgten einige Minuten banger Erwartung, in denen die Herzen der Männer rascher schlugen ... und wieder tauchte über dem Kielwasser des Schiffes die Gestalt des toten Knaben auf. Sein bleiches Antlitz verklärte sich zum Schimmer eines wehmütigen Lächelns, seine Locken schienen im Winde zu flattern.

Mit einem leisen Seufzer aus befreiter Brust richtete sich Ebba aus ihrer vornübergeneigten Haltung auf. Plötzlich spürte sie durch die geschlossenen Lider hindurch die Gegenwart des geliebten Bruders. Verlangend streckte sie die Arme nach ihm aus und »Gunnar, Gunnar!« rufend, warf sie sich heftig über die Reling ihm entgegen. Hätte nicht Kollmann rasch mit festem Griff sie zurückgerissen, sie wäre über Bord gestürzt und in den Fluten versunken.

Nun lag sie schlaff, wie leblos in seinem Arm. Die Erscheinung des Knaben war bereits wieder in Nebel zerflossen.

Die beiden Ärzte wollten sich um Ebba bemühen, doch Kollmann wies ihre Hilfe zurück. Vermittels einiger Handstriche über Stirn und Hinterkopf weckte er sie aus der Besinnungslosigkeit und zugleich aus ihrem Trancezustand. Langsam, blinzelnd öffnete sie die Augen und blickte schlaftrunken um sich. »Wie kam ich hierher?« fragte sie verwundert. »War ich nicht schon zu Bett gegangen?«

»Nur einen kleinen Besuch hast du uns im Traume abgestattet,« antwortete Kollmann. »Nun wirst du aber ruhig weiterschlafen und dich morgen so wohl befinden wie schon lange nicht mehr.«

Er begleitete sie wieder hinab zu ihrem Lager und wartete, bis sie sich darauf ausgestreckt hatte. Sofort kam sanfter Schlummer über sie.

Nachdem die Herren oben eine geraume Weile vergebens auf Kollmanns Rückkehr gewartet hatten, begaben sie sich zur Ruhe. Indes auch am nächsten Morgen zeigte sich Kollmann nicht. Seine Koje fanden sie leer, sein Bett unberührt. Er kam nicht zum Frühstück; niemand von den Passagieren noch von der Mannschaft wußte, wo er geblieben war. Augenscheinlich befand er sich gar nicht mehr an Bord. Der Dampfer hatte inzwischen, noch vor Anbruch der Dämmerung, in Bornholm angelegt; man konnte nur annehmen, daß er dort ausgestiegen sei.

Ebba Lenngrén ward von ihren Freunden angetroffen, wie sie gerade mit einigen kleineren Mädchen freundlich plauderte. Mit aufgeheiterter Miene trat sie herzu, guten Morgen zu wünschen, und schloß sich ihnen sogleich zutraulich an. Von dem Erlebnis der letzten Nacht wußte sie nicht das mindeste. Sie fragte nach Herrn Kollmann; als man ihr sagte, er habe sich noch nicht sehen lassen, gab sie sich zufrieden und nahm inzwischen mit der Gesellschaft seiner Kameraden vorlieb. Ihr Kummer schien einigermaßen gestillt, nur äußerte sie immer wieder Furcht vor den fremden Leuten aus unbekanntem Land, denen sie überlassen werden sollte: »Mein Schwedisch werden sie nicht verstehen. Mit einem Mädchen aus Slätbaken werden sie nichts anzufangen wissen. Dann habe ich die See verloren; niemals mehr darf ich zwischen meinen Schären rudern. Wie kann ich leben, wenn ich nicht in Schweden bin!«

Die Herren versuchten sie zu trösten, so gut sie es vermochten. Dr. Löhr sagte ihr, daß viele Schweden gern auch in fremden Ländern lebten. Er selbst und Herr Kollmann wären bekannt mit einer Dame aus Stockholm, die jahrelang als große Sängerin durch ganz Europa und Amerika gereist sei und sich nun weit drunten am südlichen Meeresstrand ein Haus gebaut habe. Sie wäre glücklich dabei und im Herzen Schwedin geblieben und sänge noch immer am liebsten die Lieder ihrer Heimat. —

Als der Dampfer in den Hafen von Stettin einlief, füllten sich Ebbas Augen mit Tränen — es waren Tränen der Angst und des Heimwehs, aber doch immerhin die ersten, die sich nicht mehr nach innen ergossen.

Auf der Landungsbrücke drängten sich viele Menschen. Zurufe erschollen, es wurde mit Tüchern gewinkt. Ebba klammerte sich leise weinend an den Händen ihrer Beschützer fest.

Plötzlich stand Onkel Kollmann vor ihnen. Die Reisegefährten bestürmten ihn mit Fragen: »Woher des Wegs? — Wieso schon hier? Aus welchem Grunde? — In Bornholm ausgestiegen? — Wohl auf einem Motorboot vorausgeeilt?«

Onkel Kollmann blieb jede Antwort schuldig. Zuallererst begrüßte er die kleine Ebba und beruhigte sie über ihre Zukunft. Mit der Verwandten, die sie abholen wollte, hatte er schon gesprochen und dann gleich mit ihrem Vormund in Stockholm telephoniert. Alles war in bester Ordnung. Niemand erhob mehr Anspruch auf sie, außer ihm allein. Er würde nun für sie sorgen und sie zu guten Menschen bringen, die sie liebgewännen. Selbst ein Stück Heimat sollte ihr erhalten bleiben.

Zu Dr. Löhr sagte er: »Ich bringe sie nach Bordighera zu unsrer Freundin Frau Sigrid Gyllenborg. Begleiten Sie uns doch! — Erinnern Sie sich: als wir das letztemal bei ihr waren, klagte sie, daß sie in all ihrem Überfluß und dem Behagen ihres Daseins doch bitter einsam sei. Ruhm und Reichtum wollten ihr nicht genügen. Über die Huldigungen der Männer hat sie lächeln gelernt. Viel Liebe hat sie genossen und ist dieser Art von Liebe überdrüssig. Ein Kind ist ihr versagt geblieben, und nichts andres mehr ersehnt sie sich als Kindesliebe. Sie wird unsre Ebba mit offenen Armen empfangen.« —

So nahm Onkel Kollmann Abschied von den übrigen Gefährten, und sie meldeten sich zu dritt bei Frau Sigrid Gyllenborg in ihrem Heim an der Riviera an.

Schneller als sie gedacht, gelangte Ebba wieder an das Meer. Freilich war es nicht ihre Ostsee mit den rauhen, nebligen Schären und den unergründlichen Wäldern im Hintergrund, sondern ein heißer, sonniger Landstrich, wo zwischen Palmen und Aloestauden bunte Gärten voll duftender Rosen und Narzissen gediehen, wo ein beweglicher, fröhlicher Menschenschlag, gemischt aus allen Nationen, das Land Schweden nur als einen Teil der großen Heimat Europa gelten ließ. Doch Ebba fand es schön und traulich hier und schmiegte sich dankbar an Onkel Kollmanns bärbeißige Gestalt.

Unter der Tür einer prangenden Villa trat eine junge, gütige Frau ihr entgegen, begrüßte sie in der Muttersprache und küßte sie zum Willkomm auf Wange und Mund. Und hinter ihr tauchte für einen Augenblick das Antlitz des verstorbenen und dennoch nicht verlorenen Bruders auf.

Auch Gunnar war hier! Er war ihr zurückgewonnen und war ihr gefolgt. In stiller, unauflöslicher Gemeinschaft würde er nun immer um sie sein.

Die Elbin

Die er im Wald gefunden im Mondenscheine
Und an sein Herz genommen, die Schöne, Seine,
Die ihm geschenkt die Kinder voll zarter Süße,
Setzt nun auf rauhe Wege die wunden Füße;
Da er mit hartem Worte sie scheucht von hinnen,
Will sie die Waldesheimat zurückgewinnen,
Wo sie im Grün zu Hause bei Hirsch und Hinden —
Oh, könnte sie im Walde Vergessen finden!

Es nagt der Wurm der Schmerzen an ihrer Seele,
Denkt sie der Erdenliebe, des Mannes Fehle.
„Muß meine süßen Kinder den Menschen lassen,
Darf nicht mehr ihre Händchen glückvoll umfassen!“
So schwand sie in die Bäume zur Sonnenneige.
Ein Seufzerhauch ging wehe durch das Gezweige.
Doch alle Sonntagmorgen, wenn's ruft zur Mette,
Liegt blütenweiß die Wäsche vorm Kinderbette.

Albert Sergel

Conrad Ferdinand Meyer und die bildende Kunst

Von Dr. Bertha Badt-Strauß

Conrad Ferdinand Meyers Dichtungen gehören nicht zu jener Kunst, die dem Leser eingeht wie ein Trunk frischen Quellwassers, die sich ihm in die Hand drückt wie ein Strauß frischer Feldblumen — viel eher könnte man sie, wie es Gottfried Keller getan hat, mit Brokat, jenem kostbaren Stoff, vergleichen, der sich hart und flüssig zugleich, in edlen, strengen Falten um den Körper legt. Worin liegt dieser fremdartige Reiz des Schweizers begründet? Die Frage hat seit langem seine Erklärer beschäftigt. Der eine wollte in der Verbindung deutschen und französischen Wesens das Besondere sehen — was der Dichter selbst noch scharf zurückwies —, der andre in dem Einfluß romanischer Art, der dritte in der eigentümlichen Stellung zum Zeitalter der Renaissance. Vielleicht aber ist der Grund anderswo zu suchen, diesen Begründungen benachbart und doch nicht gleich: in der seltsamen Doppelheit einer künstlerischen Begabung, die ihn das Leben und die Dichtung, das Leben seines Lebens, im Spiegel der bildenden Kunst verstehen und nachbilden lehrte.



Conrad Ferdinand Meyer
Nach einer Radierung von Karl Stauffer-Bern

Bedeutsam muß uns schon werden, daß Meyer, wie manche seiner Kunstgenossen, zu den Künstlern gehört, um welche sich am Scheidewege die zwei Göttinnen Malerei und Dichtung streiten. Er zeichnete, ehe er den ersten Vers schrieb. Und der alte Pfizer, der literarische Ratgeber seiner Mutter, riet dem jungen Studenten aufs ernstlichste, von der Poesie abzulassen und Maler zu werden. Wir wissen nicht, ob dieser tröstliche Rat, den ihm die gute Mutter am Weihnachtsbaum aufgehängt hatte, je positive Wirkung auf den lange in rätselhafter Jugenddumpfheit befangenen Sohn ausgeübt hat. Doch hören wir von fortgesetztem Zeichenunterricht; auch war in der Familie der Mutter malerische Begabung zu Hause, und jedenfalls trug die eigne Neigung zur Bildkunst ihr Teil dazu bei, aus C. F. Meyer einen Kunstfreund zu machen, wie wir unter den Dichtern wenige kennen.

Seine Urteile über Werke der bildenden Kunst, die seine Briefe uns aufbewahren, sind aus einem besonderen Grunde aufschlußreich für uns: weil sie wie in einem Spiegel uns Meyers lange Zeit rätselhafte Wesens- und Schaffensentwicklung vor Augen führen. Man kann in den Kunsturteilen seiner Briefe ungefähr drei Phasen unterscheiden. In der ersten Zeit, in den Briefen aus München und Paris, sind die Äußerungen seines Kunstgefühls am häufigsten. Kein Wunder: es ist jene Zeit der geheimnisvoll gehemmten Produktivität, von der er selbst uns erzählt hat. Noch kann er nur über die Kunst reden; später schafft er und — schweigt. Die Urteile selbst aber sind — auch wenn sie von Vischer stark beeinflußt sein sollten — bezeichnend für den übersinnlichen Spiritualismus des Jünglings. Rubens erscheint ihm »zu derb«; an Raffael stört ihn das »Tändeln«; aber die redselige Sentimentalität des mittelmäßigen Modemalers Gleyre hat ihn ganz gefangen, wie denn auch manche stoffliche Anregung in seinen Gedichten sich von Gleyre herschreibt. Dann kommt Rom, das umwälzende Erlebnis in Meyers Leben und seiner Kunst — die Zeit, wo er an Michelangelos Riesengeschlecht nach seinem eignen Bekenntnis sich selbst erkannte. Und da ist's verwunderlich, wie in seinen Briefen eine betonte Abkehr von der typischen Kunstbegeisterung der Rompilger zutage tritt. Das historische Interesse scheint zu überwiegen; das antike Forum beschäftigt den Archäologen, der antike Mensch, wie er sich in den Porträtbüsten aus der Kaiserzeit spiegelt, beschäftigt den Psychologen.

Auch diese Abkehr ist vielsagend. Jetzt wehrt sich der Künstler in ihm gegen das bloß rezeptive Vergnügen, das dem gewöhnlichen Reisenden so leicht fällt — gegen die Andacht des Baedekers. Viel sicherer muß er noch auf eignem Boden stehen, ehe er den Weg des schaffenden Kunstgefühls findet. Darum schweigt in der letzten Phase sein Urteil ganz; sein Werk redet.

Was aber bot die Bildkunst diesem Dichter und diesem Menschen? Was lernte er von ihr für seine Kunst und — untrennbar davon — für sein Leben?

Der flüchtige Gast im Zaubergarten des Dichters hat sogleich die Antwort auf diese Fragen bereit. Stoffliche Anregung findet er in den zahlreichen Gedichten, die sich mit Kunstwerken beschäftigen — vielleicht noch mehr in den noch zahlreicheren, die durch ein (in der endgültigen Fassung verschwiegenes) Kunstwerk angeregt worden sind. Und doch ist die stoffliche Anregung bei weitem nicht das Wichtigste, was die bildende Kunst Meyer zu lehren hatte. Mag sein, daß der Stoff eines Bildwerks den ersten Anstoß zur Umsetzung in tönende Gedanken gab; während der oft langdauernden, immer wieder erneuten dichterischen Arbeit tritt dies Was immer mehr zurück vor dem Wie: Stoff muß dem Gebote der Form weichen. Es ist bekannt, daß Meyer, wie man es ausgedrückt hat, »an der Vollendung krankte«. Immer wieder wurden seine Gedichte umgegossen, »Huttens letzte Tage« sind während seiner Lebenszeit in fünf veränderten Auflagen erschienen. Und so wird uns auch die Rolle der Bildkunst in dieser Dichtung am deutlichsten, wenn wir eins seiner Gedichte auf diesem allmählichen Wege zur Vollendung begleiten. Da ist das kleine Gedicht »Auf Goldgrund«, das in der ersten Fassung »Der Erntewagen« hieß und (nach Erwin Kalischers Hinweis) auf ein Bild Ludwig Roberts zurückwies, das in Heines »Salon« beschrieben worden war:

... Da winkt auf hellem Grunde
Des Abends mir ein Bild.
Es wird zur letzten Stunde
Ein Wagen dort gefüllt.
Sie schichten dunkle Garben
So rüstig und so leis
In des Tages letzten Farben
Mit unverdroßnem Fleiß.

So lautete die erste Fassung: ein naiv beschreibendes, landläufig empfundenes Gedicht. Nun entsteht in Meyers kunstgesättigter Seele durch die Worte »... auf hellem Grunde« die Erinnerung an den »Goldgrund« früher Heiligenbilder, der dann zum Titel und Leitmotiv des Ganzen wird; das Gedicht selbst strafft sich und wird aus einem redseligen Erguß von Empfindungen ein gestaltetes Bild, das im Stil fast etwas von dem rührend unbeholfenen und strengen Pinselstrich der alten Heiligenmaler in die Poesie überträgt:

... Durchs Feld bin ich geschritten,
Heißer Abendglut entgegen,
Sah, die heut das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.
Um die Lasten in den Armen,
Um den Schnitter und die Garbe
Floß der Abendglut, der warmen,
Wunderbare Goldesfarbe.
Auch des Tages letzte Bürde,
Auch der Fleiß der Feierstunde
War umflammt von heil'ger Würde,
Stand auf schimmernd goldnem Grunde.

Und nun gibt auch diese letzte Fassung (der übrigens im Nachlasse noch eine »letzteste« folgt) in der ersten Strophe offen den Bildeindruck zu, den die Jugendfassung verschwieg.

Zwei Ergebnisse stellen sich schon hier bei der Betrachtung der Bildkunst in dieser Entwicklungsgeschichte eines Gedichtes auf: die verschwisterte Kunst diente ihm zunächst, um in den lyrischen Fluß der Sentimentalität, von dem er sich selbst nicht frei wußte, festere Linien zu bringen. Dann aber beeinflußt das Stilbild des — wirklichen oder fingierten — Kunsteindrucks wesentlich den Stil des Gedichtes. Wir wissen nun, warum er das Kunstwerk als Vorwurf suchen m u ß t e — warum er etwa im »Toten Achill« einen Marmorsarg sich ausdenkt, wie man ihn im Vatikan vergeblich suchen wird. Das hängt mit der Eigentümlichkeit seines Dichtertums zusammen. Nicht war die »creatio ex nihilo«, die quellende, strömende, überschäumende Schöpfungslust ihm gegeben; sein Amt war, wie ein andrer es als schönsten Beruf des Menschenkünstlers gefaßt hat, »umzuschaffen das Geschaffene«. In seiner eignen Kunst erwächst, wie uns viele Beispiele zeigen, der eigentlich schöpferische Prozeß bei ihm, wenn er die erste Skizze vor sich hat wie ein schon existierendes Kunstwerk und dann u m schafft — vielmehr: etwas ganz Neues schafft. Hier nimmt das Werk der Bildkunst die Stelle der Skizze ein. Und es ist nun ein Schauspiel von besonderem Reiz zu sehen, wie die Gesetze der neuen Kunst, der seinen, diese Umbildung beeinflussen: wie etwa in der »Narbe«, deren Untertitel lautet »Nach einem venezianischen Bilde«, aus dem Nebeneinander des Bildes das Nacheinander der Erzählung wird, ohne doch den besonderen Charakter venezianischer Malerei, die seelenvollen Berührungen der Körper, einzubüßen. Daß seine Novellen die Sprache der »Gebärden« aus der Plastik entnahmen, hat er einmal selbst zugestanden.

Aber noch tiefer in das Wesen des M e n s c h e n hinein führt uns diese besondere Stellung zur Bildkunst. Der Mann, dessen Stirn ein »fernes, dunkles Gestern« umdüsterte, brauchte — aus den Mitteilungen der Schwester wissen wir, wie sehr — einen Selbstschutz gegen die verletzende Nähe des anstürmenden Lebens. Im Innersten kindlich und warm und dankbar für jedes »bißchen Freude«; und doch hatte die umdüsterte Jugend und die lebenslange geheime Angst vor dem gleichen nachtdunklen Schicksal, das seine Mutter in den Tod getrieben hatte, so schwere Schatten über sein Gemüt gebreitet, daß seine empfindlichen Nerven zuzeiten vor jeder Berührung mit dem grellen Tage zurückschraken. Darum schildern seine Novellen niemals gegenwärtiges, immer vergangenes

Leben mit seinen Leidenschaften. Ja noch mehr: sie schildern diese Leidenschaften, die doch glühend im Herzen des Dichters lebten, fast niemals als mählich sich vollendendes Schicksal des Helden, sondern stets als abgeschlossenes Geschehnis, das der Mund eines Erzählers dem Hörer berichtet. Ähnliche Aufgaben wie dieser »Mittelsmann« in den Novellen erfüllt ihm die bildende Kunst, vor allem die ihm am meisten entsprechende Plastik, in den Gedichten: wie in einem magischen Spiegel zeigt sie ihm des Lebens lautesten Jammer und leisestes Leid, aber schon gebändigt und überwunden durch die Gesetze einer andern Welt.

Und nun bildet sich in ihm ein neues Kunstgefühl: nicht mehr wird die Bildkunst zum Dolmetscher der Wortkunst — alle Kunst wird Dolmetscher des Lebens. Zwei Bilder des Tizian sieht er in Venedig: das eine, »wo über einem Sturm von Armen sich die Jungfrau feurig in die Himmel hebt«, und das andre, das ihm das Leben zeigt, »den feinsten Mädchenkopf vom Tod entfärbt ...« Kunst lehrt ihn das Leben verstehen; Leben beseelt ihm die Kunst. Da ist ein mittelmäßiges, allegorisches Bild von dem schon genannten Maler Gleyre, »Les illusions perdues«: im Nachen verläßt die Schar der treulosen Ideale den Enttäuschten, der ihnen vom Ufer aus nachblickt. Aus ihm formt er zuerst auch nur ein banales Gedicht, das die Beschreibung des Gemäldes enthält. Jahre nachher, als er die Jugendgeliebte durch den Tod verloren hat, sieht er das Gedicht wieder an. Und nun erst erscheint ihm die Gestalt der Toten, die mit ihren leuchtenden Schwestern im Nachen auf dem Lethe-Flusse fährt ... Es entsteht das traumhaft süße Gedicht »Lethe«.

Ein höchstes Erlebnis noch hatte ihm die Bildkunst aufgespart, den Künstler, der seiner Seele Bruder dünkte: Michelangelo. Unendliche Befruchtung seines eignen Schaffens: die verstehende Schwester meint, daß ihm erst dieser Gigant die schwere Zunge gelöst habe.

Den Kern dieses letzten Erlebnisses hat der Dichter in den Michelangelo-Gedichten festgehalten. Wie lebendig das Drama weiterwirkt, das in ihnen glüht und leuchtet, das wurde mir jüngst erschütternd klar, als ich in dem Nachlaßband, der Skizzen und Aufzeichnungen des allzu früh uns geraubten Bildhauers Lehmbruck enthält, Abschriften von zweien dieser Gedichte fand. Der Herausgeber hatte sie zweifellos als Gedankengut des toten Bildhauers betrachtet und damit unwillentlich gezeigt, wie tief sie aus der Seele des bildenden Künstlers gesprochen sind.

Auch in ihnen offenbart sich — bei allem Selbstbekenntnis — die »umschaffende« Kunst Meyers, die es versteht, aus entferntem Erbgut neuen, eignen Besitz zu gestalten. »In der Sistina« schließt er sich an ein Sonett Michelangelos an Vittoria Colonna an, aber was entsteht daraus? Ein Zwiegespräch des Künstlers mit seinem Gott, Kampf, Trotz und Sieg. Der alte Riese bildet sich — und dies Bild gehört dem Dichter! — Gott nach seinem Ebenbilde: als Bildhauer. »Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.« Ringt hier der Mensch um Gott, so ringt im »Pensieroso« der Künstler um die Seele seines Werkes. Das Sonett Giulianos, das Meyer bei Grimm zitiert fand, gibt nur die Stimmung eines Lebensverdrossenen. Beim Dichter aber wird es, geboren aus dem Halbdunkel der dämmerigen Werkstatt, selbst wieder Keim und Deutung jenes schwermütigsten Bildwerkes, das uns Michelangelo hinterließ, so wesensverwandte Deutung, daß es heute noch, nachdem die Kunsthistoriker längst im Pensieroso einen andern Medici erkannt haben, dem Wanderer durch Florenz schwerfällt, Meyers Gedanken zu entrinnen.

Das letzte Geheimnis seiner Kunst — vielleicht jeder Kunst — enthüllt sich in dem Gedicht »Michelangelo und seine Statuen«. Der Sklave, der den Mund öffnet und doch nicht stöhnt; Moses, der mit nerv'ger Hand den Bart zackt und doch nicht emporspringt; Maria, die um den toten Sohn weint, ohne daß die Träne rinnt: sie alle sind ohne Leid, die Leidgeborenen, weil die Kunst sie befreite. Und gleiche Freiheit vom Leide wird die Kunst endlich dem Künstler schenken. Kein Marterbild des Todes schreckt ihn mehr: Charon wartet im Schilf, »der pfeifend sich die Zeit vertreibt«.

Der Sieg über den Todesgedanken: das ist der letzte Segen, den die Bildkunst Conrad Ferdinand Meyer spendet.

Furchen

‚Von jeder Furche, die dein Antlitz pflügt,
Weiß ich die Not, die sie gefügt —
Oh, daß wir uns zerstören,
Wenn wir uns tief gehören!

Klebt nicht an allem Schweiß und Blut,
Was mir dein Herz zuliebe tut?‘ —
‚Laß doch, es macht mir Freude!
Vergeude mich, vergeude!

Und werden meine zarten Hände rauh
Und meine Mädchenzöpfe grau —
Tod kann nicht davon kommen,
Da Liebe mir's genommen.‘

Leo Sternberg



Julius Seyler: Abend bei Lakollen



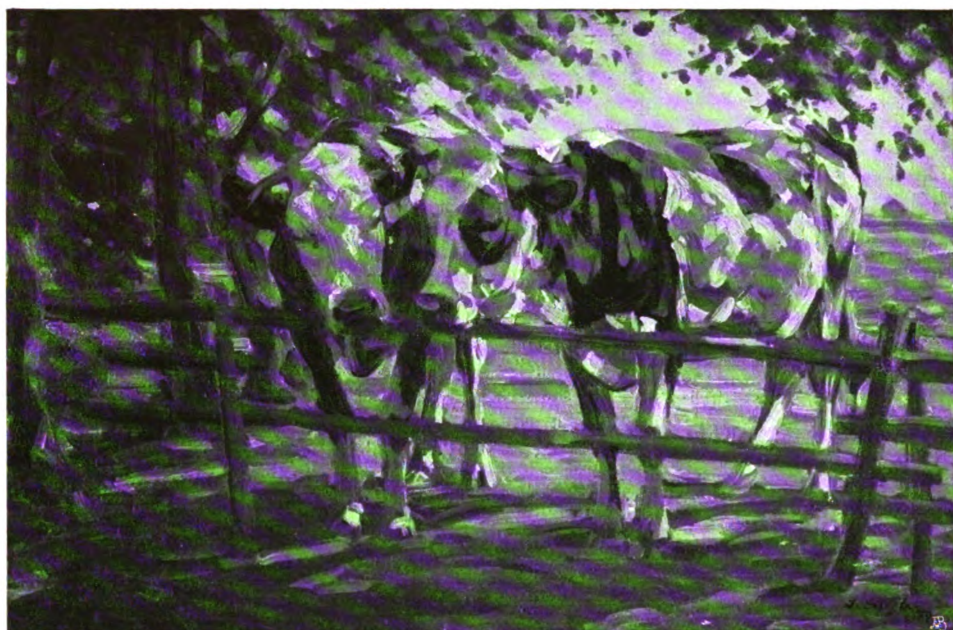
Morgenstimmung am Meer (Nieuport-Bain bei Ostende, 1910)

Julius Seyler
Von Heinrich Werner

Zunächst möchte ich einmal erzählen, wie es mir mit dem Künstler persönlich ergangen ist, von dessen Werk ich hier berichten soll. Ich war im Frühjahr 1923 ganz kurze Zeit in München und verbummelte die letzte Stunde vor Abfahrt meines Zuges in den Arkaden des Hofgartens, beschaute die berühmten Fresken Karl Rottmanns nach klassischen Landschaften Alt-Griechenlands und Alt-Italiens und erlabte Herz und Sinn wieder einmal an König Ludwigs 1. geschraubten Distichen, zu denen der Maler sozusagen seine Bilder hatte malen müssen. Am Kunstverein, der in dem Wandelgang liegt, führte der Weg vorbei — ich war seit Jahren nicht dringewesen. Am Tor war ein Anschlag: »Kollektivausstellung Julius Seyler-München«. Da mir der Name völlig fremd vorm Ohr klang und just die Zeit noch für einen ganz eiligen Besuch reichen mochte, steige ich die Treppe zum großen Ausstellungssaal hinauf, trete ein — und bin vom stürmenden Leben der die Wände ringsum füllenden Malerei in einen richtigen Taumel versetzt.

Das flirrt und flimmert von Farben, das schreit und jubelt bewegteste Wirklichkeit, das kündet äußerste und letzte Spannung des künstlerischen Temperaments beim glückhaften Einsaugen des geschauten Natureindrucks: hier ist bildhaftes Gestalten aus der Urkraft tiefsten Triebes Tat und leidenschaftliches Erlebnis geworden. Da waren zunächst wieder und wieder Bilder von der See, manche große und sehr viele kleine, Ringen und Leben von allerlei Arbeitsvolk und Fischern auf dem von der Flut eben erst freigegebenen Strande. Da waren auch Häfen mit bunten Schiffen, und da prangten Landschaften mit strebenden Bergen, und ein schärferes Zuschauen tat kund: sie waren in der äußeren Haltung und in der Technik der Wiedergabe auch Zeugnisse einer Selbstbefreiung durch die Arbeit, aber verhaltener und mehr gebändigt im Aufrauschen der leidenschaftlichen Schöpferfreude als die Bilder von der Seeküste.

Beglückt wie durch ein aufrüttelndes schönes Erlebnis schied ich nach gezwungen kurzem Rundgang und habe dann bei einem im Sommer des nämlichen Jahres wiederholten Besuche in München nachgespürt, wo nur ein Seyler zu sehen und zu entdecken war. Und da in der Inflationszeit grausigen Angedenkens auch ein Mann mit recht bescheidenem Geldbeutel alle Berechnung und Überlegung verloren hatte, habe ich zugegriffen, als sich die gute Gelegenheit bot, und selbst ein großes Seylerbild von der bretonischen Küste erstanden. Ich habe es nicht bereut, denn der dauernde Besitz und die langwährende stille Betrachtung wurden eine Quelle stets erneuter Freude. Aber eben darum weckten sie auch den Wunsch, dem Maler selbst einmal persönlich nahetreten zu dürfen und mit ihm Zwiesprache zu halten über Gang und Ziele seines Schaffens.



Kühe am Gatter (1906)

Aber solch ein Verlangen kann nur immer langsam aus sich heraus zur Tat reifen, und so kam der Frühling 1924 heran, bis ich wagte, zu Seylers Atelier in der Georgenstraße in München hinaufzuklettern. Er war ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte, hoch aufgeschossen, hager und sehnig, oberbayrisch-treuherzig, aber nicht eine zu oberbayrisch-sakrischer Lustigkeit geneigte Natur. Deutlich lagen auf dem Antlitz die Spuren durchlebter Leidensjahre und schwerer innerer Kämpfe, klang aus dem Gespräch die Sorge um die durch die verstrichene Zeit und durch harte Arbeit erschütterte Gesundheit. Für alles lieferte der willig erstattete Bericht über Leben und Schaffen das rechte Verständnis.

Der im Jahre 1873 zu München Geborene verliert schon als Sechsjähriger den Vater und wächst in bedrängten Verhältnissen auf. Aber die Mutter trägt ihm aus eigner Freude an allem Schönen und an jeglicher Kunst vielfältige Anregung und geistige Rührigkeit in die Knaben- und Jünglingszeit. Als der früh erwachte Sinn für jedes Erlebnis der Farbe schon den Gymnasiasten den Malerberuf als einzig mögliche Lebensbetätigung erklären läßt, da widerspricht sie dem drängenden Wunsche zwar zunächst aus der alten bürgerlichen Familientradition heraus, aber dann gibt sie nach, und Julius Seyler wird 1892 der Privat-Malschule von Schmidt-Reutte zugeführt. Man muß den später so jäh aus Leben und Schaffen gerissenen hünenhaften Tiroler Schmidt-Reutte mit all seiner bauernhaft robusten Urwüchsigkeit und seiner flammenden Hingabe an seine Kunst persönlich gekannt haben, um zu verstehen, wie aus dem nahen Umgang mit ihm und aus seiner derb dreinfahrenden Kritik der Schüler Gewinn für eignes Sehen ziehen mußte, und wie er durch solche Lehre ganz von selbst auf Entdeckung und Straffung persönlichsten Willens geführt wurde.

Vielleicht hat dem jungen Seyler, gerade weil er aus solcher Schule kam, der Unterricht auf der 1894 bezogenen Akademie nicht geschmeckt, bis er schließlich nach allerlei unbefriedigenden Versuchen mit Malerei auf eigne Faust Ende der neunziger Jahre wieder in die akademische Zucht, diesmal zu Ludwig von Herterich, zurückkehrte. Dessen Kunst wurzelte ganz und gar in farbiger Anschauung, und seine auf stark dekorative Wirkung gestellten Bilder führten den neuen Schüler von der vornehmlich betonten modellierenden Zeichnung zum Kolorismus.

Aber Herterich selbst ist dann daran schuld gewesen, daß der junge Seyler doch noch an eine andre Tür pochte, und zwar an die des damals glanzvoll aufsteigenden Meisters Zügel, des unvergleichlichen Tiermalers. Herterich wurde nicht müde, dessen flimmernde Freilichtmalerei — fast möchte man sagen neidvoll — zu rühmen und als Vorbild hinzustellen. Er fühlte wohl selbst, daß sich da eine zukunftsgewisse neue Anschauung gegen die im Atelier künstlich geschaffene farbige Stimmung seiner Gemälde aufstellte. Der Schüler Seyler empfand das nicht minder: erst als er bei Zügel ins Atelier eintreten durfte, war er endlich am rechten Ort.

Er hat es mir selbst erzählt, wie ihn das erste Verweilen in des Meisters Werkstatt unter all den prangenden, ganz großen Leinwandflächen mit lebensprühenden Tierdarstellungen in einen richtigen Rausch versetzt habe. »Hier sah ich und empfand ich Kraft, Licht, Luft und Sonne, Raum, Ferne und Nähe — Leben, Leben, Leben!« Es folgt eine beglückende, rasch vorwärts, aufwärts führende Zeit des Zusammenseins mit dem geliebten Lehrer in München. Aber zur eignen Kraft lenken noch mehr die Studienmonate mit dem Meister im Sommer zu Wörth am Rhein, draußen auf den grünen, am Strom gebreiteten Wiesen, wo die Sonnenglut die Tierleiber glänzen und gleißen läßt in früher nie erkannter und darum auch nie gemalter Licht- und Leuchtkraft. Die Zeit war sturmbewegt auch im Streit der Meinungen, und wenn die künstlerische Arbeit getan war, dann gab es wohl auch an den stillen Sommerabenden mancherlei Wortkampf im Kreise der Malergenossen, und Ansporn und Wagemut gediehen daraus.

So wäre denn der rechte Anschluß gewonnen, die äußere Schilderung von Julius Seylers Entwicklungs- und Schaffensgang zu enden und den ferneren Aufstieg und künstlerischen Wandel aus Geist und Haltung der diesem Aufsatz beigegebenen Bilder zu erschließen, als aus Wegzeigern, aus denen Sinnen- und Herzenserlebnis des Künstlers mit feinster Deutlichkeit und Lebendigkeit redet. Aber zunächst muß rückschauend doch noch einmal auf die Not und Mühe des von Schmidt-Reutte zu Zügel führenden Weges hingewiesen werden. War doch der Maler achtundzwanzig Jahre alt geworden, bis ihm bei Zügel im eigentlichen Sinne des Begriffs und Wortes die Sonne aufgegangen war! Von 1901 bis 1906 hat die Gemeinschaft und die Zusammenarbeit mit dem Meister gedauert. Ihr zwingender Einfluß stellt sich in dem Bilde der beiden Kühe am Gatter (Abbild. S. 174) aus dem letzten Jahre der an Zügel immer noch gebundenen Tätigkeit dar. Ehrlicher Wille, die geschaute Wirklichkeit in Form und Licht auf die Leinwand zu tragen, ist Ausgang und Ziel. Alles Nebensächliche wird weggelassen. So auch die nach früherer Regel der Tiermalerei gebotene »malerische« Einordnung der Modelle in die umschließende Landschaft, kein »weiter Horizont«, der das ermöglicht. Ganz nahe sind die beiden Kühe mitsamt dem Gatter an den Bildrand geschoben, und nun lebt sich die gestaltende Künstlerfreude aus an der nur der Pinselleistung nachgehenden Arbeit. Also im Aufbau umreißt nicht der Zeichenstift die Konturen, sondern der in die Farbe getauchte Pinsel modelliert weich und jeder Formeinzelheit nachspürend alles im Bilde Körperhafte. Zugleich saugt er sich selbst gewissermaßen voll Licht und läßt dieses über Leiber und Landschaft fließen. In alledem steckt noch Zügelscher Einfluß mit voller Deutlichkeit. Aber im gleich darauf am nämlichen Studienplatz entstandenen Bilde »Schimmel mit Sandkarren« (Abbildung S. 175) bringt die Eigenkraft des wage-

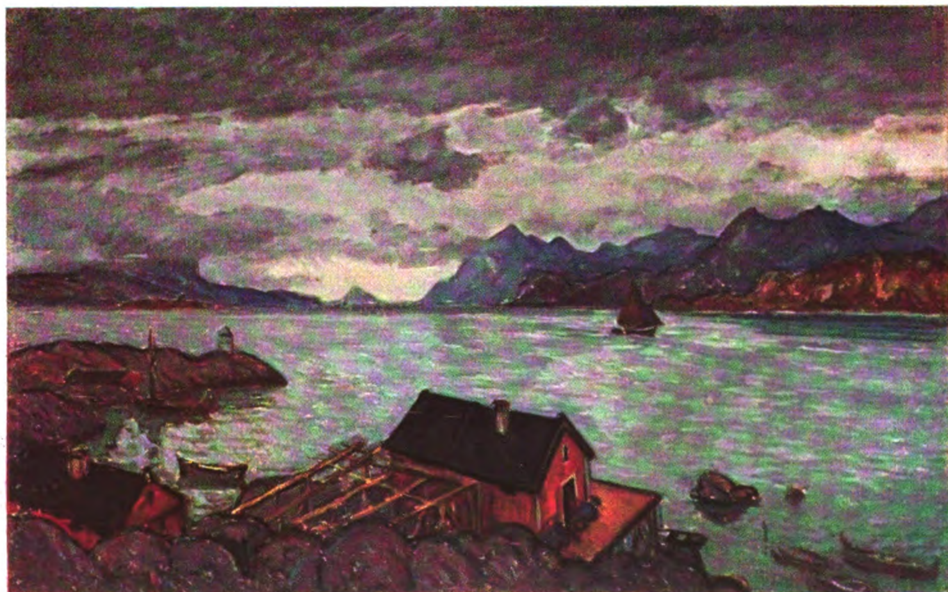


Schimmel mit Sandkarren (Wörth a. Rhein, 1906)

mutiger gewordenen Schülers durch die Einflüsse der Schule hindurch. Freier steht die Gruppe in der gedehnteren Bildfläche. Mensch, Tier und Landschaft sind einheitlicher zusammengebracht, eine größere Anschauung waltet.

Indes haben Ausstellungserfolge, die Eroberung aller im Münchener Glaspalast zu erwerbenden Medaillen die äußere Anerkennung bestätigt, und so ist es an der Zeit für Seyler, den Schritt in die selbständige, freie Tätigkeit zu wagen. Aber seltsam: wie er nun ein paar Jahre am Starnberger- und am Ammersee schafft, da vollzieht sich noch einmal eine Wandlung, die unmerklich und unbewußt aufblüht und Früchte trägt. Ihr Zeugnis ist etwa das Bild der Landstraße bei Diesen am Ammersee aus dem Jahre 1909 (Abbild. S. 178). Erinnerungen an eine vier Jahre zuvor gemachte Hollandreise klingen auf bei der Malarbeit vor den ruhigen, gebreiteten Seenflächen, auf den weiten voralpinen Ebenen. Die Lichtflut stürzt nicht mehr brausend und stürmend in das Bild hinein: der Pinsel setzt nicht mehr starke Hiebe auf die Leinwand. Dunstige Atmosphäre füllt den ganzen Bildraum und umschmiegt alle Dinge, die in kleiner Form gegeben sind. Also, um das viel mißbrauchte Wort anzuwenden, es ergibt sich nach Darstellung und Farbe eine »intime« Wirkung statt der breit-dekorativen, und Seyler selbst erklärt die Wandlung aus der in Holland ganz von selbst in ihn gedrungenen Beeinflussung durch die damals die niederländische Malerei beherrschenden späten Jünger der impressionistischen Schule von Barbizon, Israels, Mauve, Maris u. a.

Die machtvollen Eindrücke einer Reise nach Paris zu den Großmeistern des Impressionismus führten zur unmittelbaren Einsicht in das Wesen der Richtung. Die Originale von Courbet und Millet vor allen leiteten weiter auf der nunmehr betretenen Bahn, und der Erfolg meldete sich in guten Verkäufen auf den Münchner Sezessionsausstellungen und in lauter Anerkennung. So ist spät, aber mit fester Klarheit das gereifte Selbstvertrauen gewonnen, jedoch ohne irgendwie schulmäßigen Anschluß, ohne persönliche Bindung an eine bestimmte Manier. Wohl wurzelt Seylers Schaffen auch in den nächsten Jahren in einer nicht anders als impressionistisch zu bezeichnenden Anschauung, aber es wird sich zeigen, wie er sich unter dem Einfluß neu gefundener Motive in neu geschauter großer Landschaftsumgebung stets besonders einstellt und den eignen Weg sucht. Hält er an der Küste des Kanals Hafen- und Strandarbeiterbilder an der Nordsee fest, so läuft alle Technik auf die Wiedergabe des den Raum füllenden atmosphärischen Dunstes hinaus, und der volle Wert des blitzschnell erfaßten Augenblicksbildes kommt hervor, wie auf dem Bilde des am Strande von Nieuport Bain, unweit Ostende, gemalten Krevettenfischers zu Pferde (Abbild. S. 178). Eine trübe Winterlandschaftsstimmung über einem Fischerhafen in der Bretagne (Abbild. S. 180) gibt Anlaß, auf der Leinwand eine Sinfonie in Grau zu malen. Es ist alles in den Gleichklang der einheitlichen Tönung verwoben. Die Farben breiten sich zu Flächen und fließen als Flecken ineinander, keine Kontur, kein Aufriß der Darstellung, eine rein



Raft-Sund (Lofoten, 1911)



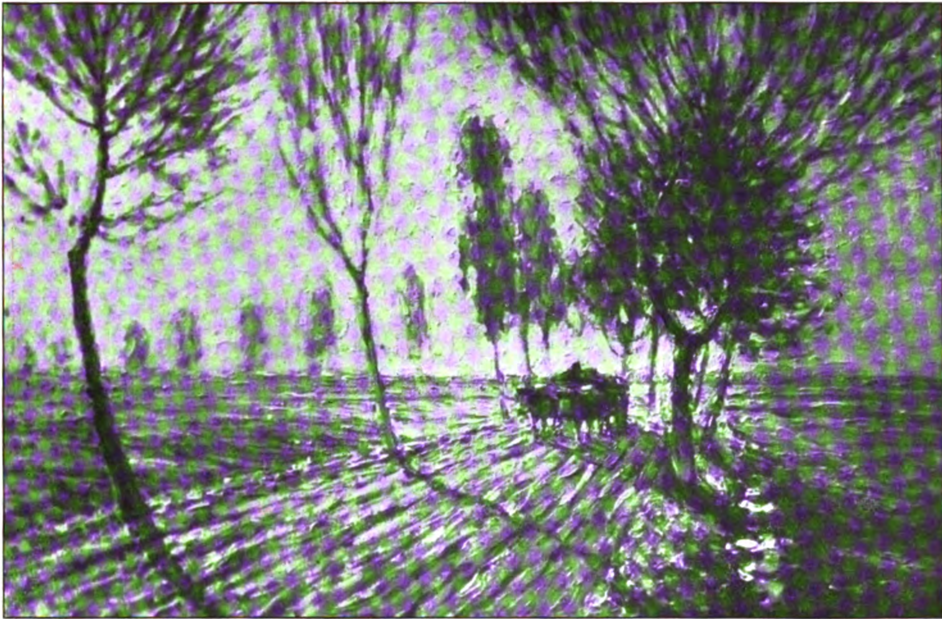
Helle Nacht im Hafen von Moß (Kristianiafjord, 1911)

malerische, eine man möchte sagen — schmeichlerische Pinselarbeit.

Eine Fülle von Strandbildern entsteht im selben Jahre 1910, und immer geben die berittenen Krevettenfischer das Lieblingsmotiv ab. So sagt darüber Seyler selbst: »Der Krevettenfischer und sein Pferd! Ein Motiv, dessen ich nie müde werde, so interessiert es mich. Wie oft habe ich es gemalt, und immer noch ist es mir, als hätte ich es nicht gepackt, und immer wieder habe ich Sehnsucht, nochmals hinzugehen und es nochmals zu sehen.«

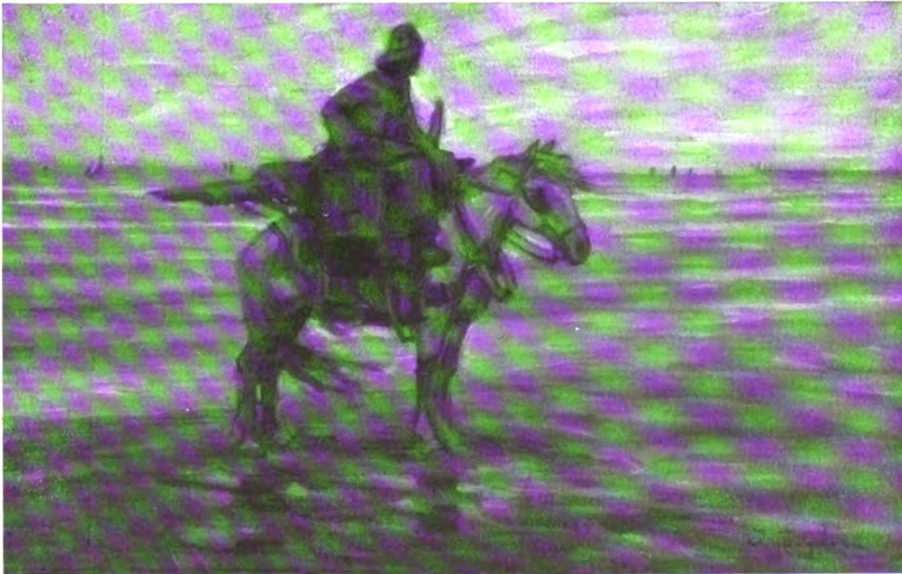
Eine Durchsicht der dem Aufsatz beigegebenen Bilderreihe beweist, wie tief Freude und Liebe zu seinen Bildern der Krevettenfischer dem Künstler in Herz und Sinn hafteten. Er wäre gern Jahr für Jahr wieder an die belgische oder bretonische Küste gegangen, aber der Weltkrieg trat dazwischen, und die Jahre bis zu seinem Ausbruch hat Seyler in einem wahren Taumel von widerspruchsvollen und wirbelnden Eindrücken verlebt. Ende 1910 fuhr er zu einem kurzen Besuch zu Verwandten nach Amerika, fand dort zwar keine Muße zu länger währender künstlerischer Arbeit, gewann sich aber eine treue Lebensgefährtin, die Tochter einer über dem Meer heimisch gewordenen norwegischen Familie. Mit der jungen Frau unternahm er im Sommer 1911 die erste Nordlandreise — und steht sofort im Banne der dort sich offenbarenden, von allem vorher Gesehenen und Erlebten völlig verschiedenen ganz großen Natur: »Mit den erworbenen Mitteln war hier nichts anzufangen. Hier war ein Erlebnis, das nicht mehr rein malerisch war. Die Größe, die Feierlichkeit der Natur, das Urweltliche darin, die hellen Sommernächte — es war ein Erlebnis, das alles umkehrte in mir, mich aufwühlte in allen Tiefen. Ratlos stand ich diesem Erlebnis gegenüber. Und langsam kam ich vom Auflösen wieder zum Zusammenfassen, wieder zur Linie, zur Lokalfarbe. Nach langem Ringen war ich so weit, notdürftig auszudrücken, was ich dort erlebt hatte. Damit war ich bei dem angekommen, was heute mit Expressionismus allgemein bezeichnet wird.«

So sind Empfindungen und Tatsachen ausgesprochen, die wiederum dem prüfenden Auge aus den im Nordland entstandenen Bildern klar hervorleuchten. Das Übermaß der Form, das den aus Süden Kommenden zunächst bedrückende große Schweigen der sich weithin dehnenden Meeresbuchten, das Zauberspiel einer auf wenige, aber in sich unendlich vielfältige Töne einschließende Prangen einer mystischen Lichtstimmung — das alles mußte zu einer Vereinfachung der malerischen Arbeit führen, in den Tonwerten wohl gar zu einer Abweichung von der Wirklichkeit des Augeneindrucks, weil ein aus dem erschütterten Empfinden heraus mehr umdeutendes und ausdeutendes Seelenerlebnis herauswachsen



Landstraße bei Dießen am Ammersee (1909)

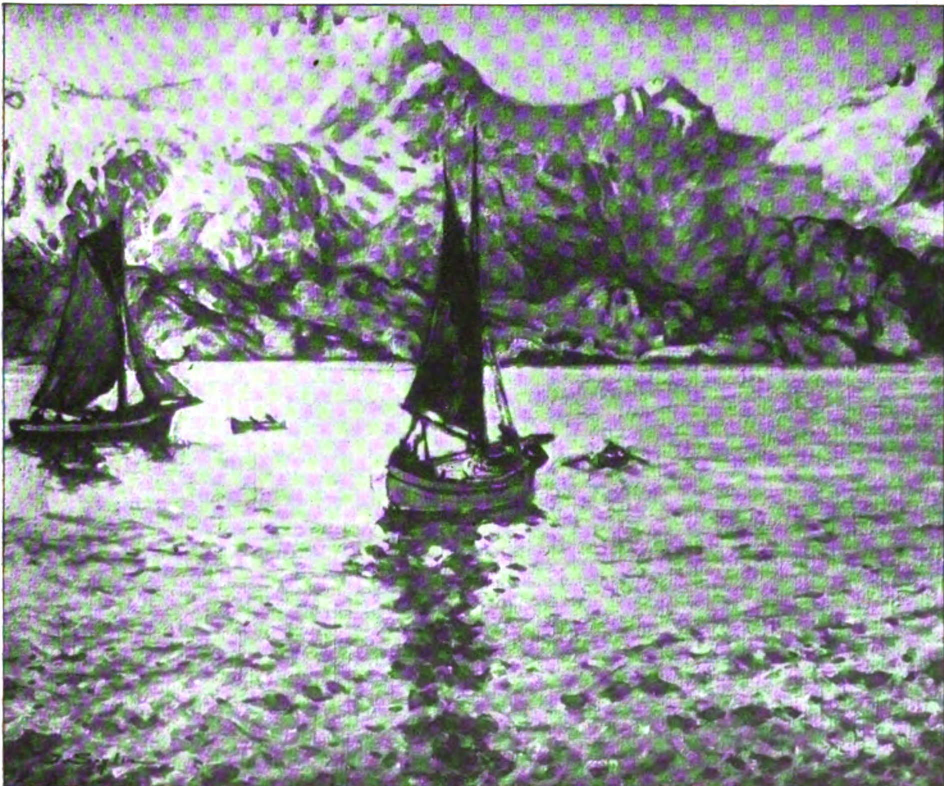
sollte als ein Werk freudigen Nachbildens. In diesem Sinne ist die Anwendung des damals noch nicht geprägten Wortes »Expressionismus« ganz gewiß berechtigt. So zeigt es das Gemälde »Abendstimmung bei Lakollen« aus dem Kristianiafjord, den die Norweger jetzt in Oslofjord umgetauft haben (s. das Einschaltbild), desgleichen die Bilder vom Raft-Sund aus den Lofoten (Abbild. S. 176) und »Helle Nacht im Hafen von Moß« am Oslofjord (Abbild. S. 177). Schon in der Erfassung der Motive und dementsprechend in der Anlage der Gemälde begegnet uns hier im Gegensatz zu allen früheren Bildern Seylers eine große Weit-



Krevettenfischer zu Pferde (Nieuport-Bain bei Ostende, 1910)
Aus der Galerie von A. Tannhauser in München



Motiv aus den Lofoten (1911) — Aus der Galerie von H. Tannhauser in München



Ein klarer Tag nach einem Schneesturm in den Lofoten (Norwegen, 1911)

räumigkeit des Horizonts. Der Blick wird nicht im Vorder- und Mittelgrund auf ein das Darstellungsfeld beherrschendes Objekt gelenkt, sondern die vorn eingeordneten Dinge sind betonte Ausgangspunkte für das Schauen in die Tiefe, sie lassen die Ferne erst recht erkennen und als solche empfinden. Wie völlig gewandelt Farbigkeit und technische Ausführung! Ist zarte Lyrik das Einstimmungselement in den früheren impressionistischen Bildern, so walten hier Größe und Wucht, eine heroische Epik, die urweltlichen Wundersänge der Edda klingen wie ein Skaldenlied durch die schweigende Stille.

Und kurz darauf im Frühjahr 1912 das ganz gegensätzliche Erlebnis einer zweiten Reise nach Paris! Es packt den Künstler wie ein toller Rausch: »Frühling in Paris! Norwegen war ein Alb dagegen, aber grandios, gewaltig! Und nun Paris mit seiner Lebensfreude, heiter und sinnenfroh!« Wie hatten ihn beim ersten Besuch die Klassiker des älteren Impressionismus ergriffen! So packt ihn jetzt die zunächst unheimlich fremdartige, aber doch tief erregende Kunst der van Gogh, Matisse, Picasso, Camoin. Aber Seyler ist nichts weniger als ein nach Sensation und Effekt haschender Modekünstler und kein Snob, der sich vom »Allerneuesten« einer mit überlautem Getön in die Welt gesetzten jüngsten Richtung einfangen läßt. So fesselnd all das zum erstenmal Geschaute ist, so sehr es ihn anregt — er fühlt: hier kann er schaffend nicht mittun, seine Kunst ist bereits fest verwurzelt im unverfälschten Wirklichkeitsbild, und der von ihm so genannte »expressionistische Einschlag« in den Nordlandsbildern ist ganz von selbst gewachsen, nicht aus bewußtem Spiel mit einer aufkommenden umstürzlerischen Lehre. Er hält sich ja auch im Grunde durchaus in den Grenzen einer realistisch bleibenden Anschauung. Und so rettet er sich gleichsam aus dem sinnverwirrenden Erlebnis dieses Pariser Kunstfrühlings an sein geliebtes Meer, und als die Küstenlandschaft der Bretagne ihm ihre Wunder auftut, da kommt es wie Genesung über ihn, im fremden Land empfindet er etwas wie Heimatgefühl.

Wohl begreiflich, daß dann nach der Rückkehr ins Münchner Atelier, nach solcher Fülle der durcheinanderströmenden Eindrücke all der Künstlerfahrten trotz tiefer Arbeitssehnsucht keine Sammlung und Ruhe aufkommen will. Zwar bringen die Auswertungen der aus der Bretagne mitgebrachten Studien zu Bildern gleich in der Münchner Internationalen die Große goldene Medaille und guten Verkaufserfolg, aber der Künstler selbst ist nicht voll befriedigt. Er glaubt, zurück zu müssen an die französische Küste. Dort scheinen seiner Aufgaben zu warten, die in ihm ganz neue, letzte Lösung und Erlösung schenkende Kräfte wecken sollen. Dennoch folgt er 1913 mit seiner Familie einer dringenden Einladung nach Amerika, obgleich bei der Abfahrt trübe Ahnungen in ihm aufsteigen, als sollte er nie wieder ins deutsche Land heimkehren.



Fischerhafen in der Bretagne (1912)

In Amerika hat ihn dann der überraschende Ausbruch des Weltkrieges festgehalten und in eine unsagbar qualvolle Zeit gestürzt. Doch am Anfang der unfreiwillig langgedehnten Amerikajahre standen zunächst köstlich romantische Erlebnisse.

Eine glückliche Fügung brachte den deutschen Maler in Verbindung mit dem amerikanischen Eisenbahnkönig und Großindustriellen Louis Hill. Dieser, selbst eine durchaus romantisch veranlagte Natur, trotz seiner vielgewandten geschäftlichen Praxis, be-

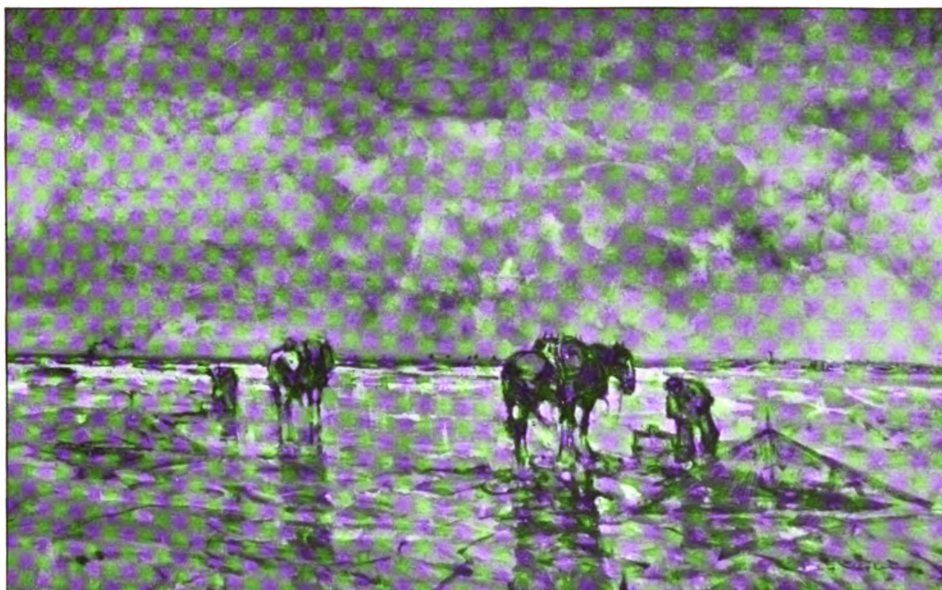


Segeljacht im Hafen von Soolvaer (Lofoten, 1911)

geistert sich für Seylers Art und will ihm neue, ganz unbekannte Motive erschließen. Er lädt ihn deshalb zu einem Ritt durch den just neu eröffneten Nationalpark (Glaciers-Park) im Staate Montana ein, der schon seit Jahren als großes Naturschutzgebiet erklärt worden war. Der des Reitens Unkundige wird einfach auf ein Präriepferd gesetzt, bekommt helfende Cowboys zur Seite, und nun geht ein wilder Ritt los. Wundersam und gewaltig tut sich die fremdartige Natur vor dem deutschen Maler auf. Er stürzt sich freudig in das Abenteurerleben, wird mit einem Cowboy und einem Packpferd in der Wildnis allein gelassen, schweift nun durch die weite Prärie, durch Täler und über schmale Paßpfade der Rocky Mountains und lernt reiten, wie er es sich nie



Mac-Dermott-Lake im Glaciers-Park, Montana (1913)



Belgische Krevettenfischer mit ihren Pferden (Nieuport-Bain bei Ostende, 1921)

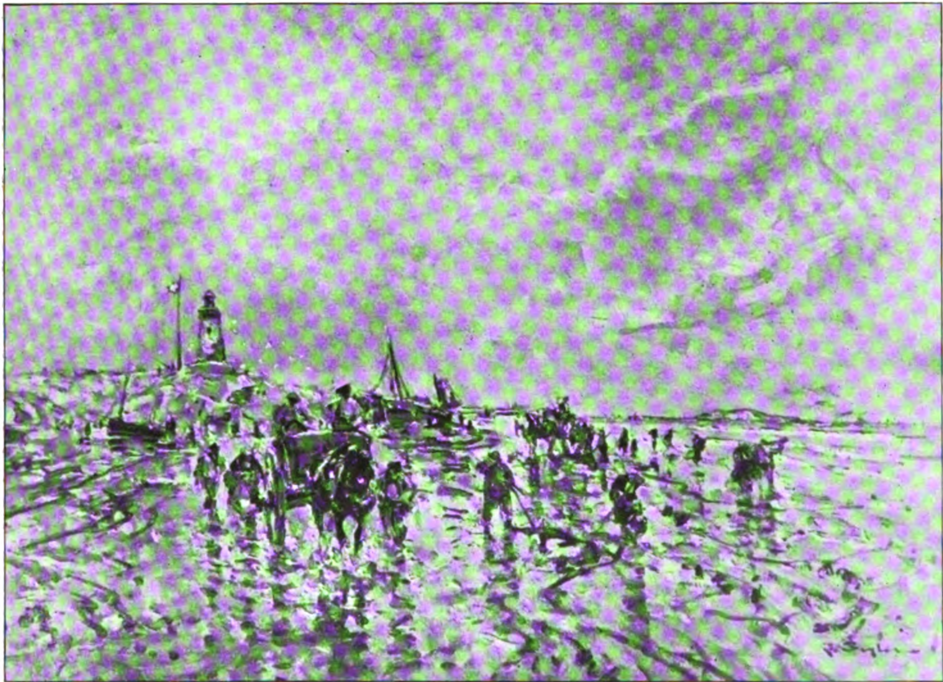
geträumt. Da tauchen eines Tags plötzlich Indianer auf, hier in der Wildnis von der Regierung angesiedelt und sorgsam beschützt. Es sind arme Burschen, denn sie haben ein schweres Fortkommen, und nach Kampf mit dem weißen Manne gelüstet sie durchaus nicht mehr. Aber in ihrem Hegegebiet pflegen sie ungestört und mit innigster Hingabe die Vätersitte, halten am Glauben an den Großen Geist und feiern vor allem ihre großen religiösen Feste, als sei nie ein Bleichgesicht in ihre Gefilde gekommen.

Und in diese verschlossene Welt dringt nun der Maler aus Deutschland und sieht staunend die Indianerphantasien der frühen Knabenjahre verlebendigt, schwelgt im Schauen und trägt die reichste künstlerische Ausbeute mit sich fort. Er



Fertig mit der Arbeit: Belgische Krevettenfischer (1922)

sieht die rothäutigen Reiter blitzschnell aus Wald und Busch hervorbrechen und über die Ebene jagen, um geheimnisvoll schon im nächsten Augenblick in irgendeiner Bodenfalte zu verschwinden. Er bemüht sich zunächst umsonst, mit ihnen in nähere Verbindung zu kommen: sie sind mißtrauisch und abweisend. Was kann ihnen der weiße Mann Gutes bringen? Bis es schließlich doch einmal gelingt, in ein Lager hineinzukommen, wo der Häuptling und Medizinmann der Schwarzfußindianer, Twoo Moon genannt, den Fremdling nach alter Sitte in seinen Wigwam laden muß. Zufällig zieht der Maler ein ganz neues und feines Taschenmesser mit glänzenden Perlmuttbeschlägen hervor, und der Indianer bewundert staunend die Pracht des in solcher Fassung noch nie gesehenen Geräts, ist begeistert, als Seyler ihm die Handhabung und Leistungsfähigkeit des Messers zeigt, und kennt sich nicht vor Glück, als ihm das Wunderwerk zum Geschenk gemacht wird. Damit ist der Bann gebrochen. Man schließt Freundschaft, und der stämmige deutsche Maler aus dem Bayernland ist nun auf einmal Adoptiv-Stammesbruder der Schwarzfußindianer. Der Medizinmann weiß, was sich gehört, und vor allem, was seine Würde verlangt. Also gestaltet er die Annahme des Messers zu einer großen und feierlichen Zeremonie aus und überreicht dabei eine wertvolle Gegengabe, ein gegen den Einfluß der bösen Geister schützendes Amulett »Big medicin« aus gefärbten Wildvogelfedern und Antilopenklauen, das am Hute getragen werden muß.



Am Leuchtturm (Bretagne, 1923)

Für den Maler beginnt nun eine unsagbar romantische Zeit menschlichen und künstlerischen Erlebens. In der Prärie die einherjagenden roten Reitertrupps zu beobachten, die Farbigkeit der blitzschnell vorüberjagenden Bilder, die sich vom braunen Gras der sommerlich gedörrten Ebene abheben, die unfaßbare Schnelligkeit der Bewegung — das alles fordert immer neue Arbeitsmethoden je nach dem Erlebnis. Einmal widerfährt dem Fremdling die höchste Ehre: er wird zum großen, zum höchsten Feste der Indianer, zum Sonnentanz, eingeladen. An 5000 Schwarzfüße kommen dazu zusammen, und nach strengstem Ritus geht die durch den Brauch von Jahrhunderten geheiligte Feier unter dem hellen Himmel des Präriesommers vor sich. Noch einmal ersteht die Herrlichkeit verklungener Zeit in diesen Tagen des hoffnungslosen Dahinschwindens einer ganzen Rasse, und dem weißen Manne, der teilnehmen, mit Künstleraugen schauen und das Märchen genießen darf, wird damit ein ganz großes beglückendes Erlebnis beschert. Volle zehn Wochen darf er so schwelgen, und der Freundschaftsbund ist so fest gefügt, daß er im nächsten Sommer wiederkehren kann. Was er in den beiden Jahren sieht, das hält er in Hunderten von Skizzen und Studien fest.

Hier ist die behendeste impressionistische Technik



Zelte der Schwarzfußindianer in Montana (1913)

mit ihrer Fähigkeit, blitzschnell zuzupacken, das einzig Richtige und Mögliche. Die in Paris inmitten einer ausgeklügelten Kultur gewonnenen Eindrücke mögen im Anfang noch anregend und zielweisend gewesen sein, aber hier in der weltfernen, unberührten Wildnis ringt sich Seyler rasch zu einer ganz eignen und persönlichen Technik durch. Die aus der Fülle indianischer Blätter herausgegriffenen beiden Studien (Abbild. S. 184 und S. 185) mögen es belegen. Es sind Ölbilder; der Pinsel flitzt nur so über den Malgrund. Auf die Fläche werden Farbenhiebe gesetzt, so wird eine breite, bewegte Basis für die Figuren gewonnen. Diese aber reißt der Pinsel gleich farbig aus dem Horizont heraus und läßt sie funkeln in hingetupften leuchtenden Flecken und Streifen, bannt darin Bewegung und Leben mit einer, man möchte sagen, tollen Verwegenheit. Die zuckende Erregung des malerischen Temperaments, das Glück über das nur ihm gegönnte Erlebnis, die Leidenschaft, es so eindringlich wie möglich auszukosten — man sieht: die hier zusammenstoßenden Kräfte sind vielfältig und rätselhaft. Darf man nicht wiederum von einem Impressionismus mit expressionistischem Einschlag sprechen? Aber der Rausch solch gesegneten und beglückenden Schaffens wird jäh zerrissen durch die aus der in Brand geratenen Welt in die Stille der Prärie dringende Botschaft vom Ausbruch des Weltkrieges. Nun sieht Seyler seine trüben Ahnungen beim Abschied aus Deutschland erfüllt. Die zunächst geplante schnelle Heimreise muß aufgegeben werden, selbst das deutsche Konsulat verlangt es mit gebieterischem Nachdruck, denn fast alle aus dem »neutralen« Amerika fliehenden Landsleute werden den auf der See kreuzenden englischen Späherschiffen zugeführt. Die ganze Niedertracht und Gemeinheit der gegen Deutschland entfesselten Lügenhetze muß der seelisch völlig zusammengebrochene Künstler durchkosten, von Malen konnte keine Rede sein, auch die gewonnenen neuen Freunde ziehen sich ängstlich von dem Verfemten zurück. So vergeht Jahr um Jahr.

Da gab es nur eine Rettung vor völlig seelischer Vernichtung: nichts sehen und hören vom Grauenhaften der Tagesmeldungen und -ereignisse! Flucht in die Stille!

Aus dem Maler Seyler wurde ein Farmer! In die Einsamkeit eines noch viel unerschlossenes Rodungsland umhegenden Bezirks geht er hinaus, und bis ans traurige Kriegsende zieht er Ackerfurchen, betreut das Vieh, schafft Kulturboden, und Schmerz und Weh um das versinkende Vaterland und die verlorene Kunst werden in harter körperlicher Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht niedergezwungen.

Und als dann endlich der sogenannte »Friede« kam, da brachte er zunächst noch keine Erlösung,



Schwarzfußindianer in der Prärie von Montana (1913)

denn nun konnte die begonnene Tätigkeit nicht ohne weiteres abgebrochen werden. Die Heimkehr blieb unmöglich bis 1921. Aber die endliche Rückkehr beschert dem so lange verbannt Gewesenen nur neues Leid im Kreise der zurückgebliebenen Seinen, wo Trauer und Not eingezogen sind. Doch im alten Atelier wacht langsam die Arbeitslust wieder auf. Wohl wird der wirtschaftliche Kampf schwer für den allen heimischen Verhältnissen so lange Entfremdeten. Da bedeutet der Ankauf eines großen Bildes in der Münchner Glaspalastausstellung 1923 durch den bayrischen Staat einen wahren Lichtstrahl. Bald darauf veranstaltet der Kunstverein eine große Sammelausstellung zum fünfzigsten Geburtstage Seylers, und diese Zusammenfassung seines bisher geleisteten Lebenswerkes wird begeistert aufgenommen. Sein Ruhm klingt aus den Lobliedern der Kritik und aus der freudigen Zustimmung einer um den für die große Menge sozusagen neu entdeckten Maler bald geschlossenen Gemeinde. Eine folgende Ausstellung der Indianerstudien mehrt die Anerkennung. Aber der Künstler ist nach all dem wirren und bedrückenden Erleben der vergangenen acht Jahre fern der Heimat seelisch noch nicht wieder aufgerichtet.

Er suchte zuerst die Heilkraft der Arbeit in der Ausführung der zuletzt vor dem Kriege an der belgischen und an der bretonischen Küste begonnenen, aber noch nicht vollendeten Studien. Also wird das alte Lieblingsmotiv »Krevettenfischer und Pferd« wieder aufgegriffen, und gestaltend wirkt wieder die impressionistische Art, wie sie das Vorbild der jungen Holländer in Seyler ausgelöst hatte (Abbild. S. 182). Die Luft ist dunsterfüllt und umhüllt alle Dinge mit einem feucht-schimmernden Glanz. Aber der Bildraum ist stärker geweitet als früher, und die Komposition holt mehr Einzeldinge heran und bringt sie zueinander in ein wohlabgewogenes Verhältnis. Technisch aber sind auch die Erinnerungen und Errungenschaften der bei den Schwarzfußindianern verlebten Zeit und der in ihr geschaffenen Bilder genutzt. Aus den Abbildungen kommt das trotz aller Bemühung der Wiedergabe nicht so gut heraus wie in den ausgeführten Gemälden. Da sprüht der Zauber der kühnen Seylerschen Farbenkunst. Plastik der Erscheinung und weithin funkelndes Leuchten der Töne gewinnt der Maler aus einer Mischung, aus einem Neben- und Durcheinander von Flecken und Strichen, daß ihm an Wagemut und Kühnheit solcher Verwendung kein andrer verglichen werden kann. Aber diese koloristische Feuerwerkerei ist nicht ein Prunken mit äußerer Virtuosität, sie spürt mit letzter Folgerichtigkeit dem Wirklichkeitseindruck nach und fügt sich eben darum so fein in die farbige Gesamthaltung des Kunstwerkes.

Ein Jahr ist's her, daß ich bei Julius Seyler im Atelier war, und ich weiß nicht, was der un-



An der bretonischen Küste (1924)

entwegt Tätige inzwischen alles geschaffen hat. Aber gewiß ist, daß dieser ernste Sucher nach letzter Lösung seiner künstlerischen Aufgabe und damit nach Befreiung aus einem ihn zum Bilden und Malen drängenden inneren Zwange allzeit frei bleiben wird vom Banne einer festgelegten und immer wiederkehrenden Art. Freilich: er steht in der Anschauung einer der Natur nahe bleibenden Kunst, er hütet im Grunde die durch die Jahrhunderte folgerichtig hindurchgeführte Tradition einer Auffassung, gegen die heute die Vertreter der vom Naturalismus gelösten sog. »rein geistigen Kunst« und der »absoluten Form« Sturm laufen. Er verschließt sich nicht gegen das revolutionär Neue in seiner Umschau unter den Gaben der Allerjüngsten, und er spricht mit Achtung von allen Leistungen, in denen starkes künstlerisches Erlebnis und vor allem Können steckt. Aber gegen den äußeren Anschluß an Bestrebungen, die ihm innerlich fremd bleiben müssen ihrer und seiner Art nach, schützt ihn seine echte und eingeborene hohe Künstlerschaft. So steht er als Dreiundfünfzigjähriger mit voller Frische und jugendlicher Begeisterung in seinem Schaffen. Man denkt an ein schönes sinnvolles Dichterwort Gottfried Kellers:

Wie dir täglich hat gegoren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst du neugeboren
Selber jeden Morgen sein!

Diesen Geburtstagswunsch hat einmal Keller für seinen Freund Arnold Böcklin niedergeschrieben, als der sechzig Jahre alt wurde. Dem inneren Sinne nach paßt das Wort auch auf Julius Seyler, auf seine leidenschaftliche Schaffenslust und auf sein nach immer höheren Ziele strebendes Temperament.

Freilich, die Innerlichkeit und Erregtheit seiner Kunst hat ihm schon ein Stück Gesundheit gekostet, und er muß nun etwas haushalten mit seiner sprühenden Kraft, soll sie ihm nicht vorschnell verglühen. Noch steht er im rüstigen Schaffen, und das möge ihm und der deutschen Kunst ein gutes Geschick noch lange erhalten, weil er in einer Zeit, die so vieles Öde und Blöde in anmaßender Gespreiztheit als bedeutend und wertvoll preist, einer der wenigen Starken und Berufenen ist, die den Beweis einer wirklich künstlerischen Leistungsfähigkeit unsrer Tage hineinzutragen haben in eine schließlich doch einmal wieder sachlich das Schaffen ihrer bildenden Künstler prüfende Zukunft.



Friedrich Lienhard

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

Von Prof. Dr. Georg Wehrung

Als im zweiten Kriegsjahre Friedrich Lienhard in Straßburg sein fünfzigstes Lebensjahr beschloß, ahnte er, ahnten wir nicht, wie schwer dieses neue Jahrzehnt seines Lebens werden würde. Der Entschluß, endgültig ins Herz Deutschlands zu ziehen, schon lange erwogen, wurde rechtzeitig ausgeführt. Die bitterste Schmach, die Schmach, von den eignen Volksgenossen verhöhnt zu werden, blieb ihm persönlich erspart. Aber die Heimat, um die er einst jubelnd und liebend gekämpft, die Heimat, in der er mit allen Fasern seines Wesens wurzelte, diese Heimat zu verlieren, dort geächtet zu werden, das gehört zum Traurigsten, was ihm widerfahren konnte. Und der unerhörte Zusammenbruch des Vaterlandes ist von wenigen schmerzlicher empfunden worden als von ihm, dem Elsässer. In der »Westmark« hat er damals seinem tiefen Schmerz künstlerischen Ausdruck verliehen; mit Rat und Tat hat er sich der Verdrängten angenommen, ein Seelsorger im großen. Wundern wir uns, daß er in der kräftezermürbenden Zeit stiller wurde? Der zu feine, von dem schmachvollen Gang der Dinge durchschüttelte Organismus bedurfte der Entspannung und Beruhigung. Jetzt, zu seinem sechzigsten Geburtstage, ist eine neue Gabe angekündigt. Der alte Stamm beginnt, so hoffen wir, einen neuen Ring anzusetzen. Der seherische Blick dieses Mannes hat uns noch viel zu künden.



Friedrich Lienhard
Nach einer photogr. Originalaufnahme von Nicola Perscheid in Berlin

Sein Lebenswerk ist bereits ein Ganzes; aber wie vielen ist es vertraut? Eine ansehnliche Gemeinde hat sich um den verehrten Meister gesammelt; was heißt das jedoch in einer auf Massenwirkung im großen eingestellten Zeit? Wenige Dichter haben unter so viel Verkennung und Gleichgültigkeit zu leiden gehabt, wenige nur sind so einsam ihren Weg gegangen wie er.

Wir suchen seine Stellung in unsrer Literatur- und Geistesepoche zu bestimmen. Wohl würden für unsre künftigen Kulturhistoriker, die dieses nunmehr ablaufende Zeitalter zum Sprechen bringen möchten, Lienhards Schriften zunächst keine ergiebige Quelle bedeuten. Ihnen stünde dafür ohnedies eine Flut von Literatur zur Verfügung. Es gibt genug Dichtungen und Theaterstücke, in denen sich gewissermaßen mit der Kraft des Naturinstinktes unser Zeitalter ausgeprägt hat, die nichts andres sind als naturechte Widerspiegelungen seiner Empfindungs- und Denkweise, seiner Problematik. Wertloses und Schönes steht hier nebeneinander. Jeden hat einmal die Poesie der »Versunkenen Glocke« entzückt. Das alles wäre erfreulich, wenn dieses unser Zeitalter — Größe und Tiefe besäße; wenn das meiste nicht bestimmt wäre, mit ihm zu vergehen, wie es mit ihm gekommen ist. Lienhards Werke können in der Tat nicht als einfacher Ausdruck des Zeitgeistes angesehen werden. Von Anfang an, nach kurzem Hinundhertasten, steht er in Opposition, er reißt sich alsbald los von den herrschenden Einflüssen und geht abseits seinen eignen Weg. Heute, nach allen schweren Katastrophen, ist diese Tat vor der Geschichte bestätigt; aber wieviel Selbständigkeit, Mut, Glaube gehörte einst dazu, als unser Kulturleben in eitel Pracht zu schimmern schien! So wird der Kulturhistoriker gerade zu Lienhards Werk greifen, um jene Zeit zu verstehen. Denn hier ist freier und größer, wer Abstand hält, wer wider den Strom schwimmt statt mit ihm. Der ist freier und größer, dessen Auge die Not erkennt, von der die Menschheit, ohne es zu wissen, gepeitscht ist. Auf dem Felde der Dichtung war Lienhard wohl der einzige, der schon in den neunziger Jahren mit der deutschen Seele gerungen hat, um sie frei zu machen. Es gab damals überhaupt wenig Männer, die den nagenden Wurm an den Wurzeln des deutschen Volkslebens wahrnahmen, die sich dem Zeitgeist entgegenwarfen, die unter der Zerrissenheit des Lebens litten, die Neues bauten. Es gab einige. In der Philosophie Ru-

dolf Eucken; abseits von Philosophie und Theologie als Laienprediger etwa Johannes Müller, um wenigstens zwei Namen zu nennen. Und selbständig neben ihnen Lienhard.

Im deutschen Geistesleben der letzten Jahrhunderte sehen wir das Große sich nur schwer emporkämpfen und behaupten. In Schleiermachers Briefwechsel ist ein Wort Goethes aufgehoben, worin er den jungen Romantikern sein Verständnis für ihren Kampf ausdrückt: so stehe auch er schon seit Jahrzehnten in Opposition. Das gilt von der ganzen klassischen Dichtung, was wir zu oft vergessen. Schiller ohne Goethe, Goethe ohne Schiller, jeder wäre ein einsamer Mensch gewesen; zusammen standen sie, Herder mit ihnen, einer ganzen Welt gegenüber, die weimarische Gemütskultur gegen die berlinische Aufklärung. Und noch eins fällt auf: in dieser ihrer Oppositionsstellung waren jene Großen zu philosophischer Besinnung über ihre dichterische Gestaltung, zu Reflexion über sich und ihre Bemühungen genötigt. Diese Dichter sind Denker, auch hierin schöpferisch. Denkend zugleich befreien sie sich, ringen sie sich empor. Bei Herder und Schiller ist es am deutlichsten, doch auch bei Goethe bleibt es unverkennbar. So stehen sie eben nicht bloß als Dichter, sondern als universale Meister vor uns. Das war freilich die wunderbare Fügung, daß aus Sturm und Drang heraus diese unsre Meister sich zusammenfanden, ja, daß zuletzt Dichtung und Philosophie einander die Hand reichten und vereint das Geistesleben fortrissen. Zu einem solchen gemeinsamen Ringen ist es in unsrer Zeit nicht gekommen; jeder kämpfte auf seinem Platz allein gegen eine scheinbar gesättigte Kultur. Um so mehr begreifen wir, wie auch Lienhards Dichtung zugleich von Reflexion, von philosophischer Auseinandersetzung begleitet sein mußte, und macht das nicht wiederum mit die Größe und den Wert seines Gesamtwerkes aus? Neben dem »Gottfried von Straßburg« stehen die »Wasgaufahrten«, aus den mutigen Aufsätzen um die Jahrhundertwende setzen sich die »Neuen Ideale« zusammen, den Wartburgdramen folgen die »Wege nach Weimar«, diesen drei Bände »Meister der Menschheit«, in denen zusammen die abschließende Selbstbesinnung sich vollzieht.

Überhaupt war der Kampf schwerer als hundert Jahre zuvor. Was war das alte Berlin gegenüber der modernen Millionenstadt, von deren Theatern aus die naturalistische Dichtung das Reich beherrschte? Zwar hatte das deutsche Volk den Krieg von 1870 siegreich geführt, doch auf der Bühne räumte es dem ausländischen Geist das Feld. In Frankreich sprach man nicht ohne Stolz vom Einfluß Zolas auf Gerhart Hauptmann. In der Tat waren wir geistig abhängig geworden. Die naturalistische Seelen- und Milieuanalyse herrschte. Der zergliedernde Verstand gab den Ton an. Das Technische überwog, ganz entsprechend dem allgemeinen Zug zum Spezialistentum. Literatur ward zum Artistentum, zum reinen Ästhetentum. Zugrunde lag die ganz naturalistische Vorstellung vom Menschen, die das Geistige nur als gesteigertes, verfeinertes Triebleben verstehen konnte. Die romantische Woge, die mit »Hanneles Himmelfahrt« und der »Versunkenen Glocke« heraufkam, änderte an dieser Grundvorstellung nichts. Um das verfeinerte Triebleben wurde nur ein neuer Schimmer gewoben; ein neues, adliges Menschentum stieg damit nicht am Horizont herauf. Das Kranke, das Entartete war beliebter Gegenstand. Das Zerrissene, das Fragmentarische fand eine oft glänzende Verkörperung. Hier erkannte sich der zerrissene Mensch der Gegenwart wieder, war er bei sich selber. Von sich aber frei zu werden, das Große zu ergreifen, war nicht sein Bedürfen.

Und hier hebt der Widerspruch Lienhards an. Die Schärfe, mit der er sein Zeitalter durchdrang, ist erstaunlich. Aber in ihm lebt eine andre Auffassung der dichterischen Sendung. Der Dichter hat eine beflügelnde, befreiende Aufgabe. Sein innerstes Wesen ist Freudigkeit und Ruhe, trotz Tod und tausenderlei Fragezeichen, nicht Zweifel und Pessimismus. Er ist der Mann seelischer Harmonie, der sich, tiefernsten Auges aus den Leiden der Welt emporschauend, eins weiß mit der Weltseele und darum das G a n z e schauen muß. Der große Dichter, ruft er, greift zu großen Stoffen, weil er sich selbst mit all seinem Reichtum in entsprechenden Gestalten auslebt. So wächst sein Hören, sein Gestalten und Sprechen über das gewöhnliche Maß hinaus, so vergrößert er seherhaft, in Licht und Dunkel, entrückt er dem Alltag. »Auf den Blick kommt alles an; und der ist eine geballte Flamme und Ausstrahlung unsers gesamten Seelenlebens.« Um Wesenserhöhung handelt es sich hier. Dichtertum soll wieder Ausdruck des Ganz-Menschlichen, seines inneren Reichtums sein. Menschsein ist darum das erste, es ist wichtiger als Literatsein. »Erst aus großer Weltanschauung fließt große Kunstanschauung.« Eine kosmische Stimmung weht uns entgegen. Der religiös-philosophische Blick macht in der Tat Lienhards entscheidende Gabe aus. Das Ethische tritt vereint mit dem Künstlerischen auf. Um engen Moralismus handelt es sich wahrlich nicht, aber um die Würde der Humanität, um ein stolzes und hohes Menschentum. »Ein Dichter in diesem umfassenden Sinne, der Zeit und Volk, Gegenwart und Vergangenheit zugleich überschaut, kann sich gar nicht mehr in die ‚Probleme' der augenblicklichen Zeit zwängen. Er hat sich, ohne etwa ‚Reaktionär' zu sein, auf eine überzeitliche Höhe durchgerungen, so daß er nun, nach allen Bitternissen, wieder selbst tief glücklich ist und auch andre glücklich zu machen für seinen schönsten Beruf hält.« (Neue Ideale.)

Ist es möglich, daß diese befreienden Gedanken so wenig Widerhall fanden? Aber selbst heute, nachdem in furchtbaren Katastrophen die beengen-



Wilhelm Claudius: Altes Schloß in Dornburg a. d. Saale

den Schleier doch alle zerrissen sein müßten, befinden sie sich im Kampf. Immer noch steht Lienhard allein. Nicht einmal als Erzieher großen Stils, als großen Führer weiß ihn unsre Zeit nach Gebühr zu ehren. Wir aber meinen, daß am Verständnis für dieses sein Wollen es sich entscheidet, ob wir es mit eitlem Geschwätz oder mit verantwortungsbewußtem Urteil zu tun haben.

Aus der fernsten südwestlichen Provinz, aus dem Elsaß, kam Lienhard nach Berlin. Es sollte eine Eroberung werden.

Auf, nach Berlin! Bestürmt wird nun die schwarze Stadt!
Der deutsche Mai wirft seine Blütenwogen
In einem weiten, duftig weißen Bogen
Rings um den Qualm, der niemals Frühling hat.

Aber die Tiefe des Gegensatzes kam ihm erst dort zum vollen Bewußtsein. Die Flucht aus der Weltstadt wird notwendig. Wo sucht er sich selbst? Wo findet er Gesundung und Kraft? In der deutschen Landschaft, auf den Wasgaubergen zunächst. Dann treibt es ihn weiter nach Nordland, ebenso fernab von der Großstadt, zu den norwegischen Bergen und nach Schottland hinüber ins Land des Robert Burns.

O Robert Burns!
Ich hab' dich lieb! Ich bin ja auch
Wie du zu Haus in Flur und Strauch,
Ich will in Not und Sonnenschein
Wie du ein Kind und Bauer sein!

Und dann in die Thüringer Stille; auch hier sind es Berge, von denen er Ausschau hält, und der hochgelegene Weimarer Park, das wäre für einen Kulturhistoriker doch auch ein bedeutsames Geschehen. »Wir haben ein großes Reich und viele Soldaten. Aber glücklich, lieber Frühling, glücklich sind wir nicht!« bekennen die Wasgaufahrten. So zieht es den Dichter immer wieder in die Ferne, so läßt sein »Spielmann« den Boden des Reiches hinter sich und erlebt die entscheidende Weihe wieder auf fernen Bergen, auf dem Montserrat, dem alten Gralsberg. So wird die Fernfahrt zur Einkehr.

Es ist wohl ein Gesetz aller lebendigen Dichtung, daß sie an großen Zeiten sich emporringen muß. Unsre Klassiker versenkten sich in die griechische Welt, so strebten sie aus der kleinbürgerlichen Enge des 18. Jahrhunderts heraus. Wir können das begreifen. »Das Wort Griechenland bedeutete ihnen ganz einfach einen höhermenschlichen und höherdichterischen Zustand.« Lienhard sucht in seiner Weise Lebenserweiterung, er sucht sie aber in der germanisch-deutschen Geistesgeschichte, zu der doch auch die Klassiker gehören. Verwandtschaft und Selbständigkeit gegenüber den Klassikern wird deutlich. Er greift auf die eigentlich national deutsche Linie zurück, wie sie von Klopstock und Herder her ihren Anfang nahm, von Schiller und Goethe doch nicht mit voller Liebe weitergeführt ist. In der Aussprache Schillers mit Herder über dessen »Iduna« steht er auf des letzteren Seite. »Der historisch und universal gebildete Herder wußte außerdem die tiefe Wahrheit, daß der Wurzelgrund einer Nation, ihre überkommene Sprache, ihre Anschauungen, Sagen, Geschichte, Mythologie am Wesen des Dichters mitformen, wie Griechenlands Göttervorstellung und Lebensführung die dortigen Dichter gebildet hat.« »Liegt nicht Idealisches genug auch in der nordischen und deutschen Mythologie und — Wirklichkeit?« »Griechenlands plastische Linienschönheit wird durch kein Nordland ersetzt, aber in letzterem wieder sind Schätze kraftvollen Innenlebens, die über Hellas hinausweisen.« (Wege nach Weimar.) Wir verstehen, was Lienhard unter dem »Volksdichter« meint, der aus Heimat und Vaterland aufstrebt, aber um im reinen Spiegel seiner Seele den Kosmos aufzufangen. Heimatkunst und Höhen-, ja Ideenkunst werden hier eins. Richard Wagner wird als Fortsetzer jener Linie erkannt. Und Lienhard reicht ihm die Hand.

Als wahrhaft deutscher Dichter muß Lienhard gewertet werden. Ihm klingt die deutsche Geschichte und Sagenwelt. »Gottfried von Straßburg« und »Heinrich von Ofterdingen« heißen zwei seiner schönsten Dramen, wie Jüngling und Mann unterschieden. Die heilige Elisabeth und Luther wiederum vereinen sich mit dem Ofterdingen zu einem herrlichen dreigliedrigen Ganzen. Was hat die Wartburg dagegen unsern Klassikern gesagt? Jetzt aber ist sie lebendig geworden, jetzt hat sie für alle Zukunft ihre dichterische Verklärung gefunden. Die Eulenspiegelsage hat unsern Dichter zuerst angezogen. Die Wielandsage gibt ihm später den Vorwurf für ein wundervolles Drama. Im Münchhausen schenkt er uns eins der wenigen Lustspiele, auf die das deutsche Volk stolz sein darf. Die Verwandlungskraft des Dichters, die Erhebung ins Reinmenschliche über das bloß Schwankhafte, die Ausprägung des typisch Deutschen wird ein wackeres Geschlecht immer wieder entzücken. Und wie köstlich ist der Scherzgesang vom Mai, das Lied von den Schildbürgern, der Hochzeit in Schilda! In der Hauptsache sind es heroische Gestalten, die Lienhard anziehen. Gestalten, die sich aus Schmerz und Leid emporringen, bis sie über sich und die feindliche Welt gesiegt haben. Seltener wird der tragische Ton angeschlagen. Till erliegt, sein Narrentum ist den Umwälzungen der Zeit nicht gewachsen; König Arthur geht mit seinem Volk an der Kulturmischung und -entartung zugrunde. Aber meist wird es ein Überwinden nach vieler Not. Ofterdingen will sich Heimrecht erwerben auf der Sängerburg, er will hinauf zu jenen reinen Frauen; Wieland schmiedet sich zuletzt Flügel. Selbst neben dem untergehenden Till Eulenspiegel tritt die zukunftverheißende Gestalt des Hans Sachs auf.

Rudolf Eucken weist einmal darauf hin, daß die

Gestalten Goethes im Grunde durch alles Ringen hindurch blieben, was sie seien. Weil sie nicht durch einen Bruch mit sich selbst hindurchgeführt würden, seien es nicht eigentlich dramatische Charaktere. Man kann dasselbe von den Gestalten Gerhart Hauptmanns behaupten. Der Glockengießer Heinrich macht in Wahrheit keine innere Geschichte durch, er steigt nicht durch schwere innere Krisen zur Höhe seines Schaffens auf. Wie anders Heinrich von Ofterdingen, der zu jenem Glockengießer das bedeutsamste zeitgenössische Gegenstück bildet! Trotz und Verwirrung schon machen ihn mit sich uneins, nachdem er vor der Gräfin Mechthild gestanden, im Trotz legt er es im Sängersaal auf den Widerspruch an, beleidigt er den Landgrafen und fordert den Tod heraus: aber angesichts des Todes geht ihm aus dem Worte der Landgräfin die Größe dessen auf, was er geschmäht; der Trotz ist gebrochen.

»Seit ich unterm Mantel jener Frau
So würdelos gezittert, bin ich tot.«

Sein Tiefstes ist aufgewühlt und zugleich verwandelt. Er selbst und doch ein andrer wird von Kindeshand gekrönt.

»Dein Sieg ist größer, Heinrich,
Und hier ist mehr als nur ein Sängerfest.«

Gerade dieses gewaltige Stück läßt uns in Lienhards Dramatik einen vollen Blick tun. Breit holt der erste Akt aus, schließend mit dem unvergleichlichen Hagenlied des Spielmanns Diethelm; bereits kündet sich der Gegensatz deutlich an. Der zweite und dritte, der vierte und fünfte Akt gehören jedesmal eng zusammen, wie sie denn ohne Unterbrechung gespielt werden wollen. Dort ballt sich die Gewitterwolke zusammen, um auf der Höhe des Streites loszubrechen, hier sammelt sich der geschüttelte Held und stellt sich zu neuer, friedlicher Auseinandersetzung. Wer über den Dramatiker Lienhard urteilen will, wird vor allem seinen »Ofterdingen« studieren müssen. Noch einschneidender ist die Umwandlung des Alben Wieland unter dem Einfluß der Walküre Allwiß und dann, nach seiner Verstümmelung, aus furchtbarer Rachgier zu innerer Freiheit, zu lichtvoller Größe.

Ein deutscher Dichter ist Lienhard. Aus seinen Dichtungen spricht deutsches Wesen, das in seiner Fülle uns selten so geläutert entgegentritt. Aber steht er nicht fern der Problematik des Zeitalters, dem er doch nicht das lösende Wort zu sagen vermag? Vielmehr will er das Zeitalter in das Ringen seiner Helden hineinziehen, ihm den Weg über sich zu den Sternen weisen. Wie wirklichkeitsnahe sein Schaffen ist, kann anderseits z. B. sein »Ahasver« zeigen. In der Gestalt des Professors ist das titanische Wollen der ganzen naturwissenschaftlichen Epoche, der Kampf gegen Religion und Phantasterei, ins Gewaltige gezeichnet. Kein verkleinerndes häßliches Zerrbild steht vor uns, auch diese Gestalt ist von der Liebe des Dichters durchglutet. Und wie lebt daneben der Assistent, der wissenschaftliche Detailarbeiter mit seinem Egoismus! »Er hat wohl wenig Seele, denn herzlich lachen kann er nicht. Auch ist er ja wohl ein gescheiter Mensch; aber er witzelt mit klarem Kopf und kaltem Herzen über alles — selbst über sich und seine Freunde.« Hier überrascht geradezu die Realistik des Blickes.

Vollends wachsen Lienhards neuere Romane, der »Spielmann« und die »Westmark«, ganz aus dem Leben und den Schrecknissen der Gegenwart heraus, so wenn wir im »Spielmann« in die internationale Gesellschaft, an die Riviera oder in das höfische Treiben um den Kaiser geführt werden. Wieviel sublime Kunst verrät nur das »Kaisergespräch auf der Wartburg«, wo gerade, was weise verschwiegen wird, den Meister des Stiles zeigt! Bedrückend, daß in diesem Buche vom Jahre 1913 als aufbauender Wert eigentlich nur die theosophische Weisheit des Konsuls Bruck — natürlich nur nach dem in der Bildersprache verborgenen Sinngehalt — erscheint, als hätte Lienhard zugleich den wachsenden Einfluß dieser Bewegung nach dem Kriege schon damals vorausgeschaut. Wie sehr der Roman aus starkem Gegenwartsempfinden geschrieben ist, wie sehr er bereits sorgenvoll die Zukunft erfaßt, das wird uns heute erst recht greifbar und groß. »Deutschlands Weltlage im Herzen Europas ist ernst. Wer weiß, wie bald Angelsachsentum, Slawentum und Romanentum sich über uns herstürzen werden! Oder wer weiß, was von innen gebraut wird!« »Seelenlos rollt der Apparat des modernen gesellschaftlichen Mechanismus über die einzelne Seele hinweg. Ob Tausende irgendwo verunglücken oder Zehntausende, es ist ebenso belanglos; der Apparat läuft weiter. Das ist es, wogegen ich als Ausreißer und Flüchtling ankämpfe; ich will meine Seele nicht zermalmen lassen.« »Ich fürchte manchmal, daß unser allzu laut gewordenes Deutschland durch Demütigungen hindurch muß, um sich wieder auf seine stille europäische Aufgabe zu besinnen.«

Lienhard steht als charakteristische Erscheinung in der heutigen dichterischen Welt. Auch die neuromantische und die formalistische Woge unsrer Zeit können sein Bild nicht verdunkeln. Der Schritt vom Naturalismus zum Formalismus ist nicht die Rettung. Immer noch spiegelt sich der subjektive, der zerrissene Mensch in unsrer Dichtung. Wir kommen nicht los von uns, auch nachdem die Grundlagen unsers Lebens völlig zerwühlt und erschüttert sind. Läßt man Lienhards Dichtung als Ganzes auf sich wirken, ohne an dem oder jenem Einzelnen, weniger Unmittelbaren hängenzubleiben — schließlich zollt jeder dem Schicksal seinen Tribut, und wie schwer war der Schicksalsweg dieses Kämpfers —: dann erscheint das Ringen um das Substantielle, um die Synthese von Subjektivem und Objektivem, um das Überzeitliche im zeitlichen Geschehen und Erleben, um wahre bezwingende

Harmonie von exemplarischer, über den Kreis der Poesie weit hinausgreifender Bedeutung. Hier ist sein Eigenstes, sein Bestes.

Ist nicht das Herz dann erst der Kräfte voll,
Wenn es sich göttlichen Gedanken auftut?
(Osterdingen.)

Lienhard bleibt nicht in einem geschichtslosen Subjektivismus stecken. Wundervoll — und so deutsch — ist obendrein, wie bei ihm Natur und Idee ineinanderweben, wie die Natur das lebendige Symbol des Inneren, Ideellen wird. Hier liegt der Reiz seiner Bekenntnisbücher, der »Wasgaufahrten«, des »Thüringer Tagebuchs«, und wie manches Mal ergötzt diese Natursymbolik in den Romanen, dem »Oberlin«, dem »Spielmann« u. a.

Eine Würdigung seines edelsten Romans, des »Oberlin«, würde diesen Überblick sprengen. Auch andres muß beiseitebleiben. Ein Wort aber zuletzt zu den G e d i c h t e n Lienhards. Darüber hat einst (1908) Karl Engelhard in dieser Zeitschrift Maßgebendes gesagt. Seither hat der Gedichtband naturgemäß eine wesentliche Bereicherung erfahren, die schwermütigen Elegien aus der Kriegszeit sind z. B. hinzugekommen. Andres ist zerstreut auf den verschiedensten Blättern. Aber erst recht ist wahr geblieben, was Engelhard damals bezeugt hat: »Es geht mir bei Lienhards Gedichten wie bei Kant: ich werde sicherer, stiller, stolzer ... in Lienhards Lyrik ist eben nicht nur Stimmung, sondern auch — Weisheit, Lebensweisheit.« Hier vollends steht Lienhard als Lebenskünder vor uns. Ich erinnere nur an die Hymnen aus den Reisejahren, Hymnen, denen keine Erdenschwere mehr anhaftet, deren Ton ganz rein und frei erklingt, die Entsagung, Überwindung atmen. Tiefsinnige Bilder oder symbolische Gestalten sind Ausdruck des erreichten Zieles. Bilder wie Kinderland (die »Einkehr ins Kinderland« eins der rührendsten Gedichte), das Land der blauen Seen, die Insel des Friedens:

So erhebt sich aus der blanken
Pflanzenlosen Wasserfläche
In des Herbstes tiefen Farben
Jenes Eiland, reif und still ...
Und wie träumend, wie verloren
In Getön und Südlandsdüften
Steigst du aus — und deine Rechte
Grüßt mit Milde, Hand um Hand.
War's ein Traum, daß du dahinten
Dich durch wüste Wasser drängtest? ...

Symbolische Gestalten wie der »Patriarch« oder die »Priesterin«:

Von solcher Ruhe wundersam
Durchdrungen, die aus Himmeln kam,
Gibt sie dem unruhvollen Tag
Die Weihe, die ihm frommen mag;
Was anbraust aus dem Schaum der Welt,
Wird an des Tempels Tor zerschellt.
Doch wer in Drangsal pocht am Tor,
Dem tritt ein gütig Weib hervor,
Das überfließt von Seelenkraft
Und den Gebroch'nen wieder strafft.
Noch lange glüht sein Antlitz nach
Vom Worte, das sie segnend sprach.

Wir wundern uns nicht, wenn durch viele dieser Hymnen ein tiefreligiöser Klang weht. Wie groß gestimmt sind Gedichte wie »Herbstglück«, »Weltuntergang«, »An den Tod« u. a.!

Und es ist doch alles persönlich gefärbt. In dem zuletzt erwähnten Gedicht heißt es:

Mein Leben war ein Kriegergang
Aus Ahnungsgrau hinauf den Hang,
Dort oben sah ich Gottesglut —
Da wuchs mein Schritt, da stieg mein Mut,
Da stieß ich stolz den Stecken ein,
Drang in des Hügels Himmelsschein
Und sah die Erde klar und gut.

Das Ja zum Leben, das unverbitterte Ja nach viel Streit und Not ist das Letzte. Dem Büßer erwidert Parzival:

Dein Suchen, Alter, ist ein Unterliegen,
Und dein Gebet gleicht einem Grabgesange.
Doch mir ist Christi Blut, das niederfließt,
Ein Trunk, der Feuer in die Seele gießt.
Denn immer reicher will ich, immer größer
Dies wundersame, unerschöpfte Leben;
Zum Umgestalten hat es mein Erlöser
Und mein Verklärer in die Hand gegeben.

Der Lebenskampf hat freilich Narben hinterlassen. Es ist ja nicht abzusehen, wie der Mangel an starkem Widerhall das dichterische Wollen erschwert. Was wäre aus Lienhards dramatischem Schaffen geworden, wenn es vom lebendigen Verstehen der Nation begleitet, getragen worden wäre! Niemand kann immer für eine Bühne arbeiten, die ihn nicht aufführt. Er will es auch nicht. Die Verantwortung fällt nicht auf ihn. Wohl, in den Harzer Sommerspielen lebt Lienhard. Und in der Landschaft ringsum bringt sein Gedanke der Naturschauspiele durch. Vom Berliner Theater geht längst keine tiefere Wirkung mehr aus. »Zeitenwende bereitet sich vor«, so hat Lienhard seherisch schon 1913 gesprochen. Zeitenwende in Sturm und Graus. Das junge Geschlecht nährt ein andres Empfinden. Vielleicht, daß Lienhard der Greis und dieses kommende Geschlecht sich besser verstehen, daß unser Dichter im Herbst des Lebens uns noch manche köstliche Frucht in goldener Schale darreicht. Es ist unsre Hoffnung zu seinem sechzigsten Geburtstage. Dann wird noch schöner wirklich, was immer sein Bekenntnis war: »Wie einst es herb war, einsam und herb — und alles in allem doch köstlich.«

Geier um Marienburg

Deutschritterroman von Werner Jansen

II

Herr Johann war nicht schreckhaften Wesens, doch als er Tag und Nacht geritten war und immer noch die leichten Pferde tatarischer Plänkler erblicken mußte, packte ihn ein Schauder bei dem Gedanken an das Schicksal Preußens. So groß also war die Niederlage des Ordens, daß die heidnischen Räuber ungestraft bis ins Kulmerland dringen konnten — wann, ja, wann würde das siegreiche Heer folgen? Die entsetzlichen Anstrengungen des Rittes, die brennende Wunde, der quälende Hunger überwältigten ihn, mit grauem, verstörtem Gesicht hing er im Sattel des abgetriebenen Tieres, und nur das Bild des verwaisten Kindes daheim bewegte ihn vorwärts. Von dem Kulmer Banner, das aus der Schlacht entwichen war, sah und hörte er nichts; in dem einzigen Gehöft, wo er einkehrte, fand er eine verlassene Greisin, deren Söhne im Ordensheere dienten. Sie wußte nichts, horchte mit stumpfen Augen auf die Kunde von Tannenberg und glaubte ihm nicht. Der Orden ist unbesieglich, Gott und die Jungfrau sind mit ihm, wiederholte sie eigensinnig; Herr Johann hob sich seufzend von dannen.

In der zweiten Nacht kam er an sein Haus. Er war unfähig, vom Pferde zu steigen, versuchte vergebens, seiner trockenen Kehle einen Ton zu entreißen. Die Hunde schnupperten hinter dem Tor und winselten leise, als sie ihn witterten. Mit lahmen Armen schlug er den Streitkolben an die Eichenbohlen, das schwere Gewaffen fiel ihm aus den Händen und streifte mit den Stacheln den Hals seines Pferdes; klagend wieherte das Tier. Aus den Ställen kam Antwort, Swolkes Stute hatte den Gesellen erkannt; Türen kreischten, Fackellicht schlug auf, Herr Johann wurde sanft aus den Bügeln gehoben und in die Halle getragen. Er sprach kein Wort, unter bleischweren Lidern sahen seine Augen auf Swolke, die ihm mit zitternden Händen die Rüstung löste. Knechte und Mägde waren zusammengelaufen und standen um den Sessel voller Grauen, denn die Botschaft, die ein so Zugerichteter hertrug, mußte geradeswegs aus der Hölle kommen. Sie wuschen ihm die Füße mit kaltem Wasser, entdeckten die verkrustete Wunde und wollten ihm die Lederhose vom Leibe schneiden; da wurde Herr Johann von seinem alten Sparsamkeitstrieb aus seiner Starre aufgeschreckt, schob die Schere fort und nahm Swolkes Hand. »Bei Tannenberg die Schlacht verloren,« krächzte er. »Laßt uns allein!«

Sie gingen. Swolke lag noch auf den Knien neben dem Zuber, die Hände in Großvaters Hand gefaltet, und sah blaß und ruhig zu ihm auf. »Vater?« fragte sie leise.

Herr Johann hatte die Augen wieder geschlossen und rührte sich nicht. Zwischen den Wimpern drängten sich zwei große, schwere Tropfen und liefen ohne Hast über das abgestorbene Gesicht. Der heiße Schmerz allein hielt ihn wach. »Vorgestern — Hochmeister, Gebietiger, alle Komture — zehntausend Leichen — geh zu Plauen,« murmelte er kaum verständlich. Jammer und Geschrei drang vom Hofe her, sie hatten ihres Herrn Rüstung und Kleider gefunden; Herr Johann empfand es in seinem fiebernden Gehirn und nickte verloren. Halb bewußtlos stammelte er: »Sattle, ich muß fort!« Das Haupt sank ihm auf die Brust, er schien zu schlafen, aber noch bewegte ihn eine zwangvolle Aufgabe, seine Rechte fuhr unruhig durch die Luft, als suche sie Halt.

Swolke bog seinen Kopf zurück, setzte ihm den Becher mit Wein an die Lippen und brachte ihn noch einmal in die Stunde. Sie begriff alles, sie ahnte, um was es gehen sollte, ihr kräftiger Wille spannte sich hoch auf. »Du mußt dies alles Plauen berichten?« fragte sie.

Tepper nickte. »Klaus will es!« flüsterte er.

»Ich reite nach Schwetz, Großvater,« rief sie ihm ins Ohr. »Verstehst du mich?«

Herr Johann antwortete nichts, er schlief mit einem erlösten Lächeln.

Swolke stand auf; ihr Gesicht brannte von Tränen, sie merkte es nicht. Vater, mein Vater will eine Botschaft aus seinem Tode! Daran klammerte sie sich mit ihrem kindlichen Willen und wollte nichts als dies empfinden. Sie hastete in den Hof, da stand das Gesinde noch um ihres Vaters Rüstzeug. Sie erkannte es, preßte die Fäuste an die Schläfen und schrie laut auf. »Macht Frigg fertig!« rief sie und ging mit müden Knien in das Haus zurück.

Sie zog den Männeranzug an, den sie auf der Jagd zu tragen gewohnt war, griff Speer und Armbrust und sprengte in die schon der Dämmerung zuneigende Nacht. Sie mußte durch den Wald, darin sie mit Ulrich gesessen, einst, im roten, strahlenden Herbst. Weißliche Nebel hingen im Gebüsch, griffen mit langen, fließenden Armen zwischen den Stämmen wie gespenstische Tiere nach ihr; blaue Sternenaugen sahen sie an und brachen verlöschend in einem schönen, edlen, blonden Haupt.

»Vater, mein Vater!« schrie das gequälte Mädchen und wehrte sich der Bilder; das gute, tüchtige Gesicht Klaus Teppers erschien hilfreich vor ihr und tröstete sie mit festen, unbestechlichen Blicken. Dann, am Ende ihres Weges, tauchte ein andres Augenpaar auf, nicht blendend und siegreich wie das Ulrichs: tiefe, treue, ehrliche Mannesaugen des Plauen. Mit stillem, stetem Zwang zogen sie Swolke westwärts.

Es wurde hell. Sie ritt durch wogende Felder, der Brotgeruch reifenden Korns stieg aus dem

Morgen, Friede lag über der stillen Ebene. Nur in der Ferne, vor ihr, krochen dunkle Punkte im Grünen, vereinzelte Reiter in planloser Bewegung. Swolke dachte, es seien Männer aus den Komtureien, und achtete nicht weiter auf sie, aber plötzlich schwenkten vier, fünf zu einem weiten Kreise und schossen blitzschnell auf sie zu; gelb, mit geschlitzten Augen, kahlgeschabten Schädeln. Unwillkürlich zog sie die Zügel an und fühlte, wie der kalte Schweiß ihre Stirn bedeckte: hier, mitten im Ordenslande, schweiften die Tataren — weh, Preußen! Sie dachte nicht an sich, im Augenblick der Gefahr war sie ganz von ihrer Sendung erfüllt.

»Frigg! Frigg!« schrie sie gellend, und es war, als verstünde das Roß, daß es nun um das Leben rennen müsse; sausend flog der Boden unter ihm hin. Swolke war nach Norden ausgewichen, hier machte die Weichsel eine Krümmung, die sie vor den Verfolgern erreichen zu können glaubte. Sie sah sich nicht um; das Ohr würde ihr früh genug die Nähe der Heiden anzeigen.

Der Fang eines einzelnen Reiters war den Tataren kaum mehr als ein Späßchen. Sie folgten lässig und offensichtlich mehr aus dem Grunde gemeinsamen Weges als um zweifelhafte Beute. Jedoch als der Fluß aufblitzte und der Flüchtling gerade daraufzujagte, schien eine Art reiterlicher Ehrgeiz in ihnen zu erwachen. Schnatternd und heulend trieben sie die Steppenpferde und suchten den Weg zu gewinnen. Pfeile schwirrten, einer streifte Frigg am Halse und riß eine blutige Rinne; das war Swolkes Rettung. Die Stute schnaubte stöhnend und sprang wie gegeißelt vorwärts, mit schäumendem Gebiß; ohne Zögern schoß sie ins Wasser, ruderte, schwamm. Hurtig nahm das Mädchen die Armbrust vom Rücken und verwahrte sie am Sattelknauf, glitt aus den Bügeln und schwamm, die Hand an der Mähne, neben Frigg einher. Sie fühlte, wie ihr ein glühendes Eisen in die Schulter drang, biß die Zähne aufeinander und mühte sich weiter ans Ufer. Der Zufall war ihr günstig, Frigg bekam Boden unter die Hufe, schwerfällig zog Swolke das Bein über den Sattel. Es war Zeit, daß sie Schwetz erreichte, sie hielt sich nicht mehr lange. Sie versuchte, nach der Wunde zu tasten, merkte den abgebrochenen Pfeil und riß ihn mit jähem Ruck aus der Schulter. Es dunkelte ihr vor den Augen, sie wankte und lag halb ohnmächtig auf Friggs Mähne. »Heilige Jungfrau, nur so lange! Nur so lange!« wimmerte sie in verzweiflungsvoller Angst.

Die Türme von Schwetz lagen vor ihr, auf der offenen Brücke standen Kreuzritter in weißen Mänteln. Die Eitelkeit gab ihr Kraft, sie richtete sich angestrengt auf. So schlapp sollte die hochnäsige Gesellschaft sie nicht sehen, sie war eine Tepper; den Kopf im Nacken wollte sie durch das Tor.

»He, Junge, wohin?« rief einer der Ritter. Auch der Wärtel kam sogleich und faßte Frigg am Zügel. Swolke sah verdutzt auf. Junge? Sie verstand und lächelte. »Der Herr Komtur?« fragte sie.

»Kam eben aus Pommern und wird sich zur Ruh' begeben haben. Was bringst du, Wassernix?«

»Wichtiges, und nur für ihn,« sagte Swolke abspringend. »Ihr, Wärtel, laßt das Pferd trockenreiben und ihm Hafer geben. Es hat's verdient. Auf!«

Sie ging durch das Tor in die Burg, die sie kannte; niemand wagte sie zu halten. Der Wärter neben dem Pferde, die Ritter auf der Brücke starrten ihr sprachlos nach, und ehe sie sich von ihrem Staunen erholt hatten, stand Swolke in der oberen Burg. Ein Graumäntler ging im Flur vorüber, Swolke hielt ihn an und befahl: »Meldet dem Komtur, ein Tepper wünsche ihn zu sprechen. Ich warte hier.«

Der Dienstgewöhnte öffnete die Tür zu Plauens Gemach, Swolke sah den Komtur im Hausrock am Fenster sitzen, schob den Diener zurück und trat ein. Plauen hob den Kopf, legte zahlenbedeckte Pergamente beiseite und fragte: »Wer bist du?«

Swolke schlug die Augen nieder und stand beschämt. Sie sah von ihrem Lederrock rote Tropfen auf den Estrich fallen, fühlte plötzlich ihre Wunde und schwankte wie trunken. Der Komtur stand auf, legte den Arm stützend um sie und zog ihr die Kappe vom Kopf. Müde sank ihre Stirn an seine Brust.

»Swolke, du?« flüsterte Plauen mächtig erschüttert. Eine schreckliche Ahnung packte ihn.

Und sie, ohne Regung: »Meister, Gebietiger, Komture, alle tot; der Orden bei Tannenberg geschlagen, zehntausend Leichen.« Plauen schwieg, sein Herz stand still. »Darunter mein Vater,« fuhr Swolke fort, »sterbend trug er Großvater auf, Euch dies zu berichten. Aber Großvater konnte nicht weiter und schickte mich. Herr, die Tataren streifen schon bis an die Weichsel.«

Sie hing schwerer in seinem Arm, er sah das Blut über ihren Nacken fließen und wachte aus seinem Entsetzen auf. Ohne zu fragen, löste er ihre Jacke, zog sie mit linden Händen über den Arm. Sie duldete es in ihrer Ohnmacht, erzählte stockend, wie es geschehen war. Plauen legte sie in seinen Sessel, lief und kam mit Wasser, Linnen und Balsam, wusch die Wunde, die schräg über dem Schulterblatt das Fleisch zerrissen hatte und nicht gefährlich schien, verband sie sachgemäß und zog den Rock wieder darüber. »Wann war die Schlacht?« fragte er.

»Vorgestern,« antwortete Swolke. Verwundert besann sie sich auf Großvaters Angabe. Ihr war, als läge dies alles weit zurück. Ein starker, treuer Arm hatte sie umfangen, ruhige, sichere Hände

hatten ihren Schmerz gelindert; was vordem war, galt nichts.

Der Komtur lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und schwieg, seine tiefen Augen sahen nach innen. Er versetzte sich an die Stelle des siegreichen Jagiello und versuchte seine nächsten Schritte zu deuten. Die Lösung dünkte ihn einfach: der König konnte Preußen nicht halten, wenn er nicht des Ordens Hauptsitz überwältigte, am Besitz der Marienburg hing das Schicksal des ganzen Landes. Indem er dies überdachte, wußte er seinen Weg in heller, bitterer Klarheit.

»Verweilet hier, Jungfrau,« sagte er ernst, »ich berufe den Konvent. Heute noch reiten wir nach Marienburg. Ihr, Jungfrau, müßt mit, ich trage es nicht, daß Ihr auf dem einsamen Hofe sitzet. Herrn Johann stelle ich ein paar Dutzend Knechte; die können bei ihm bleiben oder ihn, ist der Weg noch frei, nach Marienburg, Rheden, oder wohin er mag, bringen.«

Er stand dicht vor ihr. Auch sie hatte sich erhoben und sah ihn errötend an, als ahne sie, daß sie ihm zu der Ruhe seiner Arbeit notwendig und dies eine große Aufgabe sei. Er nahm ihre Hand und rührte mit der Rechten ihren Scheitel. »Gelingt mir, was ich möchte, so haben die Tepper das beste Verdienst. Ihr geht gern mit mir?«

Sie sank in den Sessel zurück und schluchzte, Leiden und Schicksale waren allzusehr gehäuft.

Auf Gott vertrauen heißt seine Sache kräftig in die Hand nehmen und an den Sieg glauben. So tat Plauen, aber angesichts der Marienburg mit ihren geplünderten Vorratskammern, leeren Schießscharten und Rüsthäusern, ihrem kindlichen Traum nichtsahnender Greise und Kranker überkam ihn ein Grauen vor seiner eignen Zuversicht. Er hastete neben dem keuchenden, altersschwachen Wigand von Marburg durch Speicher und Höfe, und wieder und wieder stieg aus seinem Herzen die Verzweiflung: »Es ist nicht möglich! Preußen ist verloren!«

Truppweise liefen die Schwetzer Ordensritter hinter den beiden drein, ihre Blicke wurden von Tor zu Tor trostloser, sie rechneten an den Fingern aus, wann der König mit dem allmächtigen Heere drohend an die Pforten klopfen werde. Jeden Augenblick trafen verrissene Boten aus allen Gegenden Preußens ein und meldeten ihre Greuel. Es schien, als läge das ganze Land, von Entsetzen gelähmt, offen vor Jagiellos Gelüsten; selten ein Rat, nirgends eine Tat. Treulos übergaben sich Städte, Burgen und Ritter mit unfaßlicher Selbstverständlichkeit.

Schweigend wandte sich Plauen zu dem Großen Remter, sein Auge hing am Boden. Nachdrängte die Menge, in halber Ordnung standen die eigentlichen Mitglieder des Ordens um den Komtur, des Endes gewärtig.

»Was ist zu tun?« fragte Plauen kaum vernehmlich, aber hundert Lippen reichten das Wort geschäftig weiter bis in die äußersten Winkel. Ein Schluchzen stieg plötzlich wie eine Woge aus den gepreßten Leibern, und diese hilflose Äußerung war alles, was Plauen zur Antwort bekam. Plötzlich sprang er auf den Tisch an der dritten Säule; noch standen da die Reste eines guten Mahles, Teller und Schüsseln rasselten durcheinander. Alle sahen ihn, eisern, verstaubt, den Helm noch auf der breiten Stirn, darunter Augen von unheimlicher Gewalt. Sie atmeten kaum.

»Nein!« sagte Plauen, als läge jedes Herz geöffnet vor ihm. »Wir verzagen nicht. Ein gefährdet Land wird nicht von einigen Geschützen mehr oder weniger gerettet, aber von einem entschlossenen Willen. Es geht nicht mehr um den Orden, nicht mehr um das gegenwärtige Geschlecht — es geht um Preußen, um mehr, es geht um Deutschland.«

Kalt wehte es durch seine Brust, er sah ein zuckendes Leuchten in den Mienen, und gleich darauf steigende, kleinliche Verständnislosigkeit — was ging sie Deutschland an? Was meinte der Plauen? Das Römische Reich Deutscher Nation? Die Balleien des Ordens? Wollten die Polen so weit?

Plauen sah, wie ihr träges Blut sich gegen ihn aufzuwerfen versuchte, er ballte die Fäuste, nun in maßlosem Zorn, und schrie ihnen ins Gesicht: »Wählt einen Statthalter! Aber wählt ihn so, daß ich ihm folgen kann. Denn wisset: mit oder gegen ihn rette ich diese Burg, das helfe Gott!«

Klirrend sprang er vom Tisch, verließ durch die Gasse, die mehr sein wildes Auge als sein Arm geschaffen hatte, den Remter und suchte ein Gemach, um allein zu sein. Er stieß die Tür zur Hauskomturei auf. Da stand noch Swolke, wie er sie verlassen und vergessen hatte, und betrachtete die Rückentitel alter Wirtschaftsbücher.

»Ihr könnt lesen?« fragte Plauen zweifelnd.

»Und schreiben, schon als Kind, die Mutter hat's mich gelehrt, ob ich's gleich nicht wollte. Nun bin ich ihr dankbar,« sagte sie schlicht. Sie merkte seine Erregung, ahnte die Ursache und errötete für die andern. »Kann ich Euch helfen, Herr Komtur?«

Stunden um Stunden mit ihr — einen Augenblick vergaß Plauen Preußen und Polen und malte ein helles Bild lockender Gelegenheiten. Jetzt drängte die Not, er suchte einen leeren Bogen, legte ihn vor sie.

»Schreibt, Jungfrau,« sagte er verloren, schon in seinen Plänen. »Reifen für sieben Steinbüchsen zu erneuern; Brotgetreide aus Danzig und aus dem Werder, dies binnen zwei Tagen; den Rat von Marienburg sofort wegen Niederlegung der Stadt — habt Ihr?« Er beugte sich flüchtig über das Blatt, nickte und wanderte wieder durch das Gemach. Im Schreiten sprach er weiter, kurz, mit wachsendem Gedächtnis; in nüchternen, kalten Zahlen zeigte sich die Armseligkeit, die es mit dem polnischen Gewaltheere aufnehmen wollte.

Über der ungewohnten Arbeit glühten ihr die Wangen; sie dachte nicht daran, daß nun auch sie in den Rahmen eines großen Werkes eingespannt sei, sie horchte und gehorchte der tiefen, starken, sachlichen Mannesstimme, sie schleppte Speere für einen Kämpfer gegen zehnfache Übermacht, sie war eine Flamme in der feurigen Seele dieses Einen, der brannte, indes die andern verloschen.

Lärm scholl vom Hofe, auf dem Flur dröhnten eiserne Schritte, Tore schmetterten und Rufe suchten durch das Haus. Der Riegel klang, da stand ein lachender Riese, blond, jung und kühn, faßte Plauen und zog ihn an die Brust.

»Vetter Heinrich!« rief der Komtur in roter Freude.

»Und zweihundert Pferde!« schrie der Reuß zurück. »Wir kamen zu spät zur Schlacht, aber hier gibt's auch noch was für uns zu tun. Im Remter brüllen sie deinen Namen, Vetter, sie suchen dich —«

Hundert Füße klapperten über den Gang, das Gemurmel flutete näher und drängte in das Zimmer, Wigand von Marburg wurde vorangeschoben.

»Herr Statthalter —«, begann der Greis feierlich.

Aber Plauen fuhr mit der Faust quer durch die hochgestimmte Luft. »Statthalter! Gut! Jedes Wirtschaftsamt soll an seinen Platz gehen, ich sende Nachricht. Die Handwerksmeister alle in den Sommerremter! Ich brauche — gebt das Papier, Swolke —, ich brauche in einer Stunde einundzwanzig Briefschwaiken. Fort, Alter, nicht ein Augenblick darf verlorengehen. Halt! — Lasset ohne Verzug den Rat der Stadt in den Kapitelsaal kommen. Alle, auch was an wichtigen Bürgern da ist und mag.«

Er war ein andrer, einer, dem Gewalt in schwerer Stunde übergeben ward, einer, dem Befehl und Gehorsam eins war. Sein ruhiges Wesen hatte einer ungemein angespannten Entschlossenheit Raum gegeben, seine breite, vorgewölbte Stirn schien keinen Widerstand mehr zu kennen.

»Dir, Heinrich, gebe ich die Vorburg. Merke an und schreib auf, was an der Verteidigung fehlt. Ob es beschafft werden kann, steht auf anderm Blatt. Rechne ich gut und ist er kein Narr, so steht Jagiello in drei, vier Tagen vor den Wällen. Kann sein, auch eher.«

Dem Reuß von Plauen leuchteten die Augen vor doppeltem Stolz: auf den Vetter einmal und dann auf seine eigne Aufgabe. Doch ein übermütiger Tropfen seines jungen Blutes fand immer noch Zeit zu unnützen Dingen. Er scherzte: »Vetter, willst du mir nicht deinen Schreiber vorstellen?«

»Das Fräulein?« Erstaunt, daß noch wer in seiner Welt lebte, sah der Komtur sich um, unwillig verlor er sich auf Herzschlags Länge in grünere Gefilde, nannte die Namen. Der Vetter Reuß aus Deutschland verneigte sich zierlich übertreibend und verursachte mit ein paar hübschen Worten sanft verwehende Glut. Der Ältere merkte es nicht, er stand ungeduldig zwischen Tür und Angel. Sein Werk loderte.

Feiste und magere Herren der Stadt Marienburg harrten in aufgeregten Gruppen im Kapitelsaal; sie ahnten, was ihnen bevorstand, aber sie vermochten es nicht zu glauben und wagten ihren Ängsten keine Worte zu leihen. Als der Statthalter eintrat, verstummten alle, die Rücken bogen sich und wurden wieder steif.

Plauen verlor keine Zeit mit höflichen Worten, er sprang mitten in die Sache. »Männer, die Stadt ist nicht zu retten, die Besatzung reicht kaum für die Burg. Gewinnt der Feind Schutz in den Häusern, so ist auch die Burg verloren. Räumt, was nicht niet- und nagelfest ist, schleppt alles in die Vorburg und kommt selbst mit Weibern, Kindern und Vieh über die Belagerung dorthin. Es geht nicht anders, Marienburg muß zu Asche werden. Was verschlägt's? Übersteht der Orden diesen Streit, so wird von neuem und schöner aufgebaut.«

»Und übersteht er nicht?« fragte der Bürgermeister Kunz vom Hage dumpf. Seine Worte fielen in das Schweigen wie Steine in einen endlos tiefen Brunnenschacht.

Plauen sah einen nach dem andern an, werktätige Bürger, vom Leben gepackt und gereift, offene Augen, nüchterne Köpfe — hätte er solche mehr unter seinen Ordensbrüdern! Sie mußten ihn verstehen, sie, die ihr Dasein in unmittelbarer Nähe der Landesherrschaft verbracht und dabei den Blick für die Erfordernisse freien Handels bewahrt hatten, sie mußten wissen, was Notwendigkeit war. »Wer zweifelt, hat verloren,« sagte er hart, »aber es kommt nicht darauf an, was ihr glaubt und fürchtet. Ich rief euch nicht, um euch zu bitten, was doch nicht verhindert werden kann. Ihr sollt's nur wissen und helfen, daß es in Ordnung, Kürze und Besonnenheit geschehe. Indes das Land von den tatarischen Schweinen zerstampft, gemartert und besudelt wird, will ich nicht anhören, daß eure Weiber in meiner Burg um jeden verbrannten Quark heulen.«

Kunz vom Hage und andre mit ihm hoben die Köpfe. Aus ihrer stumpfen, zornigen Trauer leuchtete ein Stückchen blauen Himmels, sie hörten hinter diesen Worten den eisernen Willen eines Mannes, an dem jeder Sturm zerstieben mußte; jeder, auch der Jagiellos. Ihre Häuser, Speicher, Straßen wurden mit einemmal spielzeugklein vor einem großen Herzen; sie waren im geheimen, jeder für sich, willens gewesen, ihre Opferscherflein mit Bitten und Verträgen zu verkaufen — das verkrümelte sich zu selbstverständlicher Gebärde, vor diesem Manne galt kein Schacher.

Der Bürgermeister räusperte die heisere Kehle. »Wir glauben Euch, Herr Statthalter, wir ver-

trauen Euch die Stadt sonder Brief und Siegel. Für Ruhe und Ordnung bürgen wir, die Tränen der Betrübten können wir nicht aufhalten. In drei Tagen, denke ich, wird Marienburg geräumt sein.«

»Drei Tage?« Der Komtur lachte grimmig. »Ich ließ sie euch gerne. Von heut um Mitternacht an haltet die Häuser zum Brande bereit. Versteht mich recht: gebrannt wird erst, wenn der König vor die Wälle rückt, aber ich weiß nicht seine Stunde. So lange könnt ihr räumen, jedoch beginnt mit dem Wichtigsten. Habt Dank, Freunde!«

Er eilte in den Sommerremter, da die Handwerksmeister standen, und stieß in der Tür auf den dicken Brauer. »Du kannst gleich von hinnen, Meister. Für dich nur eins: das doppelte Wasser zum Bier; wir können keine Trunkenheit brauchen. — Maurer und Zimmerer: die Stadt wird verbrannt, sobald sie geräumt ist; dies in eure Hand. Schont das Pech, wir brauchen's für die Polen; legt Strohschütten unter die Dächer. Und ferner: ich will einen Wall von Nordost nach Südwest für die Vorburg; drei Stunden Zeit für den Plan. Geht! Und ihr, Schmiede und Gießer —« Er raffte den Zettel Swolkes aus dem Gürtel, hielt ihn auf Armeslänge von sich und tat kund, was zu besorgen sei. Verlangte nichts Unmögliches, aber spannte die Grenzen der Kräfte mit gewaltigen Armen über das Alltägliche. Jedes, das kleinste Ding, hatte seinen eignen Platz in seinem Kopf, er lud die Luft um sich her mit seinem Willen und riß die zagenden Seelen an seine sprühende Brust.

Wo so befohlen wurde, war Gehorsam Selbstverständlichkeit. Die Burg gewann ein Leben, als seien alle Gänge und Kammern Adern, durch die ein gewaltiges Herz seine Ströme und Kräfte trieb.

Ununterbrochen kamen versprengte Reiter vom Schlachtfelde an: das Bild von Tannenberg klärte sich. Die Niederlage des Ordens war erschütternd ernst, aber von den Polen lag die doppelte Zahl auf der Walstatt. Gegen Abend trafen ungerufen vierhundert Schiffskinder von Danzig ein, wackere Seeleute, waffengewohnt, stramm in Zucht. Plauen tat in seinem Innern dem Danziger Rat Abbitte für vielfältigen Verdacht, aber ein leises Mißtrauen wich nicht von ihm; die Städte des Kulmerlandes waren dem König zu freudig in die Arme gesunken, in Danzig saß ein Rat, der Herrschaft und Wettbewerb des Ordens ohnehin widerwillig genug ertrug.

Plauen hatte keine Zeit, dem nachzusinnen. Die endlosen Getreidezüge aus dem Werder, die Geschütze, Pulverfässer, Waffen der nächstgelegenen Burgen wollten herangeleitet, verstaut, ausgebessert werden — alles, bis aufs Kleinste, lastete auf ihm, er gönnte sich nicht die Zeit zur Mahlzeit, aß im Laufen Brot und Speck aus der Tasche, trank, wo ihm gerade ein Trunk geboten ward. Die Gemächer des Hochmeisters waren ihm für die Nacht hergerichtet, ohne sein Wissen; schroff begehrte er eine Kammer im Hochschloß, das er selber befehligen wollte. Er mochte nicht scheinen, was er nicht war.

Indes er in tödlicher Müdigkeit vor seinem Lager stand, fiel ihm Swolke ein; mit brennenden Füßen taumelte er wieder hinaus über Flure und Treppen zur Hauskomturei. Da lag sie, den Kopf auf dem rechten Arm, über dem Tisch; mit tiefen, ruhigen Atemzügen verschlief sie den erschöpften Tag. Blaß und verquält leuchtete ihr Gesicht aus der Dunkelheit, in die hin und wieder die höheren Flammen der Wachtfeuer jenseits der Nogat flackerten. Plauen lehnte am Türpfosten, alle Kraft hatte ihn verlassen, er fühlte die Knie unter sich zittern. Die Schwäche erbitterte ihn derart, daß seine Hände sich verkrampften, er zwang sich, stand, lud die Schlafende auf seinen Arm, deckte den Mantel über seine Last und schritt entschlossen an verschlafenen Dienern vorbei in Ulrichs stille Zimmer. Dort bettete er sie auf das Lager des Hochmeisters, kniete nieder, beugte den Kopf auf die Kissen, wollte beten und fand in seiner Mattigkeit kein Wort. Mit unsäglicher Anstrengung stand er auf und suchte seine Kammer, sank nieder, noch im Harnisch, fand keine Ruhe, stritt im Fieber mit eilfertigen Gestalten des Tages, die kleiner und kleiner wurden, an Zahl gewannen, an Maß verloren — alles schien ihm eitel, gleichgültig, abgetan; er starb mehr, als er schlief.

Am Morgen weckte ihn ein Geheul, als versinke die Welt; laut jammernd drängten Diener und Brüder in sein Gemach: »Der Hochmeister! Herr, sie bringen den toten Leib!«

Plauen mußte an sich halten, um seine jähe Freude nicht zu verraten, denn bei dem Lärm hatte er keinen andern Gedanken gehabt als an das Heer Jagiellos; nun war er wie erlöst.

Er sprang sogleich auf und eilte vor das Tor. Da lag Jungingen auf schwarzverhangenem Karren; Bürger von Osterode hatten ihn hergefahren, wie er vom König ausgeliefert worden war: nackt, nur mit dem Mantel bedeckt. Plauen hob das Tuch und betrachtete das stille, feierlich schöne Antlitz, unwissend, daß Swolke in der Nähe war. Keine Wunde entstellte diesen blassen Marmor, dem der goldene Rahmen von Bart und Haupthaar ein gespenstisches Leben jenseits des Todes verlieh. Die Wagen der Marienburger Bürger, die immer noch Lasten um Lasten aus der Stadt schlepptem, stauten sich in langem Zuge. Plauen hob die Hand und wies auf das riesige Bildnis der Gottesmutter über der Kapelle: »Dort soll sein Grab sein. Helft mir, daß kein Pole seine Ruhe störe!«

Dumpf rollten die Räder über die Brückenbohlen. Dem Karren folgte wie ein Leichenzug

die armseligste Habe der Stadt, die das Beste schon den Abend zuvor gerettet hatte. Swolke wurde in eine Tornische und schließlich ganz nach draußen gedrängt; willenlos trieb sie im Strom der wieder zur Stadt Eilenden, irrte in den Straßen, sah ohne Teilnahme die Öde der leeren Häuser, war endlich allein in einem zerrauften Garten und sank auf eine umgestürzte, halb zerschlagene Kufe. Auch sie hatte der Lärm um Jungingens Leichnam aus dem Schlaf gescheucht, aus der fremden Kammer war sie in den Sommerremter geraten und in der herben Erkenntnis, was ihr Lager gewesen, in den Hof und ins Freie geflüchtet. In ihrem dumpfen Grübeln wähnte sie, Gott habe ihr in der Begegnung mit dem toten Hochmeister ein Zeichen geschickt, daß ihr Herz wankelmütig sei und der Aufenthalt in der Burg sich nicht für sie gezieme. Sie prüfte sich erschrocken und demütig: der dort vor dem Tor auf dunklem Schragen gelegen hatte, war ihr ein Freund, ein Bruder gewesen; nicht mehr. Und Plauen? — Ich diene, aber ich liebe nicht! versuchte sie sich in unwilliger Scham einzureden; dann empfand sie betrübt, daß sie Gott betrog, und verzweifelt stand sie auf, der Einsamkeit mit dem Einsamsten zu entfliehen. Im Wirrwarr der Gasse fand sie Ruhe; hier waren Hände nötig, just bei den Alten und Armen. Willens, sich zu betäuben, sprang sie ein.

Unter lauten Tränen belud eine Greisin ihren Handwagen mit fünf Ferkeln, kam nicht zurecht und plagte sich, so hoch im Leben, mit einem Danaidenwerk zum Erbarmen ab.

»Nehmt einen Sack, Mütterchen,« riet Swolke.

Erbittert schnarrte die Alte zurück: »Sack hin, Sack her! Weiß ich selber, Junge, hab' nur keinen!«

»Hier ist einer,« sagte Swolke, ging in die offene Kammer und holte den Strohsack aus der Butze. Grinsend zeigte die Alte ihre gelben Zahnstummel, ihre Aufregung legte sich beträchtlich, sachkundig fing sie die quiekenden Schinken der Zukunft noch einmal, steckte sie in das Bettstroh und hob die Last mit rüstigen Armen auf den Karren. »Nimm die Sau, Junge,« schrie sie, »der Strick hängt cm Bein, und hier ist ein Stecken. Bist ein braver Kerl, Junge! Nichts für die Lausewenzel, nichts für den pollackschen Jagel, den litauschen, den krummen Hund! Aber der Orden muß mir bezahlen, Junge, und das kann er, denn nun hat er einen wahren Satan an der Spitze. He, Junge, stell' dich nicht so dämlich an! Sachte mit der Sau, sachte, sag' ich! Der Speck will getragen sein. Die Hühnerchen hab' ich schon drinnen —«

Endlos ging das Geschwätz. Das alte Weiblein hatte seit Tag und Nacht niemand mehr zum Plaudern, jeder war von seinen eignen Dingen ausgefüllt. Swolke geleitete sie sicher in die Ställe, sorgte, daß ihre Abgabe nach Recht angeschrieben ward, und verlor sich abermals nach Marienburg. Es war ein kümmerliches Werk, aber es schuf Vergessen.

Inzwischen stand vor dem Statthalter der Bischof Johannes von Kujavien, schwarzhaarig, mausäugig, die breiten, gelben Backenknochen vom fetten Leben vertalgt, mit Spangen und Ringen behangen wie eine Dirne.

»Ihr kommt um was?« fragte Plauen schroff und kurz.

Der Bischof überflutete ihn mit einem Schwall schlechten Deutschs, sinnlose Worte um leere Zeit.

»Sprecht Eure Muttersprache, sprecht polnisch, Herr Bischof! Es ist mir peinlich, Euch die deutsche Sprache verderben zu hören,« sagte Plauen eisig.

Johannes warf ihm einen stechenden Blick zu, merkte es und verbarg die Augen. Dann antwortete er in einer unbeschreiblichen Mischung von Heuchelei und Hohn: »Meine Mutter ist die Kirche, Herr Statthalter; wollt Ihr, so rede ich lateinisch.«

»Meinethalben, wir verstehen uns doch nicht. Nur rasch, Ihr saht — denn Ihr habt ja wacker alle Gänge der Burg abgelaufen, bevor Ihr zu mir fandet —, Ihr saht und seht, ich bin beschäftigt.«

»Vergeblich, Herr Statthalter!« Der Bischof rang die Hände und beschwor: »Glaubt es mir, dem Erfahrenen! Ihr könnt die Burg nicht halten. Vergleicht Euch mit dem König, ich will selber meine Würde einsetzen und einen gnädigen Frieden vermitteln.«

»Wie Euer Bruder im Herrn, Bischof Heinrich vom Ermland?« fragte Plauen.

Johannes stutzte; die gelben, geschwollenen Backen liefen schmutzig rot an. »Ihr wißt?« stammelte er überrascht.

Plauen lachte grimmig auf, ein schrecklicher, unheilkündender Laut kam aus seinem Munde. »Jetzt, Bischof, jetzt erst weiß ich, was ich nur ahnte. Ich hoffe, Ihr, Johannes, Ihr haltet dem Orden bessere Treue. Es sagten mir etliche, Ihr hättet Euch dem Herrn Hochmeister noch in Kauernick vor Gott gelobt, drei Tage vor Tannenberg; und jetzt redet Ihr von der Gnade Polens?«

Herr Johannes wand sich schlangengleich, an dieser breiten Stirn zerschellten seine leichten Lügen.

»Das Feld von Tannenberg — Herr Statthalter, bedenkt den Leichenhügel! Alles Land zwischen Thorn und Marienburg hat dem König gehuldigt« — er konnte es nicht zurückhalten —, »mit offenen Armen haben sie ihn aufgenommen. Ihr steht allein!«

»Mit Gott!« sagte Plauen leise.

Der Bischof überhörte es in christlicher Geduld und warb weiter: »Herr Statthalter, erkennet die Zeit! Der Orden ist dem Lande zur Last. Seid klug und gebt dem König nach, vielleicht daß Ihr noch etwas rettet. Was steh' ich hier und rede? Ich will meines Bistums, der Kirche und Preu-

ßens Wohl, es ist genug des Blutes. Gebt nach, Herr Statthalter, Ihr werdet es nicht bereuen.«

»Ihr seid beauftragt?«

Bischof Johannes hob die Handflächen in stummem Entsetzen gegen Plauen, seine Sprache hatte offenbar keine Worte für diesen Verdacht. »Ich diene der Kirche, sonst niemandem,« sprach er würdevoll.

»So hebt Euch eilig in Euer Bistum! Ich diene Preußen und halte die Burg. Meldet das — der Kirche!« Plauen stieß die Tür auf und winkte verächtlich.

Johannes sah, hier war nichts mehr zu verdienen, er entrann mit flatterndem Gewande.

In Plauen sprengte der Zorn die künstlichen Dämme, er sah seinen Vetter Heinrich eintreten und schrie laut auf: »Diesen von Rom geschützten Betrügern müssen wir die Seelen unsers Volkes anvertrauen! Diese Vipern dürfen wir nicht zertreten! Diesen Verrätern das dürre Herz nicht aus der Brust reißen! Weh, ihr Zeiten Kniprodes, wo seid ihr! Die Besten liegen auf dem Rasen bei Tannenberg.«

»Wir sind auch noch da!« tröstete der Vetter. »Höre, ich melde mich in den Orden. Gerade jetzt, wo er im Elend ist.«

Plauen starrte den blonden, blauäugigen Riesen entgeistert an; sein Blick hastete beunruhigt zur Tür. Mühsam entstieg es ihm: »Vetter, kein Wort mehr davon! Der Orden hat genug der Plauen verschlungen. Was soll uns Rittern Armut, Keuschheit, Gehorsam ohne Heidenstreit? Die Verdammnis zur Tatlosigkeit verdirbt uns zum Laster. Es ist Wahnsinn — Wahnsinn, gegen alles Vernünftige —« Er brach ab, seine Mienen verschlossen sich. »Dies für uns, Vetter. Die Sümpfe trocknen wir später. Zuerst kommt Burg und Land.«

Unmittelbar, als sei sein Herz durch nichts erregt, besprach er die notwendigen Dinge der Wirtschaft für die Vorburg, und seine tapfere Ruhe teilte sich mit. Verklärten Auges hing der Vetter aus Deutschland an den Lippen des erstaunlichen Mannes, dem in der Größe seines Werkes auch das Kleinste zum Wesen ward. Nur an Swolke schien Plauen nicht zu denken, und der Reuß wagte aus einer ihm selber unerklärlichen Scheu keine Erinnerung.

In der Nacht vor St. Annen stand der König bei Stuhm, zwei Meilen vor Marienburg. Plauen ließ sogleich die letzten Menschen aus der Stadt treiben und Brand in die Häuser legen, sorglich mit dem Winde beginnend. Eine ungeheure Lohe hob sich aus dem sommerdürren Holz, Kopf bei Kopf standen Tausende mit schwerem Atem und sahen dem schrecklichen Schauspiel zu. Viele waren an das jenseitige Nogatufer, daher der Wind blies, gegangen; Befehl des Statthalters rief sie schleunigst zurück: die Brücke sollte zerstört werden, ihre letzten Stunden dienten den Nachzüglern aus dem Werder.

Plauen selber warf kaum mehr als einen flüchtigen Blick auf die brennende Stadt, er ging den entstehenden Wall vor der Vorburg entlang und trieb die gaffenden Arbeiter zur Eile. Inmitten des Weges traf er auf seinen Vetter. »Hier stürmen die Polen zuerst. Sieh zu, daß du die Erde hältst, die ich dir vertraue, Erde und Menschen,« sprach er düster. »Der Bischof von Kujavien hat alles gesehen und wird dem König die wunden Stellen zeigen.«

»Warum ließest du ihn? Hier sind Keller genug für die Skorpione!« rief der Reuß.

Aber Plauen entfernte sich achselzuckend. Ihm genügte die Zahl der Feinde, er hatte keine Lust, mit der Kurie Händel zu beginnen. Rom lag weit; es schützte die Bischofsmütze, gleichgültig, ob ein ehrliches Haupt oder ein verräterischer Schuft daruntersteckte.

Er ging durch die Wehrgänge, prüfte die Steinbüchsen, Bliden, Pechlöcher und Vorräte bei dem flackernden Licht des Brandes. Dann setzte er sich, plötzlich ermüdet, in eine Ecknische und starrte in den glühenden Nachthimmel. Wie Sternschnuppen fielen die Funken in den Qualm zurück; Plauen dachte, er habe nun, wie in der Kinderzeit, einen Wunsch frei; sein Herz lächelte bitter, ihm war das Wünschen versagt. Irgendwo in dem wimmelnden Menschenhaufen war Swolke, verwaist, verlassen auch von ihm, der sie hergezogen — aber sie lebte in diesen Mauern, sie atmete mit ihm, sie hatte keine Not, in Feindeshänden ein schimpfliches Los zu dulden. Und später? Plauen wandte sein Antlitz aus dem grellen Licht, als könne wer sein hilfloses Erröten sehen, stand auf und ging mit raschen Schritten in das Hochschloß.

Im Konventsremter standen die Ritter an den Fensterbögen, die Scheiben waren ausgehangen und in den Kellern geborgen, zitternd strömte die heiße Luft in pulsenden Schwaden in den Raum. Plauen hielt sich im Schatten einer Säule, niemand achtete seiner. Er hörte das Hin und Her der Meinungen, finster und verhalten schlug das Herz in seiner Brust. Da waren viele, die bei Tannenberg mitgefochten hatten und Jagiellos Übermacht kannten, kühne, ungebrochene Männer, die Gersdorf, Borsnitz, Hodenborn, die Dohna, Zeblitz, Klingenstein und Logau, die Haugwitze und Pogerel — an siebzig Namen der besten Geschlechter. Da war keine Furcht vor Tod und Teufel; Kampf und Wunden galten ihnen nur ein Spiel. Aber an den Sieg glaubte niemand. Sie waren hier, um Polen, Litauer und Tataren nach aller Kraft zu schädigen und, mußte es sein, auf den blutigen Steinen Marienburgs tapfer und lachend zu sterben. Die Burg und das Land konnte nur Gott retten.

Verbissen ging Plauen weg; mochten sie zweifeln, alle, alle, wenn sie nur kämpften und gehorchten! Er brauchte keinen Helfer im Glauben, ihm genügte seine eigne Zuversicht und das starke Antlitz Gottes über ihm, ihn tröstete und hielt seine unendliche Liebe zu dem Volk, dem er entstammte und das er hier, im äußersten Zipfel des Reiches, gegen die mordgierige Welle der Slawen verteidigte. Aber er wandelte unter den Brüdern und Herren als eine unverstandene, ihnen von der Not aufgedrungene Gewalt und fühlte kein Herz warm an dem seinen schlagen.

Im Laufe des Tages ward die Ebene um Marienburg voll von Jagiellos Völkern, das Zeltlager zog sich ohne Ende von West nach Nord um die Mauern; die Geschütze, darunter die eignen des Ordens, sperrten ihre dunklen Mäuler gegen die Zinnen; die ungeheure, zermalmende Übermacht des Königs schor die wogenden Getreidefelder tellerglatt und ließ sich in übermütiger Siegerbreite nieder wie Geier zum Mahle.

Dumpfe, stumpfe Stille lag über der Besatzung, es brauchte keiner das Wort des andern, von den fahlen Stirnen lasen sie sich gegenseitig die völlig einige Meinung ab. Scheu, bedrückt, gleichsam schuldbewußt wichen sie Plauen aus dem Wege, taten aber die ihnen auferlegten Pflichten, als stünde der Teufel hinter ihnen. Ärger als die Wetterwolke vor den Toren dünkte sie der Zorn dieses unberechenbaren Mannes, der von innen heraus glühte und loderte wie ein Feuerberg.

Noch ehe die Sonne unterging, half ihm das Glück. Ein Tatarenhaufe versuchte die Vorburg zu stürmen und wurde unter gräßlichen Verlusten zurückgeschlagen; dies hob die Herzen der Schwachen und stärkte sie für den nächsten Tag. Ohne Unterlaß donnerten die Geschütze, rasselten die Sturmleitern. Nach einer Woche hatte der König noch nicht einen armen Ziegelstein gewonnen. Seine Rohre konnten nicht viel ausrichten; in die Stadt vorzubringen war wegen der heißen Aschenhaufen unmöglich, Hoch- und Mittelschloß hatten genügend breite Gräben und im Nordwesten die Nogat. Nur die Vorburg lag offener.

Jedoch die Burg hatte schlimmere Feinde als Kugeln und Brandpfeile. Die Besatzung mußte Karren über Karren voll Getreide, Pulver, ja Geschützen ins polnische Lager ziehen sehen, geleitet von Bürgern und Ratsherren aus Elbing und Thorn. Den Krämern hatte es nicht genügt, treulos vom Orden abzufallen; sie unterstützten den neuen, mit Versprechungen äußerst freigebigen Herrn, wie es in ihrer Macht stand, und verdienten an dem Unglück ihrer Landsleute. Zahlreiche Ritter aus dem Kulmerland hatten ihre Fahnen im polnischen Lager aufgepflanzt, jahrelang gespeicherter Haß gegen Orden und geregelte Herrschaft brach ungestraft aus. Dies anzusehen verstörte die Ordensbrüder auf der Burg mehr als die Gewalt der Waffen, sie fühlten sich verraten und verlassen, fühlten ihre Herrschaft wanken, stürzen, und mit der Herrschaft sich selber — denn, brach der Orden zusammen, was sollte aus ihnen werden? Geduldete Flüchtlinge in irgendeinem reichen Hause, Sölbnerführer für irgendeinen fremden Herrn, Gnadenbrot — das war ihr Los, die sie sich der Armut gelobt hatten und von ihrem Gelübde lebten. Endlich faßten sie so viel Mut, Plauen im Konvent zu bitten, den König um Frieden anzugehen.

Plauen nickte ergeben, er kannte die Seinen. Er war Statthalter, kein Fürst, er hatte die Macht aus ihrer Hand und war darum in ihrer Hand, schlimmer als der Polenkönig in der seines Adels. »Tu' ich das, und Jagiello schlägt es ab, so stehen wir ärger da als jetzt. Denn wer Frieden heischt, zeigt seine Schwäche.«

Ein Aufatmen ging durch den Saal. So sanft hatten sie Plauen nie gesehen, seit er Statthalter war. Sie schrien durcheinander, und es ward klar, sie hatten alles, alles unter sich fertig abgemacht. Er lehnt nicht ab! Bietet ihm Pommerellen und Michelau, schenkt ihm das Kulmerland!

Heinrich erhob sich. »Dies alles will ich anbieten,« sagte er mit gewitterschwangerer Gelassenheit, »aber schwöret mir, daß ihr nie wieder von Ergebung reden werdet, wenn der König ablehnt.«

Ein Dutzend Hände flogen unter Lachen in die Höhe, andre folgten zögernd. Wenige starrten Plauen entsetzt in die wilden Augen. Ihre Herzen hämmerten: Was kann Jagiello mehr verlangen als das? Sollen wir uns ausziehen um eine verlorene Schlacht?

Sie schworen.

Plauen erbat und erhielt vom König Geleit ins polnische Lager. Bei ihm waren etliche Brüder als Zeugen und sein Vetter Heinrich Reuß. Wie zufällig führten die polnischen Herren den Statthalter an Gruppen von Ratsmannen preußischer Städte vorüber, die höhnisch oder verlegen den Bittgang Plauens betrachteten. Plauen schlug die Augen nicht nieder, er ließ die tiefen Blicke flüchtig über die Narren oder Schelme schweifen und beachtete sie nicht weiter. Aber vor einem stockte sein Fuß, er verfärbte sich und ballte die Faust um den Schwertgriff.

Da stand Letzkau, der Bürgermeister von Danzig, und hinter ihm unter Danziger Farben ein stattliches Fähnlein Volks. Die polnischen Geleitsherren lächelten sich verstohlen zu, der Danziger neigte grüßend den Kopf und trat zurück.

Plauen schritt weiter, dem königlichen Zelte zu. Danzig für Polen — der König würde ihn und sein Friedensangebot verlachen. Und dann, Herrgott im Himmel, hilf mir siegen!

Jagiello erhob sich nicht, als Plauen eintrat, er begnügte sich mit einem leichten Beugen des ver-

schlagenen Kopfes. Zindram und Witold neben ihm erwiderten höflich die tiefe Verneigung der Gesandten, sie achteten ritterlich die Ritter.

»Ihr bringt die Schlüssel?« fragte Jagiello obenhin.

»Ja, Eure Königliche Gnaden, die Schlüssel für den Frieden unsrer christlichen Völker, deren Blut aus dem geplagten Lande zum Himmel schreit. Herr, Ihr sollt nichts umsonst geben: wir bieten Euch Michelau, Pommerellen und das Kulmerland dafür zum Geschenk. Den Herrn Großfürsten von Litauen werden wir auch zufriedenstellen.«

Witold hob den Raubvogelkopf und sog pfeifend die Luft ein; solches Angebot hatte er nicht erwartet. Auch der König nicht, aber er blieb ruhig, bei gesenkten Lidern. Er wartete eine ganze Weile, dann wandte er sich an seinen Feldhauptmann und fragte spöttisch: »Zindram, mich dünkt, der Orden verschenkt an uns, was wir jüngst mit Gott und Glück erobert haben. Ist dem so?«

Zindram antwortete nicht, er ließ die Augen nicht von Plauens mächtiger Stirn und maß die innere Kraft seines Gegners mit wachsendem Erstaunen. Er war in Kämpfen ergraut und kannte die Ungebeugten und Unbeugsamen, er fand in dem Statthalter einen Mann von jenem Stamme, den er ausgestorben wähnte; er freute sich, über die trennende Kluft der Völker hin, er freute sich als Mensch des gewaltigen Menschen.

In Jagiello schoß indes der Größenwahnsinn seines Wahlvolkes wie ein giftiges Kraut hoch in Blüten; er hob die Lider, und der volle, glühende Haß gegen alles Deutsche stach hemmungslos aus den schrägen Augen; er ruderte mit den Händen durch die Luft, wischte eingebildete Throne fort. »Weg mit dem Orden aus Preußen! Unser Land ist es, ihr habt es gestohlen, nun hat euch Gott gestraft. Preußen, versteht Ihr, ganz Preußen muß Unser sein! Öffnet die Tore der Burg, und dann bittet für Euch und Euren Orden um Gnade!«

Plauen war nicht übermäßig hoch, aber jetzt sah er auf den schäbigen Heuchler nieder wie ein Riese auf ein Gewürm, das ihn am Stiefel belästigt; um seinen Mund zuckte ein Lachen. Er wandte sich zu den Seinen, sah die bleiche Verstörung bei den Ordensbrüdern, den wilden Zorn bei dem Reuß von Plauen. In ihm war nichts als helle, befreite Ruhe, seine Stimme klang wie stählerne Glocken: »Euer letztes Wort, Herr König?«

Jagiello nickte in ohnmächtiger Wut. Im letzten Augenblick erkannte er gleich Zindram den Gegner ohnegleichen, aber sein Siegerglück hatte ihn verblendet und seiner sonst so überaus geschickten Staatskunst beraubt.

»So nehme ich Abschied,« sagte der Plauen. »Demütig kam ich, mutig will ich gehen. Gott und die heilige Jungfrau werden uns retten. Nie und nimmer weiche ich vor Euch aus der Marienburg.« Er verließ das Zelt, aufrechter und heiterer als er gekommen war.

Der König war aufgesprungen, er faßte Witold und Zindram bei den Schultern; zu jenem sich reckend, zu diesem sich bückend stand er schief und häßlich vor ihnen, der Speichel rann ihm erregt über die zitternden Lippen. »Laßt ihn nicht fort,« keuchte er, »mordet ihn! Ein Bogenschuß von den Heiden, den Tataren, und fort ist der Orden! Der eine Mann ist mehr als ein Heer!«

Witold starrte verblüfft auf den Vetter herab, der kleine Zindram riß sich in unverhohlenem Zorn los und schrie: »Kommt zu Euch, Herr! Ihr selber habt ihm freies Geleit gelobt!«

»Aber nicht beschworen!« Der König stampfte wie rasend auf. »Ihr Narren! Um eines Wortes willen vergießt ihr Ströme christlichen Blutes! Vergeudet ihr Länder!«

»Er hat recht,« sagte Witold leise, aber die Scham färbte selbst ihm, der in Verrat und Lüge geprüft war wie selten einer, die Wangen purpurn.

»Tausendmal hat er recht!« kreischte Zindram, daß sich die magere Stimme überschlug. »Wir tun noch mehr für ein Wort, wir Polen! Wir verteidigen es mit unserm eignen Leben, wie ich jetzt den Plauen!«

Er riß das Schwert, das fast so lang wie er selber war, an seine tapfere Brust und stürmte aus dem Zelt, trat neben den langsam schreitenden Statthalter und geleitete ihn unter die Wälle. Plauen fühlte in heißer menschlicher Rührung, was den kleinen Feldherrn zu ihm trieb. Ein heiliger Schauer ergriff sie beide in dem Empfinden adliger Gemeinsamkeit; abgrundtief unter sich sahen sie die breite Hefe der Völker, in Lumpen, mit Ratskrausen, goldenen Sporen, Fürstenhüten und Kronen.

Als Plauen dem Konvent des Königs Forderung mitteilte, wurden auch diese trägen und auf sich bedachten Seelen gepackt und in ihre eignen besseren Tiefen gezwungen, aus denen ein verborgener Mut hell durch die graue Asche der Selbstsucht schlug. Sie liefen geschäftig auf ihre Posten, und auch im polnischen Lager bewegte der Vernichtungswille Jagiellos Scharen und Geschütze drohend gegen die Burg.

In der Mittagssonne glänzte das zwölf Ellen hohe Mosaikbild der heiligen Jungfrau von der Wand der Konventskirche; mit Entrüstung beobachteten die Eingeschlossenen, wie Polen und Russen, hinter Weidenkörben gedeckt, eine schwere Feldschlange heranschleppten und sie auf die Gottesmutter zu richten begannen. Plauen sah, wie sich im Osten tatarische Truppen zum Sturm rüsteten, um in der Verwirrung, die ein glücklicher Schuß mit Notwendigkeit erzielen würde, die Vorburg anzugreifen. Die Meinungen jagten sich: Würde Maria die Zerstörung ihres Bildes gestatten? Das süße Jesuskind auf ihren Armen der frechen

heidnischen Kugel hingeben? Da waren wenige, die nicht an ein Wunder glaubten, und angesichts dieser tatlos auf Gottes schützende Hand harrenden Menge überkam Plauen zum erstenmal ein Zagen: Wehe, wenn das Bild zerschmettert würde! Diese Verzweiflung hier, dieser trunkene Siegestaumel drüben! Er dachte daran, Sandsäcke vor das Bild zu hängen, verwarf den Plan, kaum daß er entstanden war, da er Ängste und Zweifel der Gläubigen nur gesteigert hätte. Er ging an die äußerste Schanze zwischen dem drohenden Geschütz und der Burg und verfolgte aufmerksam die Anstrengungen des Feindes. Es summte um das Rohr wie ein Bienenschwarm; offenbar waren die Ansichten auch drüben verschieden, ob die Schlange auf das Bild gerichtet werden dürfe oder nicht. Aus der Burg schlugen die Kugeln ringsum ein, ohne Schaden zu tun; jede wurde mit höllischem Gelächter und Helmabnehmen begrüßt, tatarische Reiter trieben sich frech und spöttisch unter den Wällen umher.

Wie gelähmt starrte Plauen hinüber, da flog, als teile Morgenwind die schwüle Nacht, ein Hoffnungsstrahl in seine Seele: aus dem Knäuel um das Geschütz ragte um Haupteslänge ein Mann, der ihm bekannt schien. Jetzt hob er einen Arm, lang wie ein Schwert, in die Luft, und schwarz gegen die Sonne stand eine mächtige, schaufelförmige Hand, wie sie Gott so reichlich allein Herrn Johann von Tepper zugemessen hatte.

Über Plauens erlöste Mienen spielte die Schadenfreude: hier hatten die Polen einen in allen Ränken erfahrenen Fuchs in ihren Bau gelassen, und daß er just an dieser Stelle stand, ließ auch den Statthalter an das ersehnte Wunder glauben. Er verließ die Schanze und schritt der Vorburg zu; erst auf dem Wege wurde er seines Zieles und seiner Freude bewußt, Swolke eine gute Nachricht zu bringen. Er fand sie vor einem Waschzuber. Eine Schar nackter Kinder hockte um sie herum und wartete auf das Bad; mitten im Lärm des Lagers wirkte der Anblick friedselig und voll tröstlicher Zuversicht. Unweit davon saß auf einem Mauerrest der Reuß von Plauen und trank mit Behagen das liebliche Bild, als gäbe es keine würdigere Beschäftigung. Als er den Statthalter sah, wollte er beschämt von hinnen, aber Plauen winkte ihn heran. »Hast recht, Vetter, es kämpft sich besser, wenn einer solchen Frieden im Rücken weiß und verteidigen darf. Hört, Swolke: Euer Großvater ist im Polenlager und steht neben der Unglücksschlange, die auf die Jungfrau zielt.«

Swolke wurde Glut, das Laken sank ihr aus den zitternden Händen, mit seinen langen Armen rettete der Reuß es aus dem Zuber und wrang es aus.

»Mein Großvater ist dem Lande treu und hält es nicht mit Polen. Wenn er da steht —«

»So hat das seine besondere Ursache,« fiel Plauen ein, »das glauben wir auch, Mädchen. Wir sind gewiß, Herr Johann hat irgendeine teuflische List — na — will sagen, einen göttlichen Einfall, um das heilige Bild zu retten. Ich denke, wir werden ihn bald in der Burg sehen.«

»Ihr glaubt?« rief Swolke mit strahlenden Augen. Plauen nickte lächelnd und zog den Vetter mit sich zu den Wällen. Die Polen schienen endlich mit dem frevelhaften Werk zu Rande zu kommen; eine Feuerkieke wurde herangeschleppt, der Geschützmeister fuchtelte prahlerisch mit der Lunte nach dem Ziel.

Dann war einen Augenblick Stille, die Lunte senkte sich auf die Kieke, schwankte wie ein Sonnenstäubchen und fuhr auf das Zündloch. Dünne Funken spritzten, der Schütze trat näher, beugte sich vor, eine weißglühende Schlange zischte zu seiner Hand, verlosch in einem markerschütternden Schrei. Der Meister schlug die Hände vors Gesicht, taumelte aus dem Kreise und stürzte in die Knie.

Auf der Burg stockten die Herzen, dann erfaßten sie das Geschehnis und brachen in wildes Jauchzen aus: Gott gab ein Zeichen, Gott schlug die Sünder mit flammendem Schwert, Gott selber rettete die allerheiligste Mutter vor den Kugeln der Frevler. Seht, da schleppen sie ihn weg wie einen Blinden, da stehen sie mit gesenkten Köpfen neben dem stummen Geschütz, das christlicher war als sie!

Es wurde sehr still im polnischen Lager, nur die heidnischen Hilfsvölker wimmelten unruhig um die Vorburg, versuchten planlose Angriffe auf die äußersten Mauerköpfe und waren sichtlich über irgendein Ereignis verstört.

In der Dämmerung bemerkten die Wachen an der Nogat ein umfängliches Bündel aus Heu und Zweigen im Strom, das langsam auf das Ufer zusteuerte. Sie sammelten sich und betrachteten mißtrauisch das Fahrzeug. Schon wurden die Tataren am andern Ufer auf die Zusammenrottung aufmerksam, da warnte eine halblaute Stimme aus dem Wasser: »Zerstreut euch, ihr Esel! Müßt ihr dem Feinde zeigen, wer hier herumklettert? Einer von euch kann dies schöne Nest unter den Brückenkopf staken und mich zum Statthalter führen.«

Im Schatten der Brücke entstieg Herr Johann von Tepper, wie ihn Gott geschaffen hatte, dem Fluß, rieb sich mit dürrem Grase trocken und schlüpfte in seine Kleider. Bedächtig wandelte er über die Treppen und Gänge, seine wachsamen Augen waren von dem Erschauten nicht unbefriedigt. Er fand bei Plauen einen gedeckten Tisch; fröhlich schloß ihn der Statthalter in seine Arme. »Wir haben Euch bereits erwartet, werter Herr Johann, ich sah Euch an dem Geschütz.«

Der alte Tepper schmunzelte über sein glattgeschabtes Gesicht und verzog schließlich den Mund

bis an die Ohren. »Stand das Rohr nicht wahrhaft sprachlos vor der Gottesmutter? Unter uns, Herr Statthalter: ich hatte zuvor mein Wasser in das Zündloch abgeschlagen; es ist nämlich gut, wenn man Gott in seinen Gnaden so weit wie möglich entgegenkommt. Ja, und an der Lunte hatte ich ein kleines Feuerwerk angebracht; der tapfere Meister hat die Augen voll heißen Pulvers und fällt der Marienburg nicht weiter lästig. Gesegne es Gott, Herr Statthalter!«

Dabei schlug der Herr von Tepper eine Bresche in die Speisen, daß vier Mann von seiner Magerkeit bequem hindurchmarschieren konnten. Plauen sah ihm lächelnd zu, fragte nichts, erzählte von Swolke, schließlich von dem, was bisher von außen an Gerüchten über den Stand des Landes in die Burg gedrungen war.

»Herr,« begann der Tepper nach einem letzten Bissen, »ich bringe Euch die allerbeste Nachricht: die Burg ist gerettet, im Feldlager ist die Roß ausgebrochen, Tataren und Litauer sind aufsässig und kaum mehr zu halten. In vier Wochen längstens seid Ihr frei.«

»Ihr übertreibt,« sagte Plauen mit schwacher Stimme. Das Glück erdrückte ihn jählings, er konnte es nicht fassen. Er übersah blitzschnell die ungeheure Gefahr der Pferdeseuche, die, bei brütender Hitze und wimmelndem Ungeziefer, Tiere und Menschen im gedrängten Schwarm verderben mußte. »Habt Dank, Herr Johann, habt Dank für alles! Ist der Orden wieder in Macht und hat ein Haupt, so soll Euch alles vergolten werden.«

»Ein Haupt?« Tepper spielte Überraschung. »Seid Ihr nicht Haupts genug? Sie müßten Esel sein, wählten sie Euch nicht zum Meister. Meinen Glückwunsch, Euer Gnaden!« Er warf den überlangen Arm in die Luft und verneigte sich tief.

Plauen schwieg mit verdunkelten Augen. »Wie kamt Ihr ins Lager?« fragte er nach einer Weile.

»Höchst einfach. Ich hatte die Wahl, meinen Hof brennen zu sehen oder mich anzuschließen wie die andern Eidechs — na ja, wie die Eidechsen. Herr, denkt nicht allzu schroff und, ich rate Euch gut, schnüffelt, wenn Ihr wieder die Gewalt habt, nicht bei den Kulmer Rittern nach Gewesenem. Es sind manche Banner bei Tannenberg gesunken. Denkt lieber, wie Ihr die ungleichen Pferde, die Städte, die Ritter, die Bauern in ein tüchtiges Gespann zwingt, das der Orden zu aller Vorteil und nicht nur zu dem der Brüder lenkt. Verzeiht mir meine Offenheit, Herr, aber es ist eine böse Zeit und nicht dazu geschaffen, den Kopf unter Weiberröcke und Mönchskutten zu stecken, bloß um für den Augenblick Ruhe zu haben. — Also, ich war im Polenlager und hatte Muße, das widerlichste Gewürm zu betrachten, das je die Sonne beschien, den Herrn Bischof von Kujavien. Wenn Ihr dieses Scheusal einmal in die Hände bekommt, so laßt mich einen Atemzug lang mit ihm allein, ich will es vor Gott verantworten. Er zeigte den heidnischen Tataren die reichsten Kirchen, er führte den Raub- und Schandzug in die Güter des Pelpliner Klosters, er sah zu, wie Abt und Mönche von den Unholden gemartert wurden, er lieh dem König List und Tücke, um Städte und Burgen zu gewinnen, kurz, er diente dem siebenmal geschwänzten Teufel, aber nicht unsrer heiligen Kirche. In Subkau sitzt er, den Polenadel bewirtet er mit offener Tafel, seine deutschen Bauern müssen indes den Dreck in den Scheunen zusammenkratzen, um nicht zu verhungern. Herr, alles Böse und Gottlose wird den Heiden zugesprochen; nun haben wir denen die Teufel ausgetrieben, aber jetzt sitzen sie in unsern eignen Herzen.«

Plauen nickte grimmig; er wußte, dies ging nicht mehr auf den Bischof allein, dies galt der ganzen Zeit und vor allem dem Orden.

»In Thorn«, fuhr der Tepper unerbittlich fort, »haben die Frauen den König um Ersatz für ihre Männer gebeten, die bei Tannenberg gefallen sind — Herr, solche tiefen Dinge sind nicht mit einer verlorenen Feldschlacht zu erklären, nein, die Schlacht war nur der letzte Stoß an einem gänzlich vermorschten Bau. Wo die Frauen anfangen brüchig zu werden, da taugen die Männer schon lange nichts mehr.«

»Ich weiß es, bei Gott, ich weiß es!« rief Plauen aufgewühlt. »Herr Johann, erzählt mir Sachliches!«

»Laßt Eure Ställe frisch kalken, wascht die Pferde mit Würzessig und Branntwein oder Sud von Wermut, von Weidenrinde — und vor allem, laßt sie bei Ausfällen im Stall und vertraut sie niemandem, der mit denen da draußen in Berührung kam. Gebt auch den Leuten auf, daß sie die gleichen Mittel bei sich anwenden, denn schon sind viele im Lager angesteckt und sehen böse aus, mit stinkenden Geschwüren; sie sterben wie die Fliegen. Witold wird seine Litauer nicht lange halten können, noch weniger die Tataren, und dann steht Jagiello allein mit seinem unbotmäßigen, versoffenen Adel und Euren vier Landesbischöfen, die um ihn herumscharwenzeln wie Motten ums Licht. Der Ermländer weiß übrigens oft, wann Ihr ausfallt; habt Ihr einen der Seinen in der Burg?«

»Nicht mehr,« sagte Plauen zornig, »vorgestern sandten wir ihn auf heimlichen Wegen nach Danzig. Es war der Dechant von Frauenburg, Domherr Bartholomäus.«

»Der? Nun, er hat keine Eile, er ist noch im Lager und sonnt sich an der königlichen Huld. Jagiello soll ihm die Ordensgüter Tolkemit und Bassenheim verschrieben haben.«

Ein Diener kam und stellte Lichter auf den Tisch. Herr Johann sah mit traurigen Augen auf Plauens geisterhaft blasse Stirn.

»Laßt mich dies erst verdauen,« sagte der Statthalter aufstehend, »ich sende Euch derweil Euer Sohneskind.« Er mußte allein sein; Widerwärti-

ges und Glückbringendes stürmte mit schier gleichen Kräften auf ihn ein, und jedes verlangte sein ganzes, ungeteiltes Herz.

In der siebenten Woche der Belagerung, an einem lieblichen, frischklaren Spätsommertage, erhielt Plauen einen Brief des Königs von Ungarn, er möge aushalten, der König eile mit seinem Heerbann zur Hilfe herbei. Indes der Statthalter die Freudenbotschaft unter schmetterndem Trompetenschall verkünden ließ, so daß es bis ins feindliche Lager und den Polen wenig angenehm in die Ohren drang, erhielt Jagiello ebenfalls einen Brief, den ließ er niemanden sehen als Witold. Es stand darin zu lesen, der Landmeister von Livland sei mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt. Sie machten aus, daß Witold mit einigen tausend Reitern versuchen sollte, den Landmeister aufzuhalten — Witold fuhr in unverhohlener Freude: lieber den Tod in der Schlacht als unter den Fängen der Seuche, die die Seinen schlug wie ein Schnitter die Mahd!

Aber nach fünf Tagen kam er wieder zurück. In Samland und Natangen stand alles für den Orden unter Waffen, der Bischof von Ermland selber hatte ihn vor dem überlegenen Heere gewarnt.

Noch hockten Witold und Jagiello wie zerzauste Raubvögel im Königszelt, da trat Zindram ein. »Ich komme nicht als Euer Feldherr, Königliche Gnaden, sondern als Abgesandter des Adels. Was bedeuten Aufbruch und Rückkehr des Großfürsten, und was der Herold, den Ihr heute in die Burg sandtet?«

Jagiello schoß einen giftigen Blick auf den kleinen Ritter, dessen Beliebtheit bei Volk und Adel ins Sagenhafte ging und gegen den er wehrlos war. Aber in fressender Wut über seinen sinkenden Stern begehrte er auf und geiferte: »Bin ich Euch Rechenschaft schuldig? Hab' ich nicht in hundert Geschäften bewiesen, daß ich ein Meister in der Staatskunst bin?«

Diese Äußerung lächerlicher Eitelkeit erleichterte ihn sichtlich, er blähte sich in dem allerdings wohlverdienten Ruhm, noch jeden, der mit ihm zu tun gehabt hatte, übers Ohr gehauen zu haben — zum Heil eines übermäßig wachsenden, aber sehr dürftig gestützten Reiches. Er war unvorsichtig genug, seinem Vetter Witold einen schadenfrohen Blick zuzuwerfen, aber Witold fand die Stunde nicht geeignet, Scherze über seine vielfachen Niederlagen gegenüber Jagiello anzuhören, sein Gesicht verfinsterte sich.

»Herr König,« sagte Zindram, »wir trauen Euch alle Ränke zu. Jedoch wie Ihr in Geschäften, so sind wir in Schlachten erprobt und sehen hier vor der Burg keinen Ruhm mehr für uns. Pferde und Menschen erliegen den scheußlichen Seuchen, ich halte die Fahnen mit Mühe beieinander und kann Euch genau die Zeit sagen, da Ihr mit mir allein vor diesen Mauern stehen werdet, wenn uns Gott das Leben schenkt. Von den langen Rohren ist nicht eins schußfähig, der Plauen belagert uns ärger als wir ihn. Macht ein Ende!«

Jagiello zog sich in Krämpfen zusammen, seine Backenknochen stachen gelb wie Eiter aus der fleckig geröteten Haut, er stöhnte gleich einem Geizhals, der unter Räuber gefallen ist und gierig zwischen Tod und Schätzen schwankt. Er haßte Zindram, wie der Heuchler die Wahrheit, es machte ihm ein teuflisches Vergnügen, die ehrlichen, geraden Spuren dieses Mannes in der Adelschaft mit Tücke und Gold auszulöschen.

Zindram betrachtete ihn mit Anstrengung, er kannte keine Menschenfurcht und grollte: »Ringsum sind die Getreidefelder zerstampft und verbrannt, jetzt leiden wir Hunger. Hier sind Greuel geschehen, die den polnischen Namen für immer schänden, denn nicht nur die Heiden haben Frauenraub und viehische Lust getrieben. Dies kommt vom bösen Umgang, Herr König, und es ist für unser Volk schlimmer als ein verlorener Krieg. Der ist verloren, oder habt Ihr heute durch Euren Herold nicht um Frieden nachgesucht?«

»Angeboten!« keifte Jagiello in heller Wut. »Angeboten, wie der Orden ihn vor vier Wochen selber vorschlug.«

Zindram brach in schallendes Gelächter aus, Witold stand auf, hob die Arme hilflos an die Decke und starrte verzweifelt auf den Vetter. »Da wird der Plauen die Antwort rasch gefunden haben,« höhnte er. »Für welchen Narren muß er Euch halten!«

Jagiello sah plötzlich verändert aus, seine Züge ließen kalt und gleichgültig, die dünnen Lippen schlossen sich eng aufeinander. »Das soll er auch,« sagte er in hämischer Genugtuung, »heut in acht Tagen brechen wir das Lager ab.«

Ist ein mächtiges Werk getan, so wird es den weiland Zweiflern und Furchtsamen alltäglich, sie hätten es — mit dem Glück des Meisters — auch gekonnt; aber die Götter legen große Dinge nicht in kleine Hände. Am liebsten würden die Nörgler, denen nichts genug ist, gesehen haben, wenn Plauen zur Errettung von Burg und Orden noch die Toten von Tannenberg wieder zum Leben erweckt hätte, vor allen das edle, strahlende Haupt des ob seines heldischen Sterbens nun doppelt geliebten Jungingen. Jedoch sie schwiegen, die Toten, und von Ulrichs Blut schritt, vielleicht, eine alte Frau fern am Neckar über die Sommerberge, strampelte ein krähender Säugling in einer Polenkate unweit Rheden. Jascha drückte ihn lachend an die strotzende Brust und hatte Schelte und Prügel von Mutter und Schatz längst von dem gesunden Fell geschüttelt. Und noch ein Wesen seines Stammes hatte Ulrich überlebt, wenn auch nur um den ersten und einzigen Tag seines Daseins. Dann hatte die Faust, die das Kulmer Banner

verräterisch gesenkt, den kleinen Mund gewaltsam stumm gemacht und das Töblein im Garten verscharrt. Der polnische Adel tanzte und trank über dem Grabe, Nikolaus von Renys hielt mit geschmeidigem Rücken offenes Haus. Jetzt begann Renys zu verwaisen, der König zog von der Marienburg ab, das riesige, immer zuchtloser gewordene Heer wälzte sich noch einmal über das unglückliche Land und verlief sich zum großen Teil. Kam nun die Strafe? Städte, Burgen und Ritterschaft wagten kaum zu atmen: wer würde des Ordens Oberhaupt werden und was seine Rache an ihnen sein? Plauens Name lief scheu von Mund zu Mund, daneben, sorgfältig und zielbewußt in die Gemüter hineingeschoben, der eines sehr viel glatteren Mannes: des Vogtes der Neumark, Michael Küchmeisters von Sternberg. Endlich griff der Himmel in den Erdenstreit, enthob die Wähler der Wahl und ließ Michael in offener Feldschlacht in die Hände Jagiellos fallen. Da wählten sie, wollend oder nicht, Plauen zum Hochmeister, Michael hingegen wurde zum Oberstmarschall ernannt. Plauen genehmigte es schweigend, er wußte: dieser eitle, auf Glanz und Genuß gestellte Mann verstand Polens glühenden Haß nicht, weil er sein eigen Volk nicht erkannte, und sei ihm nur als träges Gewicht angehangen. Jedoch, Michael hatte seine Verdienste und war gefangen; es verstand sich von selbst, daß er beim Frieden als Ordensmarschall zunächst freigelassen wurde. Noch lag der Friede in Fernen, noch hielt Jagiello wesentliche Punkte des Kulmerlandes fest in der Hand und vermehrte, trotz des Waffenstillstandes, sein zerrüttetes Heer durch Zuzug von heidnischen Völkern, daß es wieder zu einer stattlichen Macht wurde. Doch auch Plauen erhielt vom Reich und von Livland Hilfe und hätte eine entscheidende Schlacht nicht gefürchtet.

Er zog durch das winterliche Land gen Thorn, mehr und mehr auf sich allein gestellt. Den Vetter Reuß hatte er längst vorausgesandt, in dessen Geleit den alten Herrn Johann und Swolke; ihm blieb niemand, der ihm nahestand. Seinem jüngeren Bruder Heinrich — sie hießen alle Heinrich, die Plauen — hatte er die Komturei Danzig gegeben, denn sie verlangte, bei der dummdreisten Haltung des städtischen Rats, eine gewalttätige Faust. Einsam ritt der Meister an der Spitze seines Zuges, er empfand, ohne hinzusehen, den widerstrebenden, verräterischen Geist im Kulmerlande, sah mit dem Auge der Seele Haß und Verzweiflung aus den verbrannten Dörfern aufflackern und fühlte in der Masse der Ritter hinter sich die platte, blutlose Verständnislosigkeit, das feige, bequeme Mißtrauen gegen seine Ziele. Wüßtest du alles, Jagiello, du schlössest nicht eher Frieden, bis Preußen dein wäre! seufzte sein Herz, und dann löste er sich mit einem tiefen Atemzug der Schneeluft von den bitterlichen Ängsten und traute wieder seinem Stern.

In Rheden fand er das Ordenshaus verbrannt, nur die Vorburg stand noch und war in polnischen Händen. Der Vetter Reuß hatte sie nicht zu erobern vermocht, seine Truppen, schlesische Söldner, lagen matt und überdrüssig davor und machten eher den Eindruck einer lungernden Räuberbande als den ehrlicher Kriegsleute. Der Vetter war verritten, nach dem Tepperschen Hofe.

Es war Abend, in grauen Schwaden sank die Nacht. Plauen ließ lagern, er selber bestieg ein frisches Pferd und ritt mit einem Viertelfähnlein zu Herrn Johann. Er glaubte zu wissen, was den Vetter dorthin getrieben, rückwärts schauend fiel ihm Bild auf Bild aus der Belagerungszeit ein: immer vertrauter hatte Swolke sich dem stattlichen Manne angeschlossen. Indes Plauen in grauer Arbeit versank, saßen die beiden in müßigen Stunden lustig plaudernd beisammen; und, ach, wie konnte der Vetter erzählen! Plauen hatte nichts von dessen freudig-leichter Seele, schwer und dick tropfte das Blut durch seine Adern.

Er ritt mit gesenkter Stirn, seine Augen brannten in der Kälte, er wollte dem Vetter zürnen, weil er sich von seiner Truppe entfernt hatte, und konnte nicht. Zu allertiefst in seiner dunklen Einsamkeit wuchs eine lichte Blüte — ihm war, als würge sie einer mit grausamer Faust, und der Würger war er selber: sie mußte sterben, damit die Eifersucht keinen Platz in seiner Seele gewann.

Das Haus lag vor ihm, hell schimmerte Licht aus den Ritzen der Fensterverschläge. Sie saßen um den warmen Herd und wußten nichts von Winter und Not. Plauen hielt eine Weile vor dem Tor; die Seinen, schon seines stummen Ernsts gewohnt, warteten auf ein Zeichen, anpochen zu dürfen. Plauen schwieg.

Endlich wurden die Hunde laut, Herrn Johanns Kopf erschien mißtrauisch über der Mauer, gleich darauf der Reuß, und seine Augen lachten dem Vetter unschuldig entgegen. »Ihr seid schon da, Euer Gnaden?« scherzte er. »Komm ins Warme, Vetter! Wie bin ich froh, daß du hierher gefunden hast!«

Sie versorgten die Leute in der Halle und setzten sich in das Nebengelaß, da Swolkes Rocken neben dem flackernden Feuer stand. Plauen stockte das Herz, als er sie sah; zum erstenmal freute ihn ihre Frische und Lieblichkeit nicht, er fand kaum ein Wort für sie, und beschämt und enttäuscht ging sie ihren hausfraulichen Pflichten nach, im Glauben, Plauen könne den Vetter nicht eilig genug für sich allein haben.

»Ein herrliches Mädchen!« schmunzelte Reuß.

Plauen erwachte. »Vetter, ich wundere mich, dich nicht vor Rheden zu sehen, statt dessen scheinst du andre Festungen zu belagern, die dem Orden weniger am Herzen liegen.« Er empfand sofort die Zweideutigkeit der Worte und errötete vor Zorn über sich selbst.

Der Reuß horchte betroffen auf den bitteren



Otto H. Engel: Der Blick ins Weite

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig

Ton, er sah Plauen mit seinen ehrlichen Augen an und sagte: »Ich bin um Rheden hier, nicht um das Mädchen. Irgendwer vom Lande steckt mit den Polen in der Vorburg unter einer Decke und verrät meine Bewegungen. Ich glaubte, Herr Johann könnte mir raten. Mein Pferd steht annoch gesattelt im Stall, schon war ich willens, zurückzureiten.«

Plauen drückte ihm bewegt die Hand. »Verzeih, Vetter Heinrich. Und Herr Johann?«

»Sagt nichts. Dies muß heißen, daß die Eidechsen ihre Hand im Spiel haben und Herr Johann sie nicht verraten will. Nikolaus von Renys selber soll jedoch auffällig still in seiner Burg sitzen, in Rheden haben wir ihn jedenfalls nicht gesehen.«

Plauen merkte, wie seine Gedanken immer noch bei Swolke waren und ihn nicht zu seiner Pflicht kommen ließen. Rauh griff er in die Wunde: »Noch eins, Vetter, liebst du die Jungfrau?«

Der Reuß lachte Plauen in das ernsthafte Gesicht, etwas verlegen, etwas erleichtert. »Zieh dein Mönchskleid aus und sei du wochenlang um sie, ohne sie zu lieben! Warum fragst du?«

Weil ich sie liebe! schrie Plauen inwendig und fühlte mit einem Male die ungeheure Stärke seiner Leidenschaft; wie Höllenbrand jagte das Blut durch seine Adern, und in den zuckenden Flammen schwankte sein Herz mit einer qualvoll schmerzenden Seligkeit. Grell stand ihm der Widersinn seines gesunden Leibes und seines Gelübdes vor Augen, aber er wußte in selber Stunde: weniger als je durfte er eben jetzt diese Fesseln zerbrechen. Es ging um Preußen, um *sein* Preußen, darüber die Geier beutegierig kreischten. Da zerriß er die andre Fessel, jählings, aus innerer Not, ohne zu denken. »Du bist ein Plauen,« sagte er halblaut, »du meinst es ehrlich, mußt es ehrlich meinen. Ich bin diesem Hause verpflichtet und würde mich freuen, Swolke in treuen Händen zu wissen.« Er hielt einen Augenblick inne, von der eignen Stimme verstört, die Panzerriemen knirschten unter seinen Atemzügen. Er wollte sich nicht erkennen lassen und fuhr rasch fort: »Ich könnte dann hoffen, Vetter, dich dem Lande zu erhalten,« und, bitter lachend, »ohne Ordensgelübde.«

Reuß, ganz in seiner Liebe befangen, sah Plauens Bewegung nicht oder deutete sie falsch. Er schloß den Vetter stürmisch in die Arme und flüsterte glutübergossen wie ein Junge: »Wirb du für mich, Vetter! Gelt, du tust mir die Liebe! Still, sie kommt!«

Herr Johann und Swolke traten ein, Plauen drückte den Vetter in einen Sessel und raunte: »Nach dem Frieden.«

Er fühlte bei dem Mahle die Augen Swolkes wie forschend auf seinem Gesicht und fand nicht die Kraft, sich zu meistern und ihrem Blick zu begegnen. Er betrachtete den Vetter Reuß und mußte sich gestehen, die beiden gaben ein prächtiges Paar. Er — war ein alter Narr mit einem zügellosen Herzen, er hatte nichts zu hoffen und konnte froh sein, wen er liebte, im Glück zu wissen. Dieser Gedanke löste ihn ein wenig aus seiner stumpfen Befangenheit, er suchte in Worten und Blicken zu erkunden, wie Swolke zu dem Reuß stünde, hörte und sah das muntere Spiel und Geplänkel zwischen roten, jungen Lippen und blanken, jungen Augen und begrub seine eigne Liebe in tiefster Seele, unwissend, daß er Unsterbliches einsarge.

Dann ritten sie von dannen; der Wind hatte die Schneewolken verweht, Sterne glitzerten kalt durch den unendlichen Raum und dehnten die Ebene vor ihnen noch weiter und trostloser. Plauen ritt eiliger, er vermochte das glückselige Geschwätz des Vetters nicht anzuhören, er konnte die befreiende Einsamkeit kaum erwarten, er sehnte sich nach Schlaf und Vergessen. Hochmeister Deutschen Ordens! Deutscher Reichsfürst! Ach, säße er in einem armen Bauernhause und schaukelte Kinder seines Blutes auf den Knien!

Abgemattet, angewidert von dem ekelhaften Schacher mit Jagiello kam Plauen aus Thorn zurück. Der Friede war geschlossen, der Orden hatte nichts an Land verloren, war aber in einem Sondervertrag zur Zahlung von hunderttausend Schock Böhmischer Groschen verpflichtet worden. So war der äußere Feind beschwichtigt; wer aber aus dem verarmten Lande diese Summe pressen wollte, schuf sich im Innern tausend neue und vielleicht ärgere Gegner. Die Ordenskassen waren leer, Soldtruppen, Ausrüstung, Handelseinbußen hatten alles verschlungen. Der Orden war kein unumschränkter Landesherr, niemand, insonderheit nicht die Städte, waren über ihre festliegenden Steuern hinaus verpflichtet. Vor Plauen wuchsen die Schwierigkeiten wie die Köpfe der Hydra.

Von Schönsee bog er ingrimmig nach Nordwest ab, für den Reuß zu werben; ohne Wissen des Vetters, der mit der Nachhut kam. Plauen wollte alles hinter sich lassen, wollte Preußen lieben und sonst nichts. Er ließ seine Begleitung nach Rheden weiterziehen und sprengte Teppers Hof zu. Es geziemte sich, überlegte er, bei Herrn Johann zuvor anzufragen, aber ein dumpfes, mahnendes Gefühl hielt ihn zurück. Er war nicht in der Stimmung, Wert auf Äußerlichkeiten zu legen; war die Jungfrau für den Reuß, so kam dem Alten die Kunde früh genug. Der Landesherr selber warb für einen deutschen reichsunmittelbaren Herrn von tadellosen Sitten und edlem Geschlecht; da blieb wohl für Tepper nichts mehr zu erinnern.

Seine Gedanken verrannen grau in grau, denn er traf Swolke allein zu Hause. Sie bestürzte sich, als sie den Hochmeister ohne Gefolge sah, ihr Gedächtnis rief den Tag zurück, da Jungingen unter heiteren Himmel eingeritten war. Den Ahn entschuldigend, bat sie Plauen in die Stube, holte, Erwiderungen überhörend, Brot und Bier und setzte

sich zu ihm. »Wo habt Ihr den Herrn Vetter?« fragte sie in ihrer Verlegenheit.

»Ihr vermißt ihn schon?« lächelte Plauen, den gereichten Faden aufnehmend. »Wenn Ihr wollt, so sende ich ihn Euch für immer.« Er betrachtete sie, die erglühte, wehmütig und fuhr fort: »Im Ernst, Mädchen, der Vetter bittet mich, für ihn um Eure Hand zu werben.«

Die Wirkung seiner Worte verwirrte ihn beinahe noch mehr, als sie die Jungfrau berührten. Swolke war aufgesprungen, jähes Entsetzen spiegelte sich in ihren geweiteten Augen, sie griff nach ihrem Herzen und taumelte einige Schritte zurück. Auch Plauen erhob sich, voller Angst, sie verletzt zu haben, und so standen sie sich in erregtem Schweigen gegenüber.

»Swolke!« flüsterte Plauen, und seine Stimme zitterte vor Liebe und Kummer.

»Ihr — Ihr selber!« stammelte sie. »Ihr werbt für den — für den Herrn Vetter um — um mich?«

Und Plauen, leise, beschämt vor seinem Herzen: »Ist Euch dies verwunderlich? Vetter Heinrich meinte, diesem Hause stünde es an, daß der Hochmeister selbst um die Hand der Erbin würde; Ihr seht, er schätzt Eure Verdienste wie ich und weiß, Eure Hand macht ihm Ehre.« Und leiser noch fügte er hinzu: »Sie würde Königen Ehre machen, Jungfrau.«

Swolke lehnte an der Wand, mit dem Handrücken deckte sie die Augen, ihr sanfter Mund war eng und streng geworden. »Nein!« sagte sie bitter, und plötzlich brach sie in Tränen aus, faßte sich sogleich und sah mit feuchten Augen auf Plauen: »Es sei denn, Ihr verlangtet es um des Landes Wohl von mir.«

»Des Landes Wohl?« wiederholte der Hochmeister bestürzt. »Glaubt Ihr —«

Sie fiel ihm in die Rede, fast eifernd, mit tapferer Seele: »Ich weiß, Ihr seht gern Männer Eures Schlages als Besitzer im Kulmerland, vielleicht, daß Ihr den Vetter nicht anders halten könnt —«

»Ihr liebt ihn nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht so. Er ist mir wert, Euer Gnaden, er könnte mir ein Bruder sein.« Hier atmete sie hastiger, erstickt von dem Gedanken, einen andern in ihrem Innern Bruder genannt zu haben, einen, den jetzt die Erde deckte.

Plauen deutete ihre Bewegung falsch und rief mit zagendem Herzen: »So liebt Ihr einen andern? Sagt es mir, Swolke, der ich Euch, ach, wie gern, auch Freund und Bruder sein möchte.«

Er faßte ihre Hand, sie wollte sich ihm entziehen, ausweichen, sah in seine traurigen Augen und konnte nicht. »Ja!« nickte sie.

Es klang wie ein Hauch, aber Plauen war es ein rasender Sturm, der ihre Herzen auseinanderriß. »Wer ist es?« fragte er und wußte kaum, daß er sprach. Wie in Blitzesleuchten sah er Ulrichs schönen Kopf vor sich und ihre Augen schwärmerisch auf ihm ruhen.

»Wozu wollt Ihr es wissen, Herr?« fragte Swolke gefestigter. »Für ihn werdet Ihr doch nie und nimmer werben.«

In aufsteigendem Trotz zog sie ihre Hand zurück, aber ihre Augen lagen auf ihm wie blaue Sonnen; es war, als sei in seiner Brust ein hoher, dunkler Dom, in den plötzlich nach langer Nacht der Tag schien und von Bogen zu Bogen goldene Schimmer flocht. Sie sahen sich an und tranken ihre Herzen voll; weit im Nebel lag die Erde, klein und wertlos; abgetan war alles, was sie trennte und hemmte, der Mantel Gottes hüllte sie in sein strahlendes Geborgensein, in ihren Seelen war der Friede einer stillen, seligen, wünschelosen Heimat. Endlich tauchten sie aus der wundersamen Woge auf und atmeten tief. Mit zitternden Händen streifte Plauen über ihr Haar, sein ganzes Wesen floß in diesen innigen, rührenden Segen. Er wandte sich ab, ging wie ein Träumender durch die Tür, stieg auf und ritt nach Nordost, dem Heere zu.

Vor Rheden stieß Heinrich Reuß zu ihm, er ahnte nichts von Plauens Ritt. »Du bist zurückgeblieben? Denkst du schon jetzt an dein Versprechen?«

»Es ist bereits erfüllt,« erwiderte Plauen verhalten.

Der Vetter starrte in ein Gesicht, das Trauer und Glück rätselvoll verklärten, seine Seele zog sich unwillkürlich zusammen und schien klein und verlassen in einem allzu weiten Gehäuse zu wohnen. Beklommen fragte er: »Und die Antwort?«

»Sie liebt einen andern,« sagte Plauen.

Der Riese beugte sich tief über den Pferdehals und wurde rot. Er schämte sich in seinem einfältigen, treuen Gemüt, unbescheiden nach einer zu glänzenden Krone gegriffen zu haben. Er, der als Söldnerführer stets um andre zu sorgen gehabt hatte, dachte auch in diesen zartesten Dingen an sich selbst zuletzt und fragte bekümmert: »Wird sie glücklich werden? Kennst du den Mann?«

Der Hochmeister tat einen schluchzenden Laut, er griff den Vetter hart bei der Schulter und erwiderte: »Wie kann sie glücklich werden, da ich es bin, den sie liebt!«

Sie ritten wieder stumm nebeneinander, erst nach geraumer Weile wagte Reuß: »Und du?«

Plauen nickte ihm traurig zu: »Ja, Vetter, ich habe sie lieb, lieber als mein Leben.« Er berührte mit dem Finger das Kreuz auf seiner Brust: »Dies würde mich nicht stören, aber ich bin an Preußen gekettet wie ein Ruodersklave an die Galeere. Bei Gott, es wäre ihr und mir besser, wenn sie ihr Herz an dich verloren hätte.«

Der Reuß zog die klare Stirn in grüblerische Falten. Er war über seinem Leide redlich be-

müht, den beiden Menschen, die er am meisten in der Welt liebte, einen Weg zu suchen. Jetzt glomm eine Hoffnung in seinen Augen auf: »Herr Johann meinte, es wäre besser für Preußen, wenn der Orden sich auflöst und statt dessen ein weltlicher Herzog das Regiment führt.«

Weiter sagte er nichts, aber Plauen verstand ihn und verzog die Mienen zu einem trüben Lächeln. »Du sorgst für mich, Vetter, und hättest doch Grund, zu zürnen. Nicht, daß ich dir mit Willen ein Liebes raubte — du glaubst es wohl, es war mein Wille nicht. Vielleicht nur, weil ich überhaupt lebe und in ihren Kreis trat. — Der alte Tepper hat recht, Vetter, der Orden neigt sich zu Grabe. Aber er klebt, eben darum, zäh am Leben und reißt lieber Preußen mit in die Gruft, als daß er einen Phönix mit dem Herzogsreifen aus seiner Asche steigen ließe; einer neidet es dem andern, der Köpfe und Gebietiger sind zu viele. Ich weiß, wohin du zielst, du Vielgetreuer, und auch mir ist der Gedanke nicht fremd. Jedoch von Plan zu Werk ist hier ein Weg voll eiserner Dornen und störrischer Selbstsucht.«

Es dauerte lange, bis der Reuß dies Verworrene begriffen hatte, dann fuhr er erschrocken auf: »Vetter Heinrich, wenn dem so ist und Preußen endlich doch verloren ist, wofür arbeitest du?«

»Für ein Wunder,« sagte Plauen tonlos. »Selig sind, die sehen und doch glauben. Denn wer vermag zu leben, ohne zu hoffen?«

Der Vetter warf ihm einen Blick voll scheuer Verehrung zu, haschte nach seiner Hand und preßte sie, indes der Dampf der Pferdeleiber ineinanderfloß und sie in eine silberne Wolke hüllte. »Heinrich, du darfst mir nicht böse sein, wenn ich nach Deutschland zurückfahre, ich halte es hier nicht aus. Höre, Herr Johann wird nicht ewig leben, und was sonst geschieht, liegt in einem argen Dunkel. Immer, wisse, immer wird sie bei mir in Thüringen eine gute Stätte finden, sei es als meine Schwester oder als was sie mag.«

Plauen, von solcher Treue aus seinem beherrschten Wesen mächtig emporgerissen, zog des Vetters Hand an seinen Mund und hielt sie so, bis das Eis aus seinem Bart schmolz und sich mit Tränen mischte.

(Fortsetzung folgt.)

Wandergruß

Grüßte mich heut' ein einsamer Wandrer,
Habe ihn nicht gekannt.
War ihm nicht mehr als irgendein andrer
Weitum im deutschen Land.

Aber wir sind, vereint in dem Orden,
Den sich der Wald erwählt,
Für einen Herzschlag Brüder geworden,
Gleicher Liebe vermählt.

Und ich lausche des Herzens Pochen.
Seine milde Gewalt
Hat zu jedem den Gruß gesprochen,
Der durch den deutschen Wald

Aufrecht geht, dem Zauber ergeben
Und von Liebe durchloht,
Denn der geht auch stark durch sein Leben,
Und, wenn's gilt, in den Tod!

Robert Hohlbaum

Zwei Gedichte von Leo Sternberg

Marksburg

Steh' ich noch auf der Erde? Schwebe ich,
Die ich aus Stein bin? Wer hat mich geschaffen?
Menschen, die sterben, mich unsterbliche?
Vom Blut des Krieges färbte sich der Strom
Zu meinen Füßen rot und spiegelte
Die Uferhölle brennender Ruinen –
Ich aber stand darüber, unbelagert
Und unzerstörbar, Teil des blauen Himmels,
Auf den kein Steilrohr sich zu richten wagt.
Oh, Türmer Tod, an meines Wehrgangs Scharten
Hoch überm Tal, vom Schwung des Stromes drunten
Berauscht, läßt du weißbrüstige Schwalben friedlich
In meiner Batterien Mündung nisten
Und wachst, daß sich kein Staubkorn von mir löst ...
Was knüpft mich Wolke noch an diese Welt?
Mit Eisenschuh und Rosseshufen gruben
Gefürstete Geschlechter ewige Narben
In meines hohlen Torgangs Felsentreppen ...
Jedoch sie sind nicht mehr. Ich bin allein –
Einsam im Blau. Ins Blaue stößt der Turm,
Und Augen schwindelt schon hinaufzuschauen ...
Bin ich aus Glas, aus Luft und spiegelblank,
Wie tief im Strom die Silberpyramide,
Die unergründlich in der Welle schwankt?

Im Rheingau

Wie der Stromgott, der Riese,
Der traubenbekränzte,
Über Weinbergen lag ich,
Von Wiesen umtanzt.
Bergzüge und Schleier
Verlorener Wolken
Schwammen flach neben mir
Auf dem Meere der Luft.
Drunten wie Spielzeug
Die Dampfer im Strome ...
Den Hang heraufrauchend,
Vom Bergwind gebogen,
Schwankten Millionen
Kelche mir zu ...
Kühl wie das Schicksal
Sah ich sie blühen;
Keinen der Kelche
Pflückte ich ab.
Hoch in den lebenden
Teppich gelagert,
Sog ich die Lüfte
Aus anderer Welt.



Heidelberg

Durchs Neckartal

Eine fröhliche Wanderfahrt / Von Adolf Wilhelm Ernst

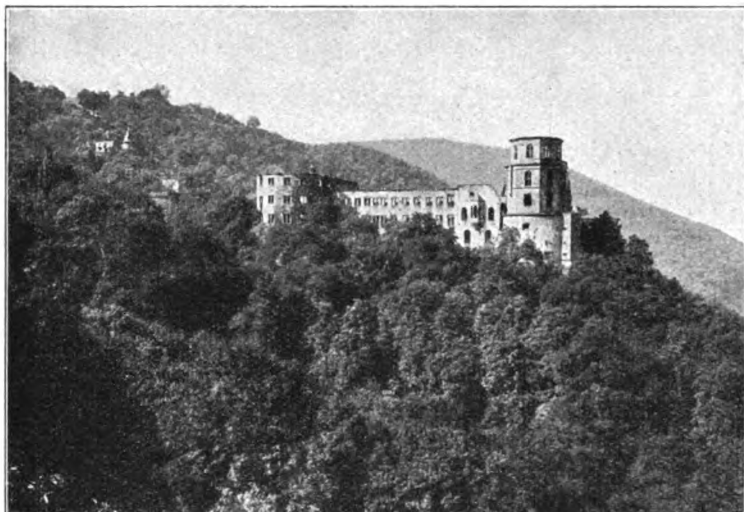
Mit sechzehn eignen Aufnahmen des Verfassers

Ein wundervoller sonnig blauer Sommertag segnete Berg und Tal, als wir von der Schwäbischen Alb gen Tübingen hinunterstiegen.

Schon vom Rand der Höhe sahen wir drunten in dem breitwelligen Tal das Silberband eines Flusses flimmern — es mußte der Neckar sein. Zwischen Obsthängen und blühenden Gärten, durch deren Laubgrün schmucke Einzelhäuser schimmerten, schlängelte sich der Weg flott bergab; jetzt machte er eine Biegung, und eh' wir's uns versahen, standen wir unter uralten Bäumen an dem Flusse.

Ja, es war der Neckar, der liederfrohe, weingesegnete Neckar! Anmutig lebendig naht er sich Tübingen, als wisse er, was sich gehöre, wenn er nach der Stadt kommt, die sich von jeher durch akademischen Anstand und gutbürgerlichen Ton auszeichnet. Und so fein und sauber die Stadt ist, in der einst vornehme Geister wie Melanchthon, Uhland, Hölderlin, Ottilie Wildermuth, Friedrich Silcher lebten und wirkten, so in kraftvoller Ruhe, glatt und glänzend fließt er zwischen überhängenden Bäumen und Büschen an den Häusern Tübingens vorbei. Terrassenförmig steigen die Gassen und Giebel am linken Neckarufer empor. Drunten schmiegt sich der Erker Hölderlins traut in das grüne Laubversteck; fürwahr: ein Plätzchen, wie geschaffen für einen träumerischen Schwarmgeist, wie der naturbeseelende Hölderlin es war. Droben überweg ragt der schlanke Turm der ehrwürdigen Stiftskirche. Gegenüber der Neckarbrücke, wo Graf Eberhard, der Gründer der altangesehenen Tubinga, sein Standbild hat, liegt Uhlands Wohnhaus, jetzt Eigentum der Burschenschaft Germania. Den Studenten verdankt das Stadtbild Tübingens Frische und Farbe, Stimmung und Leben. Das kam uns so recht zum Bewußtsein, als wir am Abend — es war ein mit südländischen Reizen gesättigter Sommerabend — im baumreichen Garten der Gastwirtschaft zur »Neckarmüllerei« bei einer Flasche Wein saßen. Um uns schillerten im Schein der elektrischen Bogenlampen, deren hartstrahlendes Licht die grüne Laubwölbung angenehm weich dämpfte, rote und grüne, blaue und weiße Studentenmützen, und ebenso entwickelte sich auf dem Neckar, unmittelbar uns zu Füßen, in Nachen und Kähnen das sinnenfrohe Treiben der akademischen Jugend Tübingens, und klar spiegelten sich in dem klaren Wasser die ewigen Sterne ...

Am nächsten Tage — unberührte Morgenstille schlief noch in den Gassen Tübingens — zogen wir mit dem wanderseligen Neckar weiter. Zwischen Weinbergen, Waldungen und Wiesen, auf denen der kalte Silberton des Frühtaues lag, ging es dahin, vorüber an den gewerbereichen Nürtingen und Plochingen nach Eßlingen. Dieser reizvoll am Neckar sich hinziehende Ort, überragt von einer verwitterten Burgruine, konnte uns allerdings trotz seiner malerischen Tortürme und mittelalterlichen Mauerbefestigung weniger fesseln; die Stadt als ganzes ist eine große Fabrik. Schlot auf Schlot bräut finster zum Himmel; Qualm und Schwalm zieht sich träge durchs Tal. Selbst der sonst so lebhaft blinkende Fluß hat hier von seinem leuchtenden Schmelz eingebüßt. Wir atmeten auf, als wir



Schloßruine bei Heidelberg

mert auf dem Uffriedhof einer, dem wir unsre Ehrfurcht bezeugen wollten: Ferdinand Freiligrath. Der freundliche Totengräber wies uns nach dem Grab. Hart an der Mauer schläft der alte Kämpe für Freiheit und Recht, unvergessen von der Liebe seines Volkes. Blumen blühten auf seinem Grab, als wir davorstanden, und ein Schmetterling wiegte sich sonnenselig von Kelch zu Kelch. Tiefer Friede ringsum ... wie ein Gruß aus der Ewigkeit kam's auf uns hernieder: »Geisterhauch fächelt das Gräberfeld — selig, selig die Toten!«

das breite, hügelumsäumte Fruchtgefilde von Stuttgart erreichten.

Zwar schürt der unruhige Gott des Feuers und des Eisens auch in Stuttgarts Bannkreis unzählige Essen; aber wir blieben unserm Wanderfreund, dem Neckar, treu zur Seite, und der führte uns durch blühende Gefilde zwischen Waldhügeln und grünenden Schluchten nach Cannstatt, dem anmutigen Neckarstädtchen, das jetzt dem immer weiter sich ausdehnenden Stuttgart einverleibt ist. Hier im Schatten der äußerlich so bescheidenen Uffkirche, der ältesten im Tal, schlum-

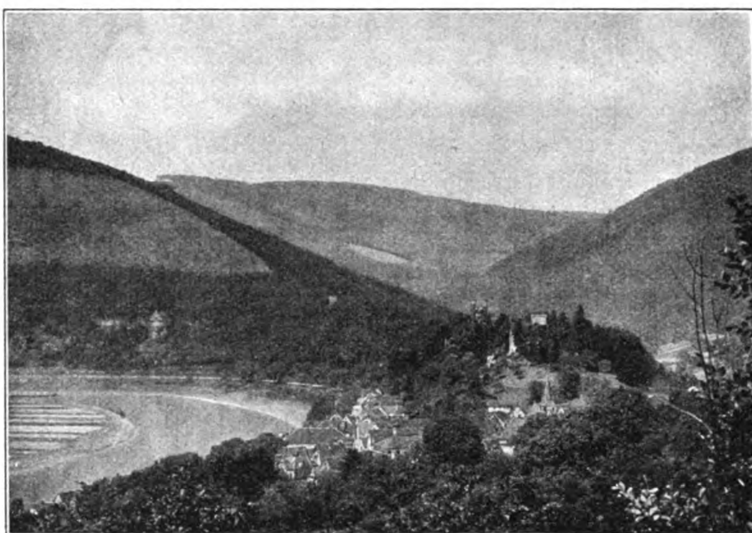
Von Cannstatt gingen wir über die fünfbogige Neckarbrücke in die herrliche Allee, die diese Stadt mit Stuttgart verbindet. Sie führt unmittelbar in die (ehemals königlichen) Anlagen. Wunderbare Kunstwerke aus blendend weißem Marmor schimmern aus dem satten Grün der verschwiegenen Baumgruppen oder spiegeln sich in den träumerisch atmenden Weihern: so — um nur zwei zu nennen — der von Kraft und Leben strotzende »Rossebändiger« (von Hofer), so die herrliche Gruppe »Graf Eberhard im Schoße des Hirten ruhend« (von Paul Müller), ein Kunstgebilde, das überzeugend Justinus Kerners Gedicht »Der reichste Fürst« versinnbildlicht.

Die Seele voll von der »Fülle der Gesichte«, die wir in Stuttgart geschaut, tauchten wir wieder in den ländlichen Frieden des Neckars. Die Talsenkung wurde breiter, flachwelliger; fruchtschwere Kornbreiten schoben sich goldflimmernd zwi-



Neckarlandschaft bei Neckargemünd

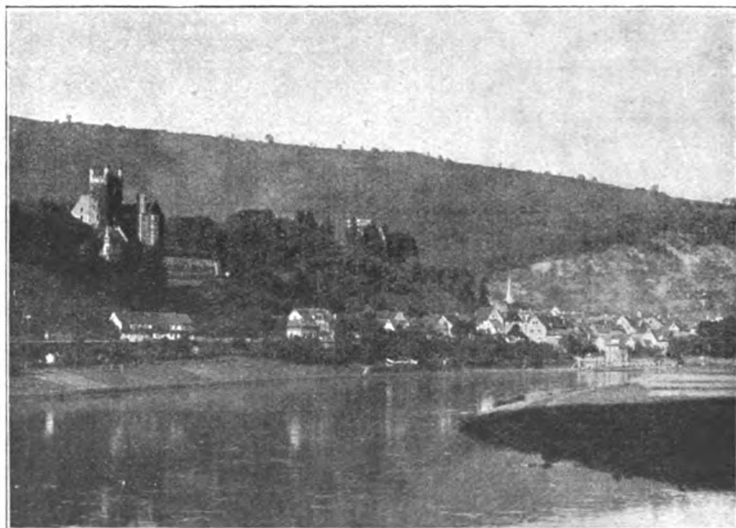
schen lichtheitere Buchenwälder und schattenernste Tannenbestände. Hier und da, unter Obstbäumen halb versteckt, von einem Gotteshause betreut, lagen die Dörfer, und freundlich klang das »Grüß Gott!« von Mund zu Mund, als wir hindurchzogen. Wenn irgendein deutscher Volksstamm, so ist der Schwabe ein gemütswarmer Mensch, so dickköpfig er bei seiner Weichheit auch sein kann. Und nun erst gar hier, an der Grenzmark zu Bayern hin, wo das leichtere fränkische Blut dem schwäbischen Ernst erhöhte Beweglichkeit gibt, wohnt ein Menschenschlag, der ein heiteres, freundliches Wesen zeigt. Es ist darum auch keine zufällige Laune der Natur, daß gerade das Neckartal in dieser Gegend so manchen Großen im Geistesleben der Deutschen erweckt hat. Wir brauchen nur an Ludwigsburg, wohin wir jetzt kamen, zu denken, das der Geburtsort von Justinus Kerner, Eduard Mörike, David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer ist.



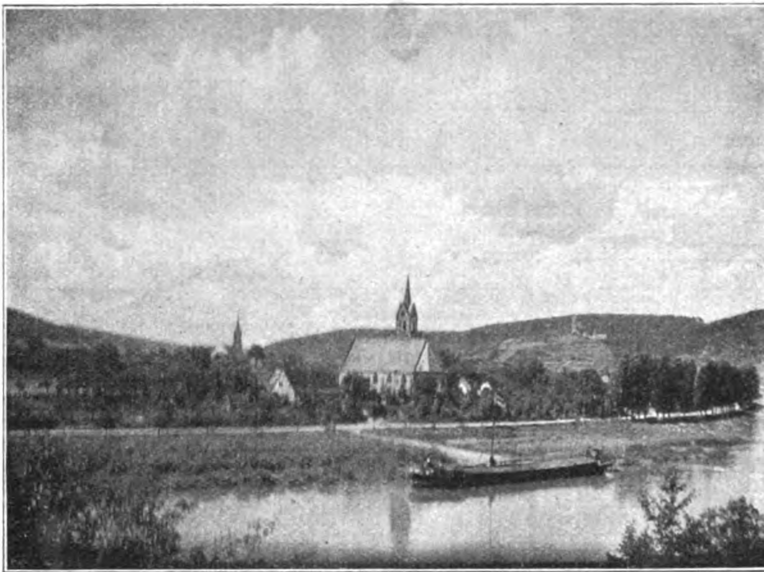
Neckarsteinach

Ludwigsburg empfing uns in seiner feudalsteifen Vornehmheit von ehedem. Die Straßen geradlinig, die Häuser gleichmäßig; kein geschäftiges Treiben, vornehme Zurückhaltung fast überall. Justinus Kerner hat recht, wenn er diese Stadt, einst die Residenz der schwäbischen Fürsten, eine »Grasburg« nennt. Im Schloß und seinem Park schläft jetzt die Langeweile, die glanzvollen Tage Karl Eugens gehören endgültig der Vergangenheit an. Die Stadt würde in unsern Tagen wohl weniger genannt werden, wenn sie nicht auf Schillers Spuren läge. Sein Marmordenkmal auf dem Wilhelmsplatz (ebenfalls von Hofer) erinnerte uns daran, daß Schiller hier bedeutungsvolle Jahre seiner Kindheit (1768—1773) zugebracht hat. Und dann erhebt sich eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernt der Hohenasperg, der eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Und der Hohenasperg grüßte doch so freundlich zu uns herüber, als wir am nächsten Morgen ihm zuwanderten. Märchenhaft schön stieg sein stumpfer Bergkegel, an den Hängen von üppigen Reben bewachsen, aus dem Morgenduft vor uns auf; weit lugte von seiner Gipfelfläche der alte



Burgen bei Neckarsteinach



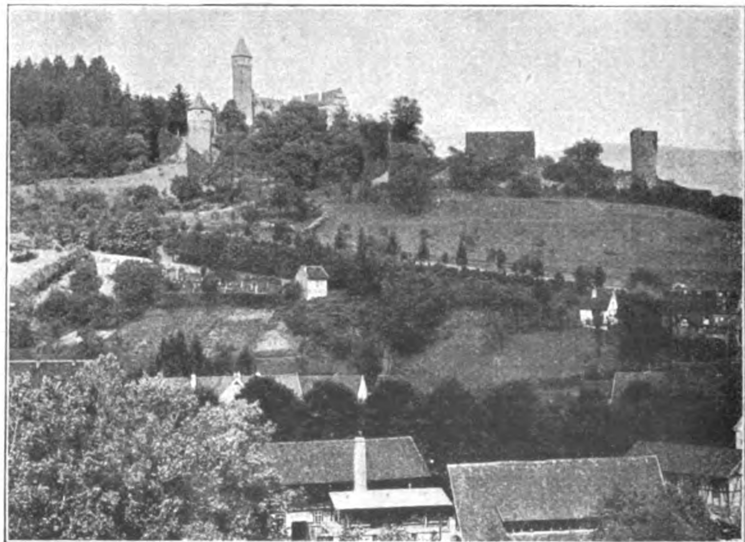
Neckarlandschaft bei Haßmersheim

Turm ins Unterland. Reizvoll zog unten der Neckar durch die Landschaft, und in der Ferne blauten die Albhöhen. Alles um uns atmete Glück und Freude.

Der Menschheit ganzer Jammer aber faßte uns an, als wir im Innern der Feste standen. Schaudernd starrte unser Blick in die finsteren Mauerlöcher und vergitterten Gelasse, in denen einst die unglücklichen Opfer einer schlimmen Despotie geschmachtet haben. Der Hohenasperg war damals das schwäbische Zwing-Uri. Denn dem Herzog Karl Eugen war diese Feste das beliebteste Zuchtmittel für solche, die nicht nach seiner allerungnädigsten Laune tanzen wollten. Schiller entging noch eben seiner rohen Gewalt durch eilige Flucht, der unglückliche Dichter Schubart aber mußte einen beißenden Spottvers auf den allerhöchsten Herrn mit zehnjähriger harter Gefangenschaft in dieser Zwingburg büßen. Man zeigte uns den Turm, von wo aus der Bemitleidenswerte sehnsüchtig durch die Eisenstangen in die blühende Landschaft zu seinen Füßen schaute.

Noch manch andrer Große aus Schwaben hat später die Bekanntschaft dieser Zuchtanstalt machen müssen: so der treffliche Schillerkenner Hermann Kurz, so das Reichstagsmitglied Rösler von Öls, so der mir befreundete Theobald Kerner, Justinus' geistesverwandter Sohn. »Weil ich die Freiheit allzu lieb hatte, saß ich als politischer Gefangener auf dem Hohenasperg«, schrieb er. Auch der berüchtigte Geheime Finanzrat und Minister »Jud Süß« Oppenheimer war (schon vor Schubart) eingekerkert. Jetzt ist die Feste eine Strafanstalt.

Wir atmeten auf, als sich das schwere Burgtor hinter uns geschlossen hatte und wir wieder die Freiheit der glänzenden Morgenweite genossen. Aber erst als wir wieder drunten im blumigen Tal mit dem plaudernden Neckar weiterwanderten, ward uns leichter ums Herz. Freilich bot die



Hirschhorn



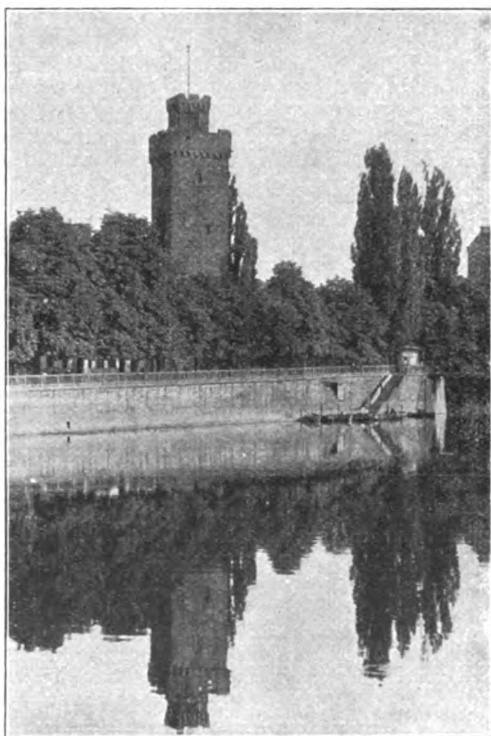
Hornberg (Götzburg)

gütige Mutter Natur auch alles auf, unsern Sinn wieder aufzurichten. Wie ein Fruchtgarten Gottes dehnte sich die Landschaft vor uns, als wir fürbaß zogen. Zur Höhe von Marbach, wo wir erst noch im vorigen Jahre Schillers unsterblichem Andenken gehuldigt hatten, stiegen wir diesmal nicht hinauf, sondern blieben im Tal und folgten den launigen Windungen des Neckars, die seinem Laufe so überraschende landschaftliche Reize verleihen.

»Das Neckartal hat Wein und Korn«, singt Freiligrath. In der Tat: weizenschwere, schon bronzigschillernde Kornfluren im Wechsel mit üppigen Wiesengründen zogen sich an beiden Seiten des Neckars bis zu den nahen Höhen hin, die den Lauf dieses Flusses hier stundenlang begleiten, und an diesen vielfach muldenartigen Hängen, selten von Wald- oder Obstkulturen unterbrochen, reiften in der Glut der Sonne Reben, Reben und nochmals Reben. Überall in den Weinbergen sahen wir die grünlasierten und -lackierten Menschen — Männer und Frauen —, auf dem Rücken die wie mit Grünspan überzogene Blechtrommel, in der Hand die Spritze, um die Schädlinge von den Reben abzubrausen. Es roch nach Schwefel, Kalk und Vitriol. Mühselig ist die Tätigkeit des Winzers; sein saurer Schweiß düngt den Boden, darauf die süße Rebe gedeiht. Diesmal sahen wir überall frohe Gesichter, lachende Augen; denn die Ernte versprach Gutes. Und wir bedauerten, daß die Zeit, da diese freudenspendende Gottesgabe eingeheimst werden konnte, noch in der Ferne lag. Gar zu gern hätten wir einmal den fröhlichen Ernst der Weinlese miterlebt, hätten die Winzerlieder mitgesungen und die Stirn mit Weinlaub bekränzt. Denn angesichts dieser unübersehbaren Rebenhügel, wo Traube an Traube lachte und lockte, überkam uns jene wunderselige Stimmung, die Geibel so einschmeichelnd antönen läßt, wenn er singt:

Im Herbste, wenn die Trauben glühn
Und froh die Keltern schallen,
Da hebt der Sinn mir an zu blühn,
Das Blut mir an zu wallen.

So unter sinnesheiteren Betrachtungen kamen wir nach Besigheim, dem Paradies der Malersleute. Überrascht blieben wir am Fuße der steingrauen Neckarbrücke stehen: wie ein Bild mittelalterlichen Stillebens lag das Städtchen vor uns. Giebel ragt über Giebel, reizvoll würfeln sich die Häuser durcheinander. Von der Höhe überschaut noch eine basteiartige Turmzinne das Städtchen; keck be-



Götzturm in Heilbronn



Schloß Zwingenberg

hauptet sich auf dem Rand dieser Zinne ein zweites Türmchen, ein zierliches Luginsland. Drunten aber zieht der Neckar vorüber an den Häusern, von denen manche, schon windschief oder gar lebensmüde, die Vergänglichkeit alles Irdischen bekunden. Und leuchtend stand darüber die Sonne — denn der Tag hatte wieder goldige Schwingen — und trieb fröhlich ihr Spiel neckisch huschender Lichter und Schatten.

Eine zweistündige Wanderung von Besigheim neckarabwärts brachte uns nach Lauffen. Dieses obst- und weinreiche Städtchen führte uns wieder Hölderlins Bild vor die Seele: Lauffen ist sein Geburtsort (1770). Herzergreifend das Schicksal dieses »wunderzarten cherubinischen Wandersmannes«: der Neckar sah den leuchtenden Aufstieg, aber auch den Sturz dieses schweifenden Kometen, als Hölderlins Geist 1843 in Tübingen nach vierzigjähriger Umnachtung erlosch. Wie sehr den armen Erdenpilger auch seine »rückwärts gewandte Sehnsucht« in die ferne klassische Vergangenheit trug, in unwandelbarer Liebe ist er seinem Geburtsstädtchen treu geblieben:

Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.

Der Fels, den Hölderlin hier nennt, ist die sogenannte Felseninsel im Neckar, einst von Stromschnellen umschäumt. Die Kraft des Gefälles, die der Fluß hier entwickelt, benutzte man 1891, als in Frankfurt am Main eine elektrotechnische Ausstellung stattfand, um die elektrische Kraft (180 Pferdestärken mit einer Spannung von 2500 Volt) auf die damals noch große Entfernung von 170 Kilometer zu übertragen — und siehe! dies Wagnis, das erste seiner Art, gelang glänzend.

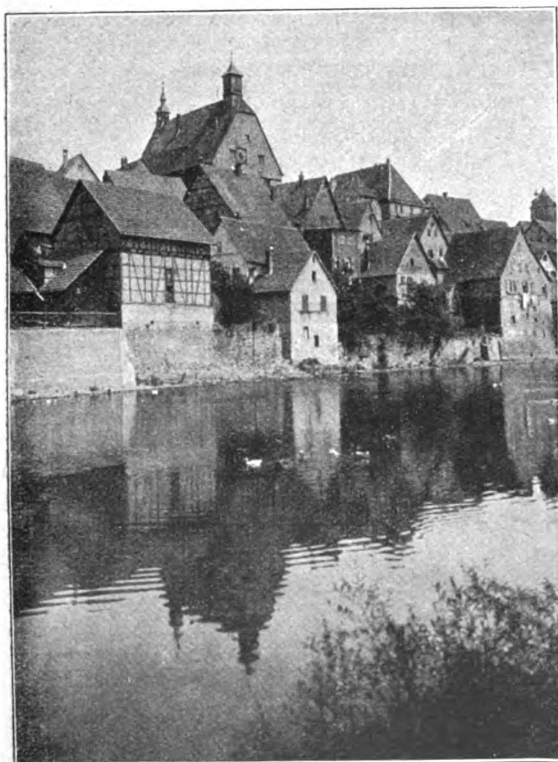
Rebenhügel waren wiederum unsre Wandergenossen bis nach Heilbronn zu. Wenn wir auch wußten, daß Heilbronn neben Stuttgart und Ulm zu den betriebsamsten Städten Württembergs zählt, so waren wir doch überrascht von der gewerblichen Regsamkeit, die uns hier empfing. Jedenfalls bietet die Stadt jetzt ein andres Straßenbild, als Goethe es sah, da er hier an seinem Geburtstag 1797 weilte. In den Rahmen des altstädtischen Marktplatzes paßt so recht das Rathaus. Wir stiegen eine der breiten Freitreppen empor und betraten den Ratssaal. Hier weht historische Luft: hier, in diesem Raum war es, wo Götz von Berlichingen mit den Stadtvätern Heilbronns einst Fraktur redete, wo seine eisengepanzerte Faust den edlen ehrbaren und gestrengen Herren vom Rate die bekannten Ohrfeigen anbot, die geeignet wären, »Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grunde zu kurieren«. Noch eine geschichtlich sagenhafte Erinnerung rief der Marktplatz in uns wach, als wir vor dem altertümlichen Eckhause am Südwestende des Marktplatzes standen. Das rührende Bild Käthchens wurde in uns lebendig, als wir ihr Vaterhaus betrachteten. Und als wir dann der Häuser drückende Enge hinter uns gelassen und die Neckarbrücke überschritten hatten, wo sich das lachende Flußbild vor uns weitete, grüßte uns vom rechten Ufer herüber, umrahmt von schlanken Pappeln, der alte Götzenturm, in dessen Mauern Götz von Berlichingen 1519 gefangensaß. Dreißig Meter hoch steigt der vierkantige Turm massig aus dem silberüberhauchten Grün der Pappeln empor; warm wob die scheidende Sonne einen golddustigen Schimmer um das alte Gemäuer.

Die Erinnerungen, die Heilbronn in uns erweckt, erlebten an den nächsten Tagen manche Fortsetzung, denn überall hier ist historischer Boden. Jagstfeld, Wimpfen mit seiner geschichtlich sagenhaften Gloriole der vierhundert getreuen Pforzheimer Bürger, die diesem alten Reichsstädtchen auf krönender Berghöhe den Lorbeer der Unsterblichkeit verliehen, Schloß Hornegg mit seinem ehemaligen wettergrauen Deutschordenshaus — sie alle reden von vergangenen Tagen. Leichtwellig hob und senkte sich das

Tal; bald wanderten wir auf der Höhe zwischen Weinbergen, bald am Ufer im Schatten von Pappeln und Nußbäumen. Gundelsheim und Haßmersheim folgten, liebe, traute Neckarorte, und dann das Dörfchen Neckarzimmern, das sich am Fuße eines mächtigen Weinberges hinzieht. Von seiner Kuppe winkte der Turm der Feste Hornberg zu uns hernieder. Wir konnten der freundlichen Einladung nicht widerstehen und stiegen zur Burg Götzens von Berlichingen hinauf. Hier hat sich der streitbare Haudegen am liebsten aufgehalten, hier hat er an seinen Lebenserinnerungen geschrieben, hier tat das unbändige Herz auch seinen letzten Schlag (1562). Man zeigte uns im Waffensaal die Rüstungen, die der Schwertgewaltige getragen; man führte uns durch die Gemächer, wo er, der sonst so rauhe Kriegsmann, im Schoße der Seinen, zartfühlend und liebegebend, die innige Milde des Familienglücks genoß; man öffnete uns das Sterbezimmer, wo er den letzten Hauch tat. Das Bild des hochgemuten Ritters mit der eisengepanzerten Faust, die »Freunden und guten Gesellen« so oft und gern Hilfe lieh, stand noch lange lebendig vor uns und trat erst in den Hintergrund, als wir weit hinter Neckarelz und Neckargerach die fünf Türme des Schlosses Zwingenberg auftauchen sahen und hernach in Hirschhorn, wo sich die Berge enger zusammenschieben, Einkehr hielten. Auch Hirschhorn ist ein denkwürdiger Ort. Noch steht ein gut Teil der Festungsmauern, noch spähen alte Wachttürme ins Tal. Aber wo einst die Vergangenheit in ritterlichen Spielen sinnenfreudiger Minne sich tummelte oder in erbitterten, grimmigen Fehden kämpfte, da zieht jetzt friedlicher Wettbewerb handelsfreudig seine Bahn, und die umliegenden Waldungen liefern der blühenden Neckarschiffahrt unermeßliche Mengen Holz und Lohrinde. Daher das rasselnde Geräusch vom Flusse her, das die idyllische Ruhe der Raststunde mehrmals unterbrach. Kettenschleppschiffe, die hier neue Ladung eingenommen, fuhren zu Tal nach Mannheim.



Stiftskirche mit Hölderlinturm in Tübingen



Besigheim

Noch gefälliger entfaltet sich die Schönheit des Neckartals weiter flußabwärts bei Neckarsteinach, wo der Fluß einen Bogen schwingt, wie ihn die Natur kaum vollendeter zeichnen kann. Dicht am Ufer zieht sich der Ort hin;



Freiligraths Grab in Cannstatt

anheimelnd plätschern die Wellen vor den Gärten der Häuser, und oberhalb des Ortes recken vier Burgen ihr rissiges Gemäuer aus rauschendem Blättermeer. Das sind die Burgen der »Landschaden von Steinach«, eines ehemals ebenso berühmten wie berüchtigten Raubrittergeschlechts. Ob die eine der noch ziemlich gut erhaltenen Burgen darum »Schadeck« heißt, ist zweifelhaft. Der Volksmund traf vielleicht das Richtigere, als er die Burg Schwalbennest taufte; denn auf mauersteil zum Tal abschießendem Felsen trotzt sich dieser Bau kühn erhaben empor. Daß übrigens das Geschlecht derer von Steinach doch nicht so schlimm war wie ihr landläufiger Ruf, bezeugt schon Gottfried von Straßburg: wie hätte er sonst einen Sproß dieser Familie, den »Steinacher Bligger«, in seiner Dichtung »Tristan« rühmend verewigen können?

Der Blick von der Höhe der Burg aus war entzückend. Samtrosige Abendglut schwamm um die Neckarberge, wie Porphyrblöcke leuchteten die Burgmauern, in lichttrunkenem Smaragdgrün standen die Wipfel der Wälder ringsum, und drunten floß blau und blinkend der Neckar. Es war eine gottgesegnete Stunde, die uns da oben auf dem Felsennest erblühte.

Unten im Ort erwartete uns noch eine besondere Überraschung. Schon von weitem scholl uns fröhlicher Gesang, heiteres Leben entgegen. Mit dem Ahnungsvermögen gleichgestimmter Seelen witterten wir gute Kameraden und spitzten die Ohren, als wir vernahmen:

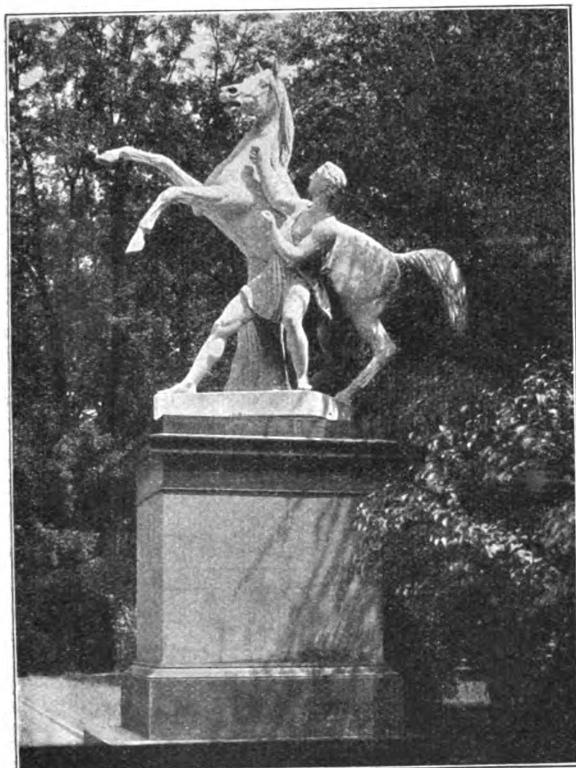
Als Gott der Herr die Welt erschuf
Mitsamt den Firmamenten,
Erschuf er auch, und das war gut,
Den fröhlichen Studenten.
Denn, dacht' er, wenn man den nicht hätt',
Wär' doch die Welt man halb so nett.

Aha, sagten wir, fahrende Scholaren! Denn nur die verstehen es, ihre eigne gotterschaffene Herrlichkeit mit so selbstbewußter Bescheidenheit hochleben zu lassen. Unsre Ahnung betrog uns nicht. Als wir den Wirtshausgarten, wo wir einen Imbiß nehmen wollten, betraten, sahen wir die lustige Schar an langen Tischen sitzen. Heidelberger Rhenanen waren's, die sich in Kähnen flußaufwärts bis hierher gearbeitet hatten und nun bei Becherklang und Rundgesang den lieben Gott einen guten Herrn sein ließen. Gerade als wir uns im Schatten der Obstbäume niederließen, stieg wie zu unsrer Begrüßung Roquettes ewig junger Freudehymnus:

Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!



Schiller-Denkmal in Ludwigsburg


Der Roßbändiger (Gruppe in den Anlagen Stuttgarts)

Herrlich schwang sich das Lied zu den weitsperrigen Baumkronen des Gartens auf; der leise gehende Wind nahm es auf seine Schwingen und trug es weithin durch das abendstille Tal, bis die Töne in der Ferne ahnungsvoll verschwebten ...

Wir hatten uns an einem benachbarten Tische niedergelassen, der Wein perlte in den Gläsern, die Herzen waren aller Freuden voll, und die Augen meiner beiden Töchter gingen verstohlen zu den bunten Mützen und Bändern, die sich so kokett um die Brust der Burschen schlangen. Die schon von Goethe besungene »Wirkung in die Ferne« zeigte sich auch hier; schon nach wenigen Minuten saßen wir, der freundlichen Einladung folgend, inmitten der Tafelrunde, becherten und sangen mit. Und als die lustigen Farbenträger ein Tänzchen im Saale vorschlugen, da zündete die Losung, und bald gehörten meine Mädel zu den Unermüdlichsten. Die Nacht lag schon auf Berg und Tal, als der Schlußwalzer verklang. Wir wollten, da wir am andern Morgen die Rückreise in die Heimat antreten mußten, mit der Eisenbahn noch nach Heidelberg. Aber das gab man nicht zu: in den Kähnen sei Platz genug, und eine so schöne Mondnacht auf dem Neckar käme vielleicht so bald nicht wieder, es würde eine herrliche Fahrt werden.

Und es w a r d eine herrliche Fahrt.

Still war's weitum. Das Städtchen schlief schon. Nur der Mond wachte am tiefblauen Himmel. In zartem Silberduft lag die Welt. Dann und wann ein träumerisches Plätschern am Ufer. Märchenhaft schön schimmerten die Burgen auf der Höhe.

Lautlos glitt unser Kahn, einer der letzten, an ihnen vorüber. Magisch leuchteten die Lampions und schaukelten sich leise mit dem Nachen; im Wasser huschte ihr farbiger Widerschein. Kein Ruderschlag störte den seelenvollen Frieden; wie von einer geheimnisvollen Macht getragen, nahm die sanfte Strömung den Kahn mit sich. Kein Wort wurde gesprochen, kein Ton ward laut ... Aber die Sehnsucht der Sommernacht pochte in jedem Herzen.

Erst als die Giebel N e c k a r g e m ü n d s aus dem zart webenden Licht vor uns auftauchten, löste sich der Zauber, der uns gebannt, und der gesunde Lebensdrang der Jugend verlangte wieder nach seinem Recht. Doch auch jetzt noch scheute man die Sprache des Alltags. Die feinfühlende Stunde verlangte nach andern Worten. Und das Herz fand, was es suchte, und getragen schwebte das Lied über dem Wasser:

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise;


Stuttgart: Graf Eberhard im Schoße des Hirten ruhend

Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Tiefer als sonst wohl griffen die Worte in unsre Brust, wie wir so im leise sich schaukelnden Nachen durch die sinnenauflösende Stille der Nacht dahinglitten: sie paßten so recht in die Stimmung der Stunde.

Als aber bei einer Biegung des Neckars die Lichter Heidelbergs aufglänzten, da schwand die Wehmut, die uns beschleichen wollte. Und dann sahen wir ein Schauspiel, das uns sofort in erdenfeste, sinnenfrohe Wirklichkeit versetzte. Droben links auf der Höhe von Heidelberg stand die Schloßruine, das Wahrzeichen dieser alten Neckarstadt, das uns schon so oft erfreut, wie in Flammen. Die Stadt feierte ein Fest, sagten uns die Studenten, und den Gästen zu Ehren würden die Ruinen bengalisch erleuchtet. Das lodernde Leuchten der Flammen, das warme satte Rot, das wie ein Purpurmantel das alte Gemäuer umhüllte, das tiefgrüne Schwarz, das gespenstisch um die Waldbäume huschte, die dastanden, als ob sie erschrocken erschauerten, darüber das unergründliche Gewölbe des schweigenden Nachthimmels — es war ein wunderbarer, ein überwältigender Anblick!

Und dann erloschen die Flammen, eine nach der andern, Dämmer und Dunkel legten sich auf die Höhe. Aber nun traten am Himmelsrund wieder die Sterne hervor, anfangs scheu und schüchtern, bald aber in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Die Kähne legten an, Dank- und Abschiedsworte flogen hin und her, sinnend schritten wir unserm Quartier am Neckar zu. Immer von neuem aber hörten wir in uns die drängende Frage am Schluß des Uhlandschen Liedes:

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Der Neckar, dessen Wellenlied uns während unsrer Wanderwochen so oft das Geleite zur nächtlichen Ruhe gegeben, sang uns auch in der letzten Nacht in den Schlaf. Im Traum zogen noch einmal wie glanzlichte Sterne die Bilder durch unsre Seele, die uns der Neckar hatte schauen lassen …

Sei gesegnet, du lieblichster aller deutschen Flüsse!

Weimar

Und was die ungestümen Zeiten weben,
Wie schnell verrinnt das trübe Gaukelspiel!
Hier aber quillt das unerschlaffte Leben
In stolzer Ruhe über dem Gewühl.
Ehrfürchtig grüße ich mit tiefem Schauer
Die Spuren jener hohen Geisterwelt,
Die Seele flüchtet aus dem Tag der Trauer
Und schwebt am blauen Himmelszelt.

Da droben grüßen uns die Göttersöhne
Und neigen ihr verklärtes Angesicht.
O stiller Ort, dein Glanz und deine Schöne
Sind unser Pol und Stern und Wonnelicht.
Wenn in dem ungebärdigen Getriebe
Sich wild und wilder schlingt der wirre Lauf,
Dann schließt die Ehrfurcht und die große Liebe
Uns deine Tempelpforten auf.

Sei mir gegrüßt! Das ungefüge Stammeln
Entringt sich kärglich der gespannten Brust.
Die Felder rauschen. Laß mich Früchte sammeln,
Gib mir des tiefsten Ruhens klare Lust!
Schon fühle ich unendliches Vergnügen,
Es lebt die alte wunderbare Zeit:
Beseligt atme ich in vollen Zügen
Den Duft der jungen Ewigkeit.

Heinrich Peters

»Aufgang nur für Herrschaften«

Von Marie Martin

Eine lebenslange Erinnerung! Zum ersten Male nahmen die Eltern mich mit in die Stadt zu Freunden, die in sehr behaglichen Verhältnissen lebten, und ich hatte mich unter dem Neid meiner Geschwister schon lange auf das viele Schöne gefreut, das Onkel und Tante mir dort versprochen hatten. Als wir nun in das elegante Treppenhaus eintraten, dessen Spiegel, Teppiche und Marmorstuck ich anstaunte — denn in unserm behaglichen Landpfarrhaus hatten wir das nicht, und die hübsche Freitreppe vor unsrer großen weißen Haustür herauf und herunter strömte ungeniert alles aus unserm geliebten Dorfe, was irgendein Anliegen oder eine Frage an meine Eltern hatte —, da sah ich plötzlich mit Erstaunen über dem Eingang das Rätselwort: »Aufgang nur für Herrschaften!«

Was mich auch für Genüsse erwarteten, hieran kam ich nicht so glatt vorüber. Wer sind »Herrschaften«? Warum dürfen nur die hinaufgehen? Warum nicht die andern? Und wer sind die? Vater und Mutter sahen sich, meine Schwierigkeiten kennend, fast erschrocken an, und Vater sagte schnell: »Ja, Herrschaften sind Menschen, die nichts lernen und nichts vergessen können; aber das verstehst du noch nicht.« So wanderte ich denn nachdenklich und verträumt mit nach oben, wo es dann wunderhübsch war. Der Nachmittag verging im Fluge unter vielen Genüssen; aber als wir wieder die Treppe hinuntergingen, flüsterte ich meiner Mutter zu: »Hier wollen wir nicht wieder her!« Und nie wieder habe ich diesen blitzartigen Eindruck vergessen und des Vaters Erklärung: »Herrschaften sind Menschen, die nichts lernen und nichts vergessen können«, wenn ich auch nie wieder danach fragte.

Heute vollends, wo gar so viel Schweres über die »Herrschaften« und so viel Leid über unser Vaterland geflossen ist, da steigt es förmlich schäumend auf. Und doch waren beide Eltern von Herzen fromme evangelische Christen, die keinerlei Standeshochmut in ihrem Hause gegen Dienstmädchen und Arbeiter und überhaupt einfache Leute aus dem Volke aufkommen ließen, und wir lebten wirklich auf der schönen Verbindungsbrücke über die Klüfte zwischen den Kulturständen, die einen wohl im echten Landpfarrhaus erinnern mag an den Bogen, den Gott in die Wolken setzte zum Zeichen des Bundes mit den Menschen, und den er erneuert hat, als zu der Zeit der Reformation Luther das lebendige Pfarrhaus gründete.

Es hat lange dem vergiftenden Geist des Materialismus widerstanden. Aber wenn ich später immer häufiger die sehr behaglichen Pfarrhäuser und die zeitgemäßen Aussteuern an Teppichen und Sesseln und Kunstgegenständen und das reichverzierte Leben der jungen eleganten Pfarrersfrauen sah, die mit ihren Männern in die einfachen Gemeinden und mit befremdetem Gesicht ihren unverstandenen Aufgaben dort entgegenzogen, dann habe ich oft gedacht: Verschwindet die segensvolle Brücke, die den Bogen in den Wolken bilden sollte? Hat jener geistvolle Jesuit recht, der mich eines Tags fast hohnlachend fragte: »Glauben Sie, daß der Segen des evangelischen Pfarrhauses heute in den Kämpfen gegen den Materialismus, gegen den Antichristen wirklich noch schwerer wiegt als unser priesterlicher Zölibat, der den Priester von den täglichen Sorgen der Welt löst und uns ganz in den Dienst der Kirche stellt? Wird der evangelische Geistliche unbekümmert seiner Kirche dienen können, wenn sich jetzt der Bund zwischen Staat und Kirche löst und er sich nicht mehr auf seine sichere Stellung wie ein andrer Beamter stützen kann? Was werden Frau und Kinder sagen, und wie werden sie auf die Pfarreien verlangend blicken, wenn für Haushalt und Kindererziehung das Gehalt immer weniger reicht neben den andern Beamtenklassen?«

Nicht nur die evangelischen Pfarrhäuser, sondern überhaupt die evangelische Christenheit hat viel zu unbekümmert genascht von den Sitten und Gewohnheiten der Weltkultur, wie sie dem Einzelnen bequem war. Das unermüdliche, unaufhaltsame Steigen der Formen des Kulturlebens, die aus jeder deutschen Bürgerfrau eine »gnädige Frau«, aus jeder einigermaßen behaglichen Familie eine »Herrschaft« machte, die Tochter vorwärtsdrängte aus dem häuslichen Dienst in die Sphäre der »höheren Tochter«, um sie durch Examina bereit zu halten für den Konkurrenzkampf der Berufe, die Familie immer energischer entleerte von den Hilfskräften behaglich liebevoller Tanten, Schwestern, Schwägerinnen, und so immer eiliger notwendig machte, das Haus zu entlasten und an Kräften zu verarmen, stieß gerade in seiner Maienblüte ungeschützt zusammen mit den Nöten des Krieges, die nur gewisse Kreise unzerbrochen ertragen konnten. Ach, was haben wir in jenen Jahren gerungen und überlegt, besonders auch in den höheren Mädchenschulen, wie wir sollten plötzlich die »gebildete Frau« und die »höhere Tochter« für den Vaterlandsdienst oder gar für das deutsche Haus geeignet machen! Wie auch die ernste Frauenbewegung, die längst die Frau für das Leben tüchtig machen wollte, sich zerarbeitete: die von der »Gesellschaft« und den männlichen Lebensinteressen beherrschten »Damen« des Hauses gerieten fassungslos in das Gedränge, und das deutsche Haus trug schwer an dem schnellen Wechsel der Verhältnisse. Der »Munitionsdienst« holte bei zunächst glänzender Entlohnung alle entbehrlichen oder auch nicht entbehrlichen Arbeitskräfte fort — die häusliche Pleite war da. Ich weiß noch wie heute, wie unsre treue Anna weinend das Haus

verließ, um dem Zug der hohen Löhne zu folgen, und dann bald mit geschwollenen Beinen und doch mit heimatlosem Herzen elend wurde.

Was ich als Kind erstaunt erlebte und natürlich nicht übersehen und verstehen konnte, das hat sich heute als schwere Gefährdung des Heimatglückes in unserm Volke erwiesen, als böser Unterbau all der Gefahren, die heute als »Korruption« die Gesundheit des Volkslebens bedrohen, denn Wohnungsnot, Alkohol- und Nikotinnot, Gefährdung der Sittlichkeit, Zerrüttung des Familienlebens und Niedergang des religiösen Lebens hängen alle erkennbar mit diesen Gefahren zusammen, die sich zunächst als Kultursteigerung darstellten und uns z. B. in dem »Aufgang nur für Herrschaften« so großartig vornehm imponieren wollten. Ich nenne diese Gefahren in zwei Formen. Erstens ergriff das wohlhabende Bürgertum ein unwahres Vornehmspielen des Lebens, ein Kokettieren mit falscher Bildung, das es isolierte von dem arbeitenden Stande, ohne sein inneres Leben wahrhaft zu vertiefen und seine eigne Kraft zu steigern. Dieser falsche Kastengeist, der nicht mehr den Arbeitern und Boten im Hause, den Dienstmädchen und Aufwärterinnen und ähnlichen Mitlebenden auf derselben Treppe begegnen wollte, weil die Berührung unbequem an das Zusammenleben erinnerte, mußte diese natürlich ebenso entfremden, ja mit Klassenhaß erfüllen und zusammenschmieden in absoluter Gleichgültigkeit gegen das Familieninteresse ihres Hauses, daß nun hernach, als ein neues Deutschland sich lebensfähig aufbauen sollte, das Band zwischen Familie und Hausangestellten völlig zerrissen war und nicht wieder gebunden werden konnte. »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« Und die Arbeitermarseillaise erklingt in den Herzen aller Dienenden. Wie sollte es auch anders? Haben die Hausfrauen sich nicht auch in langjährigen Sitten die Suppe eingebrockt? Und nun ist sie schlecht auszuessen für beide Teile, denn Hausarbeit und Mechanismus passen schlecht zusammen, wo nur lebendiges Leben und wirkliche Menschenliebe die Lücken auspolstern könnte. Wer in Hausfrauen- und ähnlichen Vereinen mitgearbeitet hat, ein einigermaßen vernünftiges Hausangestelltengesetz herauszuarbeiten, das nun nötig geworden ist, der wird schwer über das Lachen oder das Weinen hinausgekommen sein bei den verrückten Situationen, die sich im Hausleben, das bei jedem Glied Dienemut und Freudigkeit, Unermüdlichkeit der Liebe und Beweglichkeit der Pflichtenauffassung voraussetzt, fortwährend ergeben müssen.

Oh, unsre armen Hausangestellten und unsre armen Hausfrauen, beide ohne Heimatfrieden! Wer wird ihnen je wieder helfen? Der Kapitalismus? Wenn später Deutschland wieder reicher wird? Schulung und Bildung geprüfter Hausgehilfinnen in reich gegliederten Frauenschulen? Ja, das sieht man ja heute schon, daß beides schlecht wird helfen können, sondern die Teufel unsrer Zeit werden stets durch Beelzebub nur ausgetrieben werden können, und weder die intimes Behagen wünschende Familie, in der Vater, Mutter und Kinder wieder Gemütlichkeit für sich suchen, noch die heimathungrige Hausangestellte — schon der Titel »Haustochter« zeigt, was ihr Herz mehr sucht als nur gutes Gehalt, vor Überlast geschützte Arbeit und geschützte Rechte — können leicht auf Erfüllung ihrer wahren Herzenswünsche hoffen. Nun ist — denn ein Unglück kommt selten allein, und eine Sünde zieht die andre nach sich — in dem egoistischen Bestreben, sich von dem Arbeiterstand vornehm abzuschließen, der gebildeten Familie auch die unangenehme Vernachlässigung der Pflicht der Gastfreundschaft gegen den einsamen und heimatlosen Fremden passiert. Die Familie hat selten noch beachtet, daß sie der allgemeine deutsche Heimatboden sein muß, der seinen heiligen Raum möglichst allen Einsamen öffnen soll, daß sie Erquickung finden. Je schwieriger das Leben wurde, und je eifriger man sich von dem Stand der Arbeiter zu trennen suchte, der selbst sehen mochte, wo er Anschluß und Geselligkeit fand, um so unbequemer wurde auch die echt deutsche Gastfreundschaft, die sich durch Gäste geehrt fühlte, die das Familienglück wenigstens stundenweise teilen durften. Die »Geselligkeit« wurde ebenfalls in möglichst feinen Formen als lästige Abfütterung der notwendig Einzuladenden betrieben, wobei man die Wohnung möglichst als »herrschaftlich« aufmachte, klug die vorteilhaften »Herrschaften« einlud und das Familienleben verhüllte.

So hat der Deutsche auch hierin dem Egoismus gedient und die alte treue Gastfreundschaft verleugnet. Darüber ist uns viel einsame Jugend aus der Hand geglitten, und Organisationen haben eingefangen, was uns mindestens fremd wurde oder gar verdarb, genau wie vor all unsern Standesbedürfnissen der Arbeiterstand uns fremd wurde und in den Mechanismus des klassenhassenden Sozialismus und noch viel Schlimmeres hineinrutschte. Ja, wir »Gebildeten« haben unsre verdiente Strafe von Gott für alle unsre Sünden bekommen — und nur zu wohl verdient. Wen suchen wir, der Hilfe tue, daß wir Gnade erlangen! Der Weg zurück wird demütigend und schwer sein, während die Sturmglocken uns die Seele dröhnend umbrausen.





Hauptstraße der Wiesenstadt

Das Münchner Oktoberfest

Von Franz Langheinrich

Mit zehn mehrfarbigen Abbildungen nach Zeichnungen von Karl Stirner

Festwiesenwaller, der du durchs altehrwürdige Backsteintor hinaustrittst auf den sonnigen brunnengeschmückten Sendlingertorplatz, ziehe deine Schuhe aus, denn hier schon stehst du auf dem historisch geweihten Boden des Wiesenfestes!

Wo jetzt hohe Bauwerke ihre Mauern erheben, da war einst Wiesengrün, recht wie ein frischer Buschen ans Mieder der Mutter Monachia geschlungen. Und flüsternde Pappeln säumten die Fuhrmannsstraßen, die sich nun längst weit hinaus vom Herzen der Stadt mit steinernen Häuserzeilen in fürnehme Großstadtstraßen verwandelt haben.

Es ist ein eigner Zauber um die Historie der Geschehnisse und Dinge. Die Geschichte lüpft den bunten phantastischen Schleier ein wenig, den die eherne hochragende Huldin Bavaria allherbstlich über die Festwiese und das tausendfältige Gewimmel ihrer frohen Landeskinder herabbreitet: und siehe, schon tauchen ferne Bilder, vergangene Geschlechter auf, die einst hier ihr erstes Fest feierten, zu genießen und zu freuen sich wie wir.

Es war am 12. Oktober des Jahres 1810. Der Sohn Ludwig des Bayernkönigs Maximilian Joseph 1. feierte in München seine Vermählung mit der herzoglichen Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen.

Fast hundert Jahre war es her, daß München zum letztenmal den Glanz eines hohen fürstlichen Beilagers mitfeiern durfte. Da wollte die Isarstadt nach bangen Zeitläuften wieder einmal fröhlich sein und statt des Kriegsgeschreies lustige Weisen hören. Aus dem Korps der Nationalgarden heraus, die an der Hochzeitsfeier mitwirkten, machte ein Unteroffizier der Kavalleriedivision, der ehrsame Lohnkutscher Franz Baumgartner, den Vorschlag, es möchte zur Erhöhung der Lustbarkeiten wieder einmal ein Pferderennen abgehalten werden, wie sie einst vor Jahrhunderten auf dem Rennweg vor dem Karlstor zur Einleitung der Jakobi-Dult stattfanden.

Freudig griffen der Hof und das Volk die Anregung des Baumgartner-Franzl auf. Und am 17. Oktober 1810, einem strahlend schönen Herbsttage, führte Frau Theaterdirektor Klio auf ihrer großen Marionettenbühne eins ihrer alten beliebten Spiele in neuer Inszenierung auf.

Von den Türmen bliesen die Stadtpfeifer das Fest an, wie einst vor zweihundertundfünfzig Jahren. Und wo damals das Schneidermeisterlein Stuel als Hauptmann und der Leineweber Weys als Fähnrich an der Spitze von Geharnischten den Zug mit Paukenschlagern und Drummlern und Pfeifern hinausführten zum Rennspiele, da ließ die große Theatermeisterin diesmal die Nationalgarde aller Waffengattungen mit wehenden Federbuschen im Festzuge voranziehen zum grünen Anger vor dem Sendlinger Tore, wo die Pferde laufen sollten. Und Rennmeister und Rennbuben mußten sich wieder auf »Punkte« verpflichten, ganz wie einst, als man sie geloben ließ, »keinerlei Zauberey zu brauchen«. Im Königszelte war der Hof versammelt; Kinder in den Volkstrachten brachten dem jungen Paare die Huldigungen der neun Kreise des Königreichs dar, zu denen damals noch Salzburg und Innsbruck gehörten. Unter dem Donner der Kanonen begann und endete das Rennen von dreißig Pferden, die die elftausend Schuh lange Bahn dreimal umliefen. Erster Sieger wurde der Anreger des Festes, der Baumgartner-Franz, mit seinem siebenbürgischen Apfelschimmel-Wallach. Der König aber genehmigte, daß die Wiese von diesem Tage an den Namen der jungvermählten Prinzessin führte. Das war die Entstehungsfeier des großen bayrischen Nationalfestes auf der Theresienwiese; zwei berühmte Münchner Künstler der damaligen Zeit haben sie der Nachwelt im Bilde überliefert: Wilhelm von Kobell und Peter von Heß.

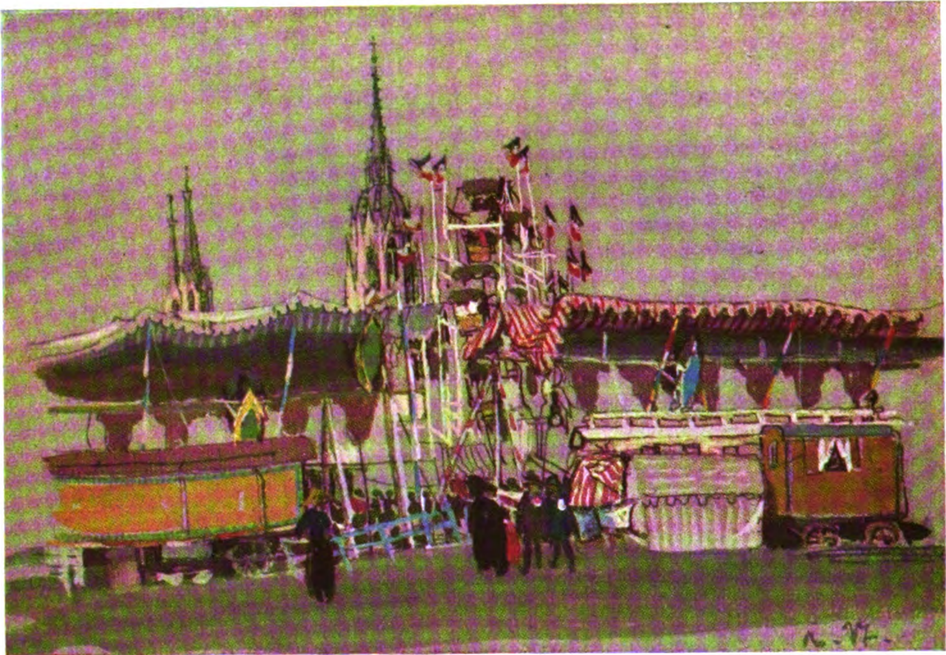
Was ist über die grünen Matten des festlichen Wiesenplanes seit jener Zeit mit dem verwehten Jahrhundert nicht alles dahingerauscht!

Schon bald gesellten sich zu dem Rennen der folgenden Jahre Ausstellungen und Feste des landwirtschaftlichen Zentralvereins von Bayern mit der Prämiierung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und hervorragendem Zuchtvieh. Stolz zogen sie am Königszelt vorüber mit den preisgekrönten wiehernden Zuchthengsten, der Hipper-Wirt von Gmünd, der Waitzinger-Bräu von Schlehdorf und der Wagner-Wirt von der Lüften.

Und Bernried und Kaltenbrunn und Straubing und der Jaud von Wackersberg und der Xaver paar Hallodri unter den Festbummlern hatten es gleich heraus und sangen:

Josephus Braun beim Wirt genannt
Hat's größte Schwein im Bayerland
Der Oberbräu aus Unterbucht
A Hammel, der seinsgleichen sucht,
Der Waschtl Röps, der größte Schöps,
Und Gundl Reis die schönste Geiß.
Hulliö dü hullia, holliodi hollio. —

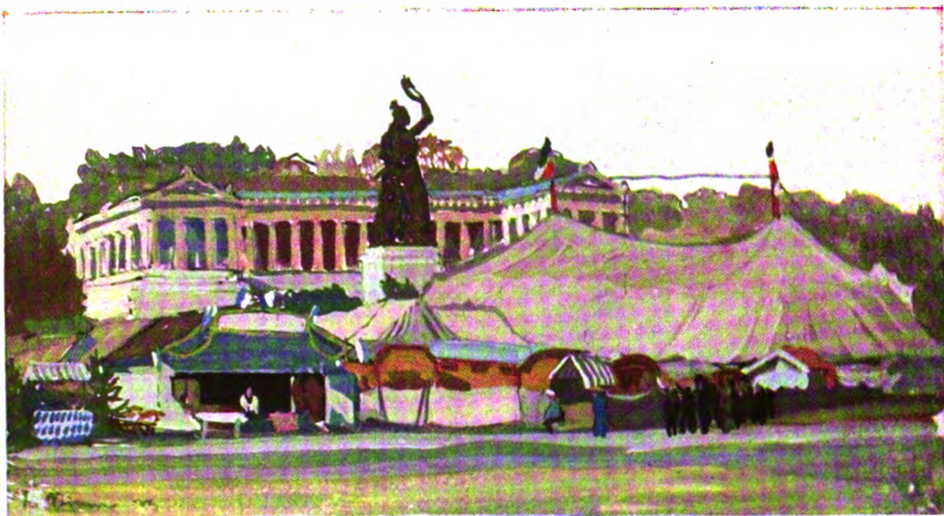
Und nach ein paar Jahren kamen die Bolzenschützen und die Armbrust- und Feuerschützen hinzu, und es wurde nach der Scheibe und dem laufenden Hirsch und dem Stern und dem Adler geschossen, daß die Fetzen flogen. Die Bayern,



Schiffsschaukeln und Riesenrad

Krenkl, der berühmte Lohnkutscher von München, ritten ihre schönen schmeidigen Zuchtstuten. Und die königliche Ökonomie von Menzing und der Furtmayr-Ziegler von München und der Maier-Wirt von Beyharting brachten ihre herrlichen Stiere daher und der Rudischhauser von Steingaden und der Schönecker Fink und der Kirchberger von Weyarn die besten Zuchtkühe. Und die stattlichen Tiere trugen Blumenkränze um die Mähnen und Hörner, und so herrisch und herrlich und bewußt schritten sie an den Majestäten vorbei, daß es wahrhaftig wirkte, als ob sie es wären, die ihre Herren mit den schimmernden Preisfahnen am Leitseil führten. Und die Zuchtwidder und Schweinsbären und besten Preisschweinsmütter von Harlaching und Glonn und Prien und Hohentann trotteten wampet hinterdrein, und ein besonders die Oberlandler, waren immer heiße Schützenleut, und wenn sie am Abend keine Preisfahnen und keinen Humpen heimbrachten, dann hatten sie wenigstens einen Mordsrausch aufgeladen, und der wog auch nicht leicht. Denn die Schankzelte und die Schmausbuden zogen den Schützen nach, wie die Marketenderkarren einst dem Landsknechtstroß. Dann reihten sich die Handwerker und Handwerksburschen ein und maßen ihre Kräfte im Ringen und Schwingen, die Bäcker im Sackschleudern, die Wagnergesellen im Radtreiben, und die Bürger mit den grauen Seidenhüten ritten ein Ringelstechen, daß ihre runden Bäuche nur so hüpften.

Glückshafen taten sich auf, aus denen die Günstlinge der launischen Göttin Fortuna die herrlichsten Dinge wegtrugen. Und wenn ein Junggeselle

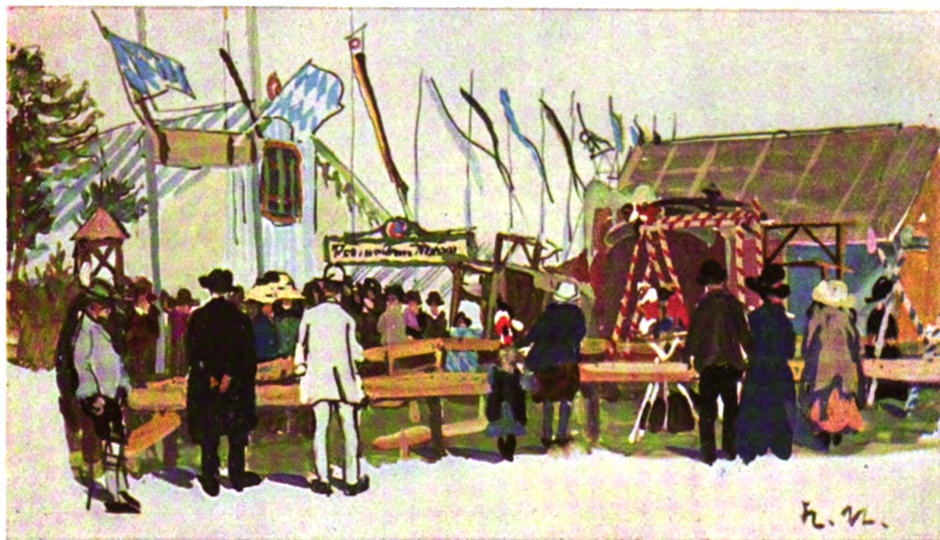


Vor der Bavaria

seinen gewonnenen Pfeilerspiegel durch die Scylla des Festgewühls glücklich hindurchgerettet hatte, so konnte er sicher sein, daß er samt seiner strahlenden Herrlichkeit im letzten Schankzelt des Abends den elendesten Schiffbruch litt. Am nächtlichen Himmel flammten blendende Feuerwerke empor. Und eines Tags stieg eine kühne Luftschifferin, Frau Professor Reichardt aus Dresden, im prallgefüllten Ballon über der Festwiese und den staunenden Blicken der Stadtfracks und Gescherten auf. Sie hatte zwei Versuchsballons für die Erkundung der Windrichtung vorausgesandt; im dritten folgte die Aeronautin selbst. Zettelbotschaften und Sand streute sie auf die Köpfe der Zuschauer herunter. In dreitausend Fuß Höhe schwebte der Ballon im Schatten einer Wolke über Obersendling. Dann sank er unter diesen Schatten herab und verlor sich hinter den Wäldern aus der Sicht der Fernrohre. Nach gefahrvoller Landung, zwischen den Waldbäumen von Zornolding umhergeworfen, kam die mutige Frau abends mittels Wagen wieder glücklich auf der Festwiese an. Auch den Vorläufer des Automobils können wir im Jahre 1819 schon feststellen. In einem Bericht aus diesem Jahre heißt es: »Ein Kunst- und Reisewagen ohne Gespann schloß sich am Tore dem Wiesenfestzuge an. Da aber der ziemlich starke Regen die Straße für denselben beinahe unfahrbar gemacht hatte, so wurde der Herr Mechanikus Käffer angewiesen, sich wieder zurückzuziehen, nachdem er eine Strecke Wegs von beiläufig fünfhundert Schritt zurückgelegt hatte.«



Bei den Karussellen



Affen-Arena

Auch die neuen Erfindungen für Landwirtschaft fanden sich ein: Spinntische, Haushandmühlen, Kartoffelschaufel-Pflüge und vieles andre, die Emporbringung des Seidenbaues wurde gewürdigt, treues Dienstgesinde und brave Feiertagsschüler wurden ausgezeichnet — immer weiter schlug das Oktoberfest seine Wellen ins Land hinaus, mehr und mehr gestalteten sich die Feste zu einem Volkslager, an dessen brausender Freude sich ganz Bayern vom bergumschlossenen Oberland bis herab zu den Niederungen von Rhein, Main und Donau unter lebhafter Anteilnahme auch des Königshauses beteiligte.

Doch auch der eherne Gang der Weltgeschichte drang oft donnernd herein in die buntbewegten Bühnenspiele des Volkstheaters auf grünem Plan. Die Rauchsäulen, die die Rückzugsstraßen des zusammengebrochenen französischen Heeres aus Rußland bezeichneten, schwelten nicht bis in die Festtage des Jahres 1812 herüber, obgleich auch dreißigtausend Bayern sich unter den unglücklichen Sklaven des korsischen Abenteurers befanden. Aber



Beim Winzerer Fähndl

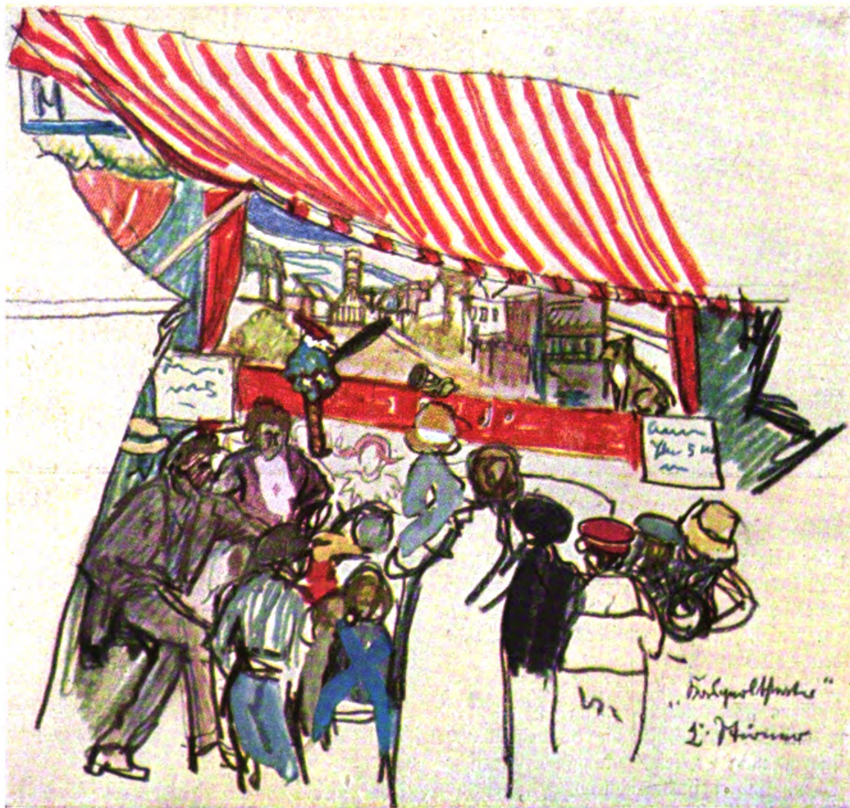
als 1813 die mächtige Erlösungsschlacht gegen den Bedrücker Europas geschlagen wurde, da lag die Festwiese still und lauschte mit ganz Deutschland den hallenden Schlägen des Befreiungshammers.

Das wittelsbachische Fürstenpaar König Ludwig und Therese, dessen Vermählung einst das Oktoberfest begründete, erschien 1826 zum erstenmal als Landesvater und Landesmutter beim Fest. Und im Laufe der Zeiten hat dieses viel hohe Gäste gesehen; fast jede Feier des Fürstenhauses fand unter den wogenden Scharen des Volkes auf der Oktoberwiese ihren festlichen Ausdruck und Widerklang. Bei der Vermählung des Kronprinzen Maximilian von Bayern mit der preußischen Prinzessin Marie statteten die Kreise des Königreiches fünfunddreißig Brautpaare aus, die am Festsonntagmorgen in München getraut wurden und nachmittags im feierlichen Zuge dem Kronprinzenpaar auf der Theresienwiese ihre Huldigung darbrachten. Und selbst als 1836 die Cholera ihre furchtbare Einkehr in München hielt, konnte sie die Isarathener nicht von ihrem fröhlichen Plan vertreiben.

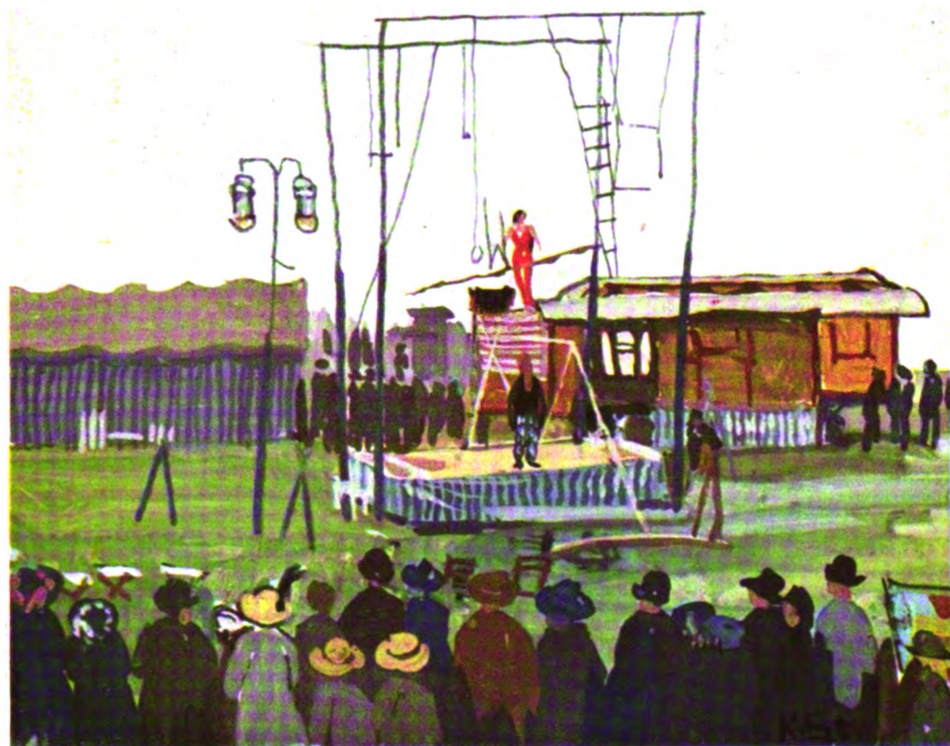
Herrscher wechselten ihren Thron, Völker ihre Schicksale, das Oktoberfest ließ wohl den Pulsschlag solches Geschehens fühlen, aber seine Gestaltung ließ sich nicht unterdrücken, es war zum Nationalfest des bayrischen Volkes geworden.

Politische Wetter haben seinen Glanz nie verdunkelt oder zerstört. Im Jahre 1848, als die französischen Revolutionsgewitter ihre Ausläufer auch nach Deutschland vorschoben, geschah auch in der bayrischen Residenz ein großes Geraune und Gemunkel: »Gebt's obacht, am Oktoberfestsonntag wird die rote freie Republik auf der Theresienwiese ausgerufen!«

Mit großer Spannung und Unruhe sahen die Münchner Bürger dem Festsonntag entgegen. Aber der Kanonendonner läutete nicht den Umsturz ein, er kündete nur, wie sonst, den Beginn einer heiteren Münchner Woche. Denn als Bayerns dritter König, Maximilian 2., mit seiner Gemahlin Marie auf der Festwiese einfuhr, wurde er von dem herzlichen Jubel einer frohbewegten Volksmenge empfangen. Der König nahm selber die Verteilung der landwirtschaftlichen Preise vor; der



Vorm Kasperltheater



Signorina Stella auf dem gespannten Seil

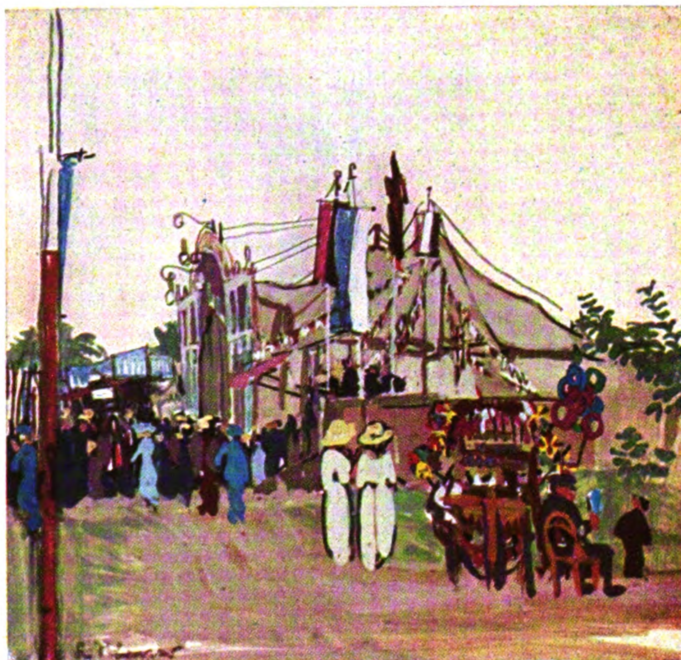
Festzug der Sieger im Rennen und Schießen zog mit frohgeschwungenen Preisfahnen am Königszelt vorüber, und als der Hof die Wiese verließ, tönte dem königlichen Paare wieder der grüßende Zuruf des Volkes nach.

Der Münchner hatte sich sein Fest nicht vom Furor gallicus stören lassen. Beim schäumenden Maßkrug und bei dem Duft von Backhendln und Steckerlfischen mag er seine »königlich bayrische Ruh« haben. Und es ist bezeichnend, daß Heinrich Heine einst aus München an Varnhagen von Ense schrieb« »Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das tut das Bier.«

Ein besonderes Jubeljahr für das Oktoberfest war das Jahr 1850, als die machtvolle Erzgestalt von Schwanthalers Bavaria auf der Anhöhe über der Festwiese enthüllt wurde. In einem wunderbaren Prunkzuge feierten die Künstler und Gewerke Münchens diesen Tag. Zwei Stunden lang bewegte sich der Zug am Königszelte vorüber. Dann richteten sich aller Augen auf die Anhöhe. Auf einmal fiel ein Donnerschuß, und zugleich neigte sich langsam feierlich die verhüllende Bretterwand nach vorn, und die herrliche Riesenfigur wurde sichtbar. So hielt die Huldgestalt ihren Einzug auf dem Wiesenfeste. Und so erhebt sie seitdem segnend in ihrer Riesenhand den wuchtigen Eichenkranz, hält sie seit fünfundsiebzig Jahren als Schutzherrin des Landes und des Festes getreue Löwenwacht.

In tiefer Ruhe lag die Wiese abermals im Oktober des Jahres 1870. Aber der Nachhall der Siegesbotschaften von den unaufhaltsam vordringenden deutschen Heeren zitterte auch über ihre schweigende Trift und in den Eichenkranz der wachenden Erzgestalt.

Immer reicher gestalteten sich in den aufblühenden Jahrzehnten des geeinten Deutschen Reiches die Oktoberfeste. Die Schützenfähndl der Winzerer und Frundsberger brachten durch glänzende Kostümaufzüge historischen Einschlag in die neuzeitlichen Feste, die schon die neue Wunderkraft, den elektrischen Strom, in ihre Dienste stellte. Die Bretterhütten und Leinwandzelte wichen transportablen Prunkbauten, riesige Bierhallen wuchsen für die wenigen Wochen aus dem Wiesengrunde empor, Tausende von Fässern wurden von muskulösen Banzen-Athleten geschwungen, ganze Backhendln-Herden drehten sich auf einmal am elektrisch betriebenen Bratspieß, vollständige Ochsen schmorten am Riesenrost. Über dem historischen Hintergrund unsrer Geschichte hat sich der Vorhang gesenkt, und auf der Bühne der Geschehnisse unsrer Zeit erscheinen die prunkvoll reichen Gestalten und Ge-



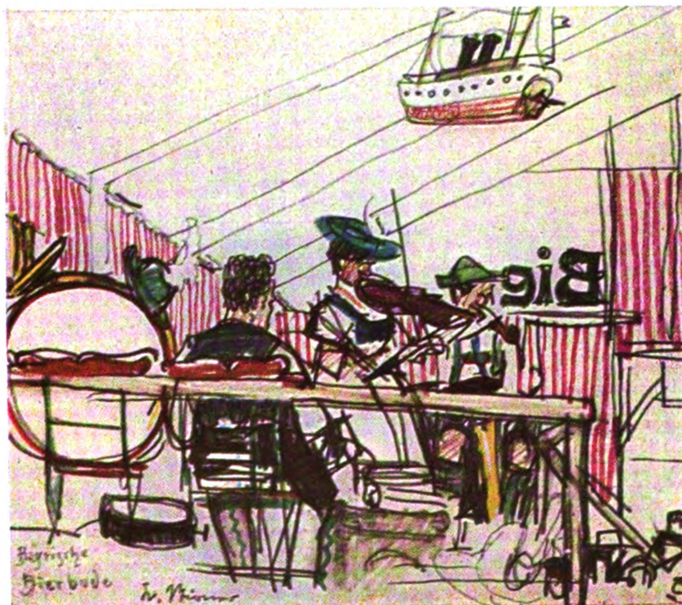
Haases Stufenbahn

bilde der Jahrhundertfeier des Oktoberfestes. Mit ihr steigt eine Folge von festlichen Tagen empor, die schon in den ersten Monaten des Jahres 1910 ihren Anfang nahmen, als die Brauerei Wagner im März mit dem »feierlichen Anstich ihres Auer-Kraftbieres für die Jahrhundertfeier des Oktoberfestes« den heraufdrohenden Münchner Oktoberdurst zu stillen begann.

Dann erschien zur Feier der Halleysche Komet am Himmel, der ein ganz besonderer Freund des Oktoberfestes zu sein scheint. Denn schon im Jahre 1835, zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Festes, flammte sein Feuerschweif über der Theresienwiese.

Ganz München, ja ganz Bayern stand im Dienste und Fieber dieser Jahrhundertfeier. Künstlerische Kräfte gestalteten den Festplatz aus, Dutzende von Unter-, Mittel- und Oberkommissionen arbeiteten mit Magistrat und Regierung zusammen, und das schlichteste Kocherl träumte beim Kartoffelschälen von nichts als der »Wiesen«.

Dort blähte in der eigens erbauten Ballonhalle der für München bestimmte Parseval VI seine Backen schon zur luftigen Fahrt, kurzum, seit seinem ersten Glockenschlage war das Jahr 1910 für den Münchner »sein Oktoberwiesenjahr«.



Volles Orchester »Alpensinfonie«

Und noch einmal, als der große Festzug sich am herrlichen Septembersonntage durch die heiter geschmückten Straßen der Stadt hinaus zur Wiese bewegte, rauschte der Vorhang des geschichtlichen Hintergrundes hoch: da ritten und zogen sie wieder an der Spitze des Zuges dahin, die alten Nationalgarden von 1810, Offiziere und Fahnenjunker mit den Regimentsfahnen und Standarten dieser Zeit, die das bayrische Nationalmuseum bewahrt. Und hinter ihnen Erinnerungsgruppen aus jenen Tagen; dann aber in den mannigfaltigen Trachten des Bayernlandes die Vertreter der Länder und Städte, Ober- und Niederbayern, Rheinpfalz und Oberpfalz, Franken und Schwaben, ein einzig

schöner köstlicher Rahmen um das reichbewegte Bild der Festwiese, dem die fern blauenden Berge des Oberlandes, von den Inntalern bis zu den Algäuer Alpen, ihren leuchtenden Gruß durch die klare Herbstluft herübersandten. Abends gegen sechs Uhr tauchte der Aeroplan des Münchner Fliegers Lindpaintner auf, der, von Puchheim kommend, die Festwiesenstadt und die Bavaria umkreiste. Und Parseval VI machte mit fünf Passagieren nach dem Kochelsee eine glückliche Fernfahrt. Hunderttausende haben diesem Riesenvolksfest beigewohnt; 12000 Hektoliter Bier flossen allein auf der Festwiese in jenen Tagen durch die durstigen Kehlen, 50000 Hendln mußten ihr mehr oder weniger junges Leben am Bratrost enden.

Wer hätte wohl damals in all dem Jubel und der sorglosen Festfreude ahnen können, daß schon vier Jahre später die freventlich entfesselte Kriegsfurie ihre Schreckensgeißel über dem schmählich überfallenen friedlichen Reiche schwingen würde! Jahrelang in dem furchtbaren Weltkriege und seinen düsteren Folgejahren ruhte die Festwiese. Nur schüchtern und allgemach, wie die daniederliegende Volkskraft, entfaltete sie sich wieder. Und in den letzten Jahren stellten sie sich nach und nach wieder ein, die alten Freunde aus allen Teilen des Staates mit den schönen Tierschaubuden, den großen Stufenbahnen und Zauberpalästen. den Hexenschaukeln und Reitbahnen, dem Flohzirkus und der Völkerschau, den Athleten und Zirkusarenen. Die straffen Bierführer der Münchner Brauereien lenken ihre reichgeschmückten Viergespanne wieder stolz durch die Wiesenstraßen, und die Münchner Mädchen lassen die Äuglein im Festreigen fleißig umeinandergehen. Denn wie einst das erste Oktoberfest im Dienste Amors und Hymens gefeiert wurde, haben die zwei olympischen Lieblinge der Götter und Menschen draußen auf der Festwiese bis auf den heutigen Tag ihre Herrschaft behalten. Noch immer zielt Eros mit Pfeil und Bogen, schwingt sein ernsteres Geschwister die flammende Fackel durchs Festgewühl.

Die Lebkuchenherzen am bunten Bande, mit denen anbetende Huldigung die Münchner Schönen am Festplatze schmückt, tragen die Symbole der heimlich wirkenden Götter: sie sind von Pfeilen durchbohrt, von Flammen umlodert. Und je reicher die Kette der Herzen, um so glänzender der Sieg des Tages. Aber der Biß in das süße Honigkuchen-Angebinde, den Frauenhuld gewährt, ist schon oft mitten ins lebende Herz gegangen.

München selber stellt wieder seine Bierhallen auf; die Spunde krachen, die Krüge schäumen, ja selbst die Backhendln drehen sich wieder am Spieß, und der Duft der Fischbrater zieht lustig in die blauende Herbstluft.

Folgen wir den lebendigen Augenblicksbildern Karl Stirners und lassen uns von Künstlerhand freundlich geleiten durch das bunte Leben, über dem die weißblauen Bayernfahnen und die schwarzgelben Wimpel der Stadt München freundlich von hohen Masten flattern. Vor der Affen-Arena wollen wir eine Minute im stillen Nachsinnen verweilen über dem menschenähnlichen Tun der armen zwei Quadrumanen im bunten Röckchen. Ob wohl der junge Pavian und das schmächtige Makako-Äffchen eine Ahnung haben, daß das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ihnen und ihren Sippen neulich einen Deszendenzprozeß angehängt hat?

Manch trefflicher Geselle aus vergangenen Tagen ist heimgegangen — wo ist der unvergeßliche Schichtl, der Magier unsrer Kindertage, wo sind so viele andre, die einst die Rebetrommeln schlugen und den Zauberstab schwangen über den grotesken Gestalten ihrer erfinderischen Phantasie? Sie sind dahin, wie die Jahrhunderte, die vor ihnen gingen und versanken. Aber die Lebensfreude des Volkes ruft neue Lustgestalten ans Licht: es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor, da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor, wir klingen und singen bibamus.

Schon scharen sie sich aufs neue ums prasselnde Herdfeuer, die Isar-Phäaken unsrer Tage, nach harten Jahren der Not, des seelischen und körperlichen Elends, nach sauren Wochen wieder einmal frohe Feste zu feiern. So ist die Seele des Menschen, so die Seele der Völker. Und über einer himmelstürmenden Kakophonie von Instrumenten- und Menschenstimmen, gegen die unsre modernen Expressionistenkompositeure wahre Waisenkinder sind, schwingt sich in die leuchtende Tagesluft, in den phantastisch angeglühten Nachthimmel, der sich über die Wiese spannt, die Festhymne des Münchners:

Menschen, Menschen san mir alle,
Fehler hat a jeder gnua,
Es können doch net alle gleich sein,
Dös liegt schon so in der Natua.

Paradies

Ein scheuer Falter streift mein Haar,
Ob meinem Haupt ein Vogelpaar
Singt sein geheimstes Glück.
Mein eigen Wesen fühl' ich kaum,
Mir ist, ein alter Urwelttraum
Gibt mich dem All zurück.

Ein Wind weht weich aus Märchenland,
Neu formt mich treuen Gottes Hand
Aus Paradieseslehm.
Der Abend sinkt, bald naht die Nacht,
Und über mir hält ew'ge Wacht
Der Stern von Bethlehem.

Robert Hohlbaum



Hans Adolf Bühler: Hans Thoma

Der Ritt nach Souvenir

Von E. von Bonin

Prinz Bernhard Jakob hatte das vierzigste Lebensjahr erreicht. Das Ereignis fiel auf einen wunderschönen Maitag, und also blühte und leuchtete der sonst so düstere Park, der vor den Fenstern des Prinzenflügels sich ausbreitete, in der Pracht des Frühlings.

Ein öder Tag trotzdem. Keine Möglichkeit, das Schloß wie sonst unbeachtet zu verlassen. Um 11 Uhr Familienempfang, beginnend mit dem Erscheinen der Erbprinzessin-Witwe samt Gefolge. Hier würde natürlich die Frau Oberhofmeisterin nicht fehlen und ebensowenig die Palastdame Pahlen, die einmal reizend und anziehend war und heute nur noch blaß und blond. Und um 11.10 würde der Prinz Amadeus folgen. Um 11.20 endlich erscheinen sicher die fürstlichen Herrschaften selbst zur Gratulation. Man wird sich noch dazu für die Geschenke bedanken müssen, mit denen man nichts anzufangen weiß. Ob wohl seine Schwägerin ein Geschenk für ihn haben wird?

Der Adjutant tritt ein. Er bringt in altmodischen Tiraden seine Glückwünsche vor. Dann: »Befehlen Durchlaucht das kleine Büfett zu besichtigen, das ich nebenan —«

»Ach nein, vielen Dank! Ich zweifle nicht, daß, wie alljährlich, das gewisse Hummerbrötchen mit Kaviar, das mein hoher Herr Bruder liebt, und die Rahmstrudel des guten Onkel Amadeus vorhanden sind.«

Pferdegetrappel und ein schneller Ruf, mit dem der Wachtposten vor dem Portal den Nebenmann anfeuert, werden hörbar. Prinz Bernhard, im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel werfend, bemerkt mit Schrecken, daß er den Orden der Billinger Krone, eine Gabe aus der Heimat der Mutter, nicht angelegt hat.

Unter dem venezianischen Leuchter — bis hierher hat der Prinz seiner fürstlichen Mutter entgegenzugehen — findet die übliche Begrüßung statt. Handkuß — Kuß auf Stirn und Wange.

Es ist doch unangenehm, daß die Palastdame Pahlen nach Verlauf von nahezu siebzehn Jahren immer noch schwimmende Augen hat, wenn man sie begrüßt.

Onkel Amadeus schenkt ein Tintenfaß aus Hirschgeweih, das der Adjutant mit süßsaurem Lächeln auf dem Gabentisch unterbringt. Es werden Jahr für Jahr Gegenstände aus Hirschgeweih von Onkel Amadeus überreicht.

11.25! Und noch nichts zu sehen und zu hören von dem Erscheinen Seiner fürstlichen Durchlaucht?

Aber jetzt, aber nun! Der Adjutant reißt seinen Herrn aufgeregt mitten aus der Unterhaltung über Geweihbildung in den Karpathen heraus, die dieser mit Onkel Amadeus führt.

Der Fürst wird auf dem Treppenabsatz empfangen. Er trägt, wie in der letzten Zeit meistens, Zivil und hat einen großen, weißen Seidenschal um den Hals gelegt, in dem sein Kinn verschwindet. »Ja, ich bin nicht feierlich genug, lieber Bernhard,« sagt er, während hinter ihm der Oberhofmarschall Regenstorff mehrfach und inständig die Schultern hochzieht. »Du entschuldigst wohl. Es wäre zu spät geworden sonst.«

Sie nähern sich dem Festgemach, vor dessen Tür der Fürst haltmacht und seinen Bruder zum Fenster schiebt. »Sogleich! Begrüßen Sie einstweilen die Damen, lieber Regenstorff,« ruft er ungeduldig dem Hofmarschall zu.

»Ja, Bernhard, es ist schön heute,« beginnt der Fürst. »Wenn man nur nicht so hoffnungslos auf dem Trocknen säße.«

»Du solltest reisen,« antwortet der Prinz. »Hast du wieder Beschwerden?«

»Reisen werden ja schließlich gemacht, mein Lieber. Aber sie helfen nichts. Ja, was ich sagen wollte, Marie Johanna ist unpäßlich. Sie bedauert, ihren Glückwunsch nicht persönlich aussprechen zu können.«

Der Prinz erwidert mit einigen Phrasen über hoffentlich bald zu erwartende Heilung und so weiter. Ach, gerade auf sie hatte er sich gefreut!

»Vielleicht indessen stattest du heut nachmittag Marie Johanna einen Besuch ab,« sagt der Fürst.

Prinz Bernhard fühlt mit Schrecken eine leichte Röte in seinem Gesicht aufsteigen. Er streicht eilig mit der Hand über die Stirn.

»Ja, die alte Geschichte,« fährt der Fürst fort, »sobald ich mich Marie Johanna nähere, folgen die unerfreulichsten Erregungszustände. Was Wunder, nicht wahr? Ein erheblicher Altersunterschied. Man liebt einander nicht. Alles nur Konvenienz und Phrase. Wie soll ein junges Ding das aushalten!«

»Liebst du sie wirklich nicht?« fragt, ein Zittern in der Stimme, der Prinz.

Der Fürst senkt das Gesicht. Einen Augenblick starrt er schweigend auf das Teppichmuster, dann legt er die Hand auf seines Bruders Schulter, schiebt ihn dem Geburtstagstisch zu und sagt, in die Begrüßungen der Anwesenden hinein, mit leiser Stimme: »Nun, wie sollte ein alternder Mann wie ich Jugend und Anmut nicht lieben?«

Die Erbprinzessin-Witwe mustert indigniert den Zivilanzug ihres ältesten Sohnes. »Marie Johanna ist unpäßlich,« sagt sie mit hochgezogenen Stirnfalten. »Nichts Ernstliches, wie ich hoffe.« Ein schneller Blick ruft die Oberhofmeisterin an ihre Seite. Der Fürst, augenscheinlich sehr unangenehm berührt, läßt, während er eilig versichert, es sei nur eine vorübergehende und belanglose Indisposition, die tiefe Reverenz der Pahlen, die entrüstet und über und über errötend wieder emporsteigt, unbeachtet.

Man tritt an das Büfett, und das Entsetzliche geschieht: der Fürst übersieht vollkommen den

eigens für ihn hergestellten Leckerbissen und beginnt achtlos den Rahmstrudel zu vertilgen, wobei ihn Onkel Amadeus, versteinert, beobachtet.

Auf diesen Mißgriff von Seiner Exzellenz ehrerbietig hingewiesen, lacht der Fürst laut auf: »Ich habe das Zeug satt,« sagt er, »und werde trotz Ihrer Proteste, mein lieber Regenstorff, die nächsten zehn Jahre den Rahmstrudel meines Onkels vertilgen.«

»Machen Sie schleunigst diesbezügliche Notiz,« sagt Prinz Bernhard zu dem Adjutanten.

»Euer Durchlaucht sind äußerst gnädig. Ich danke untertänigst für den Wink,« erwidert dieser ernsthaft. —

Am Abend wird zu Ehren des prinzlichen Geburtstages Galaoper stattfinden. Nicht zwei Akte aus Aïda oder der Afrikanerin wie regelmäßig in Berlin, Gott sei Dank, sondern Tristan; gerade ihm zuliebe und trotz aller Proteste der älteren Hofchargen. Und sogar Adja Verena als Gast. Und nach der Aufführung zur Tafel gezogen mitsamt ihrem Partner.

Gegen fünf Uhr läßt sich Prinz Bernhard bei Ihrer Durchlaucht anmelden, und dumm verlegen, als wäre er die kühlen Räume dieses Hauses und seine schön gemusterten, spiegelnden Böden nicht gewohnt, folgt er dem Kammerherrn vom Dienst.

»Ihre Durchlaucht sind angegriffen,« sagt sein Führer leise im Vorzimmer. »Wenn ich raten dürfte, den Besuch nicht allzu lang auszudehnen.«

Wirklich, Marie Johanna liegt in einem hellen Kleide ausgestreckt auf einem schön geschwungenen Ruhebett von schwefelfarbenem Damast. Sie lächelt und hält ihm einen Vergißmeinnichtstrauß entgegen — ein reizvolles Bild.

Die Unterhaltung, die nun folgt, zieht sich mühsam hin, von der zur Seite sitzenden Hofdame gerade nur aufrechterhalten.

»So? Wieder ein Geschenk von Hirschgeweih? Der gute Onkel!« sagt die Fürstin gelangweilt. »In der Tat, mag der Fürst seine Delikatessen nicht mehr? Wie unfreundlich!«

Die Hofdame erzählt, daß Adja Verena bereits gestern hier eingetroffen sei. Der Intendant habe sie mit Hofequipage persönlich abgeholt.

Zum ersten Male, seit sie ihre Gratulation anbrachte, wendet die Fürstin sich ihrem Schwager wieder zu: »Kennst du die Künstlerin, ist sie schön?« fragt sie.

Prinz Bernhard erinnert sich, daß vor Jahren die Leute den Namen des Fürsten mit dem der Sängerin zusammen genannt haben, glaubt sich auf diesem Gedanken ertappt und errötet erschrocken. »Ich? Oh, ich glaube, sie gilt als Schönheit.« erwidert er.

Die Fürstin lächelt. »Ganz indifferent?«

Er antwortet nicht.

»Wollten Sie nicht dem Prinzen etwas Tee machen lassen, liebe Baronin? Er kommt mir ganz verhungert und verdurstet vor,« sagt die Fürstin.

Die Hofdame entfernt sich.

»Bernhard, ich werde das Schloß verlassen. Ich bitte dich um alles in der Welt, sorge, daß dein Bruder mich reisen läßt. Ich kann nicht länger.«

»Um Gottes willen, was ist denn geschehen?« bringt, aufs äußerste bestürzt, der Prinz hervor.

»Oh, kannst du dir nicht vorstellen, wie unerträglich es ist, einem Manne anzugehören, den man nicht liebt? Ja, ja — widersprich nicht! Ich kenne deine Einwände im voraus. Du hältst mir vor, daß es mein freier Wille gewesen sei, als ich das Jawort gab. Gewiß, gewiß! Aber liebte ich damals, wie ich es heute tue?«

Prinz Bernhard senkt das Gesicht.

Die wieder eintretende Hofdame unterbricht das Gespräch. Lebhaft wendet die Fürstin sich ihr zu. »Nun, wird der Hungernde gespeist, liebe Freundin? Übrigens, was meinen Sie, sollten wir nicht doch heut abend die Galaoper besuchen? Mein Kopfschmerz verflüchtigt sich, wie es scheint.«

»Wollten Durchlaucht wirklich?« fragt froh die Hofdame. »Welche Freude für alle! Die Künstler werden beglückt sein. Es wird allgemein Entzücken hervorrufen.«

»So versucht sie nun, mich eitel zu machen,« sagt lächelnd die Fürstin.

»Und wird es dich nicht zu sehr angreifen, kannst du dir in der Tat soviel zumuten?« fragt der Prinz unruhig.

Die Fürstin blickt in die Parkbäume und lächelt in sich hinein. Dann wendet sie sich plötzlich lebhaft der Hofdame wieder zu. »Wollen Sie der Kammerfrau Bescheid geben wegen heute abend, liebe Baronin,« sagt sie. »Und dann ruhen Sie, bitte; ich bin ja in guter Hut.«

Die Hofdame entfernt sich.

»Mein Gott, niemals allein sein!« klagt die Fürstin. »Jede Bewegung wird beobachtet. Ein lächerliches Zeremoniell —«

»Wie habe ich deine Äußerungen von vorhin zu verstehen?« fragt Prinz Bernhard unruhig. »Hat der Fürst dich gekränkt? Du solltest nicht unversöhnlich sein. Du kennst seine ritterliche und gütige Gesinnung.«

»Ach, Worte, mein Freund!« antwortet Marie Johanna. »Er mag ein Ritter sein ohne Furcht und Tadel. Was nützt das alles! Ich kann nicht mehr, ich kann nicht.«

»Du hast vorhin davon gesprochen, daß du ein andres Gefühl im Herzen trügest. Verstand ich dich recht?« fragt der Prinz.

Die Wache zieht auf, scheint es. Die ersten Takte des Hohenfriedberger Marsches tänzeln durch den Raum.

Marie Johanna läßt den Kopf zurücksinken, ihre Arme hängen gelöst an ihr nieder. Sie lächelt bei geschlossenen Augen. —

Prinz Bernhard hat sich von der Fürstin verabschiedet und durchschreitet die Vorzimmer. Er wirft einen Blick auf das sogenannte Prinzengemach, in dem auf erhöhtem Podest die ganz mit Schildpatt umkleidete Wiege des letzten Fürsten aus der älteren Linie des Hauses steht, geschmückt mit einem riesigen Bukett von grasgrünen Straußenfedern.

Er tritt ans Fenster. Von hier aus ist der Schloßplatz voll zu übersehen: die Balustrade mit den Figuren der vier Jahreszeiten, die beiden Spitzpappeln, stolze Wächter, die der Großvater pflanzte, die lange Allee von Kastanien, die zur Hauptstraße führt, und fernab, zur Niederung hin, der Weg nach »Souvenir«, dem anmutigen Lustschlößchen, von wo die Prinzessin-Braut eingeholt wurde, von wo auch Marie Johanna hierherkam.

Sieh da, vor der Schloßwache steht der Leutnant, den man irgendeiner dunklen Affäre wegen von der Garde hierher verschickt hat. Mit Helmbusch zu Ehren des hohen Feiertages. Eine Schuldengeschichte war es wohl. Der Fürst erzählte neulich davon, und mit großem Elan verteidigte Marie Johanna den jungen Mann, den Freund ihres Bruders und ihren Spielgefährten.

Prinz Bernhard blickt neugierig hinunter. Wen sucht das Auge des Offiziers an der Fensterflucht des Schlosses? Wem senkt er soeben den Degen? ... Und — unglaublich zu sehen — noch mehrfach wendet er sich um nach dem Flügel, in dem die Gemächer der Fürstin liegen. —

Der Abend wird sehr großartig. Die schon etwas zerschlissenen Damastsitze der Hofloge deckt das mit Wappenemblemen gezierte Programm. Einmütig erhebt sich beim Eintritt der hohen Herrschaften das gesamte Theater.

Niemals ist dies ganze Zeremoniell dem Prinzen unerfreulicher erschienen als heute. Unruhig sucht sein Auge das weiße Gesicht seines Bruders und das lächelnde Profil der Fürstin, die, ein wenig vorgebeugt, ins Parkett blickt.

Unten sitzen in den vorderen Reihen die Offiziere ...

Die Verena übertrifft sich heute selbst. Ihre wundervolle Stimme, ausgeruht und nicht von den langen Perioden des ersten Aktes beschwert, scheint noch gewachsen zu sein.

Beim Cercle in der Pause wird zu seinem großen Leidwesen Prinz Bernhard in den Vordergrund postiert. »Es ist dein Geburtstag, mein Lieber,« sagt, die Mundwinkel leicht verzogen, der Fürst. »Sieh zu, wie du durchkommst!«

Die Gratulanten nehmen kein Ende, und obwohl der brave Salbern ihm tüchtig aushilft, passiert es dem Prinzen dennoch mehrfach, daß er die Zusammenhänge verwirrt. Er ist töricht genug, auch darüber verlegen zu erröten, so daß die Frau Hofkammerrätin Degenfeld, der er — unselige Verwechslung! — zu der Geburt ihres Enkelchens gratuliert hat, obwohl die Ehe offensichtlich kinderlos war, dunkelpurpurn im Gesicht, den Fächer vorhalten muß, um ein despektierliches Lächeln zu verbergen.

Die Fürstin strahlt in Liebenswürdigkeit. Ach, wer ihre leichte und sichere Art besäße! Sogar den Führer der Opposition, diesen griesgrämigen alten Zeitungsmann, dem kein Minister es recht macht, wenn er sich noch so sehr abhaspelt, sogar diesen prinzipiellen Kostverächter wickelt Marie Johanna um den Finger.

Prinz Bernhard nähert sich der Gruppe. Er muß doch sehen, wie sie das anfängt.

Aber offenbar kommt er zu spät. Ein kühler, erstaunter Blick des Pressegewaltigen trifft den Nähertretenden. »Euer Durchlaucht sehen ungewöhnlich klar,« sagt er zur Fürstin, verbeugt sich, küßt ihre Hand und wendet sich, den Prinzen kaum beachtend, einer andern Gruppe zu.

»Du hast ihn vertrieben, Bernhard,« meint die Fürstin. »Schade, ich liebe die Unterhaltung mit ihm sehr.«

»Ich bedaure wirklich. Aber warum beehrt er mich mit seiner Antipathie?«

Marie Johanna erwidert, daß dies doch begreiflich sei. Wie könne ein so kluger und ernster Mann, der nur von Kampf und Arbeit wisse, die Erscheinungsform, in der sich zu bewegen sie verpflichtet wären, begreifen! Dies Tänzeln und Lavieren, dies fortwährende Aufgezäumtsein! »Ich glaube, du müßtest dich mehr der Gesellschaft widmen,« unterbricht sich die Fürstin. »Der Oberhofmarschall starrt geradezu entgeistert auf uns beide.« —

Es ist spät geworden, als der Prinz sich endlich von seinem Bruder verabschiedet, um seine Gemächer aufzusuchen. Langsam durchschreitet er die Bildergalerie, durch deren hohe Fenster der Widerschein der großen Laternen fällt, die den Schloßplatz erleuchten. Er hält einen Augenblick vor Amadeus 5. und seiner spanischen Gemahlin, einer häßlichen Infantin, die von den großen Herren niemand heimführen wollte. Das Licht bescheint grell ihre lange, spitze Nase. Gerade die Spanierin ist des Hauses Stolz, und zuweilen noch liegen um den geraden Nacken von Marie Johanna ihre kostbaren Perlenschnüre.

Wie sonderbar war sein Bruder heut abend! Von dem Unrecht der »unbefreiten Menschlichkeit« sprach er lange und war schwer von diesem sonderbaren Thema abzubringen. Erneut, und mit mehr Verve noch als heute früh, bedauerte der Fürst die jugendliche Gemahlin, die — er sehe es wohl — zwecklos, wie Blumen in Warmhäusern, neben ihm dahinblühe. Er selbst sei müde und fühle seit Monaten schon sein altes Leiden wiederkehren.

Er, der Prinz, hatte unruhig den Bruder gebeten, sofort den Ratschlägen der Ärzte zu folgen und einen Kurort aufzusuchen. Doch offenbar war seine eifrige Fürsorge dem Bruder wenig genehm. Er erhielt ablehnende Antworten und beim Ab-

schied das strenge Verbot, der Fürstin gegenüber die geringste Andeutung fallen zu lassen. »Die Jugend hört nicht gern von Siechtum und Tod,« sagte der Fürst.

Der Prinz wandert langsam weiter. Schwerfällig öffnen und schließen sich die bronzebeschlagenen Türen mit ihren schönen Arabesken. —

Am andern Morgen früh schon sucht Prinz Bernhard den Arzt auf. Er erfährt erst nach langen Bemühungen, daß der Zustand des Fürsten mit Beschwerden verbunden, aber nicht bedenklich sei. Doch weiche der hohe Herr allen wohlgemeinten Ratschlägen aus. Leider wären die wenig erfreulichen häuslichen Verhältnisse, wenn er dies delikate Thema berühren dürfe, der Gesundheit des Fürsten nicht zuträglich.

Sehr niedergeschlagen kehrt Prinz Bernhard in das Schloß zurück. Jetzt, da er von dem Leiden weiß, das seinen Bruder beschwert, steigt ein bitteres Gefühl gegen die Schwägerin in seinem Herzen auf. Ist sie denn blind und taub? Hat sie gar kein Einsehen für Pflicht und Verantwortung, die ihre Stellung ihr auferlegen? Warum mißgönnt sie dem Bruder das häusliche Glück, das ihn erfreuen und aufrichten könnte? Und wäre es wahr? Würfe sie wirklich ein Auge auf diesen leichtsinnigen jungen Offizier? —

Der Geburtstag wird im Kasino des Leibregiments gefeiert. Und, wie es vermutlich offiziell heißen wird, Seine Durchlaucht hatten die Gnade, das Fest mit seiner Gegenwart zu beehren.

Tanz nach dem Mahl. Ein wenig angeheitert sind schon die meisten, da der inoffizielle Teil begonnen hat und der Prinz gewissermaßen nur inkognito noch unter ihnen weilt. Die Winke des Adjutanten, daß es an der Zeit sei, sich zurückzuziehen, werden überhört. Der Prinz tanzt eigensinnig weiter. Ein verwirrter Wille treibt ihn. Er fühlt das Ziel und kennt doch nicht den Weg. Dort hinter den faserigen Palmwedeln, die heute zum Schmuck des kahlen Saales aus der Gärtnerei herkamen, dort — den lachenden Jungen, der aus der großen Bowle immer wieder einschenkt, sucht sein erregter Blick. Seine Füße schieben sich, einer vor dem andern her, dem Ziele zu.

Der trinkfreudige Leutnant schwenkt ein volles Glas in erhobener Hand, um es dem Prinzen anzubieten. Doch dieser sieht es nicht. Einen Augenblick schwankt das Glas in der unsicheren Hand, fällt und zerbricht. Der Offizier erblaßt und starrt dem Prinzen ins Gesicht.

Jetzt wäre es Zeit, mit ein paar Worten die Lage zu glätten. Ein Spaß vielleicht, daß der Leutnant für einen Mundschenken gar zu munter sei, oder dergleichen. Aber nichts davon. Prinz Bernhard stößt mit der Fußspitze die Scherben dem andern zu; erregt ballt sich seine Hand.

Der Leutnant hat sich gesammelt. Er schlägt schwerfällig die Hacken zusammen: »Was befehlen Durchlaucht?« fragt er in stolperndem Ton.

Prinz Bernhard öffnet mühsam den festgeschlossenen Mund: »Ich will Sie nicht wieder vor der Wache sehen, Leutnant Graf Rank,« sagt er, wendet sich und geht. —

Die Erbprinzessin-Witwe empfängt, und sie würde es ihrem Sohne übel vermerken, wenn er nicht bei ihr erschiene. Sogar Onkel Amadeus, sogar die alte Prinzessin Euboxia pflegen teilzunehmen. Tante Euboxia mit ihrem freundlichen und immer noch liebreizenden Lächeln und mit ihrem großen Hörrohr natürlich, von dem sie sich nicht trennen kann. Sie sitzt bereits auf dem Sessel am Kamin, den sie gewöhnlich wählt, und erzählt von den Komitatschi. Immer erzählt Tante Euboxia von diesen dunklen Helden ihrer Heimat.

Als Prinz Bernhard einen Augenblick zum Fenster tritt, um in den engen, von Mauern eingeschlossenen Garten zu blicken, in dem er als Knabe mit dem Hofmeister die Schulpausen verbrachte, klirrte neben ihm ein Säbel, Hacken werden zusammengeschlagen. Es ist der junge Offizier.

»Ich bitte Euer Durchlaucht untertänigst um eine Unterredung,« hört Prinz Bernhard.

Gott sei Dank! — die Fensternische nimmt sie auf. Niemand beobachtet dieses Gespräch.

»Ich weiß nicht, wie meinen Sie das?« fragt unsicher der Prinz.

»Ich bin mir bewußt, eine Bitte an die Loyalität Eurer Durchlaucht zu stellen,« sagt der Leutnant. »Aber Euer Durchlaucht werden mir, so hoffe ich, diese Genugtuung nicht versagen.«

Prinz Bernhard ist unsicher, was er tun, was er antworten soll. Ein solcher Fall ist gewissermaßen nicht vorgesehen. »Hier ist nicht der Ort,« antwortet er. »Morgen früh im Pavillon des Schlosses Souvenir.«

Der Leutnant verbeugt sich. »Ich bin zur Stelle,« sagt er.

Prinz Bernhard tritt aus der Nische. Er sieht, daß der Offizier eilig den Saal verläßt. —

Solch Ritt nach Souvenir zu früher Stunde — ein ungewöhnliches und allzu jugendliches Abenteuer für den Vierzigjährigen.

Der Park, den Prinz Bernhard, um dem Kastellan nicht aufzufallen, von der Südseite aus erreicht — ein Sprung über die niedrige Hecke von Liguster —, hält noch den Nebel der Nacht in den Baumkronen fest. Hier, es fällt ihm eben wieder ein, hat er als Kind einmal den Hofmarschall gefragt, was denn die Elfen eigentlich im Nebel täten. »Sie geistern und weben,« antwortete die erschrockene Exzellenz.

Die schöne warmgelbe Tönung des Pavillons wird hinter den Holunderbüschen sichtbar.

Ein Schweißfuchs ist neben den Sträuchern angebunden. Wiehernd begrüßt er den Genossen aus dem fürstlichen Stall.

Der Prinz öffnet und tritt ein, hinter ihm der

Leutnant. Er bleibt, den Rücken an die kornblumenfarbenen Gardinen gelehnt, stehen und fordert den andern auf, zu sprechen.

»Ich danke Euer Durchlaucht für diese Unterredung,« beginnt der Leutnant. »Ich bitte gehorsamst um Aufklärung,« fährt er fort, »warum Euer Durchlaucht mir das Kommando der Schloßwache entziehen wollen.«

Prinz Bernhard schweigt. Er sinnt darüber nach, was wohl sein Adjutant zu dieser unmöglichen Situation sagen würde. Ein Mitglied des fürstlichen Hauses von diesem jungen Leichtfuß zur Rede gestellt!

»Ich habe diesen Wunsch geäußert, Graf Rank,« erwidert endlich der Prinz, »weil ich Sie in durchaus ungehöriger Weise nach den Fenstern der Fürstin blicken sah. Wie können Sie es wagen, die Augen zu ihr zu erheben?«

»Ich bin Ihrer Durchlaucht nicht unbekannt,« antwortet der Leutnant trotzig. »Ich hatte oft die Ehre, beim Spiel, bei den Tanzstunden und auch beim Lesen mit verteilten Rollen zugezogen zu werden, bei den Prinzessinnen.«

»Gut,« erwidert der Prinz. »Indessen gibt Ihnen das kein Recht, auch nur um einen Finger breit von der Ehrfurcht und Hochachtung abzuweichen, die Sie der Gattin des Fürsten schuldig sind.«

»Hat Ihre Durchlaucht Beschwerde über mich geführt?« fragt der Leutnant.

»Sie werden dreist, Graf Rank!«

Stille. So vollkommen ist diese Stille, daß man den bohrenden Ton des Holzwurms hören kann, der in den Möbeln arbeitet.

Prinz Bernhard sieht den Jungen an: blaß, weiß wie die Wand steht er vor ihm, die Hände geballt, in straffer Haltung. Sein Herz schlägt ihm sicherlich bis in den Hals, weitab von aller Vernunft und Überlegung, bereit, dem unsinnigen Wahn Existenz und Leben hinzuwerfen.

Der Prinz legt Mütze und Reitstock aus der Hand und geht langsam auf den Leutnant zu. Er greift mit beiden Händen um die schmalen, harten Schultern des Jungen. »Wir sind Leidensgenossen, Rank,« sagt er. »Auch ich liebe diese strahlende Frau. Meine Hände sehnen sich nach ihrem geraden Nacken, nicht anders als die Ihren, armer, kühner Junge.«

Die Erscheinung des Leutnants verändert sich: seine Schultern zucken, sein Gesicht wird noch blasser, der Kopf fällt nach vorn. Leise und zärtlich sagt er: »Was soll ich tun?«

Prinz Bernhard nimmt die Hand des Offiziers in seine: »Heut abend noch, Rank, werde ich Ihnen auf Ihre Frage Antwort geben.«

Damit trennen sie sich. —

Der Fürst scheint wohler, als sein Bruder ihn am Spätnachmittag aufsucht. Sie sind allein. Prinz Bernhard legt ein Buch vor den Fürsten hin. »Ich bringe dir die Reiseberichte des Herzogs der Abruzzen, an dessen Expedition ich einmal vor Jahren schon teilnahm, wie du weißt. Die Lektüre dieser außerordentlichen Erlebnisse hat den Entschluß in mir reifen lassen, mich wiederum an seinen Fahrten zu beteiligen.«

»Ich bin ganz überrascht,« gibt der Fürst zur Antwort. »Ich ahnte nichts von diesen Plänen. Wann soll denn das vor sich gehen?«

Prinz Bernhard erhebt sich und durchschreitet den Raum. »Der Herzog fährt noch diesen Monat,« antwortet er. »Ich müßte also wohl meine Abreise bald ansetzen. Nächste Woche etwa.«

Der Fürst hebt das Gesicht und betrachtet seinen Bruder aufmerksam. »Ein wenig überstürzt sind deine Pläne, so scheint es,« sagt er. »Ist irgend etwas vorgefallen?«

Der Prinz antwortet nicht. Er steht an einem der hohen Fenster, dem Bruder den Rücken zugewendet, und blickt gedankenlos auf den Platz, den eben eine fürstliche Equipage überquert. »Es scheint, Marie Johanna war ausgefahren,« sagt er.

»Ja, allerdings, sie hat das Kinderheim besucht. — Ich fragte, ob etwas vorgefallen sei,« wiederholt der Fürst.

Prinz Bernhard wendet sich um: »Entschuldige, ja; das heißt, nein, es ist nichts — vorgefallen. Nur, es ist die alte Unruhe, die einen zuweilen überfällt, wenn die Jahre kommen.«

»Ich habe natürlich nichts andres gegen deine Pläne einzuwenden als dies, daß ich die Trennung von dir bedaure,« sagt der Fürst. »Ich stelle auch gern Mittel aus meiner Privatschatulle zur Verfügung.«

»Danke dir! Ja — und übrigens, noch eine Bitte hätte ich: Mein guter Salbern eignet sich doch nicht recht dazu, drei Monate lang in Eis und Schnee von Seehundsfleisch zu leben. Auch wünscht er sich schon lange eine Kompagnie. Wie wäre es mit dem jungen Rank? Ich würde ihn gern mitnehmen.«

Der Fürst schweigt.

»Schließlich ist so etwas immer bildend und nützlich für einen jungen Offizier,« fährt Prinz Bernhard unruhig fort. »Und trotz aller seiner Geschichten ist er, denke ich, ein Mann, auf den man sich verlassen könnte.«

Der Fürst erhebt sich und geht langsam auf seinen Bruder zu. »Gewiß, alles, wie du willst,« antwortet er. »Aber warum, Bernhard? Dies sieht aus wie Flucht.«

»Vor sich selbst fliehen auch die Tapfersten,« erwidert der Prinz.



Die Fehler der Sinneswahrnehmung, ihr Ursprung und ihre praktische Anwendung

Von Universitätsprofessor Dr. Adolf Marcuse (Berlin)

Bei genauen astronomischen Messungen spielen neben den zur Beobachtung dienenden Instrumenten auch die Beobachter selbst, also die menschlichen Sinneswahrnehmungen, eine wichtige Rolle. Das beste Instrument, der genaueste Apparat erfüllen ihren Zweck, wirklich präzise Messungsergebnisse an den Naturerscheinungen zu liefern, nur dann, wenn auch der Mensch, der solche künstlichen Erweiterungen seiner Sinne benutzt, in kritischer Weise Herr seiner eignen natürlichen Sinneswahrnehmungen wird. Hier liegt also ein überaus wichtiges Grenzgebiet zwischen der messenden Astronomie und der medizinischen Psychologie, ein Forschungsfeld, das erst durch feinste neuzeitliche Untersuchungen erschlossen wurde.

Daß unsre Sinne niemals schnell und selten ganz richtig arbeiten, lehrten zuerst die Erfahrungen der astronomischen Meßkunst, bei der sehr oft verschiedene Beobachter gleichzeitig dieselbe Erscheinung zu messen haben. Die historische Grundlage für diese äußerst subtile Lehre von den Fehlern menschlicher Sinneswahrnehmung ist die folgende:

Die schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts gegründete englische Nationalsternwarte Greenwich in der Umgebung von London hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den von der Theologie zur Astronomie übergegangenen berühmten Astronomen Maskelyne zum Direktor. Dieser beobachtete mit seinem damaligen Assistenten Kirkwood an dem Meridianfernrohr der Greenwicher Sternwarte zahlreiche Durchgänge von Fixsternen an den Meßfäden des Instruments zum Zweck von Zeit- und Ortsbestimmungen, und zwar nach der älteren, sogenannten »Auge-und-Ohr-Methode«. Dabei hat der Beobachter am Fernrohr mit dem Auge den Antritt der Sterne an die Meßfäden im Gesichtsfeld wahrzunehmen und zugleich mit dem Gehör auf den Sekundenschlag der Uhr zu achten. Auf diese Weise arbeiten bei solchen Durchgangsbeobachtungen Gesichts- und Gehörsinn zusammen, wobei jeder Beobachter für sich erfahrungsgemäß seine Messungen bei einiger Übung bis auf eine Zehntelzeitsekunde genau ausführen kann. Der damalige Direktor der Greenwicher Sternwarte und sein Assistent arbeiteten nun in der ersten Zeit so ausgezeichnet zusammen, daß sich zwischen den Messungsergebnissen beider Beobachter kein merkbarer Unterschied zeigte. Dies änderte sich jedoch nach Verlauf einiger Monate, und zwar so stark, daß der Unterschied zwischen den Beobachtungen des Direktors und seines Assistenten sogar über eine ganze Zeitsekunde betrug. Daraufhin entließ der Direktor seinen Assistenten in der wohl allgemein verbreiteten Meinung, daß er richtig, der Assistent falsch beobachte. Dieser war aber nur das unschuldige Opfer einer Unkenntnis von den Fehlern der Sinneswahrnehmung, die sein Direktor hatte. Der große deutsche Astronom Bessel untersuchte einige Jahrzehnte später zum erstenmal diese Frage, indem er zugleich mit andern geübten Beobachtern gleichzeitige Messungen ein und derselben astronomischen Erscheinung anstellte. Dabei fand er gleichfalls relative Auffassungsunterschiede zwischen den einzelnen Beobachtern bis zu einer ganzen Zeitsekunde. Man forschte weiter und fand, daß bei der angewendeten »Auge-und-Ohr-Methode« das Zusammenarbeiten dieser beiden Sinne zu erheblichen persönlichen Auffassungsfehlern führt, da unsre Sinne eben niemals schnell und selten richtig arbeiten. Kein Geringerer als unser großer Physiker Helmholtz, der eigentliche Begründer der physiologischen Optik, tat den Ausspruch: »Wenn mir ein Mechaniker ein Instrument brächte wie das menschliche Auge, so würde ich ihn damit zurückschicken.«

Die astronomische Beobachtungstechnik griff aber bald helfend ein. Als der elektrische Telegraph, besonders im praktischen Morse-Apparat, 1836 erfunden war, ging man zur elektrischen Registriermethode für astronomische Durchgangsbeobachtungen über. Dadurch wurde zunächst das Ohr ausgeschaltet, weil die Uhr mittels elektrischen Kontaktes die Sekunden als Punkte auf einem Morsestreifen aufzeichnete und auch der Beobachter mit einem Taster die Sterndurchgänge durch die Meßfäden elektromagnetisch registrierte. Auf diese Weise ging der persönliche Auffassungsunterschied zwischen verschiedenen Beobachtern auf wenige Zehntelzeitsekunden herunter.

In neuerer Zeit ist dann die astronomische Meßtechnik noch einen letzten Schritt weiter gegangen, um nach Möglichkeit auch die Fehler des Auges bei den Messungen herabzudrücken, nachdem zunächst das Ohr ganz ausgeschaltet war. Bei der soeben erwähnten elektrischen Registriermethode mußte das Auge noch den im Gesichtsfelde des Fernrohrs sich bewegenden Stern verfolgen, um dessen Durchgang durch die Meßfäden zu erfassen. Diese Augenbewegung vollzieht sich mittels der raddrehenden Augenmuskeln, die den Augapfel von links nach rechts oder umgekehrt bewegen. Hierdurch können aber erhebliche Fehler in der Abbildung auf der Netzhaut entstehen. Man schaltete daher in das Gesichtsfeld einen beweglichen Meßfaden ein, der durch ein Registrier-Mikrometer mit Uhrwerk getrieben wurde und dem man dieselbe Geschwindigkeit geben konnte, die der Stern infolge der Erddrehung hat. Nun blieben Stern und Meßfaden relativ gegeneinander in Ruhe, und das Auge brauchte bei der Messung nicht mehr bewegt zu werden. Durch Einführung

dieses elektrischen Registrier-Mikrometers ließen sich die Auffassungsunterschiede zwischen verschiedenen Beobachtern sogar auf wenige Hundertstel Zeitsekunden herabdrücken. —

Soviel über die Erkenntnis und möglichste Beseitigung der Auffassungsfehler unsrer Sinneswahrnehmung mit Hilfe von astronomischen Messungen. Auch hierbei bewahrheitet sich die alte Regel der Technik, daß unsre ziemlich begrenzten Sinne durch feine Instrumente erweitert werden, ähnlich wie unsre Gliedmaßen durch die Werkzeuge und unsre schwachen Kräfte durch die Maschinen eine gewaltige Erweiterung finden. Nach den bisherigen Darlegungen ist es aber auch klar, daß zuerst aus der Kritik astronomischer Messungen, von verschiedenen Beobachtern ausgeführt, die Grundlagen des psychologischen Wissensgebietes entstanden, das sich mit den Fehlern unsrer Sinne beschäftigt.

Man weiß nunmehr, daß es für jeden Menschen eine sogenannte physiologische Zeit gibt, die zwischen dem Eintritt einer Erscheinung an sich und ihrer Wahrnehmung durch die Sinne und das Gehirn verfließt. Dieser Zeitunterschied wird gewöhnlich als »Leitungszeit« der betreffenden Person bezeichnet. Eine sehr einfache Bestimmung der Leitungszeit läßt sich z. B. auf folgende Weise ermöglichen:

Eine Versuchsperson soll bestimmen, wann sie eine elektrische Lampe aufleuchten sieht. Dazu wird ein sehr feiner Apparat zur Messung kleinster Zeitintervalle, das sogenannte Chronoskop, benutzt. Sobald die Lampe sich entzündet, setzt sich das Chronoskop automatisch durch den elektrischen Strom in Bewegung. Sobald die Versuchsperson die Lampe aufleuchten sieht, drückt sie auf einen elektrischen Taster, der durch Stromschluß das Chronoskop anhält. Die am Zifferblatt bis auf eine Tausendstel Sekunde angezeigte Zeitdifferenz ergibt die gesuchte Leitungszeit.

Diese Leitungszeit wechselt aber nicht nur von Person zu Person, sondern sie bleibt auch nicht einmal für ein und denselben Beobachter konstant. Für einen normalen und geistig sehr regen Menschen beträgt diese Leitungszeit in der Regel etwa eine Zehntelzeitsekunde. Bei besonders phlegmatischen Naturen steigt sie auf ungefähr drei Zehntelsekunden, und bei Nervenkranken, besonders im Falle von Rückenmarkerkrankungen, geht sie sogar noch viel höher. Schon aus diesen wenigen, nach zahlreichen Versuchen hergeleiteten Ziffern für die Leitungszeit lassen sich wichtige Folgerungen für die Praxis des Lebens ziehen.

Nehmen wir den einfachen Fall, daß eine Person daraufhin untersucht werden soll, ob sie sich z. B. zum Lenker eines Automobils eignet. Hätte sie eine Leitungszeit von drei Zehntelsekunden, so wäre sie als Kraftfahrer ungeeignet. Da nämlich die Leitungszeit zwei Zehntelsekunden mehr beträgt als die normale, so würde der Betreffende z. B. bei einer Fahrgeschwindigkeit von 60 Kilometer in der Stunde, also 1 Kilometer in der Minute oder 16,7 Meter in der Sekunde, jedes Hindernis in 3⅓ Meter Entfernung überfahren, das der Kraftfahrer mit einer Zehntelsekunde Leitungszeit noch bequem wahrgenommen hätte.

Hier liegt also einer der einfachsten Fälle für die Prüfung auf Berufseignung vor, der sich mit gleicher Berechtigung vom Kraftfahrer auch auf den Flieger oder den Lenker von Flugzeugen übertragen läßt. Ferner haben zahlreiche Versuche erwiesen, daß der Genuß von Tee oder Kaffee die Leitungszeit verkürzt, während Alkohol eine erhebliche Verlängerung bewirkt. Daher die berechtigte Vorschrift, daß Lenker von Kraftfahrzeugen jeder Art, sei es am Lande oder in der Luft, vor Antritt der Fahrt sich des Alkohols enthalten sollen. Man braucht deshalb durchaus noch kein Gegner des Alkohols zu sein. Man kann sogar den Alkohol, in mäßigen Mengen und vorsichtig genossen, als einen Tröster der Menschheit, oft sogar als heilsame Medizin betrachten. Aber in allen denjenigen Fällen, wo es darauf ankommt, sich eine rasche und verantwortungsvolle Entschlußkraft zu bewahren, muß man des Alkohols entsagen. —

Aus den vorangehenden Betrachtungen, die von der Astronomie und insbesondere von der astronomischen Meßkunst ausgingen, folgt, daß auch das übliche Sprichwort »Schnell wie der Gedanke« schon lange nicht mehr mit unsern Kenntnissen über die Empfindungs- und Denkapparate im menschlichen Körper harmoniert. Die Wahrnehmung von Raum- und Zeitunterschieden mittels unsrer Sinne, ohne Anwendung künstlicher Erweiterungsmittel, ist keine sehr feine, namentlich dann nicht, wenn gleichzeitig verschiedene Sinne oder Nervengebiete dabei in Betracht kommen. Im günstigsten Falle lassen sich die unteren Grenzen für unsre direkte räumliche und zeitliche Sinneswahrnehmung etwa durch das Zehntelmillimeter und die Zehntelsekunde bezeichnen.

Blitzt an derselben Stelle des Gesichtsfeldes zweimal hintereinander ein und dieselbe Lichterscheinung auf, so erkennt das Auge sie noch als doppelt, wenn die Zwischenzeit ungefähr eine Zehntelsekunde beträgt. Ist aber das Intervall kleiner, so verschmelzen beide Erscheinungen in eine, wie dies z. B. der schnell rotierende Farbenkreisel beweist. Bei langsamer Drehung bleiben seine Regenbogenfarben deutlich wahrnehmbar, aber bei schneller Rotation verschmelzen sie zu Weiß. Ungefähr die gleiche untere Grenze gilt auch für das Ohr, das im allgemeinen nur dann schnell aufeinander folgende Töne getrennt aufzufassen vermag, wenn ihre Zwischenzeiten nicht wesentlich unter eine Zehntelsekunde heruntergehen.

Sollen kleinere Raum- und Zeitunterschiede mit Sicherheit beobachtet werden, so müssen künstliche Hilfsmittel zur Anwendung kommen. Für Raummessungen tritt das Mikroskop helfend ein, das bis auf den zehntausendsten Teil des Millimeters oder

bis auf ein Zehntel Mikron Längenmessungen genau auszuführen gestattet. Dadurch erschloß sich dem menschlichen Auge eine früher nicht einmal geahnte mikrokosmische Welt, in deren Bereich das Tausendstel Millimeter, genannt Mikron, als Maßeinheit gilt. Nach den neuesten biologischen Forschungen dürfen die Dimensionen der kleinsten Lebewesen etwa auf ein Hundertstel Mikron angesetzt werden. Dadurch bekommt man einen Begriff, wie schwer es ist, das Reich des unendlich Kleinen zu erforschen.

Für die Mikroskopie der Zeit, deren Genauigkeit noch größer als diejenige des Raumes geworden ist, gibt es gleichfalls besonders sinnreiche Apparate. Sie beruhen im wesentlichen auf dem Prinzip, durch sehr schnelle Rotation eines mit elektrischen Markierungen versehenen Zylinders Zeitdifferenzen in Raumunterschiede zu verwandeln. So gestatten z. B. die Apparate, die zur Geschwindigkeitsmessung von fliegenden Geschossen dienen, sogar den dreißigtausendsten Teil einer Sekunde zu messen.

Es gibt daher Untersuchungsmethoden in räumlicher und zeitlicher Hinsicht, die unendlich feinere Bestimmungen auszuführen erlauben, als die natürlichen Sinne des Menschen es vermögen. Deshalb lag es nahe, nunmehr auch die Sinneswahrnehmungen und das menschliche Bewußtsein selbst auf ihre Fehler hin kritisch zu untersuchen. Dadurch konnte man diese Fehler bestimmen und zugleich die Messungen so anordnen, daß sie möglichst frei von den Sinnesfehlern wurden. An dieser schwierigen Aufgabe haben in den letzten Jahrzehnten Astronomie und Psychologie gemeinschaftlich und erfolgreich gearbeitet.

Im allgemeinen hat man es sogar mit zwei im Prinzip nur unwesentlich verschiedenen Gattungen von Fehlern der Sinneswahrnehmung zu tun. Einmal muß jeder Beobachter einen absoluten persönlichen Fehler haben, der aus dem Unterschiede zwischen dem Moment des Stattfindens und dem der Wahrnehmung einer Erscheinung gebildet wird. Je nach der Rasse, der Körperbeschaffenheit und dem geistigen Anpassungsvermögen wird die persönliche Korrektion, die wir auch als »Leitungszeit« bezeichnen, für die einzelnen Menschen ziemlich verschieden sein. Auch in der Tierwelt finden sich in dieser Beziehung interessante Unterschiede. So gebraucht beim Elefanten ein Sinneseindruck von der Haut bis zum Gehirn mehrere Sekunden, während bei der Ameise diese Übertragung in viel weniger als einer Zehntelsekunde sich vollzieht. Außer dieser persönlichen Korrektion gibt es aber auch noch eine »persönliche Gleichung«, d. h. einen Unterschied der Auffassung ein und derselben Erscheinung zwischen verschiedenen Beobachtern. Diese persönliche Gleichung spielt z. B. bei astronomischen Messungen eine große Rolle, sobald es sich um Wahrnehmungen derselben Erscheinung durch mehrere Personen handelt.

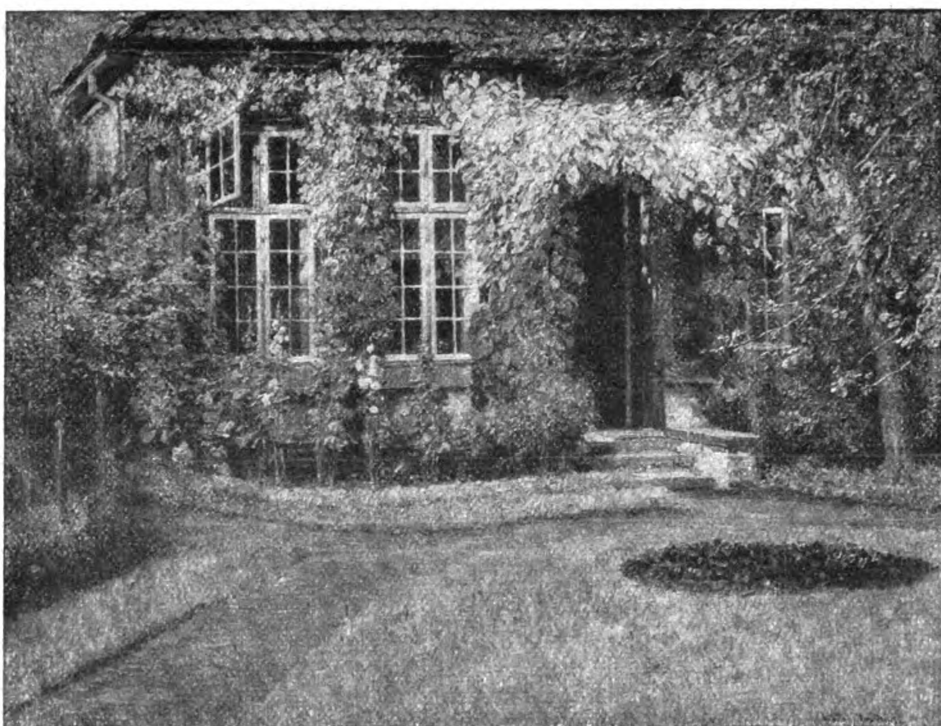
Zu den beiden eben erwähnten Fehlererscheinungen gesellt sich eigentlich noch eine dritte, nahe verwandte Fehlerquelle: die subjektiven Täuschungen beim Beobachten einer Erscheinung. Diese letzte Gruppe von Fehlern der Sinneswahrnehmung ist für den geübten Beobachter oftmals unschwer zu erkennen, manchmal jedoch handelt es sich um so subtile Dinge, daß ihr wahrer Charakter erst nach eingehender und scharfsinniger Prüfung herauskommt.

Damit sind wir am Ende der an dieser Stelle zur Kürze verpflichteten Darlegungen über die Bedeutung der Astronomie für die Fehler unsrer Sinneswahrnehmung, ein Gebiet, aus dem sich die Berufseignungsprüfung erst entwickelt hat.

Mein Tod

Sonne senkt sich in schimmernder Pracht,
Hinter den Dünen dämmert die Nacht.
Vater, so laß mich sterben:
In deinem Glanz,
Versinken, ertrinken,
Wissend und fühlend,
Das Ende ist da.
Aus der Wolken geöffnetem Tor
Brandet glühendes Licht hervor.
Winde, die schnellen,
Sie wiegen und biegen,
Schmiegen sich in
Der Wellen Lauf.
Über den weißen
Rieselnden Sand
Rollen sie weit
Hinein in das Land.
Sonne ergießt ihren letzten Schein
In mein offenes Fenster hinein.
Spielender Wellen
Rauschender Sang
Tönt mir im Ohr
Als letzter Klang.
Und in des Lichtes schimmernder Flut
Steht Gott Vater in weißer Glut.
Hüllt mich ein,
Umschließt mich ganz.
Vater — ich — lebe
In deinem Glanz!

Elsa Weber



Wilhelm Claudius: Altlübecker Gartenhaus

Von Kunst und Künstlern

Otto H. Engel: Der Blick ins Weite (vor S. 205) — Franz Lippisch: Giardino Giusti (vor S. 125) und Damenbildnis (vor S. 133) — Hans Adolf Bühler: Hans Thoma (vor S. 229) — Cäcilie Graf-Pfaff: Windsbraut (vor S. 141) — Wilhelm Claudius: Dornburg (vor S. 189) und Altlübecker Gartenhaus (S. 237) — Herbert Kuron: Spaziergang (vor S. 165) — Ernst Seger: Anbetung (vor S. 157) — Otto Wiedemann: Scherenschnitte aus der Tierwelt (S. 238 und 239) — Julius Seyler: Abend bei Lakollen (vor S. 173)

Unter friesischem Himmel, wohl auf der Insel Föhr, dem Lieblingsaufenthalt des Malers, haben wir die Heimat des Bildes »Der Blick ins Weite« von Otto H. Engel zu suchen. Es ist rauhes Land, ohne Schutz den Winden preisgegeben, die von der immer bewegten Nordsee blasen, aber im späten Frühling und im kurzen Sommer blüht das Land nur desto üppiger und sehnsüchtiger. Zu den weiten Flächen des Weidelandes, der Koppeln und der Kornfelder bilden die uralten strohgedeckten, von hohen Eichen beschatteten Dächer den wirkungsvollsten, stimmunggebenden Gegensatz. In ihnen und um sie herum spielt sich jenes trauliche, den Großstädter, wenn er hier zu Gaste ist, doppelt anmutende Leben ab, das Engel nicht müde wird, in immer neuer und reizvoller Weise zu schildern: Kinder, die in der Dorfgasse den Ringelreihen schlingen, eine Mutter, die ihr Kind auf dem Schoße wiegt, hübsche, frische Mädchen, die in ihrem altertümlichen Sonntagsstaat miteinander plaudern, auf die Koppel zum Abendmelken gehen oder, ehe sie auf den Hof heimkehren, noch einen Blick ins Weite schicken, voll Müdigkeit, voll Ruheverlangen nach des Tages Arbeit, voll Träumerei oder auch voll Sehnsucht nach einem, der in der Ferne weilt und den Weg kommen müßte, der sich da zwischen den Knicks endlos ins flache Land hinauszieht. Wer solche Bilder Otto H. Engels für bloße Landschaften nimmt, wird ihnen und dem Maler nicht gerecht: es ist mehr darin, ein Stück Gemüt und Seele auch des herben Volkes, das dort wohnt und von Meer und Erde sein Schicksal empfängt.

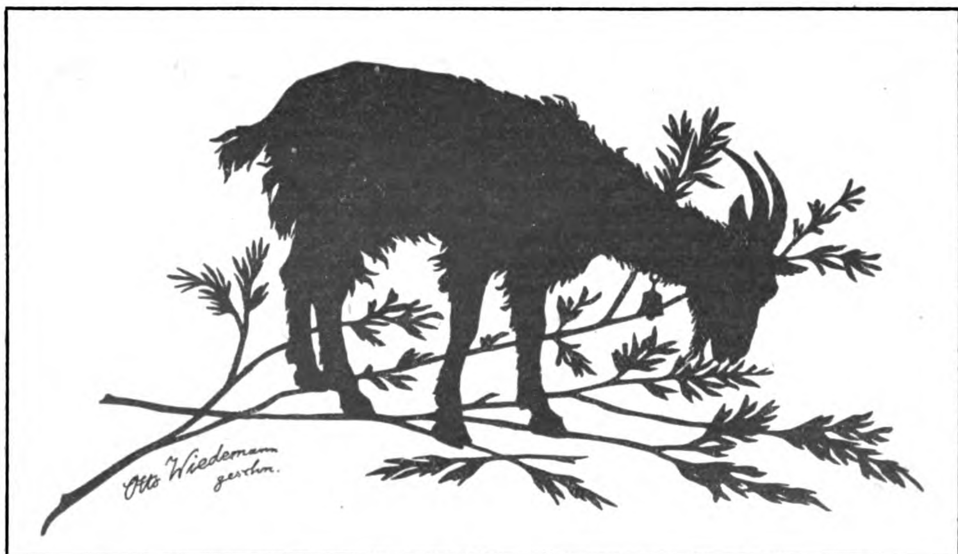
Der äußerste Gegensatz zu dieser überklaren nordischen Atmosphäre und damit auch zu der malerischen Koloristik begegnet uns in dem Giardino Giusti von Franz Lippisch, einem Motiv aus Verona. Aber auch die Gesetze der Komposition, der Linienführung und Raumgliederung sind hier ganz andre: dort herrscht die Horizontale, hier regiert die Senkrechte, die Kulisse, die den Blick in die Mitte, auf ein stark betontes Ziel hindrängt. Wir erinnern uns, daß Lippisch, früh mit seiner Kunst unter italienischem Himmel heimisch, dort von dem großen Kompositionsmeister Hans von Marées tiefgehende Anregungen empfangen hat. »Harmonische Raumfüllung«: das war Marées' immer wiederholte Mahnung und Forderung. Auch



Weißschwanz-Gnus. Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann

müsse ein gutes Bild in seinen Motiven so gewählt sein, daß es nicht von irgendeinem Modegeschmack abhängig werde, sondern zeitlos bleibe, frei von allem bloß Erzählenden. Kein Naturabklatsch, sondern eine Welt für und in sich! Lippisch war damals geneigt, in dieser Lehre ein Universalrezept für gute Malerei zu erblicken. Bis er, nach einem abermaligen Aufenthalt in einem schon gründlich veränderten Italien, nach fruchtbaren Münchner Lehrjahren bei Wilhelm Volz und im Hause Böcklin, gewahr wurde, daß, wer Bilder schaffen will, Phantasie und Seele dazugeben muß. Betrachtet man seine Hauptwerke, von denen wir schon früher einige abgebildet haben, etwa seine »Quelle«, seinen »Sommer«, seine »Donna Romana«, seinen »Flößer Tod«, seine »Traumbrücke«, seine »Niobe«, seine »Daphne« oder seine »Hesperiden«, so wird man bald inne, daß diese Bilder sich nicht an verblüffender Technik genügen lassen, sondern allesamt nach tieferem geistigem Gehalt streben und, ebenso wie die Bildnisse des Künstlers, von denen unser Damenbildnis freilich eins der vollendetsten ist, den Pfad ins Seelische suchen.

Wie das Bildnis eines eben Dahingegangenen auf den Fittichen der Liebe und Dankbarkeit aus der irdischen Erscheinung ins Übersinnliche, ins Monumentale und Ewige hinaufgetragen werden kann, zeigt das Gemälde, das der Karlsruher



Ziegenbock. Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Maler Hans Adolf Bühler dem Andenken seines Lehrers und väterlichen Freundes Hans Thoma gewidmet hat. Wir möchten nicht viele Worte über dies Werk der Pietät machen. Wer seine innige Erhabenheit nicht fühlt, dem kann sie nicht erklärt werden. Nur das eine sei aus persönlicher Erinnerung an den hier dargestellten achtzigjährigen Meister vermerkt, daß sein Antlitz, Stirn, Mund, Augen und was ihm sonst das Gepräge des schon halb der Erde entrückten Weisen gab, nicht »idealisiert« zu werden brauchte, um ein — sagen wir protestantisches Heiligenbild zu schaffen. Ein wenig Anklang an den Christophorus-Typus und an das Gralsgefäß genügten, um dies Gemälde dem Mythischen und Religiösen zu nähern.

Die Eingebung zu dem radierten Blatt »Die Windsbraut« von Cäcilie Graf-Pfaff, der Gattin des Münchner Malers Oskar Graf, ist unmittelbar aus der Natur geschöpft, aus dem für ein Zeichnerauge so fesselnden Spiel des Windes mit den Bäumen, zumal mit den verkrüppelten Burschen, wie sie an steilen Höhen wachsen. Wenn gar der Wind zum Sturm wird, so scheint der ganze Baum mit dem Sturm zu fühlen. Seine Zweige wirft er wie in Sehnsucht hoch in die Luft, gleich Armen, die verlangend sich recken — toll ausgelassen einmal, dann wie in wilder Verzweiflung. Schlanke junge Bäumchen aber stehen wie fröhlich im Tanz sich wiegend. Das geheimnisvolle Leben der Natur — es erscheint, wie den Völkern des Altertums, dem Künstler noch jetzt als Wesen von menschlicher Gestalt; denn wir Menschen, auch wenn wir mit den Engelszungen der Kunst zu reden gelernt haben, können das Seelenleben der Natur ja nur nach unsrer Form begreifen und darstellen. Hier hat übrigens die eingeborene Poesie der Sprache schon vorgearbeitet. »Windsbraut« — zwar streiten sich die Deutschgelehrten noch über die Herkunft des Wortes, aber das Volk läßt sich die Vorstellung eines weiblichen Windgeistes, einer Windgemahlin nicht rauben. Eine märkische Sage meldet von einem in eine Windsbraut verzauberten Edelfräulein, Rückert, Mörike und Kinkel verkörpern die Windsbraut zu einem lebenden Wesen, einem nie alternden, wilden, stolzen und herrischen Weib, das über Hexenkünste verfügt, den untreuen Geliebten in der Umarmung erdrückt oder sich nur dem stärksten der Elemente, dem Luftgeist, vermählt.

An einen hier in den Monatsheften erst vor kurzem (Dezemberheft 1924) ausführlich gewürdigten Maler, einen der liebenswürdigsten, regsten und gestaltungsreichsten, die Deutschland hat, sollen die beiden Gemälde »Altes Schloß in Dornburg a. d. S.« und »Altlübecker Gartenhaus« erinnern, zwei neue Zeugnisse für das rastlose Bemühen unsers Wilhelm Claudius, seiner Palette immer neue Schönheiten des geliebten deutschen Vaterlandes zu erobern.

In Herbert Kuron, dem Radierer des Blattes »Spaziergang«, machen die Leser die Bekanntschaft eines noch jungen Künstlers, der hauptsächlich in Breslau unter Prof. C. E. Morgenstern und in Berlin unter Prof. Kallmorgen seine Ausbildung genossen hat, bevor ihn der Blechen-Preis nach Florenz führte und er sich, etwa seit 1909, als Maler und Radierer auf den großen Ausstellungen durchsetzte.

Die Plastik des Heftes, Ernst Segers »Anbetung«, schön vor allem durch die edle Ruhe und sichere Haltung, behauptet sich auch im großen Plastik-Saal der diesjährigen Münchner Glaspalastausstellung, die an Bildhauerwerken keineswegs arm ist, als eine der erfreulichsten und eindrucksvollsten Schöpfungen. Der Künstler, in Schlesien geboren und Schüler von Christian Behrens in Breslau, hat seine Heimat schon mit vielen öffentlichen Denkmälern beschenkt.

Die Scherenschnitte Otto Wiedemanns, diesmal sämtlich aus der Tierwelt geholt, sind neue Zeugnisse für die feine Beobachtungsgabe und die auch vor schwierigen Bewegungsmotiven nicht zurückschreckende Fertigkeit eines Künstlers, der auch als Maler seinem ersten Instrument, der Schere, nicht untreu geworden ist.

Julius Seylers »Abendstimmung bei Lakollen« begleitet den Künstleraufsatz von Heinrich Werner.

Eine kleine Berichtigung zu dem im letzten Septemberheft erschienenen Aufsatz über Ferdinand Dorsch: die Unterschrift der Abbildung auf Seite 29 unten muß lauten »Maler Feldbauer (nicht Feldhaus) und seine Modelle«. Gemeint ist Professor Max Feldbauer. F. D.



Wildenten. Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Literarische Rundschau

Im Frühling 1871 lernte der siebenundzwanzigjährige Leutnant Detlev (damals noch Fritz) von Liliencron in der homöopathischen Heilanstalt des Sanitätsrats Lutze in Köthen, wo er Genesung von einem im Felde erworbenen Leiden suchte, die siebzehnjährige Helene von Bodenhausen kennen. Sie wurde seine erste ernsthafte, schicksalprägende Liebe, so viel flüchtige Tändeleien sein leicht entzündbares Herz vorher auch schon bestanden haben mochte. An eine Heirat der beiden war so bald nicht zu denken, das sagten sie sich selbst und hätten sie wohl geduldig hingenommen; der Widerstand der Familie aber, die ihnen die Vereinigung ein für allemal verwehren wollte, drückte den Pfeil des Liebesgottes nur noch tiefer in ihre Herzen. Beide waren gleich mittellos, beide Angehörige eines Standes, der nicht im geringsten geneigt war, seine gesellschaftlichen Vorurteile aufzugeben und den Willen der Eltern vor den Wünschen der Kinder zu beugen, beide aber auch wurden durch die Hemmungen, die sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellten, erst recht in ihrer Leidenschaft gestachelt.

Wir wußten längst von dieser Liebe und kannten auch die Spuren, die sie in Liliencrons Gedichten hinterlassen hat; ihre fast lückenlose Geschichte und Entwicklung aber erschließt sich erst aus den Briefen Liliencrons an Helene von Bodenhausen, die Heinrich Spiero jetzt unter dem Titel »Unbegreiflich Herz« herausgegeben hat (mit acht Bildern und vier Faksimiles; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

»Unbegreiflich Herz« — das Wort ist einem Liliencronschen Gedicht aus dem Jahre 1879 entnommen, das als ein Niederschlag der Liebeserlebnisse mit Helene von Bodenhausen aufgefaßt werden darf:

... Und dennoch jung und dennoch stille Quellen
Und dennoch je wie frohe Narrenschellen,
Zu Spielen aufgelegt, wie muntre Knaben,
Bist du, mein unbegreiflich Herz.

»Unbegreiflich Herz« — es ist zugleich das Wetter- und Temperaturzeichen dieser Briefe. »Verzeihe mir diese ewigen Briefe,« heißt es einmal, als der zu allen Tages- und Nachtzeiten Schreibende gewahr wird, wie sich unter seiner Feder Bogen auf Bogen füllt, »es ist keine Logik darin, kein Gedanke — es ist mein Herz, was darinsteht — mein Herz, was dich liebt, was dich unsäglich liebt.« Wie hier, ist wohl kaum wieder — auch nicht in Leutnantsbriefen — geschwärmt, geseufzt, gestürmt, gerast worden, nachdem die Werbung des bettelarmen Leutnants vom Vater der Geliebten, dem eben aus dem Felde heimgekehrten Oberstleutnant, abgewiesen, dem Verzicht ein heimlicher Verspruch gefolgt war, nun der demütigende Kampf um eine bürgerliche Stellung begann, der schmerzliche Abschied vom Regiment sich vorbereitete, das vergebliche Bemühen um eine neue Existenz und die neue Vorbereitung für den wiederaufgenommenen, über alles geliebten Soldatenberuf sich durchkreuzten und endlich die Trennung der Liebenden sich nicht mehr vermeiden ließ. Nur ein Teil dieser oft viele Bogen umfassenden, im ganzen fast 900 engbeschriebene Seiten füllenden Briefe hat der Herausgeber uns mitgeteilt, aber die Flut der Liebesbeteuerungen und Schwüre, der Sehnsuchtsrufe, Gelöbnisse, Glücksausbrüche und Anklagen gegen das Schicksal ergießt sich auf den Leser ohnedies überwältigend wie ein Katarakt. Dazwischen knabenhaft-abenteuerliche Versuche, sich der Geliebten wider das strenge Verbot der Eltern zu nähern, einen Händedruck, eine Schleife, einen Kuß von ihr zu erhaschen; Vergangenheitsbeichten und Zukunftspläne; Reue über vertane Zeit, Hoffnung auf kommende Glücksjahre; Schwelgereien in Musik und Poesie, bei denen sich Entzückungen für wahrhaft Künstlerisches und kitschig Sentimentales seltsam mischen.

So unbedeutend und leer uns diese Briefe aber zunächst auch vorkommen mögen, bald spüren wir, wie in ihnen der Dichter Liliencron emporkeimt. Und darum allein sei diese uns sonst herzlich gleichgültige Helene von Bodenhausen, von deren Persönlichkeit uns die Briefe des Geliebten eigentlich kaum etwas Seelen- und Lebensvolles überliefern, gepriesen und gesegnet. Es war wohl wirklich wenig Wertvolles an ihr; was die Briefe an ihr zu rühmen wissen, hat die Verliebtheit in sie hineinphantasiert. Als sie endlich doch — nach kurzer Verlobung mit einem andern, nach dem Tode ihres Vaters, nach Liliencrons Rückkehr aus Amerika und Afrika — die Seine wird, da dauert das Eheglück der beiden nur ein knappes Jahr. Mögen immerhin Schuldenlast und Unwirtschaftlichkeit des Ehemannes auf den jungen Haushalt gedrückt haben, schwerer zu ertragen war die hemmungslose Leidenschaftlichkeit der beiden, die sich so wenig ergänzten, war die verständnislose Unkameradschaftlichkeit der jungen Frau für einen, aus dem sich damals gerade der Dichter losrang. Sie lebten sich also auseinander. Wohl vereinigte sie für Wochen noch einmal die enge Amtswohnung des Hardesvogts von Pellworm, dann aber trieb das Wrack ihrer Liebe unaufhaltsam der gerichtlichen Scheidung zu. So sank nach vierzehn Jahren vor den Schranken eines Landgerichts zu kläglicher Asche zusammen, was einst als lohender Brand in zwei Menschenherzen emporgeschlagen war.

Eines Dichters Werden keimt in diesen Briefen. Manches, was hier noch in der Hülle der Prosa schlummert, ist später zu Liebesgedichten ausgereift, in poetischer Gestalt in die Novellen und Romane, am häufigsten und reichlichsten in die Kantusse des »Poggfred« übergegangen; vieles aber liegt noch

als Roherz ungeläutert und ungeprägt am Wege. Es ist bei weitem das Reizvollste und Schönste an dem Buche, und deshalb seien ein paar dieser unerlösten Gedichtkeime hervorgehoben.

Wie jäh und überraschend sie manchmal den Kopf heben! Eben noch ein triviales Zitat aus dem »Trompeter«, dann plötzlich das selbstgesehene und selbstgefühlte, schon echt Liliencronsche Bild: »Hurra, hurra, Helene — wir sind zu Pferde, und wir jagen durch die Heide, durch die Felder, und wir sind glücklich; du bist nicht mehr blaß; eine reizende, süße Mädchengestalt reitet neben mir — wir lachen, wir sind tollkühn — und hinüber, hinüber über Hecken und Gräben — dein langer Schleier wallt im Sturm — und weiter, weiter jagen wir, hinein ins Leben, voll Humor, und wir sind so glücklich. Aber da sehe ich schon wieder die Menschen; und weiter jagst du hinein in die Heide, ich bleibe zurück — dein weißes Taschentuch nur weht im Winde ...« Ein paar Tage später, gleichfalls aus der Garnisonstadt Mainz, eine Schilderung der Mittagsruhe im Park von Rüsselsheim, der zum Gedicht nur noch der Rhythmus und die Reime fehlen, so gesättigt und bezwingend ist die Stimmung; auch in den weit später entstandenen Versen »Durch die Nacht« ließ sie sich besser nicht treffen. Oder das Bild der Spätsommernacht auf dem Rhein, da der Dichter sich in seinem Boot als Padischah träumt, während der Mond Strom und Boot und Ruderer mit seinem Silberlicht übergießt und aus dem Schilf der Schrei des Wasserhuhns ertönt. Oder die Liebkosungen des treuen Säbels, wenn Abschiedsahnungen über seinen Träger kommen, und vollends die Schilderung des Abschieds selbst auf dem Frankfurter Bahnhof: »... Mein Diener stand, kerzengerade, mit dem Tressenhut in der Hand, langausgestreckt — die Tränen liefen ihm von den Backen. Die Offiziere winkten, die Unteroffiziere weinten — ich lehnte mich zurück in die Kissen, hielt krampfhaft meinen alten Säbel fest.« Und dann die Träume dieses Liebenden (»leider, leider eine Lieblingsbeschäftigung von mir«)! Oft weiß man nicht, sind es, was er da erzählt und malt, wirklich Berichte von Träumen, oder sind es nur in Traumform gekleidete Erfindungen dichterischer Phantasie: meistens Zukunftsbilder des Friedens nach langen, aufreibenden Kämpfen, des Glückes nach errungener Vereinigung, des häuslichen Behagens, das diesem leidenschaftlichen Soldatenherzen stets und überall eins der lockendsten Wunschziele blieb. Noch um eine Stufe weiter zur dichterischen Gestaltung gedeihen die Feldzugserinnerungen, die im Traum oder im Fluß der Briefe auftauchen: die Erlebnisse von Labonchamps und Saint-Quentin erblühen aus Schatten zu Fleisch und Blut, unmittelbare Vorstudien zu den Kriegsnovellen. Auch die Namen verwandter oder vorbildlicher Dichter werden nun, da leise das dichterische Selbstbewußtsein erwacht, laut: Strachwitz, Turgenjew, Storm, und aus der an Liebe, Leidenschaft und Leichtsinn so reichen Familiengeschichte der Liliencrons, deren einer seine Frau töten lassen wollte, deren einer nach einer berückend schönen und vornehmen Komtesse die Tochter seines leibeigenen Kornschreibers heiratete und sogar sein Familienbegräbnis verspielte, winken Novellen- und Balladenstoffe, die jenen bewunderten Vorbildern noch halb nachempfunden sind, mit bald bleicher, bald blutiger Hand. Bis das edle, reine Bild des Vaters, in den Farben kindlicher Liebe und Dankbarkeit meisterhaft gezeichnet, sich wie ein sanfter Schleier darüberbreitet.

Erst 1877, nach dem Sichwiederfinden der beiden Liebenden, wagt es Liliencron, seiner Braut die ersten eignen Gedichte zu schicken, was doch wohl, da längst vorher von massenhaften »Reimereien im Liebesfrühling« die Rede ist, für eine seltsame Gleichgültigkeit des Fräuleins von Bodenhausen gegen die poetischen Versuche des Geliebten spricht, und rührend ist die scheue Bescheidenheit, mit der er das selbst d a n n noch tut. Auch von Skizzen aus der Köthener Liebesfrühlingszeit getraut er sich allgemach zu reden, und aus den »Fliegenden Blättern« kommt als Briefbeilage mit Zeichnungen die erste Veröffentlichung des Gedichtes »Der Handkuß«. Mehr und mehr erwacht jetzt der Stolz auf die eigne Produktion, die Gewißheit, »auch einer« zu sein, »noch manchen goldenen Pfeil im Köcher zu haben«, und mit Genugtuung lesen wir das Bekenntnis: »Nie und nimmer aber werde ich schreiben, nur um nach Lob des Pöbels zu haschen. Wenn ich schreibe, so soll es vornehm sein bis zum Tz.« Es ist wohl kein Zufall, daß dieses sich aufreckende dichterische Selbstbewußtsein zugleich die erste Entfremdung zwischen den beiden heraufführte, ehe sie noch (Oktober 1878) getraut waren. Dann, nach dem kurzen Ehejahr, noch einige halb ernsthafte, halb mit humorvoller Ironie getränkte Versuche des wieder arg von Gläubigern Bedrängten, Helenens »Hochmutskopf« zu beugen, die doch so »grenzenlose Spießbürger- und Bäckermeistermoral« des »lieben Piepvogels«, der »kleinen Ente«, ihr »Maulen und Faulen« zu besiegen, endlich müde Resignation, und — diese Episode eines Dichterlebens ist abgeschlossen.

Es ist eine Manie, eine förmliche literarische Krankheit von heute, im allgemeinen um keinen Deut weniger gefährlich und unsauber als im 18. Jahrhundert die Epidemie der Ritter- und Räuberromane: jeder Künstler, gleichviel ob Maler, Bildhauer, Musiker oder Dichter, wird, wenn nur genug biographisches Material über ihn vorhanden, zum »Helden« eines Romans gemacht. Insbesondere unsre Literaturgeschichte hat schon bis auf die kleinen und kleinsten Geister herhalten müssen. Nicht immer ist dabei der Respekt und Stil gewahrt worden, selten ein Kunstwerk zustande ge-

kommen, das Selbstwuchs genug hat, um sich neben dem des persönlichen Lebens, dem es nachgebildet ist, zu behaupten. Je vollendeter das Muster, desto dürftiger und peinlicher die Nachbildung.

Toni Schwabe, eine empfindungs- und melodienreiche Lyrikerin, die Verfasserin nirgends äußerlicher, immer innig beseelter und auch sprachlich wohlgepflegter Romane und Novellen, wagt sich an keinen Geringeren als Goethe. In Romanform sucht sie dessen letzte Liebe, also die des bald Achtzigjährigen zu der kaum siebzehnjährigen Ulrike von Levetzow, darzustellen, diese Spätherbstliebe, die ihr unsterbliches Denkmal in der Marienbader Elegie gefunden hat (München, Alb. Langen). Es gibt über die Episode nur wenig Wirklichkeitsdokumente. Goethes Tagebücher und anderseits eine in hohen Jahren aus der Erinnerung niedergeschriebene Aufzeichnung Ulrikens — das ist alles, was an authentischen Bekenntnissen über die Begebenheit auf uns gelangt ist. Wahrscheinlich hat aber gerade diese Spärlichkeit der Überlieferung die Romanschriftstellerin gereizt. Läßt sich nicht, hat sie gemeint, gerade in die Lücken, die sich in den Berichten auftun, am leichtesten und reichlichsten der Samen dichterischer Phantasie streuen? Es handelt sich ja um eine Angelegenheit des Herzens — wie sollte da nicht die weibliche Einfühlungsfähigkeit die Sprache finden für all das Unausgesprochene, was uns aus dieser Begebenheit als Rätsel ansieht! Sicherlich, zu ihrem Ruhm sei es gesagt: Toni Schwabe war redlich bestrebt, sich in die Gefühle, Empfindungen und Lebensstimmungen der beiden hineinzuversetzen. Bei Ulrike ist ihr das gelungen. Das Gemisch von ahnungsvoller Ehrfurcht und naiver, spielerischer Selbstgenügsamkeit, das das junge Adelsfräulein bei der Werbung des Olympiers überkommt, diese gelinde machtbewußte Eitelkeit, die doch zu zart und vornehm ist, um sich auch nur das leiseste Lächeln über den verliebten alten Herrn zu gestatten: so und nicht anders wird es in diesem noch halb kindlichen Mädchenherzen ausgesehen haben, als der große Dichter und Herr Geheimbderat um sie warb.

Aber Goethe — darf sich wirklich eine Schriftstellerin mit diesen im Vergleich zu den seinen höchst bescheidenen Gaben daranmachen, uns zu deuten, uns mit der dem Kunstwerk angeborenen Unwidersprechlichkeit zu schildern, was damals in Marienbad, was später, nach der Aussprache mit seinem Sohn August und nach der Rückkehr zu seinen heimischen Arbeiten und Aufgaben, in ihm vorgegangen ist? Toni Schwabe weiß zu dieser bedeutsamen Krisis des Goethischen Daseins vieles zu sagen, was einleuchtet und für sich einnimmt. Sie hat ihren Goethe gut studiert, und sie weiß aus Briefen, Tagebüchern, überlieferten Gesprächen oder auch Dichtungen geschickt auszumünzen, was zu der Situation paßt. Nur daß sich durch solche Mosaikkunst niemals das Blut oder auch nur die Farbe des Augenblicks erzwingen läßt. Und fände sich das, was Goethe hier in den Mund gelegt wird, Wort für Wort und Silbe für Silbe in seinen Werken — im Gespräch fehlt der natürliche Tonfall, der uns allein von der Echtheit des Wortes überzeugen kann, mögen der Gedankengehalt, die Bilderwahl und der Satzbau noch so sicher verbürgt sein. Wir glauben nicht an diesen Goethe, einfach deshalb nicht, weil er mit künstlichen Mitteln zu sehr auseinandergefaltet wird. Man soll einen keusch verschlossenen Kern wie diesen nicht sprengen und aufschwellen, soll Geheimnisse nicht bis zur Nacktheit entblößen wollen. Das naive Erlebnis eines so pflanzenhaften Menschen, wie es Goethe, auch der alte Goethe noch war, sentimentalisieren heißt immer auch es trivialisieren. Dem Buch wird nachgerühmt, daß es »ein äußerst wertvoller Beitrag zur Goetheforschung« sei. Das mag gelten; ein in sich selbst ruhendes, aus sich selber überzeugendes und sich selber genugtuendes Kunstwerk ist es nicht geworden. Das hindert nicht, daß man es mit lebhafter Teilnahme lesen wird. Dafür sorgt allein schon die reizvolle Schilderung des Marienbader Badelebens, sorgen die Begegnungen des Dichters mit Karl August, mit der klugen, lebenskundigen Frau von Levetzow, mit der schönen, geistvollen Klavierkünstlerin Szymanowska; denn überall, wo Goethes Atem weht, sprießt Leben, warmes, blühendes und fruchtschwellendes Leben — wie aus ihm selbst, so auch aus den andern, denen er nahetritt.

Max Dreyer hatte wohl schon von seinem »Probekandidaten« her eine Anwartschaft auf den Schulroman, zu dem die neue Zeit mit ihren erzieherischen Umwälzungen herausforderte. Er war einst selbst Schulamtskandidat oder gar Oberlehrer, ehe er Dramatiker und Erzähler von Beruf wurde, und solche Anfänge, zumal wenn sie Hemmungen für die eigentliche geistige Neigung bedeuteten, pflegen lange nachzuwirken, pflegen gerade dann wieder lebhaft aufzuwachen, wenn der heiße Boden, auf dem man einst gestanden, von neuen vulkanischen Gewalten durchrüttelt wird. Aber das ist nicht das Einzige und nicht das Entscheidende, was diesen Dichter von der mecklenburgischen Wasserkante für einen Schulroman vor andern berufen erscheinen läßt. Mehr noch als die pädagogische Herkunft mußte ihn die Frische und Jugendlichkeit, die er sich bis ins sechste Jahrzehnt erhalten hat, auf dieses Stoffgebiet drängen. Überall, wo Morgenluft weht oder Morgenluft in Gefahr ist, von dumpfen Nebeln erstickt zu werden, da lockt es diesen norddeutschen See- und Freiluftmenschen, mit frischer Brise dreinzufahren.

So ist denn auch das »Gymnasium von St. Jürgen« (Leipzig, L. Staackmann), sein neuester Roman, alles andre eher als ein moralisierendes Zorn- und Scheltbuch geworden, das der neuen Zeit und ihren in die Schule vordringenden Ideen die Leviten liest, um das Alte

dafür in den Himmel zu heben. Vielmehr macht sich eine lebhafte, fröhliche und mutige Sympathie mit allem Frischen und Jugendlichen geltend, und selbst da, wo die Auswüchse der neuen Freiheit sich nicht verbergen können, befleißigt der Verfasser sich einer Gerechtigkeit, wie sie nur der innerlich noch Wachsende, der noch Werdende, der nicht Fertige, nicht Erstarrte aufbringt. Alles, was an Stürmen und Gewittern innerhalb der letzten sieben Jahre über Schüler- und Lehrerwelt dahingebraust ist, sammelt sich in dieser Geschichte von dem jungen Oberlehrer Joachim Braß, genannt Fortinbras, der sich, soviel Verlockendes sie für ihn und seine Spannkraft haben mag, von der Stimme des neuen Apostels eines neuen »Lebensrhythmus« nicht fangen läßt, sondern unentwegt seinem alten erprobten Ideal der lehrenden und lernenden Kameradschaft zwischen Lehrern und Schülern nacheifert. Er tut es im Sturm und Drang eigner Herzenskonflikte, die ihn just zur Zeit dieser Schulkrise zausen. Aber gerade dies schmerzliche Erleben erst gibt ihm die Kraft, sich selber zu finden, sich emporzuarbeiten, durchzuhalten, bis seine Stunde schlägt, bis er von den Schülern im Triumph aufs Katheder zurückgeholt wird. Die Parallelität dieser beruflichen und privaten Erlebnisse ist das Feinste an dem Roman; der daraus genährte Gerechtigkeitstrieb bringt in das Geschehen einen Maßstab, der über die alltägliche oder voreingenommene Betrachtungsweise, die solche Dinge sonst erfahren, weit hinausreicht. Welche Welt ist dies! geht es Joachim durch den aufgestörten Sinn. Ihr dich entgegenstemmen, ist deines Amtes. Versuchen, sie wieder einzurenken in ihre Fugen! Aber gerecht und klar muß sein, unbeirrbar durch Vorliebe und Abneigung, wer hier walten und führen will! Und dann die Erkenntnis, daß es mit den neuen Offenbarungen von dem freien Menschentum nicht getan sei, daß wir die Botschaft vom Vaterland und den Waffen nicht entbehren können, daß der Gehorsam und die Zucht walten müssen, wo Tüchtiges geschafft werden soll, daß die Schule so wenig wie irgendein andres Gemeinwesen ohne Zwang denkbar ist. Aber freilich, mit Spintisieren ist es da heute nicht mehr getan. Ein Werk, Freiluftwerk, allein kann helfen, den Lehrenden und den Lernenden.

Manches von der Handlung des Romans, zumal den Liebesepisoden, verläuft im Sande oder gerät auf ein totes Gleis. Fest, stark und zielsicher aber wird — und darum soll das Buch uns wert sein — der Gedanke des Lernenmüssens beim Erzieher und beim Schüler herausgearbeitet, ein Evangelium, mit dem der »aus der Seele der Jungen geborene freie Wille« sich selbst zum Siege adelt, und das mitzuerleben auch uns Alten noch eine Freude und Verjüngung bedeutet.

Die Wissenschaft der Tierpsychologie — es gibt schon eine, so sehr sich die alte Zoologie auch hier und da noch dagegen sträuben mag — liegt noch in den Windeln und hat noch ihre Kinderkrankheiten durchzumachen. Trotzdem haben sich mit ihr schon unzählige Kurpfuscher beschäftigt. Um so dankenswerter, wenn sich ihrer ein so gründlich vor- und durchgebildeter Gelehrter annimmt wie der Gießener Universitätsprofessor Geh. Medizinalrat Dr. med. et phil. Robert Sommer, und dankenswerter noch, wenn er in seinem mit zwar nur wenigen, aber vielsagenden Abbildungen ausgestatteten Buche »Tierpsychologie« (Leipzig, Quelle & Meyer) ein so anschauliches und abgerundetes Bild von den bisher erforschten Vorgängen der Tierseele entwirft, daß auch der Laie etwas davon hat. Am meisten wird man von den Abschnitten profitieren, in denen Sommer von eignen Beobachtungen und Versuchen berichtet, wie er sie vornehmlich an seinem kleinen, wohl aus Rumänien stammenden Pferd »Puck« angestellt hat. Da findet jeder Tierbesitzer und Tierfreund Anknüpfungsfäden für eigne Beobachtungen und Fingerzeige für deren überlegte und planmäßige Fortführung. Doch sind unter den »Versuchstieren« auch Hunde, Elefanten, Schweine, Affen, Vögel, Fische und Ameisen, ja selbst Spinnen und Flöhe vertreten. Der laienhafte Leser wird gut daran tun, diese aus der wissenschaftlichen Praxis geschöpften Kapitel zuerst zu lesen und sich dann erst an die allgemeineren zu machen, wo ihm Aufschluß über die grundlegenden Fragen zuteil wird: ob und wieweit Tiere außer Empfindungen und Wahrnehmungen auch Vorstellungen und Verstand haben; wie die psychischen Fähigkeiten der Tiere mit ihrer gesamten Organisation zusammenhängen; wie sich die psychischen Funktionen zu der Bauart des Nervensystems verhalten; wie die entwicklungsgeschichtliche Reihe in körperlicher und psychischer Beziehung von den Tieren zum Menschen führt; wie sich die Tierpsychologie zur Psychologie und Psychopathologie des Menschen verhält.

Deutschland hat viele, sehr viele Naturwissenschaftler, Männer von Weltruf, Männer von tiefgründiger Gelehrsamkeit, Männer mit Weitblick und kühnem Forschergeist, aber nur wenigen davon ist die Gabe zuteil geworden, das, was sie erforscht haben, auch allgemeinverständlich, klar und anschaulich darzustellen. Rundheraus gesagt: nur wenige dieser Berühmtheiten verstehen gut zu schreiben. Dr. Curt Floericke in Stuttgart macht eine löbliche Ausnahme. Sein Sonderfach ist die Tierkunde, und daraus hauptsächlich sind die Aufsätze geschöpft, die er neuerdings in seinen Naturgeschichtlichen Plaudereien vereinigt hat (Jena, Thüringer Verlagsanstalt): Aufsätze, die es meisterhaft verstehen, den Leser für die Geschöpfe, die da geschildert, die biologischen Fragen, die da erörtert werden, zu erwärmen, ihn das Leben nachfühlen zu lassen, das darin quillt und pulst. Ob Floericke nun von der Haselmaus

als einem Stubengenossen erzählt, ob er die Katzenfrage oder den Winterschlaf der Tiere untersucht, ob er sich die Frage stellt, die uns alle schon auf unsern Wald- und Feldspaziergängen beschäftigt hat: Wo bleiben die Tiere, die eines natürlichen Todes sterben?, ob er aus seiner Vogelstube oder seinem Garten, aus der Lachmöwenkolonie oder dem Leben der Pelikane berichtet, ob er daheim und in der Gegenwart bleibt oder in vorsintflutliche Zeiten, in die Herzegowina und nach Afrika hinüberschweift, immer weiß er seine Leser zu fesseln, immer ihnen Neues zu sagen, immer sie mit lebendigen Anschauungen und nachhaltigen Bildern zu bereichern.

Zum erstenmal in unverkürzter Gestalt sind jetzt die Jugendtagebücher Johann Hinrich Wicherns aus den Jahren 1826—1831 erschienen (Hamburg 26, Agentur des Rauhen Hauses). Mit schonungsloser Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, manchmal an Augustin erinnernd, hat »Der Junge Wichern« (so der Titel des Buches) diese Blätter geschrieben. Für den Religionspsychologen sind sie eine Fundgrube für die Erkenntnis der Eigenart religiösen Lebens und Wachstums; dem heranwachsenden Christen halten sie einen Spiegel vor, aus dem ihm seine eignen Kämpfe und Ziele entgegenblicken; dem Kulturforscher geben sie ein wichtiges kirchengeschichtliches Dokument für die Erweckungsbewegung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in die Hand. Mit vollem Bewußtsein hat der junge Wichern das Wiedererwachen evangelischen Glaubenslebens nach der Zeit des Realismus erfaßt und sich mit der ganzen Begeisterung seiner reinen Seele diesem neuen Werden hingegeben. Was wir hier finden, ist ein ursprüngliches Zeugnis fröhlichen, tapferen Christentums, und als solches ist es für die Gegenwart von vorbildlicher und erzieherischer Bedeutung. F. D.

Verschiedenes

Friedrich Lienhards Gesammelte Werke, auf fünfzehn Bände angelegt, erscheinen zur Feier seines 60. Geburtstages bei Greiner & Pfeiffer. Zum erstenmal eröffnet sich hier ein Überblick über sein dichterisches und denkerisches Lebenswerk, zum erstenmal empfängt der Freund seines Schaffens das Wesentlichste davon in einheitlichem Gewande (weiße, goldgepreßte Leinenbände mit holzfreiem Papier). Die Veröffentlichung erfolgt in drei Reihen, die auch einzeln käuflich sind. Die erste, vier Bände, vereinigt die Erzählenden Werke, wozu außer dem bisher fast unbekannt gebliebenen Jugendwerk »Die weiße Frau«, den größeren Romanen »Oberlin«, »Der Spielmann« und »Die Westmark« sowie den kleineren Erzählungen auch die schon mehr ins Betrachtende gehenden »Helden«, die »Wasgaufahrten«, das »Thüringer Tagebuch« und die Lebenserinnerungen (Jugendjahre) zählen. Die zweite Reihe bringt in fünf Bänden die Lyrik und Dramatik, auch die beiden verschollenen Jugendwerke »Naphtali« und »Weltrevolution«, die dritte, sechs Bände, führt mit den Gedanklichen Werken, also den »Neuen Idealen«, den »Wegen nach Weimar« und dem »Meister der Menschheit«, auf die Höhe und in den Kern des Lienhardschen Schaffens, dessen Wert mehr noch im Erzieherischen als im Naiv-Dichterischen ruht.

*

Wie die Odyssee in dem Gedichtzyklus »Der göttliche Dulder«, so hat Albrecht Schaeffer neuerdings auch versucht, Wolframs »Parzival« in einen lyrisch-epischen Versroman umzuarbeiten (Leipzig, Inselverlag). Mit kunstgeübter Hand und viel Geschmack wird hier das Gewebe des mittelalterlichen Dichters aufgetrennt und neu zusammengeknüpft; Freude daran haben wird aber wohl nur der, dem die Virtuosität der Sprachbeherrschung und die Durchwirkung der Gefühle, Stimmungen und Gedanken des mittelalterlichen Epos mit symbolischen, mystischen und okkulten Fäden ein ästhetisches Vergnügen bereitet.

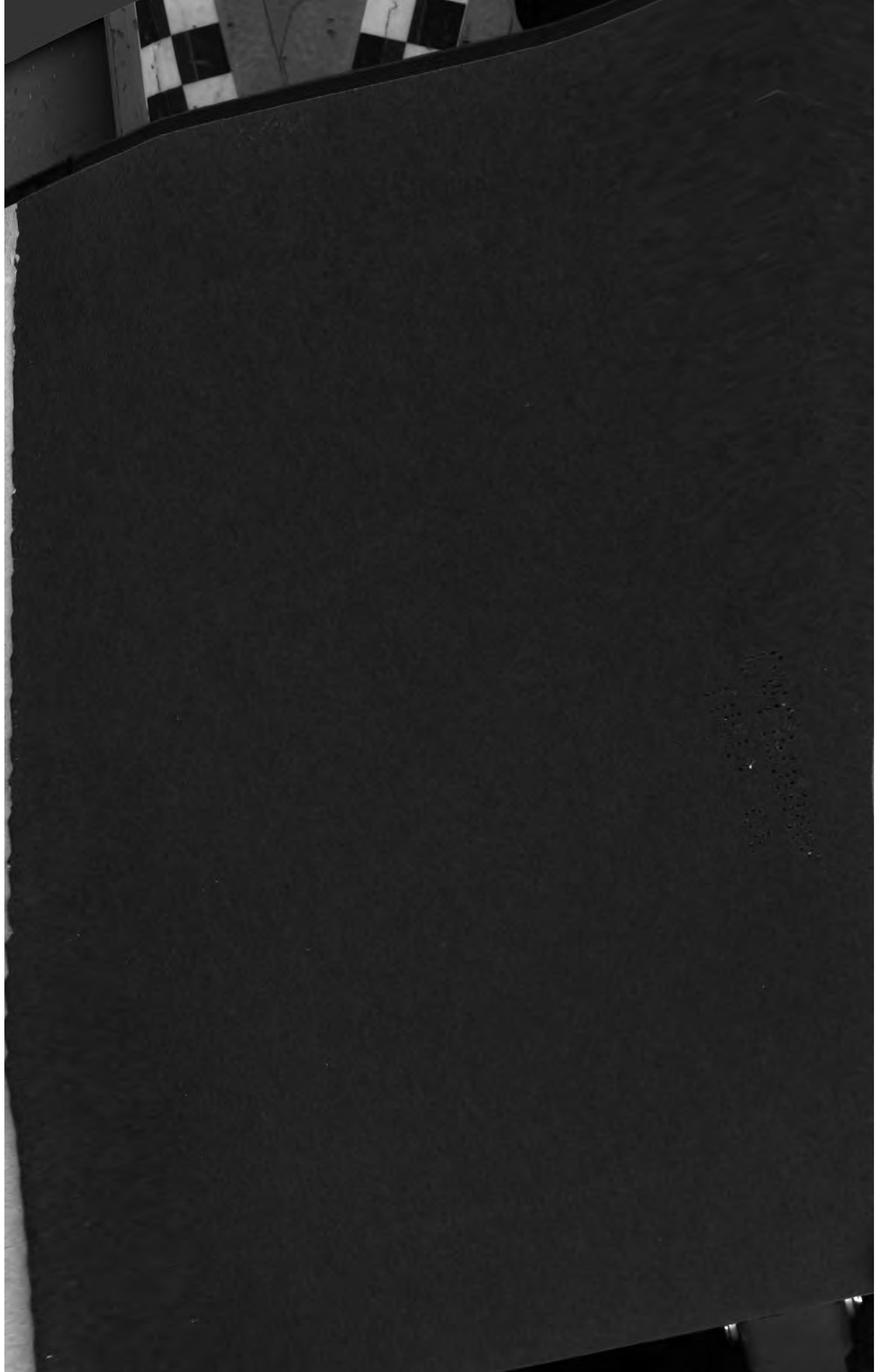
*

Der neuste Band der Gesammelten Werke von Knut Hamsun (deutsche Originalausgabe, besorgt und herausgegeben von J. Sandmeier; München, Alb. Langen) beschließt die Reihe der ausgewählten Romane mit dem erst wenig Jahre alten »Die Weiber am Brunnen«. Eine enge Welt des äußeren Geschehens, eine kleine Seestadt, in der nichts passiert als ein paar Unglücksfälle, eine Pleite, ein paar Hochzeiten und viele Geburten seltsam gleichäugiger Kinder, und doch ein Mikrokosmos des Menschenherzens und des Menschenschicksals, wie ihn so urtümlich und typisch zugleich nur Hamsun zu gestalten vermag, ein Bild zwingender, unabänderlicher, unerbittlicher Notwendigkeiten, aber deshalb auch ein unvergängliches Buch. Die drei letzten Bände der Langenschen Gesamtausgabe sollen den Novellen und Dramen des norwegischen Dichters gehören.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Rud. Bernh. Adam: Feldblumenstrauß

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Heft: 831 Nov. 1925

Geier um Marienburg

Deutschritterroman von Werner Jansen

III

Noch war der Friede ein dürftiges Pflänzchen von wenigen Tagen und der Hochmeister eben erst in Marienburg angelangt, als ein Bote des Römischen Königs diese Nachricht brachte: Er, König Sigismund, sei nun nach Jobst von Mährens Tode rechtmäßiger Erbherr der Mark Brandenburg und brüderlicher Nachbar des Ordens. Der Krieg mit Polen solle mit voller Macht fortgesetzt und kein Friede geschlossen werden, bis Jagiello am Boden läge.

Plauen warf den Brief verzweifelnd auf den Tisch. Weder der König noch sonst wer im Reich hatte eine Ahnung, wie morsch und faul der Orden in Wahrheit war. Sie alle trugen das Bild seiner glänzenden Zeit im Gedächtnis, Ehrentische, gefüllte Säckel, ungeheure Kriegs- und Handelsmacht und vor allem hochedles, für Gott und Tugend kämpfendes Rittertum, davon jedwedes Mitglied als hoheitsvoller Vertreter der Gesamtmacht allerorten gewürdigt wurde. Gewiß war immer noch Glanz über den Orden gebreitet, aber Zeiten, die im Volksmunde glänzen, sind nur lässige Verzehrer des Fleißes vorangegangener Arbeit und enden regelmäßig mit jähem Zusammenbruch. Es grinste unter der flitterbesäten Tünche des Ordens das Gespenst der Öde und des Hungers derer, die ihn stützten, um selber aufrecht zu stehen und seine vermeintliche Macht widerzuspiegeln. Sie hatten Jungingen gewählt, weil er nach ihrer Meinung den äußeren schönen Schein gewährleistete; die Zügel wollten die Herren selbst in der Hand halten. Aber das Gespann zerschellte bei Tannenberg, in bleichem Entsetzen riefen sie, die nicht ahnten, wie sehr sie inwendig Knecht geworden waren, eilig nach einem wirklichen Herrn, hatten ihn nun und haßten ihn nach Knechtesart.

Denn alles, was Herrschaft hieß, riß Plauen an sich. Die Kriegsschuld wollte bezahlt sein; er preßte aus den Komtureien, in denen das gelobte satte Leben nur noch hinter verschlossenen Türen vor sich ging, den letzten Pfennig; er schrieb, gegen verbriefte Rechte, eine allgemeine Landessteuer aus, die alle traf, Städte, Ritter und Bauern. Thorn und Elbing überzahlten in vielleicht aufrichtiger Reue, andre gaben, was sie vermochten; die Landstände zogen unter Seufzen und Fluchen die vom Kriege erbärmlich abgemagerten Beutel, und nur die Danziger setzten sich trotzig zur Wehr und standen bei ihrem Recht, als ob das ein totes Ding und nicht, wie alles Leben, unter veränderten Umständen ebenfalls der Veränderung unterworfen sei. Die Stadt glaubte in ihrer lächerlichen Überheblichkeit, sich erfolgreich gegen den Orden stemmen zu können; die leeren Versprechungen Jagiellos geisterten noch in den geblähten Hirnen, die Gasse schrie, die Herren folgten mit willigem Gehorsam.

Zu dieser Zeit weilte Plauen bei dem Großschäffer Georg von Wirsberg in Königsberg und fand keine Ruhe vor währender Sorge um das Blutgeld für Polen. Da wurden ihm zur selben Stunde sechs Herren vom Danziger Rat und sein Bruder Heinrich, Komtur zu Danzig, gemeldet.

Die Brüder standen zusammen im Gemach, zwei seltsam ähnliche, seltsam unterschiedene Gestalten

und Seelen: die tüchtige Kraft des Hochmeisters war bei dem andern zu jäher Gewalttat gesteigert, der tätige Ernst ins finster Brütende gedunkelt; die entschlossenen Augen Plauens flackerten hier in sprunghaftem Zorn, und nur der Grund, auf dem Maß und Leidenschaft wuchsen, schien aus dem gleichen edlen und aufs Erhabene gerichteten Mut geboren.

Der Komtur nahm sich kaum die Zeit zu einer flüchtigen Begrüßung, verschmähte den angebotenen Sessel und begehrte: »Bruder, du mußt mit den Danzigern ein Ende machen; ich habe es begonnen und Letzkau, Hecht und Groß die Köpfe abschlagen lassen. Denke, sie erfrechten sich, dem Vogt zu Dirschau schriftlich abzusagen, und hatten obendrein unverschämte Drohungen in der Komturei. Da griff ich die drei, die mitten in der Ordensburg Eisen unter den Krämerröcken trugen, und ließ sie weißbluten. Draußen stehen sechs vom Rat, ich nehme an, über mich zu klagen.«

»Mit Recht,« sagte Plauen müde. Langsam kehrte das Blut in seine erblaßten Wangen zurück, sein vergrämtes Gesicht wurde hart und verschlossen. »Mein ist das Gericht, Bruder; aber da es ergangen ist und heut bei uns die Not vor allem Rechte steht, so will ich deine Tat vertreten.« Er hielt inne, von Ekel überwältigt, tat ein paar Schritte und fuhr fort: »Sie bluten lieber aus dem Halse denn aus dem Säckel, diese Schacherer und Geizkragen, denen Geld alles und Treue nichts ist. Und ich sage dir, Bruder, wie in den Städten, so in der Ritterschaft und« — er dämpfte die Stimme — »im Orden auch. Wir, wir selbst, geben das schlechteste Beispiel. Nichts ist trauriger als eine Herrschaft, die nicht dienen kann und will.«

Der Großschäffer öffnete die Tür, ein glattes, dunkelbärtiges, verbindliches Gesicht mit leicht aufgestülpten Lippen und umschatteten Augen. »Euer Gnaden, die Danziger Ratsherren bringen ungestüm auf Gehör.«

»Wie kommst du dazu, dich für sie aufzuwerfen?« schrie der Komtur wütend.

Wirsberg lächelte spöttisch. »Ich muß schon selber kommen, denn da sie jedermann erzählen, was sie drückt, so habe ich alle Diener fortgeschafft.«

Plauen entschloß sich unverzüglich. »Eine sehr überflüssige Sorge,« bemerkte er trocken. »Ich will, daß ganz Preußen ihre Schande erfahre. Einstweilen, Bruder Georg, wirf die sechs in sicheres Verlies und erwarte Weiteres.«

»Sehr wohl, Euer Gnaden!« Der Großschäffer verbarg seine Bestürzung geschickt in tiefer Verneigung und schloß die Tür. Er wußte nun, wie der Wind blies: bedenkenlos hängte er den Mantel auf die andre Schulter.

Mit ausgestreckten Händen ging der Komtur auf den Bruder zu, aber Plauen blickte abwehrend. »Danke mir nicht, Heinz; ich tu's weiß Gott nicht um dich, sondern um das Ansehen des Ordens. Ich muß, ich muß, ich muß das Geld für Jagiello schaffen, und klebten alle Flüche der Welt an jedem Groschen, den ich aus dem unseligen Lande presse. Preußen muß deutsch bleiben! Unser Blut hat diesen Boden gedüngt, über unsern Toten hausen Städte, Adel und Bauern und haben es vergessen — wie es der Orden vergaß. Ach, und das Reich! Bruder, nur der Württemberger, der vom Rhein, Hamburg und Lübeck ahnen vielleicht, was hier oben auf dem Spiele steht. Wenigstens haben sie Geld geschickt. Die andern halten die Taschen zu und zerreißen das bißchen Deutschland mit ihren lächerlichen Fehden. Wir müssen uns selber helfen oder zugrunde gehen.«

»Laß den Kulmer Adel seine Schulden bezahlen,« grollte der Komtur, »dann habt ihr Goldes genug.«

»Wirsberg bekommt Rheden, er wird dafür sorgen,« erwiderte Plauen.

»Wirsberg?« Der Jüngere zog die Brauen hoch und schüttelte den Kopf. »Nimm's nicht für ungut, Bruder, aber in dem Manne täuschst du dich. Wie kannst du diesen Fuchs in das Kulmer Schlangennest setzen und fürder ruhige Nächte haben! Nimm alle Laster in eins —«

Plauen hielt sich die Ohren zu und schrie gepeinigt: »Hör' auf! Hör' auf! Du schlägst Bürgermeistern und Ratsherren die Köpfe ab, und jener beutelt Bauern und Ritter — alles eins und gleich! Ich brauche hunderttausend Schock Groschen für Preußens Frieden und borge sie aus der Hölle, wenn der Teufel nur wollte! Geh mir mit deinen Bedenken! Ich habe keine Zeit, nach rechts und links zu schauen.«

Aber der jüngere Plauen behielt doppelt recht: die Danziger duckten sich erschrocken und zahlten 14 000 Schock Groschen; der Großschäffer und Komtur Wirsberg auf Rheden hüllte seine ferneren Taten und Abrechnungen in undurchsichtiges Dunkel und hielt merkwürdige Freundschaft mit den Eidechsen, die, da die Strafe für ihren Verrat bei Tannenberg ausblieb, mit wachsender Frechheit auf Renys zusammenkamen und das Kulmer Land mit Lärm und Geschrei gegen den Hochmeister erfüllten.

Herr Johann, ihr ältestes Mitglied, saß mit tiefen Falten auf der Stirn stundenlang auf, wenn er von seinen Ritten nach Renys heimkehrte; und warf er sich endlich auf sein Lager, so hörte Swolke in der Kammer nebenan sein Stöhnen und Murmeln in ihren guten, gesunden Schlaf hinein bis an den frühen Morgen. Mißgunst und Wut gegen Plauen waren allgemein und öffentlich, Steuer und Schuldeneinzüge hatten den Haß zu hellen Flammen geschürt.

»Plauen!« schrie in wühlendem Zorn jedweder vom Kulmer Adel, der in Teppers Hof ritt. »Plauen!« heulte der Alte nächtens voll jäher

Angst aus seinem Traum — Swolke wagte nicht zu fragen. Ihre unschuldige Sicherheit war dahin, seit ihre Seelen sich einander offenbart hatten, ihre Liebe wuchs ohne Grenzen und lähmte sie wie eine heimliche Schuld, vielleicht, weil sie fühlte, wie Sitte und Herkommen vor dieser leidenschaftlichen Gewalt zerbrachen und verblaßten, vielleicht, weil Sorge und Furcht um das geliebte Leben ihr Herz mit jedem neuen Tage heftiger bestürmten.

Einmal jedoch, da sie den Alten nachts in der Kammer laut weinen hörte, stand sie entschlossen auf, schlug Feuer und ging mit erhobenem Licht zu ihm hinein: »Großvater, was ist um Plauen?«

Herr Johann hörte die Frage mit stumpfer Miene an; seine Wangen höhlte der Kummer aus, er neigte den Kopf und entgegnete lange nichts. Darauf wich er aus: »Ich war öfters in Renys diese Zeit. Lenore fragt nach dir; sie ist elend zuleibe, du müßtest wohl einmal ihr zum Troste hinreiten.«

Von der Unschlittkerze rannen die Tropfen heiß auf ihre Hand, Swolke merkte es nicht. Wie durch einen Schleier sah sie Herrn Johann; er war, im Laufe kurzer Wochen, weißhaarig, alt und müde geworden. Jetzt wußte sie, warum. Sie zitterte in dem kühlen Hauch der Lenznacht, ihre Zähne schlugen fiebernd aufeinander. Grauen vor unsichtbaren Mörderhänden überfiel sie, sie sah die verderbten Gesichter der Eidechsenbrüder um Renys plötzlich vor sich auftauchen und über Plauens Leichnam sich grinsend neigen — die Kerze fiel ihr aus der Hand und erlosch, sie sank an dem Lager des Greises in die Knie und schluchzte sonder Halt: »Ich habe ihn lieb, Vater! Ich habe ihn lieb! Sag' mir, was sie vorhaben! Laß ihn nicht in ihren meuchlerischen Händen, Vater!«

Herr Johann griff an seinen Kopf und stöhnte heiser. Die Ohnmacht, hier nicht helfen zu können, weil er nicht helfen durfte, steigerte seinen Schmerz so ungeheuer, daß er wie ein geschlagenes Tier aufschrie und sein hagerer Körper hin und her flog. Außer der Ehre hatte er nichts mehr auf dieser Welt, an dem sein Herz so hing wie an dem Kinde; um eben dieser Ehre willen zertrat er nun ihr Glück. Seine Augen funkelten wie irrsinnig durch die Dunkelheit; hätten die Eidechsenbrüder einen einzigen Hals gehabt und ihn in seine Hand gelegt, er würde sie, denen er zugeschworen war, mit Lachen erwürgt haben. Sie zu verraten kam ihm nicht einmal in den Sinn; fast schien es ihm zuviel schon, daß er Lenorens Gruß bestellt hatte, denn selbst die zage Hoffnung, Swolke könnte in Renys das verruchte Geheimnis der Eidechsen aus Zufall entdecken, selbst diese Hoffnung schien ihm verräterisch. Er sprach kein Wort fürder, löste die Arme von ihrem Nacken und drehte sich auf die Seite.

Swolke schlich hinaus; bei dämmerndem Morgen überwand sie ihre Verzweiflung, und als sie nach dem Mittagsmahl nach Renys ritt, waren ihre Gedanken klar und kühl wie der Tag, und ihr Wille glich der Frühlingserde, die rücksichtslos nach Leben und Licht drängte.

Der Hausherr selbst empfing sie: »Ei, du seltener Gast! Und wo ist Herr Johann?«

»Krank, Herr Nikolaus; das Alter kommt nun doch über ihn, er hat das Reißen und kann nicht in den Sattel.« Sie sah mit festen Blicken in das mißtrauische, zerwühlte Gesicht. »Und bin ich selten, so wißt, Lenore hat's nach Tepperhof nicht weiter als ich hierher.«

»Lenore!« schalt der Ritter zornig. »Die hat seit Jahresfrist keinen Sattel angesehen.« Jähe Wut rötete seine Stirn, er faßte einen Knecht bei der Schulter und stieß ihn roh auf Swolkes Pferd, daß er es versorge.

»Es ist viel geschehen seit Jahresfrist,« sagte Swolke ernst.

Der Ritter starrte mit flackernden Augen und schlug eine verlegene Lache auf: »Wohl wahr, wohl wahr!«

Sie schritten ins Haus; dumpf lag die Luft in den schweren Mauern, alles sah verwahrlost und brüchig aus; der Kalk platzte an Decken und Wänden, aus den Treppennischen wirbelte Staub und Moder.

»Der Krieg!« entschuldigte Herr Nikolaus unwirsch. »Meine Hausfrau ist bei Verwandten in Kulm.«

Swolke schwieg voller Verachtung. Auf Renys hatten die polnischen Hauptleute freundschaftlich gehaust, Schmutz und Stank war ihr Dank. Und des Renys' Eheweib? Sie behängte sich mit Flittern und saß und klatschte mit ihrem gleichgesinnten Anhang, indes die Mägde feierten; sie trank süße Schnäpse und kannte Sonnenuntergang besser als Sonnenaufgang.

Herr Nikolaus ging immer langsamer; schließlich hielt er unschlüssig an und sagte, auf eine Tür weisend: »Da steckt sie, Mädchen. Ich habe noch Geschäfte und erwarte Besuch zur Nacht; macht euch Freude.« Es schien, als liefe ein Zug ehrlichen Kummers über sein Antlitz, er wandte sich ab und hastete fort.

Lenore saß an einem abgesponnenen Rocken nahe dem Fenster, die Stirn in der Hand, und sah erst auf, als Swolke ihre Schulter berührte. Die Augen beherrschten ihr blasses Gesicht noch stärker als früher, unbezähmbare Leidenschaft irrlichterte in den dunklen Tiefen, ein wildes Gewoge von Schmerz, Haß, Reue und Sehnsucht. Swolke fuhr zusammen, ein fremder Hauch traf ihre Seele, sie schloß sich ahnend wie eine Blüte vor der Nacht. Sie sah eine leere Wiege zu seiten des Bettes stehen, errötete und senkte die Lider.

»Du?« flüsterte Lenore, als hätte sie einen Lauscher hinter der Tür zu fürchten. »Du zu mir?«

»Warum ich nicht? Großvater sagte, du seiest krank, und da bin ich.«

»Da bist du,« wiederholte Lenore gedankenlos, und plötzlich glühte ihr Gesicht in der alten, heißen Schönheit auf: »Da bist du, Gott sei Dank!« Sie zog Swolke stürmisch an ihr Herz und küßte sie. »Da bist du, Mädchen, wie ein kühler Regen in der Hölle.« Und bei dem Wort verwandelten sich ihre Mienen und verstörten sich in wahnsinniger Angst: »Denn ich lebe in der Hölle, Mädchen! Auf ewig, auf ewig! Der Teufel ist mein Vater; alles hat er mir genommen — o das goldene Köpfchen!«

Die Tränen stürzten wie Fluten aus gebrochenen Dämmen, sie hielt Swolke noch immer in den Armen, und das bittere Weh benetzte beide. In halb sinnlosem Gestammel führte sie Swolke an die Abgründe ihres Wesens und Lebens, in lodernde Flammen gehüllt erschienen Gestalten und Begebenheiten und kreisten im Wirbel ihrer Reden durch die Kammer. Swolke geriet in eine Wirrnis, daß sie kaum wußte, wohin die Augen wenden, der schöne, reine Herbsttag mit Jungingen verschwand unter häßlichen Wirklichkeiten, aber Mitgefühl und Selbstleid mischten sich mit der aufkeimenden Hoffnung, Lenore möchte den Vater verraten und die Pläne der Eidechsen enthüllen. Sie schämte sich um dieser Regung willen, umarmte Lenore und rief aus ihrem besten Herzen: »Arme, arme Schwester!«

Ein flüchtiger Freudenschein färbte Lenorens Wangen; ruhiger, wie abgeklärt vom Leide, fuhr sie fort: »Ich war böse geworden, Swolke; ja, ich ahne, darum bist du mir so lange ferngeblieben. Ach, seit ich das Kind trug, war mir, ich berge ein Heiliges in Leib und Seele.« Und dann sprühte der Wahnsinn wieder grell aus ihren Augen: »Nun soll ich eine Teufelinne sein, so will es der Vater, und, Kind, bei allen Höllen, ich will es selber auch! An den Galgen mit dem Mörder! Blut um Blut! Ich habe gesucht, Nacht um Nacht, ich finde das Grab nicht. Die Polen haben den Garten glattgestampft, mit ihren Buhldirnen haben sie auf meiner Seligkeit getanzt. Aber nun kommt die Rache, Mädchen! Einen Hochmeister haben sie in der Schlacht verraten, den andern, den Plauen, wollen sie im stillen umbringen. Einen um den andern Tag kommen sie her und bereden sich und wissen nicht, daß ich alles weiß.« Sie streckte ihre magere, leichenhafte Hand aus und raunte in schrecklichem Triumph: »So halte ich den Mörder und erwürge ihn, wie er mein süßes Leben erwürgt hat.«

Swolke bewegte lautlos die blutleeren Lippen: Vater im Himmel, gib mir deine Kraft! Rette ihn, rette!

»Heut abend sind sie wieder hier,« flüsterte Lenore, »da zeig' ich sie dir, alle: den Oheim Hans, den feigen Hund, den Delau, den Zippeln, den Kynthenau und den obersten der Schurken, den Komtur auf Rheden, den Wirsberg. Bald sind sie soweit, dann ziehen sie das Netz über Plauen zusammen, und Wirsberg soll Meister werden.« Sie lachte: »Meister mit dem hänfenen Strick um den Hals!«

Die Zeit kroch wie eine Schnecke, aber wie eine mit giftigen, lähmenden Schlangenaugen, jeder Tropfen Bluts fieberte in tödlicher Qual. In der Dämmerung brachte die Schaffnerin das Abendbrot für die beiden, da Lenore schon lange nicht mehr an der gemeinsamen Tafel aß. Swolke horchte in den Hof, flog bei jedem Huflaut ans Fenster; jeder Atemzug dünkte sie eine verderbensäende Ewigkeit. Sie vergaß das armselige Geschöpf an ihrer Seite, sie hatte keinen andern Gedanken als Plauen. Ihr war, als wisse sie jetzt erst, was Liebe sei; und die bitteren Wochen wurden ihr süß gegen diese arge Stunde.

Schließlich, als der Mond schon hoch in harten Wolken stand, jagte des Renys Bruder Hans mit den Delau, Zippeln und Kynthenau über die Brücke.

»Wirsberg ist nicht dabei,« sagte Swolke, in zagem Glauben, der Komtur sei zu seiner Pflicht zurückgekehrt.

Lenore hatte nicht aus dem Fenster gesehen, sie war die Vorgänge gewohnt und erwiderte: »Der Großschäffer kommt stets allein und später. Nun halte dich an meinen Gürtel, Mädchen, und mach' kein Geräusch. Denn wenn sie uns entdecken, sperren sie uns ein.«

Mit seltsamer Umsicht riegelte die Halbirre ihre Kammer von innen ab und zog Swolke durch eine zweite Tür in ein leeres Gelaß und weiter in ein andres; Licht schimmerte durch die Ritzen einer Tür, aufgeregte Männerstimmen schlugen an ihre Ohren. Wispernd erklärte Lenore die Namen der Sprecher; Swolke legte ihr Auge fest an die Torspalte und sah die fünf um den Tisch sitzen.

»Ein Wort,« sagte der Hausherr, »bevor Wirsberg ankommt: Traut ihr dem Komtur?«

Bruder Hans lachte höhnisch über das breite, von Blatternarben entstellte Gesicht, die Zippeln und Delau schauten verwundert; nur Herr Friedrich von Kynthenau ließ eine verächtliche Entgegnung fallen, als bedürfe der Einwurf keiner ernsthaften Erörterung: »Mitgegangen, mitgefangen. Der Komtur wird eher seine eigne Mutter betrügen als uns. Hier liegen genügend Briefchen von seiner Hand, um ihn an den Galgen zu bringen.« Er klopfte mit dem Fingernagel an die Holzlade auf dem Tische. »Auch die andern Echsen, die uns geschworen haben und dies Stück nicht mitmachen, werden schweigen. Die Guten aus Treue, die andern aus Eigennutz, denn der Schuldenerlaß des Wirsberg wird auch auf sie ausgedehnt. Hör' mir mit deiner Gespensterseherei auf, Nikolaus; in acht Tagen ist alles vorbei und Plauen erledigt.«

Über Swolke kam die Ruhe der Tapferen, sie stand wie ein Streiter auf dem Felde, alle Furcht war von ihr gewichen, alle Kraft auf ein Ziel ge-

spannt. Sie sah bei den letzten Worten des Kynthenau die Delau und Zippeln erbleichen und fühlte, Plauens Erledigung bedeutete den Tod.

In diesem Augenblick ward die Tür aufgestoßen, und Wirsberg trat ein. Er warf den Ordensmantel lässig über einen Schemel, grüßte glatt und höflich, aber doch so wie ein großer Herr Geringeren gegenüber, nahm auch sogleich das Wort und rief: »Alles bereit; viertausend Böhmen stehen an der Grenze. Der Knecht ist gewonnen, vor Wochenende seid ihr den Peiniger los. Nun beginnt, das Land zu erregen. Ich sage euch, es ist die letzte Stunde; denn Michael Küchmeister ist wieder hier und gäbe seine Seligkeit um den Hochmeistersitz.«

»Das tut Ihr auch,« sagte Günther von der Delau totenblaß. »Weiß Gott, der Plauen sitzt uns gräßlich auf dem Halse; aber er tut es im besten Willen und verdient Euren Giftbecher nicht.«

Der Komtur lächelte grausam, seine blendendweißen Zähne blitzten durch den dunklen Bart: »Beruhigt Euch, frommer Ritter, es wird kein Becherlein, denn Plauen trinkt nicht so heftig wie Ihr. Er kriegt's in den Morgenbrei und hat einen sanften Tod. In der Staatskunst gibt es Schufte, Narren und Sieger. Die andern zählen nicht.« In eitler Selbstgefälligkeit blies er sich auf, bewußtlos hatte er sich das Urteil gesprochen; dann trank er Delau zu und fuhr fort: »Wenn Plauen am Leben bleibt, wie Ihr es gern mögt, so weiß ich nicht, in welchen Banden wir ihn halten sollen, und wie wir, käme er frei, vor seiner Rache sicher wären. Nur die Toten schweigen. Habt Euch doch nicht so überängstlich.«

»Mord bleibt Mord,« sagte Zippeln leise.

Der Komtur fuhr erregt vom Sessel auf und starrte von einem zum andern: »Was soll das? Sollen meine — unsre Pläne an ein paar schwammigen Herzen scheitern? Was sagt Ihr dazu, Herr Friedrich? Und Ihr, Herren Nikolaus und Hans? Habt Ihr den Jungingen in der Schlacht am Leben erhalten, als ihr das Banner senktet und den Polen halfet?«

Swolke unterdrückte mit knapper Not einen Schmerzensschrei, denn Lenore krallte sich an ihrer Schulter fest und zischte: »Sieh ihn dir an, den Mörder! Sieh dir die blutigen Hände an!«

Renys saß wie der Teufel selber am Tisch, der rote Wein war über seine Hände geflossen, sein aschgraues Gesicht verzerrte sich unter den Erinnerungen zu einer schamlosen Larve. »Tötet!« keuchte er. »Die Gräber halten dicht. Ihr tragt's allein, uns geht's nicht an. Wir schenken Euch den Plauen mit Haut und Haaren. Und Ihr wollt es noch sanft mit ihm machen! Uns schindet er bei lebendigem Leibe. Habt Ihr die Freibriefe für uns ausgeschrieben?«

Über Wirsbergs Mienen glitt der Triumph, er holte vier Pergamentstreifen aus der Gürteltasche und legte sie vor die Ritter. »So. Billiger kann niemand seiner Sorgen ledig werden.«

Vier Köpfe fuhren an den Leuchter, Renys, der allein der Schrift mächtig war, las jedem sein Blatt vor — Bescheinigungen des Großschäffers, daß die Herren die auf ihren Höfen lastenden Schulden und die Kriegssteuer des Hochmeisters bar bezahlt hätten.

»Erwarteten wir nicht mehr,« sagte Nikolaus hämisch, »so könnten wir Euch jetzt herrlich aufsitzen lassen, Herr Komtur.«

Wirsberg lächelte dunkel; die Eidechsen wußten nicht, wie weit und sicher seine Wege gezogen waren. Er schaute in gespieltem Unmut auf seinen leeren Becher. »Eine Kanne Weins sind die Briefe schon wert, dächte ich. Und damit fort von den Geschäften! Mich gelüstet, einen scharfen Trunk zu tun.«

»Jetzt ist's aus, Mädchen,« wisperte Lenore, »bald liegen sie unter der Tafel, und nur der oberste der Teufel steht in seinem schwarzbekreuzten Mantel lachend auf und reitet zu seinem Diebsgut auf Rheden. Noch vor drei Tagen hat ihm Plauen sein ganzes Silbergerät auf vier gehäuften Karren geschickt, wer weiß, vielleicht trinkt heut schon Wirsbergs liederliches Weibsbild aus dem Meisterbecher.«

Vorsichtig schlichen sie in Lenorens Kammer zurück; die Kerze war fast herniedergebrannt, durch das offene Fenster funkelten die Sterne wie Geschmeide auf dunklem Samt. Ihre Glieder waren von der gezwungenen Haltung erschöpft, sie setzten sich auf den Bettrand und schwiegen. Der tapfere Mut Swolkes wich einer dumpfen Ohnmacht; sie wollte ihr nicht Raum geben, sprang auf und besprengte Gesicht und Pulse mit dem dünnen Wein, der vom Abendbrot auf dem Tisch geblieben war. Plan auf Plan sproß in ihr auf und wurde verworfen. Sie wußte nicht, wie weit sie auf Lenorens Hilfe rechnen, wie sehr sie die, die schon zutiefst im Leibe war, noch quälen durfte. Nur eines war ihr klar: sie mußte nach Marienburg reiten und Plauen warnen. Scheu sah sie auf Lenore, die mit großen, fremden Augen in die glitzernde Nacht starrte und an dem Erlebnis der letzten Stunde keinen Anteil mehr zu nehmen schien.

Swolke war es unmöglich, die lange Nacht tatlos zu verbringen, indes der Tod auf Plauen lauerte, sie mußte fort, und kostete es ihr Leben. »Ich will nach Hause,« murmelte sie und verzweifelte schier ob der Lüge, »ich kann nicht leben unter diesem Dach.«

Lenore wachte auf und lachte, daß es bitterer als Tränen klang: »Du auch nicht, Mädchen? Ich aber muß, ich muß hier leben, im und über dem Grabe.« In erschütterndem Jammer warf sie die abgezehrten Arme um Swolkes Nacken und bat: »Bleib bei mir, laß mich nicht allein mit meinen Geistern!«

Swolke griff nach Lenorens Armen und zog sie herab; in ihrer Not wußte sie keine Hilfe als bei Gott, und indem sie die Hände der Unglücklichen mit den ihrigen umschloß, stammelte sie innig in die schimmernde Nacht: »Hilf uns, allerheiligste Jungfrau, hilf uns beiden zu unserm Frieden und zu deinem klaren Herzen!«

Die Irre horchte auf, ein Lächeln huschte über ihr welkes Gesicht, sie lehnte schwer an Swolkes Schulter, glitt und sank sanft auf das Lager; in ihren ruhigen Atemzügen erinnerte sie an eine Schlafende. Swolke vergaß ihr Weh, so sehr erstaunte sie die jähe Wirkung ihres Flehens, sie löste sich sacht und wich langsam an die Tür, nahm die Kappe vom Nagel und gewann den Flur; Lenore hielt sie nicht mehr zurück, ihre Lider blieben geschlossen.

Swolke atmete aus tiefster Brust; die einsame Finsternis barg und schirmte sie wie Wall und Graben. Sie tastete an den Wänden entlang die Treppe hinab, ließ ihr Pferd satteln und verritt über die offene Brücke. Eine halbe Meile weiter zügelte sie, mitten in nebeldampfendem Jungroggen, und schrie laut auf, daß die Stute erschreckt den Kopf hochwarf. Swolke wußte selber nicht, warum sie schrie; sie mußte, wollend oder nicht, und empfand sogleich eine beschämte Erleichterung.

Die Stute scharrte in der grünen Saat und knabberte an den Halmen; Swolke wurde des Feldes gewahr, ringsum lagen wüste, vom polnischen Heereszuge zerstampfte Stellen; nun tat sie nicht besser und half, das wenige Brot zu verderben. Dann schien es ihr kleinlich, neben den Schicksalsschatten über Plauen solches zu denken, sie trieb das Pferd an und strich gen Norden, pfeilgerad über Felder und Weiden.

Nun stand sie vor ihm, im Sommerremter der schlafenden Marienburg. Plauens Stirn war von Wachen und Grübeln gebleicht; ihr Gesicht brannte vom endlosen Ritt. Aber als ihre Hände stumm ineinander wuchsen, schlug über Plauens Wangen die heiße Lohe, drängte bei Swolke alles Blut zum Herzen, sie wurde blaß bis in die Lippen und senkte den Kopf.

»Setzt Euch,« bat Plauen leise, er wußte nicht, wie er sie anreden sollte. »Wo habt Ihr zur Nacht gegessen? Was führt Euch zu so später Stunde her? Ist der Ahn gesund?«

Swolke hob die Augen und war im Wirklichen. Die Müdigkeit fiel von ihr ab, frisch wie der Tau saß sie im Lehnsessel und berichtete, was sie gesehen und gehört hatte. »Nun liegt es in Eurer Hand,« schloß sie und blickte wie gebannt auf den Brotrest, der noch auf dem Holzteller lag.

Plauen lauschte mit unbewegtem Gesicht, auch nicht der leiseste Zug verriet seine Empfindungen. Nur seine Hand sank von der Stirn und legte sich wie zufällig auf ihre. »Wann war das?«

»Gestern nacht.«

Er rechnete an den Fingern, seine Augen ruhten mit einer unbeschreiblichen Innigkeit auf ihr. »So bist du achtzehn Stunden im Sattel gewesen. Um mich. Erst hast du geholfen, mein Land zu retten; jetzt rettest du mein Leben. Wie kann ich dir das alles danken?«

Hierbei wagte Swolke die Blicke aufzuheben. Darin stand deutlich genug zu lesen, mit welcher Freude sie all das auf sich genommen habe, und daß solche Freude sie überreich lohne. Ihr war, sie müsse eher Dank sagen als heischen.

Plötzlich errötete Plauen heftig, weil er über seiner Seligkeit das Notwendigste vergessen hatte, sprang auf und befahl einen Imbiß. Inzwischen hielt Swolke das Brot in den Fingern, krümelte es unschlüssig und verlegen, bis der Hochmeister es lachend anbot.

»Setz' deine Kappe wieder auf, Mädchen,« bat er darauf, »es wird sonst noch mehr gelästert. So — bei Gott, jeder wird dich für einen hübschen Jungen halten. Warte, es kommt Wein; im Krug ist nur Wasser.«

»Was für Euch gut genug ist, dient mir am besten,« sagte Swolke und goß den Becher voll, »ich bin des Weins ohnehin nicht gewohnt und muß morgen einen klaren Kopf haben.«

»Morgen nicht,« bestimmte Plauen, »ich lasse dich nicht eher, bis das Nest ausgehoben ist.« Er war nun mit seinen Gedanken bei den Verrätern und ging mit starken Schritten durch den Raum. »Also Wirsberg!« murmelte er vor sich hin. »Wer wird der Nächste sein?«

Der Diener erschien in der Küchenluke, Plauen nahm ihm die Platte ab und verabschiedete ihn.

Verängstigt sah Swolke zu ihm hin, sie hatte die leisen Worte verstanden. »Herr, sind noch solche im Orden? Seid Ihr des Lebens nicht sicher?«

»Ich mach' es keinem recht, Mädchen, denn niemand will opfern. Sie leben für sich selber und vergessen das Land, das ewig lebt. Aber mich hüten die Engel.« Zärtlich legte er die Rechte auf ihr Haar, und so leicht sie wog, ihr Haupt sank unter ihrem erinnerungsschweren Gewicht tief herab. Der Wunsch, immer um ihn sein zu dürfen, brannte so mächtig in ihr, daß sie einen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

»Swolke,« sagte Plauen verhalten, »wie seltsam führt das Schicksal dich auf meinen bösen Weg. Ich möchte wohl wissen, was Gott mit uns vorhat. Fast scheint mir zu dieser Stunde, als sei Land und Streit und Orden nur ein Traum, in den wir hineingestellt sind, um geprüft zu werden. Denn was ich auch plane und schaffe, sehe ich durch dich und meine es um deinethalben tun zu müssen.«

Die schlichten Worte ließen ihr Herz wachsen, daß es ihr ganzes Sein erfüllte. Stolz und Freude, Scham und Seligkeit jagten Wellen über

ihre Wangen, ihre verklärten Augen ruhten in hemmungsloser Liebe auf ihm.

Der jähe, unermeßliche Reichtum überwältigte den geplagten Mann, er segnete die, so ihn verraten und verderben wollten, weil ihre Untreue ihm diese Stunde geschenkt hatte. Er konnte Swolkes strahlende Augen nicht ertragen und fühlte, wie es ihn hinriß. Aber es widersprach seinem Wesen, mehr zu beginnen, als er vollenden konnte, und in der täglichen Übung, sich zu beschränken, beschränkte er sich auch jetzt und zwang sich zu einer Zucht, die ihn selber maßlos und eitel dünkte und einen so herben Selbstzorn weckte, daß alles Zarte und Schöne in seinem Feuer umkam. Strecke die Hand aus und sei im Glück! schrie seine Seele, aber da war etwas Überstarkes in ihm, das ihn zurückhielt; er konnte nicht ergründen, woher die lähmende Gewalt stammte, alles, was sein Verstand ergrübelte, schien ihm schal und lächerlich. Er war kein Meister des leichten Wortes, jetzt versagte ihm die Sprache völlig. Er wandte sich ab und ging hin und her, die Hände auf der Brust, um sein Herz zu verbergen. Die langen Wochen nach dem Thorner Frieden war er, bei übermenschlicher Arbeit, heiter auf den Rosenteppichen seiner Liebe gewandelt; nun schien ihm, er stieße eine süße Gabe Gottes mit Füßen von sich in den Staub.

Indes er mit sich rang, kam die Mühsal des Weges über Swolke, sie sank in sich zusammen und verschwand fast in dem mächtigen Sessel. Plauen überlegte nicht lange und geleitete sie in seine eigne Kammer. »Schlaft in Frieden, Swolke. Habt Dank! — Ich bleibe im Remter und wache. Diese Dinge müssen morgen erledigt sein.« Er drückte ihre Hand und wollte hastig zurück.

Aber sie raffte sich aus ihrer Schwäche und hielt ihn: »Nennt meinen Namen nicht, Herr, wenn Ihr den Verrätern nachgeht. Es ist um Großvaters willen.«

»Gewiß nicht,« sagte Plauen, »auch um Euretwillen nicht. An Beweisen wird kein Mangel sein.«

Er ging und sah im Remter den zunehmenden Mond über das Fensterbord steigen; scharf und blank stand die Sichel einen Augenblick auf den Steinen und warf den Schatten der Säule schlank und dunkel auf die Fliesen und über ihn. »Jetzt,« da ich selber Hochmeister bin, darf ich es laut sagen.« murmelte er und starrte verbittert auf den Granitpfeiler, »das ist der Orden, und Gottes Abendlicht wirft seinen Schatten über mich.« Aufseufzend trat er in das ruhige Licht der Kerzen und ging an seine Fron.

Plauen ritt mit seinem Bruder nach Königsberg. Es war Erntezeit, doch auf den Feldern lagen die Garben spärlich und dünn, aus karger Saat wuchsen karge Ähren. Stumm sah der Hochmeister über die öden Flächen, auf denen wie zum Hohn ein tiefblauer, strahlend klarer Himmel stand, nur im Scheitel von zahllosen, winzig kleinen, verwaschenen Wölkchen bedeckt.

»Diesen Weg hätten wir uns besser erspart,« murrte der Komtur, »die Meinungen in Elbing und Balga sollten dir genügen. Die Herren wollen keinen Krieg.« Einer Antwort harrend, betrachtete er mit zornigen Blicken das ergraute, müde Haupt des Bruders, der schweigend fürbaß ritt, als erübrige sich eine Entgegnung. »Wir haben keine Freunde, Heinrich,« fuhr der Komtur unmutig fort.

Der Hochmeister lachte gequält. »Das weiß ich seit drei Jahren, Bruder; mußt du denn nur und allein Unangenehmes sagen? Bei Gott, mein Herz ist genugsam beladen. Glück und Gut von Land und Orden sind dahin, die Flüche aller hängen an meinem Namen, aber nun es um die Ehre geht, denke ich, werden sie mich nicht im Stich lassen.«

Der Jüngere warf einen Blick nach rückwärts, und da er die Gefolgsreiter in weiter Entfernung sah, drängte er sein Pferd nahe an den Bruder und schrie: »Du glaubst es selber nicht, Heinrich!«

Plauen erblaßte, seine Lippen bebten, er lächelte so traurig, daß dem harten Komtur die Tränen in die Augen traten, und antwortete schlicht: »Bruder, du sprichst mir das Leben ab; denn ich muß so glauben, sonst könnte ich nicht atmen.« Er sah Gehöfte auftauchen und wandte sein Pferd seitwärts. »Hierher, Bruder, ich kann die hungrigen Augen der Kinder nicht mehr ansehen.«

»Deren Väter sind die einzigen, die uns willig in die Schlacht folgen,« spottete der Komtur. »Not muß auf dem eignen Pelz brennen.«

»Als ob wir in Festen schwelgten!«

»Die Danziger Kaufherren versagen sich nichts.«

»Um so besser, wenn sie es sich leisten können. Schlagen wir Polen, so soll der Ärmste seine Kuh im Stall haben. Drei Jahre bin ich wie ein Vampir über dem Lande gelegen, um die Geier um Preußen satt und still zu füttern — sie sind unersättlich. Unsre Brüder m ü s s e n es einsehen. Sieh, die ersten Türme!« Plauen wies nach Norden, wo in sinkenden Sonnenstrahlen das helle Bild Königsbergs sichtbar wurde. Sie spornten die Pferde und trabten gefestigter, als ob der ruhige Anblick sie tröstete.

Als sie von sehr betretenen Ordensbrüdern in den Saal geführt wurden, raunte der Komtur: »Wir schwelgen wahrlich nicht in Festen!«

Die Zornesader schwoll Plauen in das graue Haar: er sah eine prächtige Tafelrunde vor überfüllten Tischen, an ihrer Spitze den Komtur von Königsberg und derzeitigen Oberstmarschall des Ordens, Michael Küchmeister von Sternberg.

Jäh verstummte der heitere Lärm, sie sprangen von den Sitzen, standen und starrten stumm auf den steinernen Gast. Der Oberstmarschall tat einige Schritte auf Plauen zu, aber aus dessen Zügen ging ein Eiseshauch zu dem Entlarvten.

Wortlos wandte sich Plauen ab und schritt die Treppe hinab, nur sein Bruder folgte ihm nach. Sie saßen auf, befahlen das schon zerstreute Gefolge sofort nach der Brandenburg und ritten in die Dämmerung.

Der Komtur wagte wider seine Gewohnheit kein Wort; so hatte er den Bruder noch nicht gesehen. Ihm war, er jagte neben einer Wetterwolke, aus der jeden Augenblick die feurige Lohe vernichtend schlagen konnte.

Plötzlich riß Plauen die Zügel an sich, daß der Hengst hoch aufbäumte, und schrie: »Die Stunde ist verloren! Einhundert Getreue, Bruder, und das Land wäre frei vom Orden, und ich selber auch! Aber nun müssen Jahrhunderte an diesen stinkenden Schlemmern scheitern. Mich hätte es nicht gewundert, wenn sie Wirsberg aus seinem Kerker geholt und neben sich gesetzt hätten. Einhundert Getreue, dann lägen diese Gäuche in Ketten, und der Weg zum Herzogsreifen wäre frei. Es gibt keine andre Rettung für Preußen!«

»Das muß ich sagen,« stotterte der Komtur jeder Fassung bar, »du verstehst deine geheimen Gedanken trefflich zu verbergen. Ist es denn wahr, Heinrich? Möchtest du wirklich Herzog sein?«

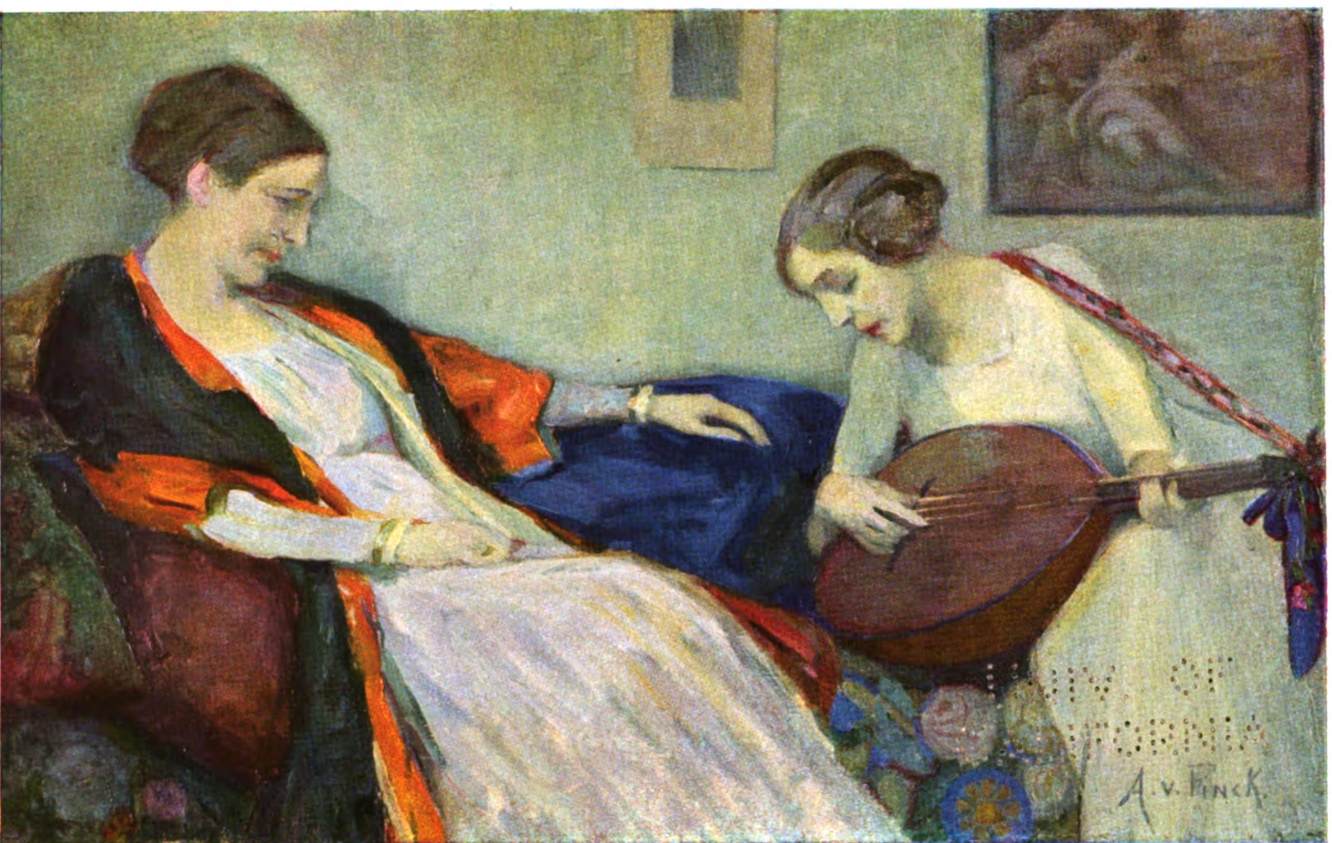
Plauen hatte seine Aufwallung sogleich bemeistert, der alte, unbeugsame Mut gab seinem erschöpften Antlitz wieder Spannkraft, ja Jugend, und mit ihr den schönen Glauben der Jugend, das Unmögliche bezwingen zu können. »Ja, Bruder, dies ist mein Trachten. Doch wird mir Gott droben bezeugen, daß es nicht aus Eitelkeit oder Selbstsucht geschieht, sondern allein zu des Landes Wohl.« Er stockte, ein Hauch edler Scham rötete seine Wangen, da er an Swolke dachte und wußte, daß ihr schlagendes Herz das Beste an seinem erträumten Herzogtum sei.

Sie waren indessen langsamer weitergeritten, der Komtur zerwühlte in wirbelnden Gedanken seinen Bart und murmelte Unverständliches vor sich hin. Schließlich griff er in Plauens Zügel. »Bruder, heut oder nie! Wir haben dreißig Mann hinter uns, damit zwingen wir sie, wenn wir unsre eignen Schwerter nicht sparen. Königsberg gewinnen wir ohne Not, alle Städte sind des Ordens müde. Dem Tapferen hilft das Glück! Wag's!«

Plauen saß in Sinnen versunken, graue, hoffnungslose Trauer spielte um seinen Mund. »Dies alles gebe ich zu, Bruder. Wir werden die Zecher überwältigen, zwanzig, dreißig werden nicht wieder aufstehen. Wir können die Städte mit Versprechungen locken, ingleichen die Landschaft, da der Landesrat zum mindesten nicht auf seiten des Ordens stehen würde. Manche unsrer Brüder würden freudigen Herzens mit uns gehen, andre durch die Anwartschaft auf Würden verleitet — aber schon steht der Stolper Herzog, stehen Witold und Jagiello raubend über den Grenzen und hätten bei dem gewissen inneren Zwist leichtes Spiel; ja, ich kenne Brüder, die lieber im Verein mit den heidnischen Tataren gegen uns angingen, als daß sie den weißen Mantel fahren ließen. Genug, Heinrich, solch ein abenteuerliches Spiel mag ich nicht treiben. Zu einer inneren Umwälzung nach dem Guten gehört der volle Sieg über den äußeren Feind, und auch dann ist es besser, nicht auf allzu blutigem Boden zu bauen. Ich habe den Frieden bis zum sträflichen Langmut gehalten, nun geht es nicht mehr an, ohne Ehre und Land zu verlieren. Ob diese Prasser« — er deutete verächtlich rückwärts — »wollen oder nicht. Was dann kommt, wächst in einem neuen Tag; ich denke, er soll uns gerüstet finden.«

Über diesen Worten fand Plauen seine klare Ruhe wieder, aber der Komtur, obzwar er den Bruder genau kannte und wußte, daß nunmehr jedes Wort verschwendet wäre, stieß in maßlosem Jähzorn hervor: »Du wartest so lange, bis sie abermals Mordbuben dingen, dich aus ihrem geilen Weg zu schaffen! Glaubst du, aus dem Blut des Renys sprößen Rosen? Und glaubst du, die Geflüchteten, die Polkau, Zippeln, Konthenau und Delau säßen zu Krakau untätig? Ich spüre ein Netz in der Luft, Heinrich, und du bist es, auf den sie zielen. Greif in ihr Nest und töte die Brut, solange sie unflügge ist. Heut ist deine Stunde!«

Plauen wandte sich verärgert zu ihm hin, aber als er unter der leidenschaftlichen Glut die geplagte Sorge und Liebe erkannte, schwieg er still und begnügte sich mit einer ablehnenden Gebärde. Jedoch, da der Komtur sich nicht beruhigen wollte, vielleicht auch sich selber zum Trost und zur Erkenntnis, versuchte er in großen Zügen das Bild der Lage zu geben. »Du steuerst dein Gedankenschifflein in fremdem Gewässer und kennst die drohenden Klippen und Strömungen nicht. Wird ein Staatsleben aus seinem gewohnten Gleis gebracht, und sei's auch in ein besseres, so stockt es und betritt mit Zagen den neuen Weg. Sonderlich, wenn es, wie diese höchst merkwürdige Zeit, von so vielen und verschiedenen Gewalten getrieben wird. Gedanken altern, nur das Denken bleibt ewig jung. Der Mensch aber in seiner Trägheit hängt am Herkommen, bis er daran zugrunde geht. Da ist der Ritterstand — ehmals und leicht noch heute der natürliche Schutz des Pfluges. Nun aber glauben diese goldbespornten Narren, der Bauer sei allein um ihretwillen in der Welt. Da sind die Städte, die zwischen beide den Bürger geschoben haben und so hoch auf ihrem Geldsack sitzen, daß sie beiden auf die Köpfe spucken. Da ist der Orden, der allen dreien Raum und Boden schuf, ihre Fähigkeiten zu nutzen, und der jetzt sie alle drei aussaugt. Herrschaft muß sein, aber sie muß dem gemeinen Wohl dienen — ja, sie muß d i e n e n! Hüte du Wolf und Schaf und Löwe auf einer einzigen



Adele von Finck: Lautenspielerin

Weide und gib ihnen ein Recht, das allen billig ist! Und dabei ist ein Suchen nach dem Recht in dieser rechtlosen Zeit wie nie zuvor; sogar in der Kirche brechen neue Zweige aus dem morschen Stamm, wie an Hussens Beispiel zu ersehen. Das Rechte zu wissen ist nicht das schwerste, sondern es andern klarzumachen. Den Orden zu stürzen und ein andres an seine Stelle zu setzen, ist nicht das Werk einer Mordnacht. Die Balleien in Deutschland, der Landmeister zu Livland haben auch noch ein Wort. Genug davon! Überm Plaudern ist mir eins gewiß geworden: du ziehst morgen mit deinen Fahnen gegen den Stolper; zur selben Zeit lasse ich die Kulmer Komture gegen Polen und Masovien rücken.«

»Und das Kapitel?« höhnte der Jüngere, indes seine Augen freudig aufblitzten.

»Das Kapitel besteht aus dem Bruder Michael,« entgegnete Plauen ruhig, »dieser Krieg ist mein Krieg.«

»Endlich!« rief der Komtur begeistert. »Endlich setzt du dich über diese einfältigen Schranken hinweg!«

Plauen lächelte krampfhaft; ihm war plötzlich, ein rostiges Messer führe mitten in sein Herz, mit Mühe hielt er sich im Sattel und sagte tonlos: »Ich wußte es ja, du bist für alle Empörung und jeden Ungehorsam zu haben. Ich möchte wohl einmal hinter den Vorhang blicken dürfen und wissen, was dein Schicksal sein wird.«

»Das eines getreuen Bruders,« lachte der Komtur doppelsinnig, und Seite an Seite jagten sie auf die aus dem Abend wachsenden Mauern der Brandenburg zu.

Plauen selbst war noch in der Marienburg und stand eben bereit, mit einer stattlichen Schar über Osterode gen Masovien zu ziehen. In diesem Augenblick sprengte der Goluber Komtur Wilhelm von Eppingen in den Hof. Im Glauben, jener trüge die Kunde einer verlorenen Schlacht her, ritt Plauen eilig auf den Bestaubten zu und zog ihn abseits.

»Euer Gnaden, nehmt den Boten nicht für die Botschaft,« stammelte der Ritter schamrot, »der Herr Oberstmarschall hat den Feldzug untersagt.«

»Sprich leiser,« mahnte Plauen und ließ die Augen gleichmütig über die nächsten Herren schweifen, da aller Blicke auf ihm lagen. »Und die Komture?«

Eppingen beugte die Stirn. »Sie halten zu Sternberg,« murmelte er, »sie wollten mich nicht einmal zu Euch reiten lassen. Aber ich entkam ihnen schließlich doch.«

»Hab' Dank,« sagte Plauen willenlos; die Gestalt des Komturs verschwand vor seinen Augen in einem eisigen Nebel, er fühlte die Herrschaft über seine Glieder schwinden und hing wie ein Trunkener auf dem Pferde. Seine Seele war so stumpf, daß weder Zorn noch Schmerz ihrer mächtig wurden, ihn dünkte, er sei mit Herz und Sinnen für alle Ewigkeit gelähmt.

»Die Nachricht scheint Euch wenig zu erregen,« sagte der Komtur gereizt.

Da wußte Plauen, daß er wenigstens nach außen hin Haltung bewahrt habe; mit aller Kraft biß er die Zähne aufeinander, in roten Wirbeln raste das Blut durch die Schläfen, er zwang ein Lächeln auf die Lippen und gab zurück: »Wird es besser, wenn ich mich errege? Ruhe eine Weile, Bruder Wilhelm, und dann lasse dich bei mir melden.« Er winkte dem Großkomtur. »Sende Boten an meinen Bruder nach Pommerellen, er solle den Kampf abbrechen und selber sogleich hierherkommen. Auch unser eigner Zug fällt aus, der Ordensmarschall wünscht den Krieg nicht. Ich habe mit dir zu reden, Bruder Friedrich, ich bitte dich, komm in den Remter.«

Er sprang vom Pferde, absichtlich gewaltsamer als sonst, und die harte Berührung mit der Erde labte ihn wie den Antäus. Das eiserne Klirren seiner Schritte, der Lärm des schütternden Schwertes schienen ihn zu erfrischen, und niemand von denen, die seinen Abgang sahen, ahnte die unheimliche Last, die sein Herz mit sich schleppte.

Es war, betrachtete Plauen die nackten Tatsachen, noch nicht viel verloren. Er aber wußte schon jetzt, für ihn war alles dahin. Es gab einen Kampf, den zu kämpfen konnte er sich nicht überwinden, den Kampf gegen Mißgunst, Neid, Verleumdung. Sein Abscheu vor der verräterischen Tat der Ordensbrüder war so groß, daß er ihn selbst auf die toten Gegenstände übertrug; er zerrte den Mantel von seiner Schulter, daß der Riemen riß, und warf ihn voll Ekel und Verachtung unter den Tisch.

Der Großkomtur sah es gerade noch während des Eintretens, seine alten Augen wurden naß. »Euer Gnaden,« sagte er traurig, »zürnt, wenn Ihr zürnen wollt, den Menschen, nicht dem Orden.«

Plauen blickte ihn eine Weile sprachlos an, dann verwandelten sich seine Züge, gelassen hob er den Mantel von den Fliesen und nahm ihn wieder um. »Du hast recht, Bruder Friedrich. Aber sag' Heinrich zu mir, wie in alter Zeit. Mich dünkt, ich habe wenig Gnaden mehr zu vergeben.« Er zog den Greis neben sich in den Sessel und berichtete kurz, was ihm der Komtur von Golub gemeldet hatte.

Kopfschüttelnd hörte der Graf von Zollern zu. Seine makellose Seele verstand die neue Zeit schon lange nicht mehr; das Alter pflegt am Gewissen und Erprobten festzuhalten, aus Mangel an Kraft und Überfluß, aus Scheu vor unbetretenen Pfaden. »Da du es so willst, lieber Bruder Heinrich, so laß dir raten: Ungehorsam kommt von Ungehorsam. Du hast bei deinen Taten oft genug das Kapitel übergangen, insonderheit bei diesem Kriegszuge hast du niemanden gefragt als viel-

leicht deinen trotzigen Bruder, der wenig Freunde hat. Das ist, nach der Ordensregel, Empörung. Wenn aber die Brüder, und sei es der Oberstmarschall selbst, deine Freiheiten zu den ihrigen machen und jeder auf eigne Faust handeln will, so steht es wahrlich schlimm um den Orden.«

Plauen seufzte gelangweilt. »Ihr klettert in euren Regeln umher wie ein Eichkater in der Buche. Aber ringsum liegt noch andre Welt. Passen die Regeln nicht mehr für diese Zeit, so tut es not, sie zurechtzuschneiden und zu wandeln, wie es das Leben erfordert. Kurz, ich gedenke Michaels Verrat vor ein Generalkapitel zu bringen. Laß die Briefe auf Mitte nächsten Monats schreiben. Soll ich Meister sein, so muß ich wissen, wer für und wider mich ist.«

Er blieb allein und überdachte ruhiger seine Lage. Mehr um die Hand zu beschäftigen, schrieb er die Kapitelmitglieder in zwei Reihen nieder, in der zweiten die, so er für sich glaubte. Es waren drei Namen. Die Buchstaben zitterten und tanzten vor seinen Augen, er starrte angestrengt auf die übergroße, eckige Schrift und setzte im Geiste Kreuze vor die Namen derer, die ihm schwankend schienen und mit Versprechungen gewonnen werden könnten. Er spottete über sich selber und sagte laut: »Dies ist eine Kunst, die du nicht verstehst, Plauen. Und somit bist du der Gerechtigkeit der Narren und Schelme ausgeliefert.«

Von den zierlichen Wölbungen des Remter fielen die Worte dumpf und kalt auf ihn zurück und froren auf seiner Seele. Sein Herz erschauerte unter quälenden Bildern: in doppeltem Kreise hockten die Aasvögel um sein todwundes Land; Polen, Litauer und Heiden außen, und innen das eigne, entartete Geschlecht.

Im überfüllten Kapitelsaal maß Plauen die Gesichter und wußte sein Los. Die Schrift, die er aufgestellt hatte, beiseitelegend, begann er: »Hier ist niemand, der nicht weiß, um was es geht. Verschwenden wir die Zeit nicht. Bruder Michael, reinige dich, so du kannst, von dem Vorwurf des Ungehorsams und Verrats.«

Ein Raunen ging durch die Halle, als säusele der Wind in dürren Blättern. Der Oberstmarschall erhob sich, und in spöttischer Verneigung entfaltete er eine umfängliche Rolle, sah aber nicht hinein. »Mein Verhalten ist von dem Eurer Gnaden bestimmt worden. Seit drei Jahren sast sehen wir Gebietiger und Brüder Eurer Amtsführung mit wachsender Besorgnis und stetem Kummer zu; aber jetzt, wo Ihr von aller Regel unsers Ordens abweicht und selbstherrlich wie ein Fürst regieren wollt, können wir nicht mehr schweigen, ohne dem Orden mit eignen Händen das Grab zu schaufeln. Wir klagen Euch an —«

Und in das lähmende Schweigen schnitt die scharfe Stimme Michaels Klage über Klage ein wie Runen in einen Stein, und jede der vielen war nur eine geschickte Wiederholung seiner einleitenden Worte, verbrämt mit einem dürftigen Schein des Rechts, untermauert mit den starren Buchstaben der Regel. Endlich, da die Tatsachen sich nicht mehr weiter strecken ließen, schoß er, des Sieges sicher, einen letzten Pfeil. »Dies die beweislichen Punkte. Behauptet wird ferner, der Meister habe mit Sterndeutern und andern Gauklern Rats gepflogen Krieg und Frieden halber. Darüber möge er selber sein Wort reden. Wer also gegen Brüder und Gebietiger gewütet hat, dem ist auch solches zuzutrauen. Was mich angeht, so habe ich vielleicht gegen den Gehorsam gesündigt, aber im festen und gutbegründeten Glauben zum Heil des Ordens und des Friedens, wonach mein Sinnen allzeit gestanden.«

Der Meister von Deutschland erhob sich und wollte sprechen, aber Plauen kam ihm zuvor. Dieser habgierige Mann haßte ihn fast mehr als Sternberg, weil Plauen ihn zur Zahlung einer bedeutenden Steuer mit Ordensgewalt gezwungen hatte. Es schien dem Hochmeister unwürdig, sich vor diesen untereinander über das Urteil einigen Menschen zu reinigen; er stand auf und rief: »Wenn ihr etwas findet, was ich nicht um Land und Orden tat, so verdammt mich. Ich will es mir und euch ersparen, solche Dinge länger mit anzuhören. Tut, was ihr vor Gott tun könnt und wollt.«

Er verließ den Saal; sein Bruder sprang sogleich auf und wollte ihm folgen, aber Plauen winkte ihm ab; er ahnte schmerzlich bewegt, welches Abenteuer zur Stunde in dem Komtur wühle, er mochte nichts davon hören. Land und Orden wurden ihm in diesem Augenblick winzig klein vor der Sauberkeit seiner Seele. Aus dem Schmutz, aus der hämischen Schamlosigkeit dieser Verderbten rettete er sein himmlisches Teil in die Einsamkeit seines Gemachs, setzte sich auf sein Lager und vergrub das Gesicht in den Händen. Der Jähzorn, das Erbe seiner Sippe, flackerte beständig auf und rief den beleidigten Mann in ihm zum Kampf; er zwang die rote Regung nieder, es gab hier nichts mehr zu erobern, es schien ihm unritterlich, in diesen Pfuhl zu steigen und vollends darin zu versinken. Er war nicht einmal in Gedanken neugierig auf den Spruch des Kapitels, auch das Schlimmste konnte ihn nicht mehr treffen. Von seiner Macht war alles zerstoben, aber sein reines Menschentum blieb ihm, und dahinauf reichten weder ihre Kränze noch ihre Pfeile.

Er breitete den Mantel über eine Lade, holte Ordens- und Meistersiegel aus dem Schrein, dazu den Schlüssel des Haupttores, und legte alles sorglich zueinander. Als er sich so in seinem Herzen losgesagt hatte, ward ihm die Brust leicht und frei, er wandelte in dem behaglichen Gemach auf und ab, als trügen ihn beschwingtere Füße denn sonst. Ach, nähmen sie mir auch den Orden und stießen mich in die Welt — wie fröhlich

sollet ihr mich sehen, ihr grünen Heimattäler, ihr blauen Heimatströme! Mich und sie! — Er versank in diesem Gedanken wie in Frühlingsblüten, und als die Tür endlich aufgetan wurde und der Großkomtur an der Spitze der Gebietiger eintrat, die alten Knie kummervoll vor sich herstoßend, sah er in ein von allem Irdischen befreites Antlitz, und die Rede blieb ihm im Halse stecken.

Plauen blieb auf seinem Lager sitzen, ein Lächeln spielte auf seinen Lippen, als er Michaels verlogenes Gesicht unter den schwachen, dem Grabe zuwankenden Greisen erblickte. Da der Großkomtur nach Worten rang, wies Plauen mit flüchtiger Gebärde auf die Lade. Der greise Zollern wischte sich über die Stirn, warf einen zornigen Blick auf den Oberstmarschall und keuchte: »Sag' du es, Bruder Michael.«

Hierauf war Sternberg nicht gefaßt, er wechselte die Farbe und tat betroffen einen Schritt zurück.

Plauen folgte ihm mit den tiefen, stillen Augen, langsam erhob er sich und nahm dem Großkomtur das Blatt aus der Hand. »Spart es euch,« sagte er leise, »hier ist es ja wohl aufgeschrieben, was ich euch und Land und Orden angetan.« Er hielt das Blatt von sich ab, aber die zierlichen Buchstaben enträtselten sich ihm nicht. »Das ist Sternbergs Hand,« spottete er. »Meine Augen sind der kleinen Schrift nicht gewohnt, halt' es mir, Bruder Hermann.« Er drückte das Pergament dem Oberstspittler in die zitternde Hand, trat zurück und las: »Abgesetzt! Und was noch? Du zitterst ja wie Espenlaub, Bruder Hermann.«

»Sonst nichts,« brachte Zollern endlich heraus. »Wir möchten, Bruder Heinrich, du suchtest dir eine ruhige Komturei.«

Plauen besann sich nicht einen Herzschlag lang. »Das Amt auf der Engelsburg ist frei.«

»So nimm es, Bruder Heinrich.« Hermann von Gans wunderte sich über seinen plötzlichen Mut, schielte nach Sternberg und erklärte hastig: »Ich bin zum Statthalter erkoren.«

»Hier!« Plauen deutete abermals auf die Zeichen seiner Hochmeisterwürde. »Meine Geschäfte sind geordnet. Ich reise morgen früh, da ihr heut vielleicht noch Fragen an mich haben könntet.«

Es entstand eine Stille, die niemand zu überbrücken wußte. Die unnatürliche Ruhe Plauens, so willkommen sie war, hing wie ein Schwert über ihren Köpfen. Der Großkomtur glaubte eine Entschuldigung für den Spruch des Kapitels finden zu müssen, er stammelte: »Es mußte sein. Glaub', Bruder Heinrich, die ganze Welt rennt wider uns, wenn wir die Ordensregeln lassen.«

Was will die Welt wider die Wahrheit! fuhr es Plauen durch den Sinn; aber der alte, in Dienst und Mühe verbrauchte Mann tat ihm leid; er nickte stumm. Ihn schläferte. Als die Tür hinter den Großgebietigern ins Schloß fiel, legte er sich auf sein Lager und war alsbald entrückt.

Sie wählten Küchmeister; niemand wurde überrascht. Ein unglückliches Land erwartet von jeder Umwälzung das Heil, nun mußte der neue Meister beweisen, um wieviel Haupteslängen er den alten überragte.

Heimat und Fremde sahen ihm erwartungsvoll zu, nur Plauen nicht. Die Armut und Stille der Engelsburg umgaben ihn wie Gefängnismauern, er hatte an den Geschehnissen in Preußen keinen Anteil mehr, wurde über nichts unterrichtet, als was sein geringes Amt anging, wurde nach nichts gefragt. Es war ihm recht. Er erfüllte seine dürftige Pflicht mit der gleichen Treue, die er an großen Dingen geübt hatte, niemand hörte je ein Wort der Klage oder Verbitterung von ihm. Die völlige Armut der Komturei gebot weitere Sparsamkeit, jeder der Konventsbrüder wußte es, und dennoch wurde die Schuld an den kärglichen Mahlzeiten Plauen zugeschoben. Noch ehe Sternberg zum Meister gewählt war, wurden sieben Konventsbrüder der Engelsburg gewechselt, Plauen sollte keine Freunde finden. Die obersten Gebietiger dachten nicht anders, als daß der Abgesetzte Tag und Nacht auf Rache sänne; ohne sein Wissen wurde jeder seiner Schritte bewacht. Es dauerte Wochen, ehe Plauen in seines Herzens Vergessenheit es merkte.

Er bestürzte sich. Nicht über die Wächter, aber über seine eigne Gleichgültigkeit. Ich bin, so dachte er, ein Mann im kräftigen Alter, und wenn ich selbst es vergäße, zeigte es mir die währende Sorge der Gegner. Ich arbeitete an einem großen Werk und glaubte meine Seele in ihm wurzelnd. Jetzt, da es mir aus den Händen genommen ward, fällt es mir aus dem Gedächtnis wie dem Kinde ein Spiel, ich fülle nun meinen armseligen Tag wie vordem den reichen.

Er empfand die Anstrengung, die ihn diese einfache Selbstbetrachtung kostete, er empfand zum Schmerz gesteigertes Erstaunen darüber, daß all diese Dinge ihn nicht zu schmerzen schienen. Inmitten der Brüder, die ihn heimlich belauerten, überfiel ihn die Einsamkeit in einem ungekannten Maße, er verschloß sich, sooft es ihm sein Amt gestattete, in sein Zimmer und bemerkte mit neugieriger Freude, wie solche Absonderung den Rittern befremdlich und gefährlich vorkam und wie sie Geheimnisse hinter seiner Verschlossenheit vermuteten, die doch so leer und bar jeglichen Geheimnisses war. Er saß am Fenster und sah in den schmelzenden Schnee, das war seine Beschäftigung. Zu einem Buche griff er nicht, seine Augen waren zu weitsichtig geworden. Das geschliffene Glas, das ihm in der Marienburg geholfen hatte, mochte er nicht erbitten, von den Brüdern keinen zum Vorlesen bestimmen. Ihm war, er habe drei Jahre lang mit angespannten Sinnen gewacht und dürfte nun schlafen, ohne an einen neuen Tag denken zu müssen.

Dies erfüllte ihn mit Verwunderung: er war

Gott drei Jahre lang verantwortlich für ein Land gewesen; wie konnte Gott ihm eine Sorge abnehmen, die er selber in sein Herz gepflanzt hatte? Hing solche tiefe, gramvolle Liebe nur an einem Amt? War sie mit Mantel, Siegel und Schlüssel an Michael übergegangen?

Er verfolgte diesen Gedankengang mit der furchtlosen Neugier eines Erwachenden, der einen Alptraum der Nacht im Halbschlaf weiterspinnt, er gewann, an Stelle des verlorenen, plötzlich ein neues, ungeheuer großes Reich, das der Phantasie. Die begrenzte Wirklichkeit verlor sich im Unendlichen, die großen Dinge wurden winzig, von den ewigen Höhen glichen Länder und Völker eins dem andern in schaler Nichtigkeit. Täler und Berge verloren ihr Antlitz, nichts blieb, daran Leidenschaft sich entzünden, das Liebe umfassen konnte. Plauen fühlte, wie sein Herz erstarrte, ihm war, Gott habe ihn einen Atemzug lang von seinem Thron blicken lassen, und ein ahnungsvoller Schauer überlief ihn vor dieser schrankenlosen Liebe, deren der Mensch nicht fähig war.

Jäher Schweiß bedeckte seine Stirn, mit eisernen Zangen packte ihn die Not, sich zu begrenzen, aus dem Unendlichen flüchtete er zu sich selbst und schloß sich ab wie eine Schnecke in ihrem Hause. Aus blendend kühlem Licht floh er in ein dämmerndes Gelaß, langsam gewöhnten sich Augen und Herz, grüßten die Grenzen, empfanden dankbar das gewohnte Ackerfeld und sahen braches Land und Arbeit zur Genüge für alle Zeit.

Abermals war ihm, er entdecke eine neue Welt. Alle Liebe, mit der er Preußen und mit Preußen die deutschen Dinge umspannt hatte, da er sie lenkte, ballte sich in seinem Herzen zu einer ungemein gestrafften Gewalt; das Volk, dem er angehörte, lebte mit allen Tugenden, mit allen lieben und bösen Fehlern in ihm selber, er konnte Kraft und Schwäche, Güte und Bosheit aller derer, die seines Stammes waren, aus sich selber hervorholen, verändern, veredeln und vertiefen, wie er wollte.

»Ich bin mein Volk,« sprach er laut vor sich hin, »ewig und ewig!« Und hingerissen von dieser Erkenntnis, die voll des heiligsten Wunders war, sprang er auf und breitete die Arme einer unbekannten, tiefvertrauten Brüderschaft entgegen.

In dieser Haltung überraschte ihn sein Bruder. Die Großgebietiger hatten den trotzigen Komtur sofort nach Plauens Sturz seines Amtes entkleidet und zum Pfleger in Lochstädt bestellt, selbstverständlich unter einem Konvent argwöhnisch seine Handlungen beobachtender Brüder.

Der Jüngere warf einen forschenden Blick durch das Gemach, schloß die Tür sorglich und fiel Plauen um den Hals. »Wir haben sie,« flüsterte er ihm ins Ohr, »so du nur willst.«

Plauen befreite sich sonder Hast, eine widrige Ahnung erkältete ihn. »Ich merke, auch bei dir haben die Wände Ohren,« gab er leise zurück. »Aber sprich: wen haben wir, und was soll ich wollen? Seit ich hier bin, weiß ich von der Welt nicht mehr als ein Klausner in der Wüste.«

Heinrich sah zornig zu ihm auf, Glut in den Schläfen: »Du denkst nicht an Rache?«

Plauen wiegte lächelnd den Kopf. »Bruder, mein Lebensschritt ist sehr, sehr langsam geworden. An Rache soll ich denken? Bis heut noch nicht, aber vielleicht tu' ich's auch einmal eines schwarzen Tags.«

»O ich Narr!« stöhnte der Jüngere und raufte mit den groben Händen sein Haar. »Ich dachte, Preußen läge dir am Herzen. Ich dachte, Amt und Aufgabe seien dir teuer. Ich kann nicht glauben, daß du einer Versammlung von Schurken und Schelmen kampflos das Feld räumst. Sag', Heinrich, sag', tust du das?« Er ergriff Plauen bei den Schultern, schüttelte ihn und richtete den fieberglühenden Blick in sein Auge.

Plauen gab keine Antwort, aber diese Art, im Inneren bedrängt zu werden, machte ihn so unwillig, daß er die Handgelenke Heinrichs packte und seine Arme mit unwiderstehlicher Kraft niederbog.

Heinrich hatte sich dem mit aller Macht widersetzt, seine Stirn entwölkte sich zusehends, lautlos sprang ein Lachen über seine Zähne. »Gottlob, du bist noch ungebrochen!« rief er. »Und nun verstelle dich nicht länger. Die Stunde eilt! Sie rast! Sag' mir, was du bis heute für deine Sache getan hast.«

»Nichts,« antwortete Plauen, und dann erhellte ein glücklicher Schein sein Auge, indes er seiner letzten, einsamen Feierstunde gedachte. »Nichts in deinem Sinne. Ich beschäftige mich mit meinem himmlischen Teil —«

»— wirst Betbruder? Hast wirklich Wochen und Monde vertrödelt? Das Land nicht erregt? Bei Fürsten und Königen nicht geklagt? Ja« — der heißblütige Mann schüttelte ihm die geballten Fäuste entgegen —, »bist du denn Plauen noch? Weißt du, daß Wirsberg seines Kerkers ledig und in Ragnit ist? Daß die Delau, Zippeln und Kynthenau sich vor Michael und der Ritterbank in Brathean ihrer Schuld ledig geschworen haben? Und du, den die Schufte wider Recht und Regel aus dem Amte stießen, du duldest alles, hoffest alles, glaubest alles wie ein Schwächling? Das glaube, wer mag! Du bist der Alte, Bruder! Du verstellst dich und traust nicht einmal mir. Was brütest du? Um Gottes willen, sprich schnell, es dämmert schon, die Nacht muß uns zu Rosse sehen.«

»Du führst eine seltsame Sprache,« sagte Plauen trocken, »du willst, daß ich zürne, aber mir ist zumute, als berühre mich das alles nicht. Willst du es Küchmeister verdenken, daß er meine alten Feinde zu seinen sicherlich in Dankbarkeit getreuen Freunden macht? Du hättest es auch getan. —

Ich soll das Land erregen? Um meinetwillen? Ich soll bei Fürsten und Königen jammern und klagen? Noch, Bruder, bin ich ein Plauen, und hoffe es bis an den Tod zu bleiben.«

Nun hatte es ihn doch erregt, tief atmend ging er in der engen Kammer auf und ab, von quälender Scham gewürgt, der Bruder möchte irgendwen für ihn gebeten haben. Er versagte es sich zu fragen, schon die Frage schien ihm ihrer beider unwürdig, er bebte inwendig ob seines Verdachtes.

Jedoch der Jüngere merkte nichts von dieser Not. Er hatte einen Haß und ein Ziel: blindwütig stürmte er beiden nach und achtete des Weges nicht. In solchen Stimmungen schien alles Adlige in seiner Brust erloschen, es war, als herrsche der Satan selber in seinem jähzornigen Blut. Zwischen den Zähnen stieß er hervor: »Ich, ich hab' es nicht verschmäht! Im Reich sind die Reuß und Schwarzburg für dich tätig; neben jedem Boten Michaels steht einer von unsrer Sippe und stößt ihm die Lügen in den Hals. Es gibt keinen Fürstenhof in Deutschland, der nicht deine Rechte achtete und der nicht dich, stündest du nur auf, mit allen Kräften unterstützen würde. Mehr! Michael hat Herrn Jagiello —«

»Herrn?« unterbrach Plauen feinhörig.

Der andre senkte trotzig die Stirn und wollte Plauens Blick nicht begegnen. »Also kurz, Michael schrieb an Jagiello, du mit deiner Kriegslust seiest beseitigt. Er, der biedere Michael, flehe um die königliche Gnade —«

Wieder unterbrach ihn Plauen, diesmal mit einem steinernen Gesicht: »Ich kann nicht glauben, daß der Hochmeister dich plötzlich so tief in sein Vertrauen zieht. Wie kommt dir dies zur Kenntnis?«

»Jagiello«, fuhr jener hastig fort, ohne die Frage zu beantworten, »begegnete dem kläglichen Bettel mit einer eiskalten Empfangsbestätigung. Danach setzte er seine Schreiber in Nahrung und klagte aller Welt, wie der Orden in dir den letzten hochanständigen Mann verloren und nun eine so arge und schlechte Lügenherrschaft habe, daß es bei den Heiden nicht schlimmer zugehen könne. Die Grenzen verwische der Orden mit Raub und Schande, die deutschen Ritter stählen den Polen Frauen und Jungfrauen aus den Häusern und verschleppten sie in ihre Burgen, und so die Eheweiber Säuglinge bei sich trügen, hätten unsre Ritter die Kleinen den Hunden zum Fraße vorgeworfen. Du siehst, selbst Jagiello steht auf deiner Seite.«

»Ein sauberer Bundesgenosse!« sagte Plauen; sein Haupt sank tief herab, als trüge er dies Schicksal nicht mehr mit erhobener Stirn. »Und was soll dies alles? Sprich nur frei, Heinrich, mich verwundert nichts mehr.«

»Einmal muß es gesagt sein: der König bietet dir seine Hilfe. Glaub' mir, Bruder, auch ich habe gerungen, bevor ich diese Hand suchte; ich tat es für dich und für den Stolz unsers Hauses, das die Narren um Küchmeister in dir geschändet haben. Der König hat mich ermächtigt, dir dies zu melden: flüchtest du zu ihm, so nimmt er dich als Hochmeister Deutschen Ordens auf und will dir mit seiner ganzen Macht wieder zum Amte helfen. Die Reuß und Schwarzburg liegen mit ihren Haufen an der Grenze vor Nessau, ein Wink, und die Burg ist unser.«

Plauen taumelte und lehnte sich mit dem Rükken an die Wand, seine Augen lagen wie verloschen in dem todblassen Gesicht. »Verrätst du unser Volk an die Polen?« sprach er kaum hörbar.

Und jener, in verlegener Schärfe: »Lächerlich! Der König stellt Bedingungen, die mehr als bescheiden sind, Samaiten und Grenzreglungen in Kulmerland und Neumark. Natürlich Driesen. Ich bitte dich, denke nicht gar so gering von meinem Verstande. Ich sehe, gleich dir, dahinter den Wolf, der genau weiß, wie durch solche Gewaltsamkeit das schwache Ansehen des Ordens vollends zuschanden wird; und nun, Bruder, stähle dich: gibst du den Orden auf, so verspricht dir Jagiello das Herzogtum Preußen als Lehen seiner Krone.«

In der tiefen Stille hörte Heinrich der Jüngere nur seine eignen schweren Atemzüge, Plauen lehnte regungslos an der Wand und schien ohne Leben. Unsicher, mit zitternden Fingern, kramte Heinrich in seinem Felleisen, Gold klirrte, Papiere raschelten leise; mit allen Zeichen der Unruhe durchsuchte Heinrich die Taschen seines Wamses, den Gurt — seine Hände flogen wie im Fieber, wie ein Rasender begann er sein wunderliches Werk zum andern Mal.

»Herzog von Polens Gnaden.« Die tonlose Stimme Plauens hallte wie eine geborstene Glocke durch die Kammer, jenseits von Zorn und Leidenschaft. »Es ist möglich, daß ich das Land halte. Ich lebe nicht ewig. Dann ist Polen Herr der Ostsee, und Deutschland bestohlen und verstümmelt durch mich. Nimmermehr!«

»Du stehst im kräftigen Mannesalter,« stammelte Heinrich, »du kannst Kinder zeugen und zum Thron erziehen; eine weitläufige Sippe steht hinter dir. Jagiello ist alt, du überlebst ihn, du reißt ihm das Lehen aus den Händen und gewinnst Unabhängigkeit. Du liebst doch Preußen!«

»Wie mich selbst. Und weil ich es stolz und ehrlich sehen will, muß ich selber in Stolz und Wahrheit vorangehen. Unglücklicher, welcher Wahnsinn hat dich berauscht, daß du mich von Verrat zu Verrat treiben willst? Kennst du mich so wenig?«

Das Felleisen flog dumpf vom Tisch, Heinrich sprang verzweifelt vor den Bruder hin und dämpfte mit Mühe die Stimme: »Die Staatskunst ist doch keine Jungfernschaft! Das weißt du besser als ich. Nicht ich, sondern du, du selbst verrätst um nichtiger Bedenken halber dein Land und dein Volk.

Sie sind verloren ohne deinen kraftvollen Arm, Jagiello will Krieg; der Orden ist im Reich zu Hohn und Spott geworden. Dir vertraut der König, er glaubt an dein Wort. Nutze es! Verlasse dein Preußen nicht! O Gott, besinne dich, ehe es zu spät! Sattle und reite mit mir; an der masovischen Grenze warten die polnischen Ritter auf uns. Was? — Du faselst von Sünde? Es gibt nur eine: die wider den Heiligen Geist!«

»Nein, Bruder, so heißt es nicht ganz,« gab Plauen sehr leise zurück. »Wolle doch Gottes Sohn nicht das Wort im Munde verdrehen. Ob ich mein Volk liebe? Es ist in meinem Herzen, niemand kann es mir rauben. Und gebe ich mein Herz hin, wie du es willst, so sündige ich an meinem Volk und an meinem Gott.«

Inzwischen war Heinrichs Unstete zu wilder Verzweiflung gewachsen. »Begreife doch,« keuchte er, »ich kann nicht mehr zurück. Wer weiß, wann sie hinter mir her sind! Ich habe — ich — habe den Briefwechsel mit Jagiello in der Eile zu Lochstädt vergessen, und dort belauern sie mich wie dich hier.«

»Mein Gott! Mein Gott!« stammelte Plauen. Ein tiefes, aus inniger Liebe geborenes Erschrecken verzerrte sein stilles Gesicht, und dann, in seiner blitzschnellen Art, in Gefahr das Rechte zu treffen: »Ich reite mit dir —«

»Heinrich!« jauchzte der Erlöste; dem harten, trotzigen Manne kamen die Tränen vor übergroßer Freude.

Plauen betrachtete ihn wehmütig. »Bruder, du hast mich mißverstanden. Ich will mit dir nach der Marienburg reiten und dem Hochmeister alles enthüllen. Nur so kannst du dich im Orden halten. Wenn ich mich vor Michael so tief erniedrige, so wird er dir verzeihen.«

Dem Jüngeren blieb das Herz stehen, er konnte kein Wort sagen, sank auf einen Stuhl und saß da wie ein völlig Gebrochener. Flüchtig jagte durch sein Gemüt, wie reich Bruderliebe ihn soeben beschenkt habe, er empfand es mit dem zornigen Schmerz eines Verschmachtenden, dem man statt Wassers einen edelsteingefüllten Becher reicht.

»Ich kann nicht mehr zurück,« murmelte er vor sich hin, »ich will es auch nicht!« Und jählings offenbarte er das auf sich bedachte Herz: »Du läßt mich fallen, Bruder, mich und Preußen. Nun habe ich alles für dich geopfert, Orden und Ehre. Deine Macht habe ich gewollt — ja, und die unsers Hauses. Jetzt bin ich ein Flüchtling, bald ein Überläufer im polnischen Lager.«

»Bruder!«

»Ja, Bruder!« höhnte der andre wütend, reckte sich und schlug sich die Fäuste vor die Brust. »Ich reite nach Krakau, Brüderchen, und soweit ich die Herren Michael und Genossen kenne, werden sie mit dir auch ein Wörtchen sprechen, wenn sie Jagiellos Briefe an mich lesen. Bedenke doch, du kannst auch nicht mehr zurück, und wenn du noch so sehr alle Schuld auf mich abschiebst. Sie werden und wollen nicht verstehen, sie nutzen die Gelegenheit, dich vollends zu beseitigen, sie vergraben dich bei lebendigem Leibe. Merk' es doch endlich, du Träumer: sie glauben nicht an Reinheit!« Er fühlte plötzlich, wie er über sich selber den Stab brach, warf die Lippen auf und lästerte: »Du treibst den Anstand bis zur Narrheit, Heinrich, du stehst allein in dieser Zeit; sie lachen über dich, sie verdienen an jedem, der nicht das Seine sucht. Das Wohl der Allgemeinheit? Glauben? Treue? — Schöne Wort für den Fang der Dummen! Was ist Treue?«

»Du scheinst es allerdings vergessen zu haben,« entgegnete Plauen hart, »aber ich sage dir, es ist eine erbärmliche Zeit, die sich über die Tugend belehren lassen muß, statt sie zu besitzen. Ich will mich nicht darein ergeben und teile lieber das Promethidenlos, mit Menschenkräften Gottes Funken wieder entzünden zu müssen. Ich weiß jetzt, wie leicht es ist, die Verantwortung für seine eigne Seele Gott gegenüber auf irgendeine große Sache abzuschieben. Aber wir betrügen nur uns und ihn.«

Sie schwiegen. Mit hastigen, unfreudigen Bewegungen packte Heinrich sein Felleisen; sie ahnten beide, dies sei ihre letzte Begegnung im Leben. Die gezwungene Stille vertiefte ihre Trauer und lähmte ihre Herzen. Aber plötzlich lagen sie sich willenlos in den Armen, küßten und segneten einander.

»Verzeih mir, Bruder!«

»Und du mir!« Hilflos sah Plauen in dem dunklen Gemach umher. »Ich habe nichts, was ich dir zum Abschied schenken könnte, nicht ein armes Silberstück.«

Heinrich stand in purpurroter Scham; er gedachte seines Danziger Silberschatzes, der in Gestalt von guten Wechseln in seiner Tasche war, er gedachte des prallen Beutels voll Dukaten, den er im Felleisen mit sich führte, und der reine Hauch selbstgewollter Armut traf ihn mächtiger als je ein Sturm der Leidenschaft. Schluchzend stürzte er aus der Tür; wenige Augenblicke später hallten die Hufe seines Pferdes dumpf und dumpfer durch die Nacht.

(Schluß folgt.)



Mutter und Sohn

Nach einer schottischen Sage

Von Kurt Geucke

Aus Mitternachtreichen streicht Windsgestöhn.
Schwarzwasserwind pfeift um Schottlands Höh'n,
Der Wind vom Meere, der Wimmerwind!
Und der Regen rieselt, der Regen rinnt ...

Eine Felsenbucht. Geblöck und Geröll,
Brandungsdonner und Meergebrüll.
Eine einsame Hütte am nächtigen Strand,
Sonst weit und breit kein Dach auf Land.

Schwarzwasserwindsheulen um Inverneß' Höh'n,
Aus Mitternacht Wimmern und Windsgestöhn.
Der Wind vom Meere, der Wimmerwind!
Und der Regen rieselt, der Regen rinnt ...

Im triefenden Hüttlein ein trübes Licht
Glimmt Nacht für Nacht und – weint noch nicht!
Im Schifferstübchen das Mütterlein –
Seit Jahren starrt's in den Herdflammenschein ...

Von Mitternachtsmeeren der Winde Gestöhn,
Der Wasserwind wimmert um Schottlands Höh'n.
Der Wind vom Meere, der Wimmerwind!
Und der Regen rieselt, der Regen rinnt.

Gebückt auf dem Witwenschemel, allein,
Wie lange hockt schon das Mütterlein!
Wie viele Jahre sind es nun schon –
Verschollen der Mann, ertrunken der Sohn.

Dies Mitternachtshöhnen! Dies Windsgestöhn!
Dies Heulen und Wimmern um Inverneß' Höh'n!
Der rinnende Regen, der Wimmerwind –
Ach, keiner bringt ihr zurück ihr Kind!

Doch eine Stunde in jeglicher Nacht –
Da ist ein Erbarmen für sie erwacht.
Da – durch den Wind, den blasenden Hohn,
Da kommt er zu ihr, ihr lieber Sohn.

Durch Mitternachtsgrausen und Windsgestöhn,
Durch Ächzen und Heulen aus Tiefen und Höh'n,
Durch Wasserrauschen und Donnerwind
Steigt er herauf – der Regen rinnt –

Steigt aus der brausenden Wassernacht,
Schreitet mit Geisterschritten bedacht,
Tritt durch die Wand zur Mutter herein,
Seufzt dreimal und lächelt und schwindet im Schein ...

So jegliche Nacht im Windesgestöhn,
Wenn der Meerwind pfeift um Inverneß' Höh'n;
So Jahr für Jahre im Wimmerwind,
Wenn der Regen rieselt, der Regen rinnt ...

Da einmal – in einer Sturmnacht Gebraus –
Wirft hohl das Meer einen Schiffbrüchigen aus.
Der schleppt sich hinauf den steilen Strand,
Kommt an die Hütte, tappt an die Wand.

„Wie seltsam klingt dieses Windsgestöhn,
Als pfiffe der Hochwind um Inverneß' Höh'n!
Mein heimatvertrauter Schwarzwasserwind –
Und der Regen noch rieselt wie damals und rinnt.

„Schlag gleich der Blitz das Auge mir aus,
Wenn das hier nicht ist mein eigenes Haus! –
Hallo! Hallo! Hier aufgetan!
Hallo, mein Weib! Ich bin's, dein Mann!"

Ein Schlürfen, ein Humpeln, ein Windsgestöhn –
Die Mitternacht rauscht um Schottlands Höh'n.
Der Meerwind pfeift, der Wimmerwind,
Und der Regen rieselt, der Regen rinnt ...:

Die Greisin öffnet, schaut fremd ihn an –
Starrt in das Leere: nicht kennt sie den Mann.
Zwölf Jahre ein Meer der Ewigkeit:
Von Tränen geschwellte, versunkene Zeit.

Der Wind der Ertrunkenen – Sterbegestöhn –
Der Totenwind wimmert um Schottlands Höh'n.
Von Ufern des Jenseits der sausende Wind –
Und der Regen rieselt, der Regen rinnt ...

Der Fremde tritt näher und schaut an die Wand –
Da bleicht ihm die Wange, sinkt ihm die Hand:
In seinem Stuhl – einem Totenthron –
Sitzt eine Leiche ... Robin ... sein Sohn!

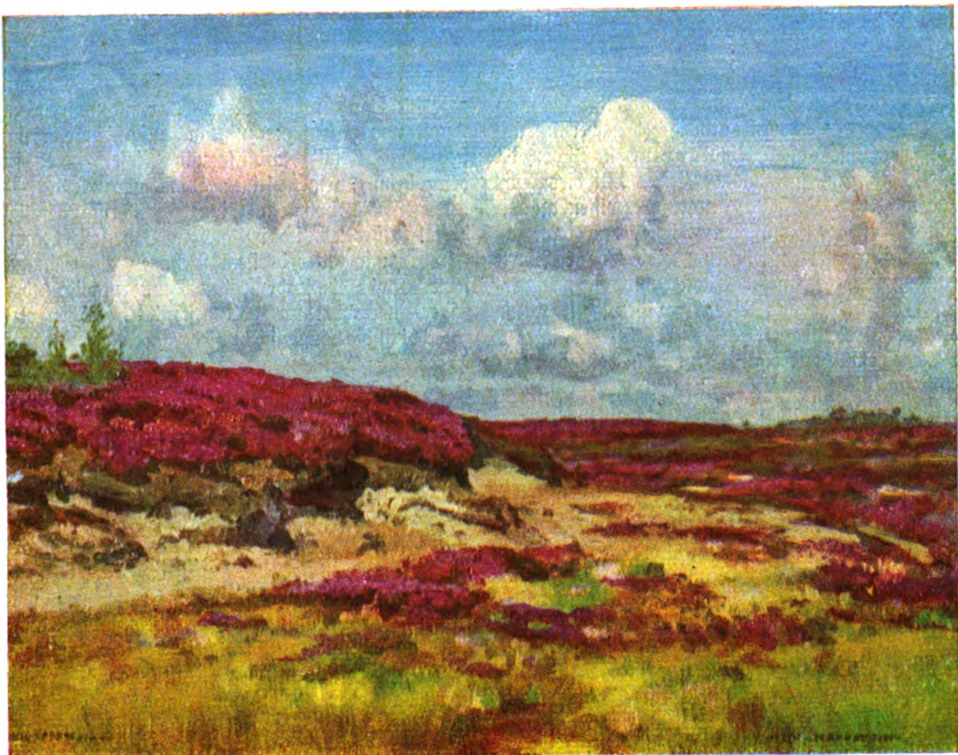
Das Mitternachtsgrausen, das Windsgestöhn,
Das Heulen und Ächzen um Inverneß' Höh'n,
Das Wasserrauschen, der Donnerwind –
Und Blitz auf Blitz – der Regen rinnt.

Im Stuhl der erhebt sich – öffnet den Mund:
„Vater, bringst Ruhe ... wir fahren zu Grund ..."
Er haucht es und schaut aufs Mütterlein
Und seufzet und lächelt und schwindet im Schein.

Der Fremde stürzt fort. Ein Windsgestöhn.
Die Mitternacht wimmert um Schottlands Höh'n.
Der Wind vom Meere, der Wimmerwind –
Das Meer will sein Opfer ... der Regen rinnt ...

Der Morgen graute zum Fenster herein –
Das Mütterchen stille – im Stübchen allein ...
Nicht weckt sie das Brausen der Stimmen im Wind –
Die Toten, sie schlafen ... der Regen rinnt.





Heidemorgensonne

Heideerwachen

Eine Plauderei von Wilhelm Schaer

Mit acht farbigen Abbildungen nach Gemälden von Prof. Carl Kappstein

Zauberischer und vor allem reicher an Glocken ist wohl kein ander Land als die Heide in ihrer Hochsommerblüte. Heideglocken, jene, die wir meinen, leiden keine Vergleiche mit ihren so viel redseligeren erzenen Schwestern droben in den schlanken, meist spitz gen Himmel ragenden Kirchtürmen. Heidekraut- und Erikaglocken verhalten sich scheinbar stumm. Sie singen und klingen nicht, wenn der Wind der weiten Ebene über sie hinfährt, sie kost, rüttelt und auch hart schüttelt. Ihr Läuten geht allzu leise für die Nörgler, die den Reiz der Landschaft, in der die Heide blüht, noch nicht zu ergründen wissen.

Sind ihrer heut freilich nicht viele mehr! Denn die bei weitem größere Zahl der Menschen hat derweilen gelernt, die zart werbende Blütensprache der Landschaft mit dem Heideglockenläuten als etwas beinahe unbegreiflich Schönes anzubeten und zu deuten.

Zu unsrer Urgroßväter und Großväter Zeiten war kein Heimatdichter noch, kein Sänger, der die Schönheit der Jungfer Heide in tönenden Versen begeisterungsvoll gepriesen oder gar den Versuch gemacht hätte, das Lüneburger Land den Herzen seiner Bewohner in breit angelegten, schollleduftigen Erzählungen näherzurücken. Auch für sie blieb immer noch trotz Goethe und seinem »Sah ein Knab' ein Röslein stehn ...« die sandige, ehedem waldreiche, durch rauhe Kriegsgewalt in eine riesige Sandwüste verwandelte norddeutsche Landschaft zwischen Elbe und Weser reizlose Öde.

Heute hat die Lüneburger Heide eine Wandlung, eine gründliche Umwertung ihrer Wesensart und — ja, auch ihres Außenbildes erfahren. Zur Adel-heide ist die schüchterne braune Erika, das frühere Stiefkind Lüneburgs und ganz Deutschlands, erhoben worden, zur fürnehmsten Prinzeß. Eine Wandlung, genau so überraschend wie die im Märchen. Aber ihr Erwecker ist kein Heidbuur gewesen. Denn die Bewohner der strohgedeckten Häuser mit der offenen Herdstelle unter den Pferdeköpfen an den Giebeln sind weder Poeten noch Bildner mit Zeichen- und Farbstift, keine lauten Bewunderer ihrer Umwelt, die sie nach ihrer eignen Erweckung auch nur selten vom künstlerischen Standpunkt aus zu betrachten pflegen. Sie kennen nur den Kampf ums tägliche Brot, die nimmer endende Arbeit im Queckenacker des Sandes und im Torfstich des Moores. Wohl hat die Wissenschaft sich auch der Sand- und Moorwirt-

schaft erfolgreich angenommen. Goldene, duftgeschwängerte Lupinenteppiche und weißrosige Serradellafelder bereichern durch ihre den freien Stickstoff der Luft ansammelnden Wurzelknöllchen die ach so stoffarme graublonde Erde. All dies kennt und nutzt der Heidbauer genau so gewissenhaft wie das Abc seiner Schulfibel. Aber wenn man mit ihm Natur kneipen, ein kurz Gebet ohne Worte unter Gottes Himmel verrichten will, steht er verlegen da und denkt: Bäen? Daför hefft wi ja use goode, ole Kaark!

In einem Sonderfall, der mir hell in der Erinnerung liegt, war es ein dottergelb gefärbter herbstlicher Laubbaum vor einer schwarzen Tannenwand, der gerade wie ein Märchenprinz wirkte, aber an dem wir beide, nämlich Jan Hinnerk B. und ich, scheinbar achtlos vorüberziehen wollten. Konnt' es nicht lassen! Ich stieß meinen bäuerlichen Freund an, wies hinüber und rief: »Kiek den Boom an!« — »Woso?« lautete die Antwort. Und der blinde Sehende schüttelte zunächst auch dann noch den Kopf, da ich zu fragen wagte, ob er denn nicht bemerke, wie wundervoll sich die Goldbirke von ihrem dunklen Hintergrund abhebe. Jan riß die Augen auf, schielte hinüber und schüttelte den Kopf. Aber als wir ein paar Tage nach seinem »Ick seh nix!« an der gleichen Stelle vorüberkamen, war Jan es, der plötzlich haltmachte und erklärte: »Heff düsser Daage jümmer an Ehren Boom trüggedenken most. Hm — jewoll, Se hefft recht! Dat nümmt sick bannig schön ut. Wiest Se mi bi Gelegenheit mal wedder so wat!« Damit war für Jan Hinnerk B. das Tor zur malerischen Kunst zum erstenmal aufgetan. Nicht, daß er sich selber später mit Farbstift und Pinsel — es sei denn beim Weißen seiner Döns und Tenne — irgendwie in höherem Sinne künstlerisch betätigt hätte! Aber als ich im andern Jahr wiederkam, wies er mir unter breitem Behagen als Schmuck seiner Stube ein farbenfrohes Kunstdruckbild. Über seiner altererbten kunstvoll geschnitzten Eichenholztruhe hing die vorzügliche Wiedergabe eines Worpsweder Meisterstücks, dem ich in Anerkennung der Gelehrigkeit meines »Kunstschülers« eine märchenselige Radierung Heinrich Vogelers zugesellte.

Aber auch nicht die Maler sind die ersten beim Wettlauf um die Gunst der Heidelandschaft und ihrer Geister gewesen. Dieser Ruhm kommt den Meistern der Wortkunst zu.

Es war gegen Ende der neunziger Jahre, als sich, wie Adolf Bartels, der eifrige Förderer heimatlicher Dichtkunst, festgestellt hat, Name und Begriff »Heimatkunst« formte. Bodenständige Kunst wäre nach heutigem Gefühl das dafür gewiß noch bezeichnendere Wortgebilde. Um August Freudenthal, den Heidedichter und den Verfasser des allbekannten »Dat wör een Sönndag hell un klar ...«, hatte sich schon etliche Jahre früher ein Kreis stammesechter Heideschwärmer geschart, der jede Feierstunde in die Heide hinauszog und hernach aller Welt in Prosa und Poesie kündete, was Auge und Herz da draußen erspäht hatten. Alles



Heideweg bei Steinkenhöfen



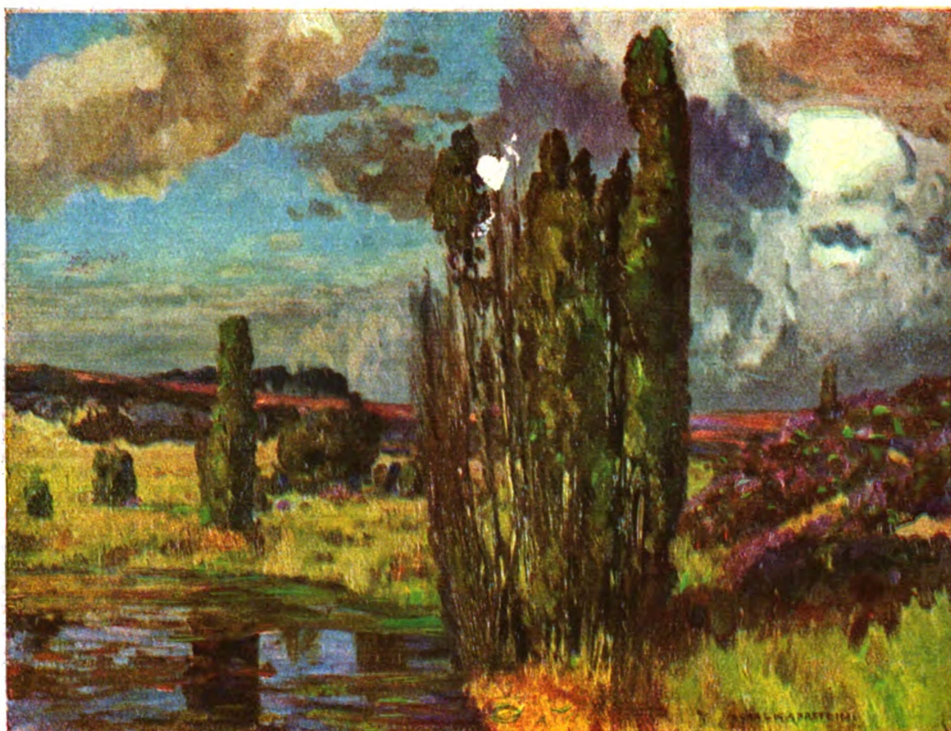
An der Luhe

Männer, deren Blick weit offen stand, und denen darum nichts von dem zu entgehen vermochte, was Land und Leute der Heide ihnen an klar unter der Sonne liegenden und auch ganz versteckt ruhenden Geheimnissen offenbarten, Märchenschätze, die nur Sonntagskindern sichtbar werden. Und so sind die Freudenthalschen »Heidefahrten«, jene schlanken, inhaltreichen Bändchen, die immer noch als die verläßlichsten Führer durch »Niedersachsen« gelten, allen denen zu Bahnbrechern ins Herz der Heimat geworden, die Heimatliebe suchen und fühlen.

»Sandflöhe« nennt der Heidjer die Fremdlinge, die mit Rad und Auto allsonntäglich die Landstraßen Lüneburgs immer unsicherer machen, die sich sonnenden Dorfhunde über den Haufen rennen und so über Leichen hinweg die landschaftliche Schönheit am schnellsten und »zielsichersten« in sich aufzunehmen glauben. Das »Gros« dieser Ruhestörer hat schon manch knorriger Heidesohn, wer weiß wie oft, auf geradestem Wege zum Teufel gewünscht. Und mit ihm jene, die zu Fuß kommen. Denn wer die Geheimnisse des Landes und seiner Bewohner ernstlich ergründen will, muß, wie Hermann Allmers es gemacht hat, »ganz einsam über die Heide gehn ... muß achten still auf des Nachtwinds Wehn — was nie du vernahmst durch Menschenmund — uraltes Geheimnis, es wird dir kund — es durchschauert dich tief in der Seele Grund — auf der Heide, der stillen Heide.«

Heidefahrten durch kniehohes Erikakraut und auf rauhgleisigen, stäubenden Sandpfaden sind freilich nicht jedermanns Sache. Sie gehören vor allem der Jugend und den kräftigen Gängern, die gern Ströme rinnenden Schweißes lassen, um g r e i f b a r das zu erschauen, von dem die Dichter ihnen gesungen haben. Die große Menge derer, die sich allerdings bescheiden müssen, aus der Ferne und mit Zuhilfenahme eigner Phantasie die vor ihnen aufgerollten dichterischen Bilder aus Heide und Moor wie etwas Leibhaftiges zu e r l e b e n, sind darum dankbar, noch andre Mittler zu wissen, die mit gleich starkem Wollen und Können die von Natur und Dichtung geweckte Schönheit mittels Zeichen- und Malstift auf Papier und Leinwand bannen, zu jedermanns Genuß.

Die Zahl der guten und allerbesten Heidemaler ist gewaltig gewachsen und vergrößert sich noch von Jahr zu Jahr. Und wer Sommertags die Heide in ihrem Blütenrot gesehen hat, freut sich doppelt, zur Winterszeit, da die Pfade draußen unwirtlich geworden sind, so auf bequemste Art ein Wiedersehen mit »Frau Erika« feiern und in Erinnerung an all das Schöne schwelgen zu können, wodurch die Heide ihnen zur pfingstlichen Maienzeit, im rotglühenden Hochsommer und während der beinahe noch farbenfreudigeren Herbstmonde liebenswert geworden ist. Hier sind die städtischen Kunsthallen mit ihren Gemäldesamm-



Luhequellteiche bei Bispingen

lungen die vornehmsten Mittler. Aber auch im eignen Heim häuft sich der edle bildnerische Wandschmuck.

Es gab eine Zeit, da man in einer unsrer ersten heimatlichen Kunststätten das Bild Fritz Mackensens »Der Säugling« halb mitleidig belächelte. Ich entsinne mich noch genau. Unsereiner, damals noch jung und lebhaft im Ausdruck des Empfindens, stand im Anblick eben dieses Bildes versunken und pries laut die kraftvolle Eigenart in der Erfassung von Mutter und Kind. Die eher hagere und doch kräftige Landarbeiterin auf ihrem Karren sitzend mit geöffnetem Brustlatz. Und ihr Junge im Vollgenuß das Beinchen gegen das Holz des mütterlichen Thronsitzes stemmend. Da trat ein alter Herr vor das Bild hin, drehte sich plötzlich um und wies hämisch mit dem Finger gegen die eigne Stirn.

So ändert sich der Geschmack im Wandel der Zeit. Was gestern noch schön befunden, gilt heute bereits als überholt. Und doch leben die alten und die jungen Meister unsrer Malkunst. Mag die eine »Richtung« die andre vorübergehend verdrängen, letzten Endes treffen sich immer wieder die Geister jener, die durch ihre Kunst das Beste erstreben. Gottschöpfer selber schuf das Schöne und das Häßliche. Und bleibt doch immer Gott, sich selber treu und neu wie der junge Tag.

Bedeutende malerische Landschafter, die in ansprechender Form durch ihre Werke zu uns reden, finden wir natürlich auch unter den Altmeistern, die längst vor der von uns als »bodenständig« bezeichneten »Heimatkunst« schufen. Ein scharfer Grenzstrich zwischen der Richtung dieser Alten und der unsrer nun auch schon nicht mehr so ganz Jungen »am Fuß des Weiher Berges« ist selbst von wenig kunstgeübtem Auge bald zu erkennen. Um nur einen der guten alten Meister hervorzuholen und seine Malweise der Worpsweder Art vergleichend gegenüberzustellen: da hängt in meinem eignen Heim ein nicht ganz unbekannt gebliebenes Originalgemälde des Hannoveraners Koken, »Haus im Walde«. Zwar zeigt das Haus ein Strohdach, und machtvolle Eichen, deren Baumschlag meisterhaft gesehen und wiedergegeben ist, fesseln das Auge. Die Menschen, eine Frau mit drei Kindern sowie die heimkehrenden Jäger zu Boot inmitten des Sees, gehören zur derzeitigen, unbedingt erforderlichen Staffage. Sie tragen eine gewisse Unruhe in die Stille der Landschaft und sind daher nach heutigem Begriff — überflüssig. Aber was sich in weit schärferem Gegensatz zu der fortgeschrittenen künstlerischen Auffassung unsrer Tage erweist: das Wasser des Sees ist tiefdunkel, kaffeebraun. Ihm fehlt gerade das, was uns die malerische Auffassung eines Fritz Modersohn, Hans am Ende und — nun, sagen wir noch Fritz Overbeck so köstlich »predigt«, das

strahlende Leuchten, die lichte Spiegelung von Uferbaum und -strauch sowie vor allem der Widerschein des blauen Himmels oder des bewölkten mit seinen silbernen Sturmzeichen.

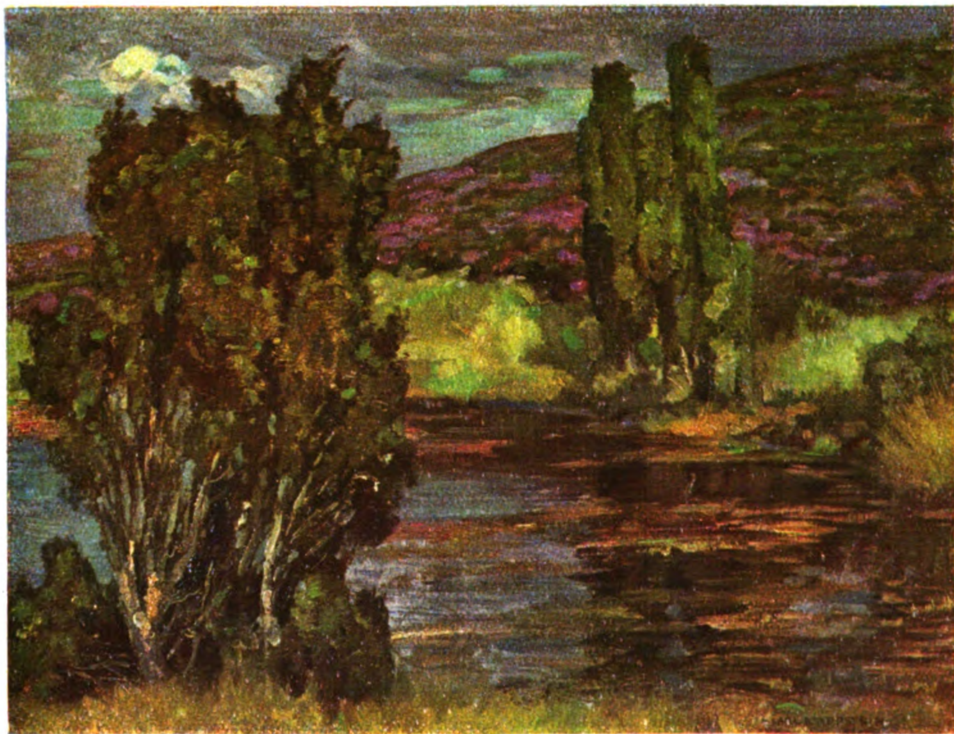
In Begleitung der Bilder eines unsrer zeitgenössischen Meister der Malkunst eine der »kommodesten« Wanderfahrten durch die Heide machen, gehört zu den schätzenswertesten Genüssen, die uns in vornehmer Form mehr oder weniger kostenlos das Leben bietet. Als Führer wird man sich selbstverständlich keinen Schwächling suchen, sondern einen der Starken. Führerschaft erfordert Kraft, Eigenart und die Gabe, sich und sein Wollen auch auf jene, die gelenkt zu werden wünschen, übertragen zu können. Unter dem Einfluß eines Einzelnen wird der Geführte das eigne Sehen leichter erlernen als unter dem Dreinreden vieler Köpfe und Sinne. Einen Heidebesuch nach dem Muster August Freudenthalscher »Heidefahrten« zu unternehmen, aber unter der Leitung eines rein bildnerischen Meisters, wirkt genau so erfrischend auf Herz und Seele wie das Lesen eines guten Gedichts oder eines Romans, entrückt uns dem Alltag und kann zum Ereignis werden.

Aber da sich ängstliche Gemüter vielleicht scheuen, mit einem ihnen persönlich noch nicht bekanntgewordenen Manne die Fahrt in die Einsamkeit und ins Reich der Heidschnucken anzutreten, von dem ein bei uns beinahe klassisch-komisch gewordener altfranzösischer Reisebericht sagt: »Un peuple sauvage, nommée Eidsnucki«, so zeigen wir zuvor den Ausweis unsers erkorenen Führers.

Carl Kappstein ist im Jahre 1869 zu Berlin geboren. Er erfuhr seine letzte künstlerische Ausbildung durch Meister der Berliner Kunstakademie, wie Woldemar Friedrich und Paul Meyerheim, und lebt zurzeit in oder bei Berlin.

Freilich, unser Treffpunkt mit ihm liegt nicht in seiner reichshauptstädtischen Kunstwerkstatt. Nein, wir gehen gleich aufs Ganze! Er ist inmitten der Zentralheide Lüneburgs zu suchen unfern der Wasserscheide zwischen Elb- und Weserstrom, in der Nähe der bedeutendsten Erhebung der Heide, der Wilseder Höhe, und des berühmten Totengrundes, jener mit Heidekraut völlig überspponnenen gewaltigen Talmulde, durch die von alters her die Leichenwagen des weiten Kirchspiels sich gen Bispingen bewegten. Der Tag ist bereits angebrochen.

»Heidemorgensonne bei Westum-Bispingen« nennt sich das Bild, das Kappstein als erstes vor uns entrollt. Es ruht das volle Licht der Frühe über der Landschaft und läßt in goldener Tönung das Ried der ausgedörrten Senke und die höher gelegene Heide rotschimmernd vor uns erstehen. Die Farbenverteilung und die Lichtwirkung kommen hier ausgesucht glücklich zur Geltung, und die Handhabung der künstlerischen

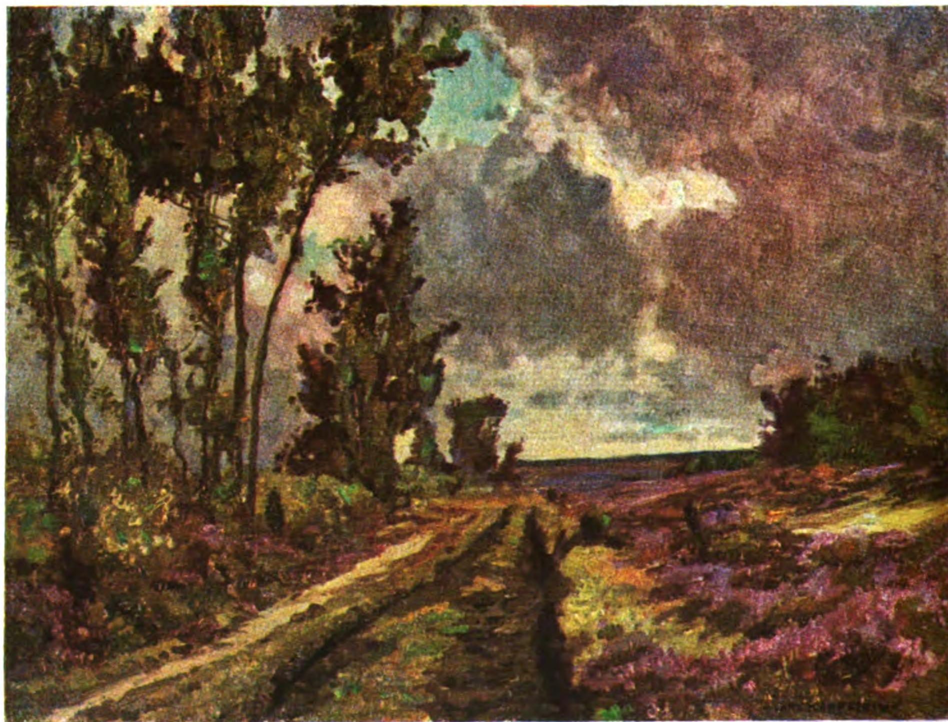


Quellteich der Luhe bei Bispingen

Mittel beweist, daß sich unser Meister auf der gesunden Mittellinie zwischen alter und neuer »Richtung«, unbeeinflußt von äußerer menschlicher Zuflüsterung, bewegt.

Der Heideweg bei Steinkenhöfen ist dunkler gehalten. Im Vordergrund ragen grüne Wacholder, »Machandeln«, die gerade die Landschaft bei Wilsede und dem Totengrund auch so überraschend eigenartig und reizvoll gestalten, den Ernst in die lichte, ländliche Schönheit tragen. Steif stehen die stachligen Gesellen in ihrer trockenen, weißstäubenden Muttererde, so recht im vollen Wortsinn die eigentlichen Lieblinge des Sandes. Ihre Wipfel starren selbst bei Wind und Wetter fast reglos gegen den Himmel. Bisweilen haben Wild und Schnucken ihnen die unteren Zweige so gründlich zerknabbert und die Borke bis auf das nackte Holz abgeschält, daß die baumartigen Sträucher gespenstisch hohläugig dem Wanderer entgegengrinsen und Höhlungen bilden, die bei Gewitterschauern Mensch und Tier Unterschlupf gewähren. Doch für den Augenblick keine Sorge! Unser Bild zeigt im Hintergrund eine menschliche Hausung mit dem schirmenden, für die Heidelandschaft so charakteristischen Strohdach.

Daß inmitten der Dürre einer sommerlichen Szenerie das unverhoffte Auftauchen von Wasser stark anregend auf den Beschauer wirkt, spüren wir beim Anblick der drei die Luhe und ihr Quellgebiet darstellenden Bilder. Hier ähnelt die Kappsteinsche Wiedergabe von Beleuchtung und Farbe der Malweise der Worpsweder Altmeister, aber sie bewahrt sich auch hier wieder ihre eigne Note. Der Blick Kappsteins hängt nie zu lange an Einzelheiten. Er versteift sich nie auf die peinlichst genau ausgeführte »Photographie« eines Birkenstammes. Der Gesamteindruck und die Fülle des Gegenständlichen in Kappsteins Zeichnungen und Gemälden sind es, die den Betrachter so schnell für seine Schöpfungen einnehmen und gefesselt halten. Es liegt etwas Großzügiges in der Art dieser Veranschaulichung. Und dabei ist hier, genau genommen, doch alles in ein begrenztes Sehfeld gerückt. Gerade die Luhequelle ist nichts mehr als ein anheimelndes Idyll, ein Stillleben in ausgeprägtester Form. Trotzdem wird in die Ruhe regstes Leben hineingeheimnißt, ein deutlich wahrnehmbares Schwirren und Summen, ein sanft schaukelndes Libellenwiegen. Man glaubt die Unken in ihren moorigen Sumpflöchern und die Frösche auf schwimmenden Teichblättern quarren zu hören. Ja, und mehr noch! Man wähnt die Quellnixe zu sehen, vor der die Faune die Flöte blasen. Schalkslachen trifft unser Ohr, es hört Singen und fernes Klingen. Jenem, dem die Heidelandschaft fremd ist, offenbaren sich alle diese Wunder und Geheimnisse vielleicht noch nicht beim ersten Schauen. Aber wer die Heide von An-



Heideweg bei Bispingen



Heimkehr
Im Besitz der Galerie Commeter in Hamburg

gesicht zu Angesicht kennt, dem tauchen vor entzücktem Auge sofort stille Winkel und Geheimplätze auf, an denen er selber schon mal geweilt zur Hochsommerzeit, unter siedender Mittagshitze, bei einschläferndem Grillenkonzert und —

Ich finde mich plötzlich im Wilseder Totengrund im blühenden Kraut langhingestreckt. Aber damals war es kein mit der Quellnixe schäkernder Bocksbart, der mir höchst unliebsam den Frieden störte. Ich war zuvor stundenlang in die Irre gegangen und ruhte nun träumend aus in der flimmernden, brodelnden Mittagsglut, lauschte dem Gezirp der Heuschrecken und sah der Erscheinung der auf mich zutänzelnden Gestalt im braunen Manschesterkittel und der Hahnenfeder am Filz gleich einem geisternden Gesicht voll Verwunderung entgegen — ohne mich zu rühren. Pan? fragte ich mich. Pan, der Gott der gesättigten Mittagstunde? Da lag der andre aber auch schon über mir und hielt mich mit seinen dürren, sehnigen Gliedern wie im Schraubstock. Die Mundharmonika — das ferne Klingen — war wohl kurz zuvor ins Blütenmeer geflogen. Denn an meiner Kehle spürte ich jäh die Kälte eines gezückten dolchartigen Taschenmessers. Schon glaubte ich, mein letztes Stündlein habe geschlagen, als der Fremdling, der mir seine von der Sonne kupferrot gefärbte Nase von oben her ins Gesicht bohrte, mit einem schnellen Satz in die Höhe flitzte und verlegen erklärte: »Sie sind ja kreideweiß geworden! Is alles doch bloß Scherz. Hm — ja, bin nämlich der Heideschreck und im bürgerlichen Leben 'n Lehrer, der auf Wanderung sich den harmlosen Witz erlaubt, einsame Heideschwärmer in Schreck zu jagen.« — »Na, hören Sie mal, Sie ganz gemeiner, unverschämter Kerl, Sie!« wetterte ich los, sobald ich, meines Schreckens Herr, wieder einigermaßen zu Beine stand und den Dornstock heben konnte. Allen Heidewanderern rate ich jedoch seitdem, selbst im Herzen der Zentralheide, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen, auf der Hut zu sein und auch im Schauen des traumseligsten Landschaftsbildes den Blick nie ganz von der nüchternen Wirklichkeit zu lassen. So geschehen »in natura«! Freilich bei der Betätigung rein bildnerischen Wanderns hat's keine Gefahr. Und so betreten wir guten Mutes den holprigen, tiefgleisigen Hohlweg, durch den uns Meister Kappstein an jungen Eichen vorüber in die Unendlichkeit geleitet. Es liegt eine leicht gewitterige Stimmung über dem Ganzen. Und dabei doch wieder die wohltuende Ruhe, wie sie in Worte kaum zu kleiden ist. Gerade dies Stück Landschaft gehört zum Besten, was uns Kappstein an Kunst- und Naturstimmung vermittelt.



Heidschnuckenherde
Im Besitz der Galerie Commeter in Hamburg

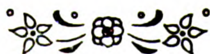
Italienischen, kampagnaartigen Einschlag nimmt die Szenerie an, die uns auf einem weiteren Bilde als »Heimkehr« gedeutet wird, weil ein Hirt mit der Herde dem hier allerdings unsichtbaren Stalle zutreibt. Auch an dieser Stelle streben die Eichen, weniger machtvoll als jugendlich mannbar und reizvoll durch ihre eigentümliche Laubbildung an Stamm und Gezweig, himmelan.

Noch einmal begegnen wir einer wundervollen Schafherde. Die Tiere sind wahre Prachtstücke und lehren uns, daß Kappstein, der Landschafter, auch ein hervorragender Tiergestalter ist. Der Bock mit seinen starken Hörnern äugt scharf vom Hügel zu uns herüber. Rote, violett überhauchte Heide wuchert üppig am Fuß der welligen Düne.

Wem Erlaubnis erteilt wird wie mir, während des Wanderns auch einen Blick in die Zeichenmappe unsers Meisters zu tun, gerät von einer Überraschung in die andre. Welche Fülle, welch gewaltiges zeichnerisches Können, das sich viele unsrer »Jüngsten« zum nachahmenswerten Beispiel nehmen sollten, und welche Weite im Blick offenbaren sich da dem Beschauer! Auch hier noch einmal eine äußerst naturecht zu Blatt gebrachte Schafherde. Die Bewegung der eng aufeinanderdrängenden Tiere und die schwitzigen Felle geben sich so sinnfällig wie nur möglich. —

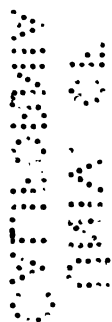
Haben es die Dichter der Heidelandschaft und ihrer Menschen verstanden, die Jungfer Heide zu wecken und der Allgemeinheit verständlich zu machen, so sind es die Meister der Malkunst, die uns mit besonderer Vorliebe Frau Heide als Weib, als gereifte Frau haben schauen und liebgewinnen lassen.

Halten wir die Errungenschaften der Dichter und Maler fest in unsrer mitschwingenden und mitwirkenden Freude an allem, was Heimat heißt! Noch bracht viel Heideland und harrt durch »Siedlung« seiner Sendung. Freilich, im Heideerwachen ruht genau wie bei dem Werden des Menschen auch schon der Tod im Keim verborgen. Es wird einmal eine Zeit kommen, aber noch ist sie fern, da selbst das letzte Stück Blütenheide verschwindet bis auf den Naturschutzpark um Wilsede und seine Höhe. Dort liegt auch das Quellgebiet der Luhe und vieles von dem, was wir bewundernd gesehen haben dank den Kappsteinschen Bildern und der ebenso vollendet schönen Wiedergabe der Originale durch die heutzutage künstlerisch und technisch so hochstehende Leistung im Buntfarbendruck.





W. Schmidt-Hild: Einfallende Schwäne



Jakob Schaffner

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag am 14. November 1925

Von Dr. Karl Fuß

Dieser Aufsatz will das Bekenntnis zu einem Dichter sein, der mir wie wenige unsrer Tage zu einem Herold eines neuen Weltgefühls, zum Führer einer kleinen, aber aufs Wesentliche gerichteten Gemeinde berufen erscheint, der in unermüdlichem faustischem Drang nach einer modernen Metaphysik sucht, die nichts mehr mit den idyllischen Ziergärtchen frömmelnder Jenseitsspekulationen zu tun hat, sondern seine festen und sicheren Wurzeln im Diesseits hat.

In Kürze zunächst einiges Biographische. Jakob Schaffner ist Schweizer und hat damit schon ein schönes Geschenk in die Wiege mitbekommen. Es ist kein Verdienst, aber Begnadung, dem alemannischen Volksstamm anzugehören, bei dem sich grüblerische Besinnlichkeit, barocke Grazie, schalkhafter Humor, originelle Eigenwilligkeit und Sinn für das Irrationale in seinen besten Köpfen stets so reizvoll verbunden haben. Die Alemannen wurzeln noch tiefer im Volkstum als andre, ihre Landschaft und ihr Denken ist noch weniger industrialisiert, ihr Empfinden noch ursprünglicher, naiver. Es ist deshalb kein Zufall, daß dem Alemannen das Erzählen im Blute liegt, denn Epiker sein heißt letzten Endes nichts andres als die große objektive Voraussetzungslosigkeit haben, aus der das Wissen um den sinnvollen Ablauf aller Schicksale quillt.



Aufn. Nicola Perscheid, Berlin

Jakob Schaffner

Jakob Schaffner ist am 14. November 1875 in Basel geboren. Sehr früh verlor er seinen Vater, der Gärtner war; die Mutter, offenbar eine etwas phantastische Natur, ging nach Amerika, und das achtjährige Büblein wurde nach kurzem Aufenthalt bei den bäuerlichen Großeltern dem Armen- und Erziehungshause in Beugen bei Lörrach (am Oberrhein) übergeben, wo es in streng pietistischer Zucht aufwuchs und nach der Schulzeit trotz höherfliegender Pläne zum Schuster bestimmt wurde. Lange hielt's aber den aufgeweckten Jungen nicht in der Basler Lehre. Nach zwei Jahren lief er davon, durchwalzte Deutschland und Frankreich kreuz und quer, lebte längere Zeit in Straßburg, dann wieder in Basel, bis er zu schreiben begann und in Berlin und seiner Umgebung die Wahlheimat fand, der er über Kriegs- und Revolutionsjahre hinaus bis heute treu geblieben ist.

Schaffner war kein frühreifes Wunderkind, kein Literat, keiner jener gewandten Schreiber, die mühelos hervorbringen: in jedem seiner Werke ist Herzblut, ist ein Teil seines Ichs, und so gebührt es sich, vor seinem Schaffen in Ehrfurcht zu stehen, wie vor einer Blüte, die langsam, aber wunderbar sich entfaltet und in ihrem Kelche immer noch Rätsel verbirgt. Schaffner ist eine »Natur« im Goethischen Sinne und will nicht anders begriffen sein denn als natürlicher Organismus.

Im Jahre 1905 erschien Schaffners Erstling »Irrfahrten der Liebe« (in der neuen Auflage »Die Irrfahrten des Jonathan Bregger« betitelt). Das ist eine ganz köstliche, wenn auch noch harmlose Geschichte, in der sich aber doch schon ein Grundzug der Schaffnerschen Art erweist: diese Erzählung ist das Zeugnis einer überaus lebhaften Phantasie, einer überquellenden Fabulierkunst. Das ist etwas andres als die Art mancher müden Ästheten, die dreihundert Seiten lang an einem »Problem« herumgrübeln und dabei vergessen, daß »erzählen« heißt: aufzählen, was geschieht. Die »Irrfahrten« führen zunächst in die biedere, einfach-gediegene Welt deutschen Handwerkertums: in treuherzigem Tone werden da die Schicksale der Schuhmacherstochter Dorothea Schatten und des »Spezierers« Alexander Wacker entwickelt; als Kernstück ist die Erzählung des Vaters Schatten eingeflochten, die uns in die Goldgräberkolonien

Kaliforniens entführt, wobei der Dichter seiner Phantasie so recht die Zügel schießen lassen kann. Am Ende gibt es romantische Enthüllungen: man fürchtet schon, Dorothea und Alex seien Geschwister, doch entpuppt sich das Mädchen schließlich als Pflegetochter des wackeren Schustermeisters.

Gewiß: diese Geschichte hat Schwächen, sie hätte auch von einem andern sein können, aber sie war seinerzeit immerhin bemerkenswert als das Zeugnis eines ursprünglichen Dichters und Autobidakten, und wurde deshalb von der ernsthaften Kritik herzlich begrüßt.

Auch der Roman von 1908 »Die Erlhöferin« — von den dazwischenliegenden Novellen soll später im Zusammenhang die Rede sein — erscheint mir noch als ein Nebenwerk des Dichters, ein Suchen und Tasten nach dem ihm gemäßen Stil. Das uralte Ismael-Motiv wird hier immerhin reizvoll variiert, wenn auch die psychologische Grundlegung etwas schwach ist. Die Erlhöferin, die aber eigentlich nicht so im Mittelpunkt steht, wie man nach dem Titel vermuten sollte, ist eine starke, aufrechte, selbstbewußte Schweizer Großbäuerin, die ihren Sohn Dietrich zu einem hellen Sonnenmenschen heranblühen sieht. Daneben aber lebt auf dem Erlhof noch der illegitime Sohn des Bauern, Heinrich. Als sie zu Männern herangewachsen — Heinrich ist in zäher Arbeit zum Studenten und Naturwissenschaftler geworden —, da kämpfen die beiden Brüder um dasselbe Mädchen Renate, sie duellieren sich, Dietrich fällt und zieht die Geliebte nach sich. Scharf ist die Charakterisierung der Gestalten, wie immer bei Schaffner; die Erlhöferin in ihrer majestätischen Wucht könnte den Pinsel eines Hodler locken.

Der Schaffner aber, wie er ganz originell im Schrifttum unsrer Tage dasteht, in seiner Kunst dämonischer Schicksalsgestaltung, in der strotzenden Saftfülle von Sprache und Stil, dieser Schaffner, wie ich ihn liebe, zeigt sich zum erstenmal im Vollbesitz seiner künstlerischen Ausdrucksmittel, als Gestalter seines Weltgefühls in dem 1910 erschienenen Roman »Konrad Pilater«. Hier ist ganz offensichtlich sehr viel Autobiographisches verwertet, wenngleich natürlich nicht an eine platte Gleichsetzung des Helden und des Verfassers zu denken ist. Da erzählt nun der Dichter in einer kernigen und körnigen, durchbluteten und durchgluteten Sprache, die von nun an typisch für ihn bleibt, wie der Schustergesell Pilater durch Frankreich walzt, in Begleitung eines dämonisch-mephistophelischen Freundes, eines »abgetriebenen Studenten«, Dr. Reske, der in dem jungen Handwerker den Trieb nach Kenntnissen und Erkenntnissen nährt und schließlich sogar noch als düsterer Todesschatten das Schicksal des Freundes entscheidet. Denn Konrad Pilater ist inzwischen in einem Städtchen bei Straßburg hängengeblieben, hat die besten Aussichten, sich in ein warmes Nest zu setzen, beglückt durch die Liebe eines prachtvollen Naturkindes, der Barbara, deren innere Größe sich erst am Schluß erweist, wo sie über sich selbst und ihre Umgebung hinauswächst. Aber da ist auch die Gefahr für den angehenden jungen Meister, daß die Bindungen des Herzens ihn in die liebenswürdig-behagliche, aber enge Welt des kleinbürgerlichen Philisteriums hineinreißen werden, die der Todfeind aller faustischen Naturen ist. Und siehe da: hin und her gerissen von seiner Liebe zu Barbara und seinem Dämonium, kneift Konrad Pilater in der Nacht vor der Hochzeit aus, alles im Stiche lassend: behäbiges Winkelglück, eine liebende und geliebte Braut, Ansehen, Geld und Nestwärme. Stürmt hinaus in Nacht und Nebel, fliehend vor dem, was die Menschen »Glück« nennen ... Prachtvoll, wie nun Barbara sich in der ganzen Größe ihres Weibtums zeigt, ihm nachreist, ihn nicht loslassen will, mit seinem Dämon auf nächtlicher Landstraße kämpft, ihn ganz und gar bedeckt mit ihrer großen Liebe — aber sie stirbt an ihr und ihm, da sie den Aufregungen und Anstrengungen nicht gewachsen ist. Welche wundervolle Gerechtigkeit des Dichters! Wohl steht er auf seiten Pilaters, der seinen Drang nach Freiheit verkörpert, nach dem Recht des Individuums, alles Kleine und Kleinliche zurückzustellen, um den herrlichen Rausch der schönen, wilden Welt auszukosten. Aber jene enge Welt der »Bürgerlichkeit« ist eben für den Dichter nicht nur eng und verächtlich, wenn sie solche Menschen wie dieses prachtvolle Mädchen Barbara hervorbringen kann, die bedingungslos um ihrer Liebe willen alles opfert.

In diesem bedeutenden Roman ist aber auch schon ein Ton angeschlagen, der durch alle weiteren Schaffnerbücher vibriert und der in seinem letzten Roman »Das Wunderbare«, von dem noch eingehend die Rede sein wird, als voller Akkord aufklingt: der Held sucht in seinem Leben das Wunder, das überwältigende Erlebnis, das eben nicht im stillen Zirkel umhegter Bürgerlichkeit erblühen kann.

Schon im nächsten Jahre beschenkte Schaffner seine kleine, aber wachsende Gemeinde mit einem neuen Roman »Der Bote Gottes«. Das ist das einzige Mal, daß er seinen Stoff nicht aus dem modernen Leben nahm: hier hat der Dichter in seiner urwüchsigen Sprache und breiten — manchmal fast zu breiten — Fabulierkunst ein rundes Gemälde deutscher Not nach dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges gegeben. Die Dörfer sind abgebrannt, verödet, das Strauchrittertum blüht und nährt seinen Mann trefflich, die Sitten sind verwildert. In solch ein verödetes Dorf, wo nur noch ein Bauer von einer gewissen genialischen Art — schade, daß er im Verlauf der Erzählung in den Hintergrund tritt — nebst einer Magd und einem Dutzend eigner und aufgelesener Kinder und unzähligen verwilderten Hunden und Katzen lebt, wird nun ein Schweizer Kuhhirt

Abenteurer und Hauslehrer a. D. verschlagen, eine »schedige Seele«, die die Mission in sich fühlt, dieses Dorf Wullenhausen zu »reschtaurieren«. Und das bringt er fertig, weil er das Herz auf dem rechten Fleck hat, und so erlebt er schließlich die Genugtuung, daß er eine menschliche Gemeinschaft, ein Gemeinwesen als Keimzelle eines »Wiederaufbaues« zusammenbringt, mögen die Leutchen, die es bilden, zum Teil auch recht zweifelhafte Existenzen sein — der »Bote Gottes« selbst hochstaplert ja auch ein bißchen in der Weltgeschichte herum: er lockt sein »Material« als kaiserlicher Bote, Ritter Holdrio aus Ungarn, nach Wullenhausen. Als er dann seine Mission erfüllt sieht, trollt er sich wieder davon, neuen Abenteuern entgegen, neuem Stern oder Unstern, wie einst Konrad Pilater ... Voll und saftig, zum Greifen nahe und deutlich stehen die Gestalten dieses Romans wieder vor unsern Augen: der Held selbst in seiner Mischung von politischem Kopf und Windbeutel, der Sternseher Balduinus mit seiner Dame Luna, das Mädchen Christine, die zwei Bauernbrüder, die sich aus lauter Liebe verprügeln, nicht zuletzt auch der tapfere Hund Stummel. Üppig blüht das Rankenwerk der Erzählung, besonders in den Sternseherei-Szenen, aber überall entwickelt sich so viel liebenswürdiger und schalkhafter Humor, daß man alles gern mitnimmt.

Es gab dann eine größere Pause im Schaffen des Dichters, der sich während des Weltkrieges durchaus nicht auf den Neutralen hinausspielte, sondern offen zum deutschen Geist bekannte, so daß ihn wohl seine politische Betätigung nicht recht zur inneren Sammlung kommen ließ. 1916 erschien eine große Novelle »Das Schweizerkreuz«, eine Arbeit Gottfried Kellerschen Geblüts mit viel Breite, Schalkhaftigkeit und spöttischer Ironie, hinter der sich sehr viel Liebe zur Schweizer Heimat verbirgt. Hans Carbiner, Sohn einer Hoteliers-witwe, hat sich jahrelang in der Welt herumgetrieben und kehrt nun heim — zwei Mädchen haben auf ihn gewartet: die etwas alberne, verschmitzte Josefine und die stolze, feine Verena. Es gibt dann allerhand Kämpfe und Krämpfe untereinander und übers Kreuz — schließlich siegt die edle Gesinnung über das Gewöhnlichere. Aber ich meine: diese schalkhafte Novelle ist für den Dichter nur ein Vorwand, um als achter dem Fähnlein der sieben Aufrechten beizutreten, moderne Schweizerprobleme zu erörtern und unter Spott und Ernst sich ein bißchen von den großen Problemen auszuruhen, die ihn umtrieben.

Mitten im Kriege, 1917, erschien dann wieder ein dickleibiger Roman »Der Dechant von Gottesbüren«. Gottesbüren ist eine kleine Hessenstadt, in der der Dechant Klemens Eckart seines Amtes waltet, wobei er in Gefahr gerät, sich eine Zeitlang in kunstgeschichtliche Ausgrabungen und gelehrten Kleinkram zu verlieren. Aber er ist nicht die Hauptfigur des Romans, sondern nur der Drehpunkt einer tragischen Liebesgeschichte: der Neffe des Dechanten, früher Weltenbummler, jetzt als Offizier auf Fronturlaub im Pfarrhause, verliebt sich in seine Base Linde, die den Dechantenhaushalt führt, doch wird diese Liebe zu dem warmherzigen, feinen Mädchen gestört durch das Auftreten einer Tante, der Frau Professor Klinger, der »Klingse«, die es mit ihren Weltdamenallüren schließlich fertigbringt, den schwankenden Leutnant Heinz für sich zu erobern. Die zarte Linde wird aufs Krankenlager und in den Tod getrieben, aber aufrecht und selbstherrlich endet sie, in großartiger Menschlichkeit — sie verschmäht es sogar als Katholikin, in der Beichte ihre »Sünde«, die Liebesnacht mit Heinz, ihrem Onkel zu offenbaren. So zeigt sich Schaffner hier als der Verfechter einer »irdischen« Metaphysik, die Himmel und Hölle in das Diesseits, in die Menschenbrust verlegt. Auch ist im »Dechanten« zum erstenmal (in den beiden Frauenfiguren) der Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus einander gegenübergestellt, der dann in fast allen folgenden Romanen eine so wichtige Rolle spielt. Immer wieder grübelt von nun an der Dichter an diesen beiden möglichen Formen religiösen Lebens herum mit seiner bemerkenswerten dichterischen Objektivität. Schaffner selbst stammt ja aus gemischter Ehe, bekam die »Segnungen« eines pietistischen Waisenhauses zu kosten, mußte sich aber auch immer wieder in Respekt vor dem Gotteseifer protestantischer Rechtgläubigkeit neigen. Im Grunde irrational eingestellt, muß er sich immer wieder am verstandesnüchternen Protestantismus reiben, ohne deshalb den Katholizismus verherrlichen zu können, der in diesem Roman für Strenggläubige mitunter geradezu blasphemisch behandelt scheinen könnte. Denn ist auch in der unsympathischen »Klingse«, dem Frauenzimmer mit dem konventionellen Verstand, ein protestantischer Typ aufgestellt, so ist anderseits die Sympathie des Dichters offenbar durchaus auf seiten des Dechanten, wie er sich uns am Ende darstellt (und das ist ein andrer Mensch als am Anfang der Handlung): sozusagen als Triumphator über die rechtgläubig-religiöse Welt.

Stand im »Dechanten« ein Mann zwischen zwei Frauen, so verdoppelt sich dieses Motiv im nächsten Roman, der »Weisheit der Liebe« (1919), indem hier nicht nur ein Mann zwischen zwei Frauen, sondern auch eine der beiden Frauen zwischen zwei Männern steht. Diesmal führt uns der Dichter in die Welt Berliner Kleinbürgertums, und man muß schlechthin staunen, mit welcher Einfühlungskraft sich der Schweizer in diese Welt versetzt. Da ist ein echtes, fröhliches Weltkind, der Meister Emil Felgentreu mit seinem roten Schopf, der jahrelang neben seiner prachtvollen, frommen Frau Meta gelebt hat, bis ihre herangewachsene Ziehtochter Alma in ihrer vollblütigen Rassigkeit sein Blut entzündet. Diese Alma ist

zwar bereits halb und halb mit dem Provisor Julius Lippke, anscheinend einem fadenscheinigen Philister, verlobt, aber ihr heißes Blut treibt sie dem ihr »kongenialen« Emil in die Arme. Aber wie einst jene Barbara im »Pilater« über das harmlose kleinbürgerliche Mädel hinauswuchs, so entpuppt sich schließlich auch dieser Julius als ein Mensch von einer gewissen Dämonie: er geht am Verlust Almas zugrunde; diese wiederum, die schließlich doch mit Emil zusammengezogen ist, der aber das Mitgefühl für die still duldende Frau Meta keine Ruhe läßt, leidet darunter, so vielen Menschen zum Schicksal zu werden — sie stirbt an einer Frühgeburt, verursacht durch das Auftreten des alten Lippke, den die Vorgänge in seinem Hause zur Verzweiflung getrieben. Dieser Vater Lippke, Bremser a. D. und Fabriknachtwächter, ist zweifellos die gelungenste Figur des Romans: eine Mischung von gefühlsseliger Biederkeit und gewöhnlicher Habgier, von Proletarierbewußtsein und preußischem Subalternbeamtenstolz, von tyrannenhafter Hausherrnherrlichkeit und sympathischem Familiensinn. Meta ist wieder einmal der Typ einer Protestantin mit einer gewissen Starrheit und Rechthaberei, aber schließlich ist sie in ihrer inneren Reinheit doch die einzige, die triumphiert, die sich zu menschlicher Größe erhebt, wenn sie am Schluß Almas Kind (Felgentreu hat sich an der toten Geliebten Bett erschossen) bei sich aufnimmt. Und das kann man als eine Art von »Moral« gelten lassen: der Held Felgentreu in seiner Jagd nach dem wunderbaren Erlebnis, in seiner Nichtachtung der sittlichen Hemmungen wird ad absurdum geführt — Meta, die Verkörperung kirchlicher Rechtgläubigkeit, bürgerlicher Rechtschaffenheit, triumphiert.

Zweierlei von Schaffners Art läßt sich an diesem Roman trefflich studieren. Einmal, daß es dieser Dichter fertigbringt, regelrechte Hintertreppen- und Kolportagemotive auf eine künstlerische Ebene zu erheben. Wahrhaftig: diese Gestalten (auch jener Dr. Reske gehört dazu) könnten ganz gut jenen Zehnpfennigheften entnommen sein, die von romantischen Köchinnen oder Geheimrätinnen im Abenddämmern verschlungen werden! Wie Alma bei der Haarwäsche von Emil angetroffen wird, wie ein Scheusal von Berliner Zimmervermieterin, Kupplerin und negativer Hebamme sich um Almas Schicksal »liebreich« bemüht, wie der alte Lippke herumwütet — das alles ist irgendwie kolportagehaft, hängt zusammen mit der bei Schaffner schon von Anbeginn seiner Laufbahn an festgestellten überreichen Phantasiekraft. Und dann ist der Dichter Meister in der Ballung einer mit Schicksal geladenen Atmosphäre, in der ständig ein tragisches Gewitter am Horizont steht. Auch diese latente Spannung ist die Folge seiner regsamen Phantasietätigkeit und dem kolportagehaften Zug verwandt. So kommt es auch, daß Schaffners Bücher in allen Leserschichten Liebhaber finden: den primitiven Leser zieht das Stoffliche, Spannende an, den gehobeneren das Weltanschauliche, die psychologische Vertiefung des Stofflichen.

Ein Mann zwischen zwei Frauen; ein Mann zwischen zwei Frauen und eine Frau zwischen zwei Männern: das war die Figurenstellung der beiden letzten Romane, die im nächsten, den »Kindern des Schicksals« (1920), sich wieder auf die Formel vereinfacht: eine Frau zwischen zwei Männern. Da ist eine hübsche junge Prokuristenwitwe, Ilse Krätke, da ist der Dichter Peter Schormann, Idealist und Gefühlsmensch, und da ist Sam Cumberland, alias Max Ruschke, Deutschamerikaner, schönes, starkes Männchen, schnobbrig, ungeistig, Schieber und doch irgendwie — nicht gerade liebenswert, aber man muß seinen Tenorallüren allerhand zugute halten. Und nun wird weiter gar nichts erzählt, als wie sich der Dichter und die »Natur« von Ilse zusammenfinden. Was ist es nun, was diese konventionelle Liebesgeschichte mit pikantem Einschlag in die literarische Sphäre erhebt? Wie kraß sind doch auch hier die Hintertreppenmotive: Ilse will sich vergiften, vergißt aber den Hauptgashahn zu öffnen (!); Peter ist Besitzer wertvoller Gemälde, er wird sie verkaufen, Ilse schnurstracks ins Ehebett führen und ein angesehener Mensch werden; der gute Sam schickt trotz Kriegsknappheit einen prächtigen Delikatessenkorb in das Schlußkapitel hinein! Nun: der Dichter versteht es eben wieder, jene gespannte Atmosphäre zu schaffen, in der die Tragik des Alltags, oft tragikomisch verzerrt, symbolhaft groß erscheint, in der das schicksalhaft Unbegreifliche und doch Instinktsichere der menschlichen Gefühle sich so kreuzen, daß man nicht die gleichgültige Geschichte von einem knusprigen Weibchen und einem armen Lyriker, sondern einen Ausschnitt aus dem großen spectaculum mundi abrollen zu sehen glaubt.

In »Konrad Pilater« hatte einst Schaffner viel Autobiographisches gegeben; nach über einem Jahrzehnt ist der Dichter wieder, gereift und geläutert im Strom der Welt, darangegangen, sinnvolle Ordnung in das eigne Erleben zu bringen. 1922 erschien sein zweibändiger »Johannes«. Dieser »Roman einer Jugend« erzählt, wie ein armes Schweizerbüblein, das früh den Vater verloren, in einem pietistischen Internat am Oberrhein aufgewachsen ist und wie es dort zuging. Schaffner warnt zwar in einem Vorwort, seinen Helden Johannes Schattenhold mit ihm gleichzusetzen; aber mit den Einschränkungen, die sich aus dem Begriff des »Künstlers« ergeben, dürfen wir den »Johannes« doch als Autobiographie ansehen, die für das Verständnis des Dichters wesentlich ist.

Da kommt also der kleine Johannes Schattenhold aus seiner Schweizerheimat in die südbadische Armenanstalt Demutt (»wo man die Demut mit zwei t schreibt«), und in der Enge und Strenge dieses pietistischen Kreises hat er das Erlebnis

»Jugend« in sich zu verarbeiten. Der Leiter der Anstalt, der »Herr Vater«, ist Zelot und Prügelpädagoge, dem aber letzten Endes doch ein großer Zug nicht abgeht (vergleiche den Vater in H. A. Krügers »Sohn und Vater« und den Herrnhuter Bubenroman »Gottfried Kämpfer« desselben Verfassers); er leidet am meisten mit, wenn er strafen zu müssen glaubt. Ungleich anders geartet ist des »Herrn Vaters« Bruder, der »Herr Johannes«, Musterbild eines gütigen und gerechten Erziehers, geliebt von diesen armen Buben und Mädeln. Eindringlicher und gerechter als in Schaffners »Johannes« ist diese Welt verschnörkelter protestantischer Orthodoxie, ausgeprägten Pietismus' wohl nie gestaltet worden. Dieses merkwürdige Internat mit »Brüdern«, dienenden älteren Handwerkern, die zum Lehrerberuf vorgebildet werden, sadistischen Stubenaufsehern, Wunderpfarrern, Originalen von Knechten, Mägden, Schuhputzern usw. Bei der Lektüre bekommt man oft Anwandlungen, daß man empört aufspringen möchte, entrüstet ob solch unvernünftigen Prügelchristentums mit seiner Heranzüchtung von Heuchelei, Bigotterie und Selbstgerechtigkeit, um dann doch immer wieder erschüttert zu werden von der Größe des Gotteseifers, einer geradezu inbrünstigen Verbissenheit, aus Kindern der Welt sich und andre zu Kindern Gottes zu erziehen. In solcher Umgebung also ist der junge, begabte und eigenwillige Schaffner aufgewachsen, hier wurde auf jeden Fall der Grund gelegt zu der religiös bestimmten Einstellung des Dichters zu den entscheidenden Fragen des Daseins; hier hat er auch wohl gelernt, hinter die Kulissen der Tatsachen zu sehen, nach den Beweggründen menschlichen Tuns zu forschen, bei deren Kenntnis so manches in einem andern Lichte erscheint als bei oberflächlicher Betrachtung — kurz: hier wurde in dem Knaben und Jüngling der Keim gelegt zu jener herrlichen G e r e c h t i g k e i t des Mannes und Dichters Schaffner, die wir in seinen Werken zu bewundern Gelegenheit hatten.

Wir bezeichneten Schaffner als einen modernen Faust, der überall das Wunderbare, das große überwältigende Erleben sucht als Erlösung von der Welt des Rationalen, der der Dichter doch so stark verbunden und verpflichtet ist. Nun, das letzte Schaffnersche Buch »D a s W u n d e r b a r e« (1923) nimmt dieses faustische Streben unmittelbar zum Vorwurf. Es ist kaum möglich, die ungeheuer verwickelte, mit viel Spekulation belastete Handlung in einigen Worten wiederzugeben. Das umfangreiche Buch stellt das Selbstbekenntnis eines Gelehrten, Klaus Tribius, dar, der eben seinem Leben den wahren Inhalt geben will, indem er dem großen »Wunder« sehnsüchtig entgegenharrt. Er glaubt es zu finden in einem Mädchen, das mit ebenso hoher äußerer und innerer Kultur belastet oder begnadet ist wie er selbst — das und wie diese beiden füreinander bestimmt erscheinenden Menschen nicht zusammenkommen, ohne eine eigentliche Schuld, macht den Inhalt des Werkes aus. Da geistert ein Mensch durch den ersten Teil des Buches, ein adliger Hochstapler und Abenteurer, wiederum eine echt Schaffnersche Figur mit Hintertreppenzügen, ein Blutsverwandter jenes Dr. Reske: seine »hohe Unbändigkeit der Seele, leidenschaftliche Liebeskraft und edle Ungenügsamkeit« treten gleichfalls wie ein »Wunder« in des Helden Klaus Tribius Leben, aber auch dessen Braut, Hilde von Oppen, scheint seiner dämonischen Persönlichkeit in irgendeinem Herzenswinkel zu erliegen. Ist das vielleicht ihre S c h u l d? Da ist aber auch ein andres: Klaus' Mutter, die »steile« Protestantin, Frau Metas (aus der »Weisheit der Liebe«) ins Gebildete übertragene Schwester, die dogmatisch strenge Eifererin, verfällt diesem Baron Holsten bis zur völligen Hingabe. Dieser Abenteurer endigt im Gefängnis durch Selbstmord, nachdem Mutter Tribius aus einem ungeheuerlichen, fast peinlich berührenden Moralgefühl heraus, trotz ihrer Liebe zu ihm, es der Staatsanwaltschaft anzeigte, daß er als Hoteldieb nachts bei Hilde von Oppen eingestiegen und sie in den Formen eines chevaleresken Strauchrittertums beraubte — warum gab sich diese nicht selbst zur Denunziantin her? Hier ist die Peripetie der komplizierten Handlung zu suchen. Und nun liegt der Schatten des toten Holsten über allen: über der Mutter, die von ihm schwanger ist, über Klaus, dem er das wunderbare Erlebnis der Mannesfreundschaft bedeutete, und über seiner Braut. Ein inneres Zerwürfnis tritt zwischen Mutter und Schwiegertochter ein, der Sohn hat alle Mühe, die quälenden Zweifel der Braut zu überwinden, und scheint endlich am Ziele zu sein, als durch den starren Eigensinn der Mutter, der gleichwohl etwas Gewaltiges, Elementares an sich hat, alles in die Brüche geht. Sie stirbt, als sie dem Kinde des Barons Holsten das Leben gegeben, Hilde von Oppen ist abgereist, ein Zusammenfinden ist nach allem Vorausgegangenen unmöglich, Klaus will von dem nachgeborenen Bruder nichts wissen und grollt sich und der Welt. Und nun ist es ganz wundervoll, wie der Dichter nach diesem befremdenden, quälenden, resignierenden Abschluß der Handlung noch einen Epilog anhängt, in dem ein hellerer Ton aufklingt, in dem der ganze Schaffner enthalten ist, wie er sich von den »Irrfahrten« über »Pilater« und »Weisheit der Liebe« bis zum »Wunderbaren« entwickelt hat. Da läßt er nämlich den Bekenner erzählen, wie er »die Gnade gefunden, die als Strahl des wunderbaren Erlebnisses jedes Streben eines Tags verklären muß«. Er entschließt sich nämlich, jene unselige Frucht eines unseligen Verhältnisses, den nachgeborenen Bruder, zu sich zu nehmen, für ihn zu leben. »Der Überfall des höchsten Glückes, der Begnadung durch das Erscheinen des Wunderbaren, lauert auf jeden, der die Waffen nicht streckt.« Die letzten Sätze des Buches sind eine

Art Essenz der Schaffnerschen Weltanschauung, die großartige Verteidigung seiner Diesseitsreligion: »Man wird Gott sehen nicht in abstrakten Begriffen, nicht nach dem Tode, sondern durch die Wirkungen des Naturgesetzes von der vernünftigen Entwicklung alles Lebens und in einem Üben gegenseitiger Hilfe.« So steht am Schlusse eines Lebens, in dem nur zuviel sinniert, zuviel geredet wurde — der Held ist ja auch Privatdozent der Philosophie, was als Milderungsgrund dienen mag! — die Tat als das erlösende Wunder. Was ist das andres als eine Parallele zu »Faust«?

Das »Wunderbare«, will mir scheinen, entfernt sich zwar etwas von der großen, reinen Naivität des »Johannes«, vielleicht weil hier doch zu viel konstruiert, zu wenig erlebt ist, aber dafür greift der Dichter auf seiner vollen Schaffenshöhe in die tiefsten, weil religiösen Abgründe der Menschenseele hinab. Es ist keine leichte, auch keine erfreuliche Lektüre — man muß schon an Dostojewski denken, will man vergleichen, aber der hätte nie diesen feinen, von Optimismus durchglühten Schluß geschaffen. In der »Weisheit der Liebe« schon triumphierte einst Frau Meta, weil sie sich zur Tat aufraffte, als einzige unter dieser »heftigen Generation von Liebenden und Freiheitsdurstigen« — hier im »Wunderbaren« ist es der Held selbst, der nach allerlei Irrwegen auf diese Weise Erlösung findet.

Sein Bestes hat Schaffner unbedingt in seinen Romanen gegeben, doch bergen auch seine beiden Novellenbände »Die Laterne« (1907) und »Die goldene Fratze« (1912) allerlei Kostbarkeiten, in denen sich der Meister schicksalerfüllter Situationen, der alemannische Schalk und — der Tierfreund erweist. Da ist das Glanzstück »Grobschmiede«, ein entzückend echtes, breit hingemaltes Genrebild aus dem (französisch-schweizerischen?) Dorfleben, ganz in der Art eines tiefgetönten, urwüchsig-humorigen alten niederländischen Meisters. Da ist die nicht minder humorige »Geschichte vom Moschus« mit dem Mittelpunkt der Grete Pumsan, die »vom Kinn abwärts heiß und leidenschaftlich war, aber darüber aus Pommern stammte« — Züs Bünzlin aus den »Gerechten Kammachern« würde dieser Schwester sicher freudig die Hand schütteln! Auf den Meister künstlerischer Kolportage weisen Stücke wie »Der Scharfrichter«, eine Novelle, die mit krassem Realismus russische Dämonie verbindet, oder »Die neue Laterne«, ein auf Novellenumfang zusammengepreßter Roman. Im »Eisernen Götzen« und in der »Escherschen« ist das Problem der beseelten Materie, der Maschine als Organismus, glänzend bezwungen — Josef Winckler könnte man diese Stücke zutrauen. Andre Novellen wieder muten an wie Marmorblöcke, an denen ein Meister mit kräftigem Meißel herumhieb, bis ein lebendiger Torso dastand, dessen fragmentarisches Dasein doch schon von innerem Leben strahlt. Wieder andre, wie »Agnes«, »Der Altgeselle«, sind harmloseren Kalibers, schlicht und volkstümlich, dem Erstling »Irrfahrten« in der Treuherzigkeit der Darstellung verwandt.

So ist denn das Schaffen eines begnadeten Gestalters von eignen und fremden Schicksalen an uns vorübergezogen. Jakob Schaffners Name, des bin ich überzeugt, wird auch in deutschen Literaturgeschichten, die in hundert Jahren geschrieben werden, nicht unberücksichtigt bleiben, dieser Schweizer ist aus dem Pantheon deutschen Geistes nicht mehr zu verdrängen. Er ist ein echter Sohn seiner Zeit, kennzeichnend für eine Epoche, die aus dem Chaos zertrümmerter Überlieferungen heraus nach einem neuen Weltgefühl sucht. Es ist das Schöne und Erhebende an seinem Werk, daß er nicht nur — ich denke da an Thomas Mann, bei allem Respekt vor dessen Genius — der überlegen Lächelnde, der ironisch über seinen Gestalten Schwebende ist — bei aller grübelnder Verstandesschärfe ist er in allen seinen Werken mit dem Herzen beteiligt; Verstand und Gemüt haben einen schönen und beglückenden Bund in ihm geschlossen. Er ist der geborene Epiker in seiner Fähigkeit, sich zunächst vollständig in seine erschaffenen Gestalten hinein- und dann aus ihnen herauszudenken: immer wieder belichtet er sie so von allen Seiten, meißelt an ihnen herum, sozusagen die kleinste seelische Muskel noch aufzeigend. Und im Gestalten seiner Werke gestaltete sich ihm seine Weltanschauung. Einst, als er die »Wanderbriefe an ein Weltkind«, »Hans Himmelhoch« (1909) schrieb, war er noch in einem individualistischen Rationalismus befangen, in dem aber doch schon die Sehnsucht nach dem »Wunderbaren« aufklingt, nur daß er es damals noch in der Maschine sieht, die ihn »aus dem schwülen Dorngestrüpp der Romantik und der Mystik und der Klassik heraushilft«. Das war aber keine Apotheose des Materialismus — welcher echte Dichter kann denn auch diesen verherrlichen? —, sondern es war eine dichterisch tiefe Beseelung der Materie. Wie sehr sich diese individualistische Einstellung allmählich nach der sozialen hin verschoben hat — denn die »Tat« versteht er ja als »ein Üben gegenseitiger Hilfe«, also als Dienst an der Gemeinschaft —, das haben wir bei der Analyse seiner Werke festgestellt.

Es scheint, als ströme die goldene Schusterkugel ein besonders geheimnisvolles Licht aus. Bei Pech und Ahle dachte sich einst der liebe Schalk Hans Sachs seine Schwänke aus, Sohlen klopfend grübelte sich einst Jakob Böhme die Welt seiner tiefsinnigen mystischen Spekulationen zusammen, und vom Schusterschemel aus hat Jakob Schaffner den Weg zur Literatur gefunden, auch er ein fröhlicher Schnurrant, auch er ein Mystiker seiner Zeit, ein Wanderer zwischen beiden Welten.

Sommertage mit Lovis Corinth

Erinnerungen an den Meister

Von Paul Eipper

Mit acht Abbildungen nach Steinzeichnungen von Lovis Corinth



Buchstabe E aus dem »Abc« (Verlag von Gurlitt in Berlin)

Es war in den Jahren 1920 und 1921, als Corinth die beiden graphischen Hauptwerke seiner Spätzeit schuf: die vierzig Lithographien zu »Martin Luther« und etwa eine gleiche Anzahl farbiger Steinzeichnungen mit dem Titel »Fridericus Rex«.

Corinth, der alles, was er tat, auf das gründlichste besorgte, las in dieser Zeit unermüdlich: die Tischreden Luthers, seine Briefe und Streitschriften, die Werke Friedrichs des Großen, seinen Briefwechsel mit der Markgräfin von Bayreuth und eine Menge zeitgenössischer Werke und Biographien.

Die Unterhaltungen mit dem Meister über das Gelesene und die gemeinsamen Besuche der historischen Orte, an denen er zeichnete, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Vielleicht hat sich Corinth überhaupt nie so völlig aufgeschlossen wie in dieser schöpferisch fruchtbaren Zeit. Es war, als sei ein Damm in seinem Inneren gebrochen: Erzählungen aus Kindheit und Jugend, Betrachtungen allgemeiner Art, Kritik über sich selbst und an seinen Zeitgenossen — es strömte nur so aus ihm hervor.

Ich habe während dieser ganzen Zeit ein genaues Tagebuch geführt und will nun versuchen, Ausschnitte daraus zu geben; Ausschnitte, die Lovis Corinth so zeigen wie er war: als eine Vollnatur, im Leben ebenso verwurzelt wie in seiner Kunst und in der großen Vergangenheit.

*

Das erste Lutherblatt, das Corinth schuf, zeigte den Reformator auf dem Totenbett.

»Betrachten Sie bloß diesen Schädel! Was für furchtbare Backenknochen! Ich habe mir aus dem Kupferstichkabinett eine Radierung von Cranach besorgt, ‚Martinus im Profil'. Das ist nicht der Kiefer eines Menschen! Hier steht ein reißendes Tier. Die ganze Zeit um Luther hat für mich etwas Raubtierhaftes; bei ihm selber ist ein Genie daraus geworden.«

*

Tags darauf zeichnete er Luther in der Kraft seiner Jahre. Kühn, zeitlos, eine gewaltige Impression!

Er nahm mir das Blatt wieder aus der Hand und sagte: »Ich muß noch ein paar Worte darunterschreiben, von Luther. Der Satz steht in einem alten Buch und paßt so gut in unsre Zeit, wie wenn er gestern geschrieben worden wäre: ‚Es ist keine verachter Nation denn die Deutschen. Italiäner heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser und alle andern Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus den Deutschen machen.'«

*

Immer wieder ging Corinth ins Kupferstichkabinett, um die Blätter aus der Reformationszeit zu betrachten. Da er dabei am Ägyptologischen Museum vorübermußte und ihn die Inschriften auf den Papyrusrollen beschäftigten, blieb er auch dort stundenlang.

Eines Tags verspürte er ein Flimmern vor den Augen. Der Arzt wurde geholt, und es zeigte sich, daß hinter dem Augapfel ein Bluterguß eingetreten war. Größte Schonung war nötig, aber Corinth arbeitete schon nach zwei Tagen wieder im Atelier; er hatte sich ein Aktmodell bestellt.

Lachend zeigte er mir seine neueste Errungenschaft — eine Brille. »Zum Zeichen der Vertrottelung.« Er war sehr aufgeräumt.

Dabei blieb die Gefahr, daß durch jede ungestüme Bewegung eine Ader springen konnte, und mit dem Lesen am Abend war's für eine Weile vorbei. »Das wird mir sehr schwer,« seufzte Corinth. »Ich sitze wie ein Großvater am warmen Ofen und rauche Zigarren. Dabei habe ich gerade angefangen, Tolstoi zu lesen.«

Er hat die Woche darauf seinen Tolstoi zu Ende gelesen; die Lebenskraft dieses Menschen war unverwüstlich. In jener Zeit erzählte er mir, als ich ihn vor der Überanstrengung seines Herzens warnte, eine Geschichte aus München:

»Als ich zwanzig Jahre alt war, lag ich dort mit einer Herzbeutelentzündung im Spital und habe mich dauernd über die ernsten Gesichter der Ärzte amüsiert, die morgens, mittags und abends scharenweise an mein Bett kamen. ‚Tut es Ihnen weh, haben Sie Herzklopfen?' fragten sie jedesmal. Ich habe nur gelacht und mir von meinen Freunden Flaschenbier zustecken lassen, das ich dann heimlich unter der Bettdecke austrank. Dabei soll Herzbeutelentzündung sehr gefährlich sein.«

*

Im September 1920 wurde Corinth ernstlich krank. Ich sah ihn zum erstenmal im Bett. Ein seltsamer Anblick, dieser robuste Manneskörper unter einer seidenen Steppdecke! Das Nachthemd war weit offen: was hatte doch dieser Corinth für einen gewaltigen Brustkasten!

»Ärzte, Advokaten und Uhrmacher hat der Teu-

fel erschaffen,« rief er mir zu, als ich ins Zimmer trat. »Was glauben Sie, gestern abend kommt mein Hausarzt zu mir ins Atelier herauf, schimpft und sagt, ich sei leichtsinnig. Sofort ins Bett, alle halbe Stunde Temperatur messen und auf der Stelle zwei Krankenträger holen, die mich meine vier Treppen hinunterbringen sollten. Auf einer Bahre womöglich, haha!

Ich habe den Doktor reden lassen, nahm meinen Stock und bin die vier Treppen hinuntergestiegen. Nach meiner Methode, immer zwei Stufen auf einmal. Unter uns gesagt, es hat höllisch weh getan, aber ich habe eine fürchterliche Wut.«

»Der Arzt sagt, es sei Gicht.«

»Weiß ich seit zehn Jahren,« knurrt der Meister, »deswegen brauche ich doch nicht ins Bett.«

Am andern Tage hat Corinth erhöhte Temperatur. Sein Gesicht ist rot und etwas aufgedunsen. Er ist schläfrig und wortkarg. Auf seinem Nachttisch liegt der »Werwolf« von Alexis (auch ein Quellenstudium zum Luther) und die »Reise durch die deutsche Kultur« von Benjamin Constant.

Vierzehn Tage später ist Corinth wieder gesund. Nun erkältet sich seine Tochter Wilhelmine. Man wechselt den Arzt, weil der alte »meine Behandlung nicht vertragen konnte«, wie Corinth schmunzelnd erzählte.

*

Die Arbeit am »Luther« schreitet fort.

»Ein neues Blatt ist fertig. Da bin ich gestern mittag die halbe Zeit vor dem Spiegel gestanden und habe mir Seife ums Gesicht geschmiert. Es gibt nämlich eine Anekdote über Luther, wie er rasiert wird, und dieses Bild muß unbedingt in das Buch hineinkommen.«

*

An einem Sonntagabend klingelt das Telephon bei mir. »Heute habe ich mit dem lieben Gott gerungen. Sie werden staunen.«

Das Blatt, das am andern Morgen in die Druckerei wanderte, hieß »Die Beschwörung des todkranken Melanchthon.« Hier ist Kampf und heißestes Ringen!

»Er schmeißt unserm Herrgott das Handwerkszeug vor die Füße,« erläuterte Corinth.

Aus dem schwarzen Fleck des Körpers wuchtet Luthers Schädel, dem alternden Beethoven verwandt; und mächtig ballt sich die Faust. Oben aber am Rande, lächelnd und schon olympisch verklärt, leuchtet das Antlitz des sterbenden Melanchthon.

»Ursprünglich war noch eine Eule auf der Zeichnung. Die sollte Gott personifizieren. Ich habe aber Deckweiß darübergeschmiert. In so ernsten Augenblicken sieht man Gott nur im Inneren!«

*



Aus dem Lutherwerk des Verlags von Gurlitt in Berlin

Das gewaltigste Blatt aber illustriert das Lied »Ein feste Burg ist unser Gott«.

Landsknechte, eine unübersehbare Menge, und alle singen sie mit weitgeöffnetem Munde. Ganz im Hintergrunde zwischen den starrenden Lanzen erscheint die Silhouette eines Pferdes. Darauf sitzt ein Mann, müde und leidvoll, als trüge er auf seinen Schultern die Not eines Volkes.

Corinth ist selber ergriffen, als er mir das Blatt in die Hand gibt. »Was für ein Choral! Ich bin gänzlich unmusikalisch, aber diese Melodie höre ich. Und wer das Blatt ansieht, muß das Brausen ebenfalls in seinen Ohren haben. Wenn ich einmal sterbe, dann muß dieses Lied gespielt werden.«

*

Am 21. Juli 1925, dem siebenundsechzigsten Geburtstage Corinths, spielte die Orgel des Wilmersdorfer Krematoriums diesen Choral zu Beginn der Trauerfeier. Und als der Sarg sich hinuntersenkte, um Corinths irdisches Teil dem Feuer zu überliefern, erklang die andre Melodie, die sich Corinth gewünscht hatte —

»Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren«.

*

Eins der ersten fertigen Exemplare des Lutherbuches sandte der Meister in seine Heimat Königsberg. Weihnachten kam heran, Schnee fiel, und am 15. März 1921 verlieh die dortige Universität Corinth den Doktorhut ... »dem genialen Künder aller Pracht der Farbe, dem überragenden Darsteller der Leiblichkeit des Menschen,
dem tiefschürfenden Dolmetscher des religiösen Lebens und christlichen Lehrens,
dem feinfühligen Schilderer jeder natürlichen Umwelt
ehrenhalber
Würde und Rechte eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste.«

*

Das Frühjahr war für Corinth eine stille Zeit; mit dem Sommer setzte die Schöpferkraft wieder ein. Corinth bekam Sehnsucht nach dem Walchensee, aber die Arbeit ließ ihn nicht los. Die Arbeit an »Friederich le Grand«, wie der Meister ihn nannte.



Es ist keine verachter Nation, denn die Deutschen
Italiener heissen uns Bestien; Frankreich
und England spotten unser und alle andere Länder.
Wer weiss, was Gott will und wird aus den Deutschen
machen.
Martin Luther.

Aus dem Lutherwerk des Verlags von Gurlitt in Berlin

Es war wie ein Rausch der Produktivität. Im Atelier entstand ein Bild nach dem andern. Blumenstücke, in denen sich die Farbenglut der Natur mit der Virtuosität des Könners verband, Porträte, unerbittlich in ihrer Charakterisierung, Kompositionen und Stilleben.

Corinths Stimmung schwankte. Eines Tags besuchte ihn ein bedeutender Schauspieler im Atelier. Corinth unterhielt sich mit ihm über ein Drama von Strindberg und sprach dann über das Dichten im allgemeinen.

Der Schauspieler — überwältigt vom Eindruck der fertigen Bilder — meinte, es scheine ihm, als sei das Malen die schönste und am meisten befriedigende Kunst.

Corinth seufzte, von unten herauf. »Haben Sie eine Ahnung von dem Katzenjammer, der mich manchmal überkommt! Wie beschwerlich ist mein Handwerk! Da muß man Staffeleien schleppen, Tuben ausdrücken, Pinsel waschen, sich mit dem Rahmenspanner ärgern — nein, nein! Der Dichter nimmt ein Stück Papier und dichtet. Die Primadonna wird gefeiert — verwöhnt! Ja, wenn man immer Landschaften malen könnte, Sonne! Licht! Aber die verfluchten Kompositionen!«

Dieser Stoßseufzer Corinths, der eigentlich keiner war, sondern nur ein Beweis für seinen ungeheuren Gestaltungsdrang, hinter dem die physische Malmöglichkeit zurückbleiben mußte, erinnert mich an eine andre Situation, an jene Zeit, als Corinth Henny Porten malte. Draußen in Tempelhof, während der Aufnahmen zu Anna Boleyn.

Der Filmbetrieb machte den Meister nervös und befangen. Wir räumten ein Zimmer aus, rückten Stühle, Tisch und Staffelei zurecht, drückten gemeinschaftlich aus neuen Tuben Farbenkledse auf die neue Palette und warteten, bis unser Modell angekleidet war.

»Ja,« sagt Corinth und blickt auf die Leinwand, »da steht nun das Biest, sieht harmlos aus und lacht sich was — nachher, wer weiß, ist Dreck darauf!

Vielleicht wird es aber auch ein großer Erfolg. Es ist schon viel Zeit vergangen, seit ich meinen größten Porträterfolg gehabt habe. Auch ein Schauspieler, Rittner als ‚Florian Geyer'. Ich habe zu Anfang gar nicht gewußt, was ich mit ihm anfangen sollte, und mußte — ganz im Gegensatz zu meinen sonstigen Bildern — lange hin und her probieren. Als aber Rittner, der ein unerhörter Schauspieler ist, ganz durch Zufall die Stellung mit der Fahne eingenommen hatte, habe ich wie berauscht das Bild in einem Zug heruntergemalt. Schon am dritten Tage war es fertig.«

*

Doch zurück zum Alten Fritz. Anfang Mai 1921 sagte Corinth und klopfte mir auf die Schulter: »Seit zehn Tagen lese ich Carlyles Biographie. Ein gutes Buch, aber manchmal scheußlich langweilig. Ich habe jetzt den ganzen Zimt im Kopf, und nun kommt die Reihe ans Zeichenpapier. Es werden wohl vierzig Lithographien werden, werter Herr!«

*

Die Woche darauf bekam Corinth die Erlaubnis, im Hohenzollernmuseum zu zeichnen. In einer Pferdedroschke fuhren wir durch den Berliner Tiergarten. Es war ein strahlender Morgen, und die Sonne verschwendete ihr Licht.

»Wie schön ist doch das Leben!« sagt Corinth in unser Schweigen hinein. Da aber seiner kargen Ostpreußennatur alles Pathetische verhaßt ist, fährt er schnell fort: »Trotzdem hänge ich nicht am Leben. Das einzige, was ich mir wünsche, sind schöne Sonnentage. Und wenn es nach mir ginge, müßte es immer Sommer sein. Ab und zu etwas Winter, aber nie ohne Sonne. Mit Licht, kalt, aber klar. Sonst immer Laub und grüne Bäume. Dagegen wünsche ich mir auch nicht einen Tag meines Lebens zurück. Ich glaube, das Leben ist etwas furchtbar Unwichtiges. Ohne Arbeit nicht zu ertragen.«



Aus dem Lutherwerk des Verlags von Gurlitt in Berlin

Das Hohenzollernmuseum ist im Schloß Monbijou untergebracht. Es liegt — wie ein Juwel — verborgen und vergessen, zwischen nüchternen Geschäftshäusern, in einem stillen Park.

Wir gehen durch prächtige Korridore, und Corinth hört auf die Erklärungen des Inspektors, der auch ein Ostpreuße ist. Aber lange hält er es nicht aus. Die Arbeitslust packt ihn, und er eilt in jenes kleine Zimmer, in dem Wachsfiguren stehen mit den historischen Uniformen des Großen Kurfürsten und des Alten Fritz. Corinth beginnt zu zeichnen und erzählt dabei unermüdlich.

»Lesen Sie Napoleons Briefe, da ist menschliche Größe. Besonders später, auf Helena. Und wie Napoleon seine Geschwister geliebt hat! Ein tolles Jahrhundert! Napoleon — der Alte Fritz. Dazwischen — Goethe. Ja — Goethe ist doch das Höchste und — der Fiesco von Schiller. Wissen Sie, schon in meiner Jugend war alles, was mit Goethe zusammenhing, für mich voller Nimbus. Einen Zeitgenossen von ihm habe ich noch persönlich gekannt, den jüngeren Preller! Das kam so: mein Königsberger Zeichenlehrer machte einst mit uns Schülern eine Fußreise durch Thüringen. Er hatte irgendwelche Beziehungen zu Preller, und als wir nach Weimar kamen, wollte er den großen Kollegen besuchen. Nun müssen Sie wissen, daß der Königsberger ein verhutzeltes, kleines Männchen war. Deshalb suchte er unter uns die acht größten und strammsten Kerle aus, damit er ordentlich renommieren konnte. Ich war der größte und stärkste und trat daher als erster zum Handschlag vor Preller. Meine Gedanken waren bei Goethe, und ich hatte einen großen Eindruck von dem Empfang.«

*

Inzwischen war er mit seiner Zeichnung fertig geworden und betrachtete im nächsten Saal einige Bilder von Cranach. Dann zeichnete er Voltaire, den alten Zieten, die Sänfte des Königs und seine Totenmaske aus Wachs.

»Schluß damit,« sagte er, weil seine Hand zu zittern begann. Corinth drängte weiter nach dem Saal, in dem der Tisch des Tabakkollegiums steht, umsäumt von seltsam geformten Stühlen.

»Ohne Rückenlehne, damit die Frackschöße des sparsamen Königs nicht zerknautscht wurden,« lachte Corinth.

In diesem Raum befinden sich zwei Bilder, die Friedrich Wilhelm 1. selber gemalt haben soll. Corinth hatte davon gehört, sie aber noch nie gesehen. Lange betrachtete er die Gemälde. Auf einmal erhellte sich sein Gesicht.

»Natürlich, ‚in tormentis pinxit'. Das hat er gemalt, um sich die Gicht zu vertreiben. Wissen Sie, daß ich auch einmal auf ein Bild geschrieben habe: ‚In tormentis pinxit Lovis Corinth'? Das war der ‚Blinde Prophet', den Gurlitt gekauft hat.«

Ich bringe in ihn, die Geschichte zu erzählen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sträubt er sich und meint, er sei deswegen oft genug ausgelacht worden. Dabei hätte ihm nie etwas so weh getan. Er habe sich nämlich verbrannt.

»An meiner Schattenseite! Natürlich, jetzt lachen Sie auch! Es war im Dampfbad. Ich ging regelmäßig dorthin und habe mich immer mit besonderem Vergnügen auf so einen Apparat gesetzt, wo von unten her heiße Strahlen aufstiegen. Das hat mir nie geschadet; aber eines Tags setzte ich mich wieder darauf, drehte den Hahn herum und bin mit einem fürchterlichen Schrei in die Höhe geschnellt, zum Heilgehilfen. Alles offen und verbrüht, die ganze Sitzfläche. Der Heilgehilfe schmierte Kalk darauf, und ich ging zum Essen. Am Stammtisch lachte alles über meine Erzählung, ich am tollsten. Dabei muß ich mich wohl etwas auf dem Stuhl hin und her bewegt haben, jedenfalls, mitten beim Kompott, tat es mir fürchterlich weh. Ich raste nach Hause. Dort wartete das alte Modell. Ich will malen. Es geht nur unter den wahnsinnigsten Schmerzen. Was soll ich Ihnen sagen, wochenlang quälte es mich, immer gleich heftig, bis die letzte Haut darüber gewachsen war. Ich habe Tag und Nacht nur eine Badehose angehabt und weder liegen noch sitzen können. Dazu war ich eben frisch verheiratet.«

Zwischen Lachen und Erzählen entstand das letzte Blatt dieses Tages: der sparsame König hoch zu Roß. »Wie ein Bourgeois!« sagte Corinth.

*

Am andern Morgen waren wir beim Drucker. Der Meister korrigierte die lithographischen Steine. Immer wieder brachte er kleine Verbesserungen an. Dabei drängte es ihn zu neuen Taten. Endlich — es war ½2 geworden — legte er die Stahlnadel aus der Hand und sagte: »Ich fahre jetzt zum Essen. Sie könnten mich um 4 Uhr wieder abholen, dann zeichnen wir heute nachmittag das Schloß, das Zeughaus und den Großen Kurfürsten.«



Friedrich Wilhelm 1. Farbige Originallithographie aus »Fridericus« (Verlag von Gurlitt in Berlin)

*

Als ich zur verabredeten Zeit an seine Tür klopfte, stand er prüfend vor einer Staffelei und betrachtete das Stilleben, das er am vergangenen Sonntag gemalt hatte, den letzten Flieder dieses Jahres.

»Vor einer Viertelstunde war ein Käufer da Ich schmiß ihn hinaus. Denken Sie, der wollte den Preis drücken und behauptete, er hätte meine ostpreußische Familie gekannt. Das fing er aber sehr dumm an. ‚Ihr Herr Vater war Beamter? Schullehrer, nicht wahr?' — Na, wenn man alt und taperig wird, tut einem ein bißchen Ehre wohl. Bloß nicht am falschen Fleck. Wie werde ich meinen Alten verleugnen können; der war kein Schullehrer, sondern Gerbermeister in Tapiau!«

Vergnügt schmunzelnd überquerten wir den Großen Stern. »Der hat's auf sich. Nach allen Himmelsrichtungen gehen die Straßen. Vor fünfundzwanzig Jahren, wenn ich manches Mal angesäuselt durch den Tiergarten kam und nach Hause wollte, war der Schutzmann am Großen Stern meine letzte Hoffnung. Auf den schwankte ich zu und fragte ihn, wo es nach der Klopstock-

straße ginge. Er kannte mich schon, hob nur den Arm und deutete nach Nordwesten. Ob Sie mir's glauben oder nicht, ich bin manche Nacht, wenn kein Schutzmann da war, wie in einem Karussell ein halbes dutzendmal um den Platz herumgelaufen, bis ich endlich die richtige Kurve fand!«

*

Der Tiergarten schwelgt in lauter Sonne. »Das kann man halt doch nicht malen,« sagt Corinth, »Gold in Grün. So stark wie das Leben selber.«

Wir nehmen einen Wagen. Brandenburger Tor, Linden, Zeughaus. Am Opernhaus halten wir und öffnen die Fenster. Corinth arbeitet. »Diese verfluchten geraden Linien,« stöhnt er, »ich bekomme sie nicht aufs Papier. Es ist auch zu scheußlich, immer wieder Perspektive zu zeichnen. Vielleicht liegt's an mir, ich hätte lieber Schuster werden sollen; zum Kunstmaler reicht es nicht.« Schimpfend klettert er aus dem Wagen; wir gehen zu Fuß nach der Schloßfreiheit. Vor dem großen Begas-Denkmal bleibt Corinth stehen, und die Pracht des Eosanderschen Portals verscheucht alle schlechte Laune.

»Sehen Sie bloß diese zaubervollen Posaunen an, wie sie schlank, elegant und golden herauswachsen aus all dem monumentalen Steinwerk! Und diese Girlanden! Jede einzelne ein Meisterstück. Das Wappen in der Mitte ist unerhört. Rokoko in der reinsten Vollkommenheit.«

Das Auto ist uns inzwischen gefolgt; Corinth setzt sich wieder in den Wagen und zeichnet. Ein Postkartenhändler und ein Straßenphotograph haben uns zum Objekt ihrer Geschäftstüchtigkeit auserkoren und bearbeiten uns mit allen Kräften. Zu den beiden gesellt sich ein Schupomann, den es wohl irritiert, daß ein Auto stundenlang vor dem Schloß steht. Er fragt: »Sie zeichnen hier?« — »Ja,« sagt Corinth. — »Das Schloß?« — »Ja!« — »Sind Sie aus Berlin?« Wieder antwortet Corinth kurz, aber knurrend: »Ja!« Dem Hüter der öffentlichen Ordnung geht der Redestoff aus. Er dreht sich um und wandert weiter.

»Komisch,« sagt Corinth, »was weiß der nun Neues? Es gibt überhaupt nichts Neues. Das habe ich schon in der Schule erfahren müssen und dafür den Spitznamen Mathematikus bekommen. In Tertia. Dabei habe ich Mathematik nie gekonnt. Und nie gelernt. Ich habe überhaupt nie etwas für die Schule gelernt, weil ich ein so gutes Gedächtnis hatte.«

Corinth, der Mathematikus, das kam so: »Vom Pythagoras-Lehrsatz gibt es — glaube ich — achtzehn Beweise. Da hatte ich mir gedacht: Du mußt einen neunzehnten finden! Wochenlang habe ich darüber nachgegrübelt und endlich in der Mathematikstunde stolz meinem Lehrer berichtet. Natürlich bin ich furchtbar ausgelacht worden, denn meine neue Auflösung war einfach ein Gemisch aus den achtzehn alten.«

*

Während der Meister vor dem Denkmal des Großen Kurfürsten zeichnete, fiel es ihm ein, daß er noch zum Rahmenfabrikanten müsse. Daher beschleunigter Aufbruch.

Auf der Heimfahrt kamen wir am Palais des Reichspräsidenten vorbei. »Das ist ein Kollege von mir! Er ist Präsident des Deutschen Reiches, ich bin Präsident der Sezession. Manches in der



Farbige Originallithographie aus »Fridericus«
(Verlag von Gurlitt in Berlin)



Farbige Originallithographie aus »Fridericus« (Verlag von Gurlitt in Berlin)

Sezession ist sympathischer als vieles im Deutschen Reich. Folglich bin ich der sympathischere Präsident.«

*

In der Woche darauf fuhren wir nach Potsdam. Ausgerechnet an einem Sonntag, weil es Corinth so paßte. In Sanssouci angekommen, drängt er sich geschäftig durch die Scharen der Spaziergänger hindurch. Er geht in fröhlicher Stimmung die Allee entlang und schimpft vergnügt über die »Zuckerbäckereien aus Marmor«, die da und dort aufgestellt sind. Am Goldfischbassin setzt er sich auf eine Bank und blickt lange und wortlos auf die große Treppe, auf der — sonnenüberflutet — der Ameisenschwarm der sonntäglichen Besucher auf und nieder steigt. Aber das Auge des Malers erfaßt den Kern. Aus dem Gewirr der Striche und der Töne formt sich in einer unbeschreiblichen Perspektive das Baudenkmal und darüber hinaus das leuchtende Wunder dieses Sommertages.



Künstler und Tod, Originalradierung
(Verlag von Gurlitt in Berlin)

Corinth ist mit seiner Arbeit zufrieden. Wir steigen die Fahrbahn hinauf zur Mühle. Auf halbem Weg bleibt er stehen und blickt hinüber zu dem mittleren Treppenabsatz, dorthin, wo der König sich sein Grab gewünscht hat.

Oben angekommen, suchen wir lange nach dem richtigen Standpunkt, um die Mühle zu zeichnen. Es bleibt nichts übrig, als mitten im Gehweg haltzumachen. Corinths Anzug hat schon manchen Sommer gesehen, und auf seinem Kopf thront das berühmte grüne Hütchen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Vorübergehenden unbekümmert ihre Ansichten über den zeichnenden alten Herrn austauschen.

»Kiek mal, der malt die Mühle und du den Kaffee,« sagt ein Witzbold zu seinem Mädchen. Ein Junge von etwa zehn Jahren bleibt ein paar Minuten stehen, während seine Eltern bereits in den Wirtshausgarten eintreten. »Komm, Karl,« ruft der Vater, »du wirst ja doch keen Kunstmaler!«

Corinth schmunzelt. Das alles stört ihn nicht. »Wenn der Junge jetzt wirklich ein Kunstmaler wird?« sagt er.

*

Wir sind schon seit zwei Stunden im Park. Der Meister hat ununterbrochen gearbeitet und ist tatendurstig wie ein Jüngling. Die Sonne brennt. Mit vieler List bewege ich Corinth, eine Pause zu machen, ‚es sei so kühl in der Bildergalerie'.

»Bildergalerie? Gibt es hier so etwas?«

Im Vorübergehen zeichnet Corinth eine Teilansicht des Schlosses, und dann steigen wir die Stufen hinunter zur Galerie. Ich freue mich auf die Überraschung; sie glückt. Corinth steht und staunt.

»Donnerwetter, dieser Prunksaal! Zwanzig Jahre bin ich in Berlin, ohne das zu kennen.«

Unter den Bildern interessieren ihn am meisten die Gemälde seines großen Ahnherrn Peter Paul Rubens. Eins besonders, Simson, der den Löwen erwürgt.

»Wie hier die Muskeln arbeiten, die Malerei des Rückens, das ist beste Qualität. Kunst! Fühlen Sie, wie der Körper dampft? Merken Sie die Kraftanstrengung, die nötig ist, um einen Löwen zu erwürgen? Das ist Malerei!«

Einige Zeit verweilt er vor dem Gemälde der Barberina und vor einer schlechten Kopie des Pesneschen Friedrichbildes. »Kommen Sie,« sagt er, »den Pesne sehen wir uns morgen im Original an, im Kaiser-Friedrich-Museum. Die Bilder sind alle schlecht gehängt. Das beste ist der Saal.«

Aber an dem Simson kommt er nicht vorbei. Wieder steht er und sagt plötzlich: »Solche Frauen wie die Helene Fourment habe ich in Flandern leibhaftig gesehen. Geradeso schön. Nur — der Rubens hat sie zu malen verstanden.«

Der Tag ging zur Neige. Corinth hatte acht Blätter gezeichnet und nicht einen Bissen gegessen. Mit Mühe zwinge ich ihm auf der Heimfahrt ein Stück Schokolade auf. »Sehen Sie,« sagt er zu meiner Frau, »so ist das Leben. Ich habe gearbeitet, und Ihr Mann ist müde. Das alte Lied: ‚Zugucken ist schlimmer als die Arbeit.' Wenn ich arbeite, vergesse ich sogar meine Krankheit.«

*

In der Nacht kam ein Gewitter und dann — Landregen. Corinth saß mißmutig im Atelier; es war kalt geworden. An diesem Tage ließ er mich zum erstenmal an seine »Futterkiste«.

»Kommen Sie,« sagte er, »zum Arbeiten habe ich keinen Jimm!« und freute sich wie ein Kind, daß er diesen Ausdruck wiedergefunden hatte. »So sagen in Ostpreußen die Kinder auf der Straße. Wohl vierzig Jahre habe ich das Wort nicht mehr benutzt.«

Die »Futterkiste« ist ein mächtiger Zeichenschrank hinten im Atelier. Von oben bis unten mit Blättern gefüllt. Er zog die unterste Schublade heraus; da und dort flatterte ein Blatt zu Boden, aber Corinth wußte, was er wollte, und schon legte er eine Anzahl Arbeiten vor mich hin.

Kinderzeichnungen aus den Jahren 1870, 72, 76; entzückende Blätter, naiv, aber oft schon erstaunlich sicher.

Corinth lacht beim Ansehen. »Ein Blatt habe ich verloren,« sagt er, »leider! Das hatte ich in Tertia gezeichnet. Eine Figur darauf sah aus wie ein Mehlsack; ich besinne mich noch genau. Alle Jungens haben immer zuerst dorthin gedeutet und dann gelacht. Dabei war es die beste Figur. Das Ganze hieß 'Alexander der Große'.« Er schmunzelt und fährt fort: »Jetzt kommt etwas Besonderes, ein Riesenalbum, meine Jugendzeichnungen.«

Unerhört interessant. Die ersten Akademiezeichnungen, schablonenhaft, ganz unter dem Einfluß von Kaulbach. Apoll, der Sonnengott, auf seinem Wagen! Kostümgruppen!

Besonders amüsant ist ein kleines Blatt mit einem philosophierenden Griechen. Rechts davon ein Jüngling, der lauscht; links ein unachtsamer Träumer. »Das sollte mein erstes Kolossalgemälde werden. Der Lehrer hatte es mir korrigiert, hier, auf der Rückseite. Er wollte mir zeigen, daß ich die drei Gestalten nicht auf gleiche Höhe komponieren dürfe, sondern die Gruppe hübsch verteilen müsse. Ja, mein erstes Kolossalgemälde! Ich kaufte mir damals eine Riesenleinwand und malte drauflos. Es wurde nichts! Ich habe alle Ölfarbenreste verschmiert, um Grundtöne zu bekommen. Später zerschnitt ich die Leinwand, kochte sie aus und malte kleine Bilder darauf.«

Wir blätterten weiter in dem Album. Immer wieder fanden wir Darstellungen von Corinths Vater. In allen Stellungen, in allen Altersstufen.

»Mein Alter war ein schöner Mann. Wie Sie sehen, hatte er gelocktes Haar. Er war groß, hatte mächtige Augen und ganz lange Brauen. Ich habe meinen Vater gezeichnet und gemalt, so oft ich konnte. Wir liebten uns und harmonierten ganz prächtig zusammen. Er besuchte mich jedes Jahr. Wir waren gemeinsam in Italien und in Holland. Er schickte mir immer von selber das Geld; ich hatte nie nötig, ihn darum zu bitten. Er war überzeugt von mir und ein wohlsituierter Bürger. Auf dieser Zeichnung sehen Sie ihn, als er schon krank war. Er hat einen melancholischen Zug um den Mund. Wenige Tage nach Vollendung des Bildes starb er, und das nächste Blatt zeigt seine Leiche. Mit zwölf Jahren habe ich auch meine Mutter gezeichnet. Leider ist das Blatt verlorengegangen; ich würde es gern wieder einmal betrachten, es muß sehr interessant gewesen sein. Fünf Minuten, nachdem ich damit fertig war, ist sie gestorben.«

*

Die Tücke des Objekts machte Corinth einen Strich durch die Rechnung. Als er am nächsten Sonnentag ins Kaiser-Friedrich-Museum kam, um das Friedrichbild von Pesne zu studieren, war der Saal unzugänglich. Corinth geriet mit dem Oberwärter in Streit. Zwar siegte er, die Skizze kam zu Papier, aber des Meisters Laune war verdorben. »Kommen Sie hinüber zu den Rembrandts, stärken wir uns!«

Dieser Gang wurde ein großes Erlebnis für mich. Wie Corinth die Skizze eines alten Juden mit Worten streichelte, mit einer Handbewegung, mit den Augen; wie er das Genie Rembrandts erfaßte, Peter Paul Rubens, Frans Hals, van Dyck erklären konnte — es war der Beweis jener zauberischen Wechselwirkung, die zwischen den großen Meistern aller Zeiten besteht.

*

Vom Museum gingen wir ins Zeughaus. Gloriole einer vergangenen Zeit, Kanonen; Fahnen, Uniformen, Schlachtengemälde. »Vor einem Vierteljahr bin ich zum erstenmal hier hereingeraten,« sagte Corinth. »Da kam nämlich ein Beamter vom Wohnungsamt zu mir, und ich hatte keine Lust, mich mit ihm herumzuärgern. Ich setzte mich in die Straßenbahn und war auf einmal im Zeughaus. Plötzlich — denken Sie — komme ich in einen Saal und sehe in einem Glaskasten, von hinten, eine blaue Uniform. Einen Dreispitz, einen Krückstock. Im Näherkommen denke ich, und es wird mir ganz sonderbar zumute, das ist doch der Alte Fritz. Dabei war die Uniform so klein, fast wie ein Kinderkleid. Als ich näher kam, wahrhaftig, da stand er selber vor mir, nicht seine Kleidung, die ganze Persönlichkeit. Das wollen wir einmal zeichnen. Wie gut, daß nicht ein Wachskopf den Eindruck verschandelt!«

*

Zum Abschluß dieses Tages ging Corinth (»Ihnen zulieb,« wie er sich ausdrückte) mit mir hinüber ins Kronprinzenpalais, dort, wo zwei Säle voll seiner besten Bilder hängen.

Er sprach nicht viel, nur vor dem Bildnis einer alten Dame faßte er meinen Arm. »Das ist vielleicht überhaupt mein bestes Porträt. Ich vergleiche mich nie. Aber für mein Gefühl ist das so gut wie ein Frans Hals oder einer der besten Niederländer!«

*

In der Woche darauf plante Corinth noch eine Fahrt nach Rheinsberg; aber die Verlockungen des Walchensees waren zu groß, und über Nacht fuhr der Meister dorthin. Ende Juli 1921 bekam ich von ihm auf meine schriftliche Geburtstagsgratulation folgenden Brief:

»Die Hitze in Berlin muß ja enorm sein. Da ist es schon um vieles besser am Walchensee. Ähnliches empfand ich am Starnberger See; ich ging dorthin mit dicken Rosinen im Sack, und wie ich da war — rein nichts! Ein Fiasko! Eine Sauhitze, daß man mehr Menschen auf dem See schwimmen sah, wie auf dem Lande gehen. Vielleicht habe ich mich auch schlecht gegen das Per-

sonal im Hotel benommen. Trotzdem das Hotel ganz gut war, in allem sonstigen — nur nicht im Interesse der Kunst. Ich war in drei Tagen wieder zurück und wollte doch Wochen daselbst bleiben. Nun habe ich allein das Vergnügen und die Freude, mit aller Kraft unsern ‚Friederich le Grand' in Berlin wieder in Angriff zu nehmen. Hoffentlich wird es gelingen!«

*

Wieder ist der Juli zu Ende gegangen. Vier Jahre später. Und während sonst um diese Zeit regelmäßig ein Brief vom Walchensee kam, ist jetzt in mir die Erinnerung an jenen heißen Vormittag, als der Saal der Berliner Sezession mit schwarzen Tüchern verhängt war und tiefrote Rosen aufleuchteten im Lichte der Kerzen. In der Mitte des Raumes stand der Eichensarg, und darauf lag die Maske aus Gips, die in Holland vom Antlitz des toten Meisters abgenommen worden war.

Und aus den vielen Reden ist mir ein Satz im Gedächtnis geblieben, der Satz, den ein Vertreter Königsbergs sprach, als er von Corinth Abschied nahm: »Ich habe dir nichts mitgebracht, Lovis. Aber heute, an deinem siebenundsechzigsten Geburtstag, gehen ostpreußische Mädchen hinaus ans Meer, das du dein Leben lang geliebt hast. Sie pflücken dir einen Immortellenstrauß und umwinden ihn mit einem Band, leuchtend blau, wie das Meer an diesem Sommertag. Und diesen Kranz aus deinen Lieblingsblumen bringen sie dir nach Berlin, auf dein Grab!«

Das Lutherwerk Corinths ist im Verlage von Gurlitt in Berlin erschienen, der auch die farbigen Lithographien zu Fridericus Rex verlegen wird. Mit seiner Genehmigung bringen wir die Abbildungen zu diesem Gedenkaufsatz.

Der alte Traum

Ich weiß nicht aus, ich weiß nicht ein,
Ich möchte gern daheime sein
Und muß doch immer wandern
Von einem Tag zum andern.
Der Tag ist laut und macht mir bang,
Die Nacht geht schweigend talentlang.

Einst hatt' ich einen schönen Traum:
Ich schlief als Kind am Lindenbaum,
Mondsichel summte leise
Ein Lied im goldnen Gleise,
Die Sterne lauschten munter,
Und einer fiel herunter.

Nun bin ich längst zum Tag erwacht
Und lausche doch in jeder Nacht
Nach jenem alten fernen Klang
Und find' ihn nicht mein Leben lang.

Und manchmal, wenn der Nachtwind geht,
Der alte Mond am Himmel steht,
Wenn längst der letzte Ton zerrann,
Dann hält die Zeit den Atem an,
Dann klingt aus ferner Weite
Die alt-uralte Saite.

Kurz, kurz die Frist, die träumend schwebt —
Und hab' doch hundert Jahr gelebt.

Heinrich Peters



Karl Bauer: Der junge König Friedrich

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung vom Sommer 1925
Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr) in Hamburg

Der Weg nach Heilisoe

Von Paul Steinmüller

III

Das Skelett im Hause

Harro kam nicht. Marfa saß am Fenster ihres Zimmers, das neben Güldenseys Zimmer lag, sah über die Teiche hin und wartete. Ihr Leben war nur ein Warten. Die alten Weiden dort drüben begrünten sich, standen in vollem Laub, wurden kahl, warfen ab. War es die Zeit, da die Primeln ihre Augen aufschlugen? Flossen die schweren Ströme des Lichts über die dürftigen Erdwellen von Heilisoe? Ging der Herbst in knisterndem Brokat oder standen die Bäume in winterlichem Rauhfrost wie arme bettelnde Waisenkinder? Sie wußte es nicht, sie achtete dessen nicht. Sie zählte nicht mehr nach Jahreszeiten, sie zählte nur noch Harros Besuche.

Seit ihr das Leben ihres Kindes entglitten, hing sie sich mit einem Verlangen, das sie verzehrte, an ihn, den Einzigen, den sie noch besaß. Haushaltsorgen hatte sie nicht, andre Beschäftigungen befriedigten sie nicht. Alles, was die Frau in dieser nothaften Zeit die Hände regen ließ, um den Schwestern zu helfen schien Marfas Seele in jenem Kasernensaal in Riga verloren zu haben, wo täglich der Tod in die Schar der gefangenen Frauen griff und die auf ihn harrenden mehr quälte als die fortgeführten.

Harro! Warum mußte er fern von ihr sein? Während einer Zeit schrieb sie endlos lange Briefe an ihn. Sie gab es auf, als sie merkte, daß er nur die ersten Seiten las. Stieg er aus dem Bahnwagen, den sie, seit einer Stunde auf dem windigen Bahnsteig stehend, erwartet hatte, so überströmte sie ihn mit einer kindlich-stürmischen Freude. Doch am Abend schon begann sie die Stunden zu zählen, die sie noch von seiner Abfahrt trennten.

Er wurde warm, aber seine Zerstreutheit fand kein Ausruhen bei ihr, solange er den heftigen Puls ihrer Unruhe empfand. Von seinen politischen Dingen mochte er nicht zu ihr reden: sie duldete es, aber er wußte, daß sie alles haßte, was ihn von ihr trennte. Tröster ihres Leibes konnte er nicht sein; vielleicht verstand er es nicht, jedenfalls konnte er nicht trösten, wo er selbst getröstet sein wollte.

»Marfa ist eine von denen, die suchen und sich darüber selbst verlieren.« sagte einmal Frauke.

Güldensey sah sie überrascht an. Zuweilen tat Frauke einen Ausspruch, der wie ein Spalt in ihrer kühlen, verhaltenen Art erschien und Tiefen ahnen ließ. Aber man konnte nie hinabblicken, weil immer gleich wieder eine hochmütige Gebärde, ein frostiges Wort sich wie eine kalte Schicht darüberbreitete. Güldensey allein ahnte, daß dieses hastige Zudecken nur Scham sei.

Frauke kam zuweilen, um Marfa zu besuchen. Es zog sie etwas in dieser Frau, die der Zukunft nicht froh ward, weil sie nicht vergessen konnte, an. Sie saß Marfa gegenüber, und wenn nach den ersten Worten das Gespräch stockte, betrachtete sie das schöne Gesicht in dem dunklen Flechtenrahmen grübelnd. Dann stand sie plötzlich auf und ging unter einem nichtssagenden Vorwand wieder fort.

Ja, wäre Güldensey nicht gewesen! In die Tage eines aufreibenden Wartens trug sie Leben.

»Marfa, heut stäubt's um die Haseln im Teichwald, und der Haubentaucher schwimmt im gelben Rohr. Du mußt mitkommen und es sehen.« — »Marfa, gestern ist einer armen Frau im Sachsenviertel ein Kind geschenkt; komm mit mir, es wird dich freuen.«

Und Marfa, die nur ungern das Haus verließ, ging mit, stand wortlos daneben, wo Güldensey bewunderte und lobte, und in ihre Wangen stieg ein leises Rot. Wie konnte Güldensey an den langen Winterabenden erzählen! Nicht wie Ose, die in der Vergangenheit Bescheid wußte sondern aus der Gegenwart: sie streute immer Blumen in die grauen Stunden, und ihre tröstenden Worte waren die goldenen Schlüssel, die die verschwiegensten Kammern erschlossen.

Sie war es, die auf den Postboten wartete und dann leuchtenden Auges ins Zimmer trat: »Marfa, hier ist ein Brief von Harro!« Und so kam sie auch an dem Morgen, da man die Osterpalmen aufgestellt hatte und alle Räume vom Duft jungen Wuchses voll waren.

Marfa las mit flimmernden Augen, das Papier zitterte in ihrer Hand. »Harro kommt,« sagte sie, »er kommt heute gegen Mittag.«

Und sie begann sich für den Gang zum Bahnhof zu rüsten, obgleich noch Stunden sie von dem Augenblick des Wiedersehens trennten.

Harro kam. Er sah angegriffener aus als sonst und war zerstreut. Sie merkte, wie ihre Zärtlichkeit an ihm abglitt, und sah ihn besorgt an.

»Verzeih, ich bin achtlos.« sagte er und sah dabei starr auf eine Menschengruppe, die sich mühte, einen Handwagen mit vielem Gepäck zu beladen. »Ich muß dich bitten, allein nach Hause zu gehen. Ich will Malte aufsuchen.«

Ihr ahnte nichts Gutes, sie wollte fragen, aber sein verschlossenes Gesicht drängte jedes Wort zurück. Sie ging allein nach Hause und sah mit zuckenden Lippen auf die Schneeglöckchensträuße, die sie zu seinem Empfang hingestellt hatte. —

Malte sah den Bruder verwundert an, als der eintrat. Es war die Stunde, da keiner vorgelassen wurde.

»Ja, ja, Häberle hat mich beschworen, zu warten,« sagte Harro, »aber es duldet keinen Aufschub. Ich komme deshalb schon früher, als ich darf.«

Er nahm erschöpft Platz und begann zu berichten. Er hatte für einen Parteifreund gutgesagt, die Forderung war ihm jetzt zugestellt, es mußte in kürzester Frist für Deckung gesorgt werden.

»Wieviel?« fragte Malte.

Als Harro eine namhafte Summe nannte, legte er entschieden den Bleistift auf die Tischplatte. »Ich bedauere, ich kann dir jetzt nicht helfen.«

Harro blickte erstaunt auf: »Du, der Mann, durch dessen Hände täglich ungeheure Summen laufen? Der Verbindungen hat wie keiner in unsrer Stadt?«

»Das verstehst du nicht, Harro.«

»Gut, so schaffe Rat!«

Malte hob die Schultern. Er sagte, daß es leichter sei, eine Torheit zu begehen als sie gutzumachen.

Da wurde Harro erregt. »Du vergißt, daß es mein Geld ist, was ich fordere, und nicht das deine.«

Es war kein freudiges Wiedersehen. Malte warf dem Bruder Leichtfertigkeit vor, dieser berief sich auf sein Recht der freien Verfügung. Sie standen einander mit zornigen Augen gegenüber wie Kämpfer. Es war bei Malte beschlossen, daß er dem Bruder helfen müsse, doch daß dieser seine törichte Handlung nicht reuig ansah, das versteifte seinen Trotz. Mochte er doch die bitteren Folgen seines Leichtsinns schmecken! Er war auch in täglicher Bedrängnis. Unerhörte Forderungen drängten auf ihn ein.

Plötzlich griff Harro nach seinem Hut. »Du willst also nicht?«

Es war etwas in des Bruders Gesicht, das Malte erschreckte, eine Entschlossenheit, die vor dem Letzten nicht haltmachte. War er denn so benommen gewesen, daß er über die Ängste fortsehen konnte, die in Harros Seele ihre Zähne gruben? Er sah den kleinen Jungen vor sich, mit dem er den Ball geworfen hatte. Er hob die Hand. »Ich will dich nicht in Unehre kommen lassen, Harro,« sagte er. »Aber versprich mir: Nie wieder! Setz' dich hin! Wir wollen überlegen, was sich tun läßt.«

Als Harro gegangen war, trat Häberle ein und berichtete. Die Tretmühle drehte sich, aber Malte mußte sich heute anstrengen, die Gedanken bei der Sache festzuhalten. Nein, Harros Angelegenheit ließ sie nicht mehr unruhig flattern. Aber immer aufs neue verloren sie sich in dem Grübeln darüber, wie es möglich sei, daß er über diesem Täglichen die Empfindungen für den Bruder verloren hatte. Er sah sich im Spiegel, und sein Wesen erschien ihm sonderbar verändert.

»Noch etwas, Herr Häberle?« fragte er, als dieser seine Schriftstücke in die Mappe tat und zögernd stehenblieb.

»Ja, Herr Konsul, sie war wieder hier.«

Malte sann nach.

»Die Frau Jobst. Sie hat abermals gefragt, wann sie vorgelassen werden könnte.«

»Ich bin für die Frau nicht zu sprechen. Auf keinen Fall!«

»Sie will wiederkommen.«

»Verbieten Sie ihr das Haus. Entfernen Sie sie, drohen Sie ihr mit der Polizei!«

Häberle versprach es, doch seine Miene verhieß keinen Erfolg.

Malte stand auf und ging durch das Zimmer, sobald er allein war. Was bedeutete dies wieder? Schon einmal hatte Häberle ihm diese Frau gemeldet, und er hatte sie abweisen lassen; nun war sie wiedergekommen! Was mochte sie wollen? Sicherlich betteln. Er war erschrocken gewesen wie selten, als er erfahren, daß sie in der Stadt wieder aufgetaucht war. Der Schreck hatte sich wiederholt, als Claus ihm erzählt, wie sie sich an Güldensey gedrängt. Er hatte sich erkundigt, ob es keine Möglichkeit gebe, sie aus der Stadt unter irgendeinem Vorwand zu entfernen. Onkel Rolf hatte sich vergeblich bemüht. Nein, es war unmöglich. Sie lebte unbescholten, ihr Mann — irgendein Arbeiter — war krank, und sie ernährte ihn und ein fünfjähriges Kind. Am besten war es, man übersah ihr Dasein, ließ sie gewähren, solange sie die andern in Ruhe ließ.

Darüber war eine längere Zeit vergangen. Vielleicht wußten Leute in der Stadt darum und munkelten von alten Zusammenhängen. Man mußte es stillschweigend dulden, man hatte eben wie viele andre auch ein Skelett im Hause. Nur es nicht berufen! Nur nicht daran denken!

Aber nun war sie von selbst gekommen, ging um und störte die Ruhe des Hauses. Er hätte in ihr mehr Stolz vermutet. Aber solche Geschöpfe — wer wußte, wie tief die gesunken war! Claus hatte gesagt, sie sei damals betrunken gewesen.

Was nun? Sie würde wiederkommen, o ja, sie würde wiederkommen, Malte wußte es. Wohl wäre es das einfachste, ihr Geld zu geben, um sie fürs erste loszuwerden, aber Geld stachelt die Begehrlichkeit an, sie würde wieder und wieder pochen, und was seit zwanzig Jahren begraben war, würde wieder in aller Leute Mund sein. Und dann das väterliche Verbot! Nein, sie von sich fernhalten, war das beste. Landgraf, werde hart!

Malte setzte sich nieder und begann etliche Schriftstücke durchzusehen.

Als er eine Stunde später das Haus verließ, trat ihm am Fuß der Treppe eine Frau entgegen. In diesen groben Kleidern und nach dem gealterten Gesicht unter einem zerdrückten Mützchen hätte er sie nicht wiedererkannt. War das die stolze Schönheit von einst? In seiner Erinnerung lebte ein Bild das war biegsam schlank, trug ein seegrünes schillerndes Kleid und hatte rötliches Nixenhaar. Doch er hatte immer in heißem Groll daran gedacht und jeden Gedanken an diese Verführerin gewaltsam zurückgedrängt: ihr Bild hatten die Jahre undeutlich gemacht. Als jetzt sein Blick sie streifte, wußte er trotzdem, daß sie es war.

Sie trat auf ihn zu und grüßte. Er beachtete es nicht und wollte vorüber; da vertrat sie ihm den Weg. »Ich bin Frau Jobst,« sagte sie.

»Ich kenne Sie nicht,« sagte er hastig. »Bedauere, ich habe keine Zeit.«

»Wenn Sie mich nicht kennen, so ist das begreiflich,« erwiderte sie, ohne den Weg freizugeben. »Ich werde mich etwas verändert haben. Kurze Zeit hieß ich Frau Treß.«

Er blickte sie hochmütig an, dann glitt sein Blick an ihrer dürftigen Erscheinung nieder. Wie, wagte sie es, ihn daran zu erinnern? »Wenn Sie mich daran mahnen, so werden Sie wissen, daß wir nichts mehr miteinander zu schaffen haben.«

»Ich weiß es,« entgegnete sie fast demütig. »Aber ich will Sie sprechen, und man hat mir den Zutritt verweigert.«

»Meinen Sie, die Straße sei der passende Ort für ein Gespräch mit Ihnen?«

Sie machte eine schnelle Bewegung, als hasche sie etwas, das ihr entgleiten wolle. »Wenn es Ihnen unangenehm ist, mit mir gesehen zu werden, so bestimmen Sie die Stunde, in der ich Sie im Hause treffe. Mein Anliegen ist so dringend, daß ich darum bitten muß.«

»Ich sagte Ihnen, daß davon keine Rede sein kann,« sagte Malte. »Erlauben Sie, bitte!« Er trat zur Seite und ging schnell davon.

Aber sie blieb neben ihm. »Ich komme wieder und bitte: Schicken Sie mich nicht fort,« sagte sie. »Es würde nichts nützen, denn ich käme doch wieder und käme so oft, bis ich vorgelassen bin. Verlassen Sie sich darauf!«

Der Platz an seiner Seite war leer. Er atmete auf, als sei er einer Gefahr entronnen, bog nach einigen Schritten ab und blickte zu den Fenstern seines Hauses auf, um zu sehen, ob von dort aus Frauke Zeugin dieser Begegnung gewesen sei. —

Am folgenden Tage zögerte Häberle wieder vor dem Hinausgehen. Malte tat, als bemerke er nichts. Als er aber das Haus verließ, stand die Frau wieder an der Tür. Sie stand am Abend dort, sie erwartete ihn früh am Tage. Sie schritt vor dem Hause auf und nieder; er hörte ihre Schritte auf dem Pflaster, hielt sich die Ohren zu und vernahm sie doch. Er dachte daran, die Hilfe der Polizei anzurufen, gab aber den Gedanken sofort wieder auf. Man trieb sie fort, aber keiner konnte diese Beharrlichkeit tilgen, die neue Wege finden würde. Am dritten Tage war sein Trotz gebrochen. Er konnte sich nicht überwinden, sie rufen zu lassen, doch als er ihre Stimme vor seiner Tür hörte, wie sie Häberle zum ungezählten Male bat, sie zu melden, ging er hinaus und winkte.

Er preßte die Lippen fest aufeinander, als sie eintrat; er war mit Zorn bis zum Überlaufen angefüllt. Er, der jeder Dienstmagd den Sitz geboten hätte, ließ sie an der Tür stehen. Er hielt sich weit von ihr entfernt. »Ich will diese Komödie beenden,« sagte er. »Was wollen Sie? Aber, bitte, kurz!«

Sie nickte. In dem kalten Morgenwind, der über den Markt strich, mußte sie gefroren haben, denn ihre Hände waren rot und sie barg sie unter dem eng angezogenen Tuch. »Es ist mir damals eine Abfindungssumme gerichtlich ausgesetzt, die ich nicht annahm. Ich habe mich ohne sie durchgebracht. Ich würde auch heut nicht danach fragen, wenn ich allein stände und die Zeit nicht so drückend wäre. Ich habe keine Möglichkeit zu verdienen mehr.«

»Sie haben das Recht darauf verwirkt.«

»Man hat mir das bereits gesagt. Ich suche auch bei Ihnen nicht mein Recht, aber vielleicht geben Sie der Notleidenden, was Sie der Frau Ihres Vaters ...« Sie verstummte vor der heftigen Gebärde Maltes.

»Davon kein Wort, bitte, wenn Sie nicht wollen, daß dies Gespräch sofort beendet sein soll,« rief er.

»Der Haß sitzt sehr tief bei den Treß,« sagte sie; »so tief, daß sie selbst unumstößliche Tatsachen tilgen könnten.«

Malte zog ein Schubfach auf und entnahm ihm eine Brieftasche.

»Lassen Sie das!« sagte sie rauh. »Ich will kein Almosen! Ich erwarte von Ihrem Gerechtigkeitsgefühl, daß Sie mir das zubilligen, was Ihr Vater zu geben für nötig fand.«

Malte wollte etwas entgegnen, doch er hielt an sich. Er mochte die letzten Worte seines Vaters vor ihr nicht preisgeben.

Die Frau lockerte ihr Schultertuch und zog eine Rolle von Papieren hervor. »Ich lasse auch nicht mit mir handeln,« fuhr sie fort. »Ich weiß, Sie haben mich gehaßt von dem Augenblick an, da ich den Treßhof betrat. Ich habe es dem Jungen, der das Andenken an seine tote Mutter damit zu ehren glaubte, nicht verdacht. Damit Sie aber jetzt verstehen, wie alles kam, wollte ich es Ihnen erzählen. Oh, ich weiß, Sie haben für dergleichen Dinge keine Zeit, deshalb hab' ich hier den Hergang aufgeschrieben. In den kommenden Feiertagen werden Sie Zeit zu lesen finden. Am Tage nach Ostern hole ich mir die Schrift ab und erwarte Ihren Bescheid.« Sie legte die Rolle auf seinen Schreibtisch und zog das Tuch um die Schulter.

»Bemühen Sie sich nicht,« sagte Malte; »ich habe andres zu tun, und vorlassen werde ich Sie nicht wieder.«

»Sie werden lesen und Sie werden sich sprechen lassen,« sagte sie bestimmt. »Glauben Sie mir, wer so weit in das Elend kam wie ich, dem ist es gleich, wenn er nach tagelangem Warten auf dem Pflaster umfällt.« Sie grüßte mit einer hastigen Kopfbewegung und ging.

Malte wollte sie zurückrufen, sie bewegen, daß sie die Schrift mitnahm, doch das war zu spät.

Sollte er sie ihr nachsenden? Aber er wußte ihre Wohnung nicht. Mochte sie uneröffnet liegen, bis sie sie abholte; lesen wollte er sie nicht. Mit spitzen Fingern ergriff er die Rolle und verschloß sie in seinem Schubfach. —

Seltsam! Es war Malte, als sei ein Fremdes in seinem Zimmer, wenn er allein war. Er empfand die Gegenwart eines andern, wie man sie fühlt, wenn jemand unbemerkt in den Raum getreten ist. Das leise Rauschen einer Kleiderfalte, das Wehen eines Atemzugs! Mitten im Schreiben eines Wortes blickte er auf. Sahen von dort, aus dem Dunkel neben der Tür, nicht zwei Augen auf ihn?

Nervenüberreizung, sagte er sich und fuhr in seiner Arbeit fort. Doch das spukhafte Gewißsein einer fremden Gegenwart blieb. Er war endlich überzeugt, daß ihn die Papiere in der Lade erregten, und wußte doch, daß er sie nicht loswerden konnte. —

Den Stillen Freitag hatten die Geschwister im Treßhof zugebracht. Es waren seltsam gehaltene Stunden gewesen. Man hatte von Jörg gesprochen, dessen Wirksamkeit Aufsehen zu erregen begann, trotzdem er sich noch immer als ein Lernender bezeichnete. Dann — wie war es nur dahin gekommen? — hatte Marfa begonnen, Lieder ihrer baltischen Heimat, die sie in das Deutsche übertragen, mit leiser, müder Stimme zu singen. Eins hatte Malte unerträglich schwermütig geklungen:

Wenn ich sterbe, werden keine
Klageglocken um mich gehn,
Wird an meinem Grab nicht eine
Seele weinend stehn.

Auch Harro war von der trübseligen Stimmung dieses Liedes angesteckt worden. »Laß das, Marfa!« hatte er unwirsch gesagt. »Wir haben genug, was unsre Stimmung verdüstert.«

Erschrocken hatte Marfa abgebrochen, und Frauke hatte bald danach Malte zum Aufbruch gemahnt.

Der Ostersonnabend verging in der üblichen Unruhe und Arbeitsunlust derer, die an die Vergnügen der Festtage denken. Malte sah das rege Treiben auf der Straße, hörte die Glocken, die das Fest einläuteten. In den Schmuckrosen des Rathausgiebels verglomm das Abendrot des Frühlingstages. Er erschien sich so verloren, so ausgeschlossen von der geringen schalen Freude, die den Menschen da draußen trotz aller Not verblieben war. Solche stimmunghaften Stunden taugten nicht für ihn. Mit dem Entschluß, zu arbeiten, ging er, als Frauke sich zur Ruhe zurückgezogen hatte, noch einmal hinab.

Aber da war wieder dieses unhörbare Atmen der fremden Gegenwart. Er kämpfte dagegen an und wurde doch des unbehaglichen Gefühls nicht Herr. Endlich, da es schon auf Mitternacht ging, schob er die Hefte zurück, entnahm dem Schließfach das Bündel und begann zu lesen:

Ich habe mich entschlossen, aufzuschreiben, wie alles kam. Wenn es andern nichts nützt, so gibt es vielleicht mir Klarheit und dient ihnen, ihr Urteil über die Verlorene zu mildern.

Ich habe nichts von Glück oder dergleichen erwartet, als ich verheiratet wurde. Im Gegenteil. Aber für die Neunzehnjährige war das Elend zu Hause unerträglich, und da es aus ihm keinen andern Ausweg gab als die Heirat, so griff ich zu. Unter welchen Bedingungen die Verbindung zustande kam, wußte ich freilich nicht. Mein Mann war der reiche Treß, das genügte. Er war bürgerlich — das war mir gleich; er war fünfundzwanzig Jahre älter als ich — damit hoffte ich mich abzufinden. Jedenfalls besaß er jugendliche Frische, war Kavalier und maßlos verliebt. Dies schmeichelte mir so, daß ich darüber vergaß, daß mein Herz andre Wege gegangen war. Was wußte ich denn damals von Welt, Menschen und ihren Herzen!

Mein erstes Ehejahr — ja, davon muß ich jetzt reden. Es gefiel mir eigentlich recht gut. Um die Kinder, besonders um die eben geborene kleine Myrrha, durfte ich mich nicht kümmern, überhaupt an nichts rühren, was an die verstorbene Frau meines Mannes erinnerte. Doch das wollte ich ja auch nicht. Ich sollte mich putzen, mich vergnügen und ihn vergnügen, wenn er kam, um mit mir zu spielen. Das war im Anfang häufig, dann seltener. Als es seltener war, gefiel es mir besser. Denn obwohl mein eitles, unerfahrenes Herz daran Gefallen fand, merkte es doch unbewußt, daß ich wie eine Puppe gehalten wurde, die man aus der Hand legt, sobald es an ernsthafte Dinge geht. Wäre mein Mann zu mir wie ein Vater gewesen — es hätte mir vielleicht anfangs weniger behagt, aber ich wäre später nicht so leer dagestanden, als ich nach meiner Empfindung entscheiden sollte.

Das trat bald genug ein. Nach einem Jahre war ich einmal widerspenstig. Mein Mann wollte mich bestrafen und verreiste. Vor seiner Abreise kam er zu mir und sagte mir den Grund.

»Ich hoffe, du bist zur Vernunft gekommen, wenn ich nach einer Woche wiederkehre,« sagte er weiter. »Denke über dich nach. Willst du deinen Vater besuchen, so habe ich nichts dagegen.«

Er ging und ließ mich wie ein ausgescholtenes Kind zurück. Zu meinem Vater hatte mich während des ganzen Jahres nichts gezogen, dort erinnerte zuviel an eine freudlose Jugend. Doch als ich mich am zweiten Tage langweilte, lockte mich der Gedanke, es sei vielleicht recht hübsch, meinen Glanz im Lichte meiner früheren Umgebung zu spiegeln, und ich fuhr nach Hanneshof.

Es war das alte liederliche Treiben dort, dem entrückt zu sein eine Tante mich glücklich gepriesen hatte: mein Vater befand sich viel auf der Jagd; war er im Hause, so fanden sich Kumpane zu Trunk und Karten ein. Die Wirtschaft war jedoch wie früher in gutem Stand.



F. Arnhold: Fischergang auf der Fraueninsel im Chiemsee

An einem Abend waren wir allein. Mein Vater begann von meiner Ehe zu sprechen. Ich glaubte, er wolle mich über das Verhältnis zwischen mir und Treß ausfragen, und malte meine Tage in glänzenden Farben. Aber das war es nicht. Schließlich kam es heraus: ich sollte bei meinem Mann für die Dargabe von Geld an meinen Vater eintreten.

Entrüstet lehnte ich ab und erregte den Vater, der ohnehin getrunken hatte. Er befahl, ich widersprach. Er wurde maßlos heftig, und nun sagte er es: er habe mit meiner Heirat ein gutes Geschäft gemacht.

Der Gedanke, verkauft zu sein, weckte in mir Ekel und Abscheu, Ekel vor dem Verkäufer, Abscheu gegen den Mann, der es gewagt hatte, mir eine Kaufehe zuzumuten. Ich stand auf und bestellte selbst den Kutscher, daß er anspanne. Ich wollte in die nächste Stadt und in einem Gasthause die Nacht zubringen.

Als ich dort eintraf und dem Kellner meinen Auftrag gab, erblickte ich durch die Spalte einer halbgeöffneten Tür den Baron Usfeldt, der dort einsam bei der Flasche saß. Ich wich zurück, doch er hatte meine Stimme erkannt und stand plötzlich neben mir.

»Bekomme ich keine Hand?« fragte er.

»Rühren Sie mich nicht an. Muck!« sagte ich. »Ich weiß jetzt, daß ich verhandelt bin.«

»Ich weiß es lange und habe Sie darum nicht einen Augenblick lang geringer geachtet,« erwiderte er. »Nehmen Sie, wenn Sie durchaus einen Sündenbock brauchen, mit mir vorlieb, Tessi; denn hätte ich Mut genug besessen, trotz meiner verzweifelten Lage um Sie anzuhalten, so wäre dies alles nicht über Sie gekommen.«

Er führte mich an seinen Tisch und schloß die Tür. Ich war wie betäubt, hatte nur den Wunsch, mich mit einem Menschen, der mich verstand, aussprechen zu können, und bedachte nichts. Nein, ich hätte es nicht tun sollen; aber was weiß ein ungeschultes Herz in solchen Stunden! An jenem späten Abend lernte ich das erstemal die alle Not betäubende Wohltat des Rausches kennen.

Das Gerücht traf vor mir im Treßhof ein. Wäre ich reuig gewesen was in diesem Falle klug heißt, vielleicht, daß sich alles andre gewendet hätte. Aber ich wollte nicht. Mein Stolz forderte das ganze Leben heraus.

Ich ging nach Westdeutschland; eine Freundin hatte mich, während meine Ehe geschieden wurde, zu sich eingeladen. Ich blieb dort kaum so lange, bis die Trennung ausgesprochen war. Ihres Gatten Blicke gingen mir oft sonderbar nach, ich duldete das. Ich duldete auch, daß er mich zur Vertrauten seiner Nöte machte: er war nicht glücklich.

Am nächsten Tage reiste ich ab.

Was blieb mir übrig? Ich mußte verdienen. Also trat ich in ein Geschäft, wo ich vornehmen Käuferinnen ihre Kleider vorführen durfte. Der Chef hatte mich lange gemustert und dann zufrieden gelächelt. Mir graute, aber es gab keinen andern Weg. Sollte ich Klavierstunden erteilen, Puppen ausstopfen oder Blumen auf Gläser malen? Die Auswahl war nicht groß, und vielleicht saß ich doch noch eines Tags an einem der langen Tische, an denen zwanzig Mädchen Fäden zupfen oder Federn sortieren. Vorläufig trug ich noch seidene Kleider, die andre kauften, und wohnte in einer Dachkammer.

Die Freude dauerte ein Jahr. Da verließ die erste Verkäuferin das Geschäft, und eine Woche später ließ mich der Chef in sein Zimmer rufen.

»Ich glaube, Sie verdienen hier nur recht wenig,« sagte er.

Merkwürdig, daß ihm dies plötzlich einfiel!

»Sie können sich besser stehen, wenn Sie wollen,« fuhr er fort.

Ich schwieg und wartete. Plötzlich griff er nach meiner Hand.

»Nein!« schrie ich und riß mich zurück. Damit ging ich.

Einen Monat darauf stand ich wieder auf der Straße. Menschenströme liefen an mir vorüber, ich aber war allein, wußte nicht, wo aus noch ein. An diesem Abend betrank ich mich wieder bis zur Bewußtlosigkeit.

Wie viele Sprossen hat die Leiter, auf der man abwärts steigt, in das Dunkel, tiefer, immer tiefer? Ich habe sie nicht mehr gezählt, aber ich weiß, daß der Abstieg endlos ist. Ich saß nach nicht allzu langer Zeit wirklich mit neunzehn Mädchen an einem Tisch und falzte Papiere. Ekelhafte Luft, erniedrigende Reden, der ganze Brodem einer gärenden Lebenszone schlug mir Tag für Tag entgegen. Ich atmete ihn und stumpfte allmählich völlig ab, wurde eine andre und vergaß ganz, was ich gewesen war und wie ich hieß.

Aber eins hielt mich, daß mir der Schlamm nicht bis übers Knie stieg: der felsenfeste Vorsatz, meine Brotrinden mit meiner Hände Arbeit zu verdienen. Nicht mehr wollte ich, als satt werden. Alles andre war käuflich: Vergnügen, Ehre, Stellung, man mußte nur zahlen können.

Seit jenem Tage, da meine Ehe in die Brüche gegangen war, haßte ich das Geld und jeder Tag hat es mir bestätigt, daß die Geldherrschaft der größte Fluch ist, der jemals über die Menschheit gekommen ist; daß die wahnsinnigen Eroberer, die Millionen Menschen opferten, und die großen Pestzeiten nicht halb so verderblich gewesen sind wie der Mammonismus. Es ist nicht wahr, daß er die Triebfeder von Arbeit und Kultur ist. Er züchtet die Genußsucht, den Zerfall und verdirbt jede Arbeit, weil er ein Geschäft daraus macht!

Das sage ich, Therese Jobst, Frau des schwindsüchtigen Monteurs Jobst, verehelicht gewesene Frau Treß, geborene Freiin Horn, die durch alle Schichten des Lebens ging und keine, keine sah, die Erlösung bot.

Während des Krieges trug ich Zeitungen aus, half in Hausständen, flickte, nahm an, was sich fand. Dabei lernte ich meinen Mann kennen, als er auf Urlaub heimkam. Er war ein edler Mensch. Als er mir die Ehe mit ihm antrug, war ich gewiß, daß er es nicht seinetwegen tat, sondern um mir zu helfen. Was hätte er sonst an mir gefunden! Solche, die ihm Kartoffeln kochten und das Arbeitszeug stopften, hätte er in Menge haben können.

Ich schenkte ihm ein Mädchen, und dies Kind wird, wenn er längst nicht mehr ist, für mich die Erinnerung an die schönste Zeit meines Lebens sein.

Nun habe ich ausgesprochen, wie alles wurde. Vielleicht sind Lücken da, daß nicht jeder alles versteht, aber das ist nicht schade. Wer noch Ohren hat zu hören, der wird mich verstehen und auch das Leben dieser Zeit, von dem ich nur ein winziges Bruchstück bin. — —

Kling! sagte die Glocke der alten Uhr. Der Arm des Mannes, der die Hippe trug, fiel herab und hob sich wieder. Es war ein Uhr.

Malte faltete die Bogen zusammen und lehnte sich in den Stuhl zurück. Durch die Osternacht ging ein Wind aus West, der strich hörbar an den Scheiben vorüber. Malte legte die Hand über die Augen, die vom Lesen brannten und das blendende Licht nicht vertrugen.

Was nun? Es war etwas in diesen Zeilen, das an sein Herz griff: ein Mensch, der redlich gerungen und in harter Fron seine Fehler und Schwächen gesühnt hat. Was sie hier geschrieben, war wohl ein echtes Bekenntnis, das keine Pose entstellte. Aber sie war nun einmal das Skelett im Hause, und das durfte man nicht durch Verbindlichkeiten an sich fesseln.

Und noch eins: das väterliche Gebot! Wie war es doch gewesen?

In den letzten Tagen vor seinem Ende hatte ihn der Vater zu sich beschieden. Alle andern hatten das Zimmer verlassen müssen, auch Güldensen, die er sonst nicht von seiner Seite ließ. Irgendeine dringliche geschäftliche Verfügung! hatte Malte gedacht; doch es kam nichts von Geschäften.

»Pastor Thomasius wird heut nachmittag kommen, Malte, du weißt! Was ich ihm nicht sagen kann, will ich dir, meinem Ältesten und Nachfolger, beichten. Ich habe gegen euch und eure liebe Mutter ein schweres Unrecht begangen, als ich so bald nach ihrem Tode diese — Person in das Treßhaus führte.«

»Es ist ja alles gut geworden, Vater,« hatte Malte gesagt; »du hast darunter genug gelitten und gesühnt.«

»Gelitten, ja; ob gesühnt, das weiß ich nicht. Es quält mich jetzt wieder stündlich. Wie konnte ich als ein reifer Mann einen so unbegreiflichen Schritt tun! Ich suche meiner Kinder Verzeihung, mein Sohn!«

Malte hatte die unruhigen Hände gefaßt und ihm trostreich zugesprochen, doch der Vater war danach nicht ruhiger geworden.

»Versprich mir noch eins!« hatte er weiter gesagt. »Ich mußte die Folgen meines Leichtsinns tragen, aber mit mir soll es begraben sein; ich will nicht, daß ihr noch darunter leidet. Wenn jemals jene Frau wieder auftauchen, sich an euch drängen sollte — versprich mir, daß du nichts tust, was die Erinnerung an jene schmachvollen Tage wieder weckt. Laß tot sein, vertilge alles, was unsern Namen verunehrte.«

Es war ein heftiges Flackern in den Augen des Sterbenden gewesen, das war mehr als Selbstanklage, das war Haß. Sein war die Leichtfertigkeit, die ein unfertiges Mädchen zur Gattin wählte, aber jene hatte den ihr angetragenen alten Namen durch den Schmutz geschleift. Sie hatte recht: der Haß saß tief in den Treß. Weh dem, der ihn weckte!

Malte hatte in jener Stunde dem Vater alles gelobt, was er verlangte. Er verstand ihn so gut. Nun aber saß er hier, ein Richter, in dessen Brust die Ehrfurcht vor dem, was er versprochen, sich mühsam gegen die Menschlichkeit behauptete. Was sollte er tun? —

Als am ersten Werktag nach dem Fest das Nötige mit dem Prokuristen besprochen war, sagte Malte: »Herr Häberle, es könnte sein, daß jene Frau wiederkommt, die uns seit Tagen belagert.«

»Sie steht schon draußen vor der Tür, Herr Konsul.«

Schon? Sie war seiner sehr sicher, nachdem er sich einmal nachgiebig gezeigt hatte. »So lassen Sie sie eintreten.«

Häberle ging. Lächelte er nicht? Malte schämte sich seiner schnellen Bereitwilligkeit, die dem andern auffällig war. Sein Stolz versteifte sich. Er nickte hochmütig, als die Frau grüßend eintrat, und sah an ihr vorüber.

»Setzen Sie sich!« Seine Hand wies flüchtig auf einen Stuhl, der in der Nähe der Tür stand.

»Heute bin ich noch nicht ermüdet,« entgegnete sie.

Er wiederholte die Aufforderung nicht, so standen sie sich wieder räumlich getrennt gegenüber. Malte hatte ihre Blätter sorgsam gebündelt, man sah ihnen nicht an, daß er darin gelesen hatte. Mit einer Handbewegung schob er ihr die Rolle entgegen. »Sie geben selbst zu, daß Sie ein Recht, zu fordern, nicht haben,« sagte er. »Eine Forderung würde ich auch stets unbeachtet lassen. Was ich Ihnen sage, gilt nur Ihrer bedrängten Lage.«

Sie blickte ihn unentwegt an, und unter ihren Blicken wurde es ihm unbehaglich. Was redete er nur, wo jemand auf Brot wartete!

»Ich will Ihnen, der Frau Jobst« — er hob das Wort bedeutsam —, »eine einmalige Unterstützung zuwenden, wenn Sie sich vertraglich verpflichten, auf meine Forderungen einzugehen.«

»Bitte,« sagte sie kurz.

»Sie versprechen auf ... Sie versprechen vertraglich sich nie wieder an mich oder an ein Glied meiner Familie mit einem Anliegen zu wenden oder sich auf alte Beziehungen zu berufen. Sie versprechen ferner, niemandem gegenüber Ihres früheren Zusammenhangs mit dem Hause Treß Erwähnung zu tun.«

Der Schein eines Lächelns glitt um ihren Mund, aber sie schwieg abwartend.

»Sie verpflichten sich weiter, die Stadt unverzüglich zu verlassen.«

»Das ist unmöglich,« sagte sie. »Mein Mann ist schwer krank, und ich verlasse ihn nicht. Und selbst wenn das nicht wäre — wer nimmt uns denn auf? Jeder ist froh, wenn er einen Raum hat, wo er bleiben kann. Wenn ich ginge — jedes Wohnungsamt ist imstande, meinen leidenden Mann auf der Straße umkommen zu lassen.«

Malte zuckte die Schultern: »Das ist das, auf das es mir eben ankommt.«

»Sie wissen genau, daß Sie Unmögliches fordern,« sagte sie. »Sie lassen mir die Wahl zwischen dem Hungertod und dem Tod im Gassenwinkel. Was soll ich tun? Wenn ich allein stände, gäbe es für mich kein Besinnen. Ich bin ja auch nur in diese verwünschte Stadt zurückgekommen, weil es für meinen Mann einst keine andre Verdienstmöglichkeit gab.«

Ihre Stimme zitterte unter Tränen. Malte sah verlegen vor sich nieder. Er wußte, daß diese Forderung ihr Pein bereiten mußte. Dennoch wollte er darauf bestehen. Es galt, sie dem Gesichtskreis der Seinen ein für allemal zu entrücken.

»Ich würde mich für Ihr Unterkommen an einem entfernt gelegenen Ort verwenden,« wandte er ein.

»Vor dem Wesen oder Unwesen von heute gilt das Wort des Konsuls Treß nichts mehr,« entgegnete sie schneidend. »Und wenn es etwas gälte — ich kann einem, der nicht fern vor der letzten Reise steht, keinen Umzug zumuten. Oder geben Sie mir — bis dahin Frist?«

»Sie müßten sofort gehen. Verstehen Sie mich: Sie allein!«

Sie stand unschlüssig im Widerstreit der Gedanken. Plötzlich ging es wie ein Aufzucken durch ihren Körper. Sie trat auf ihn zu. »Geben Sie mir meinen Brief!« sagte sie hart.

Malte blickte sie erstaunt an.

»Geben Sie mir den Brief wieder! Ich sehe, es ist vergeblich. Vielleicht findet er auf einer Behörde mehr Verständnis als bei Ihnen. Oder ich stehe morgen mit ihm an der Rathaustür, um zu betteln. Es lohnt nicht, zu verhandeln, während Menschen Hungers sterben.«

Sie nahm die Rolle und hielt sie hoch. Malte blickte sie jetzt wie gebannt an. Nun, da eine Glut sie durchströmte, erschien sie wie mit einem Schlag verändert; diese welken Gewänder ihres ärmlichen Aufzugs verschwanden völlig unter dem Glanz, der von ihrem Gesicht ausging. Das stolze Blut ihrer Ahnen war in der Dienenden aufgestanden und verschönte sie auf eine eigene Art. Mit der herrischen Gebärde einer aus dem Kerker kommenden Königin warf sie den Arm gegen Malte.

»Bisher war ich Ihre Schuldnerin, jetzt sind die Treß meine Schuldner!« rief sie. »Sie werden mich nicht wiedersehen, deren Freiheit Sie kaufen wollten, aber diese Stunde wird Ihnen keine Ruhe lassen, nie, nie, nie Ruhe lassen. Hier draußen auf dem Pflaster wird es auf und ab gehen, täglich, und wenn Sie glauben, das Glück, Ihr Glück zu ergreifen —«

Sie schwieg plötzlich. Eine Hand legte sich leise auf ihren Arm. Auch Malte war so benommen, daß er erst jetzt bemerkte, wie Gülbensey neben ihr stand.

»Bitte, sagen Sie ihm nichts Böses,« sprach Gülbensey. »Um Ihretwillen! Flüche fallen immer auf den zurück, der sie ausschickt.«

Beklommenes Schweigen.

»Malte, wer ist diese arme Frau?« fragte Gülbensey. »Können wir ihr nicht helfen?«

Sie erhielt keine Antwort. Malte hob wie abwesend die Schultern.

»Sagen Sie mir doch, ob ich etwas für Sie tun kann,« bat Gülbensey. »Wir haben uns schon einmal gesehen, ich erkenne Sie wieder.«

Die Frau starrte sie wie eine fremdartige Erscheinung an. Gülbensey lächelte ihr ermutigend zu. Und dieses ängstlich-herzliche Lächeln, das wie ein Geschenk war, zerschmolz Zorn und Starre zu gleicher Zeit.

Die Fremde wandte sich Gülbensey voll zu, beugte sich tief, tief vor ihr, wie man sich vor priesterlichen Menschen neigt, ergriff den Saum ihres Kleides und hob ihn an ihre Lippen.

Dann, ehe die Treßkinder sich ihres Erstaunens bewußt wurden, war sie verschwunden.

Der vergessene Garten

»Ose, ach Ose!«

Die Alte stand unter leeren irdenen Töpfen und Glashäfen und bedachte, wie geringe Vorräte man in dieser Zeit habe und wie wenig im kommenden Sommer eingemacht werden könne. Da trat Gülbensey ein. Ose hörte es im Schwingen der hohen Stimme, sie sah es an der Röte auf des Kindes Wangen: es mußte Außerordentliches geschehen sein. Sie winkte gegen den Hinterraum der Kammer zu, wo ein Mädchen hantierte, band die Schürze ab und verließ mit Gülbensey den Vorratsraum.

»Was ist geschehen?« fragte sie.

Aber Gülbensey führte sie in ihr Zimmer und schloß hinter sich die Tür. »Die Frau!« sagte sie. »Ich traf sie bei Malte. Sie wollte etwas

Schlimmes sagen, aber ich bat sie, es nicht zu tun.«

»Es geht ihr nicht gut,« murmelte Ose erschrocken.

»Und nun will ich wissen: Wer ist sie?«

Ose kniff die Lippen zusammen. Die kleine, sanftmütige, stets bittende Güldensey, wie selbstbewußt und fast zornig stand sie da!

»Dein Bruder Malte kam aus deines Vaters Sterbezimmer zu mir,« sagte Ose. »Da hab' ich's ihm hoch und heilig versprechen müssen, daß ich es dir nie sagen werde.«

»Das ist nichtig!« rief Güldensey. »Ich bin ja Zeugin gewesen von dem, was sie gesprochen haben. Sollen meine Ahnungen mehr sagen, als in Wirklichkeit geschehen ist? Und dann: Ich habe Malte bedrängt, es mir zu sagen, und Malte hat mich an dich gewiesen.«

»So, das hat er getan?« sagte die Alte. »Und was wird, wenn ich nicht will?«

»Dann, Ose,« sagte Güldensey und hob die Hand, ihre Worte bekräftigend, »dann suche ich so lange durch die Stadt, bis ich sie gefunden, und frage sie selbst. Es ist etwas Dunkles da, das geht uns nach, und ich weiß jetzt, daß es mit ihr zusammenhängt. Ich will es sühnen.«

Ose wußte: wenn sie so spricht, dann gibt es kein Entrinnen. War die Stunde da, die die Erfüllung bringen sollte? Sie blickte lange durch das Fenster in den blauenden Himmel.

»Sie ist deines Vaters zweite Frau gewesen,« sagte sie dann im Flüsterton.

Güldensey sah sie sprachlos an. Sie hatte immer auf dem Weg hierher die Furcht vor Schreckhaftem gehabt, dies hatte sie nicht erwartet, und sie erlag ihm. Langsam sank die erhobene Hand nieder und tastete nach der Lehne des nächsten Sessels. Ihr geliebter Vater! Wann war das geschehen? Doch vor der Zeit, da ihr Denken begann. O Mutter!

Ose kniete vor der Sitzenden und umschloß Güldenseys Hände, die kalt wurden, mit den ihren. »Kind, Kind, nimm es nicht so arg, es ist ja längst Vergangenes! Du kennst die Männer noch nicht. Gerade jene, die am glücklichsten in der Ehe waren, sind nach dem Tod der Frau hilfloser und verwaister als die Lebensklugen. Sie können sich nicht zurechtfinden, lassen sich betören und werden unglücklich.«

»Ja, ja,« sagte Güldensey langsam. »Nun erzähle, Ose.«

»Ach, Kind, da gibt es viel zu sagen. Du sollst aber nicht denken, daß dein Vater das Andenken der lieben Mutter nicht geehrt hat. Er verzehrte sich völlig darin, ging täglich nach dem Friedhof, konnte sich genugtun, ihre Briefe zu lesen und in ihrem Zimmer zu sitzen. Wir sorgten uns um ihn, wir dachten, er würde daran zugrunde gehen. Aber wir wissen alle wenig voneinander. Was Trauer heißt, ist oft nur aufgesammelter Lebenshunger.«

»Sprich doch weiter, Ose!«

»Ja. Du warst noch nicht ein Jahr alt, als er eines Tags sich ganz erregt zu Tisch setzte. Ich bekam einen großen Schreck, dachte: Um Gottes willen, er wird doch nicht anfangen, zu trinken! Es war wie ein Rausch über ihn gekommen. Später hat mir Mellin erzählt, wie alles gekommen ist und was an jenem Tage begann. Es kam damals fast täglich der Baron Usfeldt in die Stadt, ein Spieler und Abenteurer, dessen wilde Streiche im ganzen Lande erzählt wurden. Für nichts hatte er Sinn als für Pferde, und so fuhr er denn seine glänzenden Gespanne in unsern Straßen zur Schau. An diesem Tage kutschierte er auch wieder hier herum, und neben ihm auf dem hohen Selbstfahrer saß die junge Baroneß Horn. Es ist viel gesprochen worden von ihr und ihm und ihr und ihrem Vater. Ich weiß nichts mehr, hab' auch damals nicht darauf geachtet. Was gingen uns die fremden Leute an!

An jenem Tage begegnete ihnen dein Vater und muß von Stund an behext gewesen sein. Sie hatte rotes Haar, und wenn sie lachte, dann glitzerte etwas in ihren Augen, das war nicht von dieser Erde. Engelke hat gesagt ... Doch das gehört nicht hierher. Kurz, dein Vater war wie von Sinnen. Auf der Straße ist er stehengeblieben, sie hat ihn angelacht, und er hat dem Wagen nachgestarrt. Dann ist er in die Krone gegangen, wo der Muck Usfeldt ausspannte, hat sich mit ihnen in der Weinstube bekannt gemacht; danach ist er, den Kopf voll wirrer Gedanken, nach Haus gekommen.

Einige Tage ist er zerstreut umhergegangen, jeder von uns war daran gewöhnt und fand nichts dabei. Aber dann hat er sich aufgemacht nach Hanneshof zum alten Baron Horn. Dort hat er leichtes Spiel gehabt, denn es hat nicht acht Tage gedauert, bis er versprochen war.«

»Der arme Vater«, sagte Güldensey. »Aber das Ende, Ose.«

»Das kam schnell genug, Kind, nach kaum einem Jahr. Sie taugte nichts. Vielleicht wäre sie an anderm Platz etwas Rechtes geworden. Bei uns war sie nicht am Platz. Der Reiz, daß der erste Mann der Stadt um ihretwillen sich und andres vergaß, verflog bald. Laß es genug sein!«

»Doch dies, dies!« sagte Güldensey. »Sie ist arm und elend.«

»Sie hat geerntet, was sie gesät,« entgegnete Ose hart.

»Nein, das ist es nicht, Ose. Du kennst so viel vom Leben und bist doch so hart. Du solltest sie sehen, und du würdest Mitleid mit ihr haben.«

Die Alte schüttelte den Kopf. »Mitleid? Es gibt viel unverschuldetes Elend heute, das man bemitleiden muß. Diese aber, die sich für Geld verkaufte —«

Güldensey erhob sich und nötigte Ose damit,

auch aufzustehen. »Jörg hat mir einmal geschrieben; Wessen Liebe völlig sein soll, der darf nicht richten,« sagte sie leise. »Wenn sie sich verkaufte, so wurde sie auch gekauft. Und wir alle ... Ach, Ose, mir ist zuweilen so bang um uns! Wie oft Malte sich wohl verkauft und Harro und alle von uns, die ihre Geschäfte machen. Ich glaube, es ist viel Schuld da, nicht nur von alter Zeit — du weißt, Balzer Treß, der fliegende Holländer! —, sondern auch aus jüngster Zeit, von Großvätern, Vätern und uns. Und das schwärt nun in dieser bösen Zeit aus.«

»Ja, ja,« sagte Ose. »Wolle Gott uns gnädig sein!«

»Ach, Ose, das sagen sie jetzt alle und seufzen und ringen die Hände. Aber das allein tut's nicht.«

Die Alte öffnete die kleinen Augen weit und blickte Güldensey lange an. Ihr schien, als sei das Kind gewachsen und sei eine ganz andre, als sie vor kurzem war. »Was soll man tun?« fragte sie. »Was willst du tun?«

»Ich?« antwortete Güldensey. »Ich werde gehen und die Frau suchen. Ich weiß nicht, was sie von Malte wollte, aber wer so ausschaut wie sie, der ist in Not.»

Ose hatte Einwände. Man müsse vorher Malte fragen; man dürfe sich jener nicht aufdrängen; sie sei es vielleicht gar nicht wert; Güldensey käme in unliebsame Berührung. Endlich machte sie geltend, daß man doch nicht Haus bei Haus absuchen könne. Und den Namen der Frau? Ja, sie habe ihn wohl gehört, aber sie könne sich nicht besinnen.

Güldensey schüttelte zu allem den Kopf. Sie fürchtete nichts, sie sah nur auf ihren Weg. —

Wenig später stand sie drunten in Mellins Wohnung. Der Packmeister stellte schnell die Pfeife, die er sich vor Tisch vergönnte, aus der Hand. Aber als Güldensey die entscheidende Frage an ihn richtete, blinzelte er unsicher und gab vor, von nichts zu wissen. Um Dinge, die die Herrschaft angingen, kümmere er sich grundsätzlich nicht. Telge zu fragen, war nicht nötig. Aber Engelke! Doch auch Engelke versagte. In ihre klösterliche Abgeschiedenheit war wohl auch kaum etwas von diesen Ereignissen des Treßhauses gedrungen.

Aber als Güldensey beim Fortgehen unter dem Torbogen des Heiligen Geist stand und etwas bänglich auf die volkreiche Straße am Binnenhafen hinaussah, kam ihr plötzlich das Gedenken an jenen nebelerfüllten Abend, da sie mit Engelke die Versammlung der Gemeinschaftsbrüder besucht hatte. Hanna Wilkens!

Sie fragte in dem Geschäftshaus, in dem die Näherin arbeitete, nach ihr. Nein, die Wilkens war hier nicht mehr tätig, doch man wußte ihre Wohnung. In einer halben Stunde hatte sie sie gefunden und ihr Anliegen vorgebracht.

Ja, die Blasse wollte ihr helfen und wußte auch sofort Rat. Die Straßenbahnverwaltung! Und dort sagten sie Güldensey Namen und Wohnung der entlassenen Schaffnerin, auf die die Beschreibung zutraf.

Einkaufen, vieles einkaufen! dachte Güldensey. Aber sie verwarf den Gedanken gleich wieder. Gab das nicht zu Mißdeutungen Anlaß, wenn sie als Spenderin mit gefüllten Armen eintrat? Sie wollte zuerst Vertrauen gewinnen.

Als sie klopfenden Herzens die unsaubere Stiege des von häßlichen Küchendünsten erfüllten Hauses emporstieg, lehnte sich eine Frau in unordentlichem Anzug über das Geländer und musterte sie mit aufdringlicher Neugier.

»Nicht wahr, hier wohnt Frau Jobst?« fragte Güldensey freundlich.

Die Musternde wurde zugänglich und gab mit lauter Geschwätzigkeit Bescheid. Die Jobsten! Ja, ja! Noch wohne sie hier. Ob sie zu Haus sei, wisse man nicht, sie habe seit gestern wieder eine Stelle. Aber der Jobst sei da und das Kind.

Güldensey hielt dem Redestrom tapfer stand und blickte die Frau ruhig an. In ihr krampfte sich etwas zusammen. Wie roh die Gesichtszüge waren, wie rauh die Worte und wie wüst das armselige Haar! Das waren die Hausgenossen der Frau, die einst mit glänzendem Gespann durch die Straßen fuhr und im Treßhof ein und aus ging, die erste Dame der Stadt!

Sie dankte und tappte in den dunklen Gang, den jene ihr gewiesen. Es waren viele Türen hier. Auf gut Glück pochte sie an eine, hinter der ein lang anhaltendes hohles Husten hörbar war. Eine zerbrochene Stimme sagte etwas, dann näherten sich trippelnde Kinderfüße der Tür.

»Wohnt hier Frau Jobst?« wiederholte Güldensey ihre Frage.

Das Kind führte den Finger zum Mund und sah den Besuch unschlüssig an. Aus der Tiefe des Raumes drangen wieder Laute der zerbrochenen Stimme.

»Darf ich wohl eintreten?« fragte Güldensey und schob sich durch den Türspalt in die Stube.

Daß es Gott erbarm! Der Raum war kalt und wirkte darum in seiner Kahlheit noch frostiger. Zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, ein Gestell, das wohl zur Herrichtung eines zweiten Lagers diente. Kisten, in denen einiges Geschirr aufgestapelt war. Von einem Kochofen stieg ein seltsamer Brodem auf. Durch kahle Fenster sah der blaue Frühlingstag.

Auf dem Bett lag ein Mann mit wirrem blondem Kopf- und Barthaar. Seine dürre Hand hielt ein blau und weiß gestreiftes rauhes Hemd über der Brust zusammen. Auf dem Stuhl am Bett stand ein Trinkgefäß, mit braunem Trank gefüllt.

»Ich suche Frau Jobst,« sagte Güldensey, als sich ihr das wächserne Gesicht fragend zuwandte.

Es kostete sie Mühe, mit ihrer Stimme die Lasten der Beklemmung zu heben, die dieser Anblick auf sie legte.

Der Mann machte eine bedauernde Gebärde. »Meine Frau ist auf Arbeit gegangen,« sagte die zerbrochene Stimme mühsam. »Sie wollen sie wohl zur Aufwartung. Das ist unmöglich. Sie ist fast den ganzen Tag über fort, und die Zeit, die ihr übrigbleibt —«

Eine Handbewegung deutete auf die kärgliche Umgebung und das Kind. Ein Hustenanfall riß wütend die ausgehöhlte Brust auf und nieder. Und dich, du Armer, begreift deine Gebärde nicht einmal mit ein, dachte Güldensey. Sie wartete, bis er Ruhe fand, sie anzuhören. Etwas in ihr warnte sie, zu sagen, warum sie gekommen sei.

»Kann man denn nichts für Sie tun?« fragte sie.

Er gab weder durch Gebärde noch Miene Antwort. Sein Schweigen war durchaus abweisend: Laß mir meine Ruhe und frage nicht!

»Ich hätte Ihre Frau gern gesprochen,« begann sie zaghaft aufs neue. »Wann könnte das wohl sein, wann darf ich wiederkommen?«

»Heute nicht,« sagte der Kranke.

»Also morgen! Gut, ich komme morgen. Und um welche Zeit? Bemühen Sie sich nicht mit Reden. Nicken Sie nur, wenn es zutrifft. Mittags? Nein, schön! Nachmittags etwa gegen fünf Uhr? Auch nicht! Also des Abends?«

Jobst wandte plötzlich das Gesicht Güldensey zu; aus seinen erlöschenden Augen traf sie ein forschender Blick. »Schreiben Sie Ihre Adresse auf,« sagte er. »Meine Frau wird sich schon bei Ihnen melden.«

O nein, sie würde nie kommen; in den Treßhof würde sie nimmermehr gehen!

»Es ist besser, ich komme morgen selbst wieder,« sagte Güldensey hastig. »Ihre Frau ist am Abend müde und findet hier mancherlei zu tun. Ja, morgen abend komme ich und wünsche herzlich, daß es Ihnen bis dahin besser gehe.«

Ihre Augen grüßten; mit unbeschreiblich lieber Bewegung neigte sie sich zu dem Kind und streichelte es. Ach, was alles ihm fehlte! Dann ging sie.

Und dann kam ein Tag voll aufgeregten Wartens, voll guter Vorsätze und heimlicher Pläne. Was sich Güldensey alles ausdachte, und wie ihr Herz einem gesegneten Brunnen im Frühling glich, der seine Wasser von einer Schale in die andre sprudeln läßt! Malte? Nein, sie ging nicht zu ihm, sie wollte ungehemmt alles allein tun. Auch Ose teilte sie sich nicht mit.

Aber dann kam die Enttäuschung.

Als sie am Abend vor dem Hause eintraf, das ihre Gedanken während des ganzen Tages umkreist hatten, stand da vor der Tür ein kleiner Wagen, mit einem müden Pferdchen bespannt, von dem Leute einen geringen Hausrat abluden. Kinder schleppten vor ihr her Besen und Eimer die Treppe empor und in den dunklen Flur hinein. Auf dem Treppenabsatz stand mit einer andern schwatzend die unordentlich gekleidete Frau, zottig wie gestern, obschon es spät am Tage war. Güldensey grüßte und schickte sich an, den Gang zu betreten.

»Jobstens sind fort,« rief ihr die Frau zu.

Güldensey blieb stehen. »Fort?« fragte sie staunend.

»Sie sehen ja. Es ziehen doch schon andre ein.« Die Auskunft wurde fast kränkend hingeworfen.

»Ja, aber ... Wo sind sie denn hingezogen?«

»Das kann ich nicht wissen.«

Es war augenfällig: sie waren vor ihr geflohen, sie wollten nichts mit ihr zu schaffen haben. Am Vormittag mußte es geschehen sein, und schon nahmen andre von dem traurigen Raum Besitz. Güldensey sprach auf die Frau ein, aber die wiederholte in ihrer derben Art, daß sie nichts wisse. Also vergeblich! Güldensey blickte in das unwohnliche Zimmer. Einige Burschen standen dort und ließen die Flasche kreisen.

Der Wirt konnte keine Auskunft über den Verbleib der Familie Jobst erteilen, auch die Polizei konnte es nicht. Güldensey war enttäuscht. Was hatte sie geben wollen! Und man nahm es nicht an, man zeigte, daß man trotz alles Elends der Hilfe nicht bedürfe, die so spät kam.

Und dennoch sollte sie ihnen kommen! Güldensey beschloß, so lange zu suchen, bis sie gefunden hätte. Hanna Wilkens mußte ihr helfen. Und sie ging und fragte unermüdlich und fand mehr, als sie suchte.

Was für ein furchtbares Gesicht war es doch, in das Güldensey blickte! War dies das Antlitz des deutschen Volkes? Wie Metalle in der Erde die Gewächse des Bodens in Form und Farbe anders gestalten, so hatte die Not verändernd auf das Gepräge der Menschen gewirkt. Die Starre war da, das Seelenlose.

Stieg Güldensey, einer gewiesenen Spur folgend, die düstere Stiege eines Hinterhauses in der Sachsenvorstadt empor, dann grinste es sie teuflisch an.

Aus der Tiefe des Treppenschachtes drangen die rauhen Laute eines Zwiegesprächs bis zu ihr empor, während sie Atem schöpfend vor einer Tür stand.

»Kommst du morgen mit uns?«

»Nein. Am Sonntag muß ich die Papierhaufen durchzählen, die ich in der Woche verdient habe.«

Ach ja, sie trugen den Verdienst in Geldbündeln, mit denen sie die Taschen vollstopften, heim, warfen es für Nichtigkeiten wieder aus und lebten in den Tag hinein.

»Mach, daß du es los wirst,« riet die erste Stimme. »Wer weiß, was es am Montag noch gilt!«

Eine grelle Musik setzte ein. Im Untergeschoß befand sich eine Filmbühne; in dem Saal des Nachbargrundstücks wurde getanzt. Die Melodien der beiden Spielbanden schrien widereinander; dazwischen das jauchzende Aufkreischen einer Frauenstimme.

Güldensey klopfte an. Schlurfende Schritte; dann wurde geöffnet.

»Können Sie mir wohl sagen, ob eine Frau Jobst hier im Hause wohnt? Der Mann ist krank, ein kleines Mädchen gehört zu ihnen.«

Wie oft hatte sie diese Frage getan!

Der bärtige Mann schob den Kopf vor, um die Fragende zu mustern. »Kenne ich nicht!«

Güldensey gab genauere Angaben: der Mann sei Monteur, das Kind trage einen blonden Zopf.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Machen Sie um diese Zeit noch Nachfragen, Fräulein? Lassen Sie das lieber! Wenn Sie auch von der Fürsorge sind, es könnte Ihnen was passieren.«

Güldensey dankte und ging. Die Tür wurde geschlossen. Im Hinabsteigen blieb sie an dem Treppenfenster stehen und blickte in den schmutzigen Hof hinab. Tanzmusik und Bühnenmusik schrillten noch immer widereinander. Die Hinterwand des Hauses stand buntscheckig wie ein Bühnenstück unter dem erlöschenden Abendhimmel: der Verputz war in großen Stücken abgebröckelt, und keine Hand hatte sich gerührt, die großen Wunden der Wände zu verstreichen.

Und was zerbröckelte erst hinter den Türen dieser vielen Wohnungen, in die jetzt Güldensey so oft schaute! Ja, wäre es nur der Hausrat allein gewesen! Doch die seelischen Werte, die verloren gingen, zu zählen, fand sich keiner. Die Starre, das Seelenlose nahm überhand, das Leben wurde mechanisiert.

War das der Giftodem des Tieres, das aus dem Meer stieg? Die große Lüge, von der die Schreier selbst glaubten, daß es die Sorge um das Wohl eines entrechteten Standes sein sollte, was nichts als Gottesfeindschaft und Streit wider den belebenden Geist war?

Traurig kam Güldensey an jedem Abend heim, wenn sie wieder nicht gefunden hatte, was sie suchte. Oh, sie wußte wohl, daß sie trauriger wurde durch das, w a s sie fand.

Einmal traf sie Oberst Helf auf der Straße. Er trug eine Blechkanne und war ausgegangen, um für seine kranke Frau etwas Milch zu kaufen. Er war von einem Laden in den andern gewandert und hatte nichts erhalten. Da, wo Milch vorrätig gewesen, hatte man unerschwingliche Preise gefordert.

»O kommen Sie mit mir, wir wollen sehen,« sagte sie, fühlte in ihrer Tasche, ob die Geldmappe darinnenstak, und erwog, ob Ose wohl Milch übrighätte, wenn sie nicht fänden.

Sie suchten, und nach einer Stunde hatten sie ein wenig Milch eingehandelt und sie sogar bezahlen können. Der Oberst war glücklich und trug seine Kanne so stolz, als sei sie eine erbeutete Standarte.

»Nun darf ich mit Ihnen gehen und Ihrer Kranken einen guten Tag wünschen,« bat Güldensey. Im stillen hoffte sie, daß sie Gelegenheit finde, ihm zu helfen.

Der freundliche alte Herr lehnte das Anerbieten nicht ab, aber die Blechkanne, die sie ihm abnehmen wollte, gab er nicht her. »Welche liebenswürdige Miene hat dieser Tag dadurch gewonnen, daß ich Sie traf!« sagte er. »Es fing heute morgen so verheißungslos an.« Und er erzählte, daß er unlängst ein Möbelstück verkauft habe, was man ja von Zeit zu Zeit tun müsse, um das Dasein zu fristen. Aber da sei das Steueramt gekommen und habe seinen Anteil an dem geringen Erlös gefordert. Heute morgen sei er dort gewesen, um vorzustellen, daß er das Geld nötig zu einer Anschaffung brauche; es war vergebens gewesen, man hatte ihm den Anteil entrissen.

Er blieb an einer Straßenecke stehen. »Lassen Sie mich hier Ihnen danken und Lebewohl sagen,« fuhr er fort. »Ich darf Sie doch nicht bitten, uns um diese Zeit zu besuchen. Meine Frau würde es vielleicht peinlich empfinden, weil noch nicht fertig aufgeräumt ist. Solange sie krank ist, muß ich für Ordnung sorgen, und da ich früh fortgegangen bin ...«

Güldensey dachte: Welche Not spricht er mit diesen paar Worten aus! Ihr Herz lag ihr schwer wie Bergeslast in der Brust. »Wann werden diese Zeiten enden?« fragte sie.

Der alte Herr lächelte: »Weltnebelspanne, wissen Sie, was das ist? Das ist die Epoche des Drucks und der Pressung, in der sich im Weltenraum ein neuer Himmelskörper bildet. So vollzieht sich wohl jetzt eine Neubildung der Menschheit. Was tut es, daß wir wenigen den Wechsel mit unserm Herzblut bezahlen? Wir müssen glücklich sein, wenn wir ein bißchen Freude am Wege finden, wie ich sie heute durch Sie finden durfte.« Er verneigte sich ritterlich vor ihr, wie ein Junger vor der Dame seines Herzens: »Tragen Sie Ihr köstlich Gut weiter, Fräulein Treß. Bringen Sie auch andern noch ein bißchen Freude.«

Ein Kraftwagen fuhr schnell durch die Straße, hart am Fußgängersteig entlang. Die Pfeife schrillte brutal die Menschen an: Platz, Platz für mich! Der Wagen stieß an den Oberst, der ihn nicht sah; um ein weniges hätte er den alten Herrn umgeworfen.

Der Mann am Steuer warf das Gefährt herum und brachte es zum Stehen. »Zum Donnerwetter! Können Sie nicht aufpassen?«

Alle Männer im Wagen, die die Ledermütze in den Nacken geschoben und ihre Pelzmäntel geöffnet trugen, schalten auf den Mann, der ihre Fahrt verzögerte. Dann fuhren sie weiter.

Der Oberst sah ihnen still nach. Womit wucher-

ten jene, die sich so breitmachten und die Straße für sich allein begehrten, mit Zucker oder mit Fetten? Oder verschoben sie Vieh? Es lohnte nicht, zu fragen, auf welche Art die Leute in dieser Notzeit reich wurden. — Geschmeiß!

»Wir werden kein Volk mehr sein, wenn es so fortgeht, nur eine Masse,« sagte der alte Herr. »Aber trotzdem« — und nun verklärte das freundliche Lächeln wieder sein im Schreck erbleichtes Gesicht —, »trotzdem tragen Sie ein wenig Freude weiter aus, mein liebes Fräulein!«

Ja, das wollte Güldensey, und sie suchte weiter und ließ ihren Mut nicht verkümmern, als Woche um Woche verging, ohne daß sie Frau Jobst gefunden hatte. Sie würde sie schon entdecken, und es lag ja so viel am Wege, was auch des Findens wert war. Nur ein bißchen Freude! wiederholte sie täglich, wenn sie am Morgen ausging.

Es wurde ihr schwer, die Stadt auf einige Wochen im Sommer zu verlassen und nach Heilisoe überzusiedeln. Aber Harro hatte sie gebeten, Marsa zu begleiten. Er reiste in einer politischen Sendung nach Norden, und Marsa war stiller als je. Es war undenkbar, daß man sie allein auf der Insel gelassen hätte, das sah Güldensey ein.

Doch Heilisoe bot ihr nicht die Ruhe wie einst. Nein, gewiß nicht, sie schaute nicht nach den gewaltigen Türmen aus, die an sonnenhellen Tagen im Süden aus dem Dunst der Ferne auftauchten; sie bemühte sich, nicht an ihre Armen dort zu denken, und war um Marsa eifrig bemüht. Doch alles, was sie einst so erfreut und was ihr Jörg gedeutet hatte, weckte in ihr die Sehnsucht nach dem Bruder, der seit drei Jahren nicht heimgekommen war.

Was hatte er an dieser Stelle gesagt, wo sich die blauen Glockenblumen über den Rand der narbigen Dünenwand neigten und die silbergrünen Ölweidenbüsche sich fest an den Abhang klemmten? Und hatte er nicht die Insel mit einer Brücke, aus der Zeit in die Ewigkeit führend, verglichen, als sie am Abend droben auf den Königsgräbern standen und das unruhige Zucken des Blinkfeuers über das Land huschte? Und die Käuzchen schrien um die Dämmerungszeit wie damals, und der Wind griff wieder mit lichtfrohen Händen in das Gewölk und zerrte den grauen Flaus, den er zerrissen, auseinander.

Ja, es war alles wie einst, aber es fehlte Güldensey der Mund, der diese Sprache gedeutet hätte. Es wäre so gut gewesen, wenn sie das, was sie empfand, hätte ausdrücken können, schon um Marsas willen, die so schweigsam wurde.

Marsa liebte nicht den nördlichen Strand, wo sich die hohen zerrissenen Dünenwände gegen die brausende Flut stemmten, von wo aus man in die ungemessene Ferne blickte, aus der vor vielen Jahrhunderten auf hochgeschnäbelten Schiffen die Väter gekommen waren. Marsa suchte viel lieber das südlich gelegene Flachland auf, um das der Gesang des Meeres gedämpfter klang.

Da war die Heide, deren Färbung, blaßviolett wie in der Sonne verblichener Samt, dem Lande ein kränkliches und doch ehrwürdiges Aussehen verlieh. Wo die Narbe des dürren Pflanzenwuchses fehlte, schimmerte grell der weiße Sand, von harten silbernen Gräsern gesäumt. Oder es blinkten wie verschlossene Augen tintenschwarze Wassertümpel aus dem Binsenkranz. Ganz vereinzelt drückten sich in Sandmulden zwerghafte verbogene Föhrenbüsche oder winzige Weiden, die wie silberne Myrten erschienen und denen der immer hastige Wind kein Wachstum gestattete, sondern nur ein bescheidenes Vegetieren.

Hier fühlte Marsa sich wohl, hier konnte sie tatenlos liegen und in die Ferne schauen. Iphigenie! dachte Güldensey.

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

War das immer noch ungestillte Sehnsucht nach dem Manne, den sie in dieser Fremde gewonnen hatte und doch nicht besaß? Güldensey erschien es zuweilen, als sei dies Verlangen nach Harro nur der Name für Tieferes, Unausgesprochenes, was die Seele dieser Frau in sich barg.

Es war gut, daß Hanna Wilkens da war. Ja, das hatte sich Güldensey ausbedungen: dieses kleine verblichene Nähmädchen sollte zu seiner Erholung einige Wochen in Sonnenschein und Seewind gebadet werden. Malte hatte Bedenken geäußert, aber Frauke hatte in ihrer Art die Schultern gehoben und gesagt: »Warum nicht?« Damit war es entschieden gewesen.

Hanna Wilkens blühte auf, daß es eine Freude war. Sie wollte durchaus etwas arbeiten, doch das litt Güldensey nicht; sie sollte stilliegen und höchstens Güldensey Rat erteilen, was man tun könne, um den Armen in der Stadt zu helfen.

»Die Armen!« sagte sie. »Ach, die wohnen nicht allein in den Häusern der Sachsenvorstadt, die Sie aufsuchen, Fräulein Treß. Aber die alten Stiftsdamen in den Klöstern und die Weiblein und Männlein in ihren verräucherten Stuben leiden bittere Not. Sie leiden vor allem darunter, daß niemand sich um sie kümmert.«

Güldensey hob beide Hände: »Ich wollte ihnen allen helfen, aber ...«

»Sie, Fräulein Treß?« sagte Hanna und sah Güldensey gläubig an. »Sie dürfen nur lächelnd und mit einer Blume zu ihnen ins Zimmer treten, und alles ist gut.«

Ein wenig Freude! dachte Güldensey. Und sie dachte an den Garten hinter der Mauer. Hatte sie nicht schon früher die Blumen in ihm für arme sonnenlose Zimmer gepflückt? Sie konnte es kaum erwarten, bis die Stunde schlug, in der Telge mit dem Boot kam, um sie abzuholen.

Sie nannten ihn den vergessenen Garten, weil er, von wenigen gekannt, in einem abseitigen Winkel der alten Stadt lag. Gegen das Meer zu deckte ihn der Rest der wehrhaften Stadtmauer, und der Chor der alten Klosterkirche St. Johannes Evangelist sah von der andern Seite aus altersdunklen hohen Fenstern auf ihn herab. Dann war noch eine Hauswand da, aber von Süden her hatte die Sonne ungehindert Zugang zu ihm.

Wer ihn aufsuchen wollte, mußte die Winkelgänge des alten Klostergebäudes kennen und sich in dem Gewirr der Stiegen und Häuschen zurechtfinden, die willkürlich und nach jeweiligem Bedarf hier errichtet waren. Der Großvater Treß hatte ihn von der Stadt übernommen; keiner hatte sich um ihn gesorgt, bis Güldenfey ihn entdeckt und als Ziergarten mit Mellins Hilfe hergerichtet hatte.

Mellin, der etwas von der Gärtnerei verstand, wirkte hier unermüdlich. Zwar war er in den mageren Jahren wiederholt an Güldenfey mit dem Vorschlag herangetreten, man müsse Gemüse bauen. Doch dann hatte sie ihn nur angeblickt.

»O, Mellin, meine Blumen, meine Freude!«

Im Frühling, wenn die Sonne die Höhe ihrer Bahn noch nicht beschritten, war das Blühen in dem vergessenen Garten spärlich. Aber welche Zier begrüßte Güldenfey, als sie von Heilisoe zurückkehrte! Das wilde, inbrünstige Blühen des Sommers war zu ihrem Empfang bereit: Löwenmäuler schwefelgelb, purpurn und elfenweiß; Strohblumen von tiefem Blutrot; Rudbeckien, Astern und Georginen schufen ganze Wolken von Bunt um den violenfarbenen Phlox; Stiefmütterchen, späte Rosen und besondere Veilchen blühten, und die zarten Lackfarben der Gladiolen schimmerten wie fließendes Wachs.

In der tauigen Frühe des Sonntagmorgens war Güldenfey schon dort. Sie hatte sich Hanna Wilkens und eine ihrer Schwestern bestellt, die die Sträuße binden sollten, die man später austragen wollte. Sie selbst schritt wählerisch unter ihrem Reichtum umher und schnitt Verbenen, Zinnien und Studentenblumen, dunkelblauen Eisenhut und Honiggold. Und jede Blume, die sie schnitt, empfing einen Wunsch, den sie weitertragen sollte.

»Hanna, hier müßten Sie noch eine brennend rote Salvie dazutun, damit es leuchtender wirkt. Und dieser Levkoienstrauß sollte noch ein paar Kosmeen oder Geißblumen tragen.«

Kresse, Astilben und die Wicken am Zaun, deren bunte Blüten wie Schmetterlinge in der Luft schwebten, gaben unerschöpfliche Reichtümer her.

Dann gingen die Mädchen, und Güldenfey blieb allein, während das Geläut der Glocken wie Bienensummen über die Stadt zog. Nur die Klänge von St. Johannes sanken hallend auf die Blumen des vergessenen Gartens und überließen sich hier erst dem Wind, der von der See kam.

Der vergessene Garten! Güldenfey setzte sich auf die Bank und sann. Dort oben hinter den Fenstern der Häuschen und der Klosterräume wohnten die alten Männer, deren Leben lautlos verrann. Einige von ihnen erhoben sich noch am Morgen von ihrem schlaflosen Lager, rückten den binsengeflochtenen Stuhl zurecht und strickten Strümpfe und Netze. Andre aber zogen die Ärmelweste an und saßen, ihre Arme auf die Knie gestützt, den Tag über auf dem Bettrand, und während sie das bärtige Gesicht in den Falten ihrer schwieligen Hände verbargen, warteten sie auf den Tod. Zuweilen erhoben sie sich und schauten mit unbewegten Mienen in den blühenden Garten hinunter, der ihnen seine Düfte und Farben entgegenhob. Was an Gedanken mochte durch diese altersweißen Köpfe gehen? Oder ob sie mehr nicht dachten als das eine, daß der Tod sie vergessen habe, wie das Leben diesen blühenden Gartenfleck?

Und ergraute Damen waren dort drüben mit Löckchen vor den Ohren, dünnen Ringen, die verschlissene Türkisen faßten, auf den welken Fingern und mit erloschenen Augen. Das Alter hatte ihren Gestalten die Zierlichkeit jugendlicher Jahre wiedergegeben, aber die Not der Zeit hatte ihre schwarzen Abendmahlsgewänder fadenscheinig und grau gemacht. Und auch sie saßen, wenn der Wind vom Meer nicht durch die morschen Rahmen blies, auf ihrem Fensterplatz, und an warmen Sommerabenden öffneten sie einen Flügel und lehnten sich ein wenig hinaus, um in ihr welkendes Dasein etwas von dem Nelkenduft ihrer blumigen Mädchenzeit fließen zu lassen. Aber sie waren wie die rostigen Schlüssel der weihnachtlichen Bescherungsstuben, die man von außen verschließt: sie sehen, wenn sie in das Schlüsselloch gesteckt werden, alle Herrlichkeiten dort innen und kommen doch selbst nicht hinein. Wenn die Sonne sank, schlossen sie das Fenster wieder, wanden die Gewichte ihrer Uhren auf und lauschten auf die blechernen Schläge bis Mitternacht. Und vielleicht kam dann zögernd der Schlaf und schenkte ihnen einen Traum.

Es ist alles nur ein Warten, dachte Güldenfey, bei diesen und jenen. bei Marfa und den hungernden Menschen. Auch bei mir? Nur ein Warten?

Güldenfey horchte auf. Kamen da nicht Schritte, und hatte die Pforte nicht geknarrt? Als sie den Kopf wandte, erkannte sie Thomasius, der hell und grüßend auf sie zukam.

»Störe ich auch nicht Ihre Sonntagsfeier?« fragte er.

»Aber Sie?« fragte Güldenfey. »Es ist doch die Zeit des Gottesdienstes!«

Er erklärte, daß er heute frei sei und die Alten besucht habe, denen der Gang zur Kirche beschwerlich war.

»O das ist schön!« rief sie. »Gerade habe ich an die Altersschwachen gedacht und was ihnen

das kümmerliche Lebensrestchen noch bedeutet. Wir haben für sie die Blumen dieses vergessenen Gartens gebunden.« Sie deutete auf die Sträuße, die im beschatteten Gras lagen.

Thomasius sah nicht die Blumen, er blickte Güldensey an, und in seinem bewundernden Blick war etwas, das sie verwirrte. Was er nicht aussprach, das sagten seine Augen: Du selbst bist der vergessene Garten, aus dem vielen eine reiche Labe fließt. »Ich besitze etwas, das ich Ihnen bringen wollte«, sagte er. »Nun sah ich Sie hier vom Fenster aus und dachte es Ihnen gleich zu geben. Es ist mir eine Genugtuung, der Freudespenderin einmal auch Freude machen zu können.« Er entfaltete ein Zeitungsblatt und reichte es ihr. »Von Jörg Treß wird über sein letztes Konzert berichtet. Lesen Sie, wie warm und anerkennend!«

Er beobachtete heimlich ihr Gesicht, während sie las. Die rote Welle der Freude stieg in ihre Wangen und höher, bis an die Wurzeln ihres lichten Haars. Es war, als teile sich ihm ihre Empfindung mit und ziehe seine Seele an die ihre. Du Feine, du Güldene! dachte der Mann.

Als sie am Ende war und tief atmend aufblickte, nahm er das Blatt und wandte es um. »Noch etwas,« sagte er.

Ein Artikel: Vom ungelebten Leben! Und Jörg Treß zeichnete als Verfasser.

Ja, sie wußte darum, wie Jörg seine Kunst ausübte; aber hier sprach er es klar und schön aus und stellte es allen als sein hohes Ziel vor: Keine Folge blendender Musikvorträge in den Konzerten, bei deren Anhören sich einige etwas, die meisten nichts dachten, sondern die Perlen großer Meister aufgereiht auf das vermittelnde und bindende Wort des Vortragenden in gewählter Form. Erst wenn die Kunst wieder gottesdienstliche Handlung wird, erst dann werden wir ihr Wesen erleben.

»Wie wahr ist alles, was er sagt!« rief Güldensey. »Er hat große Gedanken und ein reines Herz. O, ich liebe ihn!«

Sie sagt es inbrünstig wie eine Braut. dachte Thomasius, und eine kleine eifersüchtige Regung schwoll in ihm auf. »Sagen Sie das nicht,« bemerkte er lächelnd.

Sie blickte ihn verwundert an.

»Es könnte eines Tages jemand des Weges kommen,« fuhr er ohne scherzenden Beiklang fort, »der stillsteht, wenn er Sie sieht, und anklopft. Ich glaube, er wäre traurig, wenn er die Tür verschlossen fände, in die er einzutreten wünscht.«

Güldensey sah in ihren Schoß. An ihrem Kleid haftete noch ein Stiefmütterchen; sie nahm es und drehte den Stengel zwischen ihren schlanken Fingern. Dann schaute sie auf und erkannte, daß seine Worte bedeutsam waren. »Wer glaubt, hier anpochen zu müssen,« sagte sie ruhig, »wird wissen, daß er alle, die schon darinnen sind, nicht ausweisen darf.«

»Nicht ausweisen!« entgegnete er zögernd. »Aber —«

Sie wiegte langsam den Kopf. »Es hieße an dem Reichtum der Liebe zweifeln.«

»Sie haben völlig recht!« sagte er überzeugt. »Wollen Sie mir das Stiefmütterchen wohl schenken?«

Güldensey reichte ihm die Blume und erhob sich. Sie ging den Gartensteig entlang und bückte sich nach den Sträußen. Dann kam sie wieder zurück. Seine Blicke umfingen zärtlich diese schlanke lichte Mädchengestalt, die voll reifen Frauentums war.

»Ich muß jetzt gehen,« sagte sie, und er erhob sich, um sie zu begleiten.

Advent

So voll Sorge und Bangigkeit war noch kein Winter gewesen wie dieser, der jetzt anhob, auch jener nicht, da deutsche Heere in bitterem Streiten vor dem vielköpfigen Feind lagen und die in der Heimat Darbenden von Rüben lebten. Es war jetzt alles unsicher, und keiner konnte von heute auf morgen sehen, weil ein Dunkel, ärger als der dickste Nebel, die nächste Zukunft verbarg.

Und trotzdem nahte Weihnacht, und ein zaghaftes Gefühl der Hoffnung schlich sich schüchtern in die trostlose Welt; ein ferner Glanz aus alten Weihnachtstagen kam und hängte sich an die Ketten aus Silberschaum in den Schaufenstern, und der deutsche Wald sandte seine jungen Bäume, daß sie am Lichterfest in den Stuben dufteten, und die Glocken ließen ihr Klingen über die Stadt gehen, arm und einstimmig, aber doch in der alten Weise.

Der vergessene Garten lag unter Frosthauch und Schnee und gab nichts mehr her, was Güldensey hätte in die Stübchen der Alten tragen können, in denen sie nun dicht vermummt neben dem kalten Ofen saßen, und wo der Hauch am Mund gefror. Wärme und Licht, ja, das schuf sie ihnen, soweit ihre schmalen Mittel reichten. Aber ein wenig festliche Freude!

»Was könnten wir ihnen bringen?« fragte sie Hanna Wilkens.

Doch die kleine Näherin wußte keinen Rat. Es ging alles nur auf die Geldmittel. die schon für den nötigsten Bedarf nicht zureichten.

Plötzlich kam Güldensey ein glücklicher Gedanke, der sie mitten in der Nacht vom Lager auftrieb. Sie hatte wach gelegen und auf das Heulen des Windes gelauscht, der in dem Speicher rumorte. Wie wäre es, wenn wir ihnen etwas singen könnten? Es hatte sich um Hanna Wilkens ein Kreis Jugendlicher gebildet, der die alten Weihnachtslieder übte, um sie bei der Bescherung vorzutragen. Sollten sie nur einmal gesungen werden?

In der Frühe der beiden letzten Adventsonntage zog durch die Straßen der Stadt ein seltsamer Zug: sechs verhüllte Gestalten, von denen eine die buntfarbene Laterne trug; die andern hielten

Tannenzweige wie Palmenwedel in den Händen. Der Zug ging trotz der Schneewehen, die der Wind aufgehäuft, durch Düsternis und heimliches Grauen durch die Stadttorbogen dahin, wo die verbogenen Häuschen der Armen standen, und machte an einer Ecke halt. Plötzlich klang es von jungen Stimmen gesungen:

In dulci jubilo,
Nun singet und seid froh!

Zwischen den hohen Häusergiebeln kreischte und stöhnte der Wind, der Kreuzgang von St. Johannes war erfüllt vom Rauschen des Meeres. Aber die Stimmen, die den alten Christgesang trugen, waren stärker und füllten die Straße.

Es war ein staunendes Horchen hinter den Fenstern; dann tastete eine Hand nach dem Zündholz, eine schwache Kerze flammte auf, und während vorsichtig der Vorhang des Fensters zurückgeschoben wurde, erschien ein greiser Kopf zwischen den Spalten, spähte in das Dunkel, wo ein bunter Laternenschein zwischen dunklen Wesen glomm, und verschwand wieder. Die Kerze erlosch, der Ruhende kroch wieder in das wärmende Bett. Hände falteten sich, Augen flossen über.

Ubi sunt gaudia?

Dann zogen sie weiter, zum Heiligen Geist, zum Kronswinkel, zum Kurhof, und überall, wo sie standen, sangen sie von Marienweh und dem Trost, den der bringe, der in der Weihnacht als unscheinbares Reis einer großen Gnade entsproß. Es kamen Prasser, die die Nacht an den Zechtischen zugebracht hatten, des Weges; aber das trunkene Wort wollte nicht von ihren Lippen; sie gingen im Bogen um die singende Schar. Es kamen Schichtarbeiter, die die Arbeit schon zeitig in ihr Gewerk trieb: sie blieben stehen und holten die Versäumnis in schnellerem Gehen ein und nahmen ein wenig Blankes in der Seele mit.

In den Mauervorsprüngen der Gassen kauerte noch die Nacht, die Strebepfeiler von St. Niklas griffen wie erstarrte Arme in die Luft und stemmten sich gegen das Gewände des Mittelschiffes. Im Osten stieg der späte Wintermorgen in einem fahlen Lichtstreifen herauf. Er brachte nur die Dämmerung der nordischen Sonnenwendzeit. Jene aber, die jetzt mit leisen, vom Schnee gedämpften Tritten heimwärts gingen, das Licht in der farbigen Laterne ausbliesen und ihre Zweige an die Türklinken der Häuser steckten, hatten Kerzen entzündet, die noch lange flammten.

Es war der vierte Advent. Thomasius redete mit besonderem Eifer heute: Tröstet, tröstet mein Volk! Güldensey, die etwas fröstelnd in dem goldenen Präsentierteller saß, blickte verstehend zu ihm auf. Es erschien ihr zuweilen, als rede er nur zu ihr. Doch das empfand sie nicht als etwas Besonderes, denn er pflegte seit einiger Zeit sich beim Sprechen dem goldenen Präsentierteller zuzuwenden.

Als sie die Kirche verließ, schritt sie über den Markt, wo wenige Verkaufsstände das Überbleibsel eines Weihnachtsmarktes andeuteten. Einige große Schirme über Kramtischen glichen riesigen weißen Pilzen. Der Wind hatte nachgelassen, der eindringende Nebel war gefroren, Häuser und Türme erschienen wie wunderbares Zuckergebäck.

Sie müßten doch einen Pfefferkuchen haben, dachte Güldensey, als sie die Kinder bemerkte, die um die Buden strichen. Im Treßhof duftete es schon seit acht Tagen nach dem würzigen Backwerk, und wenn auch Ose an Mandeln, Rosinen und Honig sparte, es wurde zur Weihnacht doch gebacken, und der Duft war da, der von dem Harzgeruch der Tannen unzertrennlich ist. Aber diese —!

Sie griff schon in die Tasche; ja, sie hatte etwas Geld bei sich, zu wenig, um alle lüsterne Mäulchen zu stillen, aber genug, um den guten Willen zu zeigen. Und siehe, sie bekamen alle und wurden satt und zufrieden, wenn auch keine Brocken übrigblieben.

Also hatte Güldensey ihre Adventfreude. Und wenn sie auch am liebsten die Schar mit sich genommen und ihnen die Vorräte des Treßhofs vorgesetzt hätte, sie hatte das Tröpflein auf dem heißen Stein doch zischen gehört. Leise summte sie das Lied, das sie in der dunklen Frühe des Tages mitgesungen, als sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinanstieg: Ubi sunt gaudia? Mellin kam hernieder, staunte sie an und grüßte.

»Sind Sie nicht auch ein wenig froh, Mellin?« fragte sie. »Ich hörte, Ihr Mariechen kommt mit den Kindern. Und denken Sie doch: Weihnachten!«

Mellin strich gedankenlos durch seinen Bart. »Ach, gnädiges Fräulein, Weihnachten und diese Zeit, wie paßt das zusammen!«

»Doch, doch, es paßt schon, Mellin. Wissen Sie, am dritten Feiertag muß Mariechen mit den Kindern bei uns Kaffee trinken.«

Mellin lächelte geschmeichelt und bedankte sich.

Ich werde ihn schon dahin bringen, daß er sich freut, dachte Güldensey.

Das blasse Licht des Mittags wurde von Graugewölk verdunkelt, hinter dem die lange Nacht, die kaum gegangen, schon wieder harrte. Marfa hatte sich nach dem Mahl zurückgezogen, und Güldensey, die früher als alle aufgestanden, wollte es sich in ihrem Zimmer für ein Stündchen behaglich machen. Plötzlich horchte sie auf.

War das ein Geräusch? Nein, kein Geräusch, vielmehr ein Seufzen. Doch wer sollte geseufzt haben, den sie nicht hätte sehen können? Sie blieb stehen und lauschte. Es war nichts. Und doch, da hörte sie es wieder. Kam der Laut aus ihrem Inneren?

Leise öffnete sie die Tür, die die Treppe zum Beratungzimmer vom Flur abschloß, und stieg hinab. Als sie sich über die Brüstung lehnte, sah sie einen Mann am Tisch sitzen. Die Dämmerung

in dem Raum war schon so vorherrschend, daß sie ihn, der ihr den Rücken zuwandte, nicht erkannte. Er hatte den Kopf in die linke Hand gestützt, die andre hielt ein Blatt aus der geöffneten Mappe, die auf dem Tisch lag, zur Betrachtung vor das Gesicht. Es war die Zeichnung, die Jörg am Abend der Testamentsverlesung entworfen: das Tier, vor dem sich alle Stände neigten. Sie blieb lautlos stehen.

Da stieg wieder jenes schmerzliche Seufzen auf, und nun wußte sie, wer es war. Sie eilte hinab. »Malte, wie kommst du um diese Stunde hierher?«

Er fuhr erschreckt empor und wollte sich erheben, sie setzte sich schnell an seine Seite. Wirr und etwas verlegen blickte er sie an. »Ich?« fragte er. »Ich bin spazierengegangen, ich mußte an die Luft. Und da ging ich hier vorüber und trat ein. Es ist zuweilen so sonderbar; die alten Erinnerungen ...«

»Ja, jetzt in der weihnachtlichen Zeit,« sagte Gülbensey.

Er machte einen Versuch, zu lächeln, doch der mißlang. Und in diesem Augenblick erkannte Gülbensey, wie anders Malte geworden war. Das schöne Gesicht mit den edlen Zügen hatte sich gänzlich verändert, der Ernst war zur Schärfe geworden, und um die Augen, die so gütig blicken konnten, lag die Düsternis langer Winternächte. Nur seine Blässe war ihm verblieben und leuchtete wie Marmor in dem verschatteten Raume. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. »Malte, sag' doch, was fehlt dir?«

»Nichts! Ich habe ja alles, was ich brauche.« Wieder brach sein Versuch, zu scherzen, zusammen. »Nur, ich sagte schon, die Erinnerungen.«

Er wollte sich verschließen. Nein, auf diese Weise konnte sie ihm nicht helfen. »Ich weiß, du denkst an die Kinderzeit,« sagte sie sanft. »Ja, damals, als der Vater vor uns so geheimnisvoll tat und es ein Verstecken und Tuscheln und bei jeder Gelegenheit bedeutungsvolle Blicke gab. Aber, weißt du noch, hier durften wir ein paar Tage vor dem heiligen Abend stets sitzen und die Fäden an Kringel und Zuckersterne für den Baum befestigen. O welch ein Berg süßer Herrlichkeit da vor uns aufgeschüttet lag! Und Jörg verstand es so gut, die Netze aus Goldpapier zu schneiden. Er war schon damals ein Künstler.«

»Es kam anders, ganz anders,« sagte Malte.

»Und wir wurden andre, Malte.«

»Das weiß Gott, Gülbensey. Das heißt: du nicht! Du bist das unbesorgte Kind geblieben. Du könntest noch heut Zuckersterne auf Fäden ziehen.«

»Du nicht?« fragte sie gläubig. »Wenn hier der große Berg vor dir aufgeschüttet läge, du nicht?«

»Ich glaube nein,« sagte er Seine Stimme bekam einen weichen Klang. »Der Kinderglaube und die Freude jener Jahre ... Ach, Kind, zuweilen möchte ich das alles aussprechen dürfen, was über einen dahingeht; ich wünschte nicht mehr als dies, vor einem sitzen zu können, der mich anhörte, oder wenn das nicht möglich ist, nur mich an irgendwen lehnen zu können und vor ihm zu schweigen. Bewußt sich vor jemandem ausschweigen, das ist auch eine Wohltat. Das hat mich in unser altes Haus getrieben.«

Und Frauke? dachte Gülbensey. Doch sie sprach es nicht aus. Sie legte ihre Hand auf seine und ließ sie da liegen.

»Es gibt etwas Merkwürdiges,« fuhr er fort, »eine Kühle, eine Leere, oder wie soll ich es nennen; es ist nur ein winziger Punkt, aber er wächst sehr schnell, und was man anfangs die Regung eines Stolzes nannte, ist plötzlich eine weite Wüste, und man ist so allein.«

»Warum kommst du nicht zu mir, Malte?«

»Ach, du liebe kleine Gülbensey!« sagte er. »Ich wäre wohl dazu da, dich vor allem Rauhen zu beschirmen, nachdem Vater dich mir so an das Herz gelegt hat. Und nun soll ich gar zu dir kommen. Aber es ist zuviel, es ist zuviel, und zuweilen mein' ich, es sei gar nicht zu schaffen.«

Wie ein großer Junge, den seine Schulaufgaben quälen, dachte Gülbensey, und tröstend strich sie über seine Hände. »Mußt dir nicht so viele Sorgen machen, Malte. Wir haben doch genug, und wenn wir wenig haben, so schadet's auch nicht. Wir sind ja alle zufrieden, wenn unser großer Bruder nur froh ist.« Sie strich an ihm auf und nieder, und er, Malte, saß still da und ließ es sich gefallen.

Wie gern hätte Gülbensey ihn bewogen, sich alles von der Seele zu sprechen, doch sie wußte, daß behutsames Abwarten das beste Mittel sei. Vielleicht wollte Malte ...

Doch die weiche Regung war schon vorüber. Sein Blick fiel auf das Blatt, das auf dem Tische lag, und er richtete sich auf. »Verzeih, Gülbensey!« sagte er. »Da komm' ich nun und mache dir das Herz schwer mit dem, was ich da schwatze, nicht wahr? Was für sentimentale Anwandlungen es doch gibt!«

»O Malte, es war ja so gut!«

Doch er war schon weit fort, und dieser Ton berührte ihn nicht mehr. »Laß es gut sein, Kind,« sagte er, »du darfst dich nicht sorgen, denn es ist alles vortrefflich.«

Sie geleitete ihn bis zur Tür und sah ihn davongehen, aufrecht, stolz in dem Gefühl, der ersten einer in dieser alten Stadt zu sein und der argen Zeit die Stirn bieten zu dürfen. Langsam ging sie auf ihr Zimmer.

Was hatte diese beiden Menschen zusammengeben heißen? Er, der die Überlieferung eines alten Hauses trug, ob sie schon nichts mehr galt, und sie, die Frau dieser Zeit mit dem heimlichen Rauschen und Klirren der Seide und edler Metalle; er, gehalten und in Wort und Handlung

das Wesen des königlichen Kaufherrn ausprägend und doch dabei immer ein wenig unsicher auf seine Frau schauend, ob seine Haltung ihr gefalle. Was hatte diese verschiedenen Menschen verbunden?

Der Vater hatte diese Verbindung einst willkommen geheißen. Der Name Poppelmann klang wie Gold. Und doch — Güldensey glaubte nicht, daß Malte aus rein rechnerischer Erwägung um Frauke angehalten habe. Es war etwas in dieser Frau mit den hochmütigen Augen, die grau wie Seewasser im Wind waren, das ihn immer aufs neue anzog und fesselte. Vielleicht dies, daß sie nicht wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm lag, sondern sich verschloß und Rätsel aufgab.

Und Frauke? Sie hatte keine gute Meinung bei den Brüdern genossen. Warum galten ihr die Treß nichts? Warum war ihr drittes Wort Harvestehude? Nicht laut ausgesprochen. O nein, dazu war sie zu vornehm; aber doch mit jeder Gebärde unterstrichen. Eigentlich machte sie nur vor Güldenseys natürlicher Sicherheit halt, und Güldensey wußte, daß sie anders war als das, was sie zu sein vorgab: weit mehr Verstehen, weit mehr Güte.

War das ein Verhängnis der neuzeitlichen Frau, verkannt zu werden, weil sie ihr Wesen verleugnete und ihre natürliche Tonart mit der Melodie des Überlegenen vertauschte? Ach, dieses Scheinenwollen dessen, was gar nicht war! Wieviel Falsches kam doch damit in die Welt! Gewiß, das war die große Leere, die frostige Kühle, in der die Menschen einsam litten und verdarben. Was nützte Malte, wenn er diese Leere sah und sie doch nicht überbrücken konnte!

Güldensey hatte nicht gehört, daß an die Tür gepocht war. Sie wandte sich um, als sie das Mädchen auf der Schwelle sprechen hörte. Das Zimmer war ganz in das Dämmergrau des Abends getaucht, und nur durch die Fenster drang die Schneehelle. Güldensey wollte fragen, da sie das Mädchen nicht verstanden hatte, da hörte sie die Stimme Thomasius'. Er stand schon in der Tür, und sie erhob sich, um das Licht einzuschalten.

»O nein!« bat er. »Wollen Sie mir, wenn ich recht sehr bitte, das Geschenk einer Dämmerstunde machen? Ich kann nicht sagen, wie lange ich sie habe entbehren müssen, und heute ...«

Thomasius fand seinen Platz in dem Ohrenlehnstuhl, Güldensey saß auf dem hochlehnigen Sofa. Sie sahen einander kaum, nur die Umrisse ihrer Gestalten hoben sich aus dem Dunkel. Aber ihre Stimmen, die gedämpft klangen, trugen hin und her, was das unsichtbare Fluidum zwischen ihnen vermittelt. Wie eigen das war!

»Sie fahren schlecht bei diesem Zwiegespräch im Dämmerlicht,« sagte Güldensey. »Hätten Sie mir erlaubt, Licht zu machen, so würde ich Ihnen wahrscheinlich Äpfel und Nüsse angeboten haben.«

»Das ist bedauerlich,« erwiderte Thomasius heiter. »Ich bin gerade gekommen, um Nüsse zu knacken, doch ist es so besser. Vielleicht erlauben Sie trotzdem, daß ich mir einen Paradiesapfel mitnehme.«

»Wenn Sie die Dämmerstunden so lieben, warum verschaffen Sie sich solche nicht in Ihrem Pfarrhause?« fragte Güldensey. »Es ist so alt wie der Treßhof und voll spukhafter Winkel.«

»O Fräulein Güldensey,« sagte er und nannte sie damit das erste Mal mit ihrem Rufnamen, »es liegt das nicht am Gebäu, in dem man sich aufhält, es ist eine innere Angelegenheit des Träumenden. Sie freilich sind wohl von guten Geistern besonders gern heimgesucht. Wissen Sie, ich fand Sie schon einmal so in dem vergessenen Garten, und heut wieder im Dämmerlicht dieses Stübchens. Aber allein in dem großen Pfarrhause? Nein, mich würde dort kein Traum besuchen. Ich muß Zwiesprache halten dürfen mit guten, lieben Genossen. Früher ...«

Plötzlich war er in seiner Jugend und sprach von seinem Elternhause. Der Vater war ein namhafter Gelehrter gewesen und früh verstorben, die Mutter war mit sieben Kindern in Dürftigkeit zurückgeblieben. Die vier Jungen besaßen einen Wintermantel und zwei Sonntagsanzüge. Sie mußten sich abwechselnd je nach Bedürfnis darin teilen. Und die Mahlzeiten? Oft genug nur Kartoffeln in Salz getunkt. Aber alle waren in diesem kärglichen Leben rotwangig und frisch und vor allem heiter. Das lag an der Mutter. Ja, welche Mutter war das, die sich für das Wohl der sieben Raben verzehrte und aus einem schier unerschöpflichen Lebensquell immer noch darzureichen fand! Seine Stimme war voll verhaltener Zärtlichkeit.

Wie glücklich muß er sein! dachte Güldensey. Er hatte eine Mutter lieb.

»Glauben Sie mir,« fuhr er fort, »das Darben in unsrer Zeit fällt dem nicht schwer, der durch diese Schule schon so früh schritt. Und wenn mich zuweilen die Verzagtheit packen will, dann denke ich nur an die Dämmerstunden daheim. Die ließ sich die Mutter nie nehmen. Wir saßen um den grünen Kachelofen, und sie sagte uns unvergeßliche Worte. Keiner durfte sich schämen, denn das barmherzige Dunkel war da und bedeckte unsre Gesichter, und der gütige Liebesstrom der mütterlichen Rede umfing alle. Nicht wahr, nun begreifen Sie, warum mir diese Zwielichtstunden so wert sind?«

Ja, Güldensey begriff es.

Thomasius sprach weiter, von seinen Plänen und seiner Arbeit und wie ihn das Alleinsein hindere, sein Bestes zu geben. Mit wem konnte er sprechen? Die Freunde waren weit. Und wer half ihm hier nicht nur mit Rat, sondern mit der Tat! Es gab so vieles, dem er nicht näher kam, weil nur weibliches Empfinden das durchdringen konnte, was männlicher Tatkraft sich versagte.

Güldensey fühlte es auf sich zuschreiten, bittend, werbend, mit ausgestreckten Händen. Sie wußte,

daß alle Worte ihr galten und hinter ihnen die große Bitte des Lebens stand: Sei mein! Es erregte sie nicht, sie blieb ganz ruhig, und nur die warme Freude an neuen blühenden Feldern war stärker in ihr.

Er hat der Armut zu Füßen gesessen, dachte sie, er wird mich verstehen.

Thomasius blickte auf die Stelle im Raum, wo im Kranz des hellen Haares das Gesicht schimmerte, dessen Züge er nicht erkannte. Aber er fühlte es, wie man die in den Gewändern haftende Wärme spürt, daß sie sich ihm zuneigte. Er war glücklich. Dieser Feinen nahte sich keiner damit, daß er die roten Wellen ihres Blutes beschwor. Man mußte den silbernen Nachen der Seele besteigen, der auf der warmen Flut ihres Lebens schwamm, um bei ihr landen zu können.

Langsam glitten ihre Seelen zueinander, näher, näher; es war nur noch eines Wortes schmaler Raum, der ihre Hände trennte.

Doch, noch eins, dachte er.

»In der Frühe der Sonntagmorgen haben junge Menschen die alten Lieder gesungen; ist es wahr, daß Sie auch unter ihnen waren?« fragte er. Und als sie fröhlich bejahte, fuhr er fort: »Ich wollte Sie doch warnen, zu vertrauend zu sein. Es gibt da so viel Häßliches, das fern von Ihnen bleiben muß.«

Sie sah überrascht aufhorchend in die Richtung, wo er saß.

»Man kann sich auch in der Liebe verschwenden,« setzte er ratsam hinzu.

»Wäre das nicht zu loben?« fragte sie.

»Vielleicht nicht, wenn diese Verschwendung dem Nächsten nähme, was seines ist,« sagte er.

Seine Wort waren gut und zärtlich, doch Güldensens feines Ohr vernahm den leisen eifersüchtigen Beiklang, der ihnen anhaftete. Hatte sie den nicht schon einmal aus seinem Munde vernommen? »Meinen Sie wirklich, daß einer dadurch entbehren müsse, weil dem andern reichlich gegeben wird?« fragte sie heiter.

Thomasius erkannte nicht, daß Güldensen stutzte. Er war von denen, die die Stärke einer Liebe darum schätzen, weil sie hoffen, sie ausschließlich, uneingeschränkt besitzen zu können. »Es gibt vieles, was Sie unbedenklich tun können,« sagte er. »Doch da Sie nun einmal das Fräulein Treß sind, ist auch vieles da, von dem Sie sich fernhalten müssen, zum Beispiel dieses Ziehen von Haus zu Haus. Auch unser Name kann uns verpflichten!«

Güldensen schwieg, denn was er da sagte, verstand sie nicht. Sie würde Malte ohne Scheu bekannt haben, was sie getan, und sich durch seinen Einwurf nicht haben hemmen lassen. Was sollte ihr nun das Wort von Thomasius bedeuten? Wollte er ihr sagen, was er von ihr erwarte? Liebe, wie er sie maß?

Und während sie dem nachdachte, erschien es ihr, als kämen seine Worte aus größerer, immer größerer Ferne. Sie sah ihn vor dem Altar stehen, wie er das Buch gleich einer Waffe hob; sie sah sein freundliches Schaffen, das ihn in die armseligen Stübchen der Armen trieb. Und doch, und doch ...! Rücksicht auf den Namen, Beschränkung auf eine unanstößige Art der Hülfeleistung? Nein, wer das tat, das war keiner von den geistlich Armen, die das Himmelreich ihr nennen!

Der schmale Raum von eines Wortes Breite hatte sich erweitert. Ihre Seelen glitten voneinander, weiter und weiter. Etwas Fremdes hatte sich in diese Stunde einer Gnade gemischt und sie verdorben.

Auch Thomasius spürte es jetzt. Er sprach noch mit Menschen- und Engelzungen und wußte doch, daß er der Liebe nicht mehr mächtig war. Plötzlich verstummte er. Das Schweigen in dem Zimmer, das soeben noch voll von gedämpfter Zärtlichkeit war, wirkte wie der Luftzug, der von einem geöffneten Fenster in die Wärme bläst: erkältend. Eins blickte dahin, wo das andre saß, und erkannte es nicht mehr.

»Wie völlig dunkel es doch geworden ist!« sagte Güldensen. Sie rührte den Knopf der Lampe an, der elektrische Strom kreiste, und das Zimmer war voll Helle. Sie schauten einander an, geblendet von dem grellen Licht, ein wenig verlegen lächelnd, und wußten, daß die soeben zerronnene Stunde nie wiederkehren würde. Güldensen trat an das Fenster und zog die Vorhänge zu. Die Glocken, die zur Adventandacht riefen, begannen zu tönen.

Thomasius straffte sich. Das Amt forderte ihn. »Haben Sie herzlichst Dank für die Dämmerstunde, Fräulein Treß,« sagte er und bot ihr die Hand. War er wirklich so bleich, oder erschien er ihr in der Helle so?

Sie wollte ihm etwas sagen, was in das Gewohnte eine Brücke schlug, und fand das Wort nicht. Suchend ging ihr Blick durch das Zimmer und traf die Schale, die mit rotwangigen Äpfeln gefüllt war. Sie bot sie ihm dar.

»Der Paradiesapfel,« sagte er. »Sie aßen ihn und mußten den Garten Eden darum verlassen! Es trifft zwar nicht ganz zu, doch in etwas. Danke; heute abend werde ich ihn allein verspeisen.« —

Die Tür schloß sich hinter ihm. Güldensen war allein. Nein, nicht jetzt allein sein! Marsa würde sie erwarten. Sie schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, als das Mädchen wieder eintrat und ihr eine Depesche übergab. Es war die Nachricht, daß Jörg morgen eintreffen werde.

War die Luft erregt vom Rufen der Kinder, die Weihnachtsschäfchen feilboten, vom Schnarren der Knarren und vom Summen der Waldteufel? Nein, dies alles war es nicht, und war doch so viel Musik in ihr. So erschien es jedenfalls Güldensen, als sie zum Bahnhof ging, um Jörg abzuholen. Malte hatte ihr den Wagen zur Verfügung gestellt, aber nein, das wollte sie

nicht. Sie allein mußte den Heimkehrenden ohne Prunk empfangen.

Der Marienturm ragte wie der Arm eines Riesen in den grünen Abendhimmel, der Tritt klang hell auf dem frostharten Boden der Fußsteige in den Anlagen, die Luft war gesättigt von Freude und Erwartung. Es war eine Lust, durch die stahlscharfe Kälte zu wandern.

Der Bahnhof war gefüllt von erregten Menschen. Kommende und Fortstrebende drängten aneinander vorbei. Was sich sonst scheu verborgen hielt, das zeigte sich in diesen Tagen: ein Lachen, ein freudiger Zuruf, wenn Harrende den Erwarteten trafen. Güldensey preßte die Hand mit dem Pelzmuff gegen die Brust, als der Zug einfuhr. Wie ihr Herz klopfte! Der Menschenstrom floß an ihr vorüber. Grüße hin und her; etwas erkältete in ihr: Jörg war nicht gekommen!

Ein Beamter tröstete sie, es werde bald ein zweiter Zug eintreffen. Wirklich? In dieser Zeit der Verkehrsnot? Güldensey wartete. Der zweite Zug kam, ein Arm winkte, eine Stimme rief hörbar durch das Brausen: »Güldensey!« Ihr zaghaftes Herz strömte in Jubel über.

Er sprang aus dem Wagen und hielt sie mit beiden Armen umfaßt, und sie preßte sich an ihn. Verwunderte Blicke Vorüberhastender fragten: Habt ihr Liebenden euch so lange nicht gesehen?

»Also wirklich, wirklich hier, Jörg?«

»Wahr- und leibhaftig.«

»O welche Freude! Nun erst ist Weihnacht.«

Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu. Da stand Telge, der das Gepäck besorgen wollte, und verzog im vergnügten Lachen das bärtige Gesicht.

»Wolltest du fahren, Jörg?«

Er wehrte lächelnd ab, und nun schritten sie die Straße zwischen den Teichen entlang, lachten, schwatzten und schwiegen. Es war so seltsam, nach so langer Zeit wieder heimzukommen. Güldensey sah einige Male, Gewißheit suchend, ihn an. War er es denn wirklich? Er erschien ihr so anders. Nein, gewachsen war er nicht mehr, aber soviel sicherer und selbstgewisser geworden.

Plötzlich fragte er sie: »Verzeih, Güldensey, bist du noch immer nicht versprochen?

»Nein.« sagte sie und fühlte jetzt, daß sie weniger befangen geantwortet haben würde, wenn jene Dämmerstunde vor ein paar Tagen anders geendet hätte.

»Die Männer hierzulande haben keinen Geschmack,« sagte er, und sein Arm drückte den ihren. »Ah, unser alter Treßhof!« Er blieb vor der Torfahrt stehen und hob seine Arme in grüßender Gebärde, und dann stiegen sie hinauf. Ose stand oben auf der Treppe. Und wer war das? Wahrhaftig, Engelke war aus dem Heiligen Geist herübergekommen, um die Kartoffelkuchen auf ihre Art zu backen. Und auch Marsa war da, und ihr verschlossenes Gesicht war hell, denn morgen würde sie ja Harro abholen! —

Am Morgen des nächsten Tages führte Malte den Bruder durch die neuen Räume des Hauses am Markt. Er tat es mit einer Beflissenheit, daß Güldensey staunte. Aber Malte hatte nicht nur den Verbruß vergessen, den ihm des Bruders Berufswahl bereitet, er empfand Respekt vor der sicheren Art, die Jörg zeigte.

»Nun, wie gefällt es dir hier?« fragte Malte zuletzt und deutete auf die Räume, in denen es wie in einem Bienenstock zur Lindenblüte summte.

Jörg lobte mit einigen Worten, die aber nicht bedingungslos klangen.

»Du machst einen Vorbehalt, Jörg!«

Jörg zögerte. »Wenn du es wissen willst, Malte, ich glaube, du bist kein — wie soll ich es nennen? — kein Wirklichkeitgewahrer.«

Maltes Lippe kräuselte sich. »Ich? Du meinst, ich verstehe nicht, was um uns vorgeht?«

»Das Gegenteil,« erwiderte Jörg. »Du siehst nur das, was um dich ist, darum weißt du nichts von dem, was in dir ist. Ein Wirklichkeitgewahrer setzt seine innere Neigung mit der Außenwelt in das geziemende Gleichgewicht. Sage, fühlst du dich wahrhaft glücklich hierbei?«

Malte zuckte die Schultern. »Du verlangst zuviel. Glücklich, wer ist das? Ihr alle werdet mir hoffentlich Dank zollen, daß ich in dieser schwankenden Zeit euer Vermögen und unsers Namens Bestand gerettet habe.«

Malte dachte über das Wort nach, während Jörg droben bei Frauke war. Ein seltsamer Mensch, dieser jüngste Treß! Doch vermochte er darum nicht wie einst gering von ihm zu denken. —

Die Festtage waren voll Glanz und Freude, wie sie das Treßhaus lange nicht gesehen. Nicht nur, weil Lichter brannten und der Tisch wohlversorgt war. Mit Jörg war eine andre Luftschicht eingezogen. Er beherrschte das Gespräch und schuf Stimmung, und alle ordneten sich ihm willig unter. Harro war weniger laut und Frauke weniger schweigsam. Überhaupt Frauke! Wer hatte diese kühle Frau so angeregt und warm über die Kunst reden gehört? Wer hätte von ihr erwartet, daß sie so lange zuhören konnte? Immer aufs neue regte sie Jörg an, von seinen Lehr- und Wanderjahren zu erzählen, und er, der sich gegen Frauke bisher ablehnend gezeigt, willfahrte ihr gern; nur in einem nicht: er war nicht zu bewegen, vor ihnen allen zu spielen.

Auch Marsa, die gewöhnlich nur für Harro da war, gab sich jetzt ganz dem Zauber hin, den Jörgs Wesen ausübte, und ließ wieder seit langem ihr schüchternes Lachen hören. Es war eitel Freude im Treßhof.

Nur einmal ... Während sie alle beisammensaßen, erschien Ose im Zimmer. Sie zeigte ein verstörtes Gesicht, doch das bemerkte außer Jörg keiner, da sie sich, nachdem sie den Kreis der Versammelten überblickt, schnell etwas zu schaffen machte und das Zimmer gleich wieder verließ.

Als Jörg darauf unter einem Vorwand sich erhob und ihr folgte, fand er sie verstört auf dem oberen Flur.

»Ist etwas geschehen, Ose?«

Sie blickte ihn einen Augenblick zögernd an, dann sagte sie: »Hörst du, Jörg? Sie knarrt wieder.«

Die Diele unter ihrem Fuß gab einen seltsam klagenden Laut von sich.

»Und was bedeutet das, Ose?«

Sie wollte nicht sprechen, und er mußte seine Frage wiederholen.

»Kind, laß dir vor ihnen nichts merken, aber denk' an mich! Es ist wieder einer zuviel hier im Hause.«

»Narretei!« sagte er und kehrte zu den andern zurück. Doch es war gut, daß die Geschwister so eifrig sprachen und seine Bestürzung nicht merkten. Scheu sah er auf sie. Wer sollte der Gehende sein? Einer der Brüder? Plötzlich fiel sein Blick auf Marfa, die seltsam verloren vor sich hinschaute. Er setzte sich an ihre Seite, und während er freundlich wie ein Bruder mit ihr sprach, vergaß er Ose und ihr Sibyllenwort.

Das Schönste für Güldensey kam, als alle gegangen waren. Da saß sie mit Jörg in dem oberen Saal. Die niedergebrannten Kerzen des Christbaums verbreiteten ihren Duft, und knisternd rührte sich im Wipfel der Tanne das Rauschgold. Die Lampe im Winkelplatz schuf ein sanftes Licht, einen kleinen Kreis, dahinter lag unbegrenzt das Halbdunkel, aus dem von einem Tisch her ein silbernes Gerät aufblitzte.

»Nun will ich spielen,« sagte Jörg.

»O Jörg, für mich?«

»Ja, Güldensey, für dich allein.« Er trat vor sie hin und legte seine Hände zärtlich um ihren Kopf. »Für dich ganz allein,« wiederholte er. »Wirst du mich verstehen? Wenn du es nicht kannst, kann es niemand.«

»Ich bin so einfältig,« sagte sie, zu ihm aufblickend.

Er beugte sich nieder und küßte andächtig ihre Stirn. »Du weißt nicht, ein wie hohes Lob du dir damit erteilst, du Einfältige unter Zwiefältigen,« sagte er. »Es hat einst der Schuster Jakob Böhme, der doch ein großer Mann war, das Wesen des Göttlichen gefunden, als er die Sonnenspiegelung in einem Zinngefäß beobachtete. So hab' ich es entdeckt, als ich es in deiner liebevollen Art sich spiegeln sah.«

Güldensey traten plötzlich die Tränen in die Augen. Wie kam es, daß sie jetzt an die Frau denken mußte, die sie noch immer suchte und nicht fand. Sie erzählte Jörg, was sie wußte und wollte.

Als sie geendet hatte, trat er still an den Flügel und spielte. O ja, Güldensey verstand ihn. Es war eitel Trost, was die Töne ihr sagten. Sie wußte, daß sie finden würde.

Die Töne verklangen leise wie ferne Glocken. Dann erhob er sich und empfing ihre beiden Hände, die sie ihm entgegenstreckte. »Weißt du es nun, Güldensey?« fragte er.

»Ja, ich weiß.«

»Ich glaube, wir Treß tragen schwer an alter Schuld ...«

»Ja, Jörg.«

»Aber mir ist nicht bange, solange ich weiß, daß das Galion am Schiff des Fliegenden Holländers unsre Güldensey ist. Und nun will ich dir noch eins verraten: Im Frühjahr gebe ich hier in unsrer Stadt mein erstes Konzert, und was ich dann spielen werde, das hast du soeben gehört.«

(Fortsetzung folgt.)

Das Schiff

Alle Taue sind eingezogen,
Alle Segel sind hoch,
Also schiffe ich über die Wogen,
Die eine Möwe beflog.
Also lasse ich Hafen und Pfähle,
Da ich mich schweigend der Brise vermähle,
Die mich noch nimmer betrog.

Ohne Wimpel und ohne Kränze
Schwebt mein Kahn auf dem Meer,
Und ich sinne darüber, als glänze
Gottes Blick zu mir her,
Tages als richtende Hände am Steuer,
Nächtlich als wandelndes Leuchtturmfeuer,
Und ich vertraue ihm sehr.

Ob ich wache, wie Wellen wachen,
Ob ich ruhe wie Tau,
Selig eilt mein gerundeter Nachen
Durch das lebendige Blau,
Durch der Gewässer tanzendes Ringen
Mich dir wie schimmernde Quadern zu bringen
Zu einem türmigen Bau.

Ruth Schaumann



Canale grande

Tage in Venedig

Von F. A. Geißler

Mit acht mehrfarbigen Abbildungen nach Pastellen von Karl Hänsel in Dresden

Schwebt über Florenz der künstlerische Genius der Medici, spricht in Rom neben den religiösen und künstlerischen Eindrücken das Forum Romanum nebst den andern Resten altrömischer Vergangenheit eine gewaltige Sprache, so erscheint alles dies in Venedig gemildert, abgetönt und mit dem Unterton einer gewissen Wehmut verbunden.

Schon die Bahnfahrt von Padua, die einen Meeresarm überschreitet, läßt im Reisenden ein Vorgefühl dessen aufsteigen, was ihm hier Wirklichkeit werden soll, und gleich beim Austritt aus der Bahnhofshalle umfängt ihn das seltsame Leben dieser einzigartigen Stadt. Denn statt der Droschken und Gasthofsomnibusse, der Kraftwagen und Lastkarren, die auf jeder andern Station der Reisenden harren, liegen in Venedig an langgestrecktem Quai zahllose Gondeln, deren Führer mit mehr oder weniger wohlklingender Stimme ihren Ruf »Gondola!« erschallen lassen.

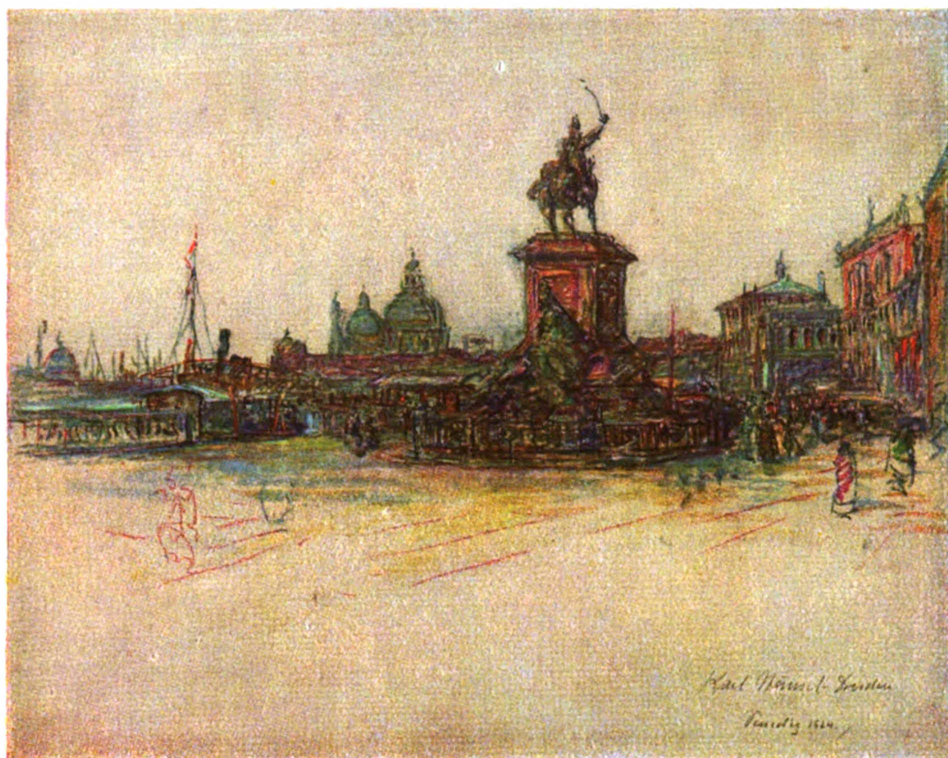
Um gleich von den Gondeln zu sprechen, so schienen sie mit ihrer schwarzen Farbe mir zunächst fremdartig in der Farbenpracht der Paläste, sie brachten einen düsteren Ton in das sonst so freundliche Bild. Aber schon nach kurzer Zeit erkannte ich den eigenartigen Reiz des durch sie bewirkten Gegensatzes. Gerade die Schmucklosigkeit und dunkle Färbung dieser Fahrzeuge lassen ihren schlanken Bau besonders hervortreten, und davon hebt sich die Gestalt des meist mit rotem Hemd und Gürtel bekleideten Führers vorteilhaft ab. Auch lenken sie den Blick des Fahrgastes nicht von den Ufern ab, an denen sich die marmorschimmernden Gebäude erheben. Die alten Staatsgondeln des Dogen und der Ratsherren strotzten zwar von Gold und farbigen Zieraten, doch die gewöhnlichen Gondeln betonen durch ihre Schlichtheit noch heute ihre Eigenschaft als allgemeines Verkehrsmittel, ja, es liegt vielleicht in ihr sogar eine gewisses Raffinement, dessen man sich erst nach einiger Zeit bewußt wird. Überdies ist die Fahrt in einer venezianischen Gondel alter Art schon ein Vergnügen, das mit keinem andern verglichen werden kann. Auf die Kissen hingestreckt, späht man durch die aufgezogenen Vorhänge nach links und rechts, der schaukelnde Gang des Fahrzeuges hat etwas Wiegendes, und der Blick auf den Führer, der mit gelassener Ruhe sein Ruder handhabt und durch das Gewirr der großen und kleinen Kanäle

mit vollendeter Sicherheit hindurchsteuert, sich durch Flottillen von andern Gondeln oder Lastkähnen gewandt hindurchwindet, gewährt ein Gefühl völliger Beruhigung. Wenn man dann unter den hohen Brücken, die zu Hunderten die Kanäle überspannen, durchgleitet, wenn der Lenker beim Einbiegen in eine enge Wasserstraße seinen warnenden Ruf ertönen läßt, wenn der ganze Verkehr einer Großstadt geräuschlos an dem Auge vorüberzieht, dann hat man schon ein Erlebnis, dessen Wirkung sich noch verstärkt, sobald man aus dem Fenster seines Zimmers hinausschaut auf die mit großen Steinfliesen belegte Straße. Denn kein Wagen, kein Auto rasselt vorbei, kein Pferdehuf trappelt, eine große, anfangs dem modernen Menschen fast unheimliche Stille liegt über den Straßen und wird nur durch die Fußtritte der Vorübergehenden und ihr oft mit südländischer Lebhaftigkeit geführtes Gespräch gemildert.

Jedes Haus hat seine Wassertür, die nach einem Kanal führt und durch die alle größeren Gegenstände, vor allem Lasten aller Art, eingebracht werden, und seine Landtür, die auf einen Platz oder eine Straße mündet. Abgesehen von der breiten Uferstraße am großen Kanal und vom Markusplatz sind die Straßen so eng, daß man sie anderwärts nur als Gäßchen bezeichnen würde; sie sind eben nur für Fußgänger berechnet, weil der gesamte Fahrverkehr sich zu Wasser abspielt. Und die Plätze sind ebenfalls nur klein und schmal, aber von herrlichen Bauwerken umrahmt und mit Denkmälern geschmückt, die mit bewundernswertem Geschmack auf den engen Raum abgestimmt sind. Unternimmt man einen Gang durch die Stadt, so verliert man im Gewirr der Gassen und bei der Unzahl der zu überschreitenden Brücken bald die Richtung und verläuft sich dermaßen, daß man sich nicht mehr zurechtfindet. Und mit dem Fragen ist's nicht getan. Die Venezianer sind zwar im allgemeinen höfliche Leute und geben dem verirrten Fremden bereitwillig Auskunft. Nur schade, daß man einander sehr selten versteht, denn der Fragende spricht, wenn er überhaupt des Italienischen ein wenig mächtig ist (und man glaubt nicht, wie viele Reisende ohne jede Kenntnis der Landessprache hier umherbummeln) das toskanische Schriftitalienisch, das vielen Eingeborenen fremd vorm Ohr klingt; und diese wiederum antworten in ihrer Mundart, die, zumal bei der Schnelligkeit des Sprechens, dem Auskunft Heischenden größtenteils unverständlich ist. Trifft man auf eine Patrouille der »Carabinieri«, die immer zu zweien auftreten und in ihrer altertümlich schönen Uniform mit Frack und Dreimaster stolz wie die Dogen einherschreiten, so ist man bald der Sorge ledig, andernfalls gibt es in Venedig ein



Frachtkähne am Canale grande



Am Umberto-Denkmal

sehr einfaches Mittel, wieder in sein Quartier zu gelangen, selbst wenn man in den abgelegensten Stadtteil geraten ist. Man steigt bloß auf den Scheitel einer Brücke, ruft nach beiden Richtungen »Gondola!«, und bald erscheint von einer Haltestelle her ein Fahrzeug, dessen Lenker mit freundlichem Lächeln den Verlaufenen zum Einsteigen einlädt und ihn sicher dem Ziele zuführt.

Doch gerade diese Fußwanderungen durch die Stadt vermitteln dem Fremden erst die intime Bekanntschaft mit der an köstlichen Winkeln, verschwiegenen Plätzchen und reizvollen Eckchen so reichen Stadt, in der natürlich die Maler von alters her reiche Ausbeute gesucht und gefunden haben. Aber seltsam, die Mehrzahl der Künstler beschränkt sich auf die unzählige Male dargestellten Motive der Hauptplätze und des großen Kanals.

Da ist es um so höher zu schätzen, wenn ein deutscher Künstler sich abseits von den oft betretenen Wegen hält und mit feinem Spürsinn Stätten sucht, die seinem Malerauge verschwiegene Schönheiten enthüllen. Ein solcher Meister ist der Dresdner Karl Hänsel, der in Venedig ein ebenso reiches wie eigenartiges Material gesammelt und mit köstlicher Feinheit verarbeitet hat. Auch besitzt er die seltene Gabe, die ganz seltsamen Licht- und Farbenabtönungen wiederzugeben, die den malerischen Reiz der Lagunenstadt so sehr verstärken und deren sich der oberflächliche, nicht mit dem Künstlerauge ausgestattete Laie kaum bewußt wird, wenn er auch ihre Wirkung instinktiv empfindet. Die beständige Verdunstung des Wassers nämlich, die in den großen und kleinen Kanälen erfolgt, erzeugt ein unbeschreibliches Flimmern und Weben der Luft und dadurch eine Vibration des Lichts, die sich nicht in Worten ausdrücken läßt, die nur der geschärfte Sinn des Malers wahrnehmen und festhalten kann. Hänsels venezianische Bilder sind schon in dieser Hinsicht vielen andern weit überlegen. Sie zeigen nicht nur die Gegenstände selbst, sondern auch ihre Verbindung mit und ihr Heraustreten aus dieser eigentümlichen Atmosphäre.

Man braucht nur seine Darstellung des »Canale grande« aufmerksam zu betrachten, um dies zu erkennen, zumal wenn man Hänsels Darstellung mit der andrer Maler vergleicht. Wie bei ihm die Farben der Paläste nicht grell als Einzelflecke hervorstechen, sondern gleichsam von einer flimmernden Lichthülle umgeben sind und dadurch sich zu einem farbigen Akkord verschmelzen, das ist ebenso fein beobachtet wie meisterlich ausgeführt.

Fast noch deutlicher zeigt sich dieser Vorzug der Hänselschen Malweise auf dem Bilde »Frachtkähne am Canale grande«. Von der dem Markusplatz schrägüber liegenden Landstelle auf



Riva degli Schiavoni

genommen, erscheint hier die Häuserreihe des jenseitigen Ufers in leichten, leise bewegten Duft gehüllt, und der dahinter emporragende Turm lugt nur in seinen Umrissen aus dem Dunst hervor, in dem die fernerliegenden Häuser immer mehr verschwinden.

Wenn aber eine frische Brise von der offenen See her weht, so lichtet sich der flimmernde Schleier teilweise, wie der Künstler es auf dem Bilde »Umberto-Denkmal« darstellt, oder ganz, wie es auf der Tafel »Riva degli Schiavoni« zu sehen ist.

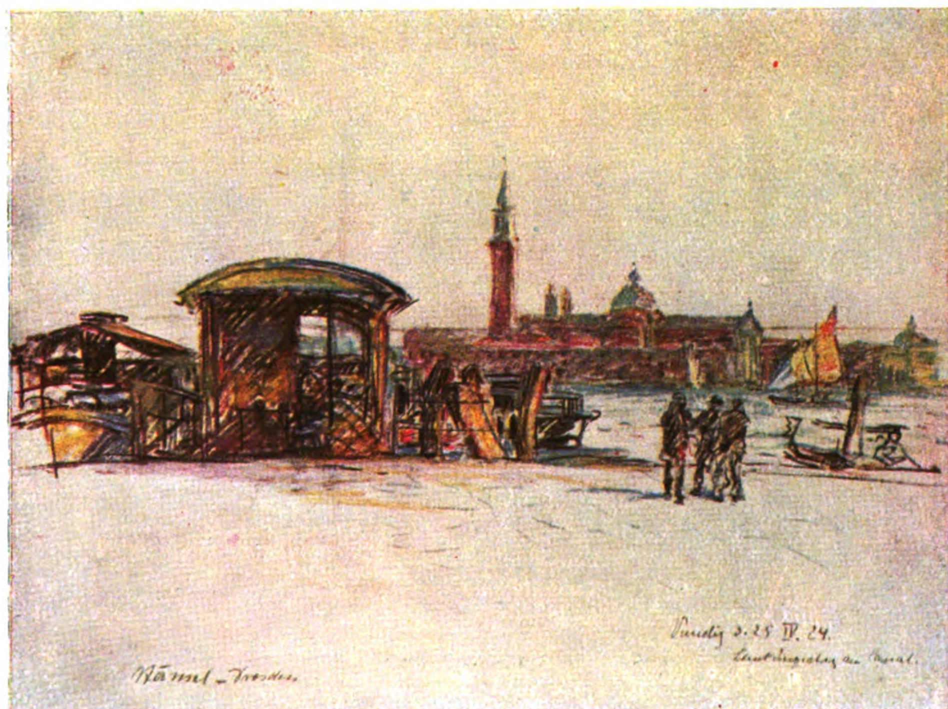
Den schönsten Anblick aber gewährte mir eine nächtliche Gondelfahrt, die mir unvergeßlich bleiben wird. Den ganzen Tag hatte die Bora geweht, und es war so kalt und unfreundlich geworden, daß die Mehrzahl der Gäste im Speisesaal und in der Halle gar mißmutig saß. Da ließ mich der Portier durch einen Pagen zu sich entbieten und sagte mit der Leutseligkeit eines Mannes, der sich bewußt ist, einem andern einen großen Gefallen zu erweisen: »Wir bekommen eine zwar kalte, aber klare Mondnacht. Im Hafen liegt die Jacht eines Amerikaners, der von seiner Mastspitze aus die Ufer des großen Kanals mit dem Scheinwerfer bestrahlen will. Ich habe Ihnen eine Gondel bestellt und werde Sie warm einhüllen. Mit dem Gondolier haben Sie gar nichts zu tun, ich mache alles mit ihm ab, höchstens können Sie ihm mit einer deutschen Zigarre eine Freude bereiten.« Schnell folgte ich seiner Anweisung und stieg in die an der Wassertreppe wartende Gondel, wo ich mit Kissen und Decken trefflich warm und behaglich eingemummelt wurde. Bald bogen wir in den »Großen Kanal« ein, und nun begann eine Stunde seltensten Genusses. Der Mond trat hinter den Wolken hervor, und fast zur selben Zeit fing der Scheinwerfer des Amerikaners an zu spielen und sandte sein Licht, das dem des Mondes so ähnlich war, über die Reihe der Paläste, über Kuppeln und Türme der Kirchen und über die jetzt ruhig daliegende breite Wasserstraße, die in leisen Wellen die Lichtstreifen zurückwarf. Schade, daß Karl Hänsel an dieser Nachtfahrt, die etwa eine Stunde dauerte, nicht teilnahm: sie hätte ihm sicherlich Anregung zu einem Bilde von seltenster Schönheit gegeben. Mein Gondolier fühlte sich durch meine vielfachen Ausrufe des Entzückens in seiner Heimatliebe sehr geschmeichelt, rief mir unter freundlichem Nicken einmal übers andre zu: »Bellissima Venezia!« und stimmte sogar trotz der rauhen Luft eins jener alten Lieder an, durch die seine Berufsgenossen in früherer Zeit so berühmt waren, die aber jetzt leider in Vergessenheit zu geraten scheinen. Zwar war der Kanal infolge der nächtlichen Kühle nicht sehr belebt, aber einige andre Herrschaften hatten auch von der Beleuchtung Kenntnis erhalten, und so glitten in gemesse-

nen Abständen etwa zwanzig Gondeln an mir vorüber. Da lernte ich die Kontrastwirkung der fast geheimnisvoll schwarzen Fahrzeuge zu der mondlichen Helle kennen und bewundern.

Nach der Rückkehr entfesselte ich mit drei deutschen Zigarren, die er als solche sofort erkannte, einen wahren Sturm von Dankesworten meines Gondoliers, der mir beim Abschied verstohlen und mit bedeutsamem Schmunzeln seine Nummer und seinen Tagesstandort zuraunte, was den romantischen Reiz der Fahrt zum Schluß noch verstärkte. Denn Antonio (so hieß der wackere Bursche) schien in der Tat etwas vom Blute jener alten Gondelführer in sich zu haben, die als Helfer zärtlicher Pärchen sich einst besonders gefielen. Leider hatte ich keine Gelegenheit, seine Dienste in diesem Fach in Anspruch zu nehmen. Dagegen traf ich ihn zwei Tage später an seinem Standort und mußte, da er mich erkannte und mit der unwiderstehlichen Zutraulichkeit der Südländer mich anrief, wohl oder übel mit ihm noch eine Fahrt machen. Ich hatte das nicht zu bereuen, denn er lenkte bald von der breiten Wasserstraße ab und führte mich durch Kanäle und Kanälchen, die ich sonst wohl nie gesehen haben würde.

Die Namen der Stadtteile, Kirchen und Paläste nennend und auf alle Schönheiten mit lebendigster, anmutiger Gebärde mich hinweisend, lenkte er sein Fahrzeug mit ebenso viel Kraft wie Leichtigkeit und Sicherheit, gab mir, als er in einem engen Kanälchen in Streit mit einem entgegenkommenden Lastkahnführer geriet, eine Probe seiner Zungenfertigkeit und Schimpfkunst und entlockte seinem Gegner eine ebensolche Flut von Scheltworten. Aber das Hübscheste war, daß die beiden, nachdem sie sich wie die homerischen Helden erst die derbsten Grobheiten zugeschrien und sich dabei mit Fäusten und Rudern wie die Wilden bedroht hatten, dann plötzlich das Wortgefecht abbrachen, aneinander friedlich vorüberfuhren und sich unter hellem Lachen die Hände schüttelten.

Nach kurzer Zeit legte Antonio neben einer verhältnismäßig niedrigen roten Brücke an und lud mich mit wichtiger Miene und bedeutsamen Gebärden zum Aussteigen ein. Ich tat es, klomm ein paar bröckelnde Marmorstufen empor und stand nun auf dem »Campo Santi Giovanni e Paolo«, der einer der köstlichsten Plätze der Stadt ist. Auf der einen Seite vom Kanal begrenzt, jenseits dessen alte Häuser in malerischem Gewirr sich erheben, zeigt er eine Reihe von alten Gebäuden, deren schönstes die im Renaissancestil erbaute Kirche der Heiligen Johannes und Paulus ist, und in seiner Mitte erhebt sich, wundervoll in den engen Raum eingefügt und von ihm gleichsam getragen, das berühmte Denkmal des Söldnerführers Colleone, ein in seiner charaktervollen Eigenart unerreichtes Meisterwerk der beiden Meister Andrea del Verrocchio und Alessandro Leopardo.



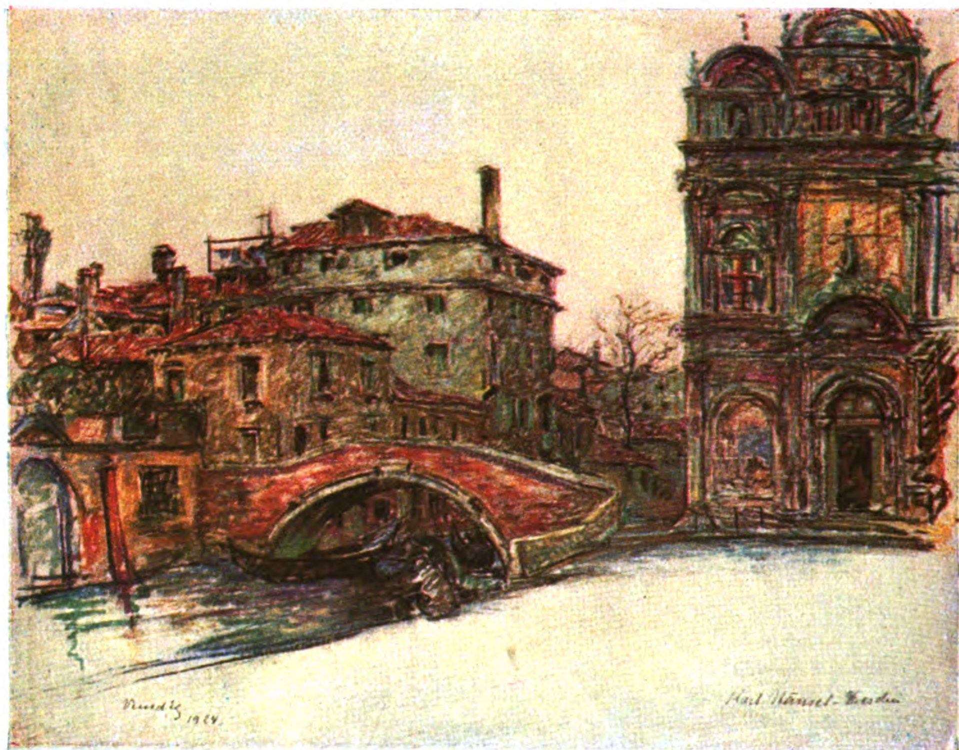
Landungssteg am Canale grande

Von den 378 Brücken, welche die einzelnen Inseln des Stadtgebietes miteinander verbinden, ist die Rialto-Brücke die bekannteste und schönste. In den Jahren 1588—91 von Antonio da Ponte erbaut, überspannt sie mit ihrem 28 Meter langen Marmorbogen den Großen Kanal mit einer Leichtigkeit und Ruhe, die um so erstaunlicher ist, als die Aufbauten auf der Brücke ihr das Ansehen eines Torhauses verleihen. In den ihre Krönung bildenden großen Türöffnungen zu stehen und von ihnen aus das bunte Leben auf dem Kanal zu beobachten, ist ein Vergügen, das man zu genießen nicht müde wird.

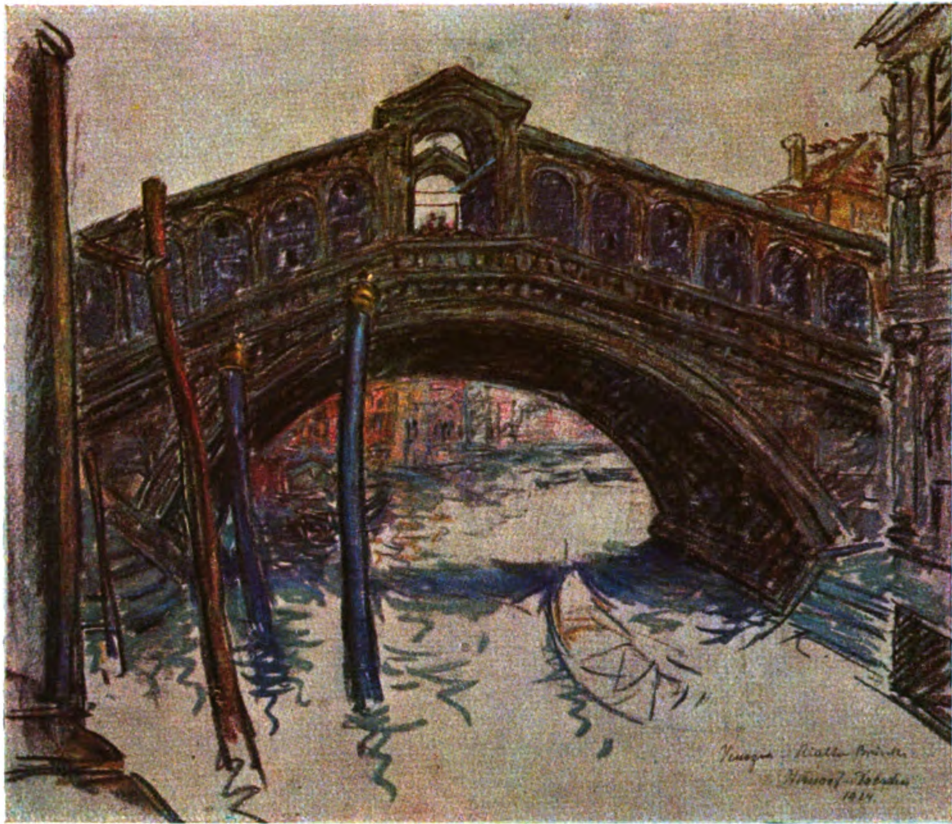
War und ist die Rialtobrücke einer der wichtigsten Verkehrswege und ein Sammelpunkt fröhlicher Menschen, so ruft der Anblick der nicht minder berühmten Seufzerbrücke ganz andre Gedanken in dem Beschauer wach. Vom Dogenpalast führt sie in der Höhe des ersten Stockwerks über einen schmalen Kanal nach dem Gebäude hinüber, in dessen Tiefen sich die engen Gefängnisse der Staatsverbrecher befinden, während die berüchtigten Zellen unter den »Bleidächern« sowie die Folterkammer zerstört sind und nur noch in der schaudernden Erinnerung fortleben. Der Name »Seufzerbrücke« ist bezeichnend genug: wie mancher Unglückliche mag zagen Schrittes von ihr aus den letzten Blick auf die schöne Welt geworfen haben, um dann für immer in den Kerkern zu verschwinden oder gar seiner Hinrichtung entgegenzugehen. Es ist ja eine Eigenheit Venedigs, daß uns in den Resten seiner ehemaligen Herrlichkeit alle Pracht und Schönheit mit einem düsteren Schatten bedeckt erscheint. Denn die stolze Republik, in der durch weltumspannenden Handel Reichtum, Kunst und verfeinerter Lebensgenuß blühten, wachte eifersüchtig über ihre Macht, ließ sogar den Dogen in seinem Schlafgemach durch einen vom obersten Stockwerk herabreichenden Lichtschacht, der seinen Spionencharakter durch eine wundervolle Rosette verbirgt, beobachten und schuf in seinem »Rat der Zehn« ein Tribunal, das, durch viele Späher unterstützt, furchtbar im verborgenen waltete und selbst den Träger der herzoglichen Purpurmütze zu erfassen kein Bedenken trug.

Die dunklen Schatten jener geheimnisvollen Macht erfüllen auch die weiten Räume der Markuskirche. Nicht »der Kirchen ehrwürdige Nacht« lagert über dieser Basilika mit ihren 500 Marmorsäulen, den Mosaiken und den zahlreichen Nebenkapellen, nein, die starre, unerbittliche Gewalt, der strenge Herrscherwille der Republik findet in dieser Kathedrale, wenigstens meiner Empfindung nach, einen erschütternden Ausdruck, wie ihn keine der hundert Kirchen Venedigs hervorruft.

Die Wassertreppen der Paläste und Häuser



Am Campo Santi Giovanni e Paolo



Rialto-Brücke

sowie die vor ihnen befindlichen Pfähle zum Anlegen der Gondeln reden auch für den aufmerksamen Beschauer von dem Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Noch liegen auf den Treppenstufen die Marmorplatten, auf denen einst stolze Nobili und bezaubernde Frauen zu der harrenden Gondel hinabstiegen, aber wie die Paläste selbst vielfach verfallen sind, so ist auch der Marmor der Stufen meist durch Risse und Sprünge entstellt, ja mitunter schaut unter der geborstenen Platte das Ziegellager des Unterbaues hervor. Und die alten Eichenpfähle ragen, oft seltsam gebogen, noch aus dem Wasser, tragen noch die goldene Bekrönung und Überbleibsel des bunten Anstrichs; aber auch sie winken nicht mehr wie einst freundlich und lockend, sondern gleichen altersgekrümmten Greisen, die von vergangener großer Zeit leise erzählen.

Und verschwunden scheint auch der Menschenstamm zu sein, der einst diesen Staat schuf und im Wechsel der Zeiten so lange erhielt. Während in Rom unter der Menge oft genug eine männliche oder weibliche Gestalt auftaucht, die in Antlitz, Haltung und Gebärden den Römertypus der klassischen Zeit wieder aufleben läßt, sucht man in Venedig diesen Atavismus vergeblich. Und das ist biologisch wohl zu erklären. Denn die Römer waren ein Herrenvolk, die Venezianer aber herrschten durch ihren Handel und ließen ihre Schlachten durch Söldner schlagen, nahmen Menschen aller Nationen in deren Zahl auf und vertrauten selbst Befehlshaberstellen Fremden an (man denke an Othello), denen sie aus kaufmännischem Mißtrauen in ihren »Provveditori« Aufseher bestellten. So mußte die Republik, die eine solche ja nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber ein von wenigen Familien regierter Staat war, mit der Zeit von ihrer Höhe herabsinken, weil sie nicht auf nationaler Grundlage aufgebaut war. Erhalten hat sich in ihren Bewohnern lediglich der Handelsgeist, wenn er auch nicht mehr auf weltumspannende Pläne gerichtet ist, sondern sich, mit einigen Ausnahmen, damit begnügt, den Fremden allerlei Dinge als echt venezianisch anzubieten, die oft ganz andern Ursprungs sind.

Fremdenstadt ist Venedig geworden, und auf die Fremden ist Handel und Wandel zugeschnitten. Besonders die Künstler zieht es immer wieder in dies schlummernde Märchenreich. Vor allem die Maler und Bildner, aber auch Dichter und



Hafen am Abend

Schriftsteller suchen und finden hier Anregung und Ausbeute und fühlen sich in dem »Milieu« Venedigs heimisch.

Auch an Originalen mangelt es in der großen Zahl der Künstler und Kunstenthusiasten nicht. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich eines alten Schotten, der schon an die dreißig Jahre in Venedig lebte und, ohne selbst Künstler zu sein, doch über alle Kunstschätze genauesten Bescheid geben konnte und vor allem mit den alten Sagen und Geschichten genau vertraut war, die sich an die Stadt und ihre Kunstwerke knüpfen. Himmel, was wußte er zu erzählen! Unter seinen Worten belebten sich die Bilder und Statuen, die Plätze und Kanäle, und die schönste Romantik ließ er vor dem Zuhörer aufblühen — zumal in gruseligen Geschichten war er groß. Vergangenheit und Gegenwart mischte er in seinen phantastischen Reden seltsam durcheinander, und wenn er zum Beispiel erzählte, daß der Doge Dandalo alljährlich in der Johannesnacht auf der goldstrotzenden Staatsgondel von der Piazetta zum Lido fahre und dort verschwinde, so konnte man glauben, er habe den Spuk mit Augen gesehen. Wenn die Lustigkeit der andern bisweilen überschäumte und sich in einem nächtlichen Ritt auf den beiden Markuslöwen Luft machte, stand er mit ernstem Gesicht abseits, als erwarte er eine herbe Strafe für so leichtfertiges Gebaren.

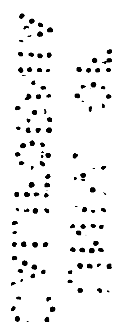
Schneller, als mir lieb war, verflossen die Tage, die ich in Venedig verweilen durfte, und der Abschied wurde mir um so schwerer, je mehr ich erkannt hatte, daß Monate dazu gehören, um in der Stadt heimisch zu werden und all ihre Herrlichkeiten in sich aufzunehmen. Seitdem ergeht es mir wie so vielen andern: die uralte deutsche Sehnsucht nach dem Süden erfaßt mich oft mächtig, und in stillen Stunden durchblättere ich mein Reisetagebuch und beschaue wehmütig die zahllosen Bilder und Karten, die ich zur Erinnerung mitnahm. Auf meinem Schreibtisch steht das schwarze, gußeiserne Modell einer Gondel, ihr Schnabel weist immer nach Süden, aber bisher war ihre stumme Mahnung vergebens. Um so mehr entzückten mich die Bilder Karl Hänsels, die, mit Künstleraugen erschaut und mit Meisterhand gemalt, mir so viel im Unterbewußtsein Ruhendes zu lebendiger Anschauung brachten. Darum rate ich allen, denen, wie mir, Venedig zu einem Erlebnis ward, diese Bilder zu betrachten und durch sie zu erfahren, wie die Inselstadt gleich einem Märchen aus den Fluten emportaucht.





Kirche von Scherzligen

Nach einer photographischen Naturaufnahme



Nicola Perscheids Bildnisphotographien

Von Emil Waldmann

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen von Nicola Perscheid (Berlin W)

Ob die Photographie, ein Ding, das mit so etwas wie einer Maschine arbeitet, eine Kunst sei oder nicht, darüber wurde vor fünfundzwanzig Jahren weidlich debattiert. Heute wird nicht mehr darum gestritten. Wir wissen, daß die Photographie, in die richtigen Hände gelegt, sehr wohl und durchaus künstlerische Wirkung haben kann. Es kommt darauf an, ob eine Persönlichkeit die Technik überwindet, die Maschine beseelt und ihre Arbeit mit künstlerischer Anschauung befruchtet und zu künstlerischem Tun erhebt. Vor fünfundzwanzig Jahren — um die Jahrhundertwende als einen Wendepunkt auch auf diesem Gebiete anzusehen — hatte Nicola Perscheid eben begonnen, auf seine eigne selbständige Weise in der Praxis das durchzusetzen, was Alfred Lichtwark, Deutschlands Kunstminister ohne Amt, theoretisch auf seine Weise gefordert hatte. Vor andern und mit andern hat er seither in rastloser Tätigkeit, von Mißerfolgen nie entmutigt, von Widerständen nie geschreckt, die deutsche Bildnisphotographie zu dem gemacht, was sie heute ist: zu einem eignen Kunstgebiet. Deutsche Porträtphotographie, Perscheidsche Bildnisaufnahmen — beide gehören unbestritten zur besten Kamera-Kunst der Welt.

Ehe sie zu reinen Leistungen kam, hatte die Photographie allerhand Kinderkrankheiten durchzumachen. Sie wollte heraus aus der Schablone und dem Schlendrian, in dem sie bis in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts gelebt hatte. Die Ansteckungsgefahren lagen auf zwei einander diametral entgegengesetzten Gebieten: einmal bei der überbetonten Technik, dann bei der Kunst des Porträtmalers. Die Technik, mit dem erstaunlichen Tempo ihrer Entwicklung und mit der ebenso erstaunlichen Fülle ihrer überraschendsten Resultate, drohte dem Photographen schließlich gefährlich zu werden. Optik, Physik und Chemie erlebten einen nie geahnten Aufschwung. Momentaufnahmen von einer tausendstel Sekunde Belichtungszeit, Gummidruckkopierverfahren und noch eine Menge andrer Teufeleien trieben ihr verführerisches Spiel. Wenn die Linse des Photographen bei springenden Pferden oft Haltungen und Bewegungen festhielt, so schnell, daß unsre doch konventionell sehenden Augen solche Haltungen zunächst für »unmöglich« ansahen, ansehen mußten, so war der Photograph allerdings ein Tausendkünstler und Hexenmeister, von dem man sich, im Sinne der »Richtigkeit«, manches mochte gefallen lassen. Jenes Grimassenhafte, das bei der Bildnisphotographie schließlich nur die letzte Folge der übertriebenen Momentphotographiererei war, war eine Zeitlang ebenso modern wie die für dekorativ gehaltenen Manieren des unscharfen Druckens auf saugenden Papieren, bei denen alle Schatten tintig und schmutzig und undurchsichtig herauskamen, was man damals »geheimnisvoll« nannte. Wenn Optik und Chemie alle Möglichkeiten hergaben, benutzte man nur zu gern ihre Wirkungen und suchte ihre Effekte möglichst immer noch zu steigern und zu überbieten. Das Ziel, das einen anzog, lag auf dem Gebiete der Malerei. Mit ihr zu wetteifern, ihre Wirkungen zu erreichen und ihre Manieren nachzuahmen, dies mußte in einer Zeit, die sich leidenschaftlich um die Eroberung einer künstlerischen Kultur mühte, um so mehr locken, als man glaubte, mit der Maschine, der Technik, einen Boden untrügerischer Objektivität unter den Füßen zu haben. Denn



Frau Susanne Tiemann geb. Wildhagen

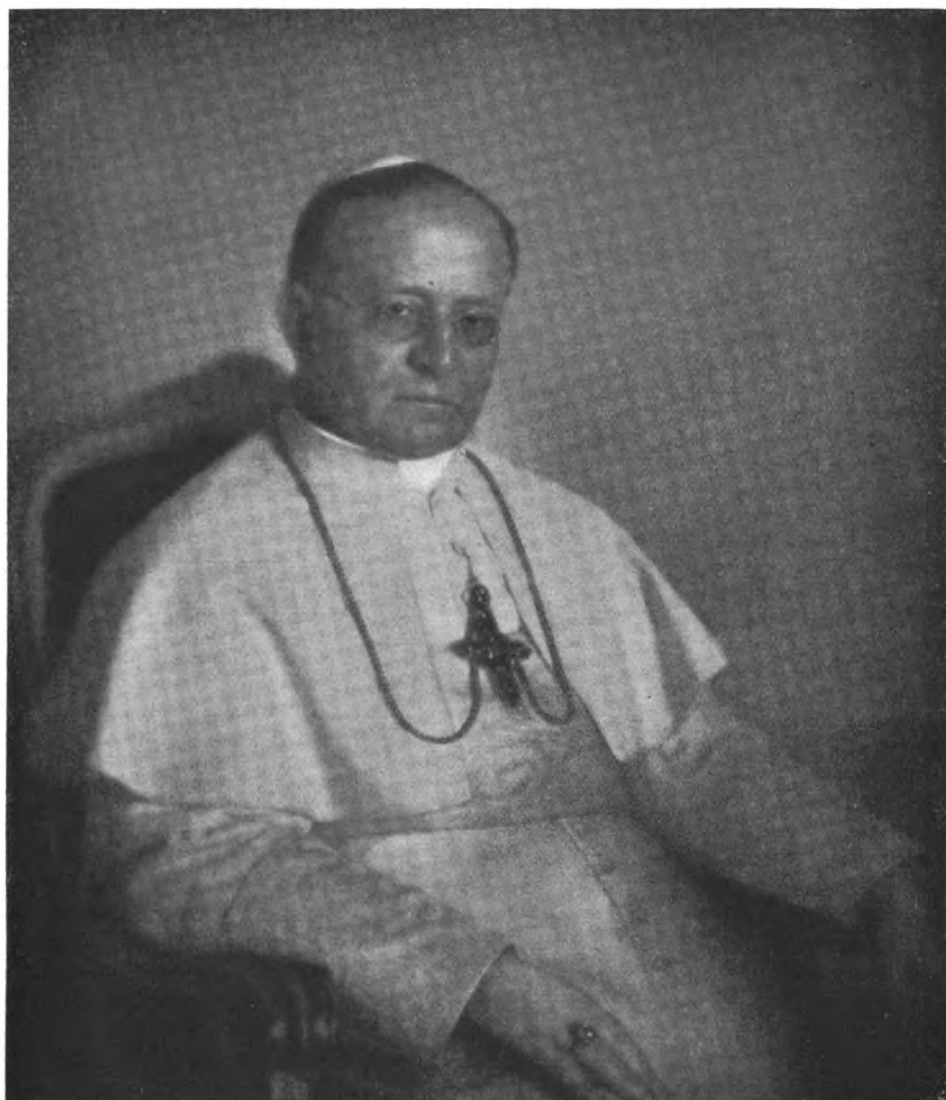
was das Objektiv der Kamera verzeichnete, mußte doch auf alle Fälle real und richtig sein; Willkür, die mittelmäßigen Künstlern so oft das Konzept verdirbt, schien ja ausgeschlossen. Im Besitz der garantierten Realitäten strebte man nach den höchsten Wirkungen aus dem Phantasiereiche der großen Künstler vergangener Epochen. Es gab einen Augenblick, wo man glaubte, mit Optik und Chemie im Bildnis die »Augenblicklichkeit« des Ausdrucks von Frans Hals mit der altmeisterlichen Schönheit eines (nachgedunkelten) Tizian vereinigen zu können. Bildnisphotographien a la Lenbach zu besitzen, war keine ganz ungewöhnliche Sehnsucht. Wo Optik und Chemie nicht ausreichten, half die Retusche. Es ist ja auch gar nicht so schwer, wenn man Malerei kennt, auf die photographische Platte einer Person ein wie Kremserweiß funkelndes Glanzlicht auf die Nasenspitze zu praktizieren. Wenn man Photographien herstellte, die von einem Laien einen Augenblick lang für Pastelle von Lenbach gehalten wurden, müßte man doch mit ruhigem Gewissen den Rang eines Künstlers in Anspruch nehmen dürfen!

Perscheid glaubte es nicht. Er wußte instinktiv, daß bei übertriebenen technischen Kunststücken und beim Nachahmen fremder Wirkungen nie Kunst herauskommen kann, daß die Kunst nicht in der Maschine oder im Retuschierpinsel liegt, sondern daß sie beim Photographen nur im Auge des Porträtisten liegen kann. Die Technik ist Mittel. Man muß aus ihr an Wirkungen technischer Art so viel herausholen, wie sie ohne Vergewaltigung hergeben kann; man muß ihre Gegebenheiten, ihre Eigentümlichkeiten kennen und bis ins Letzte studieren, ihre Möglichkeiten immer verfeinern, sie immer gefügiger machen. Aber darüber muß erst der Wille und eine künstlerische Anschauung stehen, die feste Entschlossenheit, aus der Dienerin nicht eine tyrannische und launische Herrin werden zu lassen. Wenn das Objektiv die plastische Form getreu registriert und ein untrügerisches Abbild des plastischen Tatbestandes aufnimmt — gut, wir wollen sehen, ob die Linse, doch ein Werk von Menschenhand, nach einstigen, aber wandelbaren Bedürfnissen konstruiert, schon die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hatte. Sie hatte es nicht, sie verzeichnete in einem fort. So ließ Perscheid von dem Optiker Emil Busch zu Rathenow ein Porträtobjektiv herstellen, dessen besonderes Ziel die Anpassung des Objektivsehens an das Sehen des menschlichen Auges ist. Und nun erst waren die wunderbar modellierten Formen möglich. So, wie erst durch Gelbscheiben und alle denkbaren Farbfilter die harmonische Richtigkeit der schwarzweißen Farbwerte ermöglicht wurde, die wir heute längst als eine Selbstverständlichkeit ansehen. Die Gelbscheibe wurde erfunden, weil ein künstlerisch empfindliches Auge die Falschheit der Valeurs nicht mehr ertragen konnte. An dem Problem des allzu harten Kontrastes zwischen dem Weiß eines Herrenkragens und dem Dunkelblau eines Anzuges kann jede Photographie scheitern.

Ein solches Objektiv, wie Busch es nach Perscheids Angaben und den ihm zur selbstverständlichen Forderung gewordenen Bedürfnissen konstruirt hat, kann



Kardinal Ehrle



Papst Pius 11.

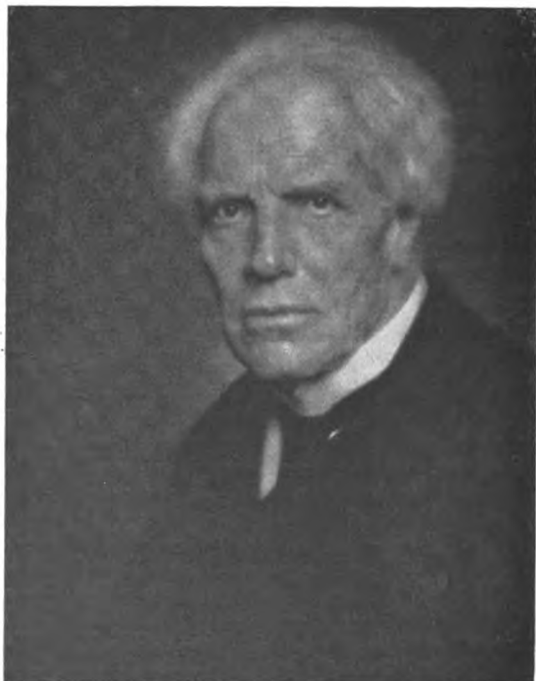
sich heute jeder kaufen. Aber nicht jeder kann von vornherein damit arbeiten; man kann es nur, wenn man zugleich so sehen lernt, wie Perscheid sieht, mit diesem Sinn für die Wirkung einer plastischen Form, dem Sinn für die Bedeutung scharfer Akzente und für das Nachlassen ihrer Schärfe nach dem Hintergrunde zu, für die Bedeutung des Stofflichen, für die Modellierung einer Stirn, einer Nase, einer Hand; mit diesem Sinn für den Grad von Weichheit, den die immer in unmerklicher Bewegung befindliche Partie um die Augen herum noch haben darf, ohne den Zusammenhang der Gesamtform zu zerstören; mit dem Sinn für die Rolle der Übergänge ins Licht, so, daß das Weiß noch als Weiß wirkt und sich doch den umgebenden Halbdunkelheiten harmonisch anfügt und anderseits nicht in ihnen schmutzig ertrinkt und zu schummerig wirkt. Kurz, man muß künstlerisch sehen, um mit diesen technisch so raffinierten Verbesserungen arbeiten zu können. Manches dabei ist lernbar. Das Wesentliche aber, der Sinn für Kunst und künstlerische Wirkung, nicht. Der muß angeboren sein, als Begabung. Er läßt sich bestenfalls läutern und entwickeln, in strenger Selbstzucht. Erwerben läßt er sich nicht. Wer von Hause aus auf den Augen unmusikalisch ist, wird niemals eine künstlerische Wirkung auf den ersten Augenblick sehen, so wie der auf den Ohren Unmusikalische nie eine Harmonie, sondern immer nur Töne hört. Auf den



Paul Quensel

erſten Augenblick aber kommt es an. Wenn der Bildniskünſtler das Weſentliche einer Erſcheinung nicht ſofort beim erſten, wenn auch gründlichen und ſehr kritiſchen Prüfen ſpürt, ſpürt er es nie. Ein Bildniskünſtler muß ein Menſchenkenner und ein Menſchendeuter ſein.

Wir haben heute in der Kunſt ſo verzweifelt wenig gute Bildnismaler. Immer wieder, wenn ein Mann ſich oder ſeine Frau oder gar ſeine Kinder malen laſſen möchte, weiß er nicht, an welchen Künſtler er ſich wenden ſoll. Er kann zu einem Großen gehen, und das kann ſehr gut werden. Aber es iſt ein Experiment. Es kann geſchehen, daß ſich dieſer Künſtler nicht für ihn erwärmt oder ſeine Frau nicht hübſch findet oder Kinder überhaupt nicht ausſtehen kann. Oder daß, wenn der Künſtler ſich für ihn erwärmt, er nachher ſich ſelber oder ſeinen Freunden zu genial oder zu bedeutend vorkommt, ſo »zur guten Stunde«, daß er ſich nicht wiederkennt und ſeine Alltagsfreunde mit dieſer Sonntagserſcheinung nichts anzufangen wiſſen. Ein berühmter Münchner Maler geſtaltet Münchner Bürger zu unheimlichen Dämonen. Kleinere Künſtler aber, die ſo gern Bildniſſe malen und am liebſten immer nur ſchöne junge Frauen malen möchten — als ob nicht ſchon Ingres gewußt hätte, daß dies das Allerſchwerſte von der Welt iſt! —, intereſſieren ſich bei ihrer Porträtmalerei meiſtens mehr für die Malerei als für das Porträt, das Menſchliche, das innerlich wie äußerlich Menſchliche. Die Beziehung einer gelben Krawatte zu dem Wedgewoodblau eines Hintergrundes bedeutet ihnen oft ein wichtigeres Problem als der erſchöpfende Ausdruck des Seeliſchen oder auch nur des Phyſiognomiſchen, ja, mehr als die charakteriſtiſche Haltung und das äußerlich Standesmäßige und innerlich Standesgemäße ihrer Modelle oder Auftraggeber. Damen ſehen dann nachher vor lauter Malerei aus wie Demimondänen und kleine Kinder wie junge Raubtiere. Und weil Leonardo der Madonna Liſa, der Gattin des Meſſer Giocondo, in ſeiner berühmten »Mona Liſa« den Ausdruck einer Dreißigjährigen auf das Antlitz zauberte, trotzdem ſie doch damals erſt ſechzehn Jahre zählte, und weil Rembrandt bei dem Bildnis ſeines Freundes, des Ratsherrn und ſpäteren Bürgermeiſters Six, ähnliche Gewaltſamkeiten mit dem Alter des Auftraggebers ſich erlaubte, glauben die jungen Künſtler allzu gern, daß es beim Bildnis auf die Ähnlichkeit nicht ankomme. Sie vergeſſen, daß Seelendeuter vom Schlage Rembrandts alle tauſend



Ludwig Wüllner



Walter von Molo

in den Fingerspitzen haben und viel sicherer lösen als die meisten Maler. Perscheid würde bei einem Staatsmanne nie den interessanten Blick zur Seite aus dem äußeren Augenwinkel heraus, das sogenannte »Beiseite«-Sprechen der Physiognomie, zum Bildmotiv machen, sondern dies einem Schauspieler oder einem Schauspiel-Poeten überlassen. Er weiß, daß ein Industriekapitän oder ein königlicher Kaufmann als ganze Erscheinung etwas viel Gesammelteres und Gehalteneres hat als ein Bildhauer mit seinem suchenden Blick und seinen unruhigen Händen. Der Industriekapitän sitzt fest im Rahmen; um den Bildhauer herum spielt Luftraum und interessant bewegte Fläche. Während bei den Großen aus dem Reiche der Wirtschaft, des Handels und der Industrie der Eindruck der Köpfe auf der festen plastischen Masse, der konzentrierten Energie der Linienführung, der Lebhaftigkeit des Blickes beruht, wirken die Köpfe von Kirchenfürsten und Prälaten, die, von einer feinen Sphäre von Undurchdringlichkeit umwittert, leise sprechen und nie das letzte Wort sagen, durch das zarte Spiel der Gesichtsflächen, durch niemals ganz bestimmtes Auf und Ab, Hin und Her der Model-

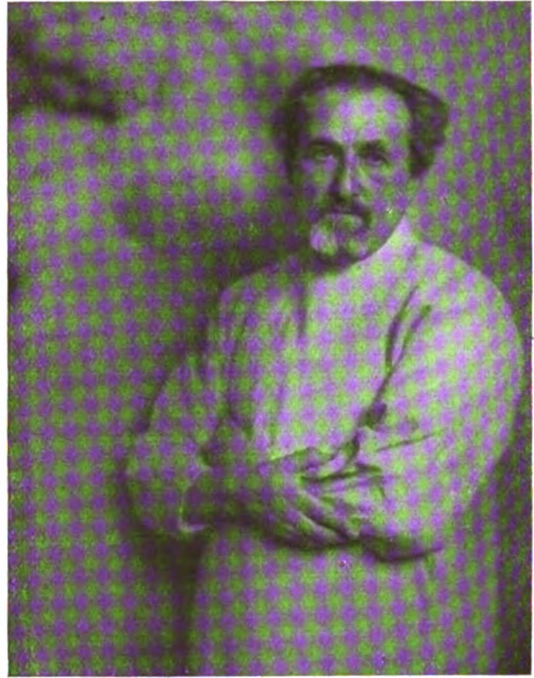
Jahre nur einmal geboren werden, und daß der Gatte der Mona Lisa das Porträt seiner Frau wegen Unähnlichkeit nicht abnahm und nicht bezahlte. Ein Bildnis muß zuerst vor allen Dingen ähnlich sein; sonst ist es irgend etwas andres, etwas vielleicht sehr Interessantes. Aber ein Porträt ist es nicht. Neben diesem Sinn für die Wichtigkeit der Ähnlichkeit haben die Maler im Laufe der letzten Jahrzehnte dann noch immer mehr auch den Sinn für das Standesmäßige beim Bildnis verloren. Einem guten Bildnis muß man schon im ersten Augenblick ansehen können, ob ein Staatsmann oder ein Künstler, ein Offizier oder ein Gelehrter, ein Kaufmann oder ein Dichter, eine Dame der Gesellschaft oder eine internationale Tänzerin dargestellt ist. An Haltung, an Tracht und an allen möglichen äußeren Merkmalen muß man es erkennen. Dies zur Darstellung zu bringen, ist Frage des sozialen Taktes und des ästhetischen Geschmacks; Takt und Geschmack aber haben die meisten Maler, die sich mit dem Porträt befassen, etwas verlernt.

In die Lücke, die sich hier auftat, ist die Photographie eingetreten. Heute ist die Situation die, daß gute Lichtbildkünstler jenes Soziale, das jeder Porträtauftrag mit sich bringt, und die Geschmacksfragen



Heinrich Lilienfein

lierung, durch vorsichtig rieselnde Beleuchtung und schwebende Harmonien in Licht und Schatten. Physiognomik, die an Psychologisches grenzt. Der Lichtbildner empfängt, wie der bildende Künstler, sein Gesetz vom Objekt. Wahrer, innerlich wahrer Ausdruck der Persönlichkeit ist oberstes, leitendes Motiv. Einen Maler dadurch als Helden kenntlich zu machen, daß man ihn vor ein halb vom Bildrande abgeschnittenes, an der Wand hängendes Gemälde stellt, ist billig und äußerlich. Ihn so zu verstehen, daß das Beobachtende der scharfen Augen, ohne spitz zu werden, das führende Element im gesamten Formenspiel wird, so, daß scheinbar wie von selbst alles, Haltung, Kopfwendung, Silhouette und Proportion, an dieser Charakteristik teilnimmt, das ist die wahre Charakterisierungskunst des echten, des geborenen Porträtisten.



Richard Engelmann

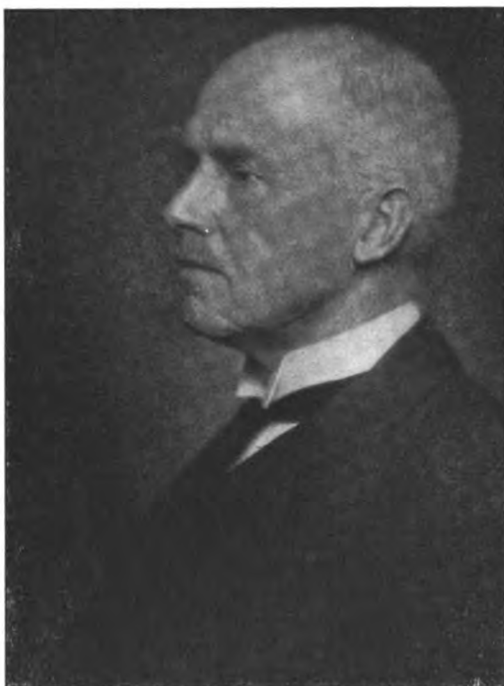
Man bewundert heute, seitdem man sich über die künstlerischen Möglichkeiten der Kamera überhaupt wieder Rechenschaft ablegt, die Ausdruckstiefe der ersten Photographien, der Lichtbilder, die aus der Zeit Daguerres stammen. Daguerrotypien werden in einigen graphischen Kabinetten als selbständiger Nebenzweig graphischer Künste gesammelt. Und tatsächlich sind manche dieser alten Aufnahmen, trotz unleugbarer technischer Primitivität, menschlich im Ausdruck, den meisten Erzeugnissen der landläufigen modernen Photographie weit überlegen. Man hat herausgefunden, daß dies von der langen Belichtungszeit herrührt, zu der die alten Meister des Faches ihre Modelle wegen der geringen Lichtempfindlichkeit der Platten zwingen mußten. Die Leute mußten stillhalten, mit »eins, zwei, drei!« war nichts gewonnen, manchmal minutenlang stillhalten. Und nun geschah das Merkwürdige, daß bei oft steifer Körperhaltung der Ausdruck des Gesichts gar nicht starr wurde. Kein Gesichtsausdruck bleibt, wenn man nicht krampfhaft Gesichter schneidet, minutenlang stehen; mag die Uhr auch zwölf schlagen. Der Ausdruck wechselt, unmerklich fast, ungewollt, unbewußt, ohne plastische Bewegung, sozusagen von innen heraus, und in der langen Belichtungsdauer werden mehrere Ausdrucksstadien übereinander photographiert, eine Summe von verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten und Ausdrucksabwandlungen. Das Gegenteil von Moment und Grimasse ist das Resultat. Deshalb sehen uns die Gesichter unsrer Großväter aus den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts so vielsagend und so bedeutend an, deshalb wirken sie im Ausdruck so reich und so beruhigt zugleich, so vielseitig



Hugo Gugg

und so erschöpfend in einem. Solche Wirkung wieder zu erreichen mit modernen und nicht so qualvollen, aber im Prinzip auf dieser Beobachtung beruhenden Mitteln ward, nachdem das Fieber der interessanten Momentaufnahme einmal ausgetobt hatte, lockendste künstlerische Aufgabe. Die Arbeit, die früher Minuten in Anspruch nahm, in wenigen Sekunden zu leisten, aber diese Sekunden in aller Fülle und nach allen Seiten wie allen Tiefen hin voll auszunutzen, dies ist nicht der geringste Vorzug des Hantierens mit dem neuen Objektiv. Wer künstlerisch sieht und das Mittel taktvoll zu handhaben versteht, kann mit ihm Ausdrucksstärke und Ausdrucksvariationen hervorzaubern, die weit über alles Frühere hinausgehen und selbständigen bildnis- und bildkünstlerischen Wert besitzen.

Menschlicher Ausdruck ist, wenn auch die Hauptsache, so doch nicht das Letzte einer guten Bildnisleistung. Menschenkenntnis und Menschendeutung, sozialer Takt und Sinn für künstlerische Wirkung müssen sich verbinden mit kultiviertem Geschmack. Vom Geschmack in Kunstdingen wird heute oft sehr gering gedacht, weil viele Künstler nichts weiter haben als Geschmack und den Gefahren des allzu Dekorativen verfallen. Geschmack aber, wenn er nicht gesucht, sondern mühelos gefunden wird, ist gerade beim Bildnis sehr wichtig. Die Gabe, eine Erscheinung vorteilhaft zu arrangieren, einen Menschen so hinzustellen, daß seine Charakteristik nun auch am gewinnendsten und einprägsamsten zur Darstellung kommt, ist ja nicht nur Dekoratives, von außen her Hinzugefügtes, sondern innerlich doch auch wieder mit Menschenkenntnis Verwandtes. Man braucht ja nicht zu schmeicheln und zu lügen. Aber wenn ein Mensch sehr wuchtig und massig wirkt, muß der Lichtbildner sich entscheiden, ob er den Charakter des Massigen betonen oder schwächen will. Soll der Mensch wuchtig und schwer wirken, so schneidet man das Bild an allen vier Seiten scharf ab, und es sprengt mit seiner Fülle die Fläche. Soll es trotz dieser Fülle nur groß wirken, so läßt man ihm oben und zu beiden Seiten so viel Luftraum wie nur irgend möglich. Nicola Perscheid wird einer schönen Frau, die leider zu kurze Beine hat, unauffällig einen Sessel hinschieben, damit sie sich's bequem mache. Bei sitzender Haltung rechnet das Auge die Proportionen nicht so genau nach. Bewegliches Mienenspiel, das immerfort den Ausdruck wechselt, kommt bei etwas unscharfer Einstellung ähnlicher heraus als bei vollster plastischer Schärfe, und wenn jemand gar zu blaß ist, wäre es ein Geschmacksfehler, dieses Gesicht vor ganz dunklen Grund zu stellen. Hell auf Hell tut hier Wunder, genau wie eine leicht bewegte Hintergrundsfläche bei einem Kopf, dessen Schönheit eine ausgesprochen plastische ist. Es gibt Photo-

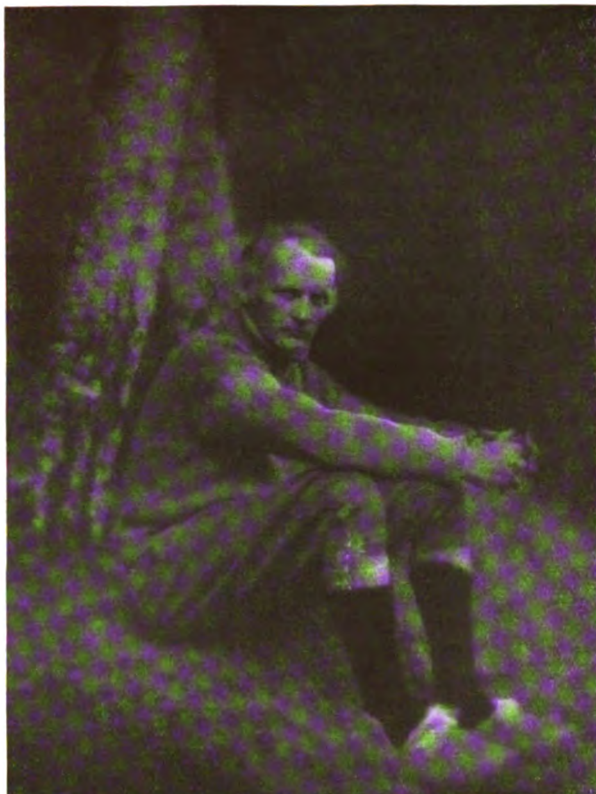


Geh. Kommerzienrat Dr. Ernst von Borsig



Generaldirektor Geheimrat Stimming (Nordd. Lloyd)

graphen, deren Spezialität »Hell auf Hell« ist oder »Unscharf« oder »malerischer Hintergrund«. Der wahre Bildniskünstler lacht über solche Modetorheiten und weiß, daß jeder Kopf, jedes Gesicht seine besondere Form der Komposition und der Durcharbeitung verlangt. Daß man sich von Fall zu Fall entscheiden muß. Und außer dem Gesicht spielt, namentlich bei Frauen, die Kleidung nun noch eine wesentliche Rolle. Natürlich will eine Dame, wenn ihr ein bestimmtes Kleid oder ein bestimmter Hut, dieser gewisse Mantel oder jener bewußte Pelz besonders vorteilhaft steht, sich in diesem Stück zeigen, wenn sie sich photographieren läßt. Denn sie will doch möglichst schön sein für die Menschen, denen sie das Bild schenkt; und oft genug ist ein solches Toilettenstück, das besonderen Erfolg hatte, überhaupt der einzige Anlaß, daß sie den Gang zum Photographen unternimmt. Wenn dieser Photograph nichts vom Zauber der Weiblichkeit versteht, wenn er keinen Sinn für die Eleganz einer Toilette, und wie sie getragen wird, hat, so kann man ihm nur raten, bloß Männer zu photographieren. Denn der Sinn für Weiblichkeit und die weibliche Eleganz ist für den guten Lichtbildner ja erst die Voraussetzung für seine Arbeit. Nun kommt es darauf an, daß er mit seinen Mitteln, die keine Tailleurmittel sind, seinerseits wieder daraus macht, was sie, ungezwungen und ohne Schädigung der Charakteristik, hergeben können. Der Mantel wird lose über die Schulter geworfen. Wie man das macht, ist Sache der Trägerin. Wie aber nun der Faltenwurf sich in der Bildfläche darstellt, wo hier zu ändern, wo zu unterstreichen, wo zu mildern ist, das sieht nur das Auge des Lichtbildners. Pelz schluckt Licht, Seide reflektiert Licht, der verschiedene Charakter des Stofflichen verlangt einen jeweils verschiedenen Helligkeitsgrad an sich und in Beziehung auf den Fleischton. Sind die Schatten im Pelz zu tief, so sieht das Gesicht zu geisterhaft aus; reflektiert die Seide zu stark, so sieht es zu sonnenverbrannt aus. Und Sonnenverbranntheit beim Abendkleid mit tiefem Ausschnitt und ohne Ärmel ist nur in ganz seltenen Fällen — etwa am Lido — elegant.



Heinrich Vogeler

Alle diese Dinge, deren Liste man noch unbegrenzt erweitern könnte, und die hier nur als Beispiele aufgeführt seien, wußten früher die Bildnismaler. Heute, das heißt, seitdem wir dank Perscheids Arbeit eine künstlerische Photographie haben, weiß es jeder Photograph, der mit dem, was eigentlich »Geschmack« ist, Bescheid weiß.

Doch ist dies alles erst die unterste Stufe des Geschmacks, den man zum guten Lichtbild braucht, erst der Geschmack gegenüber den Gegebenheiten. Der höhere Geschmack, der, den man selber bei der künstlerischen Darstellung hat, und der fast ein graphischer, auch ein Schwarzweiß-Geschmack ist, läßt sich nicht lernen. Das Gefühl für die Verteilung der hellen und dunklen Flächen und für den Aufbau der Zwischentöne, durch alle Schattierungen des Grau hindurch, vom tiefsten Schwarz bis zum hellen Weiß, solches Gefühl läßt sich nur verfeinern, nicht mit Gewalt aneignen. Wo bei dem Stimming-Bildnis das höchste Licht sitzt, und weshalb bei dem Borsig-Bildnis die Lichthöhe mehrfach geteilt ist, das sieht der Beschauer, wenn er sich den plastischen Charakter der beiden in ihrer Art so ausdrucksvollen Köpfe klarmacht, sofort. Er sieht es aber nur, weil der Lichtbildner instinktiv sofort sah: Hierauf kommt es an. Hier muß ich Licht konzentrieren auf ein Nebenzentrum, hier muß ich Licht gleiten lassen. Denn diese Lichter sind ja nicht etwa in die Negative hineingemalte Retuschen, sondern natürliche Lichter. Ein Dilettant hätte in das vergrübelte und sehr interessante Gesicht Walter

von Molos zur Betonung der Interessantheit einen Lichtblitz auf Stirn oder Auge gelegt. Perscheid läßt ihn nebenher abgleiten; so gewinnt er die Schärfe, die er braucht, vermeidet aber das Aufdringliche, das bei solcher Körperhaltung und solchem Ausdruck ein neuer Akzent unbedingt hätte. Wo hier Verständnis für menschlichen Ausdruck aufhört und Sinn für Schwarzweiß-Wirkung anfängt, läßt sich schwer ausmachen. Sicher hat Perscheid bei dem Bildnis des Malers Hugo Gugg die Haltung nicht mühsam ausprobiert und zurechtgerückt. Sondern unter den vielen Haltungen, die ein Mensch hat, der im Atelier auf und ab geht, sich hinsetzt und wieder aufsteht, schien ihm gerade diese die entscheidende. Diese Form der Silhouette, mit den leicht bewegten schlanken Kurven und den zwei, drei scharfen Ecken, prägte sich dem Lichtbildner ein als diejenige, die am besten zum Formencharakter des Kopfes, zur Eigenart des Ausdrucks paßt. Nicht auf kaltem Wege, nicht durch schrittweise Überlegung kam dieses Zusammenspiel zustande, sondern eher unter der Hand, bei der Beurteilung des Charakteristischen. Aber da es aus diesem Charakteristischen stammt, wirkt es nun auch graphisch so vollfließend und schön und im Schwarzweiß-Verhältnis so rhythmisch. Wie verschieden diese Schwarzweiß-Wirkung zu behandeln ist, je nachdem das Schwarz oder das Weiß führt, sieht man an den Bildnissen des Papstes und des Kardinals Ehrle. Die Haltung ist fast die gleiche. Aber das reichere Licht, das die weiße Gestalt einhüllt, äußert sich nicht nur in Tracht und Gestalt, sondern nimmt ihren Ausgangspunkt von der reicheren Modellierung in dem zwischen zwei ganz feinen Diamantenlichtern eingespannten Kopf. Im allgemeinen sind Hell-in-Hell-Aufnahmen, wenn sie gelingen, die dankbarsten. Freilich stellen sie an den künstlerischen Takt die größten Anforderungen, weil sie auf die Mithilfe verschwimmender Schatten verzichten, weil bei ihnen alles zutage liegt, und weil die Deutlichkeit leicht gefährlich werden kann. Aber dafür haben sie einen Reiz schwebender Helligkeit, der durch feinste Dekoration bezaubert. Die drei schwarzen Flecke auf dem Damenbildnis im weißen Kleide auf hellgrauem Grunde, in ihrer schönen Verteilung nach Höhe und Breite, der obere durch das dunkle Haar gegeben, die beiden andern gefunden, verleihen der Gesamterscheinung schönen sicheren Halt. Die Blüten, unten links, machen den Mittelton, auf dem sich das Ganze aufbaut. Alles ist zart, und die feinen Lichtränder am Kleide, an den Ohrringen und an den Fingernägeln deuten die äußersten Höhepunkte der Helligkeit nur behutsam an. Scharfe Lichteffekte an dieser Stelle wären in dieser milden Harmonie eine barbarische Störung. Mit diesem Bilde verglichen, erscheint die Aufnahme des Bildhauers Rich. Engelmann, gleichfalls Hell in Hell, Modellierkittel gegen Marmor, durch gedecktere Lichtführung und gedrängtere Form, trotz aller Helligkeiten männlich und ernst. Eine etwas stärkere Modellierung des Kopfes, ein paar tiefere Schatten und das Hinzukommen eines weiteren Zwischentones sichern den Effekt.

Wer die hier in einigen Proben vorgeführten Lichtbilder Nicola Perscheids aufmerksam betrachtet und sie in ihrer Eigenart würdigt, stellt die an sich nebenbei ziemlich überflüssige Frage nicht mehr, ob dies nun Kunst sei. Es kommt auf den Grad der Vollendung an, den ein »Erzeugnis« erreicht, nicht nur der technischen, sondern auch der anschaulichen und gefühlsmäßigen Vollendung. Ein Schreibtisch von der Hand irgendeines gefühllosen, wenn auch routinierten Burschen ist Kunstgewerbe; ein Sekretär von Riesener oder Oebner, vielleicht im selben Jahre gemacht und aus dem gleichen Material hergestellt, ist Kunst oder kann Kunst sein. Nicht jeder Lichtbildkünstler, der die Errungenschaften seiner Zeit, das heißt also: der Meister seines Faches, geschickt verwertet und so ungefähr das gleiche macht wie sie, wird den Künstlern seines Faches zugerechnet werden. Das »Ungefähr« ist das Entscheidende. Was diesem Nicola Perscheid, der in der großen Schar guter, zum Teil aus seiner Werkstatt und seiner Lehre hervorgegangener Photographen heute noch, trotz seiner vollendeten sechzig Jahre, in erster Reihe steht, den Rang eines Meisters verleiht, ist neben der angeborenen Begabung des künstlerischen Sehens und neben dem unlernbaren Geschmack seine klare Erkenntnis dessen, worauf es ankommt, sein Wille, einfach vom Objekt sein Gesetz zu empfangen, seine Energie, immer weiter zu arbeiten, die Technik immer zu verfeinern, aber sie immer zugleich der höheren Aufgabe dienstbar zu machen. Und nicht zuletzt die Bescheidenheit, nichts zu wollen, was jenseits seiner Grenzen und seiner Mittel liegt.

Vergessen?

Mein Fragen sucht zu dir in stiller Nacht:
Hast du an mich im Lärm des Tags gedacht?

Ein Blumenduft hat scheu dich angerührt –
Hast du mich nicht in seinem Wehn verspürt?

War ich bei dir in Waldesruh und Ried,
Ein Sonnenstrahl, ein jubelnd Vogellied?

Ein bettelnd Kind, hab' ich dich angeblickt:
Und du – warum hast du mich fortgeschickt?

Albert Sergel



Probe auf Ähnlichkeit

Carl Gelles

Von Dr. Richard Hoisel (Graz)

Die Kunst verlangt Konservativismus, Beharrungsvermögen. Was sie hervorbringt, wenn sie dies nicht hat, erleben wir auf bestimmten Gebieten seit Jahren mit Schaudern. Mißbildungen, ja Verrenkungen aller Begriffe ergeben sich mit bolschewistischer Deutlichkeit aus jenen Grenzgebieten, in die sich die Kunst geflüchtet hat. Heute stehen jene Künstler, die vorgeben, den Weg in die Zukunft zu weisen, beispielsweise zwischen Malerei und Dichtkunst oder zwischen Plastik und Musik (beinahe hätte ich gesagt: zwischen Plastik und »Schnadahüpfl«). Künstler einer bestimmten Art suchen mit Leidenschaft, die einen vom Kenner als modisch empfundenen Einschlag hat, die Dämmerung auf. Hier ist die Unbildung seit jeher zu Hause, und man muß in diesem Milieu abwarten, was denn eigentlich aus der Kunst wird. Statt das Können in die offene Sonne zu stellen, die ein helles Urteil gestattet, wird mit allen Mitteln der Propaganda, des Inserates, des Plakates, der Ausstellung, des Kunstvortrages, des Buches und sonstiger Suggestionen darauf hingearbeitet, die Geister zu verwirren und den Boden für einen gigantischen Unsinn, der unser noch harrt, vorzubereiten.



Reue

Wer ein ursprüngliches Empfinden hat, sei ebenso dringend wie herzlich gebeten, die Gesundheit seines Verstandes dieser Kunst nicht zum Opfer zu bringen.

Beispielsweise sei erwähnt, daß der Expressionismus der Malerei knapp nach seiner denkwürdigen Geburtsstunde das Axiom aufstellte, von nun an werde nicht mehr in Licht und Schatten modelliert (gestaltet), sondern nur noch in Farben! Während in andern Zeiten die künstlerisch-technischen Neuheiten mit den wissenschaftlichen, speziell physikalischen Erkenntnissen Hand in Hand gingen, wie es der Umschwung vom Byzantinismus zur Frührenaissance besonders deutlich enthüllt, wird heute der Wissenschaft, d. h. der sachlichen, methodischen Erkenntnis, ein äußerst bedenkliches Schnippchen geschlagen, indem vom verwirrten Wissen der Menschen die Unbildung vorausgesetzt wird: Ja, es ist möglich, der Unterschied zwischen den Farben ist der einzige Former von Gestalten (Modellierung). Nun drückt sich, schon für einen Gymnasiasten begreiflich, der Unterschied der Farben nur durch einen Unterschied der Lichtintensität aus, und dieser Unterschied ist eben die unbegrenzte Nuancierung zwischen Licht und Schatten.



Der Vater des Künstlers



Josef Popper-Lynkeus

Wie man sieht, kann mit solchen Behauptungen nicht Revolution gemacht werden. Und wenn man historisch genug zu denken gewohnt ist, war auf politischem Gebiet jede Revolution überflüssig. Nicht anders spielt sich das Leben der Kunstentwicklung ab. Entwicklung kann nur dort sein, wo es Menschen gibt, die sich mit der Leidenschaft des geschulten Instinktes dem Schaffen hingeben. Schulung des Instinktes ist aber heute fast nirgends mehr festzustellen. Fast ausnahmslos nicht in den modernsten Kunstbestrebungen. Hier spielen Spekulation, Sensation, Neuerungssucht, Ehrgeiz unausgebildeter Begabungen usw. die fast ausschließliche Hauptrolle. Ähnlich wie in der Damenmode. Reizen, auch Aufreizen ist das Grundmotiv.

Ja, einmal — und das ist noch nicht so lange her — hat es einen Rodin gegeben. Seinerzeit war er viel umkämpft, aber man hat die Waffen strecken müssen. Er war der modernste



Lilly

unter Gefahren und mit Verlust seines ganzen künstlerischen und finanziellen Gutes in seine Heimat, nach Wien, geflüchtet. In einem Augenblick hatte sich das ganze geistige und materielle Gut, das »natürlich« der Beschlagnahme verfallen war, in nichts verflüchtigt. Fürwahr, ein bitterer Augenblick! Und doch hat es Gelles verstanden, sich aus dem Nichts emporzuarbeiten. Um zu erkennen, von welch selbstverständlicher Lebensenergie der Künstler erfüllt ist, wird es wohl am tauglichsten sein, einen Absatz aus einem seiner Briefe an mich hier zum besten zu geben.

»Zur selben Zeit, eben als ich bereits das Musikstudium begonnen hatte — und zu diesem Zwecke nahm ich eine Halbtagsbeschäftigung als spanischer Korrespondent beim Vertreter der Skodawerke (in Paris) an, um meinen Lebensunterhalt für die Zeit des Studiums zu sichern —, sah ich durch Zufall eine Photographie der Venus von Milo. Bis dahin

Bildhauer seiner Zeit. Er zertrümmerte die gähnende Langeweile des nachklassischen Ideals. Er schuf den in seiner Zeit zu Eis erstarrten Marmorblock zu einem von Leidenschaften durchströmten Leben um, und wenn hierin die Erotik eine erste Triebfeder war, so ist das seine und nicht unsre Sache. Er war einer der größten Revolutionäre der Bildhauerei, weil in seinem Fall Revolution mit Entwicklung gleichbedeutend gewesen ist, aber jedes seiner Bildwerke kann neben den Schöpfungen der Antike, der Renaissance oder des Barock bestehen, sie widersprechen sich nie, obwohl sie verschiedener Welterfassung sind, und sind doch immer wieder eng miteinander verwandt, so daß sie alle leben wie junge Bäume neben alten Bäumen. Denn alles ist Wald.

Ein Baum, ein schöner, gutgewachsener Baum aus diesem Walde ist Carl Gelles. Die Wiener kennen ihn. Auch die Pariser kennen ihn, denn er war ein Lieblingsschüler Rodins, mit Kriegsbeginn



Gretl



Harlekin

didaktisch zu bilden, und zwar mit früh selbstverdientem Gelde, das ist doch für die künstlerische Zukunft bedeutsam.

Unabhängigkeit ist ein günstiger Nährboden für künstlerische Entwicklung, und es spricht sehr für Gelles, wenn er sich in früher Jugendzeit die Grundlagen für äußere und innere Selbständigkeit schafft. Das Studium dreier lebender Sprachen brachte ihn förmlich über Nacht nach Spanien, wo er Bücher übersetzte, malte und für Wiener Zeitungen schrieb. Damals regte sich sein künstlerisches Gewissen zum erstenmal, obwohl es noch ganz im Helldunkel des aufdämmernden Tatbewußtseins gor. Er betrieb Musikstudien, wenn auch ohne sichtbares Ziel. Das Leben, das von außen an ihn heranströmte, war auch gar nicht geeignet, ihn zu klären; die Revolution in Barcelona, wo er zwei stürmische Jahre verbrachte, riß ihn von einer Aufregung in die andre.

Interessant ist, daß Gelles eigentlich durch zwei Zufälle Bildhauer

hatte ich nicht die geringste Ahnung von solchen Dingen. Die Sache ging mir nicht aus dem Kopfe, ich begann sofort zu modellieren, ein Porträt nach der Natur, eine Aktkopie nach Gips und eine Skizze eigner Erfindung.«

Der Künstler war damals also etwa zwanzig Jahre alt; der Verdacht, ein Wunderkind zu sein, steht ihm ganz fern. Sein Lebensweg entspricht den Voraussetzungen, die man an eine starke, natürliche Begabung stellt. Es besagt zwar nicht viel, wenn er meint: »Die trockene Art, wie in unsern Schulen gelehrt wurde, behagte mir nicht, ich wollte vom Studium nichts wissen« — denn auch andre Junge, die keine künstlerische Begabung haben, geben sich der unterhaltsamen Opposition gegen die Lehrmethodik hin —, aber daß er die Zeit des Nichtlernens dazu verwendete, sich mit unbändigem Willen in verschiedenen Dingen auto-



Franzl

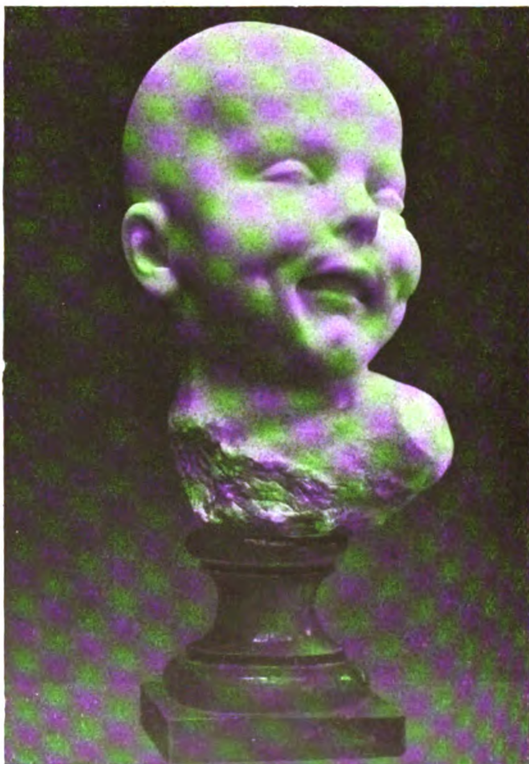


Mariedl

Kopfe des Zeus entsprang, so wandelte gewissermaßen mit einem Schlage dieser Anblick den Musiker in einen Bildhauer um. Ein Besuch im Museum Luxembourg festigte die vorerst geistige Wandlung, und der Eintritt, nach mannigfachen Lehrerlebnissen, in das Atelier Rodins schuf in verhältnismäßig kurzer Zeit den Plastiker Carl Gelles. Ein schriftliches Zeugnis Rodins bestätigt dem Künstler seine bald von Erfolgen gekrönte Begabung.

Die Wege, die ein Künstler in Wien zu gehen hat, sind hart und vielfach gewunden. Daß sie Gelles schließlich (seit 1914) mit Ehren zurücklegte, sagt nicht, daß er heute nicht mehr zu kämpfen habe. Aber seine unbestrittene Stellung im »Künstlerhaus«, sein durchschlagender organisatorischer Erfolg mit der Gründung der »Kunstgemeinschaft«, die sich zuerst aus zurückgesetzten und von den verschiedensten Jurys entrechteten Künstlern zu einem Wiener Salon der Zurückgewiesenen zusammensetzte geworden ist. Der Wunsch seiner Eltern veranlaßte ihn, Spanien zu verlassen. Er wollte nach London, um sich im Englischen auszubilden, und er fuhr auch wirklich dorthin ab, in der voraussetzungslosen Hoffnung einer stürmenden Jugend, daß ihm der Herrgott irgendwie weiterhelfen werde. Unterwegs aber — es war »zufällig« Paris, bis wohin das Reisegeld gelangt hatte — schien ihn der Herrgott verlassen zu haben. Bei der vollkommenen Ebbe seiner Mittel gelang ihm die Überfahrt nach England nicht, er blieb an der Seine, schlug sich mit allen möglichen Arten des Gelderdienens herum und musizierte. Also unverbesserlich! Der künftige Bildhauer aber lugte ihm schon über die Achsel, obwohl ihn Massenet an das Pariser Konservatorium gebracht hatte.

Und nun begibt sich die wahre, an die Erfindung des Pendels gemahnende Anekdote, wie auf den von Bildhauerei nichts wissenden jungen Gelles der erste Anblick der photographierten Venus von Milo wirkt. Gleichwie Athene dem



Lachender Säugling

und der er heute noch tatkräftiger denn je als Leiter angehört, die Verleihung des Ehrenpreises der Stadt Wien, der Ankauf der außerordentlich wirkungsvollen Bronzebüste des Sozialethikers Popper-Lynkeus durch die Gemeinde Wien u. a. stellen dem verhältnismäßig noch jungen Künstler ein glänzendes Zeugnis aus. —

Wenn früher von dem unkünstlerischen Zwang im Bereich der Kunst die Rede war, in dem Sinne, daß beispielsweise die bildende Kunst die Gestaltungsgesetze ganz aus sich selbst zu beziehen und der Dichtkunst oder sogar Philosophie keinen bestimmenden Rang anzuweisen habe, so darf mit Beziehung auf Gelles, der doch früher Musiker war, gesagt werden, daß er die Plastik gewissermaßen in Reinzüchtung schafft. Er ist nur Plastiker und verzichtet in seinen Schöpfungen auf des Gedankens oder der Gefühle Blässe, die eben durch ein übermäßiges Hereinragen artfremder Kunstgebiete entsteht. Er achtet die Selbstherrlichkeit der der Kunst eingeborenen Weise und bezeugt hierin jene Achtung, die der Künstler vor der eignen Schöpfung unbedingt haben muß. Die Plastik ist hierin sehr streng, strenger als jede andre Kunst, und sobald nur ein Quentchen zuviel aus andern Kunstgattungen in sie eingedrungen ist, rächt sie sich durch eine deutliche Störung ihres Gleichgewichts. Namen, die diese Erkenntnis erhärten, darf man in der Zeit schwerster wirtschaftlicher und politischer Depression nicht nennen, obwohl es eine glänzende Erläuterung abgeben würde, Beispiele mit Abbildungen vorzuführen. Es gibt Bildhauer, die besser Maler, Musiker, Dichter, Philosophen hätten werden müssen; so sehr sind ihre Werke fern von plastisch empfangenen Ideen und ihrer Ausführung.



Mädchenakt

Weshalb diese Dinge hier erwähnt werden? Weil die Kritik an Carl Gelles die Kritik des reinen Plastikers ist. Die paar Male, in denen ihn die fast fleischliche Lust durchzuckt, einer dichterischen oder gedanklichen Idee körperlichen Ausdruck zu geben, sind ohne Belang für seine Entwicklungslinie, und wenn er einmal im Jahre 1919 sich einer totentanzartigen novellistischen Idee hingibt (»Exoriare ex ossibus ultor«), wo aus einem in Uniform und Helm daliegenden, zum Skelett gewordenen Leichnam ein Knochenarm sich reckt und ein grinsender Totenschädel die Trauermär des Krieges spielt, dann ist es mehr eine persönliche Rechtfertigung gegenüber dem grausen Kriegserlebnis als eine plastische Verkörperung der Idee.

Wie er aber der heute aus fernster Sage und Wirklichkeitseindrücken zusammenfließen-

den Ikarus-Idee an den Leib rückt, ist trotz malerischer Motivierung von reiner plastischer Empfindung, die sich augenblicklich auf den Beschauer überträgt. Alles in einen geschlossenen Block komponiert. Aus ihm ragt nur wie eine gebrochene, in sich zusammenstürzende Woge der eine geknickte Flügel auf, niedersinkend in den Block, der ohne Metapher die irdische Gebundenheit, die Erde, darstellt. Und auf ihm mitten aus der mächtigen Unruhe des eben vollendeten Sturzes die noch warm leuchtende Blüte des entseelten Jünglingskörpers, weich und schwellend in seltsam dramatischem Kontrast, Mitleid und Furcht in klassischem Sinne erweckend. Kein Hauch von Roman, der sich über das Plastische stellen möchte, alles aus plastischer Idee empfunden und aus ihr herausgelesen. Diese Skizze eines Details zu einem großen Denkmal, das hoffentlich einmal von einer deutschen Stadt in Auftrag gegeben wird (mehr noch würde dem französischen Geist das Symbol des gestürzten Ikarus taugen), stammt bezeichnenderweise aus dem Jahre 1914, dem Katastrophenjahr.

Dieses Stück wurde wegen einer gewissen malerischen Erfassung herausgegriffen. Ein Bildhauer kann selbstverständlich, ohne die plastische Beherrschung aufzugeben, mit malerisch erfaßten Nebenzügen arbeiten. Gelles tut es noch etliche Male, und zwar bemerkenswerterweise im Bildnis, und auf diesem Gebiete am stärksten im weiblichen Bildnis. Das Porträt eines Mädchens nach dem Bade — »Magda«, 1916 — zeigt neben dem Vorzug der durch das Sfumato der Modellierung und durch die liebliche, der aufkeimenden Seele sich besinnende Kopfneigung eine starke, aber doch nur als Beiwerk verwendete malerische Anlage, die, wie ich mir sagen ließ, dem Künstler ganz unbekannt und darum gewiß ein Wesenszug des Mädchens selbst war, das sich mit flottem Griff auch im Badekostüm »darzustellen« wußte.

Mit diesen Werten operiert Gelles in rascher Verfeinerung, und er gelangt schon kurz darauf zu Höhepunkten, die nicht leicht ein andrer erklimmt. Wieder ein Mädchenkopf. Modelliert zwar schon 1914, aber in Marmor erst 1916 ausgeführt und mit jenen süßen Liebreizen versehen, die nun einmal nur in der Wiener Luft aufblühen. Die künstlerische Kraft verbirgt sich, obwohl die ganze Wirkung aus ihr hervorgeht, vollendet diskret hinter der Anmut der Erscheinung. Der Betrachter sehe doch, was eine begabte, geübte, feinfühlige Hand in die Kopfneigung zu legen versteht und wie die zwischen zahllosen Nuancen von Hell und Dunkel schwebende Behandlung der Marmoroberfläche technisch in keinem Zug zu stören und dem sanften Charakter der kleinen Person gerecht zu werden weiß.

Der »Lachende Säugling« vom selben Jahre (1916) bringt in die geschilderten Fähigkeiten einen neuen Zug hinein: die blitzlichtartige Aufnahme des Säuglingslachens und den Humor, oder vielmehr den außerordentlichen »Spaß« — wie wir Österreicher sagen —, den der Künstler an diesem köstlichen Kopf hatte. Meines Wissens das monumentalste Kinderköpfchen, ganz aus dem Material heraus empfunden.

Mehr aufs Dekorative eingestellt ist der Mädchenkopf »Lilly« von 1920.

Nun aber die Büste von Popper-Lynkeus, 1920. Sie ist das eindrucksvollste plastische Bildnis, das die letzte Zeit in Wien hervorgebracht hat. Die philosophische Pose des Sozialethikers ist prächtig getroffen. In sie, die durch eine vollkommene Seitenansicht und durch Symmetrie gestützt wird, fließen in einheitlicher Geschlossenheit bald ruhig, bald bewegt die Charakterlinien der mächtigen Erscheinung. Trotz gesenkter Augenlider und des spannkräftigen, gedankenausgleichenden Stirngewölbes, aus dem wie aus dem ganzen Antlitz des Langschädels lebensvoller Geist weht, wird das Gefühl bewegtesten Innenlebens vermittelt. Besonders die Stirnfläche ist der Tummelplatz durcheinanderströmender Unebenheiten, in denen Lichter und Schatten ihr unruhevolles geistiges Spiel treiben. Man versteht den Ehrenpreis der Stadt Wien und die Einreihung der Büste in die städtischen Sammlungen.

Gleichviel, wo immer Gelles zugreift, ob beim Bildnis weiblichen Liebreizes oder männlichen Charakters, ob bei Symbolisierungen (wie »Reue«, 1920) oder Modellakten (wie »Fanny«, 1919), immer strebt er einer von Werk zu Werk klassischeren Form zu. Klassisch insofern, als Natur und Kunst in seinen Schöpfungen gemeinsam um die Palme ringen. Er spielt sie nicht gegeneinander aus, weil er die der Plastik gesetzten Grenzen mit Instinkt und Bewußtsein achtet. Und darum ist er auch in seiner Art modern — übrigens ein Wort, auf das sich ein wahrer Künstler noch nie etwas hat einbilden wollen und dürfen.



Carl Gelles: Magda



Alte Wehrkirche mit Friedhofseingang und Mauern in Zölling (Regierungsbezirk Liegnitz)

Friedhofsgestaltung und Friedhofskunst

Von Gartenbaudirektor Erbe

Direktor der städtischen Friedhöfe in Breslau

Die Knospe hat sich entfaltet. Das ist das Urteil, das ich in einem kürzlich erschienenen Büchlein über den Stand der Friedhofskultur las. Kann man diesem Urteil wirklich zustimmen? Das wäre dann eine gar gute Note, die man der neuzeitlichen Friedhofsgestaltung und Friedhofskunst ausstellen könnte. Wohl haben sich schon da und dort Knospen und Blüten entwickelt, ja sogar wertvolle Früchte sind bereits gezeitigt oder schon im Reifen begriffen, aber im allgemeinen ist es doch nur ein Knospen. Aber schon das ist erfreulich, und dankbar muß es jeder Volks- und Heimatfreund begrüßen, wenn man bemerkt, daß das Verständnis für diese Kulturpflanze »Friedhofsgestaltung und Friedhofskunst«, deren Pflege zugleich ein Wertmesser für die Höhe der Kultur selbst ist, sich im Wachsen befindet.

Kaum ein Zweig des Kulturlebens wurzelt so tief in Herz und Gemüt wie der, der sich auf Tod und Sterben, auf Grab und Friedhof bezieht. Und in einer Zeit wie der jetzigen, in der öder Materialismus das herrschende Prinzip ist, gilt es, solche Gemütswerte zu pflegen und zu erhalten. Nirgends paßt das Wort von der guten alten Zeit besser als auf den Friedhof und auf die Gräber. Früher war Sinn und Verständnis für die Stätten, wo unsre Vorderen ausruhen von des Lebens Mühsal, allgemeiner; seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts machten Unrast und Verflachung sich breit. Und war es früher besser, so muß die innere Ergriffenheit damals größer gewesen sein. Die Bestattung der Toten war eben dereinst eine rein religiöse und eine der wichtigsten Handlungen, unter dem Drucke des Seelenlebens entstanden. Die tiefen, mit ihr verbundenen Gemütserregungen gaben die Grundlage der Friedhofskunst.

Wir brauchen uns nur die alten Friedhöfe anzusehen, wie sie in Städten und Dörfern noch vielfach zu finden sind. Es ist nicht nur der Zauber des Stimmungsvollen, der mit der Zeit durch den sich entwickelnden Baumwuchs entstanden, nicht nur die Patina, die den alten Denksteinen ein besonderes ehrwürdiges Aussehen verleiht, es ist das Persönliche, das aus all dem Einzelnen spricht, und die Einzelheiten klingen, allerdings durch das Alter geweiht, zusammen in einem Akkord, der die Seele ergreift und uns in eigner Sprache erzählt von verklungenen Zeiten. Die Friedhöfe sind ja ein Teil der Chronik der Städte und Dörfer, aufgeschlagene Bücher, die uns berichten von der Betriebsamkeit der früheren Ge-

schlechter, von Familiensinn und Familienpflege, von Liebe und Ehrfurcht, auch Ehrfurcht vor dem Tode. Es ist ein interessantes Kapitel, das sich beim Studium der früheren Gräber und Friedhöfe erschließt. Man braucht gar nicht zurückzugehen zu den vorgeschichtlichen Funden, die ja Wegweiser für das Erkennen der früheren Zeitepochen sind. Es braucht nicht auf die mächtigsten Grabdenkmäler der vergangenen Jahrtausende, die Pyramiden, und nicht auf die altjüdischen Königsgräber hingewiesen zu werden, auch die Überreste von Grabdenkmälern, die Schliemann in Griechenland ausgegraben hat und die von ihm als zur mykenischen Zeitspanne gerechnet werden, beweisen durch ihre Monumentalität die Bedeutung, die man dem Grabmal schon damals beimaß. Und wer kennt nicht aus der Geschichte die Via Appia und die Friedhofstraße zu Pompeji mit ihrer großen Anzahl auch einfacherer

Noch viele solch alter herrlicher Kirchhöfe sind erhalten. In Schlesien und Pommern, in Schleswig-Holstein und am Rhein gibt es noch eine Unmenge, die mit ihren alten Zinnen und Wehren, mit ihren Gräbern und Denkmälern uns eindringlich Kunst und Ortsgeschichte predigen. Und mit den Kirchen und Kirchhöfen trat auch in Deutschland die Denkmalskunst auf den Plan. Alle alten Gotteshäuser hin und her bergen Denkmäler aus früheren Jahrhunderten. In ihnen spiegelt sich die alte Zeit wider und gibt nicht nur genauen Aufschluß über das damalige Denken und Fühlen, sondern auch die damalige Kunstanschauung wird mit ihnen vor uns lebendig. Auch hier haben die besten Künstler aller Zeiten mitgewirkt, und ehrsame Meister des Steinmetzgewerbes haben uns bewiesen, welch hohes Kunstverständnis ihnen nebst ihrer zünftigen Tüchtigkeit eigen war.

Aber nicht nur in den Kirchen, auch auf den



Wehrfriedhof in Lauterbach

Denkmalsanlagen? Vergegenwärtige man sich nur an der Hand der Überreste die Wirkung dieser Schöpfungen: welchen erhabenen Eindruck müssen sie dereinst gemacht haben!

In Deutschland kann man erst seit Einführung des Christentums von einer Grabmalskunst sprechen. Die Kirche bildete den Mittelpunkt des Gemeindewesens. Es war nur zu natürlich, daß das Gotteshaus selbst und seine Umgebung und der die Kirche umschließende Hof, der Kirchhof, der aus dem Leben geschiedenen Gemeinde als Ruheplatz vorbehalten wurden. So bildeten sich bestimmte Gewohnheiten und Rechte heraus. Im Gotteshaus selbst fanden die Särge der Geistlichen und Angesehenen aus der Gemeinde Aufnahme, außerhalb der Kirche wurden die übrigen Laien bestattet. Besonderer Wert wurde auf den architektonischen Abschluß des Kirchhofes gelegt. Standhafte Mauern, würdige Eingangstore bildeten den Auftakt für die Heiligkeit des Ortes. Vielfach waren die Kirchen mit ihren Umfassungen zu befestigten Plätzen ausgebaut.

Kirchhöfen Meisterwerke edler Grabmalskunst. Es sei nur an den alten Johannesfriedhof in Nürnberg erinnert, mit seinen herrlichen Sarkophagen, oder an den Hoppelau-Friedhof in Stuttgart, den Eliasfriedhof in Dresden, den Gottesacker-Friedhof in Halle oder an die herrlichen schlesischen Friedhöfe in Hirschberg und Löwenberg, alles Fundgruben vergangener Friedhofskunst. Und so hat jede Gegend und jeder Landstrich solch köstliche Perlen. Das feine Empfinden war eben allgemeiner, allgemeiner auch das handwerkliche Können und Verständnis.

Wir wissen ja alle, wie das Kunstempfinden in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nachließ, und von da datiert auch der Rückgang der Friedhofskultur. Das Anwachsen der Städte forderte die Verlegung der Friedhöfe nach den Außenbezirken, aus dem Friedhof wurde auch in kleineren Städten der außerhalb der Häusergrenze liegende Beerdigungsplatz. Öder Schematismus machte sich breit. Die zu Friedhöfen bestimmten Gelände wurden schachbrettartig aufgeteilt, und



Breslauer Friedhofsausstellung 1913: Dorffriedhof des Bundes für Heimatschutz mit vorbildlichen alten und neuen Denkzeichen

der langweiligen gärtnerischen Behandlung entsprachen die sich immer mehr einbürgernden, von einer übel beratenen Industrie hergestellten Denkmäler. Das liebevoll Persönliche, das den früheren Friedhöfen eigen gewesen, schwand immer mehr.

In andern Ländern stand es nicht besser als in Deutschland. Auch in Amerika hatte man diese Verflachung in der Friedhofsgestaltung empfunden. Aber dort war man bereits Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darangegangen, Wandel zu schaffen. Ein Schlesier, Adolf Strauch aus Eckersdorf bei Glatz, war es, der dort bahnbrechend wirkte. Er war im Herbst 1851 nach Amerika gegangen, nachdem er vorher schon jahrelang als Gärtner in Frankreich und England tätig gewesen war. Er kam nach Cincinnati, wo er mit Bowler, einem begeisterten Pflanzer und Naturfreund, in Berührung trat. Hier wurde ihm die Ausführung des Spring-Grove-Cemetry, des Parkfriedhofes, übertragen. Er löste die Aufgabe mit Meisterschaft, wurde dann dort Direktor, ist aber zugleich mit der Planung und Ausführung von ähnlichen Friedhöfen in Chikago, Detroit, Cleveland u. a. m. betraut worden.



Breslauer Friedhof in der Friedrich-Wilhelm-Straße. Im Vordergrund zwei einfache vorbildliche Denkmäler um 1800, dahinter Gegenbeispiele um 1870

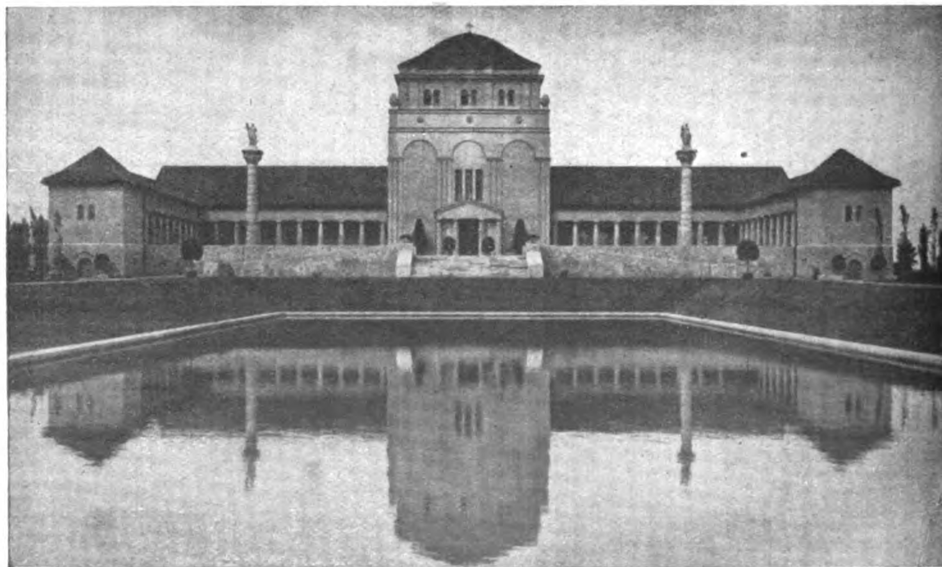
In Deutschland ist es **Hamburg** gewesen, das zuerst den üblichen Weg der Friedhofsanlage verließ. Die Hamburger Kaufherren werden auf ihren Reisen die amerikanischen Musteranlagen gesehen und den ersten Impuls für den allbekannten Ohlsdorfer Friedhof gegeben haben. Und sie fanden in dem Architekten **Cordes** den Mann, der es verstand, die Gedanken freier Gestaltung in die Tat umzusetzen. Der Herausgeber der »Gartenschönheit«,



Eingang zum Hauptfriedhof in Stettin

Camillo Karl Schneider, schrieb schon vor zwanzig Jahren über Cordes: »Seine persönliche Eigenart kommt nicht nur in den vorhandenen Bauwerken und andern architektonischen Einzelheiten, sondern auch in der Behandlung des Pflanzenmaterials, in der Gestaltung des Terrains zum Ausdruck. Man hat die Empfindung, daß in Ohlsdorf mit ebenso feinem Verständnis wie sicherem Zweckbewußtsein gearbeitet wird. Er hat mit dem Material der Natur wieder die Einheit in der Natur hergestellt.« Jedenfalls war Cordes nicht nur Bauarchitekt, sondern auch Gartenarchitekt, der die Pflanzen und ihr Wesen beherrschte, und wenn man auch über die Ohlsdorfer Anlagen in ihren ältesten Teilen heute anders urteilt als vor zwanzig Jahren, so waren Ohlsdorf und Cordes doch bahnbrechend für die neuzeitliche Friedhofsgestaltung.

Sie hat sich seit Ende der siebziger Jahre, seit dem Bestehen Ohlsdorfs, wesentlich geändert. Man glaubte die Friedhofskultur dadurch zu heben, daß man die Friedhöfe landschaftlich anlegte. Die geschwungenen Wege, wie sie vor fünfzehn Jahren in dem sogenannten landschaftlichen



Baulichkeiten auf dem Gertraudenfriedhof in Halle a. d. Saale
Entwurf von Stadtbaurat Jost (Halle)



Hauptfriedhof in Stettin: Blick nach der Begräbnishalle vom Urnenhain aus

Park als Auswirkung des Landschaftsgedankens üblich waren, wurden auch für die Anlage der Friedhöfe als unbedingt notwendig erachtet. Gartenarchitekt Pietzner schrieb in seinem Buch »Landschaftliche Friedhöfe« (Leipzig, Carl Scholtze), der ersten größeren Erscheinung auf dem Gebiete des gärtnerischen Friedhofswesens: »Die moderne Friedhofsanlage wird sonach charakterisiert durch den bewußt herbeigeführten landschaftlichen und parkartigen Gesamteindruck, durch die dem Terrain sich anschmiegenden unregelmäßigen Wegezüge, die zweckmäßig verteilten Pflanzenmassen, die von vornherein das Gerippe der späteren Gehölzgruppen darstellen, durch die Einführung landschaftlich malerischer Elemente (Bilder) und damit auch die Verdeckung der eigentlichen Gräberfelder durch Pflanzung, ferner durch die regelmäßigen Anlagenteile in der Umgebung der hauptsächlichen



Sennefriedhof der Stadt Bielefeld: Durchblick von einem Reihengrabfeld zum andern

Gebäude, wie Kapellen u. dgl., die in günstiger Weise meist sich mit bevorzugten Anlagenteilen für Erb- und andre Begräbnisstätten in Verbindung bringen lassen.«

So entstanden manche Friedhofsanlagen, deren rein landschaftlicher Parkcharakter unverkennbar war. Wenn auch zugegeben werden muß, daß diese Neuanlagen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der früheren schachbrettartigen Friedhofsaufteilung bedeuten, so sah man doch sehr bald, daß die Zweckbestimmung des Friedhofes durch diese Parkanlagen stark verwischt wurde und der sakrale Charakter des Begräbnisplatzes darunter litt. Noch war der rechte Ausdruck für die kannten Münchner Friedhöfen (Nord-, Süd- und Ostfriedhof), und mit ihm eine Anlage, die weit über die Grenzen Deutschlands bekannt und geschätzt wurde. Nach München entstanden da und dort in die Wälder eingebettete Friedhöfe, von denen der Sennefriedhof in Bielefeld die glücklichste Lösung bedeutet. Die Einheitlichkeit der dortigen Bauten, die sich eng an die heimatliche Bauweise anlehnen, die feingegliederte Verteilung der besseren Grabstätten, wie die Reihengräber, die allerdings nach Münchner Vorbild durchgeführte Grabdenkmalsordnung, alles so stimmungsvoll, daß die Anlage als vorbildlich angesprochen werden muß.



Städtischer Friedhof in Koblenz: Terrassenförmige Anlage auf steigendem Gelände

Friedhofsgestaltung nicht gefunden. Wohl sollen die Friedhöfe Stätten ernster Trauer und Mahnung sein, sie sollen aber auch zu Plätzen der Erhebung und der Versöhnung mit dem Gedanken des Todes ausgestaltet werden. Dazu aber sind in erster Linie Bäume und Sträucher, Pflanzen und Blumen geschaffen. Und besonders eine Gesamtheit von Bäumen: der Wald. Gerade wir Deutschen empfinden ja die Romantik, den Ernst und den Trost des Waldes besonders tief. Es war daher ein natürlicher Gedanke, im Walde Friedhöfe anzulegen. Der für die Entwicklung des neuzeitlichen Friedhofswesens bedeutende Oberbaurat Prof. Dr. Grässel schuf in München den ersten größeren Waldfriedhof, und zwar als Gegensatz zu den übrigen, durch ihre großen, eindrucksvollen Bauwerke be-

Aber nicht überall steht Wald zur Verfügung, nicht überall verfügen die Gemeinden über große Gelände; vielfach ist Sparsamkeit auch für das Gelände geboten. Und wie das Zweckmäßige jetzt in der Architektur überhaupt den Ton angibt, so darf auch beim Friedhof und der Friedhofsgestaltung das Zweckmäßigkeitsprinzip nicht außer acht gelassen werden. Die Urzelle des Friedhofes ist das Grab; auf ihm wird aufgebaut, die gerade Linie beherrscht wieder auch in der Wegführung unsre neuzeitlichen Friedhofsanlagen. Die Grabfelder werden zu Räumen zusammengefaßt, der Blick darf nicht ins Unermeßliche schweifen, er muß begrenzt, und der Friedhof muß gartenmäßig gestaltet werden. Heckenanpflanzungen und Strauchgruppen bilden die Abgrenzungen, in die wieder Familiengrabstätten eingebettet werden, kein



Städtischer Friedhof in Breslau-Kosel: Ruhig wirkende Reihenfelder. Eine Trauerweide sorgt für die Gliederung der Abteilung

ängstliches Verbergen der Reihenfelder, sondern Schaffung traulicher Bilder, die dem Besucher immer wieder vor Augen führen: Du bist auf dem Friedhof! Und doch das Einzelne wie das Ganze nicht schaurig, sondern tröstend und erhebend. Dies durchzuführen ist auch auf dem kleinsten Dorf- und Gemeindefriedhof möglich — ja geradezu erforderlich bei den Anlagen unsrer größeren und erst recht unsrer großen Städte.

Das ausschlaggebende Problem des Friedhofes ist und bleibt überhaupt das Reihengrab. Nicht nur aus ästhetischen, erst recht aus sozialen Gründen ist es unbedingt notwendig, ihm und seiner Zusammenfassung, dem Reihenfeld, die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Nur der kleinere Teil der Bevölkerung ist es, der eine andre Grabart als eine Reihengrabstätte für seine verstorbenen Lieben erwerben kann. Bei der Grabpflege kommen so unschätzbare Werte des Gemüts und der Pietät zum Ausdruck, daß man ihre erzieherische



Städtischer Friedhof in Breslau-Kosel: Wahlgrabstätten mit Heckenabgrenzungen und Rosenbogen



Städtischer Friedhof in Breslau-Gräbschen: Urnengrabstelle

und sittliche Bedeutung nicht unterschätzen darf. Trotzdem muß man auch hier Unterordnung fordern. Die vielfach üblichen hohen Grabhügel sollten niedrigeren Platz machen; 15 bis 20 Zentimeter Höhe dürfen nicht überschritten werden. Die Gesamtfläche wirkt bei solch niedrigen Hügeln oder einfachen Grabbeeten ruhiger, besonders ernst und feierlich, wenn sie von Efeu gebildet wird. Efeu ist und bleibt die stimmungsvollste Bepflanzung der Seitenwände eines Grabhügels. Und obenauf blühen Blumen, wie sie die Jahreszeit gibt: Rosen oder Stauden, die uns durch ihren Blütenreichtum und ihre Farbenpracht erfreuen.

Verwelkte Blume,
Menschenkind!
Man senkt gelind
Dich in die Erde hinunter.
Dann wird ob dir
Der Rasen grün,
Und Blumen blühn,
Und du blühst mitten drunter. (Rückert.)

Wenn man nun umherblickt und sich fragt, ob denn all das, was die Schönheit eines neuzeitlichen Friedhofes ausmacht, außer in Ohlsdorf, München und Bielefeld schon irgendwo in die Tat umgesetzt ist, so kann auf die vielen neueren Friedhofsanlagen hingewiesen werden. Mit in der ersten Reihe steht der Stettiner Hauptfriedhof mit seinem kunstverständigen und rührigen Friedhofsdirektor Hannig, stehen ferner die Friedhöfe in Hannover und Düsseldorf, Köln und Magdeburg, Leipzig (Südfriedhof), Frankfurt, Koblenz, Mülheim a. d. Ruhr und Erfurt. Dort überall und noch an vielen andern Orten — ich erwähne noch Breslau und Görlitz — ist man auf der Höhe, aber auch kleinere Städte und Gemeinden haben die Wichtigkeit der Friedhofsfrage erkannt, und dankbar muß es begrüßt werden, wenn auch in Kleinstädten und Dorfgemeinden das wichtige Kulturproblem durch kunstverständige Bürgermeister und Pfarrherren gefördert wird.

Aber nicht weniger als das Gärtnerische, als Baum und Pflanzenschmuck gehören zur Friedhofskultur Grabdenkmal und Baulichkeiten.

Ist schon das Denkmal für eine einzelne abgeschlossene Grabstätte das Entscheidende, so erst recht, wenn es sich um Grabreihen und Grabfelder handelt. Das Grabmal muß der Umgebung angepaßt sein, muß mit ihr zusammenklingen, es darf durch Mächtigkeit und Größe die Nachbarsteine und deren Wirkung nicht beeinträchtigen, Unterordnung unter die Allgemeinheit ist, wie im menschlichen Leben überhaupt, hier besonders zu üben, weil die in Trauerfällen so besonders empfindsamen Gefühle des Nachbars ebenso geschont werden müssen wie die eignen. Aber gerade auf dem Gebiete versagt das Kunstverständnis der meisten. Von

Rechts wegen sollte ein Denkstein, wie der Tübinger Professor der Theologie Dr. Baur in seinem kleinen Büchlein »Friedhofsanlage und Friedhofskunst« (Volksvereinsverlag in M.-Gladbach) sagt, das Ergebnis des religiösen Glaubens, des persönlichen Fühlens und der künstlerischen Empfindung sein. Leider fehlen diese drei vielfach bei der Wahl eines Denksteins. Wie wäre es sonst möglich, daß man so unendlich viel an unkünstlerischen Grabzeichen fände! Es braucht da nicht an Verirrungen gedacht zu werden, wie Porzellanengel, Photographien, Glaskugeln, Blechkreuze und dergleichen; auch die Pyramiden und Rückwände aus schwarzem poliertem Granit mit ihren starken Spiegelungen gehören ebenso wenig auf den Friedhof wie die italienischen Marmorfiguren, die man im Winter durch Überdecken von Holz oder Glaskästen gegen Schnee und Eiseinflüsse schützen muß. Freilich läßt sich kein allgemeingültiges Rezept für einen guten Denkstein aufstellen. Auf Material und seine Bearbeitung, Form und Beschriftung ist das Hauptaugenmerk zu lenken. Die Umrißlinien müssen ruhig und ernst gehalten sein, die Größe muß im rechten Verhältnis zum Grabplatz und seiner Umgebung stehen, das Steinmaterial selbst muß möglichst der Heimat entstammen, und wird ein andres gewählt, so muß es mit der Natur gut zusammengehen. Mit großer Vorsicht sind die bunten Gesteine, zumal in polierter Bearbeitung, zu verwenden. Wohl kann die Wirkung einer Steinart durch Politur erhöht werden, aber sie kann auch dem Denkmal sehr leicht eine unruhige Note geben. Wie sich das Niveau der Denkmalsgestaltung — dank den Vorschriften, die in größeren und kleineren Städten erlassen worden sind — im Laufe der letzten Jahre gehoben hat, so sieht man auch jetzt manch guten Stein aus farbigem Material, der durch die verschiedenartige Behandlung, teils poliert, teils rauh behandelt, einen erfreulichen Beweis ernsten Wollens gibt. Und erfreulich ist's, daß die Grabmalsfrage auch Künstlerkreise bewegt, und daß auch die großen Steinindustrien jetzt bestrebt sind, diese heranzuziehen und einwandfreie Typen zu schaffen. Die Wiesbadener Gesellschaft



Hauptfriedhof in Stettin: Steindenkmal unter Eichen und Buchen



Vorbildliche Abdeckung eines Sondergrabes mit einer Steinplatte



Grabkreuzanlage für eine Familienstätte

Entwurf: Architekt Hellfried Küsthardt, Werkstätten für Friedhofskunst in Hildesheim

für Grabmalskunst unter Dr. Grolmann war vor zwanzig Jahren die erste, die sich der Frage der Grabmalsreform besonders annahm, und unter den vielen Künstlern ist Architekt H. Küsthardt in Hildesheim einer derjenigen, der in der Hebung der Grabmalskultur seine Lebensaufgabe erblickte und sich in erfolgreichster Weise darum bemühte.

Der vor einigen Jahren gegründete Reichsausschuß »Friedhof und Denkmal« (Vorsitzender Reg.-Baurat Walter Wenzel, Dresden), der eine Zeitschrift desselben Namens unter der Leitung des auf dem Gebiete der christlichen Kunst wohlbekannten Architekten Robert Witte (Dresden) herausgibt, verfolgt ähnliche Ziele. Hier findet auch der Laie mancherlei Anregung.

Aber auch Holz und Eisen ist ein gar herrliches Material für Denkzeichen. Zumal für unsre Dorf- und Kleinstadtfriedhöfe sollte man diesem Material besondere Beachtung schenken. Es müßte wieder so weit kommen, daß der Dorftischler und der Dorfschmied imstande sind, brauchbare Grabzeichen zu fertigen. Die alte Handfertigkeit, die alte Heimatkunst muß wieder gepflegt werden, alte Formen müssen wieder aufleben. Wie bedauerlich ist es, wenn die Friedhöfe im Norden und Süden, im Osten und Westen ihre Eigenart verlieren, wenn die Besonderheit der Gegend und die Absonderlichkeit des Volksstammes nicht auch, wie dereinst, auf den Friedhöfen zum Ausdruck kommen! Heimat- und Volksfreunde gilt es aufzurufen und für die Erhaltung der heimischen Friedhofskunst zu interessieren.

Wichtig für Denkmal und Grabstein ist Ornament, Inschrift und Beschriftung. Das Ornament muß, wie sein Name besagt, Schmuck sein und muß Inhalt haben. Die Inschrift soll ebenfalls inhaltreich und warmherzig sein, sich frei von Schwülstigkeiten halten, und die Beschriftung selbst soll klar, gut verteilt, ein schmückendes, belebendes Element des Denksteins bilden. Man sieht: die Denkmalsfrage ist nicht einfach, sie darf nie überstürzt werden, denn nur zu leicht wird im Übereifer ein Grabmal gewählt, das man bei ruhiger Überlegung niemals ausgesucht haben würde. Wenn man vor dem Grabe seiner Lieben steht, soll all das, was zu der Stätte gehört, uns innerlich erheben und ästhetisch befriedigen. Auch mit geringen Mitteln ist das möglich. Lieber kein Denkmal, als eins, das Mißfallen erregt und dauernd Verdruß bereitet!

Was hier über die Gräber und Grabsteine gesagt ist, gilt in gleichem Maße für die Be-



Grabkreuz Entwurf von Hellfried Küsthardt, Hildesheim

stattung der Urnen. Die Feuerbestattung hat nun einmal eine ganze Menge von Anhängern, und überall findet man Urnengrabstätten und Urnenhaine. Einfachheit und Beschränkung in den Ausmaßen der Denksteine ist bei den kleinen Urnenplätzen erst recht geboten, und noch eins sei hier geraten: unterirdische Beisetzung; für Kolumbarien und Sammelbeisetzungen fehlt es noch an befriedigenden Lösungen, und die oberirdische Einfügung der Asche in ein Denkmal hat schon zu manchen Ärgerlichkeiten geführt — zumal wenn es sich um Bronzeurnen am Denkmal handelte. Die Begehrlichkeit und Unverfrorenheit der Friedhofsdiebe hat nicht vor der Entwendung der Bronzeurne und der in ihr geborgenen Asche haltgemacht.



Schöpfbrunnen auf dem Gertraudenfriedhof in Halle a. d. Saale

Ja, der Friedhof sollte eigentlich ein Kunstwerk sein, bei dem Bau- und Gartenarchitektur, Kleinwerk (Brunnen, Bänke, Wegweiser usw.), Denksteine, Erbbegräbnisse und Reihengräber zu einem großen Akkord innerer Ruhe und weihevollen Ernstes zusammenklingen. Die Friedhofsfrage ist bedeutsam gerade für die Gegenwart, in der ein öder Materialismus sich so breit macht. Darum arbeite jeder mit. Er hilft mit am Aufbau von Gemütswerten und an der Läuterung deutschen Wesens.

Herbst um Wien

Aus der Städte Enge, Lärmen und Gedröhn
Zog ich nach des Südens
Weinumkränzten Höh'n.

Strahlend wie ein goldner Reif
Kreisten um mein Sein
Weinberg ... Tal im Nebelstreif ...
Gärten ... Wald im Sonnenschein.

Froher Zecher, hab' ich in des Südens Schoß geruht,
Sanft berauscht von sommerlicher Winde Flut.
Hügelland ward mir zum Wanderschuh.
Blauer Himmel war mein Hut.

Lichte Tage, hell umsäumt vom Glanz der Frauen!
Leuchten lag auf allen Pfaden. Sonnesprühen.
Und die Alpen grüßten fern im Blauen. —
Langsam schlich sich Wehmut in der Gärten Glühen:
Laub war im Verbluten, Rose im Verblühen.

Waldemar Waldenburger

Die Rückkehr der Toten
in Sage und Ballade
Von Prof. Dr. Wilhelm Lucke

In seinem Roman »Die Hartjes« schildert August Hinrichs die Vorbereitungen zu einer »großen Leiche« im oldenburgischen Ammerlande. Da werden allerhand ehrwürdige Bräuche befolgt. Sofort nach dem Tode des Müllers hält die alte Schaffnerin Wübke die große Uhr an und verhängt die Spiegel. Sie läßt das Vieh im Stalle umstellen, um es vor Schaden zu bewahren, weckt alles, was schläft, klopft an die Bienenstöcke und sagt den Obstbäumen den Tod des Hausherrn an. Sie nimmt den Mägden die Spinnräder weg, denn es darf kein Ding rundum gehen, solange die Leiche noch über der Erde steht. Zuletzt, als der Sarg auf die Diele gestellt wird, mitten auf das zusammengefaltete Totenlaken, streut sie eine Handvoll Roggenkörner darunter, damit der Tote auf der lebendigen Frucht ruhe. Und als der Leiterwagen mit dem Sarg den Hof verläßt, sorgt sie, daß ja das Hoftor hinter ihm fest verschlossen wird.

Ähnliche Bräuche, wie sie hier geschildert werden, lassen sich noch vielfach auf dem Lande beobachten. Uralte, im Volke verwurzelte Anschauungen leben in ihnen nach. Selbst viele »aufgeklärte« Menschen unsrer Zeit gehen nur mit Schaudern nachts über einen Kirchhof, um wieviel mehr Unheimliches muß für einen primitiven Menschen der Tod in sich tragen. Die Furcht verläßt ihn nicht, daß der Verstorbene zurückkehren könne zum Schaden für die Überlebenden. Und so sinnt er auf Mittel, ihn an der Wiederkehr zu hindern oder wenigstens zu versuchen, die Gefahr auf ein Mindestmaß zu beschränken. Deshalb schneidet der australische Wilde dem getöteten Feinde den Daumen ab, afrikanische Stämme verstümmeln die Leichen in gräßlicher Weise. Oder man umschnürte sie mit Stricken, ein Brauch, von dem die Hockergräber in allen Teilen der Erde erzählen. Tacitus berichtet, daß unsre Vorfahren Verbrecher und Feiglinge im Moor versenkt und mit Flechtwerk bedeckt hätten. Natürlich geschah auch das in der Absicht, sie dort festzuhalten. Und mancher Moorleiche, die in unsern Tagen das Licht der Sonne wieder erblickt hat, war der Brustkorb von einem spitzen Pfahl durchbohrt, der sie im Grunde festnageln sollte.

Spätere mildere Anschauungen, zumal die Einflüsse des Christentums, haben dann vielfach in ethische Pflichten gewandelt, was einst der bleichen Furcht entsprang. Aber unter der Schwelle des Bewußtseins wirkt geheimnisvoll auch heute noch diese Angst vor dem »Wiedergänger« mit.

Wir wissen aus neueren Forschungen, daß wir mit einem Seelenglauben als der Wurzel der Religionen primitiver Völker nicht rechnen dürfen. Vielmehr lebte ursprünglich immer nur ein Glaube an die Macht der Dinge und Wesen. So war es auch bei den alten Germanen. Die Vorstellung von dem Fortleben der Toten entstand bei ihnen aus der Überzeugung, daß die Kraft des Menschen, an den Leichnam gebunden, in ihm noch weiter wirken könne. Hiermit hängt zusammen, daß ursprünglich der Tote stets in der Nähe seiner Begräbnisstätte sich sehen läßt, und zwar in seiner körperlichen Gestalt. Die Einzelpersönlichkeit lebt so auch weiter, als man sich schon die Toten in einem Totenreich vereinigt denkt. Wenn die wilde Jagd durch die Lüfte braust, so setzt nicht der Sturm den Spuk in Bewegung, sondern leibliche Gestalten jagen da einher. Ein germanischer Stamm, die Harier, ahmte sie nach mit gefärbten Leibern und schwarzen Schilden und verursachte, da die Gegner wirklich glaubten, die aus dem Totenberge hervorgebrochenen Verstorbenen vor sich zu haben, bei ihnen Entsetzen und wilde Flucht.

So sind auch die Spukgeschichten der germanischen Vorzeit nicht etwa Märchen, sondern die Erzähler wie die Hörer glaubten daran wie an eignes Erlebtes. Und wenn der Wiedergänger in den isländischen Sagas, unsern besten Quellen für germanisches Leben der Frühzeit, auftritt, so ist ihnen der nicht ein geisterhaftes, stoffloses Wesen, sondern leibhaftige Wirklichkeit. Er sprach und handelte wie ein Lebender, ja, er konnte sogar getötet werden. Im übrigen treffen wir die Züge, die noch heute die Spukgeschichten aufweisen, auch in diesen nordischen Erzählungen an. So erscheint der Tote fast ausschließlich bei Nacht und in der Nähe des Ortes, wo er begraben ist. Oft verkündet er Verborgenes und Zukünftiges. Er kann beschworen werden. Er richtet Unheil an und zieht Menschen sich nach ins Verderben. Aber die Sagas berichten nicht bloß das seltsame Vorkommnis der Erscheinung, sondern sie zeigen vor allem auch, wie heldenhafte Männer dem Spuk zu Leibe gingen.

Einer der gewaltigsten dieser Spukbekämpfer war der starke Grettir.

Schon einmal hatte er auf einer Fahrt nach Norwegen auf einer einsamen Insel ein Abenteuer mit einem Toten bestanden, dem er seinen Schatz und sein Schwert aus dem Grabhügel hatte rauben wollen. Mehrere Jahre darauf kam er im nördlichen Island zu einem reichen Bauern, Thorhall. Auf dessen Hof war es nicht geheuer, und kein Knecht hielt es da aus. Schließlich hatte Thorhall, der wie alle seine Nachbarn schon Christ war, einen heidnischen Schweden, Glam, bekommen. Der hatte das Fürchten nicht gelernt. Aber als er an einem Julfest hinausging, kam er nicht zurück, und nach langem Suchen fand man ihn gräßlich zugerichtet, ein Opfer des Spuks. Nachdem er beerdigt war, wurde aber Glam selber ein Wiedergänger. Furchtbar suchte er die Gegend

heim, »ritt« die Häuser ab, tötete Vieh und Hirten. Thorhalls Tochter starb infolge des Schreckens, den er ihr eingejagt hatte. Schließlich blieb dem Bauern nichts übrig, als vor dem Unhold den Hof zu räumen. Da beschloß Grettir, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Er begab sich zusammen mit Thorhall an den Ort des Entsetzens, und sofort bekam er die Tücke des Wiedergängers zu spüren: der Pferdestall wird erbrochen, sein Pferd getötet.

In der Nacht erwartete er in einem von dem Ungetüm zerstörten Raume den Gegner. Gegen Mitternacht erschien der, ein furchtbarer Anblick. Er packt Grettir, der, in seinen Pelz gewickelt, auf dem Boden liegt, und reißt seinen Mantel mitten durch. Als er verwundert den Fetzen betrachtet, greift ihn Grettir an, und es entspinnt sich ein verzweifelter Ringkampf. Glam beabsichtigt, seinen Feind aus dem Hause zu zerren. »Aber so schlimm es auch war, mit Glam drinnen etwas zu tun zu haben, das sah Grettir doch ein, daß es noch schlimmer war, sich draußen mit ihm einzulassen.« So wehrt er sich mit äußerster Kraft, und schließlich gelingt es ihm, das Ungeheuer rücklings aus dem Hause zu werfen. Er selbst kommt auf es zu liegen. »In dem Augenblick nun, da Glam fiel, zog eine Wolke von dem Monde fort, und Glam stierte mit den Augen dagegen. Und so hat Grettir selbst erzählt, daß dies der einzige Augenblick war, der ihn mit Entsetzen erfüllt hätte. Da wurde ihm so elend, daß er aus Erschöpfung und weil er sah, wie Glam seine Augen rollen ließ, nicht vermochte, sein Schwert zu gebrauchen, und fast zwischen Leben und Sterben hing.« Der Wiedergänger verkündet Grettir, daß seine Kraft nach diesem Kampfe nicht weiter wachsen werde, und daß sein künftiges Geschick sein werde, geächtet, unstet und einsam in der Fremde zu hausen. »Und den Fluch lege ich auf dich, daß diese meine Augen dir stets und ständig vor den Blicken stehen. Und es wird dich schwer bedünken, allein zu sein. Und das wird dich wohl zum Tode ziehen.« Da ist endlich die Erstarrung von Grettir gewichen, er springt auf und schlägt Glam das Haupt ab.

Überwiegend sind die Wiedergänger der nordischen Sagas schon im Leben böse Leute gewesen. Es liegt hier wohl bereits ein Keim vor, den später die kirchliche Anschauung vom Fegefeuer zur Entfaltung bringt. Denn in den jüngeren Volkssagen sind es vor allem ungesühnte Verbrechen, die den Verstorbenen zwingen, ruhelos umzugehen.

Bei einem Grenzstreit im Mecklenburgischen hatte sich ein Pächter erboten, die alte Grenze zu beschwören. Er füllte seine Schuhe mit Erde vom Acker seines Herrn und sagte, die Grenze falsch abschreitend: »Ick ga up min Herrn sin Grund un Boddn.« Aber als er die Schuhe auszog, war statt der Erde Blut darin. Da traf ihn vor Entsetzen der Schlag. Nun muß er auf der Grenzscheide wandern, indem er ruft: »Hie geit de richtig Scheid.«

Aber wenn auch solche Erzählungen überwiegen, so lassen doch auch zahlreiche andre Gründe den Toten wiederkehren. Die Liebe zu ihrem Kinde treibt die Mutter aus ihrer Grabesruhe. Sie erscheint den Angehörigen und bittet sie, ihr Faden, Nadel, Schere und Fingerhut ins Grab zu legen, denn sie müsse drüben für ihr Kind noch nähen, oder sie straft ihre Nachfolgerin, die sich ihrer Stiefkinder zu lässig annimmt. Und sie tritt sogar im entscheidenden Augenblick dem Mörder entgegen und rettet den Sohn vor seinem tückischen Stahl. Chamisso hat dies Motiv in seinem Gedicht »Der Geist der Mutter« ausgestaltet. Auch der Drang nach Rache läßt den Erschlagenen nicht schlafen und ihn den Mörder vernichten, der in die Nähe seiner Ruhestätte kommt. Anderseits kann auch zu große Liebe der Überlebenden den Toten zurückrufen. Davon erzählt das bekannte Märchen vom Tränenkrüglein, das Gerh. Hauptmann in seiner »Versunkenen Glocke« verwertet hat. Davon kündet auch die Geschichte von dem treuen Fischermädchen, das klagend des auf dem Meere verschollenen Geliebten harrt, bis er mit seinem Geisterschiff sie abholt.

Seinen packendsten Ausdruck hat dies Motiv in der älteren Dichtung von Helgi dem Hundingstöter in der Liederedda gefunden.

Helgi hat sich mit der Kampfmaid Sigrun vermählt, deren Vater er in wilder Schlacht erschlug. Dessen Sohn Dag vollzieht die Blutrache an ihm; mit Odins Speer durchbohrt er den herrlichen Helden. Als er Sigrun die notgezwungene Tat meldet, empfängt sie mit wilden Flüchen die Botschaft, und es beruhigt sie nicht, daß der Bruder reichste Sühne bietet. Ihr Leben ist inhaltlos, da der Gatte ihr entrissen, dessen Heldentum sie in glühenden Worten und in stolzen Vergleichen erhebt. In verzehrender Sehnsucht lebt sie dahin. Da kündet ihr eines Abends eine Magd, daß sie Helgi gesehen, wie er mit vielen andern seinem Grabhügel zugeritten sei, und daß er sie bitten lasse, »ihm der Wunde Tropfen zu trocknen«. Mutig geht Sigrun in den Hügel hinein, froh, daß sie den Toten wieder in weichen Armen halten kann:

Mit Reif ist, Helgi,
Dein Haar bedeckt,
Beträuft ist die Brust
Vom Tau der Schlacht;
Wie soll ich, Herrscher,
Dir heilen das Leid?

Da antwortet ihr Helgi:

Du schuffst, Sigrun
Von Sewaberg,
Daß Helgi so
Vom Harmtau feucht:
Du goldige weinst
Grimme Zähren,
Schöne Südmaid,

Vorm Schlafengehen:
Die fallen blutig
Auf des Fürsten Brust.

Die Gatten verbringen die Nacht miteinander, doch als der Morgen graut, muß Helgi wieder von dannen reiten. Sigrun aber starb bald vor Schmerz und Leid.

Mit dieser Schöpfung hat die altgermanische Poesie einen Höhepunkt erreicht — ein Hymnus der Gattenliebe, wie er einzig dasteht.

Was der nordische Sänger in höchster Vollendung ausgeführt hat, hat spätere Volksdichtung in kleineren Ausmaßen behandelt. Ein schwedisches Volkslied, »Die Macht des Kummers«, sei hier angeführt:

Klein Christel und ihre Mutter Gold legten auf die Bahr.
Wer bricht das Laub von dem Lilienbaum?
Klein Christel sie trauert um den Bräutigam im Grab.

Nachts klopft der Verstorbene an ihr Fenster. Sie läßt ihn ein und pflegt ihn, und in Liebesumarmung vergeht ihnen die Nacht. Doch der erste Hahnenkraht ruft ihn hinweg. Sie folgt dem Entschwindenden auf den Kirchhof und setzt sich weinend auf sein Grab. Da ertönt aus der Tiefe seine Stimme und bittet sie, hinwegzugehen:

Denn jegliche Zähr', die dem Auge entquillt,
Macht, daß sich mein Herz mit Blut erfüllt.
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt —
Wer bricht das Laub von dem Lilienbaum? —
Den Sarg voll duftender Rosen mir legt.
Ihr freut euch wohl alle Tage.

In anmutiger Lyrik ist das Schreckliche fast ins Liebliche gewandelt. Man empfindet unter der leichten Form gar nicht das Grausige des Erlebnisses. Dazu die deutlichen Spuren der neuen, milderen Religion, der Schluß nicht hart und unerbittlich, vielmehr ein zarter, linder Ausklang — und doch ist der Kern der alten Auffassung vom Wiedergänger, seine Körperlichkeit, gewahrt.

Das ist in der schottischen Ballade »Williams Geist«, die Herder in seine »Stimmen der Völker in Liedern« aufgenommen hat, nicht mehr der Fall. Hier erscheint der Tote der Braut als Geist und zieht sie sich nach.

Im allgemeinen bringt die Volksdichtung gegenüber der Sage eine Verengerung des Motivs, insofern als fast überall die Erzählung auf die Wiederkehr des Bräutigams zur Braut beschränkt ist. Im Liede muß das versöhnende Moment der Liebe die Furchtbarkeit des Spukerlebnisses mildern. Hier war das Ziel nicht, die Leute gruseln zu machen, wie es die Volkssagen taten, zumal wenn sie unter der Jugend des Dorfes in den Spinnstuben erzählt wurden. Da machte sich wohl manchmal ein Bursche den Spaß, im Anschluß an die unheimliche Geschichte die Mädchen durch Zurufe mit Grabesstimme zu schrecken, daß sie laut aufschrien und selber das Erzählte zu erleben glaubten. Das Lied dagegen feiert in sanften Tönen die Liebe, die über das Grab fortdauert, und so ist sein Ausgang immer versöhnend und beruhigend die Vereinigung der Liebenden im Jenseits.

Einzelne dieser Volkslieder, deren »Des Knaben Wunderhorn« eine Anzahl aufgenommen hat, haben auch der Kunstdichtung Anregung gegeben. So hat Zedlitz' bekannte »Nächtliche Heerschau« ihre Quelle in der »Rewelje«, in der der Trommler die in der Schlacht zusammen mit ihm gefallenen Brüder vor seiner Liebsten Haus führt.

Da stehen morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel steht voran,
Daß sie ihn sehen kann.

Aber auch Bürgers »Lenore«, die 1774 im Göttinger Musenalmanach erschien, geht auf ein heute verschollenes Spinnstubenlied zurück. Aber mit dem uralten Sagenstoff verknüpft der Dichter darin meisterhaft jüngste Vergangenheit. Die Zeit des Siebenjährigen Krieges taucht auf, die Prager Schlacht, der Friede von Hubertusburg. Dann von mächtiger Wirkung die Gegensätze in der Einleitung: der Jubel über die Rückkehr des siegreichen Heeres — das angstvolle Suchen der Lenore nach dem Geliebten, ihre Verzweiflung — der fromme Trost der Mutter, die wunderbaren, wie von oben herabgeholten beruhigenden Verse:

Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen —

und das »Trapp, trapp, trapp« des angaloppierenden Geisterrosses. Die Schilderung des Rittes durch die mondhelle Nacht packt die Phantasie mit zwingender Gewalt und läßt uns alles, was das Paar auf dem gespenstischen Pferde schaut, in lebensvoller Wirklichkeit mitsehen, mithören, miterleben. Wir jagen mit über die donnernden Brücken, vernehmen den Grabgesang des Leichenzuges, stürmen mit vorbei am Hochgericht. Und immer reißt den Geist wie ein ungestüm sich aufdrängendes Leitmotiv dies

Und weiter, weiter, hop, hop, hop,
Ging's fort in sausendem Galopp

zu neuer Spannung vorwärts. Erst am Schluß wird es klar: der Bräutigam war der Tod selber. Und doch wird das mystische Halbdunkel nicht ganz gelichtet: Was war es nun? Wahrheit? Fieberphantasie?

Als ein Seitenstück zu Bürgers Ballade hat man wohl Goethes »Der ungetreue Knabe« bezeichnet. Das Gedicht, so gespenstisch sein Inhalt anmutet, gehört nur bedingt in unsern Kreis. Denn nicht die Rückkehr der Toten, sondern vielmehr die Einkehr eines Lebenden im Totenberge wird darin erzählt. Viel eher läßt sich »Die Braut von Korinth« in bezug auf unser Thema als ein Seitenstück zur »Lenore« hinstellen. Dort Sturm und Drang, hier Klassizismus!

Goethes Quelle war eine antike Spukgeschichte.

Die Heldin, eine junge Frau, Philimnion aus Amphipolis, ist aus Kummer und Gram gestorben, weil ihre Eltern sie einem ungeliebten Manne statt dem Jugendgeliebten Machatas vermählt haben. Fünf Monde nach ihrem Tode kehrt dieser im Hause ihrer Eltern ein, und es ereignet sich das, was Goethes Gedicht erzählt. Aber in welche Höhen hat der Dichter diesen Vorgang erhoben! Viel weniger die Liebe zu dem Jüngling treibt die Tote aus dem Grabe, als der Trieb, das Leben auszuleben, um das sie der frömmelnde Sinn der Mutter betrogen hat. Fanfarengleich erklingt Widerspruch gegen eine weltfremde asketische Moral:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und damit verbindet sich flammende Sehnsucht nach dem freien lebendigen Geist und der Schönheit der Antike. Nur ihre Harmonie allein kann die ruhelose, zu grausigem Vampirdasein verurteilte Seele erlösen. Und ihr Symbol ist die lautere Flamme, die in des Scheiterhaufens Glut den in enge Gruft gepferchten irdischen Teil des Menschen verzehrt. Der Schluß ist ganz klassisch. Klassische Dauer siegt über den Tod.

Der Sinn des romantischen Lebens ist dagegen, wie Fritz Strich sagt, daß es sich von innen her verzehrte und ein Sterben war, ein Weg zum Tode. Bei solcher Auffassung ist es kein Wunder, daß alles, was mit diesem zusammenhing, bei den Dichtern der Romantik die höchste Teilnahme finden mußte. Man denke nur an Novalis. Da klingt denn auch das Motiv von der Rückkehr der Toten mehrfach bei ihnen wider. Ich erwähne nur aus Eichendorffs Gedichten »Den Wachtturm«, »Das kalte Liebchen«, »Die Hochzeitsnacht« oder Mörikes, der »Romantik letzte Rose«, knappe, stimmungsvolle Ballade »Die traurige Krönung«. Aber von dieser abgesehen, bedeuten die romantischen Schöpfungen kaum überragende Leistungen, ebensowenig wie etwa Heines »Gräfin Jutta« oder die »Spanierin« Hebbels und die schon angeführten Gedichte von Chamisso und Zedlitz. Meistens ist in einschmeichelnde, klingende Melodien das besinnungraubende, herzergreifende Maestoso der »Lenore« abgewandelt.

Immer dieselbe Melodie zu hören, hält niemand aus. Er pfeift sich dann schon lieber zur Erholung einen Gassenhauer. Das gilt auch von dem Lenorenstoff. Ins Bänkelsängermäßig-Parodistische umgebogen, erscheint er in der Romanze »Heinrich und Wilhelmine« von Joh. Friedr. Aug. Kazner in den Liederbüchern unsrer Großmütter:

Heinrich lag bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin von dem Rhein.

Erst wieder in unsrer Zeit hat der aus dem Totenreich zurückkehrende Gast in Agnes Miegel eine Meisterin gefunden, die dem poetischen Gehalt des uralten Stoffes gewachsen ist.

Nur wenige wurzeln so wie die ostpreußische Dichterin in dem Boden ihrer Heimat, fühlen sich so eins mit ihrer Natur und ihrem Volke. »Der Sterbesegen« schildert, wie der Sand der heimatlichen Wanderdünen ihr noch im Grabe die alten Weisen aus dem Bernsteinlande erzählen soll, ihr künden soll »vom Götterreigen nachts am Strande und der weißen Segler Märchenfahrt«. Sie singt ihrer einsamen Heimat Götter und rote Burgen, ihr mütterlich Herz, ihr grüngrünes Kleid und der seltsamen Schwestern mondlichtgezeichnete Stirnen:

Sterblichen Leibes wie ich,
jenseitiger Weisheit kund.

Jedoch:

Sang ich, mir selber kaum deutbar,
was Schatten und Erde mich lehrten,
Sang ich Liebe und Tod —
sang ich mein eignes Geschick.

Wenn sie an den Wiedergängerstoff herantrat, so konnte es nur geschehen in der Weise der nordischen Sagaerzähler, denen selber Wahrheit war, was sie boten. Und damit mußte sich das Streben einen, die Handlung zum Symbol eignen inneren Erlebens zu machen.

Der »Nachtspuk« zeichnet die junge Frau, die an der Stätte einer alten Wüstung umgeht und sie als ihr Eigen betrachtet, bis neues Leben sie mit Sägegeknirsch und Hammerschlag aufschreckt. In der Stille der Nacht ihr Revier durchwandelnd, kommt sie an den Ort, wo einst ihr Haus sich erhoben. Ein neues Gehöft steht jetzt da. Und durch ein Fenster sieht sie, wie ein junges Weib beim Schein der Lampe ihr flachshaarig Kind betreut und ihm in fremder Sprache ein Wiegenlied singt:

So seltsam ward's der Toten brauß,
Als wollt' ihr Herz noch einmal gehn.
Die Müde drinnen sah hinaus
Und sah den Spuk am Fenster stehn ...
Die Bäurin schlug ein Kreuz. Das Kind
Schrak wimmernd auf. Durchs Wiesental
Fuhr kühl ein früher Morgenwind.
Der Hahn rief laut zum erstenmal.
Die Tote bebte, als er schrie,
Und sprach: »Wie geht mein Fuß so schwer,
So weit war dieser Weg noch nie —
O Gott, nun komm' ich nimmermehr!«

In stiller Entsagung gegenüber dem Rechte neuen Lebens gipfeln die stimmungsvollen Strophen.

Geheimnisvoller, rätselhaft ist »Die Rose«. Ein Wanderer pflückt vom Grabe einer Toten — Marjolaine nennt sie der Stein — eine leuchtend rote Rose. In schwüler Nacht findet er erst spät den Schlaf. Um Mitternacht, da von den Bergen ein Gewitter heranzieht, schrickt er auf. Er hört Schritte, sieht Licht durch Spalt und Schlüssel-

loch, vermutet ein loses Ding des Wirtsgesindes. Der Riegel hebt sich, eine junge Frau tritt ins Zimmer, in den braunen Locken ein blaues Band. Ihre durchsichtige Hand greift nach der Rose, die im Glas auf seinem Tische steht. Da richtet er sich auf — »Nein, Marjolaine.« Ein Blitz flammt auf, ein furchtbarer Donnerschlag folgt. Das Haus erwacht. Er sinnt, was geschehen. Hat er geträumt? Sein Kopf schmerzt. Unerträglich scheint ihm die Schwüle und der Duft der Rose. Er will sie ins Fenster legen und zündet die Kerze an. Doch das Glas war leer.

Zehn Jahre vor diesen beiden Stücken, 1910, erschien in den »Balladen und Liedern« die »Lady Gwen«. Es ist die Ballade, die sich in ihrer Art ebenbürtig neben Bürgers und Goethes entsprechende Dichtungen stellen kann. Der Duft der »roten Rose Leidenschaft« strömt uns voll aus ihr entgegen.

Auf dem Hintergrund der Kämpfe der schottischen Puritaner gegen Karl 1. spielt die Handlung sich ab. Ein puritanischer Führer, Robert Landseer, flüchtet sich verwundet am Vorabend von Allerheiligen, an Hallows Eve, in das Gemach der Tochter eines Gegners. Er wird von dieser, der Lady Gwen, gerettet, indem sie ihn unter Fellen und Kissen in ihrem Bette verbirgt. Als die Verfolger abgezogen sind, verlobt er sich der Lady, der er seine Mantelschnur in Ermangelung eines Ringes zurückläßt. Übers Jahr will er mit dem Schwert sie heimholen. Das Jahr vergeht, wieder ist's Hallows Eve. Da fällt es dem Lord Charlie ein, an dem Rasttag zwischen den Kämpfen seine Hochzeit mit Lady Gwen zu halten, die ihm ihr Vater anverlobt hat. Sir Robert Landseer ist inzwischen gefallen, doch sie fühlt sich ihm zugehörig, und statt der Perlenkette trägt sie die schwarze Mantelschnur. Schroff weist sie des angetrauten Gemahls Liebeswerben zurück und ruft den toten Geliebten gegen ihn zu Hilfe. Dieser erscheint. In hartem Kampfe streiten die Nebenbuhler um das Weib bis zum ersten Hahnenschrei. Da springt der Stahl in Stücke. Der Tote aber schleicht lautlos zum Bett, an das gelehnt die Lady dem Kampfe zugesehen hat, und neigt sich über sie und verschwindet. Als der Gatte das Haupt der Niedergebrochenen emporhebt und in das Kissen gleiten läßt, sieht er, daß er eine Leiche im Arm hält. Die schwarze Schnur hat sie erwürgt.

Dies der Inhalt. Aber mit welcher Kunst ist er gestaltet! Da ist vor allem die Charakteristik der Lady. Zuerst ihre bebende Angst vor dem Spuk des Hallows Eve, an dem die Toten frei sind, der Schreck beim Hervortreten des Fremden, dann das verächtliche Erkennen:

Kein Spuk — ein Puritaner nur —

und der siegessichere Stolz:

Mein Vater hetzt den Herren drin
Wie einen Fuchs in Moor und Feld.

Und als sich Landseer zu erkennen gibt, um Hilfe bittet, die Wandlung zu schnellem Entschluß:

»Nun leg' dich nahe an die Wand!«
Sie sprach's und hat ins Licht gesehn.

Als der Troß der Verfolger ins Gemach stürmt, wie scharf, ruhig und hochmütig die Worte:

... »Seht bei den Mägden nach! —
Der Kavalier hat sich verflucht,
Der in der Tochter Schlafgemach
Nach einem flücht'gen Schwarzrock sucht!«
Und ruhig rückte sie das Licht
Und wandte ruhig Blatt um Blatt,
Und ihre Hände sagten nicht,
Wie sehr ihr Herz geschlagen hat.

Dann ihr Geständnis, aus innerster Qual heraus immer weitergeführt in der Hoffnung, daß Lord Charlie von selbst auf sein Gattenrecht verzichten werde, und schließlich die letzte Rettung:

Sie rief: »Der mir zur Seite schlief,
Er kommt zurück und steht mir bei,
Denn heute nacht ist Hallows Eve,
Und heute sind die Toten frei!«

Die beiden Männer sind scharfe Gegensätze: der strenge, herbe, ruhig bestimmte Puritaner und der leidenschaftlich glühende, lebens- und schlachtenfreudige Lord.

Auch sonst tritt die Kontrastwirkung hervor, zumal in der Stimmungsschilderung. Zugleich ist aber auch der tobende Sturm der Nacht symbolisch für die Stürme im Herzen der Lady. Leidenschaft glüht aus der Sprache, prägt sich aus in knappen Sätzen. Und bei aller Kunst doch nirgends Gekünsteltes. Eine schier männliche Kraft der Darstellung verbunden mit feinem weiblichem Empfinden hat in der Ballade seinen Ausdruck gefunden.

Mit der nordischen Saga und der Balladendichtung habe ich nur einen Teil des Schrifttums berücksichtigt, in dem der Wiedergängerstoff uns entgegentritt. Man könnte das Gebiet noch erheblich erweitern, es auf den Roman ausdehnen, wo z. B. Selma Lagerlöf und Georg Fock zu nennen wären, oder die Geistererscheinungen der dramatischen Dichtung in Betracht ziehen. Natürlich kann auch in der breiteren epischen wie in der dramatischen Behandlung des Motivs sich hohe Kunst entfalten. Aber die Ballade als die Form, in der, was das Volk sich erzählt, was es denkt und sinnt, in künstlerische Höhen erhoben wird, scheint gerade für das Wiedergängerthema unter allen Dichtungsarten am ehesten wie geschaffen. Denn der Stoff gehört zu den Problemen, die im Herzen des Volkes leben, teilweise in seinem Unterbewußtsein leben. Und immer, trotz allen Fortschritten des Wissens und der Wissenschaft, wird der Tod uns neue Rätsel aufgeben.





Alfred Wiener: Alte Stadt

Die Enkelin / Von Paul Quensel

Mutter Arnolden, ein Amerikaner!« rief der Postbote und reichte ihr den Brief von der Dorfstraße her über den Zaun. Sie war vor Freude erschrocken, nahm ihn und legte ihn behutsam auf den Rosenstock, um sich erst die Hände an der Schürze abzuwischen; denn sie hatte im Vorgärtchen Quecken und Winden gezogen, die sich zwischen ihren Aurikeln und Stiefmütterchen anzusiedeln gedachten.

»Vom Sohn?« fragte der Poster. »Ist wohl lange her, daß er net geschrieben hat, was? Aber das ist ja so: kommen die Jungen zu Geld, so haben sie die Alten bald vergessen.«

Da wehrte sie mit der Linken ärgerlich ab und griff mit der Rechten wieder nach dem Brief. Ging ins Häuslein, wusch sich, band die Arbeitsschürze ab und strich sich das Haar zurecht, während gute Gedanken in ihr zu klingen anhoben, die wasserblauen Augen mit einem Schein des Glücks erfüllend: Ihr Karl seine Mutter vergessen? Ja, das wär! Juchzen würde er, könnte er noch einmal alles beisammen sehen: die Aurikeln und Tulpen, die grüne Haustür und den Birnbaum, wie er übers Dach hinaufgestiegen und Frucht angesetzt hat, daß es kaum zu glauben! Und die Hundehütte steht darunter wie einst; nur der Bello ist tot, das alte gute Tier, das neben ihm gelegen hat, damals. Und der ganze Vorfall kommt aus der Vergessenheit herauf, sie sieht alles vor sich: das dreijährige Kind in schwerem Fieber — sie selbst zum Nachbar laufend, damit er Medizin besorge aus der Stadt. Und wie sie zurückkommt: barmherziger Gott, das Bett ist leer! Sie schreit auf, späht in alle Ecken, das Dorf kommt in Alarm. Hinter dem Schlehdorn, wo die Kinder oft spielen, auf Deckerts Scheune, am Brunnen und Teich wird gesucht — alles umsonst. Bis sie ihren Jungen nach Stunden findet — in der Hundehütte, in tiefem, ruhigem Schlaf. Der alte gute Bello liegt neben ihm, spannt mit der spitzen Schnauze zur Tür heraus und will niemand heranlassen. Als ob er wisse, worum sich's handle: um einen Wunderschlaf, einen Schlaf zur Gesundheit. Sauste doch andern Tags das Kerlchen mit dem Bello wieder frisch und munter im Hof herum und hatte keine Medizin vonnöten.

Unter solchem Gedankengeleit ist Mutter Arnold in die Wohnstube gekommen. Sie setzt sich ans Tischchen mit dem Nähzeug und beginnt mit der Schere den Brief zu öffnen, umständlich, besinnlich, fast feierlich. Denn so eine Meldung von ihrem Karl nach so langer Zeit, das ist was andres als eine Zuschrift vom Steueramt oder von der Feuerversicherung.

Aber das kam ja gar nicht von ihrem Karl. Der malt seine Zeilen mit schwerer Hand, und das da huscht über das Papier so dünn und geschwind wie eine Eidechse. Sie holt die Brille ihres verstorbenen Mannes, kann's aber auch damit nicht lesen; nur die Unterschrift entziffert sie nach einiger Mühe: Deine Enkelin Jessy. Und nun geht ein Leuchten über ihr Gesicht: von der Enkelin, die über dem langen Krieg ein großes Mädchen geworden ist, ein Fräulein wie Pfarrers Line! Hatte doch der Herr Pfarrer damals gesagt: So können die Kinder zusammen spielen, wenn die kleine Amerikanerin mal auf Besuch kommt.

Das war's! Die Alte fühlt es froh: die Enkelin kommt auf Besuch. Ist vielleicht schon unterwegs, schneit am Ende noch heute herein in Großmutters Wirtschaft. Unmöglich! Da müßte sie doch erst ... Und hundert Gedanken jagen sich in ihrem alten Kopf: wie ein Gastbett zu richten, die Dielen zu scheuern, Sand zu streuen, der Hof aufzuräumen, die Tür im Zaun auszubessern, die hängenden Läden zu heben, Deckchen zu breiten, ein Huhn zu schlachten, zu waschen, zu backen, zu kochen und so weiter in unabsehbarer Reihe. Eine zitternde Eile kommt über sie, sie rennt hin und her, öffnet das Fenster, guckt die Straße hinauf und schließt es wieder, zupft an den Vorhängen, fährt mit dem Wischtuch über die lackierte Kommode, reiht die Schlüssel anders, die neben der Tür an einer Leiste hingen. Dann aber rafft sie den Brief auf und läuft hinüber zum Nachbar Schuster.

Der putzt sachverständig die Brille, schiebt sie wie einer, der seiner Kunst gewiß ist, mit Ruhe auf die Nase, hält den Brief weit von sich und sagt: »Aha, lateinisch!« Das scheint auch ihm Mühe zu machen; er murkst vernehmlich, schüttelt unwillig den Kopf, tritt noch näher ans Fenster. »Ein neumodisches Gewickle! Man kann dies und jenes lesen: ‚Nach Deutschland ... das Schiff geht am fünfzehnten Mai ... besondere Nachricht' — aber alles und jedes, Mutter Arnolden, das bringt auch der Lehrer net heraus. Ich verwett was — versuch's!«

Vom Lehrer wird ihre Ahnung bestätigt: die Älteste ihres Karl will wirklich nach Deutschland reisen und dabei auch sie besuchen, wenn auch der Zeitpunkt noch nicht zu sagen, da sie vorher erst dahin und dorthin fahren möchte.

Nun wurde sie ruhiger, blieb ihr doch Zeit zur Vorbereitung, um die Enkelin lieb und ansehnlich zu empfangen. Aber sogleich mußte die Arbeit begonnen werden, das war gewiß.

Zuerst galt es eine Unterredung mit dem Maler, ob die Wohnstube auszubessern oder ganz neu herzurichten sei. Der Meister kratzte sich etliche Farbspritzer aus dem Borstwisch, der ihm auf dem Kopfe gewachsen war, und sagte: »Flickerei — Pfuscherei — verlorenes Geld. Wenn schon, denn schon. Und natürlich malen. Spritzelmarmel paßt für Küchen, Tüpfelmarmel ist honetter, Marmoriermarmel gibt fürnehmen Anschein — besonders in Blau. Wo hingegen die Fensterläden Zinnobergrün verlangen und die

Hauswände weißen Kalk — alles naturgemäß und tipptopp.«

»Er hat gut reden,« wehrte sie ab. »Er will kassieren, und ich soll's bezahlen.«

»Bezahlen — die paar Ellen Wand und die zwei Giebelchen! Leitern braucht's keine, die aufgesetzte Streichbürste langt an den First.«

Dabei lacht er vergnügt, und Mutter Arnold sieht nun zum erstenmal in ihrem langen Leben, wie eng und niedrig ihr Häusel unter dem Birnbaum und zwischen den Johannisbeer- und Haselnußbüschen liegt. Du lieber Gott, es war wirklich ein dürftig Anwesen! Und darin soll eine zu Gaste sein, die verwöhnt ist mit Steppdecken, Badewannen und künstlichen Lampen! Wie wird das gehen! Am Ende mit Naserümpfen über die Armutei! Aber die brave Herzlichkeit quillt in ihr empor und legt sich wie Öl auf die Wellen. In diesem Häusel ist der Enkelin Vater geboren, in ihm ist er stark und tüchtig geworden. Dies Häusel wird sie in Andacht betrachten und in Ehren halten um des Vaters willen, wenn sie es schon nicht um die Großmutter tut.

Und dann begann das Räumen, Kratzen und Pinseln, das Hämmern, Hobeln und Raspeln, daß es Mutter Arnold oft angst und bange wurde, nicht nur der Kosten halber. »Da stehen Veilchenstöcke!« wies sie den Zimmermann zurecht, der beim Ausbessern der Zauntür mit den Holzpantoffeln auf die Rabatte trat. »Der arme Weinstock!« jammerte sie, als der Meister Maler die Hauswand kalkte und dabei Blätter und Reben übel bedachte. Die Künstlerehre hielt ihr Widerpart: kein Malprofessor komme aus, ohne zu klecken, und der Regen wolle auch was zu tun haben. Wobei er von neuem so tief und saftig eintauchte, daß nunmehr auch das Fenster sein Malzeichen bekam.

Die Bettstelle, darin die Enkelin liegen sollte, machte Mutter Arnold besondere Sorge. Ob die auch fein genug war und das Deckbett locker genug? Um sich zu beruhigen, holte sie — und zwar der Billigkeit halber hinter dem Rücken des Malers — ein Büchschen angemachte Farbe aus der Stadt und begann mit den ungelenken Händen die Bettstelle zu bepinseln. Aber sie war mit den Schauwänden noch nicht recht fertig, als ihr der Stoff ausging. So behielten die zwei Seiten in der Kammerecke die alte rissige braune Farbe, während die beiden andern übermäßig gesalbt waren. Aber das Allerschlimmste: das Lackweiß wollte nicht völlig trocknen, obgleich der Händler versichert hatte: »Verhärtet im Augenblick!« Mutter Arnold sperrte die Fenster auf — sie schloß sie und heizte den Ofen — das klebrige Gefühl blieb, so oft sie mit dem Finger darauftupfte. Und sie tat es in ihrer Sorge des Tags wohl zwanzigmal, wodurch sich an der Bettstelle eine feine altertümliche Musterung bildete.

Als das Häuslein zuletzt von außen und innen blitzblank dalag, riet ihr der Schuster, auch noch schöne Sträuße aufzustellen, und erbot sich sogar, mit zwei silberglänzenden Gläsvasen auszuhelfen, die er auf dem Vogelschießen in einer Würfelbude gewonnen hatte. Die stellte Mutter Arnold ins Schlafkämmerchen der Enkelin und steckte Margueriten und Mohn hinein.

Sie mußte die Sträuße oft erneuern. Ein Tag um den andern, eine Woche um die andre verging, ohne daß sich der Besuch angezeigt hätte. Das im Brief genannte Schiff mußte nach sachkundiger Auskunft schon vor einem Monat in Hamburg gelandet sein. Die Enkelin aber sah sich die Welt an, hatte keine Eile, die alte Großmutter zu begrüßen. Die saß und wartete, kehrte alle Tage den Hof aufs neue, richtete das Schlafkämmerchen aufs neue, ordnete aufs neue an der Girlande mit dem Inschriftkranz: Herzlich willkommen! Und trotz alledem — so oft der Zweifel begann: Am Ende hat sie über der Reiselustbarkeit die alte Großmutter ganz vergessen!, so oft stellte sich die Hoffnung entgegen: Sie ist näher, als du denkst, Mutter Arnolden — paß auf!

So wartete sie weiter — wartete, bis eines Vormittags, als sie gerade im Ziegenstall hantierte, einer in Holzpantoffeln in den Hof galöppert kam, atemlos: »Mutter Arnolden — eine Kutsche kommt die Straße herein!«

Daß Gott erbarm! Gerade jetzt! Aber so ist's: wenn man das Glück am wenigsten erwartet, pocht's an!

Sie warf die Stalltür zu, rannte ins Haus, wollte die Schürze herunterreißen und verknotete die Schleife, eilte vor den Spiegel, tatschte auf dem Kopf herum, tat aber mehr Schaden, da sich eine der dünnen weißen Strähnen aus dem Verband löste und sich neckisch über die Stirn hängte. So lief sie zum Fenster und sah eine junge Dame, die, im Wagen sitzend, das Häuslein durch eine Stielbrille verwundert beäugte. Der Kutscher war entschiedener, hob geschwind den großen ledernen Koffer heraus, trug ihn an die Haustür und raunte der Alten, die inzwischen aufgeregt und verlegen erschienen war, trinkgeldbeseligt zu: »Besuch aus Amerika? Nobel — da sitzt Pinke!«

Dann standen sich Großmutter und Enkelin, von der gesamten Nachbarschaft neugierig beobachtet, im Vorgärtchen gegenüber, die Alte liebedienernd, mit Tränen in den Augen, die arbeitrunzelige Hand wie bittend vor sich hingestreckt — die Junge steif, mit verbindlichem Lächeln zwar, doch so, als habe sie alles eher vermutet als diese Umwelt. Danach kam plötzliche Tatkraft über die Großmutter; sie packte den schweren Koffer und schleppte ihn, gefolgt von der Enkelin, hinein in die Stube. Hier nötigte sie zum Sitzen, trippelte in die Küche und wieder herein, fragte, ob sie das Fenster offen lassen oder schließen solle, und stellte zuletzt einen Trumm Schinken und ein ganzes hausbackenes Brot auf den Tisch. Setzte sich

auch selber hinzu, mit krummem Rücken, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, mit den kindlichen, fragenden Augen die Enkelin anstrahlend. Die schien weder die gecremten Vorhänge noch den kunstvollen Marmoriermarmel zu bewundern, sondern ließ gleichmütig die Perlen der langen Kette durch die weißen Finger gleiten und fragte, noch immer ungläubig-verwundert: »Grand-Mama, ist das wirklich Papas Home — das meint: Papas Knabenhaus?«

Um so herzlicher und gläubiger quoll es antwortend bei der Alten über: »Ja, das ist es! Und da hat er gesessen, auf demselbigen Platz im Kanapee, und hat sich was zugute getan, wenn er müde war. Mußte schon als Junge gar viel arbeiten, weil sein Vater so zeitig zu Grabe ging und mich allein ließ mit den armen zwei Händen da — vom vielen Schaffen braun und schrumplig. Aber der Herrgott hat's am Ende gut gemacht, hat deinen lieben Vater erhöht wie den Joseph in Ägypterland, und konnt er auch net selber kommen, so hat er doch seine Älteste geschickt, mein Enkelkind, daß sie mir alles erzähle, wie es da drüben geht und steht.«

Der Bericht des schönen Mädchens erschien ihr so fremdartig, daß sie vieles nicht fassen konnte, was sie da hörte über das Werk, in dem ihr Sohn Controller ist, und von seinem Haus mit dem Parlour und der Porch, auf der er in den heißen Nächten schläft, von der Car, mit der er nach seinem Workplatz fährt, über eine Stunde weit, und vom Breakfast, mit dem er auskommt bis zum Dinner.

Weiter und weiter fragte sie, kindlich und zutraulich, Gereimtes und Ungereimtes, daß oft ein überlegenes Lächeln auf das unbewegliche Gesicht der Enkelin trat. Bis zum Schluß eine Führung durch das Häuslein mit seinen wenigen engen Räumen begann. Und da war überall der Geist des fernen Sohnes und Vaters: im abgetretenen Fußbänklein, das er einst zu Weihnachten für die Mutter gezimmert; im bunten Jagdbild mit dem erlegten Hirsch und dem Jäger daneben, das als Knabe sein ganzes Entzücken gewesen; in der Bettstelle, in der er geschlafen und in der nun seine Tochter ruhen soll, lange Wochen hoffentlich — weiß doch Gott allein, ob's nicht die letzte Freude ist, die der Großmutter vorbehalten geblieben. Manche der Geräte liebkost die Alte mit der Hand wie einen treuen Menschen oder ein anhängliches Tier, und ein Befremden kommt über sie, als sie erkennen muß, wie die Enkelin so gar gleichgültig bleibt vor all den Dingen, die doch ihren lieben Vater so nahe angehen. Die Großmutter kann es nicht sagen, fühlt es aber um so klarer und herzlicher: es sind kostbare Dinge, wenn nicht heilige Dinge, und die Enkelin wandelt daran vorüber wie am nichtigsten Jahrmarktskram.

Danach geht es hinaus in Hof und Garten, und der Abwesende, auf Schritt und Tritt beschworen, ist immer hinter ihnen her. Die Erdbeeren an den wohlgepflegten Stöcken sind für die Enkelin aufbewahrt; die Johannisbeeren fangen an zu reifen; der Stachelbeerbusch dort in der Ecke trägt die zeitigsten Früchte, den hat er mitunter so redlich abgekämmt, daß er's büßen mußte. So vielleicht auch damals, als er, ein dreijährig Jüngelchen, in das schwere Fieber fiel. Und so kommt sie auf die seltsame Geschichte der alten Hundehütte. Ihre Stimme zittert, indem sie die Mutterängste mit einfältigen Worten malt; schier feierlich wird ihre Rede, als sie das Schlafwunder berichtet, das sich da neben dem alten guten Bello vollzog.

Die Enkelin aber streift die Alte wieder mit einem ihrer verwunderten Blicke und sagt weitergehend: »Serr komisch — in the beed!«

Da mag die Großmutter nichts mehr erzählen, zumal keine komischen Sachen, die für sie so ernsthafte Sachen sind. Sie will sich um das Mittagessen kümmern, während die Lady das Dorf hinabspaziert und durch ihre Stielbrille dies und jenes einen Augenblick mustert: den riesigen Waidstein unter der Dorflinde, die Turnübungen der Schulknaben und das Fuder Klee, das bei Deckerts abgeladen wird. Und damit ist sie am Ende und weiß nicht, was sie an dieser Stelle der Welt noch soll. Auch sie ist gleich der Großmutter in wunderliche Unruhe geraten. In den Erzählungen ihres Vaters hat sie dessen Heimat viel anders gesehen: größer und reicher, und sie kann sich nicht erklären, was ihn bewogen haben könnte, die Dinge umzufärben. Wollte er sein Herkommen erhöhen? Oder hat das Große und Bedeutende, das er in der Welt gesehen, dies Kleine, Winzige so ganz und gar überzogen? Gewiß wäre auch er über die alte, sonderliche Frau, die er seine Mutter nannte, sichtlich verwundert. Blieb doch alles so unverständlich und seltsam, was sie redete und tat.

Nach ihrer Rückkehr fand die Enkelin den Tisch gedeckt. Einen großen Napf Kartoffelsalat und ausgeschlagene Eier, goldig und von zerlassenem Speck überglänzt, trug die Großmutter herein. Doch auch diesmal lauerte sie vergeblich auf ein Wort der Freude und Anerkennung. Im Gegenteil, die junge Dame stocherte mit der ungewohnten, abgegriffenen Gabel in dem guten Essen herum, ihre Unlust mit dem Geständnis entschuldigend, daß sie Bacon, Speck, nicht möge. Nur von den Erdbeeren aß sie mit mehr Appetit, obwohl sie in Amerika viel andre Fruits gewöhnt war, größere und süßere aus California.

Am Nachmittag gedachte Mutter Arnold ihren Besuch auf den Lindenberg zu führen, die Sehenswürdigkeit des Dörfleins. Dort ist's schön, dort ist kühler Schatten unter den hohen Bäumen, und man guckt über die weiten Fluren bis an blaue Waldberge. Nach diesem Vorschlag ging die Enkelin zu ihrem Koffer, ein Kleid zu holen, das sie

der Grand-Mama als Gastgeschenk mitgebracht hatte: aus blaugrüner Seide, mit weißen Spitzen. Sie hielt es ausgebreitet vor ihr hin, bewundernder Freude gewiß. Aber nun erlebte *s i e* die Ernüchterung. Die Alte patschte betroffen die Hände zusammen. »Sie täten mich auslachen, mich altes Weiblein! Die Kinder täten mir nachlaufen, wollt' ich darin wie ein Pfauhahn durchs Dorf stolzieren. Sag' dem Vater Dank, Jessy; aber laßt mir wenigstens Zeit, daß ich mich erst an den Staat gewöhne!«

Die Enkelin war ungehalten, redete fast heftig auf die alte Frau ein und verlor sich zuletzt in einen englischen Redeschwall. Die Großmutter fühlte wohl, daß er einen zornigen Ausfall bedeute, ließ sich aber trotzdem nicht bewegen, das Staatskleid anzulegen, sondern schmückte sich nach ihrer Gewohnheit mit einer altmodischen Mantille und mit einem bebänderten Kapotthütchen, das den spaßigen Eindruck, den sie machte, noch verstärken half. Dazu schleppte sie geheimtuerisch einen großen Handkorb am Arm.

So wanderten sie beide einen Flurweg entlang, zur Seite eines gluckſenden Bächleins. Und wiederum schritt der Vater als dritter im Bunde zwischen Großmutter und Enkelin unsichtbar dahin. Hier hat er die Gänse gehütet und Pfeifen von den Weidenruten gezogen, da Schmerlen und Krebse gefangen, und dort die Erle erklettert, ein Krähennest auszunehmen. »Denk' doch, Jessy: ein Krähennest!«

»Krähennest — verry well!« sagte die Angeredete, verärgert von dem komischen Aufzug der Alten, und schob sich, statt die Erle zu bestaunen, mit dem neumodischen Schirm einen Halm vom Rocksaum.

Auf dem Lindenberg standen hölzerne Tische und Bänke. Darauf setzten sich beide, und die Großmutter zwinkerte behaglich hinaus in das besonnte Land. Sie nannte die Dörfer und schätzte den Grad ihrer Wohlhabenheit, wußte alle Höfe, aus denen sie seit Jahrzehnten ihre Saugschweinchen bezogen hatte, kannte aber auch eine alte Sage vom Geierstein, der mit seiner Ruine den Horizont überschnitt. Doch selbst mit den blutigen Schicksalen der Burg erzielte sie bei der Enkelin kein Aufhorchen. Wieder einmal schien es, als ob diese die Sprache, in der zu ihr geredet wurde, nicht verstehe. Ging da- und dorthin, suchte spielerisch ein Lindenblatt zu entrippen, kramte in ihrer Ledertasche und zog zuletzt ein Fahrplanheft heraus, in dem sie zu suchen begann. Darüber füllten sich der Großmutter Augen mit leiser Trauer, und aus der Trauer wurde tiefe Erschrockenheit, als die Enkelin mit der Mitteilung herausrückte, daß sie bald wieder fort müsse, vielleicht schon morgen, um amerikanische Bekannte zu begrüßen, die zurzeit in München weilten.

Einen Augenblick saß die Alte mit aufgerissenen Augen; dann begann sie trübselig vor sich hinzunicken, als werde ihr zum Wissen, was sie dunkel geahnt. Solche Traurigkeit schien doch ein verstehendes Mitleiden im Herzen der Enkelin zu wecken. »Nicht böse sein, Grand-Mama!« tröstete sie. »Vor meiner Reise zu Amerika komme ich return — auf long time!«

Nicht böse sein! Gott wußte: da gab's kein Bösesein, da gab's nur ein Traurigsein bis in den Tod. Der Herr Pfarrer hatte gesagt: So können die Kinder zusammen spielen, wenn die kleine Amerikanerin mal auf Besuch kommt. Wenn er's wüßte! Morgen, schon morgen! Drum saß die Alte mit zitternden Lippen wie ein Kind, das weinen will. Dachte auch nicht mehr an den großen Handkorb, den sie den weiten Weg geschleppt, und als sie sein Geheimnis doch noch enthüllte: eine Flasche Milchkaffee, zwei Tassen und ein paar Riegel derben Kuchens, da geschah es wie eine überflüssige Sache. Sie versuchte, ein wenig zu essen; aber das Bröcklein würgte ihr in der Kehle, daß sie mit dem dünnen Getränk nachhelfen mußte, und was ihr an der Backe glänzte, war gewiß nicht vom Kaffee. Denn es schimmerte so hell und klar, daß sich ein großes Leid in dem kleinen Tropfen spiegeln konnte. Sie sagte kein Wort dagegen, sondern nickte nur, als die Enkelin die Unumgänglichkeit der Reise mit vielen Worten zu erweisen suchte, nickte, als wisse sie alles. Ging mit dem großen Handkorb schweigsam den Weg zurück, gab es auch auf, beim Nachtbrot zum Essen zu drängen, leuchtete dem Gast still und gefaßt zu Bett.

Als sie sich dann selbst zur Ruhe ausgestreckt und die Hände über der Bettdecke wie zum Gebet gefaltet hatte, kam eine große Selbstbesinnung über sie; sie fing an zu grübeln über alles, was da gewesen war in ihrem langen Leben. Ganz von vorn fing sie an, wo auch sie eine Großmutter gehabt hatte, eine alte Frau mit Händen so welk wie die ihren und einer Leinenschürze, verwaschen wie die ihre. Und war voll Seligkeit gewesen, wenn sie zu ihr auf Besuch durfte, und wollte länger und immer länger bleiben. An ihrer Hand war sie voll Stolz umhergewandelt: Guckt her, das ist *m e i n e* Großmutter! Aber jeden Birnschnitz hatte sie sich gefreut, der ihr aus dem Wandschrank zuerteilt wurde; auf jedes Wort hatte sie gelauscht, wenn die Großmutter erzählte, und immer war der Endreim gewesen: Weiter! Erzähl' weiter, Großmutter! Und nun war sie selbst eine Großmutter. Die Kette lief zu ihr und ihrem Sohn, aber dann — dann war sie zerrissen. Hatte ihr Karl kein Kind? Oder — keine Mutter? Sie erschrak vor solchen Gedanken und konnte sie doch nicht wegstreifen. War's nicht, als ob ein fremdes Fräulein zu ihr gekommen sei, aus einer unverständlichen Welt? Und sie hatte doch alles so überlegsam gerichtet, keine Geldkosten gescheut, sogar Schulden auf sich genommen, an denen sie wohl eine lange Weile kauen mußte.

Doch keine freundliche Anerkennung war ihr geworden; keine Stimme des Blutes hatte geantwortet, das doch aus der Enkelin vernehmlich hätte singen und klingen müssen: Ich gehöre zu dir, gute Großmutter! Durch meinen Vater, den du mir geschenkt hast, bin ich dir verbunden, solange du lebst. Brauche es nicht erst aus dem Katechismus zu lernen: »Ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben« — weil es in meinem Herzen eingeboren steht von Anfang an.

So rang sie und grübelte die halbe Nacht, und als sie am Ende das grausame Eingeständnis nicht mehr wegweisen konnte, daß sie seit der Geburt ihres Enkelkindes in einem glücklichen Trug gelebt habe, zwanzig lange Jahre, da kam aus ihrer Brust ein Seufzen so tief und erschütternd, daß es von den engen Wänden des Kämmerchens wie ein mitfühlendes Echo zurückzuhallen schien.

Am Morgen war sie nach ihrer Art zeitig wach, hatte Gras gesichelt, gemolken, gefüttert, gewischt und die Schuhe geputzt, als die Enkelin in einem auffälligen Morgenkleid erschien. Die berichtete verdrossen von der klebrigen Bettstatt, an der sie ihr Nachtzeug verdorben habe — ein Grund mehr, daß sie erst nach München gehe, damit inzwischen die Farbe vollends trockne.

Mutter Arnold sagte kein Wort mehr dagegen, gab auch willig und ohne Bitterkeit Aufschluß, wo ein Fernsprecher zu benutzen sei, mit dem eine Kutsche aus der Stadt herangerufen werden könne. Sie war still und feierlich wie an den Tagen, an denen sie jemand zu Grabe geleiten wollte. Das war oft genug geschehen; fremde und eigne Leute hatte sie nach Hause gebracht: Großeltern, Eltern, ihren Mann, drei Kinder, und nun zuletzt — galt's der Enkelin.

Dann hielt der Wagen wie gestern vor dem Häuslein; die Nachbarn huschten wieder nach den Fenstern und lauschten an den Türen, manche hämisch sogar. Der Kutscher kam, um den Koffer hinauszutragen, derselbe, der ihn gebracht hatte. »Ein kurzer Besuch!« sagte er mit zweideutigem Grinsen.

Sie kommt wieder! wollte die Alte sich rechtfertigen; doch das Wort erstarb ihr im Munde. Warum groß tun? Hatte der Mann doch so recht: Ein kurzer Besuch! Und ein letzter, dem keiner mehr folgte.

Sie begleitete die Abfahrende bis zum Wagen, streckte ihr noch einmal zitternd die welke Hand entgegen. Dann aber war's mit ihrer ruhigen Fassung zu Ende. Sie raffte die Schürze auf, schlug sie vor das Gesicht und wankte durch das Vorgärtchen hinein in das Haus. Und drinnen sank sie in die Ecke des steiflehnigen Sofas. Die Tränen quollen ihr zwischen den mageren Fingern hindurch und tropften auf den Überzug, als gelte es, die verblichenen Blümchen zu letzen, die darauf gedruckt waren.

So fand sie der Nachbar Schuster, stand eine Weile in verständnisvollem Erbarmen und sagte dann in seiner überlegsamen Art: »Ja ja, Mutter Arnolden, die da drüben überm Wasser können wir nicht mehr errufen. Sie haben fremde Worte und fremde Gedanken. Da bleibt dir nichts als Stillesein und Dreinergeben.«

Jugendzeit — Lenzeszeit ...

Jugendzeit — Lenzeszeit!
O wie blaut der Himmel weit!
Sonnengolden alle Träume,
Blütenhangend alle Bäume —
O wie blaut der Himmel weit:
Lenzeslust — o Jugendzeit!

Jugendlust — Lenzeszeit!
O wie fliegt die Sehnsucht weit!
Herzen, Wolken, Länder, Meere —
Nichts, das ihren Wünschen wehre!
Sehnsucht, o wie fliegst du weit!
Lenzeslust — o Jugendzeit!

Jugendzeit — Lenzeszeit!
O wie liegt dein Himmel weit!
Kühle Nebelschwaden ziehen —
Sonne, Blumen, Freuden fliehen:
O wie liegt dein Himmel weit,
Lenzeslust — o Jugendzeit!

Albert Sergel



Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Fünfundzwanzig Jahre Hamburger Deutsches Schauspielhaus — Gerhart Hauptmanns »Veland« — Das Theater der Nationen und die Herrschaft der Ausländer — Shaw, Galsworthy und Jerome — Verneuil, Savoir und Gandéra — Pirandello und kein Ende — Franz Molnars »Gläserner Pantoffel« — Georg Kaisers »Margarine«

An dem Festrausch gemessen, der über Sommer durch Deutschland wogte, ist die Sechstagefeier, die Hamburg Mitte September zum Jubiläum seines Deutschen Schauspielhauses veranstaltete, fast bescheiden zu nennen. Zumal da bei den meisten dieser Veranstaltungen — ein wenig gegen die hanseatische Überlieferung — nicht Küche und Keller die Gastgeber waren, sondern Kunst und Erinnerung. Dankbar gedachte man derer, die gegen Ende des alten Jahrhunderts das Geld für den Bau zusammengebracht und ihn bis heute vor den Gefahren des »Geschäftstheaters« glücklich bewahrt haben; mit gutem Takt und Anstand feierte man aber auch die künstlerischen Leiter des Hauses: Alfred von Berger, der im hyperboräischen Norden sein sehnsüchtiges Wunschbild eines verfolkstümlichten Wiener Burgtheaters vorträumte; Carl Hagemann, der in bewußtem Gegensatz dazu den Wagnissen eines literarischen Sondergeschmacks die Tür öffnete; Max Grube, den Meininger, der glaubte, dem nie überwundenen Ideal seiner Jugend an der Alster eine Stätte der Wiedergeburt bereiten zu können, und endlich den gegenwärtigen künstlerischen Leiter Paul Eger, Bergers einstigen Schüler, der dann aber in Hamburg Wege gegangen ist, die schwerlich immer mit dem gutbürgerlichen Geschmack der Hanseaten parallel liefen. Auch des Direktors Paul Koehne wurde nicht vergessen, der durch volle 25 Jahre in Würde und Treue die Last der geschäftlichen Leitung getragen und dem Hause zu seinem Ehrentage in dem statistischen Rückblick »Ein Vierteljahrhundert Deutsches Schauspielhaus in Hamburg« (Paul Conströms Verlagsanstalt) ein Denkmal von historischer Bedeutung errichtet hat.

Dies alles aber, mitsamt dem von Schillings geleiteten Festkonzert und den drei eigens zum Jubiläum geschaffenen Einaktern von Eduard Stucken, Otto Zoff und der Dichtergilde des Schauspielhauses, Weihestücken, in denen auf gar verschiedene Weise die von der versöhnenden Muse wiederhergestellte Einheit der alten und der neuen Kunst gefeiert wurde, trug doch mehr Orts- und Gelegenheitscharakter. In den großen Strom allgemeinen Kunstinteresses mündeten die Veranstaltungen erst wieder mit der Uraufführung des »Veland«, des jüngsten Dramas von Gerhart Hauptmann.

Es ist gewiß lockend und verführerisch, sich unsern immer noch berühmtesten Dramatiker zum Weihedichter für eine bedeutsame festliche Gelegenheit zu erküren, aber auch, wie das Festspiel der Breslauer Jahrhundertfeier bewiesen hat, nicht ungefährlich. Dieser Dichter schöpft zu selbstgenügsam aus seinem eigensten inneren Erleben, als daß es ihm leichtfallen könnte, Stimme oder Glocke allgemeiner, zumal festlich gehobener Emp-

findungen zu werden. Das hat sich auch diesmal gezeigt. Andre, selbst der gewiß nicht leichtblütige Friedrich Lienhard, haben den von Natur düsteren Stoff der altgermanischen Wielandsage aufzuhellen versucht, Hauptmann, vielleicht auch hier unter dem Druck eines persönlichen Erlebens, verdunkelt ihn noch mehr, um ihn zu einer der bittersten und grausigsten Tragödien der Weltliteratur auszugestalten. Wieland, der kunstreiche Schmied, dem der König der Niaren die Kniesehnen durchschneiden läßt, damit er ihm auf einsamer Insel mit seiner Kunst besser frone, der sich trotz seiner Knechtschaft und Verstümmelung aber furchtbar rächt, bevor er sich im Federkleid triumphierend in die Lüfte schwingt, diese nordisch-dämonische Sagengestalt ist bei Hauptmann zu einer scheußlichen, verschrumpften Nachtgeburt, einem teuflischen, kaum noch menschenähnlichen Unhold, einem fauchenden, zähnefletschenden Urtier geworden, angefüllt mit Haß und Rachedurst. Sein Veland tut Furchtbareres noch, als die Sage überliefert: er tötet in grauenhafter Weise die beiden, aus unschuldiger Neugier in seine Schmiedhöhle auf dem Holm gekommenen, strahlend schönen Königsknaben Ai und Ingi, »des Landes Zwillingssonne«, und gibt dem sie angstvoll suchenden Vater aus ihren Schädeln zu trinken; er lockt mit seinen Zauberkünsten Bödwild zu sich, König Haralds stolze Tochter und Jarl Gunnars keusche Braut, verwandelt ihren jungfräulichen Abscheu in rasende Liebesbrunst und sät »des Feuers Samen« in ihren Schoß; er zeigt dem Vater und dem Bräutigam die ihm in hündischer Ergebenheit Verfallene, ihnen für immer Entfremdete wie eine feile Metze in schamloser Nacktheit; er versteinert die höhnisch an seine Hochzeitstafel geladenen Gäste zu wehrloser Stummheit, wenn er nun die ganze rohe Gewalt des Eroberers an Bödwild ausläßt. Vergebens sucht Ketill, der Schafhirt und Flötenbläser, ein Bote des Friedens und der Liebe, ihn zu besänftigen — sein Haß und seine Rachsucht haben kein Ohr mehr für solche Botschaft. Es ist die Rachsucht des Verstümmelten und Geschändeten, des durch die Lähmung um seine Liebe Betrogenen, denn damals gerade, als König Harald ihm die Sehnen durchschnitt, war ihm die Königstochter Herware Allweiß, die Schwanenflüglige, sein Kind zugleich und sein Weib, gen Süden entflogen, und er konnte sie nie mehr erjagen; es ist der Haß des in Finsternis und Tierheit gestürzten Halbgottes gegen seine tückischen Bezwinger, die Menschen, ist der Haß des beleidigten Künstlers gegen die ihn zum Knecht erniedrigende Welt. Aber mit Haß und Rachsucht mischt sich noch ein andres: das aus Not und Bedrückung, Leid und Gram stärker denn je erwachende Gottgefühl in Veland, das in ihm aufflammende Himmelsfeuer, kraft



Aufn. H. Meißner, Hamburg

Szenenbild aus »Veland« von Gerhart Hauptmann (Hamburger Deutsches Schauspielhaus)
Veland (Otto Werther); Bödwild (Erika Beilke)

dessen er sich bald auf selbstgeschmiedeten Fittichen dem Kerker der Erde entschwingen wird. »Um was zu tun? Um wo zu landen, armer Schmied?« fragt Ketill. Und Veland, nun schier zum germanischen Prometheus geworden, antwortet: »Zu tun? Dem Volk der Fröner Gutes, Böses ihm / und jedem, der vom blut'gen Schweiß des Knechtes lebt, / Allvater und den Seinen! — Wo ich landen will? / Dort, wo das Schweigen unser Schicksal webt, / vor dem Allvater hinschmilzt, wie ein Tröpflein Tau / in Wüstenglut, wo er vergeht, so gut wie ich. / Dort will ich landen, seinesgleichen ganz und gar ... / Allvaters ruheselige Bosheit acht' ich nicht.« Indes er so durch die Sternenwelt kreisen und sich an »der eignen Erdenkrone endlich reifer Frucht« erfreuen wird, wird Bödwild von ihm, dem »leibenden, erlösten Gott«, einen Sohn gebären, der König Haralds Thron besteigen soll, im Schild den Blitz, in den Adern das Himmelsfeuer des Vaters: »Vielleicht, daß er den Blitz gebiert, der deinem Volk, / du lallender Allvater, du! Allvaters falschen Tag / nun erst zum Tage macht« ... Nach dieser geheimnisvoll ins Mystische deutenden Prophezeiung verschwindet Veland in einer ungeheuren Helligkeit, die alles, auch Ketill niederwirft, und läßt Bödwild in ohnmächtiger Sehnsucht wehklagend zurück.

Was ist der letzte und tiefste Sinn dieser Tragödie? Ihn zu finden, hat Hauptmann den Lesern des Buches (Berlin, S. Fischer) kaum leichter gemacht als den Zuschauern der von ihm selbst einstudierten Hamburger Aufführung, für die sein Sohn Ivo die, wie das Drama selbst, mit vielen tragischen Requisiten arbeitenden Bühnenbilder geschaffen hatte. Ist dies ein Revolutionsdrama, das Rache- und Befreiungsdrama des schaffenden und geknechteten Volkes? Oder ist es ein Künstlerdrama, die Tragödie des Genies, das mit den Göttern am Tische sitzen sollte und statt dessen, gelähmt, verstümmelt, zum Tier herabgewürdigt, den Menschen niedere Frondienste leisten muß, bis es sich dann doch seiner Fesseln entringt und seiner alten Heimat wieder zustrebt, nun aber als Empörer auch gegen den höchsten aller Götter? Oder ist es ein symbolisches Menschheitsdrama, das den Raum zwischen Tier und Gottheit überwölbt? Oder endlich — die Frage wagt sich bei Hauptmanns pazifistischer Einstellung, die sich auch hier nicht verleugnet, nur schüchtern hervor —, gellt in Velands Not etwas von der unsers geschändeten und geknechteten Vaterlandes wider? Es kommt trotz den langgedehnten Monologen des Helden zu keiner Klarheit darüber, weil auch dieses Werk, wie leider so viele Hauptmanns, weder zu Ende gedichtet noch zu Ende gedacht ist. Man muß sich auch hier wieder an Einzelschönheiten der Sprache wie der starkbelebten dramatischen Gestaltung halten, an denen es gewiß nicht fehlt, so schleppend sich der uns fremdgewordene sechsfüßige Jambus fortbewegt, so oft sich gerade die urkräftigsten Bilder in Dunkel hüllen, so zügellos das Starke ins Wildsinnliche und Widernatürliche ausartet.

Hamburg, Deutschlands größte Handels- und Hafenstadt, die das Band ihrer Schiffahrt um alle Nationen der Welt schlingt, hätte wohl am ehesten ein gelindes Anrecht auf Internationalität auch in der Kunstpflege. Aber man muß ihm, nach der 25jährigen Spielplanübersicht seines Schauspielhauses, das rühmliche Zeugnis ausstellen, daß es sich stets seiner Verpflichtungen gegen die heimische Dramatik bewußt geblieben ist. Dagegen scheint Berlin jetzt auf dem Gipfel internationaler Verblendung angelangt zu sein. Mit allen Ehren eines gekrönten Hauptes ist dort Ende September von den Bühnengewaltigen der Reichshauptstadt Firmin Gémier, der Direktor des Pariser Odéon-Theaters, empfangen worden, dieweil er sich herabgelassen hat, zwecks Gründung einer internationalen Theatergemeinschaft, eines »Theaters der Nationen«, auch mit deutschen Künstlern Fühlung zu nehmen. Soweit dieser Plan, gemeinsame Bühnen für die Schauspieler der verschiedensten Nationen zu schaffen, Paris angeht, soll er uns kühl lassen. Aber es scheint, als gedenke man — zum friedlichen Ausgleich! — auch Berlin mit solchen Tummelplätzen dramatischer und schauspielerischer Internationalität zu beglücken. Und da sagen wir: Wollen sich die deutschen Dramatiker das gutwillig gefallen lassen? Wollen sie dazu helfen, daß sie noch mehr unter die Räder der Internationalität kommen? Ist es noch nicht genug des Ausländertums im Berliner Spielplan?

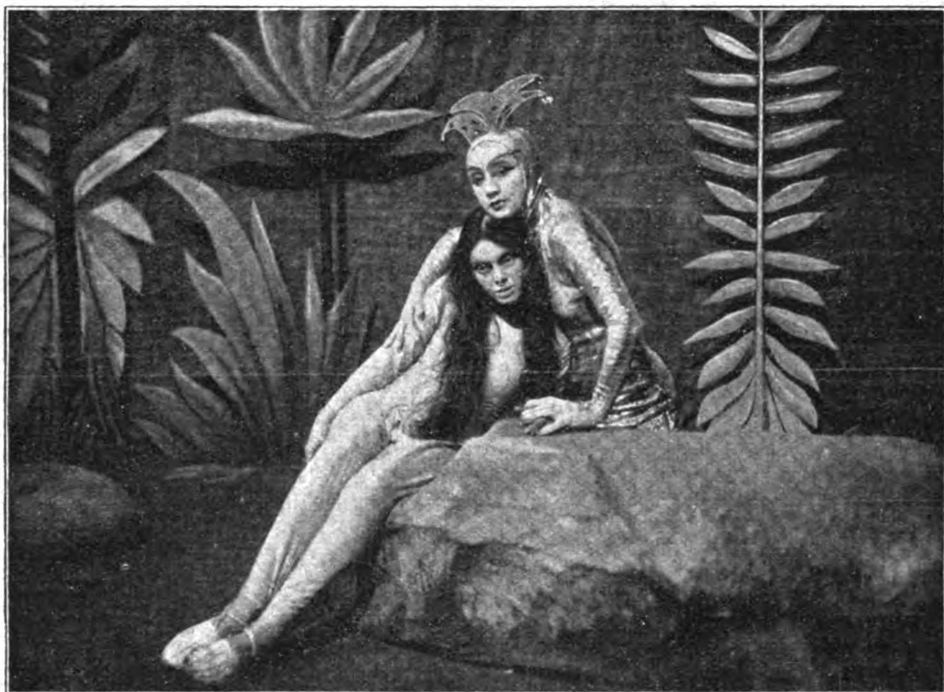
Der Beginn der neuen Spielzeit könnte darüber auch dem Blinden ein Licht aufstecken. Gewiß, man rang sich hier und da — die vielen Direktionswechsel verpflichten zu Honneurs — den schuldigen Respekt vor den Klassikern und den Jubilaren ab, gab im Schillertheater mit betontem Pathos die »Jungfrau von Orleans«, im Lessingtheater, das jetzt unter Arthur Hellmers Leitung steht, in schlichter, geradwüchsiger Deutschheit, ohne szenische und schauspielerische Mätzchen den »Götz von Berlichingen« mit Paul Wegener und Lucie Höflich, in den Kammerspielen, dem sechzigjährigen Dichter zu Ehren, Max Halbes »Strom«, übrigens in einer babylonischen Stilverwirrung und mit einer falschen Theatralik — sonst herrschten allerorten Russen, Briten, Franzosen und Italiener.

Das Staatstheater ging würdig voran. Dort wurden Anton Tschechows Groteske »Der Bär«, eine mit saftigem Humor gewürzte Werbe- und Heiratsgeschichte, und Bernard Shaws »Große Katharina«, eins seiner tollsten und übermütigsten, aber auch sorglosesten Anekdotenstücke, zu einer so derben Anschauungslektion



St. Maurice (Wallis)

Nach einer photographischen Naturaufnahme



Aufn. John Graudenz, Berlin

Szenenbild aus Shaws »Zurück zu Methusalem« (Tribüne, Berlin). Sitzend: Johanna Hofer als Eva

sarmatischer Thron- und Bürgerkultur zusammengekuppelt, daß ein paar feine alte Damen, die wohl noch das alte Königliche Schauspielhaus im erinnerungsseligen Busen trugen, verstört das Parkett verließen.

Dann rückten gesondert je mit abendfüllenden Stücken unsre lieben Vettern von jenseits des Kanals vor. Von Bernard Shaws fünfteiliger und achtaktiger dramatischer Diskussion »Zurück zu Methusalem«, die den bunten Regenbogen ihrer Gedanken und Phantasien über dreißig Jahrtausende spannt, konnte die Tribüne fürs erste sogar nur die kleinere Hälfte fassen, die beiden im Garten Eden vor 6000 Jahren spielenden Szenen »Im Anfang« und die in den Tagen Lloyd Georges und Asquiths spielende Szene »Das Evangelium der Brüder Barnabas«. Ein überquellender, funkelnder Reichtum an Klugheit, Weisheit, Tapferkeit und Gesundheit des Denkens auch in dieser notgedrungenen Beschränkung! Was Shaw hier, gleichsam als das Vermächtnis seines Lebens und Erkennens, über Tod und Geburt, Alter und Vergehen, Verharren und Hinaufpflanzung des Menschengeschlechts mehr in verweilenden Gesprächen als in vorwärtsdrängender Handlung vor uns ausbreitet, gehört zu dem Entzückendsten, Anregendsten und Nachdenklichsten, was die Bühne uns seit langem gegeben hat. Ebenbürtig steht dies stählende Energiespiel des Gedankensports, in das sich doch auch echte Herzenstöne des Dichters Shaw mischen, neben dem vollgewichtigen Drama und Theaterstück von der »Heiligen Johanna«. Kurt Götz und Ernst Stahl-Nachbaur als die beiden Antipoden der Politik, dort der resolut zufahrende Volksmann, hier der vornehm reservierte Grandseigneur, schliffen die geistreiche Dialektik der Volksbeglückungsideen zur feinsten Spitze aus, nachdem Johanna Hofer als Eva in wahrhaft paradiesischen Worten die beglückende Schönheit der Träumer und Dichter, der Forscher und Künstler gepriesen hatte.

Als ein zu ruhiger Mäßigkeit und Gerechtigkeit abgekühlter Shaw, dem ein Schuß Sudermann beigemischt ist, begegnete uns in der »Komödie« John Galsworthy mit einem aus der modernen englischen Gesellschaft geschöpften Schauspiel, dessen echt angelsächsischen Titel »Loyalties« man früher mit »Standestreue«, jetzt vorsichtiger und besser mit »Gesellschaft« verdeutscht hat. Denn nicht um irgendeine Parteinahme ist es dem zurückhaltenden, gern ein bißchen olympisch über dem Getriebe schwebenden Schriftsteller in diesem stark kriminalistisch gefärbten Stücke zu tun, sondern um die sorgsame, umsichtige Abwägung dessen, was der Engländer, fern von der Katechismus- und Gesetzbuchmoral, »loyal« nennt, und was je nach den Gesellschaftskreisen ein andres Gesicht zeigt. Wer vergeht sich ärger an der Gentleman-Moral — um diese han-

delt es sich hier —, der junge leichtsinnige, abenteuerlustige, mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnete Hauptmann, der sich in Geldnot, aber auch unter Lebensgefahr dazu hinreißen läßt, tausend Pfund zu stehlen, oder der nur dank seines Reichtums in den vornehmen Klub aufgenommene Jude, der, so leicht er den Verlust verschmerzen könnte, den »Skandal« unter die Leute bringt und, ein echter Shylock-Enkel, sein Recht vor den Schranken des Gerichts fordert? Galsworthy, der zwar den englischen cant gegeißelt, aber auch dem britischen Mittelstand trotz all dessen Schwächen und Fehlern seine Liebe erklärt hat, läßt die Frage unentschieden, eifert keineswegs gegen Klassendünkel und Rassenhochmut. Dafür aber entwirft er ein höchst lebendiges, farbenreiches Gemälde der englischen Gesellschaftsanschauungen, das unter Reinhardts meisterhafter Spielleitung, mit Darstellern wie Ernst Deutsch, Paul Hartmann, Helene Thimig, Eugen Klöpfer, Rich. Romanowsky (aus Wien) und Karl Götz, die uns endlich wieder eine Ensemblekunst sehen ließen, zu einem höchst fesselnden und eindrucksvollen Theaterstück wurde.

In die künstlerisch recht skrupellosen Regionen des englischen Schwanks steigt Jerome K. Jerome hinab, wenn er in seiner »ganz gut möglichen Geschichte«, genannt »Lady Fanny oder die Dienstbotenfrage«, mit breitem, altväterischem Humor die Verwirrungen und Verlegenheiten schildert, die im Schloßhaushalt eines Lords entstehen, wenn dieser — was er nicht ahnt — seiner aus 23 gleich sehr auf Standesetikette erpichten Bennets bestehenden Dienstbotenschaft eine aus ihrer ehrbaren Mitte ins Varieté hinabgeglittene Verwandte als Lady zuführt. Onkel Kammerdiener, Tante Haushälterin, Kusine Stubenmädchen, Vetter Reitbursche — man kann sich vorstellen, wie die das Aschenputtel in die Zwick- und Schleifmühle nehmen, bevor der Lord-Gemahl sich dazu überwindet, in aller Form, wenn auch etwas verspätet, beim Onkel Kammerdiener um die Hand der Nichte anzuhalten. Es fehlt nicht an Plattheiten und Albernheiten in den vier Akten, aber auch nicht an natürlichem Mutterwitz und gesundem Menschenverstand, und diese Zutaten aus der bürgerlichen Speisekammer, die wir heute wieder zu schätzen wissen, sorgen am Schiffbauerdamm für freundlichen Erfolg.

Den drei Briten stellen sich, ihre alte privilegierte Vorherrschaft auf den Berliner Bühnen zu verteidigen, drei Franzosen gegenüber. Sind es wirklich drei? Ihre geistige und theatralische Physiognomie unterscheidet diese Pariser Herren meistens so wenig voneinander, daß sie es uns nicht als Unhöflichkeit auslegen dürfen, wenn wir in Bausch und Bogen mit ihnen verfahren. Louis Verneuil mit seinem »Fauteuil 47« im Künstlertheater, Alfred Savoir mit »Ritter Blaubarts achter Frau« im Lustspielhaus, Felix Gandéras »Herz ist Trumpf« in der Komödie — sie schlagen ihr Rad alle um dasselbe gewisse Etwas, das dem modernen französischen Lustspiel nun mal die Welt bedeutet. Ein bißchen Temperaturwechsel kommt



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus »Lady Fanny und die Dienstbotenfrage« von Jerome K. Jeome: Die Bennetts singen einen Choral zur Seelenrettung der Lady (Theater am Schiffbauerdamm in Berlin)

nur dann in die parfümierte Schwüle, wenn der Verfasser, wie Gandéra es tut, seine Typen, Lebensformen und Witze, statt von den Pariser Boulevards, aus der französischen Provinzwelt bezieht. Dann heißt der Graf, dessen sprödes Hagestolzenherz sich trotz mißbrauchten Papieren und schwiegermütterlicher Unmanier schließlich doch noch entzünden läßt, Raoul von Trembly-Latour, und sie, die über den Strohmann von Kaffeekellner und den schon halb eingenisteten Kuckuck von Vetter hinweg jubelnd die Seine wird, ist die mit einer — hier natürlich total überflüssigen — Millionenmitgift gesegnete Tochter der Frau Millois, Eiernudeln en gros.

Von dem erst seit zwei Jahren bei uns eingeführten Luigi Pirandello laufen zurzeit gering gerechnet zwölf verschiedene Stücke über deutsche Bühnen. Es gibt mehr als einen plausiblen Grund für diese Beliebtheit: dieser Italiener hat Geist, Witz und gute Einfälle, hat Menschen- und Lebenskenntnisse, hat Theaterblut und Bühnengeschick. Aber es fehlt ihm, wie sich allmählich immer deutlicher zeigt, an Wahrhaftigkeit und künstlerischem Ernst, an Geschmack und Herzenstakt. Das offenbart sich schon in dem Schauspiel »Besser als früher«, wo er mit deutlichen Anklängen an Ibsens Nora und Hedda Gabler das Martyrium einer Frau darzustellen sucht, die, nach dreizehnjähriger, in wildem Rausch durchlebter Trennung von ihrem Manne wieder in Gnaden angenommen, vor ihrer damals zurückgelassenen Tochter die Stiefmutter spielen muß und als solche nun von ihrem eignen Fleisch und Blut gehaßt und gedemütigt wird. Schließlich geht sie mit ihrem neugeborenen Kinde abermals auf und davon, in die Arme ihres Liebhabers — besser als früher, wie sie und ihr geistiger Vater Pirandello meinen, genau noch so haltlos, spielerisch und puppenhaft, wie wir glauben möchten.

Peinlich und ekelerregend aber wird diese welsche Hirnakrobatik, wenn sie sich, wie in dem dreiaktigen »Gleichnis« (ein geweihtes Wort, das hier nicht am Platze ist) »Mann — Tier — Tugend« (Kammerspiele), auf ein Boccaccio-Thema stürzt und, noch plumper als Rudolf Lothar in den »Nestelknüpferinnen«, ein Aphrodisiakum, ein Liebesreizmittel in Gestalt einer vom betrogenen Ehemann verschlungenen Torte, zur Hefe ihrer Hahnreikomödie macht. Das Mystische, mit dem der Titel kokettiert, ist hier nur angeschminkt.

Und unsre deutschen Dramatiker? Wo bleiben sie unter all den Ausländern? »Wer heute ein ernsthaftes, sachliches Drama schreibt,« hat Otto Ernst Hesse, gewiß kein Susepeter, kürzlich gesagt, »der rechnet gar nicht mehr mit einer Berliner Aufführung.« Es sei denn, wollen wir höflicherweise hinzusetzen, er schütte den Schauspielern die Raufe voll Rollenfutter, denn sie sind es doch, die heute den Spielplan kommandieren. Nur diesem



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus »Margarine« von Georg Kaiser (Käthe Haack und Ralph Arthur Roberts im Komödienhaus in Berlin)

»glücklichen« Umstand hat es Franz Molnars »Gläserner Pantoffel«, ein naivste, weltverlorenste Romantik mit derbster, unverfrorenster Alltagsrealistik verquickendes Aschenbrödelspiel von einer verschwärmten Dienstmagd und einem sauertöpfisch nüchternen Möbeltischler, zu verdanken, daß er auf das Theater am Kurfürstendamm kam. Käthe Dorsch, dies Fleisch und Blut gewordene deutsche Volkslied, Max Pallenberg, der nur seinen selbstgekelterten Humor anzustecken braucht, mit solchen Schauspielern läßt sich selbst dies Panaschee von kindlichem Unsinn und handfester Romanhaftigkeit leidlich schmackhaft machen.

Bei Georg Kaisers im Komödienhaus gespielter Verlobungs- und Entlobungsgeschichte würde das selbst einer Bühne voll Garricks und Duses nicht gelingen, auch wenn sich der Vierakter statt »Margarine« Rahma, Sahna oder Butterol nennte. Scheinbar soll uns hier mit der mißglückten Brautwerbung eines Oberlehrers, der bei einem Trampel von Dienstmagd erst ein Kind »ins Unreine macht«, bevor er sich an die Erwählte seines Herzens wagt, die Kunstbutter der bürgerlichen Scheinmoral fingerdick zum Abgewöhnen um den Mund geschmiert werden; was wir schmecken, ist aber nur die Schalheit und Herzensroheit einer Komödienmache, die immer mehr zur oberflächlichsten Routine herabsinkt.



Hans Dammann: Figur für ein Kriegergrab

Von Kunst und Künstlern

Künstler und Publikum — W. Schmidt-Hild: Einfallende Schwäne (vor S. 269) — Franz Arnhold: Fischergang auf der Fraueninsel im Chiemsee (vor S. 289) — Alfred Wiener: Alte Stadt (vor S. 345) — Rudolf Bernhard Adam: Feldblumenstrauß (vor S. 245) — Adele von Finck: Lautenspielerin (vor S. 253) — Karl Bauer: Der junge König Friedrich (vor S. 285) — Zwei Schweizer Naturaufnahmen: Kirche von Scherzligen (vor S. 313) und St Maurice (vor S. 353) — Carl Gelles: Magda (vor S. 329) — Hans Dammann: Figur für ein Kriegergrab (S. 356)

Dieses Heft läßt es sich angelegen sein, den Lesern ein paar jüngere, ihnen wohl noch unbekannte Künstler vorzustellen. Einige davon haben wir in den Ausstellungen des Frühjahrs und Sommers kennengelernt, andre sind, wie das jetzt öfters geschieht, aber gewiß nicht allein aus der allgemeinen Notlage der Künstler zu erklären ist, sondern auch aus deren besonderem Vertrauen zu unsrer Zeitschrift aus freien Stücken zu uns gekommen, mit der Frage, ob wir nicht dieses oder jenes von ihnen zeigen möchten. Neben den Kunstausstellungen und Kunstsalons ist nun mal allmählich auch die um ernste Kunst bemühte Zeitschrift zur Vermittlerin zwischen den Schaffenden und den Genießenden geworden, und wir haben es nicht selten erlebt, daß ein Künstler, der unbeachtet durch mehr als einen solcher Massenmärkte der Kunst gegangen ist, erst durch die Zeitschrift, wo das Auge ihn gesondert von andern in gesammelter Beschaulichkeit genießen konnte, zu den Liebhabern und damit auch zu den Käufern seiner Arbeiten durchgedrungen ist. Deshalb möchten wir hier ausdrücklich und ein für allemal sagen, daß wir stets gern bereit sind, die **Verbindung zwischen dem Künstler und dem Publikum** herzustellen, falls eins der von uns wiedergegebenen Werke »tieferes Interesse«, zu deutsch Kauflust erregt. Selbstverständlich geschieht das völlig uneigennützig, aber auch ohne Verantwortung insofern, als sich auf Grund hier gezeigter Proben jeder entscheidend von seinem eignen Geschmack beraten lassen muß.

Einer dieser »Neuen«, vielleicht der Unbekannteste von ihnen, ist der Graphiker **W. Schmidt-Hild**, der seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Barth an der Ostsee hat. Er ist erst über das Ausland zu uns gedrungen. Im Jahre 1921 veranstaltete er auf Einladung der Deutschen Kolonie in Buenos Aires eine Ausstellung seiner Farbenholzschnitte und Radierungen, und der Widerhall, den diese Ausstellung fand, war stark genug, um auch — Deutschland zu erreichen. Nicht zum erstenmal geschieht es, daß das Ausland, sofern es ein inneres Verhältnis zur Kunst hat, ihr freier und unbefangener gegenübertritt, als es uns daheim, die wir im Kreuzfeuer der Kunstrichtungen

und -theorien stehen, vergönnt ist. Besonders zur Erkenntnis des Echten, Schlichten und Natürlichen findet man dort den Weg wohl leichter und schneller. Und um schlichte, ehrliche, guthandwerkliche Kunst handelt es sich bei Schmidt-Hild. Er druckt alle seine Radierungen auf eigner Presse selber, auch die farbigen. Besonders gut gelingen ihm ruhige, fliegende oder einfallende Vögel: Pinguine, Möwen, Wildenten oder Schwäne, wie er sie an der Steilküste Rügens beobachten konnte.

Auch Franz Arnhold, ein Sachse von Geburt und Schüler der Akademie für graphische Künste in Leipzig, soll sich den Namen, der ihm gebührt, erst noch schaffen. Die Aquarelltechnik ist sein bevorzugtes Ausdrucksmittel, und Motive, die irgendwie mit dem Wasser zusammenhangen, ziehen ihn vor andern an. So liegt auch über dem Farbenblatt »Fischergang auf der Fraueninsel im Chiemsee« der Duft und Dunst der feuchten Seeatmosphäre, die sich wie ein zarter Schleier um alle Formen und Farben legt. Mit Bedacht hat sich Arnhold die Fraueninsel ausgewählt, weil sie mit ihrer naturhaften Schlichtheit in ausgesprochenem Gegensatz steht zu der gekünstelten, französierenden Pracht der Herreninsel. Was wir hier in sommerlicher Leuchtkraft blühen sehen, ist der schmale Gang, der an den Fischerhäusern zum See hinabführt und den Blick auf die blauen Berge der Voralpen freigibt.

Die rührigen, beweglichen Sachsen können sich diesmal über Zurücksetzung nicht beklagen. Auch Alfred Wiener, der Maler der »Alten Stadt«, ist einer, und bei Meister Eugen Bracht in Dresden hat er, nach einem Umweg über den Kontorschemel des Kaufmanns, seine entscheidenden Studien gemacht. Die sächsische Landschaft konnte ihm freilich nicht viel sagen; lieber streifte er studienhalber im Odenwald, an der Bergstraße, in der Mainlandschaft, vor allem in Franken umher, das noch so viele verträumte alte Nester hat, fern von den lauten Verkehrsstraßen, eingebettet in eine krause, romantische Landschaft. Dinkelsbühl, die alte Reichsstadt im Wörnitztal, umgeben von grauen Mauern, bewehrt von breitmassigen, standfesten Toren, das ist so eine Schatzkammer von malerischen Motiven, die ihn immer wieder anzieht.

Und noch ein Sachse, noch ein Schüler Brachts! Der Dresdner Rudolf Bernhard Adam hat sich unsern Lesern nun freilich schon vor einigen Jahren mit einem Feldblumenstrauß vorgestellt, dieser neue aber ist doch wesentlich frischer und freier als der damalige. Man glaubt es dem Künstler, daß er prima vista gemalt worden ist, d. h. gleich nach der Natur und ohne nachträgliche Übermalung, unmittelbar vor den Blumen, wie sie eben vom Felde gesammelt und in die irdene Vase getan worden waren. Daher haben sie sich auch ihre unverzärtelte Frische, ihre Buntheit und Launenhaftigkeit bewahrt.

Feine, erlesene, ein klein wenig müde, elegisch gedämpfte Geschmackskunst begegnet uns in Adele von Fincks »Lautenspielerin« mit ihrem vornehmen Pastellton. Hier haben wir es mit einer Künstlerin zu tun, die mit ihrem Weg und Ziel auch schon ihren Ruf und Namen hat. Sie liebt die intimen, durch Musik oder Gespräch geweihten Gesellschaftsszenen, Gruppen zu zweien, dreien oder vieren, die durch eine sanfte, schwebende Stimmung zusammengehalten werden, und immer liegt über ihren Menschen etwas Geheimnisvolles, Halbjenseitiges, etwas Präraffaelitisches.

Von Karl Bauer, der uns in seinen Bildnissen schon eine ganze Walhalla deutscher Helden und Persönlichkeiten geschenkt hat und bei dem zumal die Schulen eine reiche Ausbeute für den Wandschmuck ihrer Säle und Wandelgänge finden, erscheint hier ein neuentstandenes Bildnis des jungen Königs Friedrich. Wir dürfen dabei nicht an den »Alten Fritz« denken, der zusammengeschrumpft, in vernachlässigter Montur, mürrisch, wenn auch nun erst recht groß, auf seinem Gaule hockte. Auch dieser sorgenreichste aller preußischen Könige war einmal, als Achtundzwanzigjähriger zur Regierung gekommen und auf den Schlachtfeldern Schlesiens und Mährens alsbald mit den Lorbeeren des Siegers und Eroberers gekrönt, ein feuriger, ungestümer, von Wohlgefallen an sich und der Welt nicht freier, seiner Macht und seines Willens bewußter Held, dessen hinreißende Persönlichkeit ein ganzes Zeitalter entflammte. Gewiß, Bauer hat ihn idealisiert, d. h. er hat die historisch-monarchische Idee, als die sich uns Friedrich darstellt, aus der körperlichen Erscheinung herausgeholt; aber man darf sich nicht vorstellen, daß Bauer etwa aus der Willkür der Phantasie schafft. Niemand treibt sorgfältigere physiognomische Studien, niemand fühlt sich bei seinen Bildnisschöpfungen verantwortlicher als er.

Zwei Schweizer Landschaften, eine von Scherzligen am Thuner See mit seinem uralten Kirchlein und dem Gartenhäuschen, wo Heinrich von Kleist in den Jahren 1802 und 1803 »wohnte und dichtete«, die andre von St. Maurice im Wallis, so genannt nach dem heiligen Mauritius, dessen Gebeine hier in einem kostbaren Reliquiensarg beigesetzt sind, sollen einmal wieder auf die schönen Landschaftsformen der Schweiz aufmerksam machen, aber auch zeigen, wie nahe wohlgelungene Naturaufnahmen oft dem freien künstlerischen Schaffen kommen.

Endlich zwei Plastiken. Die von Carl Gelles (»Magda«) begleitet den Aufsatz über diesen Wiener Künstler von Dr. Richard Hoisel; die von Hans Dammann, dem Berliner, die Figur für ein Kriegergrab, zeigt von neuem, wie würdig dieser Bildhauer solchen Aufgaben vaterländischer Dankbarkeit gerecht zu werden weiß.

F. D.

Literarische Rundschau

Was der Romanschriftsteller zu Lebzeiten an leichten und breiten Erfolgen vor seinem zarteren Bruder, dem Lyriker, voraushat, dafür muß er vor der Nachwelt büßen. Der Lyriker lebt, wenn auch seine Original- und Gesamtausgaben längst in den Bibliotheken verstauben, wenigstens in den »Blütenlesen« oft noch mit einzelnen Gedichten fort, von den Schöpfungen des Romandichters lassen sich keine Proben, keine Auszüge, keine aus dem Zusammenhang gelöste Kapitel geben, hier heißt es: entweder ganz oder gar nicht; denn erst durch die Komposition, durch den Aufbau des Ganzen gewinnt der Roman seinen Wert und seine Bedeutung. Will man also den Ruhm älterer Romanschriftsteller praktisch wieder erneuern, so muß man sich schon dazu entschließen, eine Arche zu bauen, die Raum genug hat, die Repräsentanten, die man in die Gegenwart und Zukunft retten will, mit Haut und Haar, Haupt und Gliedern aufzunehmen.

Ein kühnes Unternehmen in dieser Zeit! Der Verlag von Paul List in Leipzig hat es gewagt. Er hat solche Arche gebaut, hat ihr den Namen »Epikon« gegeben und sie, zunächst mit einer Zehnzahl von Klassischen Romanen der Weltliteratur an Bord, von Stapel laufen lassen. Aber nicht ohne Wahl sind sie verfrachtet worden. Eine neue Einheit, die »Welt des Romans«, möchte das »Epikon« zusammenbringen. »Es soll das große Epos vom menschlichen Zusammenleben werden, in dem die Stimmen der großen Erzähler zueinander klingen, die Gestalten ihrer schönsten Werke sich zueinander fügen zu einem vollendeten Bilde der Welt, in der auch wir leben.« Verlag und Herausgeber (E. A. Rheinhardt) halten den gegenwärtigen Augenblick zur Ausführung eines solchen Planes für besonders geeignet. Der Weltkrieg schließt eine Epoche ab; die neue Zeit liegt noch im Dunkeln und wird — glauben wir's einmal dem Propheten! — jahrzehntelang ringen müssen, ehe sie uns Wertvolles, Dauerndes bieten kann — also schöpfen wir derweil aus den Brunnen der Vergangenheit, d. h. aus denen des letzten Jahrhunderts, denn tiefer möchte das »Epikon« den Eimer einstweilen nicht hinunterschicken, literarhistorische Absichten liegen ihm fern, nur das Lebendige soll lebendig bleiben.

So sind denn bisher in dieser auf insgesamt 30 Werke angelegten Buchreihe erschienen aus dem Deutschen: Goethes »Wahlverwandtschaften«, der »höchste« Roman der Deutschen, ein »Gebild, so mondän wie deutsch, ein Wunderding an Geglücktheit und Reinheit der Komposition, an Reichtum der Beziehungen, Verknüpftheit, Geschlossenheit«, wie Thomas Mann im Nachwort sagt; ferner Jean Pauls »Siebenkäs«, in dem nach Herm. Hesses kühner Metapher »alle Register seiner großen Orgel klingen«, ein bei aller Empfindsamkeit herbes und wahres Buch; sodann Immermanns »Münchhausen«, unverkürzt natürlich mit all den zeitsatirischen Einsprengseln und Abschweifungen, und Stifters »Nachsommer«, das »stärkste Angebinde Österreichs an Deutschland«, wie Hofmannsthal sich ausdrückt. Die nordischen Literaturen sind bisher allein durch Jacobsens in dieser Gesellschaft fast schmächtig erscheinenden »Niels Lyhne« vertreten, den »Werther« der Generation von 1870, wie Stefan Zweig für sich und seine Altersgenossen bestätigt, eine poetische Biographie, ebenso musikalisch wie melancholisch, die Geschichte oder die Nichtgeschichte eines Mannes höchster Gaben, dem nur eins fehle, um wirklich Mann zu sein: Brutalität. Gewichtiger tritt England auf: mit Fieldings ganz in Wahrheit, Heiterkeit und Natur getränktem »Tom Jones«, den Paul Ernst, wie es schon Walter Scott getan hat, zu den nationalsten aller englischen Bücher rechnet, und mit Georg Merediths »Egoisten«, der eine erstaunliche Fülle menschlichen und gesellschaftlichen Geschehens mit psychologischem Hellblick durchdringt. Frankreich muß sich einstweilen mit Stendhals Roman »Rot und schwarz« begnügen, der dem Gehalt nach mehr deutsch als französisch ist, während Rußland mit Turgenjews »Vätern und Söhnen« und Gogols »Toten Seelen« zwei für russisches Wesen, russische Gesellschaft und russischen Gewissensdrang höchst bezeichnende, wirklich »repräsentative« Romanwerke beigesteuert hat.

Die von Gustav Bosse begründete und herausgegebene Deutsche Musikbücherei (Regensburg, G. Bosse) macht sich mit drei neuen Bänden um die biographische Forschung verdient. Band 43 bringt Otto Nicolais Briefe an seinen Vater, soweit sie erhalten, herausgegeben von Prof. Dr. Wilh. Altmann, dem Vorsteher der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Sie können in ihrer jetzt vorliegenden Fülle fast als eine Selbstbiographie des Tondichters der »Lustigen Weiber von Windsor« gelten, der mit seinen vertrauensvollen Berichten und Bekenntnissen einem der herzlosesten aller Väter die von ihm empfangene Unbill mit unverminderter kindlicher Liebe vergalt. Der hauptsächlichste Wert dieser Briefe liegt in ihrer Psychologie; Nicolais Leben entrollt sich daraus wie ein Roman. Aber auch das musikalische Leben in dem Berlin, Wien und Italien der dreißiger und vierziger Jahre hallt aus ihnen wider, und musikalische Fragen von allgemeiner Bedeutung finden eine kritische Erörterung, die auch dem Schriftsteller Nicolai ein glänzendes

Zeugnis ausstellt. Daneben erweist sich dieser trotz häufiger Krankheiten und steter drückender Geldnot allzeit mannhafte Charakter als eine tief religiöse Natur und ein auf sein königtreues Preußentum stolzer Deutscher. — Ein biographisches Kunstwerk, wie es nur einer Schriftstellerin gelingen kann, in der sich Pietät und dichterisch-ästhetische Begabung paaren, empfangen wir in der Biographie, die Helene Raff ihrem Vater Jos. Joachim Raff gewidmet hat (Band 42). Fast möchten wir uns dazu beglückwünschen, daß diese Aufgabe nicht einem musikkritischen Fachmann zugefallen ist; schwerlich hätte er die Wärme und den kulturhistorischen Weitblick gehabt, der gerade für dieses Leben so wertvoll ist. Auch war die Tochter die einzige, die noch nach eigner reicher Erinnerung von Raff und der künstlerischen Epoche, der er angehörte, zeugen konnte, leben doch selbst von seinen Schülern nur noch wenige. Genährt wird diese Biographie außerdem aus ergiebigen literarischen Quellen, hauptsächlich aus Raffs tagebuchartigen Briefen an seine mütterliche Freundin Kunigunde Heinrich und danach an seine Braut und Gattin, aus seinem Briefwechsel mit Liszt, den Briefen Hans und Franziska von Bülows an ihn, den Aufzeichnungen seiner Schwester Seline, vielen Familien-, Freundes- und Kollegenbriefen. Doch bleibt auch hier das Schöne und Vorbildliche, daß die Biographin nirgends zur Sklavin dieses Materials geworden ist, sondern sich die freie gestaltende Herrschaft darüber bewahrt hat, um nach psychologischen und künstlerischen Gesichtspunkten auszuwählen, was dem Bilde, das sie durch Intuition in sich trug, taugte und den entscheidenden Wesenszügen des Dargestellten entsprach. Begleitet wird dieser Band von mancherlei Bildnissen, Ansichten und Notenstücken. — Der dritte Band (Nr. 53): »Hugo Wolf in Perchtoldsdorf«, ist eine biographische Spezialveröffentlichung. Sie bringt persönliche Erinnerungen des Verfassers Heinrich Werner und Briefe des Meisters an seine Freunde Dr. Mich. Haberlandt, Rudolf von Larisch u. a. Für die Bedeutung der hier behandelten Lebensspanne des Komponisten spricht die Tatsache, daß er in seinem geliebten Perchtoldsdorf, der Sommerfrische bei Wien, nicht weniger als 246 Lieder vertont und große Teile seiner Oper »Der Corregidor« niedergeschrieben hat. Auch hier fehlt es nicht an gutem Bildschmuck.

In den »Musikalischen Volksbüchern« (Stuttgart, E. Engelhorns Nachf.) treten, für die Musikfreunde gewiß ebenso erfreulich wie überraschend, Erinnerungen von Eugenie Schumann hervor, die hauptsächlich ihrer Mutter Clara und ihrem Vater Robert Schumann gelten. Einer der Herausgeber dieser Sammlung, Dr. Ad. Spemann, bekam vor einigen Jahren bei Fräulein Schumann, einer jetzt bald Fünfundsiebzigjährigen, zwei Kapitel dieser ursprünglich wohl nur für die Familie geschriebenen Aufzeichnungen zu Gesicht, und die waren so reizvoll, daß er die Verfasserin ermuntern durfte, doch damit fortzufahren und das Ganze weiter auszubauen. Das ist denn auch trotz wiederholten Krankheitsanfällen der alten Dame geschehen, und so ist ein erfreuliches und herzenswarmes Buch von durchaus persönlicher Prägung entstanden, das teilweise aber auch musikgeschichtlichen Wert hat, treten doch eine Reihe markanter Musiker darin auf, wie Brahms, Joachim, Stockhausen, Herm. Levi, die Viardot-Garcia. Nur wenige wissen, daß heute noch drei Töchter Robert Schumanns leben; wie wir hinzusetzen dürfen, zum Teil in recht dürftigen Verhältnissen, verdient sich doch die Verfasserin dieses Buches, die jüngste der drei, trotz ihren hohen Jahren ihr Brot mit Stundengeben. Neunzehn meist noch unbekannte Bilder, der unverkürzte Abdruck von Schumanns »Erinnerungsbüchlein für unsre Kinder« und eine Handschriftenprobe von ihm begleiten den Text.

Von den urteilsfähigen Studien, die sich mit der Erörterung der modernen Tonkunst um die Jahrhundertwende befassen, war die aus Oskar Bies glänzender Feder eine der ersten und feinsinnigsten. Das jetzt in neuer (3.) Auflage erschienene Büchlein, von 31 Bildnissen und Notenbeilagen begleitet (»Die neuere Musik bis Richard Strauß«; Leipzig, Friedrich Kistner), erhält durch die Fortführung bis auf die neuesten Schöpfungen des jetzt sechzigjährigen Strauß erhöhten Wert und kommt gerade recht zu einer Zeit, in der die Atonalen und Expressionisten Sturm laufen möchten gegen den Meister des musikalischen Impressionismus, der für das Büchlein einstweilen Ziel und Gipfel der Entwicklung bedeutet.

Im Rahmen derselben Sammlung sollte ursprünglich das Buch des Grafen Richard du Moulin Eckart »Wahnfried« erscheinen. Es hat den vorgesehenen Rahmen dann aber gesprengt, weil der Inhalt sich erweiterte und die Abbildungen sich häuften. Denn wer von Wagners Haus, Familie und Geselligkeit erzählt, muß sich ausdehnen können: es ging rege dort zu, und derer, die in Wahnfried daheim oder zu Gaste, waren viele. Der Verfasser unterhält freundschaftliche Beziehungen zum Hause Wagner-Thode-Chamberlain, und so hat er, wie für die 43 Abildungen (Bildnisse und Ansichten des Hauses), auch für seine Schilderungen und Charakteristiken mannigfaltige Unterstützung gefunden, die dem Buche vieles gegeben hat, was ähnliche entbehren müssen.

Dem Walzerkönig Johann Strauß wird zu seinem hundertsten Geburtstag (25. Oktober d. J.) die Ehre zuteil, den Romanhelden zu spielen: Fritz Lange, der Wiener Strauß-Biograph,

baut aus einem Kunstleben voll Sturm und Drang, Revolutions- und Liebesabenteuern eine Erzählung, die dank diesen ergiebigen Wirklichkeitsstoffen zum Glück der freien Phantasie des »Dichters« ziemlich entraten kann. Auch da, wo Lange die Entstehung der »Fledermaus« und des »Zigeunerbarons« schildert, liefert ihm die Wirklichkeit selbst eine Palette der buntesten Farben. Der Roman, halb der Belletristik, halb der Kulturgeschichte angehörig, ist vom Verlage Richard Bong & Co. in Berlin, um die Mischgattung schon äußerlich zu betonen, reich mit Abbildungen nach zeitgenössischen Aufnahmen und Dokumenten ausgestattet worden.

Meister der Violine stellt uns Max Grünberg, der Geiger und Geigenlehrer, im letzten Band der Sammlung »Das Virtuosentum« vor (Stuttgart, Deutsche Verlangsanstalt). Doch darf man keine eigentlichen Biographien berühmter Künstler erwarten; was Grünberg aus umfassendem Wissen und gründlichem Sonderstudium gibt, sind mehr kritische Essays über Corelli, Tartini, Paganini, Spohr, David, Joachim u. a. Ein besonderes Kapitel gilt den Geigerinnen, deren Ruhm eine viel weiter zurückreichende Geschichte hat, als man gewöhnlich annimmt. Zuletzt werden noch einige Streichquartette von künstlerischem Ruf gewürdigt.

Professor Dr. Julius Sahrs bekannte populär-wissenschaftliche Sammlung »Das deutsche Volkslied« ist in dritter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen (2 Bändchen der Sammlung Göschen, Leipzig; Nr. 25 u. 132). Sie schöpft soviel wie möglich aus der lebendigen Überlieferung, bringt überall auf das »Singen« der Lieder und strebt danach, im kleinen ein Gesamtbild früheren und jetzigen deutschen Lebens im Volkslied aufzuzeigen.

Roda-Rodas und Theodor Etzels Sammlung »Welthumor« (München, Simplizissimus-Verlag) stellt sich in neuem Gewand und mit neuem Inhalt bei uns ein. Einst nur drei, ist sie heute sechs Bände stark, und eine farbige Einbandzeichnung von Th. Th. Heine gibt ihr die Erkennungsmarke. Unverändert geblieben ist das Ziel: einen Querschnitt durch die Schöpfungen des menschlichen Humors zu geben, vom grauen Altertum bis auf die Gegenwart, von den früheren Naturvölkern bis zur Spitze der »Zivilisation«. Was das Werk vor ähnlichen auszeichnet, ist der Ernst, mit dem hier der Begriff »Humor« aufgefaßt wird: ferngehalten sind nach Möglichkeit alle oberflächlichen Witzeleien, bevorzugt ist die aus humoristischer Weltanschauung fließende Komik nebst ihrer Sippe: Satire, Karikatur und Parodie. Unter den fremden Literaturen finden wir selbst so verschlossene Bezirke wie Altaisch, Hindostanisch, Jiddisch, Ozbegisch, Telegu, Teleutisch, Tumulisch und Zigeunerisch bedacht; die Schätze der deutschen Mundarten werden bis zum Mittelhochdeutschen, Estnisch-Deutschen, Masurischen und Pennsylvanischen aufgegraben; die Namensliste der Autoren reicht von Aristophanes bis auf Ringelnatz. Jeden Band begleiten, damit auch das Auge satt wird, 25—30 Proben der besten humoristischen Bildkünstler, wie Callot, Doré, Hogarth, Wilh. Busch, Rud. Wilke, Olaf Gulbransson, Ed. Thöny, Karl Arnold. Daß in den sechs Bänden manches steht, was zarten Mädchenohren nicht taugt, ist wohl selbstverständlich; aber das liegt in den natürlichen Gesetzen des Stoffes, absichtlich herbeigezogen und aufreizend unterstrichen ist es nicht.

Roda-Roda, selber so eine Art »lachender Philosoph«, ist es auch, der den Demokritos des alten Karl Julius Weber wieder zum Leben erweckt (wenn auch nicht mit allem Fleisch und Bein, sondern nur in Auswahl; Wien, Rikola-Verlag): dieses einst so berühmte Kuriositätenkabinett des Wissens und des Witzes, wenn man unter Wissen die Allgegenwart angelesener Gelehrsamkeit und unter Witz die Kunst geschickter Verknüpfung der entlegensten und verblüffendsten Ähnlichkeiten versteht. Vieles davon mutet uns an wie eine ins Feuilletonistische übersetzte altmodische Enzyklopädie; vieles liest sich heute noch mit Behagen und Gewinn. So die Kapitel über Lachen und Lächeln, über Frohsinn, Witz und Scharfsinn, über den Kuß und die Tanzlust, über Bücher, das Bonmot, die Etikette und ähnliches. Dort freilich, wo diese Sammelsurium-Weisheit tief sein will, wird sie seicht, weil die geistige Persönlichkeit nicht stark genug ist, um das auf tausend Pfaden und Triften Erlesene durch eine einheitliche Weltanschauung zusammenzuhalten. Jedenfalls lassen wir uns statt des vielbändigen Ganzen gern an diesen ausgewählten 20 Kapiteln genügen. Die Einleitung des Herausgebers in ihrer bequemen Oberflächlichkeit ist wertlos. Und noch ein Vorteil: die hier gegebenen Proben sind ausgiebig genug, um sie im Zusammenhang zu genießen und eine Vorstellung vom Ganzen zu gewinnen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Stefan Lochner: Maria im Rosenhag

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 832 Dez. 1925

Der Weg nach Heilisoe

Von Paul Steinmüller

IV

Das letzte Warten

Schlaf, du Arzt aller Belasteten, wo bleibst du?

Malte Treß konnte nicht mehr schlafen. Er lag auf seinem Lager; bis ihm die Augen vor Müdigkeit zufielen, las er, aber er fürchtete sich, die Hand nach der Lampe auszustrecken und das Licht zu löschen. Sobald das Dunkel ihn umgab, stürzten sich die Gedanken feindlich auf ihn und nagten mit scharfen Zähnen: Kurse, Wechseltermine, Verbindlichkeiten, der Ring — Usadel.

Seine Seele wurde im Dunkel zu einem weiten Hohlraum, in dem alle Geräusche des Tages schrecklich widerhallten, vor dessen gläsernen Wänden fratzenhafte Gesichter drohend auf und nieder tanzten. Es half nicht, sie zu beschwören: Was wollt ihr? Alles ist geregelt, und was noch nicht im Gleichmaß ist, wird es morgen sein. Sie kamen und quälten und mürbten.

Also wieder Licht machen, wieder die Gedanken in die Fährte eines spannenden Buches hetzen, wieder der dumpfen Erschöpfung verfallen! Und wieder begann im Finstern das boshafte Spiel. Es mußte die horizontale Lage schuld sein; das Blut bedrängte das Gehirn. Er erhob sich, kleidete sich an und ging in sein Arbeitszimmer hinab.

Wie ein in langer Verfolgung Gehetzter sank er in seinen Stuhl. Doch die auf dem Tisch gehäuften Schriftstücke widerten ihn an. Ja, Arbeit in froher morgendlicher Frische! Doch dieses Schleppen von Seite zu Seite, dieses verdrossene Blätterwenden schaffte nichts. Der Schlag der Uhr ging durch das Gemach, der Arm mit der Hippe sank herab. Carpe diem. Ach, der nur konnte den Tag wahrnehmen, dem die Nacht den sänftigenden Mohntrank gereicht hatte.

Was war das? Schritte in der Nacht. Nicht Schritte derer, die nach Hause eilen, oder tappende Schritte später Zecher; es waren zögernde Schritte, hin und her, hin und her, Schritte eines Wartenden. Der Wächter? Nein, der ging durch Hof und Flur. Malte wußte, welche Schritte das waren.

Er zog den Mantel an und trat auf die Straße: es war niemand zu sehen. Malte ging auf den Markt, ging durch die Straßen, war auf der Flucht vor sich selbst.

Eine kleine Wolke hatte eine feine Schneeschicht auf die Dächer und das Pflaster ausgebreitet, zwischen weißen Wölkchen und Sternensplittern stand der volle Mond. Wie schlafende Ungetüme lagen die zackigen Schatten der Giebel auf dem weißen Straßendamm, und das Dunkel barg sich in die Pfeilernischen der Mauern. Über dem stumpfen Turm St. Jürgens spannte sich wie ein funkelnder Kronenzirkel der gelbe Lichtrand, der die Mondschale umgab, und ein bläuliches Licht spielte um die Särge im Schaufenster des Tischlers.

In der friedlichen Helle der Straßen wurde Malte ruhiger. Das Leben selbst war nicht so arg wie sein Spuk. Aber er mußte auch wieder durch dunkle Nächte wandern, Nächte, in denen die Wolkensäume über die Häuserfirste schleppten, in denen das einsame Licht auf dem Molenkopf des

Hafens fast von der Finsternis verschluckt wurde und die Stimmen des Dunkels schaurig vom Meer herüberdrangen.

Kam Malte nach diesen nächtlichen Gängen heim, fühlte er seine Glieder, als seien sie zerbrochen. Er zerrte seine Kleider vom Leib und warf sich nieder. Doch der herbeigezwungene Schlaf lähmte ihn mehr, als daß er erfrischt hätte, und bleicher noch als gewöhnlich, mit schmerzhaft brennenden Augen erschien er am nächsten Morgen in der Schreibstube.

Auch im Treßhof lag eine, die der Schlaf floh. Harro war verstimmt abgereist und hatte sie in Unfrieden zurückgelassen. Zerpflückter als je war er zum Weihnachtsfest gekommen, und Marfas Zärtlichkeit hatte nichts von Wärme in ihm geweckt. Warum mußte sie, da sie ihn in diesem Zustand sah, auch mit ihrem Wünschen nahen!

»Harro, eine Bitte; die erste! Nimm mich mit dir, laß mich bei dir sein. Ich ertrag' das Leben hier nicht mehr. Dieses alte furchtbare Haus, und immer fern von dir. Ich lebe ja nur scheinbar von einer Rückkehr zur andern. Eigentlich bin ich abwesend, und nur wenn du kommst, erwache ich.«

»Sind sie unfreundlich zu dir?«

»Alle sind sehr, sehr gut. Aber ist das Ersatz?«

»Du lebst hier angenehm. In der Hauptstadt müßtest du sehr vorliebnehmen.«

»Was bedeutet mir das?«

»Ich bin oft auf Reisen.«

»Ich werde dich begleiten.«

Marfa hatte ihn daran erinnert, wie wenig sie verlange. Seine schon lange pochende Ungeduld hatte die Fesseln abgeworfen, er war heftig geworden. Was half es, daß sie sich ergab und demütig um Verzeihung bat! Es blieb ein bitterer Rest: Unwille über unmögliche Ansprüche bei dem einen; Trauer darüber, daß sie nicht verstanden werde, bei Marfa.

Nun lag sie Nacht um Nacht wach und sann und sann. Sollte sie ihn auch verlieren, den Einzigen, den sie noch auf der weiten Welt besaß? Oder hatte sie ihn schon eingebüßt? Der Bruch ihres Lebens, der sich nie ganz geschlossen, klaffte in ihr auf, ihre Seele blutete.

Ihre ganze Vergangenheit wurde in harter Deutlichkeit lebendig, vor allem das Entsetzliche, das sie wie eine offene Wunde mit sich trug. Dagegen half kein Vergessen.

Und dieses Haus mit seinen schreckhaften Geräuschen störte alles in ihr wieder auf: das von den Speichern rieselnde Tauwasser, die Klagelaute des Katers Murr, das Ächzen und Pfeifen der Winde, der ganze von Alter und Spuk gesättigte Dunstkreis dieses Gemäuers mit seinen düsteren Böden und Gängen und Winkeln. —

Einmal erwachte Güldensey und erhob sich, um aus dem Fenster zu schauen. Es war eine jener Januarnächte, von denen man glaubt, daß sie nie enden, weil ihr Dunkel zu schwer auf der Erde zu lasten scheint, als daß es die ferne Sonne verdrängen könnte. In die Finsternis grub sich eine Lichtbahn, die von Marfas Fenster ausging.

Güldensey blickte auf die Uhr; es war die vierte Stunde nach Mitternacht. Ob Marfa etwas zugestoßen sein konnte? Sie warf ihr Morgenkleid über und pochte an Marfas Tür.

Diese lag mit völlig wachen Augen da, hatte die Hände ergeben gefaltet und versuchte zu lächeln. Güldensey erklärte ihr Kommen und fragte nach Marfas Befinden.

»Nein, ich habe noch nicht geschlafen.«

»Aber es ist bald Morgenzeit.«

»Oh, wenn ich nur vor dem Morgen noch eine Stunde Ruhe finde, bin ich zufrieden.«

»Aber liebes Herz!« Güldensey kniete an Marfas Lager nieder, strich über die fiebrig heißen Wangen und liebkoste das dunkelbraune Haar, das in zwei schweren Flechten auf den Kissen lag.

»Ich wollte so gern schlafen, und kann nicht.« Marfas Gesicht verzog sich wie das eines weinenden Kindes.

Güldenseys Hände gingen beruhigend über die Stirn der Klagenden. Wie war das schrecklich! Man lag ruhig und unbekümmert Nacht für Nacht, und hinter der Wand war jemand das Opfer quälender Gedanken. Wie da alles Unwirkliche wirklich werden und jeder Gedanke sich drohend in bleichem Nachtlicht gestalten mußte! Güldenseys Ahnungsvermögen ergründete bereits die ganze Tiefe dieser Not. »Was ist denn, Liebste?« fragte sie. »Harro ...«

»Nein, nein, nicht Harro,« wehrte Marfa ab.

»Also was? Sag' es mir, mein liebes Herz! Wenn du es aussprichst, bist du erleichtert.«

Mit zärtlichen, geduldigen Worten entrang Güldensey es Marfa: es war die erwachte Vergangenheit, die sie ängstete. Sie hatte nie davon zu ihr gesprochen, sie fürchtete, damit die schrecklichen Gesichte heraufzubeschwören. Nun aber waren sie doch ohnedies gekommen, und Marfa fühlte, daß vielleicht das Sprechen sie erlösen könne.

Dieser Kasernensaal im obersten Stockwerk, durch dessen Fenster die Sonne während der Mittagsstunden bis in den fernsten Winkel stach! Diese rohen, betrunkenen Weiber, die den gefangenen Frauen als Hüterinnen gesetzt waren, und dieser Mann im Mantel, der nächtlich an das Tor pochte. Und Gänge ohne Ende, und Mauern ohne Tor.

»Das ist ja nun alles überwunden,« sagte Güldensey zart. »Du bist bei uns, und nichts darf dich anrühren.«

Sie tröstete, wie eine Mutter ihr Kind tröstet; sie wußte: Hier helfen nicht verständige Reden, sondern nur Erweise völligen Hingegebenseins. Die Kälte stieg in ihr hoch, sie schlug eine Decke um ihre Schulter und blieb vor dem Lager in ihrer knienden Lage. Und Marfa wurde still.

»So,« sagte Güldensey, »jetzt versuchen wir es noch einmal, ob der Schlaf nicht kommen will. Hier — warum hab' ich nur nicht eher daran gedacht! — ist der Amethyst mit unsrer Mutter Segen, den trägst du auf der Brust, wie schon einmal. Jeden Abend will ich zu dir kommen und ihn dir umhängen.« Sie löste das Kettlein von ihrem Hals und streifte es Marfa über, dann löschte sie das Licht und suchte ihr Lager auf. Aus dem Landhause von jenseits des Teiches ertönte der erste Hahnruf.

Haftete der mütterliche Segen so sichtbar an dem blauen Kristall, den Marfa jetzt während der Nacht und Güldensey am Tage trug, daß er auch der Zugewanderten half? Marfa fand von nun an die entbehrte Ruhe wieder.

Nachdenklich betrachtete Güldensey den Stein, den sie doch schon so oft beschaut. Wie weißes Moosgeflecht, das mit goldigem Gekörn bestreut war, wuchs der Bergkristall, der die veilchenfarbenen zehn Blüten trug. Wo war der geheime Sitz der Kraft, die sich dem Träger mitteilte?

An einem Abend, da Güldensey ihn wieder auf Marfas Zimmer trug, weigerte diese sich, ihn zu nehmen. Sie sah heiter und glücklich aus. »Laß ihn jetzt wieder an deinem Herzen ruhen,« sagte sie. »Wenn ich seiner bedarf, bitte ich um ihn.«

»Aber wenn es nun heute wiederkommt?« sagte Güldensey.

Marfa zog sie an sich und sagte geheimnisvoll: »Vor den Schrecken hat er mich nicht bewahrt, aber ich habe, seit ich ihn trug, eine seltene Kraft in mir wachsen gespürt.« Sie zog Güldensey an sich und sprach dicht an ihrem Ohr: »Weißt du, was allem Bösen von außen in mir keinen Widerstand bot, das war das Bewußtsein meines unfruchtbaren Lebens: viel gelernt haben und es nicht verwerten können: viel erduldet haben und nicht trösten dürfen; Mutter geworden sein und kein Kind besitzen; einen Mann mein nennen und immer fern von ihm sein — ist das nicht ein Dasein ohne Frucht und Ernte? Ach, wie bitter haben mich immer meine gebundenen Hände geschmerzt! Und durfte sie doch nicht regen.«

»Ach, Marfa, wir können nicht alle so regsam sein wie Malte und Harro, und vielleicht ist das nicht einmal gut,« sagte Güldensey.

»Nein, das ist gewiß nicht gut; aber unfruchtbar sein ist etwas andres, Güldensey! Denke nur, hingehen müssen mit der Gewißheit: Du hast nichts vollbracht! Ich habe nicht allein an mich gedacht, auch an die vielen Helden, die im Kriege gefallen, an die vielen frühverstorbenen Kinder. Warum? Warum?«

»Ach du armes gequältes Herz!« rief Güldensey.

»Ja, aber nun bin ich so fröhlich und dankbar, daß ich die Antwort erhalten habe. Du kennst doch das Lied, das Harro nicht leiden mochte:

Wenn ich sterbe, werden keine
Klageglocken um mich gehn ...

Das sing' ich nun nie mehr!«

Güldensey sah Marfa überrascht an. Welcher jubelnde Ton trug plötzlich ihre Stimme! »Und das gab dir der Stein, unser Stein?« fragte sie.

»Seit ich ihn trug, bin ich ruhig geworden, und in der Ruhe ging mir auf, was mir Trost gab. War es ein Traum, war es ein Gesicht? Ich weiß es nicht. Aber ich stand drüben am Teich und sah auf das dunkle Gewölk, das den Himmel bedeckte und ahnungschwer über der Erde lag. Mit einem Male tat es sich auf wie ein großes Tor, und ein langer Zug von Erntewagen, die hoch mit Garben beladen waren, fuhr heraus. Jeden der Wagen lenkte ein Soldat, der eine Wunde trug, und kleine Wägelchen voll Frucht kamen, die wurden von kleinen blassen Kindern geführt. Der Zug wuchs und dehnte sich unabsehbar, und der Wagen waren so viele, daß es nicht zu sagen ist.«

»Und dann?« fragte Güldensey.

»Sie fuhren alle bis zu einem Platz; dort begannen sie ihre Garben abzuwerfen. Eins half dem andern, und sie schichteten einen Ernteschober so hoch, daß ich noch jetzt nicht weiß, wie es möglich war, daß meine Augen eine solche Höhe absehen konnten. Und dann, ja, dann begannen die Körner zu rinnen, ohne daß eine Hand den Dreschflegel rührte, und sie rannen wie ein weizengelber Strom. Und allmählich ward der Fluß weiß, und ich erkannte, daß das Korn sich in Mehl gewandelt hatte. Ganz am Ende aber regten sich Hände, die formten daraus Brot, wundervolles edles Brot, Güldensey, wie wir es heute nicht mehr genießen. Und andre Arme waren da, die reichten das Brot der Erde. Dort aber strömten die Darbenden zuhauf und empfingen die kostbare Labe und aßen und wurden satt und froh.«

Es war ganz still in dem Zimmer, als Marfa schwieg. Die Hände der beiden Frauen lagen ineinander. Nach einer Weile näherte Marfa ihr Gesicht Güldenseys Ohr. »Mein kleines Kind hab' ich auch gesehen,« flüsterte sie. »Ich wußte, daß es meins war. Es konnte seine schweren Garben nicht abwerfen, da half ihm ein Soldat, der eine Herzwunde trug.« —

Von diesem Tage an war Marfa heiter. Sie ging mit Güldensey in die Stadt und hatte Teilnahme für alles, was ihr begegnete. Frauke zeigte erstaunte Augen, als Marfa sie in dem Hause am Markt besuchte.

Es war Tauwetter eingetreten. Ose stand am Fenster und sah besorgt auf die Teiche, wo, unbekümmert um die Risse im Eise, die Jugend fortfuhr, auf Schlittschuhen zu laufen.

»Sie treiben es wieder so lange, bis sich der Teufel sein Opfer geholt hat,« sagte sie.

»Nicht doch, Ose!« bat Marfa.

»Ich treibe keinen Spott mit so ernsten Dingen, Frau Doktor,« sagte die Alte und wandte sich um. »Sie kennen das nicht, aber das ist gewiß, er muß jedes Jahr sein Opfer haben.« Als sie Marsas ungläubige Miene erblickte, begann sie zu erzählen. »Vor vielen hundert Jahren hat der Böse in St. Niklas rumort. Da haben ihn die Priester mit ihren Weihwedeln in den Teich gebannt. Aber bevor er untertauchte, hat er gedroht, sich jährlich einen Menschen herabzuziehen, und das hat er treulich gehalten. Jetzt haben wir schon Mariä Lichtmeß, das ist die schlimmste Zeit.«

Güldensey holte Marsa ab, die über einem Brief an ihre Tante Honterus saß.

»Ich werde ihn später beenden,« sagte sie und erhob sich.

Der Rauhreif hatte Büsche und Bäume geziert, fern über Heilisoe ballte sich Gewölk, das Schnee verhieß.

»Ich begleite dich heute auf deiner Suche,« sagte Marsa. »Wir müssen uns wieder einmal nach Frau Jobst umtun.«

»Ach, Marsa, das ist nichts, was dir Freude macht,« entgegnete Güldensey. »Diese Gassen in der Sachsenstadt! Und wir finden sie doch nicht. Du glaubst nicht, wie verzagt ich bin.«

Aber Marsa sprach ihr so freundlich zu, daß Güldensey wieder Mut faßte, und sie suchten Häuser auf, in denen Güldensey noch nicht gewesen war.

Es war vergeblich. Überall die gleiche nichtssagende Auskunft, das gleiche stumme Verneinen.

»Sie wohnt wohl gar nicht mehr in der Stadt,« klagte Güldensey. »Aber auf den Ämtern wissen sie auch nichts.«

»Nun, du wirst sie finden,« tröstete Marsa. »Laß uns jetzt noch zu Engelke gehen.«

Auf dem Heimweg erzählte Marsa, was Ose ihr von dem Opfer, das der Teich jährlich fordere, mitgeteilt hatte.

Güldensey, die jetzt, da sie Marsa froh sah, so gern lachte, wurde ernst. »Die Gefahr, die den Leichtfertigen von den Teichen droht, muß schon lange bestehen, sonst wäre jene Sage nicht entstanden,« sagte sie. »Wirklich verunglücken hier jährlich Menschen.«

Sie schritten durch die Anlagen, die den Stadtteich umgaben. Ein Sicherheitswachmann ging, die Hände auf den Rücken gelegt, in gemessenem Schritt vor ihnen her. Als sie den Mann erreichten, blieb dieser plötzlich stehen und spähte scharf auf den Teich hinaus. »Also da haben wir das Unglück,« sagte er laut.

»Welches Unglück?« fragte Güldensey, gleichfalls stehenbleibend.

»Ein Junge ist eingebrochen,« sagte er ärgerlich. »Da sind nun ein Dutzend Warnungstafeln ausgehängt, und trotzdem müssen sie auf das brüchige Eis gehen. Schadet ihnen gar nicht.«

Auf dem Eise liefen die Leute zusammen und umstanden die Stelle, von der aus jetzt klägliche Hilferufe ertönten; keiner aber wagte sich dem Spalt zu nähern, in den der Verunglückte geglitten war. Man sah ihn, wie er sich an den Rand des Eises klammerte.

»Helfen Sie doch,« bat Güldensey dringlich.

Der Mann blickte sie strafend an und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht meine Aufgabe,« sagte er. »Überdies, helfen kann da keiner.«

War denn unter dem Beamtenrock keine menschliche Regung mehr? Güldenseys Gesicht rötete der Zorn. »Es ist ein Mensch in Not, und Sie können fragen, ob es Ihres Amtes ist, ihm zu helfen? Schämen Sie sich!«

Der Mann sah an sich nieder. Es war nicht Scham; er erwog wohl, ob er seine Uniform der Möglichkeit, naß zu werden, aussetzen könne. Aber er verharrte in seiner Untätigkeit.

Als Güldensey sich von ihm abwandte, sah sie Marsa nicht mehr an ihrer Seite; sie war die Uferböschung hinabgestiegen und lief jetzt über das Eis der Unfallstelle zu. Güldensey folgte ihr, sie rief ihren Namen, doch Marsa hörte nicht. Immer eiliger strebte sie fort. Himmel, sie würde doch nicht ...!

Da Güldensey in den Kreis der Gaffer trat, sah sie Marsas Hut und Mantel auf dem Eise liegen, sie selbst schob sich kriechend dem Knaben zu, dessen erstarrte Hände den Kopf mühsam über Wasser hielten.

»Halt aus, ich komme!«

Die umherstehenden Menschen rührten sich nicht. Aber plötzlich schrien sie auf und wichen erschreckt zurück. Das Eis war geborsten und die Retterin in das Wasser gestürzt. Der Knabe war verschwunden.

Jetzt vollzog sich alles blitzgleich. Marsa tauchte wieder auf, sie hatte den Knaben im Arm, sie stieß sich auf das Eis zu. Aber sie hatte sich und das Kind zu halten. Wie lange sollte das währen? In Güldenseys Herz preßte sich alles Blut zusammen.

»Marsa!« rief sie. »O Marsa!«

Sollte dies das Ende sein? Noch nicht. Es vollzog sich jetzt für Güldensey alles wie hinter Schleiern. Ein Brett, ein beherzter Mann, ein Arm streckte sich. Das Eis hielt, gottlob, es hielt. Der Knabe erschien. Wie lange es währte! Jetzt wurde auch Marsa heraufgezogen.

Man legte sie dahin, wo das Eis fest war, und deckte den Mantel über sie. Zwei Augenblicke lag sie wie bewußtlos, nur schwer keuchend, dann sprang sie auf und schüttelte das Wasser von sich. »Der Knabe!« sagte sie. Sie ergriff ihn, hob ihn in ihren Arm, und in triefendem Haar und schleppendem Kleid trug sie ihn an das Ufer. Güldensey ging an ihrer Seite. Nach Hause, dachte sie, nur schnell nach Hause! Doch Marsa schien die Kälte der durchnäßten Kleider nicht zu spüren.

Am Ufer stand der Wachmann, sein Schreibbuch

in der Hand haltend. In seiner Dienstanweisung war wohl gefordert, daß er den Vorfall mit den Namen der Beteiligten zu verzeichnen habe. Der Zuschauer wollte sich plötzlich im Mittelpunkt wichtig fühlen.

»Gehen Sie!« sagte Gülbensey. War es das Wort, war es ihr Blick — der Mann trat bestürzt zurück und steckte sein Buch ungenützt ein.

Endlich, endlich lag Marsa in den Kissen. Ose lief mit Wärmbecken und Teetassen ab und zu, und Gülbensey rieb und bürstete unaufhörlich das feuchte Haar. Draußen läutete es: Blumen wurden hereingebracht, Grüße gesagt. Im Vorzimmer stand Malte und wartete auf den Bescheid, ob er Harro benachrichtigen solle. Nein? Gülbensey würde ihm gleich schreiben? Gut; es war ja alles glücklich abgelaufen. Weshalb Harro beunruhigen?

»Sieh, Liebste,« sagte Gülbensey und wies ihr einen prunkenden Strauß. »Von Olrogges.«

Marsas Hand glitt zärtlich über die Blumen. »Komm nahe,« bat sie, und da sich Gülbensey zu ihr neigte: »Was meinst du, werde ich jetzt wohl auch einen Erntewagen fahren dürfen?«

»Einen großen und sehr vollen,« erwiderte Gülbensey, »doch dein Korn ist ja noch lange nicht reif.«

»Glaubst du nicht?« fragte Marsa. Und nun ging ihre fast übermütige Heiterkeit, die sie seit ihrer Tat gezeigt, in ein sinnendes Schweigen ein. —

Sie wunderten sich, daß Marsa am nächsten Tage nicht aufstehen mochte. Es hatte begonnen zu schneien; sie lag, ohne zu sprechen, und sah in die langsam niedersinkenden Flocken. Am Abend brannte ihr Leib im Fieber. Der Arzt kam und ging. Der folgende Tag brachte die Gewißheit, daß die entzündete Brust nicht mehr genug Lebenskraft hergeben konnte.

Frauke kam und stand mit weiten Augen auf der Schwelle. So sah es also aus, das Sterben! Als Marsa ihr winkte, kam sie zögernd näher und setzte sich neben dem Krankenlager nieder.

»Ihr waret alle so freundlich zu mir,« sagte Marsa leise. »Jeder wollte mir helfen, jeder mir Gutes tun. Wieviel Unleidliches habt ihr liebevoll übersehen! Ich danke euch.«

Frauke nickte und wußte nichts zu entgegnen. Wann wäre sie wohl so freundlich gewesen, daß es eines Dankes wert war! Sie hatte Marsa eine beobachtende Teilnahme geschenkt; sie wollte erkennen, wie sich die Fremde, die wie sie aus ganz andrer Lebenszone in diese Familie gekommen, mit ihrem Los abfinden werde. Das Ergebnis war für Frauke tröstlich gewesen: auch Marsa war vereinsamt geblieben. Das freilich hatte Frauke in ihrer Gleichstellung vergessen, daß die andre eine Wunde trug, von der sie, die vom Glück Verwöhnte, nichts wußte, und daß jene nach anderm verlangte als sie.

Frauke sprach einige Worte, wie man sie zu Kranken spricht: es werde bald besser werden. Marsa lächelte geheimnisvoll.

Als Frauke gegangen war, setzte sich Gülbensey wieder zu der Kranken. Langsam, leise fiel der Schnee.

»Wir haben Harro gerufen, liebstes Herz, er wird bald hier sein.«

Marsa lächelte wieder. Wie kam ihr nur dieses seltsame Lächeln? Warum fragte sie nicht einmal nach dem Manne, ohne den sie bisher nicht einen Tag leben zu können vermeinte? »Ich warte jetzt mein letztes Warten,« flüsterte sie. »Aber ... Pastor Thomasius ...«

Telge trat bekümmert zu Frau Mellin ein und berichtete, nun sei es ganz gewiß, daß Frau Doktor sterbe; man habe schon nach dem Pastor geschickt. Dann ging er in seine Stube und sah trübselig in die Lampe. Wie lange war es her, daß sie noch so herzlich gelacht, als er auf Heilisoe gesprungen hatte: Juchhe Panitzenschauh, juchhe Panitzenschauh! Ach, was war doch das Leben!

Droben im Krankenzimmer war der Tisch für das letzte Mahl gedeckt. Die Kerzen brannten, und die Ahnung von der Gegenwart des Größten heiligte den Raum. Thomasius, der das nahe Ende voraussah, blieb bei der Wartenden. Am Bett kniend, sprach er von Zeit zu Zeit ein Wort des Unvergänglichen.

Marsa lag ergeben und heiter da. Sie war zu gehen bereit. Die alten Worte kamen wie Kindergespielen, die ihre Hände faßten. Wie war das Land ihrer Jugend ihr so nahe gerückt: die runde Kirche mit dem nüchternen Gestühl, in der sie eingesegnet war; der Weg mit den Kopfweiden zur Frühlingszeit. Dufteten da nicht Veilchen?

Ein Geistchen, eine der grasgrünen Florfliegen, wie sie in den Zimmern überwintern, flog herbei und ließ sich auf ihre Hand nieder. »Ei, wie lieb!« Und wie treu diese Guten sie alle umgaben! Gülbensey, Ose, Thomasius. Er betete:

»Wann endlich ich soll treten ein
In deines Reiches Freuden ...«

Als er innehielt, winkte Marsa Gülbensey zu sich. »Liebste, deinen Stein, bitte.«

Und Gülbensey nahm den Amethyst von ihrem Halse und legte ihn auf Marsas Brust.

Harro trifft nach einer Nacht, die er im Zuge zugebracht, in Berlin ein und betritt müde seine freudlose Wohnung. Ein ansehnliches Häuflein Postsendungen erwartet ihn. Die Durchsicht muß warten, bis er ausgeruht ist. Aber die Depeschen. Er öffnet eine, liest, erschrickt, öffnet die andern und zuckt zusammen.

In diesem Augenblick schellt es. Er geht selbst und erfährt jetzt, daß es höchste Zeit ist.

Der Zug steht schon zur Abfahrt bereit, als er den Bahnhof keuchend erreicht. Wird er genügend Geld bei sich haben? Die Preise schnellen von

Tag zu Tag in die Höhe. Ein Bruchteil fehlt, und der Mann am Schalter will ihm die Karte nicht aushändigen.

»Bitte, ich muß zu einer Sterbenden.«

Der Mann hinter dem Glas zuckt bedauernd die Schultern. Eine unsagbare Bitterkeit steigt in Harro auf. Zurück? Dann erreicht er den Zug nicht mehr. Und wer leiht in dieser Zeit einem Fremden?

»Meine Frau!« stammelt er.

»Ihre Frau?« fragt eine Stimme hinter ihm, und ein Herr erbietet sich, ihm auszuhelfen. Nie sind Dankesworte inniger gewesen.

Mit schmerzendem Kopfe sitzt er im Zuge und schließt die Augen. O dieses langsame Kreisen der Räder! O diese sich endlos hinzögernden Aufenthalte! Er muß sie noch lebend treffen, er muß! Wenn es wahr ist, daß es eine Fernwirkung der Gedanken gibt, so wird sein Wille das entrinnende Leben aufhalten können. Oder ist es vielleicht so, daß jene in übertriebener Ängstlichkeit ihre Nachrichten sandten? Eine Ahnung sagt ihm, daß er Grund habe, sich zu eilen.

Hätte er doch Marsa erhört und sie mit sich genommen, als sie ihn darum bat! Dann wäre ihr dies nicht widerfahren. O über diese kleinliche Art, die wägt, mißt und zählt und dabei das Eigentliche übersieht!

Leise fällt der Schnee. Zu beiden Seiten des Bahndamms wachsen die Schanzen. Und die Nacht dunkelt. Um alles in der Welt, man wird doch nicht einschneien! Auf der nächsten Haltestelle ruft Harro den Zugleiter an. »Werden wir wohl durchkommen?«

Der Mann gibt eine verheißende Zusicherung. Wieder weiter, wieder die Kreuz-und-Quer-Hetze der Gedanken. Wie sich die Stunden dehnen! Harro blickt unaufhörlich nach der Uhr. Jetzt ist der trennende Zwischenraum nur noch zwanzig Kilometer weit, jetzt fünfzehn, jetzt zwölf. Er erhebt sich und holt den Koffer aus dem Netz. Da steht der Zug mitten auf freiem Felde, nein, rechts und links wachsen die Wände eines Hohlweges auf. Die Zugbeamten rennen hin und her, kostbare Zeit verstreicht. Endlich der Bescheid, daß man unrettbar festgefahren und ein Aufenthalt von mehreren Stunden unvermeidlich sei.

Äfft ihn das Schicksal auf diese Art? Was nun beginnen? Harro kennt sich in der Gegend aus. Drüben flimmern Lichter. Ein Gutshof. Er schultert sein Gepäck und geht querfeldein, versinkt in schneegefüllte Gräben, wird von Gebüsch zerfegt, gleitet, erhebt sich wieder und kommt schweißgebadet an sein Ziel.

Als er, das aufwartende Mädchen überholend, in den Familienkreis tritt, der um die Lampe sitzt, starren ihn alle wie einen Unterweltlichen an. Sein Aussehen muß erschreckend wirken.

Er erklärt stammelnd dem Hausherrn seine Umstände und bittet um einen Schlitten.

Aber natürlich. Er ist ja bekannt, Bruder des Kornkaufherrn Treß und nennenswerter Politiker. Es wird sogleich angespannt. Harro beantwortet die teilnehmenden Fragen der Hausfrau wie im Traum, schüttet etwas Heißes herab wie im Traum, läßt sich in Pelze und Decken hüllen, hört gutmeinende Wünsche hinter sich dreinrufen.

Die Schellen läuten durch die Winternacht, und der Schnee fällt. Die Pferde haben schwere Arbeit, sie dampfen bald, und der Dunst zieht wie eine Wolke vor den knirschenden Kufen her. Neben dem Kutschersitz flackert das Licht einer Laterne. Wie seltsam rot das leuchtet!

Schwebt dort nicht ein Seelchen vor ihm hin? Er müht sich ihm nach und kann es nicht erreichen, er streckt stöhnend die Hand aus, und immer wieder entgleitet es ihm. Er bittet: Warte noch ein Weilchen! Doch es läuft unfaßbar vor ihm her, weiter, immer weiter.

Harro fährt aus dem Schlaf auf. »Kutscher, haben wir noch weit?«

»Eine gute halbe Stunde, Herr.«

Ach, dieser endlose Raum! Wie er sie das erstemal sah drunten am Hafen, vereinsamt, verstört, von Räuberhänden ausgeplündert, nichts besitzend als ein geborstenes Leben. Wie er mit ihr auf Heilisoe weilte; sie aufglühend in der Glut hingebenden Frauentums, er nehmend und immer nehmend und voll dankbarer Vorsätze! Wie er sie in seine Arme schloß bei dem Wiedersehen nach jener schreckvollen Nacht, die ihr das Kind und die Hoffnung auf Mutterschaft raubte. Von jetzt an will ich ihr mehr gehören, ihr besseren Ersatz bieten. Vorsätze, nichts als Vorsätze. O dieses verfluchte Parteitreiben! Marsa, vergib!

»Kutscher, geben die Pferde nicht noch mehr her?«

»Herr, wir fahren schnell, sind auch gleich da.«

Endlich die Lichter der Stadt, die ersten Häuser, dunkle Straßen, bernsteingelbe Lichter hinter den Fenstern. Die Schellen läuten, der Schnee fällt.

Der Treßhof. Droben gedämpftes Licht.

Er hat sich längst ausgeschält und stürzt hinauf. Keiner begegnet ihm. Er tritt in das Zimmer. Güldensen richtet sich auf und hebt die Hand.

Auf dem Lager zwei blasse Hände, die ruhen; ein lächelndes Gesicht zwischen dunklen Flechten. Er weiß alles.

»O Marsa!«

Der Mord des Gewissens

Malte saß an seinem Schreibtisch, schrieb Ziffern zu Summen, die keiner, ohne zu stocken, lesen konnte, legte den Stift aus der Hand und sann. Er erwartete Häberle zum Bericht, aber es war ihm lieb, daß er noch aufgehalten wurde.

Die Zeit geriet ins Gleiten, und mit ihr glitt alles, aber auch alles, was Menschen, die geordneten Zeiten entwachsen waren, als unumstöß-

lich gegolten hatte: Geld, Verdienst, Vermögen, Treue, Vertrauen.

Das Leben erschien von jeder Wirklichkeit losgelöst. Die kühnste Phantasie hätte den Zustand nicht ersinnen können, der jetzt eingetreten war. Das ganze Volk, die gesamte Menschheit schien von unbekanntem Gift durchseucht zu sein. Wo nahm es seinen Ausgang? Wer spielte auf zu dieser Orgie, die Verzweiflung und Hybris feierten?

Waren es die großen Zerstörer, die sich die Aufbauer nannten? Nun, wahrlich, das Heil Deutschlands konnte von jenen nicht kommen. Jeder Tag vergrößerte die Strecke derer, die am Wege fielen; Frauen sanken, von Hunger und Entbehrung erschöpft, auf der Straße um; Heilstätten verschlossen den Siechen ihre Türen; man wußte nicht, wie man die Toten beerdigen sollte. Man fluchte dem Mammon und hetzte doch wie gebannt hinter ihm drein.

Immer wieder tauchte in Maltes Erinnerung die Zusammenkunft mit Usadel auf. Man müßte das Gewissen totschlagen! War je ein solches Wort im Beratungszimmer der Treß gesprochen worden? Nun erlebte man diesen frevelhaften Mord und schwieg und tat mit.

In diesem Augenblick trat Häberle ein. Sein Gesicht trug die Spuren einer Erregung. Sie erledigten die täglichen Posteingänge, soweit Malte es für nötig hielt.

»Hatten Sie Ärger, Herr Häberle?«

Der Prokurist zögerte, zu antworten, dann faßte er sich zusammen. »Es ist nicht der Rede wert, Herr Konsul,« sagte er. »Ich habe auf meine Verantwortung den Lewrenz entlassen. Es ist festgestellt, daß der Jüngling auf eigne Hand spekulierte. Verschiedene andre auch, doch er vor allen. Ein Beispiel zu geben war nötig.«

»Lewrenz war ein tüchtiger Arbeiter,« sagte Malte nachdenklich.

»Gewiß, Herr Konsul, einer von denen, die gut schaffen und toll genießen. Da es zu letztem nie langt, wird spekuliert, und geht dies einmal fehl ...« Eine Gebärde vollendete und ließ unabsehbare Möglichkeiten ahnen.

»Sie haben wohl recht getan,« sagte Malte. »Und doch ... diese Zeit ... Sagen Sie, Herr Häberle, spekulieren Sie nicht?«

»Ich, Herr Konsul?« Häberle trat einen Schritt zurück. »Ich halte das für unvereinbar mit meiner Stellung.«

Malte begütigte ihn schnell, er wußte, daß Häberle strenge Grundsätze hatte, das war bei einem Beamten schätzenswert. Jedoch ... Der Zweifel stand merkbar hinter Maltes Worten. »Sie sind doch ein tüchtiger Kaufmann, Herr Häberle.«

»In dieser Zeit aber höre ich auf die Stimme hier innen, Herr Konsul. Geld bedeutet kein Abgelten der Arbeit mehr und erlaubt vor allem kein Umsetzen toter Werte in ideelle. Wo das aufhört, fängt der Abgrund an.«

Malte sah ihn scheu an, sein Blick flüchtete von dem reblichen Gesicht des Mannes zu irgendeinem Gegenstand im Zimmer. Ein unbehagliches Gefühl quälte ihn. »Bitte, setzen Sie sich doch. Wie denken Sie sich den Ausgang?«

»Sie erlauben mir, meine besondere Meinung zu äußern, Herr Konsul. Nun, unsre Verbindung mit dem Ring gefällt mir nicht. Uns ist eine böse Rolle von jenem zuerteilt. Dieses Lauern von einer Ernte auf die andre, in dem wir den ehrlichen Makler abgeben, ist ein Verbrechen. Tausende können nicht das Geld für Zichorie, Gerstenkaffee oder gar Brot aufbringen, und die Getreidebörse spielt mit dem Allernotwendigsten. Daß sich die Menschen dies Spiel internationaler Federstriche gefallen lassen, zeugt von ihrer Verdummung, und auch das, daß sie den Bauern dafür hassen. Als ob der schuld hätte!«

»Sie sprechen sehr kühn,« sagte Malte. »Wollen Sie nicht mehr mitmachen?«

»Ich diene dem Hause Treß,« entgegnete Häberle einfach. »Und weil ich das aufrichtig tue, so würde ich es wie keiner bedauern, wenn die Beteiligung an diesem Spiel uns unglücklich machen sollte. Besser, sich zeitig zurückziehen, als plötzlich ausgeschieden werden.«

Malte horchte auf, als Häberle von einer Handlung berichtete, die dem größen Ring angeschlossen gewesen sei und die man unter einem nichtigen Vorwand abgelöst hatte. Er spürte alle Bedenken, die ihn nachts umtrieben, sich regen. Doch nur einen Augenblick gewann der nächtliche Spuk über ihn Gewalt. Balzer Treß! dachte er. Überhaupt wir Treß! Verzagtheit ist der Vorläufer der Niederlage. Er straffte seine Gestalt. »Es besteht wirklich kein Grund zur Sorge,« sagte er fest. »Sie sind ein Schwarzseher, lieber Häberle. Geben Sie acht: wenn Sie aus Ihrem Urlaub zurückkommen, werden Sie anders denken.«

Häberle dankte und erhob sich. »Ich mußte meine Bedenken aussprechen,« sagte er. »Im übrigen werde ich meine Pflicht tun wie bisher.«

Malte blickte lange auf die Tür, die sich hinter dem Treuen geschlossen hatte. Die Gedanken zerrten an ihm. Da hörte er über sich den leichten Schritt Faukes. Er tauchte die Feder ein, um den angefangenen Brief zu beenden. Es gab kein Zurück mehr.

Kind,« sagte Ose zu Güldensen, »drunten bei Mellins sind sie in Aufregung. Es ist irgend etwas bei ihrem Mariechen nicht in Ordnung. Wolltest du nicht hören, wo es fehlt?«

Mellin erhob sich aus seinem Stuhl, als Güldensen eintrat. Er strich unaufhörlich seinen langen Bart, was bei ihm ein Zeichen war, daß er den Sturm seines Inneren besänftigen wolle.

Frau Mellin kam herbei und nahm Strickstrumpf und Wollknäuel vom Sofa, um für den Gast Platz zu schaffen. Also Fräulein Fink hatte

es oben schon erzählt. Es war ihr lieb, daß das gnädige Fräulein kam, so hatte sie doch eine Bundesgenossin gegen den Mann.

Mariechen war krank. Ein verjährtes Leiden war zum Ausbruch gekommen; der Arzt verlangte schnelle Überführung in das Krankenhaus; es war ein gefährlicher Eingriff nötig. Die alte Frau weinte in ihre Schürze.

»Aber was ist denn dabei zu bedenken?« fragte Gülbenfey. »Trauen Sie den Ärzten nicht, Mellin?«

Mellin winkte abwehrend mit beiden Händen, und seine Frau fuhr jammernd fort: »Es ist wegen des Geldes,« sagte sie. »Mariechens Mann kann es nicht beschaffen. Ich bitte Sie, gnä' Fräulein, ein Beamter, und in dieser Zeit! Und nun hat er das alles geschrieben und uns vorgestellt, und Mellin hat doch gespart, und es liegt auf der Kasse.«

»Aber Mellin, bedenken Sie doch!« sagte Gülbenfey. »Es handelt sich ja um ihre Marie und scheint doch gefährlich zu sein.«

»Gnädig Fräulein,« sagte der alte Packmeister, »die Sache ist nicht mit einem Wort abgetan. Für meine Marie geb' ich alles, was ich habe, auch meine Glieder und mein Leben, wenn es not tut. Solche Ausgaben wie diese gehören aber zu den laufenden, und dafür muß der Mann sorgen. Ich habe für unser Kind gespart, daß es, wenn wir tot sind, Vermögen besitzt. Das ist mein Stolz, dafür hab' ich gelebt, und das wird mich im Tode trösten, daß unser Mariechen es einmal besser hat als ich.«

Was sollte Gülbenfey darauf entgegnen? Sie kannte den Stolz Mellins. Deshalb hatte der Beamte um das Mädchen angehalten, weil er wußte, daß es in bescheidenem Sinne vermögend war; deshalb hatte Mellin die genehme Werbung zögernd angenommen, weil er wußte, daß die Ersparnis sein Kind in den Augen der Freier erhöhte. Oh, sie verstand ihn. Aber zugleich fühlte sie die Augen der Frau hilfewerbend auf sich gerichtet.

Sie trat an den Glasschrank, der die Wunder ihrer Kindheit barg: die verblaßten Ostereier mit den farbigen Seidenbändern, die gläsernen Hirsche und die zierlichen Schweizerhäuschen. »Mellin,« sagte sie, »wissen Sie noch, wie wir Kinder vor diesen herrlichen Dingen standen und uns freuten? Glauben Sie, es ist besser, Mariechen freut sich an diesem, wenn sie gesund wieder einmal herkommt, als daß sie siech wird oder gar der Krankheit erliegt?«

»Gott bewahr' uns!« rief die Frau.

Mellin blickte Gülbenfey unsicher an. Seine Hand fuhr erregt durch den Bart. Jetzt machte er eine energische Bewegung. »Gut!« sagte er fast heftig. »Das Geld wird abgehoben.«

Warum erschrak Gülbenfey plötzlich? Das Wort traf sie wie ein Stoß. Oder schlug sie ein jäh auftauchender Gedanke? Es gab so seltsam-fürchterliche Überraschungen in dieser Zeit. Wie kam ihr die Erinnerung an Frau von Ebel in diesem Augenblick? Das war doch ein ganz andrer Fall.

Sie war dem Oberst Helf gestern begegnet. Nein, er trug keine Milchkanne, aber er war sehr niedergeschlagen gewesen.

»Sie haben eine so sichere Art, wohlzutun,« hatte er nach einigen Worten gesagt. »Wollen Sie einer Bedrängten nicht helfen? Denken Sie, die arme Frau von Ebel! Man hat sie wegen ihres leidenden Zustandes in die Schweiz geschickt. Als sie nach etlichen Wochen abreisen will, sind die Fahrpreise derart gestiegen, daß das Geld für die Heimfahrt nicht ausreicht. Freundliche Schweizer leihen es ihr. Als sie nach einer Woche die Schuld abtragen will, ist der Marksturz so furchtbar geworden, daß sie ihr ganzes Vermögen gebraucht, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Die arme Frau ist völlig vernichtet, denn sie weiß nicht, von was sie leben soll.«

Gülbenfey war zu ihr gegangen. Sie hatte eine Verzweifelte gefunden. Warum mußte sie jetzt daran denken?

»Hören Sie, Mellin,« sagte sie, »bevor Sie das Geld abheben, sprechen Sie mit Herrn Konsul. Es gibt jetzt so eigne Bestimmungen.«

Mellin versprach es, und Gülbenfey ging beruhigt nach oben.

Doch als am nächsten Morgen Mellin einen Blick in den Geschäftsraum schickte und das unruhige Treiben derer sah, die für nichts Zeit zu haben schienen, kehrte er um und betrat die Sparkasse.

Menschen aller Art drängten sich um die Schalter: dürftige Frauen in Umschlagetüchern; ergraute Herren in fadenscheinigen Röcken, in deren Aufschlägen das vertragene Ordensbändchen prangte; Männer, die ein Tuch um den Hals geschlungen hatten. Die Schreiber an den Pulten blätterten in gewaltigen Büchern, stießen die Federn in die Tintenfässer, daß es spritzte, und schrieben lange Zahlenreihen nieder. Der Mann am Kassenschrank trug eine Perücke über dem spitzen Gesicht; hinter ihm saßen einige Leute, die schmutzige Scheine zählten und bündelten. Eine schwerdunstige Luftschicht füllte den Raum.

»Wieviel?« fragte der Mensch, dem Mellin das Sparbuch reichte.

Mellin nannte die Summe. Der Mensch blickte in das Buch, sah den Langbärtigen an und begann in seinen Registern zu blättern.

»Wollen Sie nicht alles abheben?« fragte er.

Mellin schüttelte den Kopf: »So viel, wie ich sagte.«

»Es hat gar keinen Zweck,« sagte der Schreiber. »Morgen sind Sie doch wieder hier, und wir haben doppelte Arbeit.«

»Ich dächte, das sei Ihr Amt,« sagte Mellin. »Übrigens werde ich morgen nicht hier sein.«



Adele von Finck: Träumerei

Der Schreiber hob die Schultern und schrieb. Mellin reihte sich in die Kette derer, die sich zur Kasse schoben. Es dauerte lange, bis er drankam; endlich stand er vor dem Zahltisch. Die brauenlosen Augen des Kassierers musterten ihn flüchtig, dann händigte er ihm Buch und Scheine aus.

Mellin verwahrte das Geld in seiner Tasche und trat tief Atem schöpfend ins Freie. Eigentlich dauerten sie ihn, diese armen Leute, die Tag für Tag von ihren Tischen aus den Andrängenden das Geld zuschoben. Ein unbefriedigender Beruf. Er schritt langsam die Hauptstraße hinab und blieb vor seinem Tabakgeschäft stehen. Der Pfeifenknaster ging auf die Neige, es wäre gut, den Vorrat zu ergänzen. Er trat ein und forderte seine Sorte.

Als der Verkäufer das Paket vor ihn hinlegte, nannte er eine Summe, die Mellin stutzig machte. Er hielt die Brieftasche geöffnet in der Hand und sagte, daß er mit dem Preise nicht gerechnet habe und sich erst mit Geld versehen müsse.

»Aber Sie haben ja genügend bei sich,« sagte der Verkäufer, der einen Blick in die Tasche getan hatte.

»Sie irren sich,« entgegnete Mellin; »das ist Vermögen, das ich eben von der Sparkasse geholt habe.«

Der Verkäufer sah ihn verwundert an, und Mellin verließ den Laden, ohne den Tabak mitzunehmen. Nach wenigen Schritten traf er seinen Freund, den Zimmermeister Baß. Sie gingen miteinander und sprachen von der elenden Zeit. Mellin erzählte, was er vorhabe und was ihm soeben begegnet war.

»Ja, was verstehst du eigentlich unter Vermögen?« fragte ihn Baß. »Geld ist Geld.«

Mellin erstaunte über des Freundes Auffassung, er erklärte ihm seinen Fall noch einmal. »Es ist doch ein Unterschied zwischen dem Papier, das man heute umherwirft, und dem Geld, das ich mir in dreißig Jahren sauer erspart und bei der städtischen Kasse zurückgelegt habe.«

»Aber dein Geld ist dir doch in den heutigen Papieren zurückgezahlt.«

Es nützte nicht, daß Baß ihm die Lage erklärte; Mellin hielt an seiner Meinung fest. Als sie sich trennten, sah der Meister dem Freunde mit einem mitleidigen Blick nach. Mellin ging nach Hause, verschloß die Brieftasche in das oberste Schubfach der Kommode und zog den Straßenrock aus. Als er den Arm in den Werktagkittel steckte, hielt er inne und sann nach.

Vielleicht war es doch besser, die Angelegenheit sofort zu ergründen, als sich mit den quälenden Gedanken herumzuschlagen. Er zog den Rock wieder an, steckte das Geld zu sich und begab sich zur Kasse.

Der Mensch, der ihm geraten, den vollen Betrag abzuheben, stieß bei seinem Eintritt seinen Pultnachbar an. »Nun, Sie haben nicht einmal bis morgen gewartet,« sagte er, als Mellin ihm nahe kam. »Ich wußte es ja.«

Mellin antwortete nicht. Was ging ihn der vorlaute Mensch an? Er trat zur Kasse, wo der Spitzgesichtige die Geldscheinbündel häufte. »Ich bitte um Auskunft,« sagte er. »Sie haben mir soeben Papiergeld ausgezahlt, für das man mir ein Tabakpaket anbot. Meine Einzahlungen bestanden in gutem, ehrlich verdientem Geld. Ich verlange das wieder, was ich gab: mein Geld.«

Die nackten Augen sahen ihn kalt an. »Zeigen Sie mir das Buch. So, hier steht die Einzahlung fünfundzwanzigtausend, Sie wollten zehntausend, wie? Haben Sie die erhalten oder nicht?«

»Aber mein Geld ist ein Haus wert, euer Geld ein paar Pfund Tabak.«

»Darüber hab' ich nicht zu befinden,« erklärte der Perückenträger.

»Sie sind hier noch nicht lange angestellt,« sagte Mellin, »der Vorgänger kannte mich. Wo ist er? Er soll mir bezeugen, daß ich richtiges Geld einzahlte!«

»Ist überflüssig. Die Zeiten der Einzahlung ersehen wir aus dem Buche. Halten Sie uns nicht auf. Es sind noch andre da, die abgefertigt werden sollen.«

Mellins Gesicht färbte eine Röte. »Behandelt man auf diese Art alte Bürger dieser Stadt?« rief er. »Ich weiche nicht vom Fleck, bis ich mein richtiges Geld erhalten habe.«

Der Kassierer hob die Schultern und wandte sich dem nächsten Wartenden zu.

»Bitte, ich bin noch nicht abgefertigt,« rief Mellin.

Jetzt wurde auch das Spitzgesicht heftig, und maßlos schalt er auf die Menschen, die seine Zeit stählen.

Mellins Hand strich den langen Bart. »Begeben Sie sich, Herr,« sagte er hart. »Wenn Sie sich beklagen, daß man Ihre Zeit stiehlt, so vergessen Sie nicht, daß wir hier allesamt Bestohlene sind.«

»Beamtenbeleidigung!« sagte der Kassierer. »Mende, laufen Sie hinüber aufs Polizeibureau. Der Mann muß verhaftet werden.«

Unter denen, die der Abfertigung harrten, erhob sich ein Murren.

Mellin reckte sich in der Brust. »Verhaften? Mich, seit zweiundzwanzig Jahren in der Firma Treß als Packmeister beschäftigt, unbescholten, als Schöffe wiederholt tätig gewesen, vor Gericht als vereidigter Sachverständiger gestanden, desgleichen ehrenamtlich in der Gewerbekammer, im neunundsechzigsten Regiment bis zum Sergeanten gedient — mich wollen Sie verhaften lassen, weil ich fordere, was mir gehört?« Er nahm die Scheine und warf sie auf das Zahlbrett, das Buch daneben. »Hier, nehmen Sie zurück, sofort zurück! Ich will Ihr Geld nicht, ich verlange das meine.

Stellen Sie den alten Stand wieder her. Mit Ihnen will ich nichts mehr zu schaffen haben, der Sie nach der Polizei schreien, sobald einer die Dinge beim rechten Namen nennt.«

Man erkannte, mit dem Manne war nicht zu scherzen; seine Fäuste waren wie Schmiedehämmer, und die andern ergriffen für ihn Partei. Die Polizei aber ...! Man beschwichtigte ihn am besten, indem man ihm den Willen tat.

Mellin steckte das Buch in die Brusttasche und verließ das Rathaus. Er ging über den Markt und trat in die Bank, wo er ohne weitere Fragen bis zu Herrn Häberle vordrang.

Häberle sah flüchtig auf, als Mellin zu ihm trat. »Einen Augenblick, lieber Mellin!«

Endlich war Häberle bereit. »Nun, Mellin?« Er rieb die arbeitmüden Augen. Was fehlte dem Alten? Er stand da, zitternd, bleich, verstört. Er wies auf den nächsten Stuhl. »Setzen Sie sich doch, Mellin. Was ist denn geschehen? Sie schauen ja aus ...«

Mellin, der stets auf Schicklichkeit Bedachte, der sich nie in Gegenwart Höherstehender gesetzt haben würde, wankte fast auf den Stuhl zu und ließ sich haltlos fallen. »Herr Häberle,« sagte er jämmerlich wie ein Kind, »helfen Sie mir doch. Man will mir drüben im Rathause weismachen, daß ich umsonst gearbeitet habe.«

Es bedurfte großer Langmut, um von dem verstörten Manne den Sachverhalt zu erfahren. Häberle war erschüttert. Solche Fälle wiederholten sich täglich, die Verzweiflungsausbrüche der Verratenen, Betrogenen brandeten mit wilder Gewalt auch wider ihn. Es gehörten Nerven besonderer Art dazu, um dem standzuhalten. Und nun auch dieser Brave, dem Ehrenhaftigkeit die tägliche Speise war! Und er sollte ihm die Gewißheit bringen. »Lieber Mellin,« sagte er milde und legte seine Hand auf ihn, als müsse er den Anprall seiner Worte lindern, »ich kann nur raten, heben Sie sogleich Ihr Geld ab und bringen Sie es her; ich will sehen, was noch mit ihm zu beginnen ist.«

»Aber sie geben mir doch andres Geld, nicht meins,« beharrte Mellin. »Ich verlange m e i n Geld zurück.«

Es kostete Häberle unbeschreibliche Mühe, das rechte Wort zu finden. Er setzte ihm so zart wie möglich auseinander, wie alles gekommen, daß alle Ersparnisse so gut wie verloren seien. Der einzige Trost sei, daß alle unter dies Verhängnis fielen.

»Sie wollen mir also die Behauptung des Fuchses dort drüben bestätigen, daß alles verloren ist?«

Häberle nickte.

Mit einem Ruck erhob sich Mellin. »Verzeihen Sie, Herr Häberle, ich habe alle Hochachtung vor Ihnen, doch das glaub' ich Ihnen nicht; nein, nein, das glaub' ich nicht. Das kann nicht sein. Ich darf wohl Herrn Konsul sprechen.« Seine Stimme splitterte wie Glas.

»Lieber Mellin, Herr Konsul ist beschäftigt. Er kann nur wiederholen, was ich gesagt ...«

»Herr Häberle, ich bin im Dienste des Hauses grau geworden ...«

»Kommen Sie,« sagte Häberle. Er war aufgestanden und pochte schon an die Tür des Chefs.

Der gleiche Eindruck auf Malte, die gleichen Worte Mellins. Häberle gab seine Erklärungen. Maltes Blicke flohen wieder dies aschfarbene Gesicht, aus dessen Höhlen die blutunterlaufenen Augen zu quellen schienen. Diese Augen waren flehend und drohend zugleich auf ihn geheftet, schienen zu betteln und anzuklagen, waren Richter und Henker. Das Urteil konnte nur eins sein.

»Ihre Tochter ist erkrankt?« begann Malte, als die beiden schwiegen. Seine Stimme klang unwirklich, heiser. »Sie sollen keine Sorge um sie haben, Mellin, ich helfe Ihnen; die Angelegenheit ordne ich.«

Mellins Hand machte eine Bewegung, als schiebe sie etwas von ihm fort. »Herr Konsul ist sehr gütig, aber, Verzeihung, darum handelt es sich für mich im Augenblick nicht. Wollen Herr Konsul mir kurz und bündig sagen, ob meine Ersparnisse verloren sind oder nicht?«

»Ich fürchte, ja, Mellin.«

Es war gesagt. Was halfen nun noch Zweifel und Zögern! Mellin wendete ein paarmal die Mütze, die er in den Händen hielt, seine Blicke irrten durch den Raum. Das Schweigen war fürchterlich. »Danke!« sagte er und wandte sich um.

Er ging durch die Straßen wie ein Trunkener. In dieser Zeit, die aller Menschen Gedanken in ihren Fängen hielt, fiel der Anblick des verstörten Mannes doch so auf, daß sich viele nach ihm umwandten. Man kannte den Packmeister, man grüßte ihn. Er dankte nicht und sah keinen an. Hatte er getrunken? Er trug die Mütze schief im Nacken.

Telge, der den Wagen wusch, zeigte ein verwundertes Gesicht, als Mellin in den Hof wankte. Er streifte die Ärmel herab und ging auf ihn zu, wagte aber keine Frage, als er genauer in dies zerpflügte Gesicht blickte. Er ergriff Mellins Arm und leitete ihn die Treppe zu seiner Wohnung nieder. Frau Mellin erschien in der Küchentür, sie hatte einen Vorwurf auf den Lippen, das Essen werde kalt; doch auch ihr erstarb das Wort im Munde.

Mellin fiel auf einen Stuhl. Sie wollten wissen, was geschehen sei. Ihre Angst entriß ihn endlich seiner Benommenheit.

»Mariechen muß sterben,« sagte er heiser. »Ich kann das Geld nicht schaffen, es ist alles verloren!«

Allmählich kam es in abgerissenen Erklärungen aus ihm heraus, was geschehen war. Telge redete in kräftigen Worten, die Frau rang die Hände.

Mellin saß stumm da. Erst als sie sich um ihn mühten, fand er die Sprache wieder. Ganz verändert wie ein klagendes Kind begann er zu reden. »Laßt doch, laßt! Ich passe nicht mehr in die Welt. Ich bin groß geworden zu einer Zeit, in der es hieß: Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf; da man uns lehrte, daß es Gut und Böse gäbe, daß man das eine üben und das andre hassen müsse. Heute gilt nur noch eins: der Götze, die Gier, der Mammon; und wer ihm nicht opfert, der ist verloren. Ich tauge nicht mehr, ich gehe weg, mache Platz für die, die klüger sind als ich, der Dumme, der noch an Gut und Böse glaubt.«

»Mann, um Gottes willen!« rief die Frau. »Versündige dich nicht!«

Er sah sie aus leeren Augen an. Plötzlich erhob er sich, seine verronnene Kraft schien in den schlaffen Körper zurückzuströmen und ihn zu straffen. Er hob drohend die Hand. »Aber ehe ich gehe, verfluche ich das, was uns soweit gebracht hat. Ich verfluche die Schurken, die die Schätze der Erde an sich reißen, um die Beraubten zu knechten. Ich verfluche die Spekulanten, die uns Brot und Rock verteuern, damit sie sich mit dem Verdienst mästen. Und Fluch, dreimal Fluch auf die, die es zugelassen haben, daß der Fleißige um seine Spargroschen geprellt wird und im Alter verkommen muß. Ist das sozial, dann verflucht dieser Gedanke, der nichts als Schwindel ist!«

Seine Stimme war wie ein drohender tierischer Laut aus Urwäldern, sein ganzes Gebaren glich einem schrecklichen Brand, dessen Flammen der Sturm jagt. Telge und die Frau hingen sich erschreckt an ihn, suchten ihn zu beruhigen. Endlich sank er erschöpft zusammen.

Das Gerücht lief um, der Packmeister sei fort. Keiner wußte, wo er geblieben war, aber jeder dachte bei sich das Ärgste und wagte es doch nicht laut werden zu lassen. Frau Mellin saß weinend in ihrer Stube: die Sorge um ihr krankes Kind, und nun der Mann!

Er hatte verweigert, zu essen und zu trinken, er hatte in dumpfem Brüten dagesessen. Als sie von einem kurzen Gang heimkehrte, war er verschwunden. Wohin? Telge hatte die Speicher und den Bodenraum abgespürt. Bei ihm stand es fest: Mellin hatte sich ein Leid angetan. Aber sein Suchen war vergebens gewesen, nirgendwo eine Spur. Man fragte, aber niemand wußte um den Vermißten.

Der Abend dunkelte herein, in Mellins Wohnung brannte während der ganzen Nacht das Licht: er kam nicht.

»Wir müssen gehen und ihn suchen,« erklärte Güldensey am Morgen. »Sie, Telge, und wer frei ist. Ich gehe auch.«

Güldensey suchte hilflos; sie fürchtete sich vor dem Finden, doch es mußte sein. Der Kirchenhof von St. Niklas mit seinen versteckten Winkeln neben den winzigen Häuschen, die ganz in Stille gebettet waren und um die immer ein dumpfes Dunkel war. Aber die helle Frühlingssonne leuchtete in jeden Winkel, und der Märzenwind blies hinein, und der Turm trug seine Krone aus feinstem Licht. Vielleicht der Räucherboden in Sankt Johannes! In der unermeßlichen Höhe des Dachraumes konnte sich verbergen, wer dem Leben abhold war, und die spähenden alten Frauen wußten vieles. Also dorthin!

Aber Friedchen Waterström wußte von nichts, und die andern hatten Mellin nicht gesehen. Sie standen jammernd, und Güldensey mußte immer das gleiche wiederholen. Ja, diese furchtbare Zeit! Keiner konnte wissen, wie er noch enden würde. Dann fiel ein Wort: Der Hafen. Natürlich, der Hafen!

Güldensey ging. Als sie an der Mauer vorüberschritt, hinter der ihr vergessener Garten lag, löste ihre Angst sich in Tränen. Welche Hand würde nun sorgsam in ihm walten? Auf den Kais standen Fischer, die die Hände in ihre weiten Hosentaschen vergruben. Sie fragte, und die Männer gaben dürftigen Bescheid. Nein, sie hatten keinen gesehen. Jawohl, sie kannten Mellin; wer würde den nicht kennen! Warum war er fortgegangen? Ach so! Ja, das konnte geschehen. Diesen Krippensetzern war nicht zu trauen. Jemand meinte, man müsse abwarten: nach drei Tagen kämen die Leichen ans Land.

Güldensey langte um Mittag hoffnungslos zu Hause an. Sie schlich heimlich über den Hof, daß Frau Mellin sie nicht sähe, aber kaum, daß sie ein wenig gegessen, machte sie sich wieder auf den Weg. Wohin nun? In der Stadt suchte Telge. Es blieb ihr nur die Strecke gegen Westen zu, am Strand entlang.

Die kleinen Vorstadthäuser mit ihren Gärtchen lagen besonnt da. In den Bündeln welker Gräser zeigten sich jungfrische Halme, die ersten Maßliebchen waren da, und um die Stachelbeersträucher flimmerte es grün. Sollte es wirklich schon lenzen? Ach, wer konnte das glauben! Das Leben riß immer neue Lücken. Jetzt Mellin, und wer war der nächste?

Zur Schwedenschanze wollte Güldensey, jawohl, zur Schwedenschanze. Wie eine Erleuchtung kam es über sie. Dort waren tiefe Schluchten, Gehölze und Erdfalten, und keiner kam um diese Zeit dahin. Das war so recht der Platz für Lebensflüchtige. Aber vielleicht konnte sie in einem der Häuschen nachfragen, ob man den einsam Gehenden gesehen hatte. Einer, der wie Mellin ging, fiel doch auf.

Sie trat in das nächste Haus ein und blieb im steingepflasterten Flur wartend stehen. Eine kleine Glocke lärmte unermüdlich durch das Haus. Eine Tür wurde geöffnet, eine Frau trat heraus. Güldensey stockte das Wort: die vor ihr stand,

war Frau Jobst. Sie erkannten einander zur gleichen Zeit, die Frau machte eine Bewegung, als wollte sie zurück, dann richtete sie sich kerzengerade.

»Frau Jobst?« sagte Güldensey zaghaft und fast erschrocken. »O Himmel, wie hab' ich Sie gesucht und finde Sie nun, da ich Sie nicht suchte.«

Die andre sah sie abwartend an und erwiderte nichts. Das steigerte Güldenseys Verlegenheit. »Sie wohnen hier. Darf ich wohl zu Ihnen eintreten?«

»Bemühen Sie sich nicht,« sagte die Frau und stellte sich abwehrend vor die Tür.

»Ihr Mann —?«

»Den muß man auf dem Kirchhof suchen.«

»Oh! Und Ihr kleines Mädchen. Es war so lieb!«

»Meine Tochter ist nicht hier. Bemühen Sie sich nicht. Sie und wir haben nichts miteinander zu schaffen.« Sie sprach ruhig, aber jedes Wort bedeutete eine Absage.

Güldensey trat einen kleinen Schritt vor. Sie streckte bittend eine Hand aus. »Ich weiß, mein Bruder Malte ... Er war ungerecht und hat Sie sehr verletzt. Ich konnte nicht dafür, es tat mir so leid. Ich wollte wieder gutmachen und suchte Sie. In der Sachsenvorstadt bin ich durch fast alle Häuser gegangen ... Es war so traurig, dieses vergebliche Suchen.«

»Es war gut,« sagte die Frau hart. »Ich wollte nicht gefunden sein. Ich beging eine Torheit, als ich zu Malte Treß ging ... Die Not ... Das ist nun vorbei.«

»Ach, das freut mich, daß Sie nicht mehr Not leiden,« sagte Güldensey.

Die Frau strich mit einer undeutbaren Gebärde über ihre Stirn.

Güldensey sah, sie war sauber gekleidet, doch die Dürftigkeit hatte ihren Rock gezeichnet. »Ich komme Ihnen heut nicht gelegen,« sagte sie, »und ich habe es auch eilig. Wie ich sagte, ich trat nur ein, um eine Frage zu tun. Doch nun, da ich weiß, wo Sie zu finden sind, darf ich —«

Die Hand, die schon einmal ins Leere gestreckt war, hob sich wieder, doch die Frau ließ sie wieder unbeachtet.

»Nein, Sie dürfen nicht,« sagte sie. »Kommen Sie nicht wieder, ich will es nicht. Ich will, daß das Vergangene vergessen wird. Würden Sie wiederkommen, so wäre das ein Grund, mich aus dieser Behausung ebenso zu verdrängen, wie es schon einmal geschah.«

Güldensey war trostlos. Was wäre darauf noch zu sagen? »Begreifen Sie denn nicht, daß ich den Wunsch habe, Ihnen ein wenig zu helfen? Und daß dies Wiederfinden eine Fügung ist —?« Ihre Stimme zitterte und brach.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ja, daß Sie Ihr Gewissen entlasten wollen, das versteh' ich. Nicht Sie, aber ...« Sie deutete nach der Stadt. »Doch ich will nichts annehmen, nichts, auch keine Freundlichkeit. Ich bin arm, und zufrieden, wenn man mich in Ruhe läßt. Sie sind reich. Wir passen nicht zueinander. Und nun ...« Sie machte eine Gebärde, die das Gespräch beenden sollte, und ergriff die Klinke.

»Ich will Sie gewiß nicht quälen,« sagte Güldensey zart und voll verhaltener Traurigkeit. »Nein, wenn ich Ihnen weh tue ... Aber es könnte sein, daß auch ich einmal arm bin; nicht wahr, dann darf ich wiederkommen?«

Die Frau blickte sie starr und entwaffnet an. Güldensey neigte den Kopf zum Gruß und ging. Die kleine Glocke läutete ungestüm hinter ihr drein.

Ihr Herz lag schwer wie Erz in ihrer Brust; sie wußte nicht, was sie vorhatte, und blieb einen Augenblick überlegend auf der Straße stehen. Ach ja, die Schwedenschanze!

Als sie dort ankam, stand die Sonne schon tief. Sie schritt in die Schluchten und Gänge, suchte mit den Augen und fühlte doch, daß ihre Seele weit von ihr fort war. Schälten sich dort nicht die Bäume unter dem Druck des brausenden Saftes? Hing es nicht im Birkengeäst wie eine Verheißung, und zogen nicht reihende Enten durch die Luft? Von fern kam der heisere Ruf der Reiher. Sie nahm das alles wie im Traum wahr. —

Dort! Güldensey schrak zusammen. Dort unter dem Geäst niedriger Tannen, dicht an den Boden gedrückt, lag es dunkel und geballt. Ein Mensch? Nein, ein Bündel von irgend etwas Menschlichem, das ausgeworfen, verloren, vergessen sich hier verkrochen hatte. Sie blieb stehen, von Grauen geschüttelt. War er das? Sein langer Bart, seine Kleidung? Sie konnte nichts erkennen, denn vor ihren Augen bewegte sich ein Flimmerspiel.

Das Etwas rührte sich nicht. Der Reiherruf kam wieder vom Wasser her. Da erwachte Güldensey, das Erbarmen war mächtiger als die Starre der Furcht. Sie trat näher. Ja, er war es. Leise rief sie: »Mellin!« Dann lauter, zuletzt wie in Angst: »Mellin!« Da rührte er sich.

Gottlob, er lebte. Und schon kniete sie neben ihm. Er hob den Kopf. Oh, dieses Gesicht! Der Tod hatte ihn nicht genommen, doch er mußte durch alle Grade des Sterbens gegangen sein und furchtbar gelitten haben.

»Mellin, was für Sorgen haben Sie uns bereitet!« sagte Güldensey.

Er blickte sie abwesend an; nichts verriet, daß er sie erkannte.

»Aber jetzt ist alles gut, und wir gehen heim. Denken Sie doch an Ihre arme Frau! Können Sie sich aufrichten?«

»Nein!« Er schüttelte den Kopf, mühsam, wie herausgestoßen klang seine Rede. »Ich will nicht

mehr, ich mag nicht mehr. Lassen Sie mich doch umkommen.«

»Aber, Mellin!« Güldenfey wußte nicht, was sie sagte, sie dachte: nur auf ihn einreden, nur den Faden zerreißen, der ihn an das andre Ufer band. Und sie sprach von Mariechen und ihren Kindern; von der sorgenden Frau; sie sprach von ihm und dem Leben im Treßhof. Ach, was redete sie nur!

Sie wußte nicht, ob die Worte in den dunklen Grund seiner Seele fielen. Er hatte das Kinn auf die Brust gestützt, in Bart- und Haupthaar hafteten dürres Gezweig und grüne Baumnadeln, die Augen lagen blicklos wie versunken in ihren Gruben; aufgerissen klaffte der Rock.

»Mellin!« Ach, es war ganz gleichgültig, was sie sagte. Aber das, was ihr die Worte eingab, war stärker als der Tod, dem er nachlief, das fand die irrende Seele und rief sie aus den Gefilden der Verzweiflung zurück. Sie sah es, er merkte auf, und dann kamen ihm die Tränen.

Durch die Dämmerung des zeitigen Frühlingsabends führte Güldenfey Mellin in den Treßhof zurück.

Das Konzert der Armen

Jörg also wollte kommen und spielen.

Alle, zu denen Güldenfey davon sprach, hatten abgeraten. Wie viele Künstler irrten von einer Stadt zur andern, zogen den schäbig gewordenen Frack an, lächelten, verneigten sich dankend, gaben ihr Bestes und zählten aus dem Ertrag nur so viel heraus, daß sie die Unterkunft und vielleicht noch die Weiterfahrt bezahlen konnten. Ihr Lächeln und Verneigen war nur die stumme Bitte: Laßt mich nicht verhungern! Doch satt wurden sie selten.

»Aber es ist ihm ja nicht um den Verdienst zu tun,« sagte Güldenfey zu Onkel Rolf, dem sie den Plan vorgetragen hatte, denn mit Malte, der mehr denn je in der Siedehitze der Geschäfte steckte, war davon nicht zu reden. »Bedenke doch, er will die Menschen erfreuen und beschenken!«

Onkel Rolfs Finger strich bedächtig das Kinn. Ein Künstler, der nicht verdienen wollte, war ein Unding. »Es hat jetzt keiner die Zeit, sich zerstreuen zu lassen,« entschied er. »Was macht ihr, wenn niemand erscheint?«

Ja, das war freilich zu erwägen. Am liebsten hätte Güldenfey allein gelauscht. Doch Jörg ...

Sie ging zu Claus, der jetzt mit der Witwe verehelicht war und in der kleinen Villa an den Teichen nach flüchtigen Honigwochen und längeren Reisen das übliche Rentnerdasein dieser Zeit führte. Sein etwas mürrischer Rat war noch weniger tröstlich. Sie teilte ihre Besorgnisse Jörg mit.

Nach wenigen Tagen erhielt sie seine Antwort: er werde trotzdem kommen und das Cembalo mitbringen. Genaue Anweisungen waren beigefügt, und er bat Güldenfey, alles vorzubereiten. Güldenfeys Herz erglühte. Ja, das war Jörg! Und wie er es vorgeschlagen, so sollte es werden.

An einem Morgen trugen viele Straßenecken der Stadt eine gedruckte Bekanntmachung, zu der die Leute die Hälse aufreckten.

»Alle Armen und alle, die diese Zeit müde und traurig gemacht, ladet Jörg Treß zu einer ruhigen Feierstunde ein.« Zeit und Ort waren darunter bezeichnet.

Es ging ein Raunen durch die Stadt. Die Einladung lockte, begrenzte und schloß aus. »Schade,« sagte Frauke. »Ich hätte gern mitgemacht. Nun aber ...«

Malte verließ sein Haus, schritt über den Markt und las. Etwas in ihm empörte sich, aber er verschloß sich. Das da war keine ausgeklügelte Anpreisung, sondern ehrlich gemeint. —

Der große Saal lag im Dunkel spärlichen Kerzenlichts, nur auf dem Chor vor der Orgel und auf der Erhöhung am andern Ende des Raumes war es hell. Hier stand ein Pult neben dem Cembalo. Es duftete nach Veilchen und frischem Grün. Lange vor dem Beginn stand Güldenfey, schlicht gekleidet, aber im Schmuck ihrer lichten Schönheit, an der Tür, die Gäste zu empfangen.

Sie kamen leise die weite Treppe herauf und traten scheu spähend an die Tür. Es war ziemlich dunkel darinnen, sah gar nicht nach den funkelnd prahlenden Sälen aus, in denen man festete und feierte; aber so war es gerade recht: eins sah nicht das andre. Man war keinen neugierigen Gafferblicken ausgesetzt, man fühlte sich allein mit den schweren Gedanken, die man am liebsten aus einem Dunkel in das andre trug, und konnte doch des Kommenden harren, dem man alle Sorgen preiszugeben entschlossen war.

»Ist hier das Konzert?«

Wie wußten sie nur, daß sie zu einem Konzert geladen waren? Davon hatte die Verkündigung doch nichts gesagt.

»Gewiß, gewiß; kommen Sie!«

Und Güldenfey führte sie ein und wies ihnen die Plätze an. In Scharen kamen sie! Wenn Onkel Rolf das gesehen hätte! Alte Mütterchen und gebückte Greise; Frauen im Schulterschal, die Schürze vorgebunden; Männer, die das Tuch um den mageren Hals geknotet trugen und denen ein wenig Armeleuteduft aus den Kleidern stieg; magere Gesichter, die in dem Dunkel sorgenvoller Nächte gebleicht waren, und gefaltete Stirnen, die den narbigen Mauern lange belagerter Städte glichen. Doch nicht die offen Gezeichneten kamen nur. Da waren auch die Rentner aus den kleinen Landhäusern, die ihre Öfen mit dem Sammelreisig heizten, das sie im Stadtwald schamhaft auflasen, und die auf den kleinen Blumenbeeten ihrer Gärten mühsam eine geringe Kartoffelernte

hüteten. Da waren auch die Frauen, die das verjährte Festkleid, das ihnen kein Händler mehr abkaufte und das sie doch einst in Glanz und Schimmer getragen, aus dem Schrank genommen hatten, um sich für diesen Abend zu schmücken. Ihre Armut war nicht augenfällig; man mußte auf die Falten um die Augen, auf den eigentümlichen Zug ihres Lächelns achten, um die Wunde zu entdecken, die die zerknitterte Seide verbarg.

»O Herr Oberst, Sie auch!« rief Güldensey.

Er führte seine Frau am Arm, der Kavalier einer vergangenen Zeit, dessen Gruß immer eine Huldigung war.

»Die Feierstunden sind rar,« antwortete Helf. »Man darf sich keine entgehen lassen.«

Zaghaft wie jemand, der heimlich unterschlüpfen will, erschien auch Frau von Ebel. Ihre Augen irrten an den andern vorüber: Oh, so viele Fremde! Aber Güldensey empfing sie und leitete sie behütend an einen verborgenen Platz.

»Wieviel kostet es?« fragte eine dürftige Frau. Ihre Hand suchte emsig in der Tasche.

Güldensey brauchte einen kleinen Aufwand an Worten, um sie zu überzeugen, daß wirklich nichts gefordert würde.

Der Saal war gefüllt, sie standen an den Wänden und in den Gängen und warteten geduldig. In dem schwachen Kerzenlicht fühlten sie sich schon in ausruhender Geborgenheit, und der Atem der Erwartung durchdrang den hohen Raum. Dann kam Jörg. Er trat nicht auf, sondern ging schlicht zum Pult und grüßte die Lauscher mit natürlicher Bewegung.

»Es freut mich, in meiner Vaterstadt zum erstenmal meine Kunst ausüben zu dürfen,« sagte er. »Aber diese Freude wäre nicht völlig, wenn ich Ihnen damit nicht ein Geschenk machen dürfte: ich möchte Sie ein wenig aus dem sorgenvollen Dasein führen.

Es gibt in Flandern alte Städte, um deren Dome und prächtige Gildehäuser immer eine leise Angst und Bangnis ist. So ist auch die große Stadt, die wir Zeit nennen, voll von Ängsten um unser Bestehen, und die meisten sagen, das ist die Wirklichkeit. Die Fieber unsers Blutes erregen uns so, daß wir den großen Pulsschlag des Ewigen nicht mehr vernehmen. Aber glauben Sie mir: das Wirken des Geistes ist allein die Wirklichkeit, und unsre Ängste, Bekümmernisse und Sorgen, das ist nur spukhafter Schein. Folgen Sie mir aus dem Scheinhaften in das wirkliche Leben, und Sie werden glücklich sein.«

Das Cembalo sang in leisen silbernen Tönen, freundlich und heiter wie eine fröhliche Kinderstimme. Ist es wirklich nicht wahr, daß die Sorgen unsrer Tage und Nächte, denen alle diese willenlos überliefert sind, das Wirkliche darstellen? dachte Güldensey. Liegt das wahre Leben doch jenseits des Täglichen, das mit seinen Geräuschen unser Blut beunruhigend füllt?

Sie blickte in die Gesichter der ihr zunächst Sitzenden; ihr schien es, als glättete sich alles, was ihre Züge verhärtet hatte. Sie hörten freilich nur eine feine Musik, aber in ihnen klang das gesprochene Wort nach, das die Töne zur Brücke gestaltet hatte.

Eine Frauenstimme sang ein Lied, das Jörg geschrieben und vertont hatte. Die Sängerin war mit ihm gekommen, und Wort und Ton gingen wie Sterne über die Stadt der Zeit.

Ein Paar blasse Hände lagen in einem Schoß. Sie hatten unruhig gezuckt und wurden nun sanft und gelassen. Ein Mund war hart verschlossen gewesen, als Jörg gesprochen, er war jetzt halb geöffnet wie bei einem Marmorbild, dem der Bildner die Gebärde andächtigen Lauschens verlieh. Stand der Mann vor einem Feuer und schaute im Spiel der Flammen etwas Unsagbares, Fernes? Etwas, das in der Brust dieses Menschen seit vielen Jahren das Lachen verkrampft gehalten, löste sich.

Als die Orgel zu spielen begann, blickte Güldensey nach der Tür. Eine Frau in glatt gescheiteltem Haar — war das nicht Frau Jobst? So war auch sie gekommen, spät, um nicht bemerkt zu werden. Sie preßte sich in den Schatten des Pfostens, sie wollte verborgen bleiben. In Güldensey jubelte etwas, doch sie schaute zur Seite, um die Scheue nicht zu vergrämen.

Der erste Teil war beendet. Jörg trat wieder an das Pult. Er sprach davon, daß das Reich, in das er seine Freunde führe, allen unverlierbar bleiben müsse; sie hätten auch ohne die Musik täglich freien Zutritt zu ihm, denn sie trügen es in sich. »Jeder Mensch trägt das wirkliche Reich des Ewigen in sich wie ein Bild in der Mauernische, doch wir sitzen wie gewinnhungrige Bettler auf den Schwellen fremder Häuser, sorgen uns um Schmutz und Staub der großen Straße und vergessen, daß ein Wind die Düfte unsrer Blütenbüsche verstreut. Von der Heimkehr zu uns und dem Reich, das in uns ist, sollen jetzt die Töne zu euch reden, meine lieben Freunde.«

Ach, wie sie redeten! Da und dort hob sich scheu eine Hand zu den Augen, um die nassen Lider zu trocknen. Nun das Erstaunen vor dem Neugearteten in ihnen verwunden war, ruhten sie aus, und verdorrte Brunnen begannen zu fließen. Türen gingen leise auf, und sie wunderten sich, was alles so lange verborgen war. Träume sprachen, und sie sahen in der Ferne das Gesicht Gottes, das nicht die Härte trug, von der die Menschen immer fabelten.

Wie war es möglich, daß Jörgs Hände den großen Frieden über diese Mühseligen und Beladenen strömen lassen konnten, diesen Frieden, der schwere Lasten in einem Seufzer löste!

Ja, Jörg spielte mit einer Hingabe, wie er sie noch nie in seinem Leben verspürt. Als ob seine Seele in seine Hände floß, so war es. Es war

ihm seltsam ergangen. Während er gesprochen, war es in der dämmerigen Tiefe des Saales plötzlich wie eine Erscheinung vor ihm aufgetaucht: unter der Orgelempore ein Gesicht, das sich aus der Menge weißleuchtend hervorhob. Er hatte immer auf dieses Gesicht blicken müssen.

Malte! Er konnte ihn nicht erkennen, doch er wußte, daß er es war. Der erste Kaufherr der Stadt im Konzert der Armen. Regte sich etwas in ihm, was trotz seiner überragenden Stellung von der großen Armut in seinem Inneren zeugte? Eine Rührung hatte Jörg gepackt, ja, das war die größte Armut: einsam im Glanz frieren. Er spielte nur für ihn. Und ob Malte vorgab, die Sprache der Töne nicht zu verstehen — was diese beseelten Klänge sagten, würde er begreifen.

Ehe Jörg das vorletzte Stück begann, sah er noch einmal auf: das bleiche Angesicht war noch da, aber er sah es nicht mehr, wie es ihm zugewendet war, sondern von der Seite, als neige es sich einem zu. Dann war es verschwunden, und Jörg entdeckte es auch nicht, als er zur Empore schritt, um zum Schluß die Orgel klingen zu lassen. Genug, Malte war gekommen.

Der letzte Ton verhallte. Die Zuhörer blieben auf ihren Plätzen. Jörg trat noch einmal vor und sprach einige abschiednehmende Worte. Dann erhoben sich zögernd einige und schickten sich an, den Saal zu verlassen. Aber sie schritten durch den Mittelgang bis zur Standbühne vor, blieben vor Jörg stehen und sagten ein Dankwort. Und die andern folgten. Es begann ein Zug an ihm vorüber, und alle schenkten ihm einen freundlichen Blick. Das war der Dank der Armen: kein rauschender Beifall, kein lärmender Zuruf, aber ein stilles Grüßen und Neigen. Jörg hätte sich keinen besseren Dank gewünscht.

Als er neben Güldensey heimschritt, legte er seinen Arm in den ihren. Sie traten in das Haus am Markt, daß er sich von Malte und Frauke verabschiede, denn er wollte in der Frühe des nächsten Tages reisen.

Aber Malte war nicht da, obgleich Jörg sich angesagt hatte, und Frauke war seltsam kühl und zerstreut. Ja, Malte war fortgegangen, war wiedergekehrt und aufs neue gegangen; vielleicht war er im Treßhof, sie wußte es nicht.

Verargt sie es uns, daß wir sie ausschlossen? dachte Güldensey. Doch sie hing dem Gedanken nicht nach; sie fand es auch nicht auffallend, daß Malte im Treßhof nicht mehr erschien. Sie hatte so viel Grund zur Freude und wollte das Zusammensein mit Jörg auskosten.

Malte hatte im Schatten des Orgelüberbaues gestanden und gelauscht. Unerklärliches hatte ihn hergetrieben. Nun kam die feierliche Ruhe auch über ihn, und dies Ausruhen war schöner als die schweigsame Stille, die er auf seinen nächtlichen Gängen genoß.

Nein, er verstand nichts von der Musik und hatte diesen Mangel nie bedauert. Doch dieses Ausruhen in Tönen war etwas Besonderes. Hier war keine neuerunglüsterne Menge: diese alle waren gekommen, um wie Flüchtlinge die Verborgenheit zu suchen. Im Grunde trug er die gleiche Wunde wie sie, etwas verband ihn mit diesen geladenen Armen, ihn, den ungeladenen Reichen.

Er fühlte sich von einem seltsamen Staunen befangen, als er Jörg hörte: das war kein Werben um die Gunst der Menge, das war Mitteilen eines königlichen Guts, zu dem er sich verpflichtet fühlte. Wie überragend hoch war dieser jüngste Treß gewachsen, den vor vier Jahren er, Malte, noch so gering bewertete!

Plötzlich fühlte er es kühl auf sich zudrängen wie einen frostigen Luftzug. Eine Bewegung neben ihm entstand. Malte sah unwillig zur Seite. Wer schob sich da heran? Häberle!

»Herr Konsul,« sagte Häberle leise, »ich glaubte, Sie aufsuchen zu müssen. Ein dringendes Telegramm. Usabel.«

Der Name schnitt wie ein Messer in die Stille. Etwas zerriß.

»Ich komme.«

Vorsichtig schob sich Malte durch die enge Zeile, die ihm Häberle bahnte, dem Ausgang zu. An der Tür blickte er noch einmal zurück wie einer, der von einer großen Stunde Abschied nimmt. Wie zärtlich das Cembalo tönte! Wie andachterfüllt diese Menschen in das ferne Reich hineinlauschten! In uns sollte es sein? Nein, es war sehr weit, und in uns war der Unfriede.

Wem gehörten die Augen, die ihn feindlich musterten? Ach, diese Frau Jobst! Ihre Blicke irrten zur Seite, da sie sich begegnet sahen. Er hätte sie ansprechen mögen, ihr irgend etwas sagen können, doch sie wandte sich von ihm ab. Wie hatte Jörg zu ihm gesagt? Du bist kein Wirklichkeitahner. Das Wort brannte plötzlich in ihm.

Doch, doch! Die Wirklichkeit rief ihn. Usabel. Es strömte etwas von diesem Namen auf ihn über, das ihn frösteln machte. Hastig schritt er durch die Straßen seinem Hause zu.

»Sie kommen wohl mit mir, Herr Häberle. Es wäre möglich, daß wir noch eine Bestimmung treffen.«

Das Licht in Maltes Stube brannte. Da lag die Depesche. Malte streifte den Mantel ab, ergriff das Papier und öffnete es nicht; er wog es in der Hand. Dann fühlte er Häberles Blick, und er riß den Heftstreifen auf.

Er las, setzte sich und las wieder.

»Die Interessen unsers Ringes fordern, daß das Gesetz, das die Partei Ihres Herrn Bruders zu fördern sucht und für das sie im Volke Stimmung macht, nicht getätigt wird. Wir erwarten von Ihnen, daß alles aufgeboten wird, ein Zustandekommen zu verhindern. Sie werden wissen,

was Sie zu tun haben. Ich bitte um schnellsten Bericht, daß Sie Ihren ganzen Einfluß aufgewendet haben.«

Der Name Usabel stand wie ein drohendes Handzeichen unter diesen Worten. Malte wandte das kleine Blatt, las noch einmal, dann wurde ihm Häberles Anwesenheit wieder fühlbar.

»Nichts, was augenblickliche Entscheidung verlangt,« sagte er. »Wir sprechen noch darüber. Morgen früh verreise ich auf zwei Tage.«

Er war in Berlin und suchte Harros Behausung, in der er noch nie gewesen war. Sie lag irgendwo im westlichen Stadtteil, der eine Welt für sich bildete und mit dem alten Berlin eigentlich nichts zu tun hatte. Endlose Straßenzüge von der Gleichförmigkeit des triebhaft Gewachsenen, hastende Menschen, Tropfen eines namenlosen Stromes.

Endlich hatte er das Haus an der Grenze eines andern Gemeindewesens gefunden. Er klomm in das dritte Stockwerk empor und fand Harros Karte an eine Tür geheftet. Er läutete.

»Ich möchte Herrn Doktor Treß sprechen.«

Er erhielt den Bescheid, daß Harro nicht daheim sei; es sei unbestimmt, wann er zurückkehre.

»Kann ich ihn nicht erwarten?«

Die Stimme, die ihm aus dem Dunkel eines mit Schränken vollgestopften Flurs antwortete, belehrte ihn, daß Herr Doktor nicht wünsche, daß jemand während seiner Abwesenheit sich in seinem Zimmer aufhalte.

»Ich bin der Bruder, Konsul Treß.«

Ein kurzes Zögern, dann wurde er eingelassen.

Das also war Harros Hausung! Malte empfand eine mitleidige Regung. Konnte jemand sich wohlfühlen in diesen beiden Räumen, mit dem Blick auf die Straßenzeile, durch die in kurzen Abständen lärmend die elektrischen Wagen brausten? Zwischen diesen abgenutzten unpersönlichen Mietmöbeln, die mit den Resten eines schäbigen Putzes bestanden waren, wo alles die Anzeichen des Ungepflegten, Unbedachtsamen trug?

Es war nur denkbar, wenn man erwog, daß der Bewohner dieser Räume ganz seiner Arbeit hingegeben war und den Blick für die Dinge seiner Umgebung eingebüßt hatte. Druckhefte, Zeitungen aller Bekenntnisse waren auf Tischen und Ständern gehäuft; daneben waren Papiere und Stifte zerstreut, um in jedem Augenblick zur Hand zu sein; eine Schreibmaschine stand gebrauchsfertig da, eine begonnene Schreibarbeit lag auf der Tischplatte.

Es war allerdings nicht ratsam, die spähenden Augen Unberufener in diesem Zimmer schweifen zu lassen.

Malte war unruhig umhergegangen, jetzt sah er ein, daß er vielleicht lange werde warten müssen. Er räumte von einem Stuhl Mappen und Bücher fort und setzte sich. Er mußte überlegen, wie er Harro sein Ansuchen nahebringen konnte. Als er in der Bahn das Telegramm zum wer weiß wievielten Male gelesen, war er sich erst der gebieterischen Form der Forderung bewußt geworden: es wurde befohlen, und er hatte zu gehorchen. Gleichzeitig hatte er erkannt, daß Unerhörtes gefordert wurde. Sein Rechtsempfinden empörte sich für kurze Zeit, dann hatte er sich gesagt, daß Befehle nicht nur im Heeresverband ausgeführt werden müßten, sondern in jeder Berufsart. Aber die Schwere seines Auftrags erschien ihm doch drückend. Es war das beste, Harro unumwunden die Sachlage zu erklären.

Er hatte längst seinen Rundgang auf dem Muster des verschlissenen Teppichs wieder aufgenommen, als er des Bruders Stimme draußen vernahm. Man bereitete ihn auf den Besuch vor; ein ärgerliches Wort Harros fiel, dann beschwichtigende Gegenrede, und die Tür wurde geöffnet.

»Malte, ist es möglich!«

Die Gegenwart des Bruders hatte plötzlich seine Empfindlichkeit für das Unzulängliche dieser Umgebung geweckt; er begann mit einigen Griffen aufzuräumen, gab es aber sofort wieder auf.

»Wir hätten uns wie bisher am dritten Ort treffen sollen,« sagte er. »Diese Bude ...«

Malte bedeutete ihn, daß es sich um dringende Angelegenheiten handle. Er bat den erregt umherlaufenden Harro, sich zu setzen, zog seine Mappe zu sich und erklärte, um was es gehe.

Harro hatte erst zerstreut gelauscht, allmählich wurde er aufmerksam. Als Malte endete, bat er sich das Telegramm aus.

»Unverschämt,« murmelte er. »Und darauf gehst du überhaupt ein? Kommst deshalb nach Berlin?«

Malte legte ihm die Bedeutung des Ringes dar, erschöpfte sich in Ausführungen. Er war erleichtert, als er Harro nachdenklich sah.

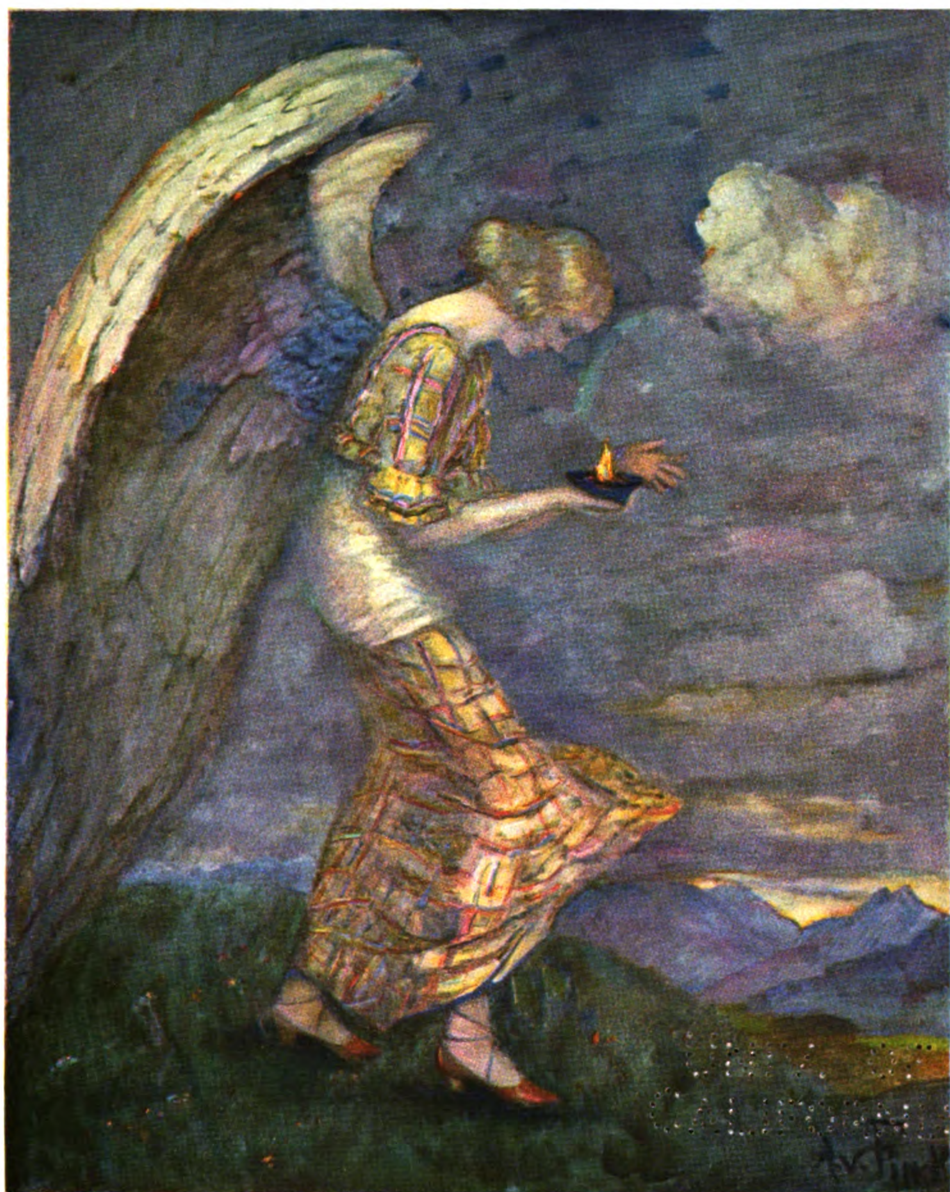
Dieser sprang auf und lief im Zimmer umher, hob Gegenstände auf und legte sie wieder aus der Hand. Endlich blieb er vor Malte stehen. »Kurz, lieber Malte, ich kann nichts in der Angelegenheit tun, gar nichts. Und könnte ich es, so würde ich es nicht tun. Es geht gegen meine Überzeugung. Das Schutzgesetz ist nötig.«

Diese Tonart kannte Malte. Er raffte sich zusammen. »Du weißt, wir sind mit unserm Vermögen dem Ring angeschlossen,« sagte er. »Vergiß dies nicht: wenn man die Machthaber reizt, könnten sie uns preisgeben. Was das in dieser Zeit bedeutet, weißt du.«

Harros Hand strich aufgeregt über seine Stirn. »Malte, was ist mächtiger, das Gesetz oder das Geld?« fragte er.

»Das Geld,« antwortete Malte, ohne sich zu besinnen.

Harro sah ihn einen Augenblick starr an. »Wie?« sagte er. »Das meinst du auch? Ja



Adele von Finck: Engel

so, in gewissem Sinne: es hat in seinen Fängen Presse und Gesellschaft, es bemächtigt sich der Technik, der Wissenschaft, der Kunst. Doch die Partei ...«

»Der Partei nicht?«

»Meinethalben auch der Partei, ja. Aber Ehre und Gewissen stehen über ihm.«

Malte machte eine vielsagende Gebärde.

»Nein, tausendmal nein! Mögen die Lumpe wie Pilze aufschießen, die sich kaufen lassen, es gibt noch genug im Volke, denen ihre innerste Überzeugung etwas gilt. Wir haben einen Krieg verloren, aber Gewissen und Ehre nicht.«

»Ist es unehrenhaft, wenn wir unser Vermögen zu erhalten und zu retten trachten?« fragte Malte.

»Erhalte, doch fordere nicht, das zu tun, was dem Charakter zuwider ist.« Harro erregte sich, seine Stirnadern schwollen an, seine Gebärden wurden unbeherrscht.

»Erhalte, erhalte! Ihr habt mich bisher allein sorgen lassen und zufrieden eure Erträge eingesteckt,« erwiderte Malte bitter. »Nun ihr mir helfen sollt, seid ihr nicht zu finden.«

Plötzlich stand Harro vor ihm, breit, fast drohend. »Ich verstehe dich jetzt erst ganz,« sagte er dumpf. »Du verlangst, daß ich mich vor euren Wagen spanne, du bist mit jenen eines Sinnes, nicht wahr? Ja, sind wir denn noch Brüder? Tragen wir noch den gleichen Namen, den alten ehrenhaften Namen Treß?«

Malte machte eine abwehrende Bewegung.

»Sage, daß ich falsch verstand, daß ich mich irrte, fürwahr, sonst ...«

»Was heißt das, sonst?«

»Ich würde irre an dir werden, Malte, ich würde glauben müssen, du habest dich jenen Verderbern mit Leib und Seele verkauft.«

Malte hatte sich erhoben, sie sahen einander in die Augen. Keiner wagte nachher das, was von einem zum andern sprühte, bei seinem Namen zu nennen.

»Ich muß jede Verantwortung ablehnen,« sagte Malte. »Denke daran, wenn du hörst, daß eine alte Verbindung scheiterte.«

Harros Hand tastete am Rock hernieder bis zu der Stelle, wo das Eiserne Kreuz saß, dann wandte er sich ab. »Mit meinen Werturteilen treibe ich keine Geschäfte,« sagte er schroff.

Malte ergriff seinen Hut. Die Brüder schieden ohne Gruß voneinander.

Zu Usabel, dachte Malte, als er aus dem Hause trat. Er rief einen Wagen an. Doch wo wohnte Usabel? Er gab die Straße auf, in der das Geschäftshaus des Ringes lag; dort war er bereits gewesen.

Man sah ihn erstaunt an, als er begehrte, Herrn Usabel sprechen zu wollen. Als ob er begehrt hätte, den Erzengel Michael zu sehen. Herr Usabel, ja, wo war denn der? Man kannte seinen Namen, man arbeitete für ihn, doch gesehen hatte ihn noch keiner.

»Also Herr Direktor ...«

Malte besann sich auf den Namen nicht und mußte sich ihn erst sagen lassen. Er fühlte, daß seine Zerstreutheit ihn nicht empfehle, und gab sich Haltung. Der Direktor befand sich in einer Beratung; es war unmöglich, ihn zu rufen.

Nach mehrstündigem Warten wurde Malte vorgelassen. Der Direktor ließ sich den Mantel anziehen, als er eintrat, und schien gesonnen, den späten Besucher stehend abzufertigen. Seine verschwommenen Züge waren noch mehr von Arbeit und Vergnügen heimgesucht als damals, da ihn Malte im Treßhof gesehen hatte. Seine mürrische Miene wandelte sich gewohnheitgemäß in glatte Verbindlichkeit, und in übersprudelnder Rede berichtete er, was heute noch seiner warte.

»Man hat von mir schnellen Bescheid gewünscht, und ich komme, ihn zu geben,« sagte Malte. »Sie wissen, um was es geht? Also, ich war bei meinem Bruder: es ist vollkommen aussichtslos, etwas zu erreichen.«

»So, so; schade! Nun, da müssen wir eben andre Wege gehen.«

Der Direktor tat, als wäre der Ausfall dieses Plans ganz unerheblich. Malte stutzte. Verbarg man so die Bestürzung, oder hatte man ihn zu einer peinlichen Sendung befohlen, ohne ihre Bedeutung zu würdigen?

Lächelnd stand der feiste Mann vor ihm und erkundigte sich nach andern Dingen.

»Der Ernst, mit dem das Telegramm abgefaßt schien, hat mich sofort hierhergetrieben,« sagte Malte. »Sie meinen also, die Sache sei für mich erledigt?«

»Nun, da Sie nichts erreicht haben,« sagte der Feiste liebenswürdig lächelnd. »Berichten Sie jedenfalls. Wir sind gewöhnt, mehr als ein Eisen im Feuer zu halten.«

Malte verließ ihn in dem Bewußtsein, sich unnötigen Befürchtungen hingegeben zu haben.

(Schluß folgt.)

Und keiner kann dem andern helfen

Den ganzen Winter stehst du schon
Vor meinem Fenster, kahler Baum,
Und streckst die starren Arme nach mir aus.
So stehen wir uns alle gegenüber,
Uns fast berührend mit den Fingerspitzen,
Nur eine Scheibe zwischen uns!
Du allein und ich allein
In unsrer Wurzel ...
Und keiner kann dem andern helfen!

Leo Sternberg



Die Geburt Christi (Germanisches Museum, Nürnberg; Schule Lochners)

Stefan Lochner

Von Prof. Dr. Hermann Nasse (München)

Laßt uns singen und fröhlich sein
In den Rosen,
Mit Jesus und den Freunden sein.
Wer weiß, wie lange wir hier sollen sein
In den Rosen!

Rosen und alle Sommerblumen erblühen, so lehrt uns die Mystik des Mittelalters, trotz Wintersnot und Winterskälte in jener Nacht, da das göttliche Kind zur Welt kam. Auch Stefan Lochner läßt auf dem Weihnachtsbild der Sammlung v. d. Heydt in Godesberg Blütenbüschel dem Boden entsprießen. Eine kindlich kleine und scheue Maria kniet im blauen, den Körper völlig verbergenden Mantel im stillen Gebet vor dem nackt auf einem weißen Linnen liegenden Neugeborenen. Die Kreuzeszeichen sind dem feinen Gewebe symbolisch eingestickt. Verstreut umherliegende Strohhalme, eine verfallende strohgedeckte Holzhütte mit klaffender Lücke in der Wand aus grobem Weidengeflecht sind Symbole der Armut und Erniedrigung des Menschensohnes. Aber drei Engel im geöffneten Fenster und vier auf den Sparren des Daches singen ihm das Hosianna. Einer verkündet den Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft.

Das ist deutsche Weihnachtsstimmung. Das ist eine der ältesten gemalten Weihnachtskrippen unsers Volkes. Mit diesem Bilde sang sich Lochner in die Herzen seiner kölni-

schen Mitbürger hinein. Rührend, ergreifend schlicht ist das Bild, fast primitiv sind die formalen Mittel. Der Künstler bringt weder Raumanschauung noch runde plastische Körperlichkeit. Er baut die Hütte so auf, daß sie ihm zur wirksamen Folie für die Gestalt der Maria wird und zur unumgänglichen Kennzeichnung der Örtlichkeit. Er bleibt zurückhaltend bis zur Sparsamkeit in der Angabe von Einzelheiten. In der so mädchenhaften Mariengestalt, wie sie zwei bis drei Menschenalter später auch Schongauer und Grünewald noch schufen, dürfen wir Lochners Madonnenideal erblicken. Wohl prägte er dies Madonnenideal nicht als erster überhaupt aus. Aber am Rhein ist er zu Anfang des 15. Jahrhunderts der führende Meister, der Maria noch mit den Augen des Mittelalters erblickt und sie den großen Mystikern, vor allem Seuse, nacherlebt und nachdichtet. Wie es in einer Volksweise von 1421 erklingt:

Ein blühend Reis, des Glückes Hort,
Geziert mit Fleiß an jedem Ort,
Dein Lob ich preis', du süßes Wort,
Maria Königinne.

Angesichts derartiger Gemälde, der »Maria im Rosenhag«, der »Madonna mit dem Veilchen« u. a., begreift man das schwärmerische Entzücken, die Begeisterung der Romantiker. Stellte doch Schlegel Lochner weit über Fra Angelico, auf gleiche Höhe mit Perugino und Raffael!

Ums Jahr 1430 kam unser frommer Maler von Meersburg am Bodensee nach dem heiligen Köln. Wie alt er damals war, weiß man freilich nicht. Als Friedrich 3. in Köln weilte, bekam er einige dekorative Arbeiten in Auftrag. 1442 kaufte er für sich und seine Frau Lisbeth ein Haus in der Budengasse. Zwei Jahre später tauschte er es gegen zwei Häuser: »Zum Carbunkel« und »Zum alten Gryne« ein. 1447 und dann wieder 1450 wurde er als Vertreter der Maler in



Madonna mit den Veilchen



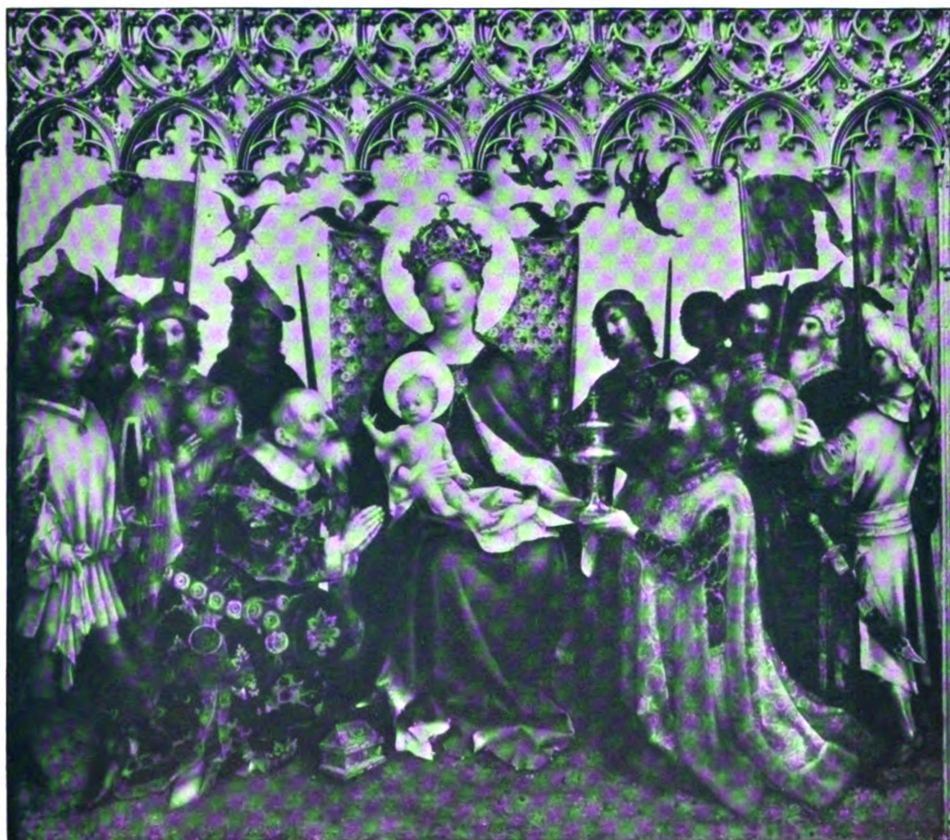
Maria im Rosenhag (München, Pinakothek)

den Rat gewählt. 1451 raffte ihn eine Pestepidemie hinweg; arm soll er gestorben sein. Das ist alles, was man weiß.

Der Oberdeutsche, der einst vielleicht mit Konrad Witz in Berührung gekommen sein mochte, brachte mit sich den frischen und unmittelbaren Natursinn der Bodenseemeister. In Köln traf er auf köstliche Werke von Meistern, mit deren teilweise etwas legendären Namen, wie Meister Wilhelm und Hermann Wynrich von Wesel, die feierlichen Fresken des Hansasaales und der Clarenaltar beispielsweise in Verbindung gebracht werden. Sie alle waren erfüllt von der Glaubensinnigkeit und Glaubenstiefe des versinkenden 14. Jahrhunderts. Vielleicht lebte auch noch der eindringliche Künstler, der nach dem Münchner Bilde der heiligen Veronika be-

nannt worden ist, er, der jene bekannten Madonnen »mit der Wicken- and der Erbsen-Blüte« schuf. Deren Tradition griff Lochner auf, um sie weiterzuführen bis an die Grenze einer neuen Zeit, die sich nach und nach immer entschlossener dem Naturalismus der Niederländer zuwandte. Lochner zeigt sich kaum von ihnen berührt. Keinesfalls von den beiden Van Eyck. Höchstens der gefühlvolle, rückwärts gewandte Rogier van der Weyden käme in Betracht. Lochner ist Übergangsmeister. Er lebt noch völlig in der mittelalterlichen Inhalts-, Gedanken- und Formenwelt. Nur zögernd und schrittweise machte er sich einige von den Neuerungen, die das junge 15. Jahrhundert brachte, zu eigen.

In Köln gab es aber viel Reichtum, Glanz und Kostbarkeiten. Die Zahl jener prunkvollen Erzeugnisse edelster mittelalterlicher Gold- und Silberschmiedekunst, die man in Schatzsammlungen der Sakristeien dort bestaunen durfte, war groß, und ihr Einfluß auf die hohe Kunst ist unverkennbar. Festlich funkelnde, schimmernde Pracht eint sich der milden, weichen Seelenstimmung auch jener Meister am Mittelrhein, die z. B. den Friedberger und den Ortenberger Altar schufen. Aber weit energischer als bei den Kölnern, als bei Lochner ist dort schon um die Jahrhundertwende das Bemühen um das Raumproblem. Auch weiß man geschichtlich mehr von dort. Zwar ist das Dunkel, das zu den Tagen Goethes und der Boisserée besonders über den Anfängen der Kölnischen Tafelmalerei lag, allmählich bedeutend aufgehellt worden. Aber völlige Übereinstimmung über die Quellen, die der durch ihre Lage so begünstigten kölnischen Kunsttätigkeit zufließen konnten, ist auch heute noch nicht zu erzielen. Sicherlich war die Buchmalerei von Einfluß. Sie blühte an den Höfen der burgundischen Fürsten, der Herzöge von Berry, der Engländer. Sie konnte den Kölnern von Frankreich her, von Burgund und England über-



Die Anbetung der Könige



Die Verkündigung

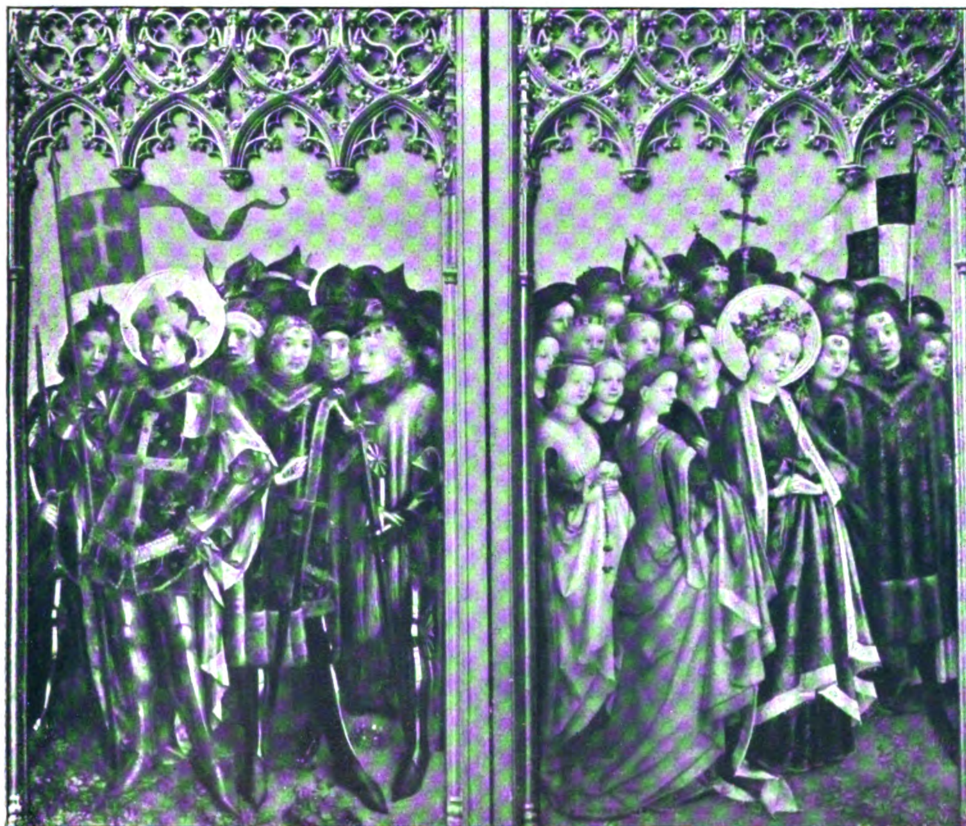
mittelt werden. In der melodischen zarten Linienführung, in der Vorliebe für helle, ungebrochene Farben, in der liedhaften koloristischen Stimmung gehen die Kölner mit jenen Buchmalern überein. Auch bei unserm Meister ist in der Hauptsache von einem linearen Stil, von einem Stil der farbigen Flächen und betonten Umrisse zu reden. Auch bei ihm schwingen diese Linien rhythmisch zusammen, fließen ineinander, fließen in stillen, geraden Parallelen hinauf und hinab. Zwingend müssen aufgebogene Flügel der Krümmung der Fläche folgen. Die musizierenden, anbetenden, blumenpflückenden Himmelsgespielen des Christuskindes sind im weit ausladenden Oval und doch ohne Raumtiefe auf dem Kölner »Rosenhag«-Gemälde ebenfalls überall der Fläche folgend angeordnet. Sie umspielen die minnigliche, holde Gottesmutter, die dort vor zierlich durchbrochener Rosenlaube sitzt. Blumenreiche grüne Rasenzier steht gegen den Goldgrund des von Cherubim aufgespannten visionären Tuches im Hintergrund. Hier haben wir in der Stimmung jene mystische Versunkenheit, von der so oft in Liedern die Rede ist. Es ist, als lauschten wir Seuses Worten in seinem »Büchlein von der ewigen Weisheit«: »Lug, wie die süße Königin des himmlischen Landes, die du so herziglich minnest, mit Würdigkeit und Freuden obschwebet allem himmlischen Heere, geneigt von Zartheit auf ihren Geminnten, umgeben mit den Blumen der Rosen und der Lilien der Täler. Sieh, wie ihre wonnigliche Schönheit Wonne und Freude gibt und Wunder allem himmlischen Heere.« Und es ist zugleich auch unsers Seuse himmlischer Maien mit »allen roten Rosen, kleinen Violen und allen schöngefärbten und glänzenden Blumen, die je Anger oder Heide oder Wald oder Aue hervorbrachten«. Wir haben hier wirklich jenes innere bildmäßige Schauen und jene große Kraft auch der mystischen Maler, das Übersinnliche sinnlich darzustellen. Auf

solche Art entdeckt ein Künstler die Seele des Menschen.

Wenn Lochner in jenem andern Bilde der »Maria mit dem Veilchen«, zu der die Stifterin, Elisabeth von Reichenstein, klein und bescheiden in die Ecke gerückt, betet, seine Madonna anscheinend zum ersten Male in Köln stehend darstellt, so mögen hierfür Vorbilder der Bildhauer, nicht aber der niederländischen Maler, wie etwa Eycks Berliner »Madonna in der Kirche«, anregend eingewirkt haben. Ohne Zwang entsteht dann aus einer stehenden Madonna das Bild der Schutzmantelmadonna, das ja eine beliebte Aufgabe für Bildhauer und Maler werden sollte.

Für die Kirche der heiligen Cäcilie ist dies liebliche Bild gemalt worden. Für die Ratskapelle aber ist Lochners bekanntestes Werk, das »Kölner Dombild«, um 1440 verfertigt worden.

Die in einfach-ruhigen Farben gehaltene, jedoch vor einen schimmernden Goldbrokat gestellte Verkündigung der Außenseite leitet den hoheitsvoll zeremoniellen Vorgang der Innenseite symbolisch-beziehungsvoll ein. Werktags sah der Betrachter die still-intime Verkündigung, an Fest- und Feiertagen die Epiphanie. Wieder müssen die großen Fittiche des verkündenden himmlischen Herolds der Fläche nicht ohne Zwang sich anschmiegen. Wieder ist die Begnadete ein scheues kleines Mädchen. Wie ihr Betpult gemalt ist, das zeigt Verständnis für Perspektive und Raum. Ihr Stübchen dagegen ist denkbar einfach ausgestattet. Mit vollem höfischem Prunk jedoch nahen sich die Könige der jungen Mutter. Ihre Haltung ist von vornehmer Sicherheit, ihr Beten ist gemessen und würdig, ihre Geschenke sind Wunderwerke der Goldschmiedekunst. Maria thront mit ihrem Knäblein vor grünbrokatenem Teppich. In dem zahlreichen Gefolge herrscht freudige Stimmung. Man weiß sich am lang ersehnten Ziel der weiten Wanderung. Untrennbar bilden die geöffneten Flügel ein Ganzes mit dem Mittelstück. Hier werden der Schutzpatron von Köln, der heilige Ge-



Der heilige Gereon und die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen



Die Martyrien der zwölf Apostel (1. Tafel)

reon, der Besieger der Heiden, die mit dem Drachen gemeint sind, und die heilige Ursula mit Papst Cyriakus und Bischof Panthelius, die ihr aus Rom gefolgt sind, Zeugen der heiligen Handlung. Auch Ursulas Verlobter, Prinz Ätherius, ist zugegen. Sie hatte ihn nach Köln gerufen; mit ihr und ihren Jungfrauen sollte er den Martertod teilen. Von



Die Martyrien der zwölf Apostel (2. Tafel)

den Hunnen werden sie alle erschossen. So werden sie zusammen mit dem heiligen Gereon die eigentlichen Vertreter der heiligen Stadt. In den Gewandfarben der Könige im Mittelbild herrscht der Dreiklang von Grün, Rot und Blau. Das erinnert an Roger van der Weydens Dreikönigsaltar für S. Columba in Köln, jetzt in München. Bemerkenswert ist

die Geschicklichkeit, mit der Lochner seine Massen in Gruppen zu gliedern und zusammenzufassen weiß. Auch spielen hier schon Licht und Schatten eine nahezu entscheidende Rolle. Die Reflexe werden beobachtet und notiert, ein Fensterkreuz spiegelt sich beispielsweise in des heiligen Gereon Harnisch. Im grünen Rasen kriecht ein Hirschkäfer, blühen Blumen.

Das ist jene Tafel, die der große Dürer sich einst auf seiner Reise nach den Niederlanden um zwei Weißpfennige aufsperren ließ. Tief ergriff ihn das Schicksal ihres Schöpfers, von dessen Leben er sich kurz berichten ließ.

Der vorzüglich im Kölner Dombild erkennbare starke Sinn für Größe, für Monumentalität, die sich in der stolzen Gemessenheit aller Bewegungen offenbart, ist ein Merkmal für Lochners Stil. Merkmal ist weiter die große plastische Klarheit, die die rundlichen Köpfe mit ihrer überhohen Stirn nahezu übertrieben und aus der Fläche hervorspringen läßt. Kennzeichnend für ihn ist auch seine stete Mäßigung in allen Einzelheiten. Er bringt Hausrat und ähnliche Dinge nur dort, wo sie symbolische Kraft besitzen, wie jenen Hirschkäfer, wie die Agraffe der Maria mit dem Keuschheitssymbol des Einhorns. Immer aber paart sich mit dieser Hoheit der Gesinnung eine milde Süßigkeit der Empfindung, die vor jeder Berührung mit gemeiner Wirklichkeit zurückschrickt, und ein völlig sicher gehender, angeborener Schönheitssinn.

Auch die Darmstädter »Darbringung« ist solch ein Meisterwerk. Vor einem breiten Altarstück mit hohem, bildgeschmücktem, goldschimmerndem Auffatz spielt sich hier die Feier von Mariä Lichtmeß ab. Wir sind nicht in einem Kirchenraum und noch nicht in freier Landschaft unter blauem Himmelsdach. Wir erleben wiederum eine Vision. Denn ein in allen Nuancen des Gold, Blau, Rot spielender Brokatvorhang trennt uns von aller profanen Welt. Aber sofort fällt auf, daß die kleinen Administranten frischer und lebhafter, das heißt natürlicher in der Bewegung, ausgefallen sind. Die Geste Josephs, der nach einem Obulus in seiner Geldtasche sucht, darf volkstümlich genannt werden. Alle Anwesenden stehen fest und sicher auf dem Boden. Die zahlreiche Versammlung rundet sich in



Die Heiligen Antonius, Cornelius, Magdalena und der Stifter



Die Heiligen Katharina, Hubertus, Quirinus und der Stifter



Das Jüngste Gericht

zwei symmetrisch zusammenschwingenden Flügeln nahezu zu einem Kreis. Der Stifter selbst mit seiner ganzen zahlreichen Sippe ist dabei. Wirklichkeit und Unwirklichkeit fließen unmerklich ineinander über. Der Realität dienen auch die an einzelnen Stellen etwas drastischen Farben, die bisweilen sogar knallig zu werden drohen. Sie stehen, am stärksten bei den kleinen Administrantenknaben, im scharfen Kontrast zu Marias blauem Mantel, dem Mittelpunkt und festlichen Akzent des Ganzen. Wie Schwalbenflug und Schwalbenzwitschern mutet das himmlische Gefolge der kleinen Engel an, die wiederum im Gegensatz zu der überirdisch stillen Erscheinung Gottvaters in den obersten himmlischen Sphären für frohe, gelöstere Bewegung sorgen.

Wenn wir hier das »Jüngste Gericht« in Köln einreihen, so möchten wir damit nicht unbedingt jener von der Mehrzahl der Forscher bestrittenen Meinung zustimmen, diese höchst bemerkenswerte Arbeit sei erst am Ende des künstlerischen Werdegangs Lochners entstanden. Wir gestehen offen, wegen der Datierung zu schwanken. Die Weichheit des Vortrages, die durchaus undramatische und so gar nicht realistische Haltung des Gemäldes sprechen für die Jugendzeit. Das Thema selbst jedoch und eine gewisse größere Freiheit der Zeichnung und der sicheren Raumangabe könnten für die Spätzeit zeugen. Unter dem Eindruck der Schrecken jener Pestepidemie könnte es ganz gut entstanden sein, als warnendes und ergreifendes, wenn auch keineswegs sehr grausiges Memento mori.

Es ist wieder eine himmlische Vision, kein apokalyptisches Drama. Wie es die Bildhauerkunst ähnlich in Steinreliefs auszudrücken und anzuordnen wußte, so schließt Lochner seine Hauptgruppe der zum Herrn betenden Maria und Johannes streng reliefmäßig und symmetrisch zusammen. Der Heiland selbst ruft mehr zum Erbarmen denn zum Gericht auf. Das Blau und Rot der Mäntel steht scharf gegen den Goldgrund, der noch immer den Himmel ersetzt. Hoch oben erscheinen Engel mit den Marterwerkzeugen der Passion. Ein mehr drastischer als energischer Kampf entbrennt auf Erden zwischen Engeln und Teufeln um die aus ihren Gräbern steigenden Seelen. Die Engel siegen. Ihnen und der ihnen nun anvertrauten seligen Schar, die in einem schmalen Strom hinaufquillt zu der engen Himmelspforte, um dort einzugehen in das Paradies, gehört das Interesse des Meisters. Er vermag weder die Vertreter der

Todsünden noch die sie zwickenden Teufel sehr abstoßend und besonders fürchterlich zu gestalten. Das Gebaren dieser Teufelsspukgestalten ist drastisch, aber kaum grauenerregend, eher bisweilen derb drollig, ja beinahe ein wenig belustigend. Angelico, der Italiener, und Lochner, der Deutsche, kennen beide keine Laster und keine Bosheit. Die Akte, die Lochner zeichnet, sind dünn, mager und überschlank, durchaus entfernt von rundlicher Körperlichkeit und kaum anatomisch korrekt. Es ist durchaus beachtenswert, daß Lochner, genau wie Angelico, bei bekleideten Figuren den Unterkörper regelmäßig unter der Fülle der Gewandfalten versinken läßt und nur dem Oberkörper, dem Antlitz und den Händen eignes Leben und vollere sinnliche Kraft verleiht. Mimik aber muß oft genug Ausdruck ersetzen, weshalb auch die Bewegung von Händen und Fingern in ihrer betonten Deutlichkeit etwas Gespreiztes, etwas Geziertes und immer etwas Drastisches erhält.

Die zu dem einstigen Mittelbild mit dem Jüngsten Gericht gehörenden Flügel sind abgetrennt worden. Ihre Vorderseiten befinden sich in der Münchner Alten Pinakothek, ihre abgesägten Rückseiten in Frankfurt im Städelschen Institut. Auf den Vorderseiten beten die unbekannten Stifter, selbstverständlich noch immer im kleinsten Maßstab gehalten, zu den Heiligen Antonius, Cornelius, Magdalena, Katharina, Hubertus und Gereon. Die Heiligen stehen jetzt vor dunklem Grund, der einst wohl heller oder golden war. Sie ordnen sich in schon ein wenig gelösterer Haltung zu einer Ellipse und sind farbig nach Alter und Geschlecht wohl unterschieden. Wie Pfirsiche blühen im zarten Schmelz die Wangen der Frauen; dunkel gerötet, toniger sind die Köpfe der Männer, am tiefsten die der Alten. Auf den Rückseiten werden in zwölf einzelnen Feldern die Marter der Apostel erzählt. Aber wiederum fällt solche Erzählung sehr zurückhaltend aus. Lochner kann keine wirklich bösen Schergen schildern und scheut vor Qualen und vor Blut zurück. Wie bei Angelico, zielt auch seine künstlerische Absicht lediglich auf Erbauung und Mitleid. Diese heiligen Männer überwinden in glückseliger Verklärung alle Marter- und Folterqualen und selbst den Tod; diese Schergen scheinen nicht gern kräftig zuzupacken. Sie müssen sich vermummen, müssen fratzenhaft erscheinen, um ihr blutiges Handwerk ausüben zu können.

Auch Stefan Lochner ist, wie drüben in Italien sein Zeitgenosse Fra Angelico, ein Dichter, ein Malerdichter und Romantiker. Wie seinem liebsten Vorbild in der Poesie, wie Seuse, geht es ihm in allem, was sein Pinsel schuf, um das »Sursum corda« (Die Herzen empor): »Wohlauf, ihr gefangenen Herzen, aus den engen Banden vergänglicher Minne, wohlauf, ihr schlafenden Herzen, aus dem Tode der Sünden, wohlauf, ihr üppigen Herzen, aus der Lauheit eures trägen, hinlässigen Lebens! Hebt euch auf zu dem minniglichen Gott!«

Heimweg

Das dunkelste, daran ich nie zu denken wagte,
Liegt schwer und lastend über meinem Leben.
Wenn einmal noch nach mir die tote Mutter fragte,
Um ihres Herzens Güte wieder an mich hinzugeben.

Vergangner Kindheit Glanz und Schwermut ragte
In manche unsrer stillen Dämmerstunden.
O Mutter, wenn dein Mund Gewesnes sagte,
Hab' ich des Daseins Ohnmacht bang empfunden.

Wir helfen, alles Leben weitertragen
Ein kleines Wegstück in die Ewigkeit.
Und bleiben unterwegs, vom Tod erschlagen.
Und unser Ziel — ist weit, ist weit.

Waldemar Waldenburger

Vom kurzen Haar der Frau

Von Dr. Hildegard Felisch

Eine gesellschaftliche Einladung in einen noch fremden Kreis hat an sich schon etwas Aufregendes: Wird man dahin passen, sich unter den neuen Gesichtern wohlfühlen, wie wird man Figur machen? Aber wie genau man sich auch alle Einzelheiten überlege, Kleidung und Schmuck dem vermuteten Charakter des Abends anpasse, zum Schluß bleibt eine Frage offen, deren Lösung nicht vorweggenommen werden kann: Was wird vorherrschen, der Bubenkopf oder das lange Haar, und wird man sich also ohne weiteres in den Kreis einreihen oder schon durch die Haartracht in ganz besonderem Maße auffallen? Denn wenn auch die elegante Welt der Großstadt über die Zeit hinaus ist, wo sie sich über die ersten Bubenköpfe wunderte, wenn auch die Königin von England das kurze Haar für hoffähig erklärt hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß in kleineren Städten, ebenso wie in bestimmten Schichten der Großstadt, auch heute noch der Bubenkopf bei einer Dame als Extravaganz gilt. Das Hamburger Fürsorgeamt hat seinen Beamtinnen verboten, sich das Haar schneiden zu lassen, der ernste und sachliche Charakter des Berufes könnte sonst leiden. Anderswo spricht man aber davon, daß gerade in dieser Mode sich die Vermännnlichung der Frau ausspreche, die durch das Berufsleben so unvermeidlich geworden sei. Kurz und gut, man bewegt sich in Widersprüchen, sowie man dieses Thema behandelt. Nur in einem ist man sich einig: als Mode ist das noch nie dagewesen!



Tänzerin. Griechisch, 5. Jahrhundert v. Chr.; Staatliches Museum zu Berlin



Trauernde Dienerin. Von einem Grabmal aus Attika. 4. Jahrhundert v. Chr.; Staatliches Museum zu Berlin

Aber auch hierin irrt man sich. Es hat eine ägyptische Mode des Bubikopfes und eine französische des Tituskopfes gegeben, und gewisse Kreise haben zu fast allen Zeiten das kurze Haar der Frau bevorzugt, so wie es auch viel häufiger einzelne Damen gegeben hat, die sich unbekümmert um jede Mode ihr Haar stutzen ließen, als man ohne weiteres glauben möchte. Aber wenn man auch zur Ehrenrettung des Bubenkopfes feststellen mag, daß er keine Erfindung des Kurfürstendammes darstellt, zu etwas ganz Gewöhnlichem kann man ihn deswegen noch lange nicht stempeln.

Man braucht zweifellos eine besondere Geste, um sich das Haar zu schneiden, und selbst heute, wo, in der Großstadt wenigstens, schon die kleinen Verkaufsfräulein mit kurzem Haar herumlaufen, erzählt man sich von dem »großen Entschluß«, mit dem man zum Friseur ging, um die Operation vornehmen zu lassen. Denn die Frisur abzulegen, bedeutet, mit einem andern Vorzeichen versehen, dasselbe, wie fremdes Haar aufzulegen: der kurzgeschorene Kopf ist das Pendant zur Perücke. In beiden Fällen



Venusbild aus dem »Mittelalterlichen Hausbuch«, Handbuch des Fürsten von Waldburg-Wolfegg Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

geschieht eine Veränderung mittels eines gewaltsamen Eingriffs, aber der Eingriff hat verschiedene Voraussetzungen und verschiedene Folgen. Ganz abgesehen einstweilen von allen sozialen Komplikationen der Zusammenhänge: die freie Herausarbeitung des Kopfes betont die natürliche Linie der Erscheinung, die Belastung des Haares durch die Perücke schafft künstliche Abstände, sie ist verbunden mit einem Willen zur Herrschaft durch Prunk. Darum hat kurzes Haar von jeher als Zeichen der Trauer gegolten oder auch der Zurückgezogenheit, der Keuschheit.

Aber dies ist nur die äußerlichste Seite, so wie sie sich heute dem unbefangenen Blick darbietet. Wie alle unsre Empfindungen hat sie ihre Untergründe aus frühen, mythologischen Zeiten her. Denn allen Dingen, die vom lebendigen Organismus stammen, wurden zauberische Kräfte zugesprochen, und von jeher ist es vornehmlich das Haar gewesen, das in sich eine überirdische Kraft aufspeicherte, die geeignet war, beleidigte Götter zu versöhnen oder Krankheiten zu heilen.

Aus solchem Aberglauben ist es denn auch zu erklären, daß es in allen alten Zeiten den Toten als Opfer beigegeben wurde. Und sicherlich sind auch die phönizischen Adonisfeiern, bei denen die Mädchen entweder ihre Jungfräulichkeit oder ihr Haar hingeben mußten, so zu verstehen, daß mit dem Haar ein neues Zaubermittel in den Kreis eingeschaltet war. Erst allmählich, mit dem Absterben der volkstümlichen Vorstellungen von dem Kampf der Menschen mit den Göttern, wurde auch der aktive Sinn des Haaropfers vergessen, und statt dessen blieb die Erinnerung an den Zustand zurück, der mit der geheimnisvollen Handlung seinerzeit verbunden gewesen war: die Absonderung vom Täglichen, der Zusammenhang mit dem Tod.

Was steht dort unter der Linde?
Schneeweiß war sie gekleid't,
Und ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn' war sie bereit't.



Äthiopische Nonne



Margarethe von Lothringen
Gestochen nach dem Gemälde van Dycks

Not eine Tugend zu machen. Der Sinn des Vorgangs war längst vergessen. Und die entehrende Bedeutung des kurzen Haares konnte den weiblichen Instinkten auf die Dauer nicht eben viel anhaben. Es gehörte ja zum Geschäft der Sklavinnen, vor den Herren zu tanzen, und Tanz verlangt Schönheit. Die wundervolle Grazie der griechischen Tänzerin (Abbild. S. 389), die Gehaltenheit der Form gewinnt ihren besonderen Reiz durch das lose hinfliegende Haar; die vielen einzelnen Wellenlinien lösen die Konturen des sonst strengen Profils auf, wie das spinnwebdünne Röckchen den vorzüglich gebauten Körper erst so recht hervortreten läßt.

Und so hätten wir die hauptsächlichsten Elemente zusammen, aus denen sich im Lauf der abendländischen Geschichte die gesellschaftliche Wertschätzung des kurzen Haares der Frau ergibt: die keusche Zurückhaltung, die eine Absonderung von dem üblichen Treiben voraussetzt und späterhin umschlägt in eine männliche Note, die soziale Entehrung, die immer wieder einmal aufflackert, und die Betonung spezifischer weiblicher Reize, ihre Ausbeutung zu Zwecken der Liebe.

Aus einer Zeit, die man sich im allgemeinen nur mit langen Gretchenzöpfen vorstellt,

Noch heute tragen die, die der Welt abgestorben sind, die Nonnen, ihr Haar kurz geschoren; die Haube verdeckt dem Beschauer das Symbol ihres Bundes mit Gott, und nur ganz wenige Nonnentrachten geben ihr Geheimnis preis (Abbild. S. 390).

Wie auf den frühen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung der Gott wieder jung und schön wurde durch die Leibesopfer der Menschen, so eignet sich auf den späteren der Sieger die Kräfte seines Gegners an, indem er ihm die Haare abschneidet: die Geschichte Simsons ist noch ein Abglanz aus mythologischer Denkungsart. Den Sinn vergaß man teils, teils vergröberte man ihn, als die Sklaven zur stehenden sozialen Einrichtung geworden waren. Wer Unfreier war, trug das Haar kurz geschoren. Die trauernde Dienerin, die von einem griechischen Grabmal aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. stammt, hat einen Jungenkopf (Abbildung S. 389). Und die vielen eleganten Römerinnen, die für blondes Haar schwärmten, ließen sich von germanischen Sklavinnen den Kopfschmuck kommen, um ihn sich als Perücke aufzusetzen. Ovid tröstet seine Schöne, als sie ihr Haar durch Krankheit verloren hat: bald würde sie schöner aussehen als je, die deutschen Mädchen würden schon dafür sorgen.

Aber schon damals verstand man aus der



Christine von Schweden
Nach einem Stich von J. Falck

ist uns eine sehr merkwürdige Zeichnung erhalten geblieben: das Venusbild aus dem Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg (Abbild. S. 390). Es stammt aus dem 15. Jahrhundert und zeigt uns die ausgelassenste Gesellschaft, wie sie unter dem Zeichen der Venus geboren wird. Oben reitet die Göttin selbst, mit geradezu männlicher Lebenskraft, und ihre Geschöpfe unterhalten sich auf die lustigste und ungezügeltste Weise. Sowohl die Venus in Person als auch eine der liebenden verstanden gewesen mit den Dekreten der Maria Theresia, nach denen der allgemeinen Verwilderung durch eine Sittenkommission gesteuert werden sollte, deren Aufgabe es war, den aufgegriffenen Mädchen die Haare zum öffentlichen Schimpf abzuschneiden.

Das alles sind aber mehr oder weniger Einzelfälle, die allerdings doch wieder eine andre Schattierung in ihrem sozialen Charakter erhalten, wenn man weiß, wie immer von Zeit zu Zeit einige



Handzeichnung aus den Kämpfen Neapels mit dem Direktorium. Um 1799

Mädchen tragen einen Bubenkopf, und es gibt noch mehr Bilder aus der Zeit, die uns die Bräute mit derselben pagenhaften Frisur zeigen.

Das Gegenstück hierzu war denn bald genug die Perücke, für die man sich ebenfalls das Haar abschneiden ließ. Der fromme und sehr empörte Sittenprediger Geiler von Kaisersberg erzählt mit Schrecken von einer Dame in Paris, der ein ausgebrochener Affe während der Prozession den Schleier und die Haube abgezogen hat: »Da sahe yedermann, das sie kal was, und kein har vff den haupt het, die hat todtenhar vffgemacht, treib hoffart mit.« Sicherlich wäre er durchaus ein- Damen der Gesellschaft das Haar gestutzt trugen. Dabei sehen wir von den vielen weiblichen Pagen ab, die aus andern Gründen in eine Jünglingskleidung schlüpften, wie z. B. dem Pagen Gustav Adolfs, der ein Mädchen war, oder der berühmten Figur der Jungfrau von Orleans, zu deren Männertracht selbstverständlich auch das kurze Haar gehörte. Aber die tolle Christine von Schweden, die während ihres ganzen Lebens die Throne Europas wie den päpstlichen Stuhl unsicher machte, ist ein gutes Beispiel, wie der leidenschaftliche Drang, sich herauszuheben, auch auf solche Momente der äußeren Erscheinung über-

greifen kann. In ihrem Alter trug sie das Haar straff und kurz, und auch ihre Jugendbilder lassen sie außerordentlich männlich erscheinen. Wenn auch die Locken halblang bis auf die Schulter herunterfallen (Abbild. S. 391), so denke man doch daran, daß auch die Männer jener Zeit ihr Haar lang trugen. Überhaupt bot die Mode des späten Barock, bei der das Gesicht der Damen von ein paar offen fallenden gekräuselten Haaren eingerahmt wurde, Gelegenheit, auf den Knoten ganz zu verzichten und die Haare frei um den Kopf herumstehen zu lassen. Die schöne Prinzessin Margarete von Lothringen, die Herzogin von Orleans, deren Bild Van Dyck festhielt, trug diesen Pudelkopf (Abbild. S. 391).



Dame aus der Zeit um 1800
Farbstich von Ed. Gosselin

Das Rokoko indessen machte diesen Ansätzen ein groteskes Ende. Es türmte die Perücken zu nie gesehener Höhe und Kunst, und als die Guillotine ihren Trägerinnen den Kopf abschlug, störten die den Henker ebenso sehr wie die langen Haare: die Perücken wurden verbrannt, und der Nacken der verurteilten Damen wurde freigelegt. Es entstand der Tituskopf.

Die grausige Notwendigkeit hatte ihn eingeführt, und wie ihn die Jakobiner erfunden hatten, so ahmten ihn auch ihre Feinde nach (Abbild. S. 392). Es sind todgeweihte Anhänger der Trikolore, die unser Bild auf ihrem letzten Weg zeigt: sie werden zum Schafott geführt. Das Haar ist straff und kurz oder gelockt und sitzt wie eine Mütze auf dem Kopf. Der Nacken liegt bloß da, das Beil findet nun kein Hindernis mehr.

Sei es nun, daß dieser unheimliche Reiz weiterwirkte, der von solchen Gestalten ausgegangen sein mag, sei es, daß die revolutionäre Idee der Empörung von den Jakobinern umschlug auf friedlichere Gemüter und wenigstens im Äußeren sich Luft machen wollte, sei es die einfache Reaktion auf die überkultivierten Formen der Geselligkeit



Pariser Modekupfer. 1806



Madame de Staël
Nach einem Kupferstich von Louis Bouvier (1817)

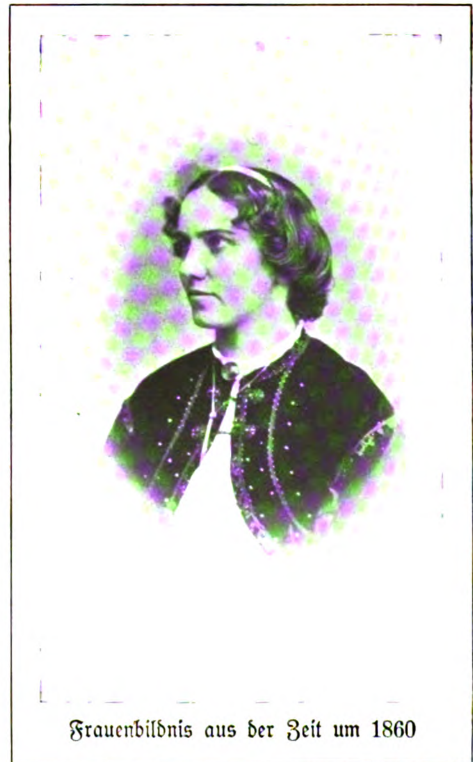
und der Schrei nach Natur, oder sei es dies alles zusammen — kurz, der fürchterliche Hintergrund dieser paar Schnitte einer barbarischen Henkerschere wurde vergessen, und der Tituskopf wurde große Mode, seit der Schauspieler Talma ihn auch in antiken Rollen auf der Bühne eingeführt hatte.

Das süß und etwas melancholisch verliebte Mädchen (Abbild. S. 393) trägt ihren runden Krauskopf so weiblich und jungfräulich wie nur möglich, und der Friseur, der den Damen den Chignon empfiehlt, benutzt den Tituskopf als das Selbstverständlichste von der Welt (Abbildung S. 393 unten).

Indessen höre man die wütenden Schmähworte eines späten Kollegen Geiler von Kaisersbergs, der einen »Anti-Titus« mit dem schönen Motto: »Eine Frau ohne Haare ist eine entblätterte Rose« verfaßte: »Was für eine Mode beleidigt unsre Augen! Eines Tags wird man es nicht glauben können, daß je so etwas existiert hat! ... Was für abenteuerlichen Gestalten begegnet man, seit sich diese Mode eingebürgert hat! Mit bloßem Kopf gehen sie auf die Straße, bei Wind und Wetter, in diesem schönen Aufzug! Seht diese Frau, sie läuft im Regen, die Haare sind straff und naß! Welch ein Skandal! Welche Abgeschmacktheit!« So seufzt der Gute. Und resigniert fährt er fort: »Die Gewohnheit, sich der feuchten und kalten Luft auszusetzen, den Kopf auch bei schlechtestem Wetter bloß zu tragen, kann den Damen verhängnisvoll werden. Aber was nutzt es, sie an den Wert ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ja ihres Lebens selbst zu erinnern, wenn es sich um Dinge der Mode handelt?«

Er hatte recht. Sein besorgter Ruf hat keine Dame gerührt, und gewiß war es nicht seine Predigt, die dem Tituskopf den Garaus machte. Er wurde langweilig, und man sah ihn nicht mehr alle Tage. Als Mode wich er dem griechischen Knoten, aber als Haartracht besonders hervorragender Frauen hat er sich das ganze Jahrhundert über gehalten. Das geistreiche Bild Madame de Staëls (Abbild. S. 394) drängt sich auf; die freie Haltung ihres schönen Kopfes ist sicherlich bedingt durch das ganz Unbehinderte ihrer Frisur. Als späteres Beispiel mag das Bild (Abbild. S. 395) einer interessanten Freundin Gustav Freytags gelten. Wie man weiß, trug auch Cosima Wagner in ihren späteren Jahren die Haare kurz. Leider gibt es kein Bild von ihr aus dieser Zeit, das ihren Kopf frei wiedergibt.

Aber im allgemeinen galt gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das kurze Haar als männliches Requisit, und es lief zunächst einmal jedes weibliche Wesen, das sich die Haare stutzen ließ, Gefahr, unter die »Emanzipierten« gerechnet zu werden, was nicht gerade immer als Schmeichelei galt. Brille, dicke Zigarre und Quadratstiefel schienen den politisierenden und studierenden »Blaustrumpf«



Frauenbildnis aus der Zeit um 1860

auszuzeichnen, und die armen Männer hatten mit Recht Angst vor diesen unnatürlichen Geschöpfen der Witzblätter, die das Kochen und Kinderwiegen über den höheren Dingen vergaßen.

Inzwischen sind diese ersten Eindrücke einer emanzipierten Frauengeneration vergessen, und heute spielen die kleinen Kinder mit dem amüsanten kurzen Schopf ihrer Mutter.

Wie der Tituskopf seine Entstehung als Mode der französischen Revolution verdankte, so stammt der Bubenkopf aus der großen russischen Revolution. Bei dem schwer wütenden Typhus verloren unzählige Frauen ihre Zöpfe, und sie waren gezwungen, die kunstvolle Frisur aufzugeben. Dazu kamen die vielen andern gesundheitlichen Gefahren, denen bei bequemerer Haartracht besser vorzubeugen war. Und schließlich haben sich ja auch ganze Frauenregimenter gebildet, die unter rotgardistischer und auch gegnerischer Flagge fochten, so daß von selbst die Betonung des männlichen Elements in Kleidung und Haarschnitt zur Verbreitung der neuen Geste beitrug. Die russische Gesandtin in Norwegen, Alexandra Kollontai (Abbildung S. 395), ist wohl als eine der ersten Damen in der europäischen diplomatischen Gesellschaft mit dem Bubenkopf erschienen.



Aufn. Graudenz, Berlin

Alexandra Kollontai

Immerhin galt im westlichen Europa kurz nach der Revolution die Frau mit kurzem Haar zunächst ohne weiteres als Anhängerin der sowjetistischen Ideen; in Berlin z. B. war sie noch vor wenigen Jahren auf das Café des Westens beschränkt, wo sie denn auch weidlich von staunenden Bürgern betrachtet wurde. Als große Mode setzte sich der Bubenkopf erst durch, als die amerikanische Welle ihn herüberbrachte, und als die Lady zeigte, daß er nicht nur intellektuell oder revolu-



Daisy Spieß (Staatsoper in Berlin)

tionär, sondern auch elegant aussehen kann. Man sagt ja, der Einfluß des Klimas drüben verleihe dem Amerikaner immer mehr indianische Züge. Und so mag auch die Vorliebe für das straff zurückgekämmte und kurzgehaltene Haar eine Anlehnung an das Indianertum sein. Aber wie man auch die Entstehung der amerikanischen Bubenkopfmode erklären mag, für ganz Europa ist sie entscheidend geworden.

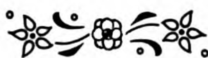
Das Ballett der Königlichen Hofoper hatte sich die Haare künstlich gekräuselt, toupiert und frisiert. Rundlich, tadellos präzise und konventionell geschult, wie die Tänze der Dell'Era waren, so saß auch ihre Frisur. Es war alles hervorragende Technik, aber ohne innere Bewegung. Cléo de Mérode und die Duncan ließen die Haare weich gescheitelt fallen, so wie ihren Gesten das entsprach. Auch hier war viel Mache, ihre Süßigkeit hatte nichts Überzeugendes. Die modernen Tänzerinnen verbinden mit hervorragender Technik innere Grazie und Leidenschaft, der Fluß der Bewegungen erfaßt den gesamten Körper und findet seinen konzentrierten Ausdruck in jeder einzelnen Linie. Das Bild der Daisy Spieß (Abbild. S. 395) mag als Beispiel dafür gelten, wie gerade die Kürze des Haares zur Verstärkung der Gesamthaltung beiträgt, ja eine neue Gebärde geradezu herausfordert. Man denke sich dieselbe Stellung mit langem Haar oder einer aufgesteckten Frisur — unmöglich!

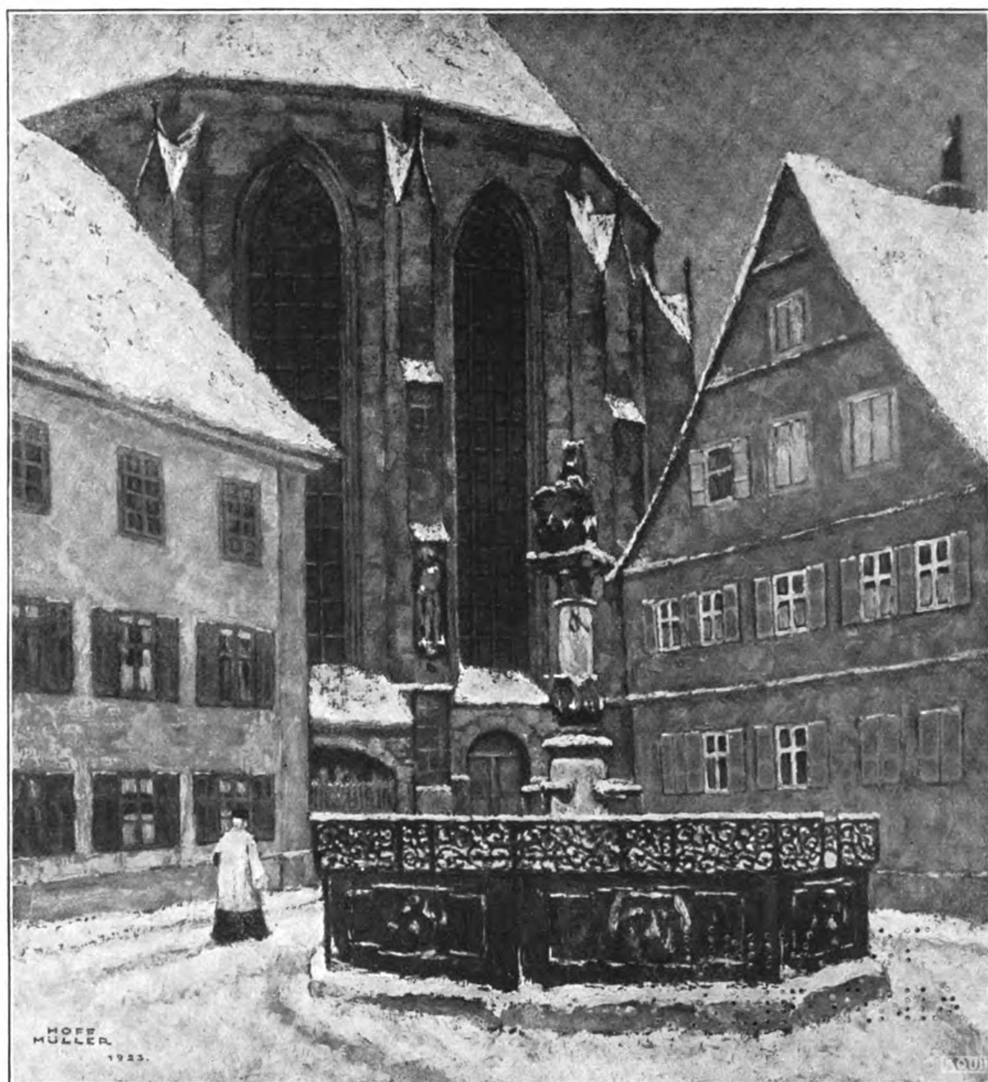
Zum Schluß noch ein Blick in die Welt des Films. Die muntere Xenia Desni (Abbildung S. 396) weiß sehr wohl, daß ihr der Bubenkopf gut steht, und wenn sie gewiß weit entfernt davon ist, einen nonnenhaften Eindruck zu machen — männlich sieht sie erst recht nicht aus. Es ist schon so: es liegt im Stil unsrer Zeit, das, was ausgedrückt werden soll, auch prägnant zu sagen, die Konturen scharf zu ziehen, selbst auf die Gefahr der Übertreibung hin. Der Konkurrenzkampf züchtet das Spezialistentum nicht nur auf rein sachlichem Gebiete, und neben der beruflichen Typisierung des Mannes hat sich auch eine immer reichere berufliche Nuancierung der Frau durchgesetzt, die ihre ganze äußere Erscheinung mitergreift. Gesellschaftskreise, in denen das junge Mädchen nach Beendigung der Schulzeit noch zu Hause bleibt, bevorzugen auch heute noch das lange Haar. Hier wird der Natur noch so wenig wie möglich ins Handwerk gepfuscht, die prägnante Linie ist nicht nötig und also auch nicht begehrt. Und ähnlich ist es in den Berufen mit ausgesprochen mütterlich-weiblichem Charakter, wie in der Krankenpflege oder der sozialen Fürsorge. Hier soll sich das Universelle, Liebenswert-Verbindliche der Frau betätigen, und soweit diese Art Arbeit noch mit vorzüglich karitativer Einstellung verbunden ist, wird sich hier auch noch die Gewohnheit des natürlichen Haarknotens halten. Im übrigen wird sich vorerst der Bubenkopf nicht nur weiterhin durchsetzen, sondern auch immer mehr spezialisieren, er wird sich nach der Mode richten und entweder kraus oder glatt sein, etwas länger oder etwas kürzer geschnitten, nach hinten gestrichen oder die Stirn beschattend. Und er wird immer mehr als Mittel ausgebildet werden, anzudeuten, was seine Trägerin der Mitwelt von sich zu sagen wünscht.



Xenia Desni in dem Ufa-Film »Die gefundene Braut«

Was dann aber kommt, wenn sich der Stil des Lebens ändert, nicht nur die Mode — das mögen die entscheiden, die diesen Stil einst schaffen werden.





Reinhard Hoffmüller: Aus Dinkelsbühl

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1925

Das Märchen von der großen Freude

Zu Weihnachten erzählt von Walther Nithack-Stahn

Es war heuer kein Weihnachtswetter. Kein Krümchen Schnee auf den Fluren, kein Schellengeklingel, kein schwebender Läufer auf spiegelndem Eis. Voreilig warm, fast frühlingsmäßig schien die tiefstehende Sonne durch das kahle Gezweig auf die schmutzigen Gassen.

»Kein Weihnachtsgeschäft!« murrte der Ladner, der in Hemdsärmeln in der offenen Tür stand, und rechnete im stillen, wieviel mehr warme Socken und Schlittschuhe gekauft worden wären, wenn nicht alle Ordnung der Natur verkehrt wäre. »Keine Weihnachtsstimmung!« meinte selbst der Pfarrer, der vor seinem Schreibtisch auf und ab schritt und den Anfang der Predigt nicht fand, der sonst »Winterfrost und Dunkel deckt die Erde ...« lautete.

Ganz unweihnachtlich war auch dem Buchbinderlehrling Jakob zumute — ich weiß nur den Vornamen, bei dem er gerufen wurde —, der dort im Sonntagsanzug aus dem alten einstöckigen Hause trat, als wolle er einen Spaziergang machen. Die Ursache war ein Wortwechsel, den er soeben mit dem Meister gehabt, und der Grund dazu die Frage, die er an ihn gerichtet hatte: »Was ist eine große Freude?« Und das kam so: Im Ladenfenster des Meisters stand seit einiger Zeit ein buntes, auf Pappe gezogenes, zusammenfaltbares Bildchen von dem Stall zu Bethlehem. Man sah in seinem Inneren Maria vor dem Kinde in der Krippe knien, dahinter Joseph stehen, daneben Ochs und Esel; über dem Dache einen kometartigen Stern und die Inschrift: »Siehe, ich verkündige euch große Freude!« Niemand hatte das Bild gekauft, obwohl es nur wenige Groschen kostete; es sah schon etwas verstaubt aus. — Nun war erster Feiertag. Der Heilige Abend war wie jeder andre vergangen. Einen Christbaum hatte es nicht gegeben. Die Meistersleute waren alt und kinderlos. »Was soll uns der Firlefanz?« meinte der Mann und arbeitete wie gewöhnlich bis zum Feierabend, während schon die Glocken zur Christmette läuteten. Da hatte Jakob, der gerade an der Heftlade hantierte, innegehalten, war zum Schaufenster gegangen und hatte das Bethlehembild herausgenommen. Er stellte es, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch, holte ein Lichtstümpfchen, zündete es an und setzte es hinter das Bild, daß durch den offenen Hintergrund ein geheimnisvoller Glanz auf das Krippenkind fiel. Der Meister schielte über die Brille darauf und knurrte irgend etwas in den grauen Bart. Jakob aber stand eine Weile in Betrachtung, als sähe er das da zum erstenmal. Plötzlich fragte er: »Meister — was ist eine große Freude?« Er mochte den Alten nicht eben leiden, aber er traute ihm große Klugheit zu, weil er alle Bücher, die er einband, zuvor las.

»Wer dumm fragt, braucht keine Antwort,« murrte jener.

»Eine große Freude, so denke ich, muß eine ganz reine sein. Ob es die gibt?«

»Weiß ich's? Ich hab' noch keine gehabt.«

»Aber hier steht es doch zu lesen.«

»Kinderspielzeug ... Märchen sind das.«

»Warum erzählt man den Menschen solche Märchen?«

Der Meister schlug ärgerlich mit der flachen Hand auf die Pappe in seinem Schoße. »Hör' auf! Lauf in die Kirche, wenn du's wissen willst!« ...

Das hatte Jakob nicht getan, sondern war gleich nach dem Abendessen auf seine Kammer gegangen. Die halbe Nacht hatte er wach gelegen und gegrübelt. Er mußte dem Meister recht geben: er konnte sich auch nicht entsinnen, eine große Freude erlebt zu haben. Aus der Kinderstube war er ins Leben hinausgestoßen worden, fort von Vater und Mutter, von denen er kaum wußte, ob sie noch lebten. Einsam war er in der fremden Stadt, zwischen den beiden Alten, von denen der eine mürrisch, die andre wehleidig dahinlebte. Bei einer großen Freude aber, so dünkte ihn, müßte man hell auflachen können.

Nun trat Jakob in die Nachmittagshelle des Weihnachtstages hinaus. Er hatte nach des Meisters Wort »Freiheit zum Faulenzen« und konnte ausbleiben, so lange er wollte. Im tiefsten Grunde seiner Seele aber hatte er etwas andres vor als Nichtstun. Er wollte suchen, ob er irgendwo eine große Freude fände. Denn das war ihm klar: fände er sie an diesem Tage nicht, so gäbe es keine.

Er schlenderte durch die gewundene Gasse, wo hinter manchem Fenster Tannengrün schimmerte, auf den Marktplatz, auf dem sich sonst das Leben der kleinen Stadt abspielte; wo man alltags kaufte und verkaufte, Sonntags sich bei Musik und festlichen Umzügen belustigte. Heute lag er fast menschenleer da;

die meisten Bewohner feierten ihre Weihnachten wohl in ihren vier Wänden.

Nur in einem Gasthause, dem besuchtesten der Stadt, war es lebendig. Lautes, vielstimmiges Gelächter scholl durch die offene Tür. Da sind sie fröhlich, dachte Jakob, und die Wißbegierde trieb ihn, diesem Vergnügen nachzugehen. Er trat in den Saal ein, in dem eine Gesellschaft junger feingekleideter Männer und Frauen um eine lange Tafel saß, und ließ sich unbeachtet in einer freien Ecke nieder. Augenscheinlich waren die Leute in höchst aufgeräumter Stimmung. Sie lachten, schwatzten durcheinander, stießen mit den Weingläsern an und bliesen bläulichen Rauch in die Luft, der wie eine streifige Wolke über ihnen schwebte. Die Gesichter waren erhitzt, die Augen brannten. Aber dem jungen Herrn, der an der Spitze der Tafel saß und ersichtlich den Ton angab, schien all die Fröhlichkeit noch nicht genug zu sein. »Kinder,« rief er, »es fängt an, langweilig zu werden! Laßt uns ein Lied singen!«

Jemand schlug vor: »Stille Nacht ...«, was als guter Witz belacht wurde.

Nach mancherlei Scherzen einigte man sich auf den Gesang »Freut euch des Lebens«. Aber es wurde so lärmend und ungeordnet angestimmt, daß man es bald wieder abbrach. Der Vorsitzende verbarg seinen Ärger hinter lustiger Miene. »Ihr Stockfische, wenn ihr nicht singen könnt, bleibt nur das Tanzen übrig.«

Das wurde mit großem Beifall aufgenommen. Schnell wurden Tische und Stühle beiseitegeschoben, und zum Klange eines aufgezogenen Kastens drehten sich die Paare ernsthaft und eifrig in den abgezirkelten Bewegungen, die damals für Tanz galten.

Jakob aber, der das alles mit Aufmerksamkeit beobachtete, fragte sich im stillen: Tun sie das, weil die Freude sie dazu treibt, oder treiben sie es, um Freude zu haben? In jedem Falle: die *große* Freude ist es nicht!

Er zahlte den Trank, den er nicht angerührt hatte, und ging unbemerkt von dannen.

Auf der Straße spielte ein Schwarm von Kindern. Jakob hörte sie schon von ferne jubeln und tollen und dachte bei sich: Ja, die Kinder! Die haben noch das Zeug zur wahrhaftigen Freude! Steht nicht irgendwo, daß ihnen der Himmel gehört? ... Mit solchen erwartungsvollen Gedanken näherte er sich der munteren Schar. Da schwenkte ein größerer Knabe ein Spielzeug in Gestalt eines kleinen ausgestopften Bären, den er einem andern entrissen hatte. Ängstlich lief ihm der Besitzer nach, der Stärkere aber warf den Bären hoch im Bogen über ihn hinweg, daß er in eine Pfütze fiel. Schallendes Gelächter auf allen Seiten, während der Kleine weinend mit seinem beschmutzten Weihnachtsgeschenk davonlief. Sagt nicht ein Sprichwort, daß Schadenfreude die reinste von allen sei? Wie grausam kann Freude sein! ... Kopfschüttelnd, tief enttäuscht ging Jakob weiter.

Da fesselte ihn im Vorübergehen ein anmutiges Bild. Hinter einem geöffneten Fenster zu ebener Erde saß eine junge Frau, ein Kindchen im Arme, dicht vor den Zweigen eines winzigen, mit buntem Flitter behängten Christbaums. Das Kleine bog sich mit ausgestreckten Händchen dem Baume entgegen, um eine glänzende Kugel zu erhaschen, aber die Mutter zog es an ihre Brust zurück und drückte es an sich, indem sie ihren Kopf wie schützend auf den seinen legte. Das wiederholte sich mehrere Male — ein holdes Spiel.

Das Fenster war so niedrig, daß Jakob dieses stille Glück aus nächster Nähe betrachten konnte. Plötzlich sagte er laut vor sich hin: »Wenn das nicht echte Freude ist ...« Die Frau fuhr erschrocken herum und sah ihn mit großen Augen an.

»Erlauben Sie mir, bitte, daß ich mich mit Ihnen freue, Sie Gesegnete. Aber warum ziehen Sie das Kind immer von dem Baume zurück? Es möchte die Kugel haben.«

Jetzt überflog ihre Augen eine tiefe Traurigkeit. »Wenn Sie es wissen wollen — sein Vater hat sich einmal an fremdem Gut vergriffen. Und jedesmal, wenn dieser seine Hand begehrlich ausstreckt, überfällt mich die Sorge ...« Und sie preßte von neuem das Kind an sich und legte ihre Wange auf seinen Scheitel.

Wie vom Donner gerührt stand Jakob eine Zeitlang und ging traurig weiter.

Er stieg eine ansteigende Gasse hinauf und traf auf ein geschmackvoll gebautes Landhaus, an das sich eine mit hohen Scheiben verglaste Halle anschloß. Hier wohnte der Stolz des Städtchens, der berühmte Bildhauer, der aus Steinen Menschen schuf. Jakob sah ihn zufällig in seiner gläsernen Werkstatt vor einem weißen Bildwerk stehen, in dessen Anblick versunken.

Muß das eine tiefe Freude sein, so etwas vollbracht zu haben! Er hatte vor einiger

Zeit ein Buch gefunden, das Abbildungen von den Werken dieses Künstlers enthielt, und ihn glühend beneidet.

Er zögerte eine Weile, bis seine Sehnsucht die Befangenheit überwunden hatte. Dann drückte er an der Hausklingel und bat, vorgelassen zu werden.

Der Künstler stand in weißem Mantel, Meißel und Hammer in den Händen, und sah zu dem marmornen Heldenbild auf, das starr und feierlich einen großen Staatsmann verewigte. Er umschritt es prüfend von allen Seiten, hielt eine Hand über die Augen, das Licht abzublenden, und maß es immer von neuem.

»Muß das eine tiefe Freude sein, so etwas vollbracht zu haben!« sagte Jakob.

Der Bildhauer, der ihn bis dahin kaum beachtet hatte, warf ihm einen wohlwollenden Blick zu. »Möchten das alle Betrachter einmal finden,« meinte er lächelnd.

»Und wenn es niemand fände — haben Sie nicht allein die große Freude daran?«

Da legte ihm der Meister die Hand auf die Schulter: »Junger Mann, die Freude ist zweifelhaft. Je mehr ich das Ding beschaue, desto deutlicher wird mir, wie jedesmal: das Letzte, was ich herausbringen wollte, ist nicht geworden. Der Herrgott soll, als er die Welt geschaffen hatte, sie gut befunden haben. So ist der allein selig — wenn er es ist und nicht auch gar manches auszusetzen hat. Sie sind noch sehr jung, mein Freund. Bleiben Sie so.« Damit ließ er seine Schulter los, und Jakob schlich verstört hinaus.

Er verließ jetzt die Stadt und schritt ins Freie davon, dem Walde entgegen, der wie eine dunkle, hochgeschwungene Mauer sich auf den Hügeln vor ihm türmte. Er war fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis er die große Freude gefunden hätte. Er hatte seinen Wochenlohn in der Tasche, dazu ein bares Geschenk seines Meisters zum Christfest, und war überzeugt, so lange damit zu reichen, bis er am Ziele sei. Und sollte er dieser freudlosen Stadt für immer den Rücken kehren.

Bald nahm ihn der Wald auf; wie ein feines Spitzengewebe verschlangen sich hoch über ihm die kahlen Buchenwipfel, und vor den Füßen raschelte das welke Laub. Da und dort stand ein haushoher Weihnachtsbaum dazwischen, und die untergehende Sonne entzündete auf den Zweigen tausend goldene Lichter.

Bei einer Wendung des Weges sah er vor sich her ein junges Paar wandern. Er hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt, sie den Kopf an seine Schulter. So zärtlich aneinandergeschmiegt, schienen sie ganz verwachsen und in sich versunken. Jakob hatte dergleichen kaum einmal gesehen, geschweige selbst gekostet. Sein Jünglingsleben war bisher in der dumpfen Werkstatt verlaufen, die Feiertage in Langerweile. In lustige Gesellschaft oder zum Tanz zu gehen, fehlte ihm der Mut. Die freien Stunden füllte er am liebsten mit dem Lesen der Bücher aus, an denen niemals Mangel im Hause war. Da hatte er oft mit heißen Augen von der Liebe gelesen, die des Lebens Sonne und Wonne sei — ja, sagten das nicht alle Dichter, die es doch wissen mußten?

Wie ein Jäger dem Wilde nachschleicht, so ging Jakob behutsam den beiden Verliebten nach, sie auszuforschen. Jetzt blieben sie stehen, unter einer mächtigen Buche breitete er seinen Mantel aus und zog sie neben sich nieder, umschlang und küßte sie. — Jakob war, um nicht gesehen zu werden, zur Seite hinter die Bäume getreten. Nun tappte er, vorsichtig das trockene Laub vermeidend, in großem Bogen durch den Wald und näherte sich, durch den breiten Buchenstamm gedeckt, von hinten dem Paare. So nahe war er, daß er ihre leisen Liebesworte verstehen konnte.

Wahrhaftig! Hier war — wie sagte doch ein Dichter? — ein Augenblick, gelebt im Paradiese!

Da hörte er das Mädchen sagen: »Aber wirst du mich auch immer lieben, immer und ewig?«

Der Mann lachte auf. »Das fragst du mich heute zum zehntenmal. Was soll ich antworten als: Ja, ich liebe dich! Was Ewigkeit ist, weiß kein Mensch.«

Darauf war ein langes Schweigen, während die Sonne zwischen den Zweigen verglühte.

In Jakobs Brust hämmerte es, sein Kopf brauste. Er hätte aufschreien mögen: Also das — nennt ihr Liebesseligkeit?! Eine Rosenblüte, zernagt von Zweifel, bedroht von der Vergänglichkeit?

Plötzlich eilte er nach rückwärts davon, mitten durch knackendes Unterholz, hörte nur lauten Ruf hinter sich her, ohne Weg und Steg in die Tiefe des Waldes, bis er sich erschöpft auf einen abgesägten Stumpf niederließ. Tiefe Stille rings zwischen den hohen

Baumsäulen im Silberglanz des scheidenden Tages, kein Luftzug, keine Regung des Lebens — da ging es ihm wie eine Erleuchtung auf: Nicht bei Menschen ist die große Freude zu finden! Suche sie fern von ihnen in der Natur! In feierlicher Einsamkeit, im Segen der Sonne, der befruchtenden Wolken, der erfrischenden Winde ... Wie stolz und froh steigt diese Rieseneiche auf! Wie unverwüstlich wuchert das Moos zu ihren Füßen! Hier ist alles an dem Platze, wohin es durch seine natürliche Art gehört. Darum hier überall die stumme Freude der tiefen Befriedigung, die auch uns Unruhevollen Frieden gibt. Darum haben die Weisesten von jeher die Welt der Menschen verlassen und sich der Natur in die Arme geworfen. —

Mit solchen Empfindungen kniete Jakob nieder und umfaßte mit liebender Inbrunst die bemoosten Wurzelpfeiler der gewaltigen Eiche ...

Da hoch über ihm ein wildes Rauschen, ein kläglicher Schrei, und wieder ein Rauschen — aufblickend sah er einen flügelspreizenden Raubvogel, der, ein zappelndes Etwas, wohl ein Eichkätzchen, in den Fängen, davonflog.

Entsetzt fuhr er auf, starrte fassungslos gen Himmel — zerrissen alle Weihestimmung, alle heilige Freude — und wie gejagt von Grauen, lief er quer durch den Wald, stolpernd, keuchend der Lichtung zu, die fern sich auftat ...

Da war eine Straße, und dort an der Grenze des Waldes ein niedriges Dach. Er wußte: dort wohnte abseits von Stadt und Dorf der alte Sonderling, der in der ganzen Umgegend bekannt war. Man munkelte: ein Hochgelehrter, der ob seiner wunderlichen Meinungen des Amtes enthoben war. Aber im Volk galt er als Alleswisser. Dazu als Wundertäter, der alle Gebrechen Leibes und der Seele durch bloßen Zuspruch heilte.

Mit raschem Entschluß nahm Jakob die Richtung auf das einsame Haus, das hinter verwildertem Garten versteckt lag. Schritt an einem wütend kläffenden, struppigen Hunde vorüber, der nicht den Eindruck machte, als ob er eine Stätte des Glücks bewache, und stand vor dem Gesuchten. Der alte Einsiedler war in der rauchgeschwärzten Küche am Herde beschäftigt, wohl sein Nachtmahl zu bereiten. Wie er da über dem flackernden Feuer unter dem rußigen Rauchfang in einem Topfe rührte, erschien er Jakob wie ein Hexenmeister in gruseligen Geschichten.

Der Widerschein des Herdfeuers loderte aus den schwarzen Augen des Greises, als er unwirsch sagte: »Heute ist Feiertag. Sind Sie ein Kranker oder ein Bettler, der so zur Unzeit kommt?«

»Weder dies noch das. Ich möchte Sie nur etwas fragen.«

Der Alte nickte befriedigt. »Das ist eine Seltenheit. Und darum sei's gewährt.«

»Ich bin auf der Suche nach einer großen Freude. Gibt es eine solche, und wo findet man sie?«

Ohne sich im Umrühren stören zu lassen, erwiderte jener: »Auf der Suche sind wir alle. Ich habe es nun achtzig Jahre durchgemacht, und ich sage Ihnen: eine große Freude müßte ganz ungemischt sein —«

»Das meine ich auch,« warf Jakob eifrig dazwischen.

»Die aber gibt es nicht, so wenig es reines Wasser auf dieser schmutzigen Erde gibt.« Er machte eine Pause und ließ Jakob in seiner tiefen Betroffenheit stehen, indem er in seinem Topfe weiterrührte. Dann fuhr er, ohne sich umzuwenden, fort: »Aber trösten Sie sich: eine vollkommene Freude würden wir armen Seelen gar nicht ertragen — vielleicht einen einzigen Augenblick, und daran würden wir sterben.«

Da rief Jakob: »So will ich daran sterben! Aber ich will sie haben!« Er rannte aus der Küche, dem Hausflur hinaus in die Dämmerung, auf die Landstraße, die schnurgerade durch die weite, in Nacht versinkende Ebene lief. Er wollte wandern, so weit ihn seine Füße trugen — irgendwo mußte er finden, was so klar und gewiß auf dem Weihnachtsbildchen geschrieben stand. Und wenn niemand in der Welt daran glaubte — er wollte daran glauben!

Keine menschliche Wohnung weit und breit, kein lebendes Wesen. Es war inzwischen kälter geworden, in den dunkelgrauen Wolken, die der Wind ihm entgegentrieb, schien ein Wetterumschlag zu kommen, die Luft roch nach Schnee. Wirklich trafen schon kleine Eisnadeln sein Gesicht. Aber tapfer schritt er aus, daß Baum auf Baum an ihm vorüberzog in endloser Folge.

Eine Stunde ging er so und noch eine und spürte allmählich, daß er versäumt hatte, sich Wegzehrung mitzunehmen. Hungrig war er und fror, da er keinen Mantel hatte, und der Schnee flog immer dichter — da war das Weihnachtswetter!

Endlich mußte er sich am Straßenrande in den Graben setzen — nur auf kurze Zeit, auf das weiche, kalte Polster des Schnees. So müde war er, daß ihm die Augen zuzufallen begannen, aber im Einschlafen seufzte er noch vor sich hin: »Herrgott, gib mir die große Freude ...«

Er sah noch einmal alles vor sich, was er an diesem Tage erlebt hatte, aber verworren, wie durcheinandergeschüttelt. Da saß sein Meister in der Werkstatt, aber mit dem Gesicht des alten Einsiedlers, hielt das Bethlehembild im Schoß und klebte die Inschrift über dem Stall mit einem schwarzen Streifen zu. Dann wieder war er im Gasthaussaale, in dessen Mitte ein prachtvoller Christbaum mit brennenden Kerzen stand, und die angeheiterten Leute samt den Kindern von der Straße tanzten lachend um ihn und spielten Fangball mit dem kleinen Bären, bis er in den Baum fiel, daß der umstürzte und in Flammen aufging und alle schreiend davonliefen. Und mit einem Male stand da der berühmte Bildhauer und meißelte an einem Marmorblock, ihm gegenüber saß das junge Paar aus dem Walde, und das Mädchen hielt das Kind im Schoß, das immerfort lächelnd seine Händchen ausstreckte. Der Künstler aber sagte: »Sitzt ruhig, ich will die Liebe abbilden, die Liebe, die ewig dauert!« Da rauschte es über Jakobs Haupte, und ein mächtiger Adler schlug seine Krallen um ihn und hob ihn empor, daß er hoch durch die kalte Nacht flog, zwei leuchtenden Sternen entgegen ... Aber nein, das war kein Vogel, das war ein Mann in langem weißem Mantel, der die Arme um ihn gelegt hatte und ihn aus dem Graben aufrichtete, und die Sterne waren seine leuchtenden Augen, die dicht vor Jakobs Augen brannten. Er kannte den Mann auf den ersten Blick, denn er hatte ihn als Schuljunge oft auf Bildern gesehen: mit dem langen, in der Mitte gescheitelten Haar, dem schmalen Gesicht und Bart.

»Jakob,« sprach er mit tiefer, warmer Stimme, »du träumst wie einstmals dein Namensvorfahr, der die Himmelsleiter schaute. Wach' auf und erkenne: die große Freude braucht man nicht da oder dort zu suchen. Man findet sie im Himmel und auf Erden überall. Der hat sie, der andern eine Freude macht.«

»Wie kann ich das?« murmelte Jakob, noch halb im Schlafe. »Ich bin ein armer Handwerkslehrling.«

»Ich war auch mal einer. Aber mir ward offenbar, daß dies die reinste Freude ist — die Welt zu lieben. Freilich, das kostet viel.«

»Was kostet es?«

»Sich selber wehe tun und andern wohl. Selig ist das, sich so zu schenken!«

Und als Jakob den Mann schärfer ins Auge faßte, sah er um seine Stirn einen stachligen Kranz und rote Tropfen daran ...

»Stehe auf, Jakob! Kehre zurück, woher du kamst. Zünde noch einmal die Kerzen hinter meiner Krippe an und laß sie den Freudlosen leuchten! Siehe, ich verkündige dir —«

Horch! ein feines, helles Läuten aus der Ferne. Jakob riß die Augen auf, die von der Kälte fast zugefroren waren, und merkte erst jetzt, daß er sie bisher geschlossen gehabt. Er saß in tiefem Dunkel im Schnee auf dem Grabenrande, am ganzen Leibe zitternd vor Frost. Immer näher kamen die Glöckchen, ein Licht schwankte hin und her. Richtig, ein Schlitten, der in schneller Fahrt aus der Richtung kam, nach der Jakob gewandert war. Er kroch mit steifen Gliedern aus dem Graben, versuchte aufrecht zu stehen und rief dem Schlitten entgegen: »Siehe, ich verkündige euch große Freude!«

Dabei taumelte er und fiel kraftlos zu Boden.

»Holla!« rief einer und hielt die Pferde an. »Ist das ein Betrunkener?«

»Gleichviel!« sagte eine weibliche Stimme. »Einer, den wir nicht liegen lassen können. Nehmen wir ihn mit.«

Man hob den Erstarrten in den Schlitten und deckte ihn mit Pelzen zu. Auf die Fragen, die man an ihn richtete, konnte er nicht antworten. Nur, als die fremde Dame ihm mitleidig die Wangen strich, lächelte er in sich hinein wie einer, der ein glückseliges Geheimnis bei sich trägt.



Geier um Marienburg

Deutschritterroman von Werner Jansen

IV (Schluß)

Die Erregung des Tages zitterte so stark in Plauen nach, daß er sein Lager vergaß und die lange Frühlingsnacht wachend verbrachte. Um die Sicherheit seines Bruders fürchtete er nicht; solange keine Boten vom Haupthause eingetroffen waren, konnte es Heinrich nicht schwerfallen, die schlecht bewachte Grenze zu erreichen.

Auf die eigne Freiheit war er nicht bedacht; es dünkte ihn wahrscheinlich, daß die Gebietiger der Briefe wegen Rechenschaft von ihm fordern würden, aber er war zu stolz, dem zu entrinnen und so den Schein des Verrats auf sich zu ziehen. Was sollten sie mit ihm beginnen? Er war unschuldig bis auf seines Bruders Flucht, die er, der Komtur, leichtlich hätte hindern können. Das wollte er vor Gott und Orden verantworten.

Langsam graute der Morgen, es war, als wollte die Sonne dieses Tages nicht aus den Schleiern treten. Das Jahr kam nicht zur Blüte, trotzdem der Mai eingezogen war, die Erde glich in ihrem schmutzigen Grau den Zeitläuften und Menschen auf ihr.

Im Hof rasselten die Brückenketten, klopfenden Herzens trat Plauen ans Fenster und erschrak über seine Befriedigung, keinen Ordensmantel zu sehen. Andres dünkte ihn gleichgültig, er hörte ohne Neugier näherkommende Schritte auf Fluren und Treppen. Die Tür tat sich auf und fiel hinter einem übergroßen Manne wieder ins Schloß.

»Euer Gnaden — Herr Komtur!« Eine riesige Hand streckte sich Plauen entgegen, im Zwielicht erkannte er das hagere, immer noch frische Gesicht.

»Herr Johann,« rief er in heftiger Bewegung, »was führt Euch her? Sagt's schnell, Ungemach soll nicht auf die lange Bank geschoben werden.«

»Ihr seid nicht sehr verwöhnt, Herr Komtur,« gab der Greis ohne Spott zurück, »muß es denn immer Unheil sein? Ich habe Euch Grüße auszurichten.«

»Sprecht leise!« mahnte Plauen errötend. Er nötigte den Alten zum Sitzen. »Ist Euer Haus gesund?«

»Dank der Nachfrage. Ja. Nur ein wenig einsam für die Jugend. Und Ihr?«

»Noch einsamer,« sagte Plauen rauh.

»Das dachte ich mir, Herr, und daher wäre es das Gescheiteste, eure beiden Einsamkeiten zusammenzutun.« Mit zwinkernden Augen lehnte sich der Uralte in den Stuhl zurück, alle Falten und Fältchen spielten in dem frischroten, windgepeitschten Gesicht.

Vor Plauens starren Blicken verschwamm das Zimmer, Tisch und Sessel schienen einen wilden Reigen um ihn zu schlingen.

Herr Johann fuhr fort: »Es überrascht Euch, Herr, aber mich dünkt, die Sache eilt. Als Ihr den Renys hinrichten ließet, nahm Swolke seine Lenore ins Haus und pflegte sie bis an den Tod. Ein hartes Stück Arbeit, Herr, denn schließlich war sie gänzlich blöden Geistes und mußte gefüttert werden wie ein Kind. Zu Ostern endlich ist sie aus ihrem armen Leben abgeschieden. Ist das nicht eine Geschichte, die auch Euch eine Kleinigkeit angeht? Hört weiter! In meiner niedersächsischen Heimat liegen mir noch fünfzig Hufen Landes, der Pächter führt es schon im dritten Gliede und hat mich nie mit dem Zins verlassen, ein Zeichen, daß er den Hof sauber und in aller Ordnung hält. Hätte ich mehr Söhne als meinen einen Klaus gehabt, so würde ihrer einem dort eine gute Stätte beschert gewesen sein. Ihr tragt einen schönen, edlen Namen, Herr, aber der meinige ist auch nicht schlecht. Da unten weiß kein Mensch, wie Klaus aussieht und ob er lebt — Herr, wie wär' es, wenn Ihr an seiner Statt mit Swolke den Heimathof übernähmet? Er liegt in der Stille, niemand wird Euch je erkennen, besonders, wenn Ihr Euch den Bart scheren laßt.«

»Ich träume das,« murmelte Plauen und griff an seine Stirn, »ich werde wahnsinnig hier!« Es hämmerte in seinen Schläfen, er glaubte in der ungeheuren Verwirrung seiner Gefühle tatsächlich, von einem Spuk genarrt zu werden, und schlug in jähem Entsetzen nach dem Greis. Aber seine Hand wurde aufgefangen und blieb in einer unverkennbar lebenskräftigen Faust wie in einem Schraubstock stecken.

Der Greis zwang sie sanft auf den Tisch, streichelte sie mitleidig und flüsterte: »Armer Mensch, was haben sie dir angetan!«

»Swolke?« lallte Plauen, die Wahrheit erkennend. »Weiß Swolke davon?«

Herr Johann nickte. »Heinrich,« sagte er weich, »Ihr seid bei all Eurem Unglück mitten im Glück, denn das Mädchen liebt Euch mehr, als ich es sagen kann. Wollt Ihr Euch hier zu Tode langweilen? Soll das Kind als friedlose alte Jungfer in die Grube welken? Der Orden hat Euch so überaus sauber aus seinem Leibe ausgeschält wie ein Geschwür — ei, so schält aus Euch den Orden aus und entspringt in das schöne, grüne Land.« Begeistert klopfte er sich auf die dürren Schenkel. »Da werden noch Enkel sitzen! Mann, das ist der beste Plan meines Lebens, glatt wie ein Igel von innen und leicht wie eine Flaumfeder!« Er lachte über das ganze Gesicht, jede Runzel schien seine Freude zu teilen. Aber in seinem Herzen schrie die atemlose Angst, Plauen könnte nein sagen, und da er seine Hände auf der Holzplatte ruhig halten mußte, ließ er wenigstens die Knie unter dem Tisch schlottern.

Seine Vorsicht war überflüssig, Plauen sah und hörte nichts. Zum erstenmal im Leben schaute seine Seele in ein erreichbares Land voll Sonne und Glück, und er trank wie ein Verschmachtender, der die Wüste wieder vor sich weiß. Bedenkenlos sagte ihm, kaum daß er die Botschaft verstanden hatte, eine innere Stimme, daß er es nicht tun dürfe, und um so durstiger, um so inniger nahm er die Seligkeit in sich auf. Aber dann verbot ihm der Stolz, über diese Brücke zu gehen, er gestand sich und sagte Herrn Johann: »Ich kann es nicht.«

»Ihr könnt es nicht?« schrie der Alte und riß die Augen auf, daß die helle Bläue wie Flammen blitzte. »Habt Ihr sie denn nicht lieb? Oder ist es deshalb?«

Plauen empfing einen Faustschlag vor das Kreuz auf seiner Brust, daß er eine Weile nach Atem ringen mußte. »Wollt Ihr mich mit Gewalt ins Reich schleppen?« keuchte er.

»Am liebsten ja!« brüllte Tepper, und sein Zorn vermehrte sich, je höher ihm das Würgen in die Kehle stieg. »Habt Ihr sie lieb?«

»Ja, bei Gott!« rief Plauen ungeduldig. »Tut mir die Liebe und dämpft Eure Stimme, dies ist doch keine Geschichte für den Konvent. Warum quält Ihr mich? Glaubt Ihr, ich hätte weder Herz noch Wünsche? Ihr gaukelt mir ein Glück vor, für das ich mein Blut gäbe, könnt' ich es auch nur drei Tage besitzen. Euer Plan ist meisterlich und ohne Lücke. Aber Ihr wißt selbst am besten, daß ich es nicht tun kann.«

Herr Johann erfaßte behende die Gelegenheit, noch, schien ihm, brauchte er von der Belagerung nicht abzustehen. »Wie soll ich wissen, was Ihr für Ausreden habt. Sagt mir nur einen einzigen vernünftigen Grund.«

Plauen senkte die Augen, er schämte sich der Wahrheit, es dünkte ihn überhebliche Eitelkeit, sich selber Wert beilegen zu sollen. Zu seiner Erleichterung bemerkte er einen Ausweg: »Ich habe kein Erbe zu erwarten und besitze nicht einmal das Hemd auf meinem Leibe zu eigen.« Tief bedrückt und verlegen über diese Nichtigkeiten hielt er inne, sah dem Herrn Johann fest ins Auge und bekannte endlich: »Wer das hinter sich hat, was ich hinter mir habe, der darf nicht bei Nacht und Nebel davonlaufen. Mein Leben gehört nicht mehr mir allein an.«

Herr Johann verlor Spott und Zorn, der Mund blieb ihm offen, und als ihm die Sprache wieder zu Gebote stand, brach er aus: »Ihr denkt, Ihr kämet wieder zur Macht?«

Plauen lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ach so!« murmelte der Alte betreten und ließ in seiner scheuen Verlegenheit erkennen, daß dieser Grund auch vor ihm allenfalls bestünde, aber er gab seine Sache nicht auf. »An Swolke denkt Ihr wohl nicht?«

Plauen seufzte tief und schmerzlich. »Gerade an Swolke denke ich. Wie kann sie mich lieben, wenn ich von Ehre lasse!«

»Von Ehre? Unsinn — nehmt es mir nicht übel, Komtur, das Wort zieht Ihr zu weit. Sie Euch nicht lieben? Und wenn Ihr zehn Morde auf Eurem Gewissen hättet — das ist es ja eben,« rief er in heller Wut, »sie liebt Euch so sehr, daß ich alter Esel alles tun muß, um euch zusammenzubringen, oder sie verdirbt vor meinen sehenden Augen. — Wenn ich Euch recht verstehe, so wollt Ihr nicht mit einem schlechten Abgang Euer Bild in der Geschichte trüben, und ich versichere Euch, das kann ich begreifen —«

»Es ist nicht um mich,« warf Plauen kaum vernehmbar ein.

»Natürlich nicht, aber doch, nicht wahr, ein bißchen reichlich für die Zukunft gesorgt! — Versteht doch meinen Plan recht, Ritter: sobald Ihr diese Burg hinter Euch habt, ist der Komtur Plauen aus der Welt verschwunden, und da Ihr ein großer Herr gewesen seid, so werden die Leute viel Wesens daraus machen und dem Orden schließlich Euren Tod anhängen. Euer Werk wird dadurch nicht minder in die Zukunft strahlen. Ich bitte Euch, denkt lieber an die Gegenwart und an unser armes Kind.«

Plauen bemerkte mit sehr gemischten Gefühlen, wie die warnende Stimme ferner und ferner klang, er schwankte, und Herr Johann setzte seinen Fuß in die offene Herzenstür. »Ihr vergrabt Euch in das Verzichten mit der anrüchigen Eitelkeit eines Klausners, doch Ihr habt kein Recht dazu, Ihr dürft unter Eurem Eigensinn andre nicht leiden lassen. Wer schützt das Kind, wenn ich nicht mehr da bin? Ich habe sechsundachtzig Jahre zu schleppen, das hört einmal auf. Euch in Eurem Hochmut berührt das nicht, Ihr sorgt für — Geschichte!«

»Er ringt es mir noch ab,« flüsterte Plauen mit abwesenden Sinnen. »Hilf du mir, Gott, zum Rechten!«

»Das tat Gott schon, indem er mich schickte,« sagte Tepper siegesfroh.

Über seinen Worten öffnete sich die Tür, und zwei gewaffnete und behelmte Ordensritter traten herein. Plauen erkannte den Oberstmarschall Eberhard von Wallenfels und den Komtur von Danzig Heinrich Holt, erhob sich und wollte ihnen entgegengehen. Hiermit war alles entschieden; aus den Stürmen sank seine Seele in eine eisige Stille.

Der Oberstmarschall übersah Plauens ausgestreckte Hand, winkte Holt und befahl: »Tu deine Pflicht!«

Und Holt: »In des Hochmeisters Namen: du bist mein Gefangener, Bruder Heinrich.«

Plauen nickte flüchtig und sah besorgt auf Herrn Johann, dem der Zorn unter die weißen Haare stieg. »Seht, Freund, so richtet Gott!« raunte er, aber die spitzen, in dunkle Haarbüschel auslaufenden Ohren Holts hatten es gehört.

»Offensichtlich ein Mitverschworener,« rief er in nachlässiger Verachtung, »Ihr werdet mit uns kommen, Alter!« Und, wieder zu Plauen gewendet: »Ich habe Befehl, deine Papiere zu durchsuchen, obzwar die Briefschaften deines verräterischen Bruders genugsam zeugen. Aus dem Weg, Alter!« Er stieß den Greis, der gebückt an der Stuhllehne stand, roh beiseite und wollte den Schrank öffnen.

Selben Augenblicks verwandelte sich Herr Johann mit Blitzesschnelle, er wuchs um Hauptes-länge, sein Arm fuhr hoch, und die gewaltige Hand landete so furchtbar auf der Wange Holts, daß die Helmriemen rissen und der Komtur mit donnerndem Krach zu Boden stürzte. Aschgrauen Gesichts stand der Ordensmarschall an der Tür, Herr Johann schob ihn fort, packte Plauen mit der eisernen Faust und zog ihn auf den Flur. Dann nahm er den Schlüssel von der andern Seite und schloß die Tür von außen ab.

In einigem Abstand warteten Konventsbrüder von der Engelsburg an der Treppe und sahen neugierig herüber. Der Alte neigte sich zu Plauen und flüsterte: »Rasch! Um was werdet Ihr verhaftet?«

»Mein Bruder verschwor sich ohne mein Wissen mit Polen und entfloh nach Krakau. Jetzt ist alles vorbei. Grüßt mir Swolke und sagt, sie solle mich vergessen. Geht, Ritter, daß wenigstens Ihr ungefährdet nach Hause kommt.«

»Was? Ihr wollt Euch dem Gericht Eurer Gegner stellen? Ihr seht die Sonne nicht mehr wieder, Mann!«

Plauen nahm den Arm des Alten und geleitete ihn mit unbewegten Mienen an den Brüdern vorüber die Treppe hinab. Ein Dutzend Pferde der vom Haupthaus Gekommenen stand an der Brücke neben Herrn Johanns starkknochigem altem Gaul; die Reiter selber waren in das Haus getreten.

Als der Alte den fast leeren Hof sah, bedrängte er Plauen noch einmal, aber matt und hoffnungslos scheltend, denn er sah, Plauen hatte entschieden. Er riß den Schlüssel aus dem Gurt: »Hier, geht in Euren Kerker! In meinem ganzen langen Leben habe ich solchen Narren wie Euch nicht gesehen!« Die zornigen Runzeln zerflatterten, eine feierliche Freude glitt über seine Züge, er schloß Plauen liebevoll in die Arme. »Und niemals auch einen so adligen Mann wie dich!«

»Für Swolke!« sagte Plauen tonlos und drückte den ersten Kuß, der seiner Liebe galt, auf einen welken Greisenmund.

Er hielt den Bügel, Herr Johann saß straff und festlich im Sattel, und die langen Beine seines Hengstes entführten ihn in den grauen Tag.

Raschen Schrittes erklomm Plauen die Stiege und trat an seine Tür, die von den eignen und fremden Brüdern belagert war. Mit Fäusten und Eisen tobten die Eingeschlossenen an der Wand und schrien durcheinander. Als Plauen aufschloß, stand der Marschall neben dem zerzausten Komtur mit blankem Schwert. Der Anblick wirkte so lächerlich, daß die Ordensbrüder, obzwar sie die Vorgänge nicht verstanden, ihre Schadenfreude laut werden ließen. Beschämt verwahrten die beiden ihre Gewaffen und traten zurück.

»Wer war der Alte? Er soll mir büßen!« schrie Holt. »Wo hast du ihn, Verräter?«

Plauens Maß war gefüllt. Er sah die widerlich gebunsenen, rotverschwollenen Züge vor sich, konnte sich nicht mehr beherrschen und schlug ihn mit geballter Faust ins Gesicht. Diesmal blieb der Komtur wimmernd am Boden liegen, das Blut floß ihm vom Munde.

»Du wagst es, mich Verräter zu schelten?« rief Plauen. »Wäre ich's, so säße ich jetzt zu Rosse und ließe euch das Nachsehen. — Marschall, was ist Euer Befehl?« Seine tiefen Augen flammten in einem schrecklichen Zorn, er bannte die Brüder und hatte sie in stärkerer Gewalt als sie ihn. Ihrer einige hatten unter ihm die Marienburg gehalten, sie erkannten den Löwen und duckten betroffen die Köpfe.

»Wir sollen dich vor den Hochmeister bringen, Bruder Heinrich,« sagte Wallenfels mit zitternder Stimme. »Versprich mir, keine Gewalttat mehr zu begehen und freiwillig mitzukommen.«

»So sei es.« Plauen winkte seinem Hauskomtur und deutete auf Holt: »Diesen Menschen legt ins Spital. Ich dulde nicht, daß er neben mir reitet. Zeigt dem Marschall alle Schränke und Gelasse, indes ich mich wappne.«

»Wappne?« stotterte Wallenfels; sein grauer Bart zitterte an dem kraftlosen Kinn.

Plauen zog ihn beiseite und raunte ihm ins Ohr: »Macht Euch nicht lächerlich vor den Brüdern! Denkt daran, daß Ihr Ritter seid. Habt Ihr mit Eurem Achtelfähnlein Furcht vor mir Einsamen? Soll der alte Ordensmeister dem offenen Lande zum Spott werden? Besinnt Euch!«

Er ließ ihn stehen und schiente sich, ohne Hilfe zu fordern. Als er das Schwert umgürtete, zitterten ihm die Hände, und seine Stirn bedeckte sich mit eisigem Schweiß: Dies ist das letzte Mal.

Schweigend ritt er den weiten Weg nach der Burg, die er gerettet hatte; vor und hinter ihm trabten die Brüder und geleiteten ihn wie einen Toten in die Gruft.

Über Tepperhof lag der Sommer in heißen, feuchten Schwaden, ungesund und ermattend von ewig drohenden, selten zur Entladung kommenden Gewittern. An buntem Leben war kein Mangel, es verging kein Tag, an dem nicht Flüchtlinge aus Süd- und Ostpreußen bettelnd oder stehlend durchzogen.

Jagiello, Witold und sieben raubgierige Schlesierfürsten standen mit ihren zusammengewürfelten Heeren im Lande, das war Küchmeisters Friede



Heinrich von Zügel: Auf dem Wolkenhof

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung 1925

— er stank wie Moder aus dem blutgedüngten Boden.

Herr Johann gab der Not, was er geben konnte, aber seine Scheunen wurden endlich so leer, daß selbst die Mäuse auszogen und das Gesinde in dem Triebe, das eigne Leben zu fristen, die Bettlerzüge mit bewaffneter Hand vom Hofe scheuchte. Es mußten Wachen ausgestellt werden, das halbreife Getreide zu schützen; das Vieh durfte nicht mehr auf die Weiden, nichts war sicher, das Haus wurde wie eine Burg verwahrt und befestigt.

»Herr, laß mir das Leben!« rief Herr Johann Morgen um Morgen. »Wer schützt das Kind, wenn ich nicht mehr bin!«

Er ward noch hagerer, allmählich sanken seine Kräfte dahin, sein munterer Geist schien schon dem müden Leibe vorangeeilt zu sein. Er hatte alles darangesetzt, Plauens Schicksal zu erfahren, niemand wußte Auskunft, jeder war mit seinen eignen Sorgen belastet.

Swolke fragte nicht laut, aber ihr Herz dachte nichts andres, und mit den Augen trieb sie den Alten stets von neuem an. Da setzte Herr Johann einen Preis von zehntausend Groschen auf gewisse Botschaft, Goldes genug, um bei der währenden Armut die ewige Seligkeit zu kaufen. Jedoch er behielt sein Geld und erfuhr, was er wissen wollte, umsonst, als er beim Komtur zu Rheden seine Steuer zählte und — keiner wußte andre Rede — über das Elend des Landes sprach.

»Der Mann, der uns helfen könnte, sitzt auf der Brandenburg eingeschlossen,« knurrte der Herr von Walsbach.

»Plauen?«

Der Komtur senkte die Stirn und murmelte zornig: »Sagte ich Plauen? Ich weiß von Plauen nichts!«

Herr Johann schoß wie ein Pfeil aus der Komturei und landete außer Atem auf seinem Hof. »Swolke! Swolke! Er lebt!«

»Er lebt!« wiederholte das Mädchen mit bebendem Munde, ihre arbeitsharten Hände krampften sich ineinander. »Ich will zu ihm gehen, Vater, da er nicht zu mir kommen mag und darf.«

Der Greis setzte sich schwer auf die Bank am Kamin, darin für sein fröstelndes Alter schon Feuer brannte, zog mit den großen Händen sein Enkelkind neben sich und jammerte: »Es geht nicht, Liebe, er ist in der Brandenburg gefangen und kommt, wie ich den Orden kenne, nimmer wieder frei.«

»Es muß gehen!«

Herr Johann sah ihre Augen siegesgewiß glänzen; ihr Gesicht, das Wetter und Mühe knabenhaft gehärtet hatten, blühte weich und frühlingsoffen.

»Wenn du mir noch einmal hilfst, Großvater, so gerät es.«

Der Greis fühlte den Sporn, sein abgelebter Geist zitterte und wühlte in den alten Ränken, aber es fiel ihm nichts ein. »Ich bin zu alt! Ich bin zu alt!« greinte er. »Die Burg ist nicht zu nehmen, ich kann ihn nicht herausstehlen!«

»Er würde auch nicht mitgehen,« sagte Swolke bitter.

Das erleichterte Herrn Johanns kummerschweres Herz, er griff den Strohhalm und rief aufatmend: »Nein! Da hast du recht! Dieser Eisenkopf und Eigensinn! Er macht Geschichte! Er nährt die Toten! Er läßt sich begraben für seinen Ruhm!«

»Nicht um sich!«

Herr Johann fuhr zurück; auf diesem Gebiet hatte er sich seit seiner Rückkehr von der Engelsburg eine Niederlage nach der andern geholt und schließlich verzichtet. Heute war ihm die Zunge wider Willen durchgegangen, jetzt war Schweigen das Klügste.

»Ich spreche nicht gern von meinem Erbe, Vater; aber nun muß ich es tun. Wenn du einmal nicht mehr bei mir sein wirst, so kann ich den Hof in diesem wilden Lande nicht halten.«

»Nein, das kannst du nicht,« bestätigte Herr Johann.

Und Swolke, in ihrer raschen, sicheren Art: »Also muß ich ihn verkaufen und nach Deutschland ziehen. Da aber dort ein reiches Gut und Gold genug in deiner Truhe ist, daß ich mein ganzes Leben satt daran habe, so weiß ich nicht, was ich mir Lieberes für diesen Hof antun kann als ein beruhigtes Herz. Es ist mir nicht beschieden, mit ihm zusammen zu leben. Aber ich will sein Blut in meinem Blute fühlen, ich will — ja, Vater, ich will ein Kind von seinem Fleisch und Blut!« Sie hob den Kopf und sah Herrn Johann mit ihren hellen, festen Augen an. »Dazu brauche ich den Hof. Ich will zum Hochmeister gehen und ihm unser Land geben, daß er mich zu ihm läßt.«

Herr Johann fühlte, hier ging es mit heiligem Ernst um Menschenseelen, ihre Not und ihr Glück; aber er konnte sein Vergnügen an diesem Plan nicht lautlos tragen, klatschte sich auf die Schenkel und schrie: »Du bist von meinem Stamme, Mädchen, um dich brauch' ich nicht mehr zu sorgen. Wie wahr! Wie wahr! Dieser schuftige Geizkragen tut es; bei meiner armen Seele, er läßt es zu!« Und nun, da der Einfall da und zu gebrauchen war, bearbeitete ihn der alte Fuchs mit geübten Händen von allen Seiten: »Er läßt es zu, wenn es in einer Weise geschieht, die ihn vor den Augen seiner Brüder nicht entblößt. Ach, Kind, dein schönes, goldenes Haar!« Lächelnd spielte er mit den dürren Fingern in ihren Flechten, löste sie und ließ die weichen, blonden Wellen durch seine Hand gleiten. Plötzlich überkam ihn die alte, mißtrauische Sparsamkeit: »Und wenn er es tut — er tut es! —, und Plauen will es nicht, dieser Starrkopf, dieser Erznarr der Tugend —«

Swolke unterbrach ihn, ihre Stimme hatte allen Klang verloren: »Dann brauche ich dein Land auch nicht mehr.«

Herr Johann zitterte heftig, ballte die Fäuste und keuchte in jäher Wut: »Ich erwürge ihn, wenn er dich verschmäht! So alt ich bin, ich treffe ihn, und müßt' ich alle Burgen des verdammten Ordens nach ihm absuchen!« In seiner grenzenlosen Erbitterung, vielleicht auch im Gefühl ohnmächtig werdenden Alters, wurden ihm die Augen feucht, er rang nach Atem und stammelte: »Bedenk' es noch einmal, Kind, bedenk' es gut! Möglich, daß er in einem dumpfen, kalten, modrigen Verlies sitzt, ohne Sonne, bei schlechtem Brot —«

»Es ist bedacht, Vater. Bei ihm ist mein Platz; und hätten sie ihn in das höllische Feuer gekettet, so teile ich seine Schmerzen. Willst du mich schwach machen? Du selbst müßtest mich verachten, dächte ich anders. Gott hat mich ihm zu eigen gegeben, an Gottes Willen deutle nicht. Ich will Mutter sein, und ich kann es nur durch ihn. Du gibst mir die Verschreibung?«

»Alles, was du willst,« flüsterte der Alte in einem seligen Traum.

Michael Küchmeister von Sternberg ließ den Junker von Tepper in den Remter treten; ein hübscher, schlanker Mensch, braun gebrannt, bartlos, mit schlichtem, silbergoldenem Haar stand vor ihm, die Kappe sittsam in den Händen.

»Ihr wünscht?«

»Erkennt Ihr mich nicht, Euer Gnaden?«

Michael horchte auf, eine flüchtige Erinnerung tauchte empor und verschwand, er suchte vergebens in seinem Gedächtnis und schüttelte den Kopf. »Seid Ihr ein Sohn des Ritters Klaus? Ich kannte ihn und seine Tochter.«

»Ich bin Swolke.«

Michael erhob sich sehr erstaunt aus seinem Sessel, sein bleiches, von Sorgen und Enttäuschungen verstörtes Gesicht überhauchte sich mit einer leichten Röte. Auf einen Stuhl deutend sagte er: »Bedient Euch, Fräulein. Ihr führt Euch seltsam ein — Landgeschenke für den Orden? Der Orden kann's brauchen, alle zehren an ihm. Sagt, saßet Ihr nicht —« Er hielt betroffen inne, sah die alte Tafelrunde des Jahres 1410, Jungingen, Plauen, er selbst und Tepper mit seinem Kinde; verlegen trommelte er mit den Fingern auf der Tischplatte, wich den klaren Augen seines Gastes aus und trank in gedankenloser Gewohnheit aus dem großen Zinnbecher, der vor ihm stand. Ersichtlich war es ihm Bedürfnis geworden, seine Sorgen im Wein zu ersäufen; seine Haltung während des Trunkes zeugte dafür.

»Ihr kennt unsern Hof, Euer Gnaden?«

Michael nickte neugierig; unklar schwebte ihm vor, daß der Tepperhof einer der größten und besten des Kulmerlandes und der einzige ohne Schulden sei.

»Dreiundneunzig Hufen gutes Land,« fuhr Swolke sachlich fort, »mit Vieh, Gebäuden, Gerät und Ingesinde reichlicher ausgestattet, als es üblich in dieser Zeit. Das fällt an mich, wenn Großvater abscheidet; Großvater ist im siebenundachtzigsten Jahr. Ich bin willens, dies mein Erbe unter einer Bedingung dem Orden zu verschreiben.« Sie lehnte sich zurück und betrachtete Michael, der seinen Sessel vom Tisch abgerückt hatte und mit seinem vorgeschobenen Bauch, den kühlen, glatten Zügen und verschleierten Gedanken eher einem Kaufmann denn einem Krieger glich.

Er legte die Knie gemächlich übereinander und rieb die fleischigen Hände: »Und diese Bedingung, Fräulein? Der Orden hat keinen Pfennig über, um Güter zu erhandeln. Ich verstehe, Ihr wollt verkaufen und ins Reich ziehen. Ist dem so, Fräulein?«

»Nennt mich Junker,« sagte Swolke, unmutig errötend, »ich komme nicht umsonst in diesem Aufzuge. Ihr selbst erkanntet mich nicht, und das wird Euch die Entscheidung erleichtern. Ich will es ganz kurz sagen, Herr: laßt mich zu Plauen, bis ich ein Kind von ihm trage, und Tepperhof gehört nach Herrn Johanns Tode dem Orden ohne weiteres Entgelt.«

Michael Küchmeister saß wie vom Schlage gerührt und war gegen sein von allen Dingen gelangweiltes Wesen vollkommen überrascht, ja betäubt. Der Name Plauen, der befremdliche Wunsch der Jungfrau, das kaum glaubliche Angebot der Schenkung wirbelte durch seine Gedanken, Bilder ballend, Feuer zündend, Verdacht weckend. Er merkte, wie seine Augen unruhig wurden und ihn verrieten, und beschattete sie mit der Hand. Mit trockener Stimme bat er: »Erlaubt, Fräulein, daß ich einen Augenblick nachdenke.«

»Junker!« berichtigte Swolke schroff. Ihre sichere Ahnung steigerte sich zur Erregung und riß sie fort: »Denkt laut, Euer Gnaden, damit Ihr Euch und mir vieles erspart. Ihr wittert irgendwelchen Verrat; Ihr glaubt, ich wollte Plauen zur Flucht verhelfen oder ihn in Verschwörungen, welcher Art auch immer, verstricken. Ihr glaubt, ein so riesengroßes Stück Land sei zu viel für eine Liebesfeier. Ihr könntet gar der Meinung sein, die Gelübde Eures Ordens schützen zu müssen — nun, der Tepperhof ist ein gewaltiger Ablaß für zarte Seelen. Vielleicht glaubt Ihr auch, Plauen wüßte von all dem und wir seien ein altes Paar. Beruhigt Euch, meine Lippen sind ungeküßt. Nun sprecht, Euer Gnaden, aber laßt alle diese Gründe aus dem Spiel und haltet Euch an meine einfachen Worte. Hier die Abtretung; Ihr seht, das Siegel des Ahns ist von der Komturei Rheden bestätigt — übrigens ohne Kenntnis des Inhalts.«

Michael streckte willenlos die Hand aus, ergriff das Pergament und starrte hinein: eine Abtretung ohne jede Bedingung, erfüllbar beim Tode des Herrn Johann, zu Recht ausgestellt, gesiegelt und

im Amt beglaubigt. Ein mehr als stattliches Vermögen, das dem darbenden Orden wie ein Geschenk des Himmels käm, schon jetzt verpfändbar war und bares Geld brachte. Diese Gedanken formten sich mit Blitzesschnelle in seinem Kopf. Schon überdachte er Möglichkeiten, dies alles ohne Gegenleistung an sich zu bringen. Unter halben Lidern tat er einen spähenden Blick auf die Jungfrau und warf hin: »Wie dachtet Ihr Euch das — Junker? Der, von dem Ihr sprecht, ist wegen — ist in Haft.«

Swolke bemerkte mit Genugtuung, wie der Hochmeister Plauen und sein angebliches Verbrechen zu nennen vermied. »Habt Ihr ihn in ein Kellerloch gesteckt?« fragte sie spöttisch.

Küchmeister lachte gezwungen. »Er hat ein gutes Zimmer.« Und ein verteufelt hübsches Frauenzimmer! fügte er in Gedanken bei.

»So laßt mich sein Gefängnis teilen. Als Vorleser, Diener oder was Ihr wollt und für richtig haltet.«

»Tag und Nacht?« fragte Michael widerlich grinsend.

»Tag und Nacht!« widerholte Swolke eisig. »Ich bitte Euch, Ritter, Euren Spott zu verhalten.«

Dem Hochmeister wurden die Wangen heiß. Ich glaube gar, ich erröte hier vor diesem seltsamen Ding. dachte er gereizt, reckte sich und nahm unwillkürlich eine höflichere Haltung an.

»Es ist Euch ein kleines, dem Komtur der Brandenburg« — sie spottete — »ich sehe, ich bin recht unterrichtet — dem Komtur Anweisung in diesem Sinne zu geben. Ich verspreche Euch, das Haus sofort zu verlassen. wenn — wenn es sich nicht mehr mit diesem Anzuge verträgt, daß ich bleibe.« Hier senkte sie den Blick und wurde dunkelrot. Ihre Hände zitterten, sie schränkte sie ineinander und preßte die Finger, daß die Knöchel weiß hervortraten.

»Das kann lange dauern,« murmelte Küchmeister in den Bart.

»Auch das ist bedacht, Euer Gnaden. Binnen Jahresfrist scheide ich.«

»Und wenn jener nicht will?« Er lachte häßlich auf: »Ich kann ihn nicht zwingen.«

»So ist der Hof dennoch Euer,« erwiderte Swolke verächtlich. »und nun gebt mir endlich Bescheid. Ich will zur Nacht wenigstens in Elbing sein.«

»Ihr bedrängt mich zu sehr, Junker,« lächelte Michael, »so schnell kann ich Euch nichts versprechen. Was Ihr verlangt, ist so sehr Ausnahme, daß ich eine Weile meine Gedanken ordnen muß.«

»Hasset Ihr Plauen so sehr?« rief Swolke erbleichend.

»Nein,« antwortete Michael aufrichtig, »das ist es nicht.« Er überlegte erstaunt, ob er Plauen hasse, und fand, daß er ihn nur fürchte, und auch dies immer weniger. Er glaubte mehr und mehr, Plauen überschätzt zu haben; die Stille und Tatlosigkeit dieses Gefangenen weckte seine Verachtung, im Innern war er längst davon überzeugt, daß jener an seines Bruders Verrat keinen Anteil hatte. Sein Entscheid an Swolke war gefallen, der Tepperhof mußte des Ordens werden; mochte Plauen sehen, wie er mit dem Gast fertig wurde.

»Ich hasse ihn so wenig, daß ich ihn nicht einmal beneide,« scherzte Küchmeister, aufstehend. »Ich bin entschlossen, Euch den Sieg zu lassen, Fräulein!«

Auch Swolke sprang vom Stuhl, in ihren Blicken leuchtete die helle Erlösung, sie vergaß, wen sie vor sich hatte, und rief, die Hände auf dem klopfenden Herzen: »Wer liebt, ist immer Sieger!«

Da schimmerte aus Michaels vom Leben böse verwischten Zügen einen Atemzug lang das alte, schöne Antlitz; seine Augen wurden warm, in seiner Brust klang eine silberne Glocke mit vollem, echtem Ton. Dann kam in seine leere, enttäuschte Seele eine so übergroße Trauer über den Reichtum andrer, daß er mit bebenden Knien wieder in den Stuhl sank. Er verbarg seine Verwirrung, indem er ein leeres Blatt für seine Befehle an die Komturei Brandenburg suchte.

Balga verdämmerte zu Swolkes Linken; unbewegt, grau und dunkelnd lag das Haff unter dem herbstlichen Himmel. Vom Lande her zogen Nebelschwaden in Mannshöhe über die Felder der See zu, hin und wieder wogte ein Streifen unter Swolkes Gesicht und bedeckte ihre Stute mit dichtem Schleier, gleichsam, als sei die Erde plötzlich bergestief gesunken. In der Ferne ragten die höchsten Zinnen der Brandenburg aus dem wehenden Dunst, ihr Anblick nahm Swolke Atem und Mut. Wie war sie tapfer gewesen, als sie von Herrn Johann Abschied genommen hatte, wie war sie tapfer, als sie vor Michael stand — jetzt ließ sie das Rößlein langsam und langsamer traben, und endlich ging es im Schritt. Selig, wer des Willens ist, sich in sein eigen Schicksal zu ergeben; Swolke tat mehr, sie ergab sich in ein fremdes. Größeres kann kein Mensch tun, aber jetzt, dicht vor der Schranke zu jener Welt, entsank ihr der Mut. Es dünkte sie möglich, daß Plauen sie zurückweisen könnte; das würde sie ertragen haben. Aber wenn er sie wegen ihres Schrittes verachtete? Errötend beugte sie sich tief auf den Hals des Pferdes, griff die nebelfeuchte Mähne und drückte ihre Stirn in die Kühle. Dann richtete sie sich hoch auf aus ihrer Erniedrigung, tat einen herben Blick über das Haff und ritt trotzig weiter. Dachte er so, so liebte er nicht; und liebte er nicht, so war sie des Lebens ledig und all ihr Leid zu Ende.

Da sie vom Haupthaus Botschaft brachte, wurde sie sogleich vor den Komtur geführt. Helfrich von

Drahe starrte finster auf den Brief des Meisters, über seine breite, ehrliche Soldatenstirn rissen Zorn und Ekel jähe Furchen. »Hier steht, ich soll Euch nichts fragen, Junker Hans; aber ich will es doch tun,« knurrte er, »denn ich mag kein Folterknecht sein. Sagt aufrichtig, ob Ihr dem Altmeister zum Aufpasser und Widerpart bestellt seid? Alsdann will ich lieber mein Amt verlieren, als Euch zu ihm lassen. Es ist genug, daß ich den Kerkermeister spielen muß.«

Swolke mußte an sich halten, um ihre Freude über diesen wackeren Mann zu verbergen. Sie verstellte ihre Stimme und dämpfte sie obendrein: »Seid beruhigt, Herr Komtur, wenn der Altmeister mich nicht um sich haben will, so soll es ihn nur ein Augenwinken kosten. Ich will ihm dienen, wie ich kann, nichts andres.«

»Seltsam!« murmelte Helfrich in den flachsfahlen Bart. »Michael und Gnade!« Er griff einen der beiden Leuchter, stellte ihn wieder hin und nahm den andern mit dem längeren Licht. »Kommt, Junker, ich muß das selber hören.«

»Herrgott im Himmel, hilf mir über diese Stunde!« stöhnte Swolke inwendig. »Gib du ihm Kraft, daß er nicht sich und mich verrät!« Sie ging hinter dem Lichtschein die Treppen hinauf, der Komtur entriegelte eine Tür und trat in einen kurzen Gang mit Fenstern zu beiden Seiten; rechts lag das Haff, links schwamm im Nebel das Land, Swolke erkannte den obersten Wehrgang zum Westturm, und so weit ihr wildklopfendes Herz einer Regung fähig war, freute es sich der einsamen Lage von Plauens Gefängnis.

Helfrich pochte an ein zweites, unverriegeltes Tor, es ward aufgetan, und in dem flackernden Schein der Kerze stand Plauen, bleich, fast weiß, mit müden, unerstaunten Augen.

»Bruder Heinrich,« sagte der Komtur merkwürdig weich, »eben kommt Befehl vom Hochmeister, dir diesen Junker von Topper oder so zuzugesellen. Er soll dir vorlesen oder was du willst. Aber ich will verdammt sein, wenn ich's tue, so du ihn nicht haben magst!« Er trat näher, hieb den Leuchter auf den Tisch und schnaufte: »Sieh ihn dir an und zieh die Glocke, so er dir lästig ist. Das Licht bleibt da.«

Plauen stand schweigend im Schatten an der Tür und ließ den kurzatmigen Komtur hinausstampfen. Der Riegel des äußeren Tores knirschte gewaltsam in den Schubspangen; sie waren allein.

Das schwere Felleisen Swolkes fiel auf den Estrich, nun hatte sie weder Mut noch Trotz mehr, ihr Herz flatterte ängstlich wie ein gefangener Vogel. Flehend hob sie die Hände gegen den stillen Mann und stammelte: »Ich bitt' Euch, um Gott, behaltet mich doch bei Euch!«

Plauen konnte nicht sprechen, hinter den Worten lagen die Tränen, er mochte nicht weinen. Seine Augen sahen nichts; ihm war, Gott selber sei in seine arme Kammer getreten und hätte ihn mit seiner Herrlichkeit geblendet. Er schloß sie sanft in seine Arme und lehnte seine Wange auf ihren Scheitel. So standen sie lautlos und kaum atmend und fürchteten sich, die Süße dieser Stunde durch ein Menschenwort zu trüben.

Sie fühlte, wie er den Kopf von ihrem Haar hob, ohne hinzusehen fühlte sie, wie seine Augen auf ihr lagen. Da hielt sie ihm das gläubige, klare Antlitz entgegen, aller Mut und alle Tapferkeit brannten wieder in ihrem Herzen, ihre Blicke trugen ihn aus den engen Wänden in blühende Freiheit.

»Swolke,« flüsterte Plauen, »du darfst es nicht tun; du schenkst zu viel.«

Sie hing an seinem Halse und lachte leise und glücklich. Plötzlich küßte sie ihn keusch und feurig zugleich, senkte die Stirn und sagte rasch: »Laß mich tun. Wenn eine Frau ans Schenken kommt, behält sie nichts übrig.«

Plauen erwachte zuerst. Die Nacht war kaum vergangen, schläfrig dehnte sich der Morgen über das graue Haff. Im Zwielicht sah Plauen Swolkes nackte Schulter neben sich und darauf die bläuliche, zackige Narbe des Tatarenpfeils, der sie vor Schwetz getroffen. Er wagte sich nicht zu regen, ihr Kopf lag auf seinem rechten Arm, sie lächelte im Schlummer und hatte den Mund ein wenig geöffnet, als dürfte sie immer noch. Sie war nun Weib, und dennoch lag sie wie ein schöner, gertenschlanker Knabe da, eigenwillig und voll Demut, sündig und voll Unschuld, hold und unbegreiflich wie ein Frühlingstag.

Indem er sie voll Entzücken betrachtete und ihre ruhigen Atemzüge in gleichgeschwellter Brust nachlebte, fiel sein lange nicht verschnittenes Haar grauweiß und schon ein wenig schütter auf ihre Stirn und lag wie eine höhnische Anklage neben ihrem jugendblonden Scheitel. Er seufzte schmerzlich auf, ein inniges Mitgefühl mit ihrem schweren Dasein ergriff ihn und versenkte ihn in trauriges Grübeln. Flüchtig kam es ihm, daß er ihrem Drängen trotz allem nicht hätte nachgeben dürfen, aber dann schien ihm sogleich, als entweihe solche matte und kraftlose Regung öder Gesetzmäßigkeit die Feier der Nacht, den Ernst und das Gewicht ihres Schicksals, und der heiße Dank strömte wieder stark und erhebend in sein Herz für alles, was Gott ihm gegeben hatte. Von seinem Lager aus sah er zu beiden Seiten des Turmgemachs hier Haff und Nehrung, dort die Landschaft tief und weit; wie auf Bergesgipfeln durfte er mit seiner Seligkeit sitzen, Wochen und Monde. Wem von seinen Brüdern war ein ähnliches Los bereitet? Er konnte Küchmeister nicht mehr zürnen; er brauchte ihm, gottlob, auch nicht zu danken, denn was ihm von jener Seite zuteil geworden, war — es freute ihn mehr, als er sogar sich selber eingestand — bar und überreichlich bezahlt. Drei Jahre seines Amts hatte er mit Pfennigen gerechnet, nun er-

füllte ihn dies fürstliche Verschwenden um seinetwillen mit kindlicher Genugtuung. Er, der Niebeschenkte, empfing das Opfer seines Lebens tausendfältig zurück, und so übergroß dünkte ihn die Gnade, so geringfügig sein eignes Verdienst, daß er glaubte, nie mehr wieder seiner Schulden ledig werden zu können.

Jetzt regte sich Swolke, ihre Hand tastete nach seinem Gesicht, noch im Schlummer zog eine unbeschreibliche Seligkeit über ihre Mienen, und da sie zögernd die Augen auftat, war es, als trüge sie auf den blauen Sternen Glanz des Paradieses in die Kammer. Sie flüsterte seinen Namen, in demütiger Scham versteckte sie ihren Kopf an seiner Brust und atmete rascher.

Dies Leben voller Heimlichkeiten war so gedrängt voll Glück, daß sie meinten, von den angehäuften Vorräten bis an das Ende ihrer Tage verschwenderisch zehren zu können; und dennoch sahen sie mit Bangen Ende und Abschied herannahen. In diesem Gefühl taten sie sich gegenseitig noch mehr des Guten und Lieben an, fanden in ihrer äußeren Armut täglich neue Kleinigkeiten, einander zu beglücken. Swolke hatte nicht gewagt, ihren Rocken mitzubringen, aber sie führte Nähzeug bei sich und stickte zwischen den Mahlzeiten an einer großen, buntfarbenen Decke, indes Plauen aus dem Herdholz Spielzeug und allerlei Hausgerät schnitzte. Helfrich von Drahe war selten in der Burg, er lag zu Allenstein und später in Masovien gegen die Polen und hatte Konvent und Dienern Befehl gegeben, Plauens Gemach nur zu betreten, wenn jener es durch das Glockenzeichen verlange. Möglich, daß Küchmeister also geschrieben hatte, um seinen Handel vor der Welt zu verbergen.

Mitunter las Swolke aus dem einzigen Buche, das ihnen zur Verfügung stand, den Evangelien; sie las die lateinischen Sätze ohne Verständnis, und Plauen, der nicht viel mehr in dieser Sprache wußte, übersetzte erratend. So kamen sie, von Not und innerem Reichtum gedrängt, dazu, sich über die ewigen Dinge ohne die Krücken des geschriebenen Wortes zu besprechen, und sie taten es in einer bescheidenen und dennoch stolzen und Menschengesetzen abgewandten Weise. Sie schauten Gott in seinen tausend Gestalten, sie sahen in das tausendfältige Antlitz des Glaubens.

»Gleicht ein Baum, ein Blatt, ein Mensch dem andern?« sagte Plauen. »Sieh, alles ist vielgestaltig, und niemand schilt darum, ja, jeder ist darob beglückt. Nur im Bekenntnis sind wir ohne Duldung. Gott hat die Welt so weit gedacht, wir aber machen sie eng.«

Dies geschah in der Winterdämmerung, die Sterne des Christabends standen schon hinter grauen Schleiern bereit. Sie saßen am Fenster, Hand in Hand, und sahen über das stille Haff. Endlich blitzten die dunklen Wellen unter der schimmernden Nacht, schweigend sank Gottes Feier über Land und Meer.

Swolke legte ihren Kopf dichter an seine Schulter und sagte leise: »Nun muß ich geben und nehmen in einem, Lieber, du Lieber. Ich bin Mutter.« — —

Vor dem Frühling mußte sie fort. Sie wußten nichts von den Zeitläuften, nichts davon, ob Herr Johann noch lebte, ob das Kulmer Land noch dem Orden gehörte; aber sie fürchteten nichts, sie hatten sich ganz in die große, gute Hand Gottes gegeben.

»Mein Leben und Kämpfen, mein Irren und Büßen ist um dieses Kindes willen geschehen,« sagte Plauen, »all die wilden Bewegungen meiner Welt ließ Gott um dieses Ungeborene zu. Ich lief zu hart in meinen Tag, ich stieß zu viele beiseite; nun hat e r mich hier in diesen vier Wänden eingefangen, damit ich Ruhe lerne, Ruhe und Geduld. Ich habe mein Volk zu sehr gewollt und bin es zu wenig gewesen. Nun bin ich's und werde es in dir und unserm Kinde sein, auch mit verstummtem Munde.«

Manches dieser Worte sagte er nicht laut; sie hatten gelernt, sich schweigend zu verstehen. In unendlicher Liebesmühe hatten sie gelernt, was diese Stunde forderte: für immer zu scheiden und für immer beisammen zu sein.

Swolke hielt in Elbing an und übernachtete in einer Herberge. Das Reiten war ihr fremd geworden, in ihrem Zustande wollte sie sich Anstrengungen, die sie ehedem leicht überwunden hatte, nicht aussetzen; schon dieser Weg kostete sie Mühe. Ihre Stute war überfüttert, die Diener zu Brandenburg hatten sie zu selten ausgeführt, aber den Hafer so wenig gespart wie Swolke ihre klingenden Geschenke.

Erst nach vier Tagen sah sie Rheden, und nun erwachte plötzlich die Sehnsucht nach dem alten Mann so stark in ihr, daß sie alles vergaß und südwärts stob, so schnell Frigg laufen konnte. Fern, über den Feldern voll schmelzendem Schnee, lag ihr eigner Wald, auf dem Hügel nahe der Grenze hielt ein Reiter Wacht.

Es war Herr Johann.

Swolke ritt heran und winkte von weitem, aber der Greis rührte sich nicht, und als sie dicht vor ihm war, erkannte sie, daß er im Sattel schlief, und der alte Hengst unter ihm schlief auch. Rührung und entspannte Erwartung bewegten sie so, daß sie laut weinte; sie drängte Frigg neben das aufwiehernde Pferd und küßte Herrn Johann, noch ehe er recht erwacht war.

»Ein Junge?« schrie der Greis aus seinem Schlaf. Tränen stürzten ihm aus den alten Augen; sie lachten und schluchzten beide.

»Wenn es ein Mädchen wird, mußt du es auch hinnehmen und lieb haben, Großvater. Sag' nur, was tust du hier?«

»Warten,« sagte Herr Johann schelmisch. »Ich

bin jetzt so abgebraucht, daß ich nichts anders mehr tun kann. Da reite ich dann jeden Tag auf diese Höhe und warte. Aber jetzt warte ich zu Hause.« Er lachte plötzlich laut auf, ein heiterer Gedanke schien seine Seele zu bewegen, mit fröhlichen Augen sah er auf Swolke nieder, verriet aber nichts.

So kamen sie in den Hof, und als sie sich vor dem freudigen Lärm des Gesindes in die Stube gerettet hatten, führte Herr Johann Swolke in ihre eigne Kammer und zeigte schmunzelnd auf das Werk seiner alten, fleißigen Hände: eine Wiege aus dem Holz einer Linde, die Herr Johann in jungen Jahren selber gepflanzt hatte.

Swolke senkte die Lider. Stumm hob sie ihr Felleisen auf, darin Plauens Schnitzwerk war, legte es in die Wiege und seufzte.

Der Alte sah ihre Bewegung, führte sie rasch wieder in die Stube, wo das Mahl bereitet war, häufte seinen Teller randvoll und sprach: »Gesegne es Gott! Ja, Gott möge es segnen, denn nun erst schmeckt es mir wieder.« Donnernd schallten seine Worte von den Wänden; er war sehr schwerhörig geworden und wußte es selber nicht, wie taub er war. Seine mächtigen Schultern waren eingesunken, er hielt sich nicht mehr stramm und zeigte sein Alter offener. Nur sein Magen war um ein halbes Jahrhundert zurückgeblieben und von beneidenswerter Beschaffenheit. Er liebte während des Essens keine langen Gespräche, aber er konnte sich nicht enthalten, zwischen zwei Schüsseln anzufragen: »Wann?«

»Im Sommer,« sagte Swolke und lachte zum erstenmal in ihrer alten, heiteren Weise, »es geht nicht schneller, und wenn du noch so ungeduldig bist. Aber nun laß dein Fragen.«

Der Alte verzehrte sonder Eile den Inhalt des zweiten Tellers, bevor er Antwort gab. »Ich frage ja nichts. Aber ich will wissen, wie stark ich Gott bedrängen muß, daß er mir den einen Fuß so lange aus dem Grabe läßt. Der andre ist nicht mehr zu retten.«

Swolke fühlte in dieser Zeit, wie das Leben in ihr dem Greise neues Leben gab, er schien mit seiner Hoffnung zu blühen und war die meiste Zeit des Tages um sie beschäftigt, kramte aus seiner Erinnerung die besten Stücke und wurde nach langer Unterbrechung wieder der schalkhafte Erzähler voll unsäglich trockener Laune. Sein Herz schien vom Alter so wenig betroffen wie sein Magen, er erriet mit nie irrendem Takt, auf welchen Ton Swolke jeweils gestimmt war, und eine seiner vielen Saiten schwang wohlklingend mit. So brachte er sie über den Frühling hinüber, tief in den Sommer hinein bis an ihre Stunde, die leicht und mit geringen Schmerzen kam.

Heinrich Johann wurde er genannt. Nun wurde der Alte ganz zum Kind; er vergaß die entsetzlichen Nöte der Zeit, die, nach der saatversengenden Dürre des Lenzes, in einer Teuerung ohne Ende gipfelten, er vergaß selbst Swolke, deren Augen in die Ferne sahen, er vergaß sogar seine gichtgeschwollenen Füße und humpelte unter schrecklichen Schmerzen an die Wiege, um ein verwehendes Lachen zu erhaschen. Der Tod hatte Herrn Johann schon insgeheim gezeichnet, aber er ließ ihn noch eine kurze Weile, da dies Spiel zu schön und närrisch war, um es zu stören.

Ab und zu kehrten Bekannte ein, berichteten vom Kriege, von dem Verhandlungsschacher zu Kostnitz, von Elend des Landes. Aus ihren Reden wurde Herrn Johann so viel klar, daß selbst Tepperhof nicht mehr viel wert war. Der König hatte sich der Plätze Orlow und Morin im Nessauer Gebiet bemächtigt, trotz des beschlossenen Friedens, und Küchmeister bekämpfte ihn mit ohnmächtigem Papier. Schon ließ Jagiello bei Thorn Brücken über die Weichsel schlagen; wie lange noch, dann tobte auf Kulmer Feldern die Schlacht.

Herr Johann schmunzelte hinter mitbedrücktem Gesicht, er hatte für Tepperhof einen ungeheuren Preis erzielt, er wohnte in einem uneinnehmbaren goldenen Hause und zog es vorerst dem Paradiese bei weitem vor. Alles schien ihm günstig zu sein, der Hof hatte sich mit eignem Saatkorn über die Not gerettet, der Winter kam weich und warm und tat seinem Gliederreißen wohl.

Aber die frostlose, faulige Luft trieb anderwärts Giftblüten, deren Duft Herrn Johann gewaltig erschreckte. In Danzig brach die Pest aus und rannte ins Land, binnen kurzem reichte sie bis in die Engelsburg und schlug die ganze Besatzung. Herr Johann ließ keinen Menschen zu sich, er wich nicht von der Wiege, er ließ aus Thorn Räucherkerzen holen und geriet dabei zum erstenmal in ernstlichen Streit mit Swolke.

Swolke konnte und wollte in ihrer tüchtigen, keinem Schicksal ausweichenden Art nicht hindern, daß sie gleichermaßen mit dem Kinde und der Umwelt in Berührung trat. Auf ihren täglichen Wegen fand sie den Alten räuchernd und stänkernd, er zwang sie, durch beizende Wolken zu gehen, sowie er nur hörte, daß Fremde den Hof betreten hatten, er kochte selber den Brei für Heinjohann, wusch ihn mit eigner Hand und ließ Swolke nur notgedrungen zu dem Kleinen, daß sie ihn weiter nähre. So kam der Herbst, Heinjohann konnte schon auf seinen strammen Beinchen stehen und laufen; die Pest war erloschen, aber der Alte ließ ihn nicht aus der Stube und räucherte weiter, bis Swolke ihm eines schönen, klaren Tages, derweil er schlief, den Jungen entführte und auf einen Sandhaufen in die Sonne setzte.

Seit langer Zeit hatte sie Heinjohann ganz

allein für sich, sie setzte sich neben den Kleinen und sah glücklich auf sein Glück. Er hielt einen von Plauen geschnitzten Holzlöffel in der Kinderfaust, stieß unsicher in den rieselnden Sand und freute sich krähend vor Seligkeit des Lichts.

»Du lebst in ihm,« flüsterte Swolke, indes sie seine feste, breite Stirn betrachtete; sie fühlte, wie Rührung und Trauer sie mitten im hellen Tag überwältigen wollten, stemmte sich tapfer dagegen und stritt mit sich, daß sie nicht genug an ihrer Liebesfülle habe und undankbar gegen Gott sei.

»Und du selber, lebst du noch?« Sie fragte es laut; mit irrenden Augen starrte sie über die Eichenbohlen des Zaunes in die Ferne. Mit schwingender Sense war der Tod über Preußen geschritten, Paläste und Hütten leerend — war er an Plauens Gefängnis vorübergegangen? Sie wußte nicht, wie sie Gewisses erfahren sollte; Herr Johann kam nicht mehr in den Sattel, er wäre auch nicht vom Hofe geritten, in seiner alten, eng gewordenen Seele hatte nur noch das Kind Raum und Wert.

So glitt er in sein neunzigstes Jahr, krummgezogen wie ein Eichenknorren, vollkommen taub und überreif für den Himmel. Noch einmal, wie in seinen besten Jahren, sah er das Land um Tepperhof in dicken, schweren Ähren, er ließ sich mitsamt dem Sessel weit hinaustragen, den Jungen neben sich, und segnete die Ernte, die nicht mehr sein eigen sein sollte. Swolke stand neben ihm, ihr Haar flatterte schon wieder fraulich im lauen Winde. Sie sah die goldenen Auen und sah den müden Schnee auf Herrn Johanns dünnem Scheitel, hob den Jungen unwillkürlich an ihre Brust und faßte mit den Augen noch einmal alles, was ihr Heimat gewesen war. Ihr ahnte, der Abschied war nahe herbeigekommen.

In stillem Zuge kehrten sie zurück, wie von einer Andacht. Heinjohann war müde geworden und saß auf den Knien des Greises. Er duldete es trotz seiner schmerzenden Füße und litt nicht, daß Swolke ihn aufnahm. Von weitem sahen sie Fremde im Hof, ein Reiter löste sich aus der Schar und kam ihnen entgegen; es war Plauens Vetter Heinrich Reuß.

Herr Johann war zu Bett gegangen und hatte Swolke den Gast überlassen. Die beiden saßen nach dem Mahle auf einer Bank unter den Obstbäumen, ihre vollen Herzen drängten nach Worten und fanden sie nicht. Endlich, da der Vetter Reuß in roter Verlegenheit nach ihrer Hand griff und sie heftig drückte, kam Swolke in einem Lächeln die mütterliche Überlegenheit der Frau, und sie begann, den Druck kräftig erwidernd: »Ja, Vetter Heinrich, Ihr seid mir herzlich willkommen. Der Junge, den Ihr so entsetzt betrachtet habt, ist Eures Blutes, und vor Gott bin ich Plauens Weib.«

Sie schwieg und kostete selig aus, wie leicht und heiter das Herz in ihrer befreiten Brust schlug. Sie ahnte, welche Hoffnung den Vetter in ihr Haus geführt hatte, und wollte ihn nicht in bedrückter Dunkelheit lassen.

»Habt Ihr ihm dies Glück geschenkt?« flüsterte Reuß aufatmend und selber wie von schwerer Last befreit. »Wie war es möglich, Swolke? Im Reich heißt es, er säße gefangen auf der Brandenburg.«

»Er lebt?« rief Swolke jubelnd.

Reuß sah sie verstört an. »Warum nicht? Ich weiß es nicht anders. Im Reich streiten sich die Fürsten mit Sternberg um seine Freiheit.«

Swolke faltete die Hände und blickte versonnen vor sich hin. »Ich sitze hier in der Einsamkeit, Vetter; fast drei Jahre habe ich nichts mehr von ihm gehört.« Und sie erzählte ihm, öfter stockend, wie es geschehen war.

»Und jetzt?« fragte Reuß.

»Ich habe einen Hof in Niedersachsen. Wir ziehen ins Reich, Heinjohann und ich. Großvaters Tage sind gezählt, mich dünkt, sie sind so sehr gezählt, daß er die Woche nicht überlebt.«

Der Reuß rückte unruhig hin und her, wollte sprechen und konnte nicht.

»Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Vetter, ich fühle, wie treu Ihr es meint, und danke Euch sehr,« sagte Swolke gelassen, »aber das geht nicht an. Ich gehöre ihm für Zeit und Ewigkeit, ob ich auch weiß, er kommt nimmer frei und will es auch nicht. Vetter, er leidet sein Schicksal tapfer und ohne Haß, er will nicht mehr in diese Welt zurück zu einem kleineren Sein, als ihm gemessen. Laßt ihn.«

»Aber der Junge!« stammelte Reuß. »Er ist un — er ist —«

»Unehelich,« vollendete Swolke lächelnd, »doch hat ihn Herr Johann vor dem Komtur als eigen angenommen, es bleibt kein Makel an ihm und seinem Adel, nur, daß er nicht Plauen heißt.«

Die Sonne stand mit einem letzten, sanften Scheinen in den Fenstern, sie sahen darauf hin und bemerkten über der Halbtür Köpfe, die unruhig herüberstarrten.

Swolke erhob sich, ihr Herz setzte plötzlich aus, sie stammelte erbleichend: »Es ist etwas im Hause, Vetter; wollet mich eine Weile entschuldigen.« Sie lief hinein, in fliegender Angst blickte sie nach dem Jungen, der schlief mit rosigen Wangen. Dann ging sie in Herrn Johanns Kammer und wußte, wer in ihr Haus getreten war.

Der Greis saß halb aufgerichtet in seinem Bett, den Rücken zur Wand gekehrt, röchelnd ging der Atem aus seinem Munde. Er mußte fürchterliche Schmerzen leiden, denn aus den eingefallenen Augen rannen Tränen über sein Gesicht. Als er Swolke sah, hob er bittend die Hand und öffnete den Mund, aber Swolke lief

schon und brachte Heinjohann und setzte ihn vor den Sterbenden auf das Lager.

Heinjohann erwachte und schlug mit den Fäusten auf Herrn Johanns gemarterte Knie, der Greis verzog das Gesicht in zuckender Qual, aber das Kind verstand ihn nicht und lachte laut auf. Es schien ihm, als schnitte der Ahn zu seiner Freude Gesichter, und dies neue, schöne Spiel machte ihn vollends wach und munter.

»Mehr! Mehr!« krähte er und bohrte ihm die Finger anfeuernd in die rasselnde Brust; Swolke wollte ihn fortnehmen, aber der Alte umklammerte ihn mit beiden Händen, und die Säge der Schmerzen, die ihn zerriß, dünkte ihn liebliche Musik, da sie ihm dies helle Kinderlachen mit auf den letzten Weg sandte. Welch eine schöne, leichte Aufgabe stellte ihm das Leben in seiner letzten Stunde — mit Schmerzen Freude zu geben und einen Kinderwunsch zu befriedigen.

Herr Johann glaubte, dies sei auch ein Schlachtfeld, wacker tat er seine Pflicht und fand tapfer fechtend das ewige Tor.

Der Vetter Reuß bat, Swolke ins Reich geleiten zu dürfen. Sie versagte es nicht, sie meinte, Plauen hätte seine Beruhigung daran, sie und sein Kind unter diesem Schutze ziehen zu sehen.

»Wir müssen unter der Brandenburg herreiten und Abschied nehmen, so haben wir es beredet. Wenn Plauen Euch sieht, weiß er uns in Sicherheit. Wahrlich, der Himmel hat Euch recht zu meinem und seinem Trost geschickt. — Von Königsberg aus können wir zu Schiff nach Lübeck.«

Sie gingen an die traurige Fahrt. Wer hinter den Dingen das Wesen sieht, dem ist nichts wehmütiger als Spuren auf dem Wege, nichts tröstlicher als unberührte Wildnis. Wäre das Kind mit seinem freundlichen Unverstand nicht gewesen, das quälende Schweigen hätte sie beide erstickt. Je näher sie der Brandenburg kamen, um so tiefer versanken sie; Swolke schwankte im Sattel, der Vetter mußte ihr Heinjohann abnehmen und sie selber stützen.

Nun standen sie vor den Wällen. Da lag das Haff, und der Himmel badete seine leuchtende Bläue in seinem Silberspiegel. Seiden schimmerten die Wolken, der Wald auf der fernen Landzunge schien in seiner tiefen Schwärze ganz nahe. Swolke hatte den Jungen wieder an sich genommen und trug ihn hoch auf dem Arm, mit brennenden Augen starrte sie auf das Fenster des Turmes. In einiger Entfernung von ihr hielt Reuß mit den Knechten, niemand sprach ein Wort. Es war zu weit zum Rufen, sie mußten warten, bis Plauen ans Fenster trat, aber Swolke harrte geduldig: sie wußte, jede Stunde sah er nach ihr aus. Über die Wälle spähten Wachen gelangweilt herüber, keiner bekümmerte sich um das Häuflein, es war Friede im Land und satte Ernte.

Endlich ward das Fenster hell von einem weißen Haupt, Swolke stöhnte auf. Mit großer Anstrengung hielt sie Heinjohann über ihren Kopf. Plauen stand eine Weile unbeweglich in dem Rahmen der gewaltigen Quadern; dann hob er die Hände in das Licht, breitete die Arme aus und trat in die Schatten zurück.

»Was ist das?« murmelte der Vetter Reuß heranreitend. »Er will Euch nicht sehen?«

Swolke ließ das Kind auf den Sattel sinken und sah den Vetter verwirrt an. Langsam ward ihr klar, was er meinte. »Er will uns nicht quälen,« sagte sie leise.



Grenzland — Christnacht / Von Erwin Heine

Die Glocken läuten: Friede auf Erden,
Die Herzen klagen: O könnt' er uns werden!
Wären erlöst wir vom Heimwehdrang,
Dann sängen auch wir den seligen Sang!
Wären wir nur daheim und zu Haus,
Dann jauchzten auch wir in die Christnacht hinaus:
„Friede ... Friede auf Erden!“

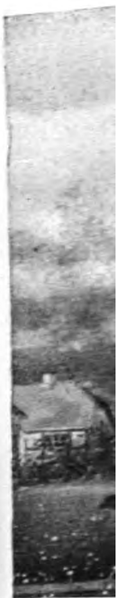
Aber wir müssen von ferne stehn
Und dürfen nicht heim zur Mutter gehn.
Wir irren zitternd durch Nebel und Nacht,
Irren, von höhnendem Hasse bewacht,
Und haben nicht Liebe noch Licht;
Ein Sehnsuchtsschrei aus dem Herzen bricht:
„Friede ... Friede auf Erden!“

Wir wissen nicht Heimat in diesem Land,
Gott zog von uns die schützende Hand ...
Auf unserm Leben wintert das Weh,
Auf unsern Bergen wuchtet der Schnee,
Von unsrer Berge bleichschimmernden Höh'n
Können wir Deutschland, Deutschland sehn! ...
Friede ... Friede auf Erden ... ?



Theodor Bohnenberger: Blumen in chinesischer Vase

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung 1926



Lehre

N

Auf u
schen
die Kirche
der schmu
Masse der
sie mit ihr
halten und
Dorfes un
von hohen
gegen Win
Wahrzeiche
müden Wa
endete, bei
rung durch
im Felde
Heimkehr z
Tale oder
kirche erheb
ten Dorfm
der Linie
gewachsen i
anmutende
den Klee- u
mat durchw
wechselnden
Nähern
bald, welche
Rahmen ha
Dorfes auf
dem Dorf



Lehre bei Braunschweig. Dorfkirche mit breitem Turmvorbau, der zwei Helme trägt, auf dem Friedhof inmitten des Dorfes

Malerische Dorfkirchen

Von Baugewerksschuldirektor Prof. L. Peters

Mit acht farbigen Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers

Auf unsern Wanderungen in der schönen deutschen Heimat grüßt uns schon von weitem die Kirche als besonderer Punkt in der Silhouette der schmucken Dörfer. Sie hebt sich aus der Masse der Dorfbauten hervor, gerade als hätte sie mit ihrem Turm Umschau im weiten Kreise zu halten und dem Wanderer den ersten Gruß des Dorfes und seiner Bewohner zu entbieten. Oft von hohen Baumkronen umgeben und durch sie gegen Wind und Wetter geschützt, bildet sie das Wahrzeichen ihres Heimatdorfes. Sie gibt dem müden Wanderer die Hoffnung auf die bald beendete, bei allem Genuß doch mühevolle Wanderung durch Feld und Wald; sie ruft dem Bauern im Felde die Zeit zu und erinnert ihn an die Heimkehr zu Haus und Hof. Mag das Dorf im Tale oder auf der Höhe liegen, die alte Dorfkirche erhebt sich über den Umriß der breitgelagerten Dorfmasse und bildet einen hohen Punkt in der Linie ihrer Umgebung, in die sie hineingewachsen ist. Immer wieder dasselbe freundlich anmutende Bild, mögen wir zu Fuß die blühenden Klee- und wogenden Kornfelder unsrer Heimat durchwandern oder mit der Bahn an den wechselnden Bildern des Landes vorübereilen.

Nähern wir uns dem Dorfe, so erkennen wir bald, welche Lage das stille Gotteshaus in seinem Rahmen hat. Meist liegt es in der Mitte des Dorfes auf freiem Platz, oder es schließt sich dem Dorf an einer Seite an. Nie steht es vereinsamt oder fremd in seiner Umgebung; immer ist die Kirche auf das Dorf abgestimmt, und ebenso hat sich die dörfliche Umgebung ihr untergeordnet und angepaßt. Alles gehört zueinander und gibt ein Bild der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit: das Bauernhaus, die Gehöfte, die Bewohner; das Leben und Treiben der Landbevölkerung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Dorf und seiner Kirche.

In diesem natürlichen Einklang steht die schmucke Dorfkirche nie für sich allein; von alten Baumriesen ist sie umstanden, die gleich ihr auf viele hundert Jahre der Dorfgeschichte zurückschauen; nicht selten ist sie auf der zum Anger verbreiterten Dorfstraße neben dem Dorfteich erbaut, in dem sie ihr Bild spiegelt. Meistens ist sie von den stillen Gräbern des mit Baum und Strauch bestandenen Kirchhofes umgeben, der sie gegen die Unrast des täglichen Verkehrs mit einem Gürtel friedlicher Ruhe abschließt. Wieviel malerische Reize bietet doch der ländliche Friedhof! Feierliche, an die Ewigkeit mahnende Stille mit lustig flatternden und singenden Vöglein über wucherndem, mit Blumen belebtem Rasen, über efeubewachsenen Hügeln und sinkenden Kreuzen zwischen Thuja und Flieder. Strenge Feierlichkeit mit stillem Leben im ernsten Gräberhain. Von dem Leben und Lärm der Straße ist der Friedhof durch eine Aufschichtung zusammengetragener Steinfindlinge in roten und blauen Tönungen

abgeschlossen; aus ihren mit Lehm und Erde gefüllten Fugen sprießen üppiges Grün und allerlei Geblüm; als schützende Haube überdeckt der goldgelb blühende Mauerpfeffer diese schöne, mit Holunder- und Fliedergebüsch begrenzte Umwehrungsmauer. Ein schlichtes, einfaches Tor aus Holz oder roten Ziegelsteinen in gefugtem oder verputztem und farbig getünchtem Gewande unterbricht, von einer alten Linde überdacht, die Mauer und gibt den Blick auf die Kirche und die stillen Reihen der Gräber frei. Der malerische Friedhofseingang führt wie ein Vorspiel in die friedliche Abgeschiedenheit der rasen- und blumenbewachsenen Hügel um die Kirche ein. Wieviel wohltuender sind solche Bilder als die Stacheldrahtumzäunungen von heute, die zu den ebenso häßlichen Zementkreuzen der Großstadt-Friedhöfe unsrer öden Zeiten passen! Das sind harte Gegensätze; sie zeigen deutlich den Unterschied des natürlichen und künstlerischen Empfindens von einst und jetzt.

In ihrer verträumten Umgebung bietet die Dorfkirche ein stimmungsvolles Bild, das in seinen reichen Mannigfaltigkeiten immer etwas Warmes und Anziehendes hat, das unbewußt oder bewußt Freude macht und erhebt.

Der Aufbau der Kirche trägt den Stempel des natürlichen, unverbildeten Empfindens; er ist in gemeinsamer Arbeit der dörflichen Handwerker und Bauern aus bodenständigem Material entstanden. Das deutsche Gemüt, nicht der wesensfremde Verstand hat hier geplant und gebaut. Immer zeigt sich dabei die Schönheit des selbstverständlichen Anpassens und des richtig empfundenen Zusammengehörens. Wie kalt dagegen steht ein Bau da, wie er von städtischen Baumeistern entworfen und von fremden Handwerkern aus fremdem Material in den letzten Jahrzehnten oftmals ausgeführt wurde! Zerreißt seine nüchterne, nichtssagende Kälte, die keinerlei Zugehörigkeit erstrebt, nicht das ganze freundliche Bild des Dorfes?

Durch Ergänzungen und Anbauten sind die bisweilen gar zu schlichten, herben Umrißlinien der Kirchen etwas gemildert und in das Kleid des Malerischen gebracht. Solche Anfügungen haben oft wesentlichen Anteil an dem schönen Bilde der Kirche, weil sie immer mit dem gleichen Empfinden der Zweckmäßigkeit natürlich angepaßt sind und nie das Zeichen gekünstelter Fremdheit tragen. Wer Sinn und Auge hat, wird an dieser ungezwungenen Natur immer reine Freude empfinden und erkennen, wie selbstverständlich diese späteren Zutaten wirken.

Die bodenständigen Baustoffe, aus denen die Dorfkirchen erbaut wurden, passen in die umgebende Natur und bringen nichts Fremdes in das ansprechende Bild schöner Natürlichkeit. Wie aus einem Guß entstanden, erfüllen sie alle Bedingungen der unverdorbenen Schönheit. Bringt nun hierzu erst die Natur selbst noch den Überzug des Alters mit allen seinen feinen, farbigen Tönungen, dann gehen auch die letzten Härten scharfer Baustoffgegensätze und scharfliniger Abgrenzungen verloren. Moose und Flechten auf Dach



Weitenhagen in Pommern. Friedhofstor aus Ziegelsteinen unter dem schützenden Dach eines alten Baumes



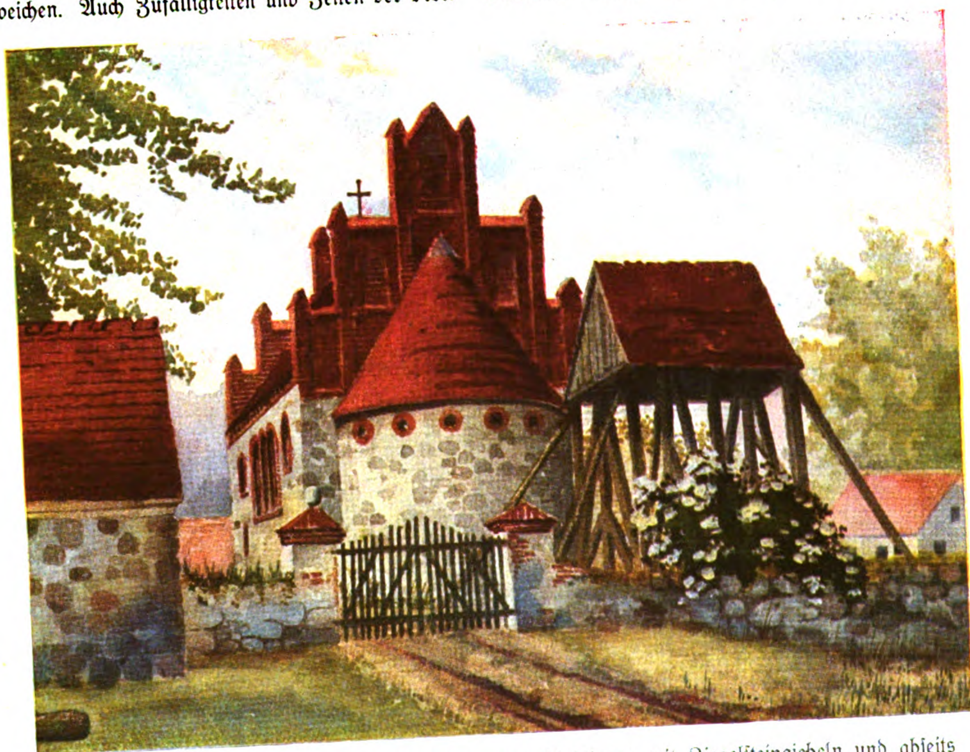
Kemnitz in Pommern. Ziegelsteinkirche auf baumbestandenem Friedhof, dessen Zugang ein weißgetünchtes Tor bildet

und Mauerwerk glänzen in dem warmen Licht der Sonne silbern bis hellgrün und verwandeln sich in tiefe, satte Töne bei regnerischem, trübem Himmel. Das alles sind Bilder malerischer Schönheit, die fühlende Herzen bewegen müssen.

Gewissermaßen als ein Bau höherer Ordnung ragt die Kirche erhaben über die Masse der Häuser und über das Dorfganze. Ihr Turm lugt in die Weite und überwacht Eingang und Ausgang des Dorfes und die umgrenzenden Felder; noch heute zeigt der verstärkte, massige Bau seine frühere Aufgabe der letzten Verteidigung gegen anstürmende Feinde. Vereinzelt steht er auch losgelöst neben der Kirche — als Glockenturm. Auch in dieser getrennten Stellung steigert er das Malerische im Bilde der Dorfkirche. Als Raum für die Gemeindeversammlungen zur Ehre Gottes ist das Kirchenschiff schlicht und übersichtlich im Aufbau; abgeschlossen wird es durch den nach Osten zeigenden Raum für die Handlungen des

Geistlichen. Diese seit alters übliche Dreigliederung der Kirche ist durch die geschichtliche Entwicklung der Stilepochen nicht beeinflußt worden; ihre bauliche Gestaltung ist vielmehr der landschaftlichen Umgebung, den bodenständigen Baustoffen und den Zeit- und Ortsbedürfnissen unterworfen gewesen. Darum finden wir in den einzelnen Gebieten immer wieder gleichartige Dorfkirchen-Typen, die nur nach den besonderen Bedürfnissen der Dorfgemeinden und nach ihrem Wohlstande um ein kleines voneinander abweichen. Auch Zufälligkeiten und Zeiten der Nöte Landschaft an. Der charakteristischen Linienführung in der Landschaft geben sie mit ihrem hochragenden Umriß einen reizvollen Punkt. So ist die Dorfkirche ein bodenständiges Erzeugnis heimatlicher Volkskunst.

Die massigen Kirchen aus schweren Granitsteinen mit breiten Kalkfugen sind niedrig und wuchtig, mit kleinen Lichtöffnungen in den Wänden; der vorgelagerte Turm ist noch gedrungener und gibt dem Ganzen das Aussehen seiner trutzigen, wetterharten niederdeutschen Erbauer. Die Giebelmauern sind oft mit Ziegelsteinen abgedeckt,



Völschendorf bei Stettin. Einfachste Dorfkirche aus Findlingen mit Ziegelsteingiebeln und abseits stehendem hölzernem Glockenturm

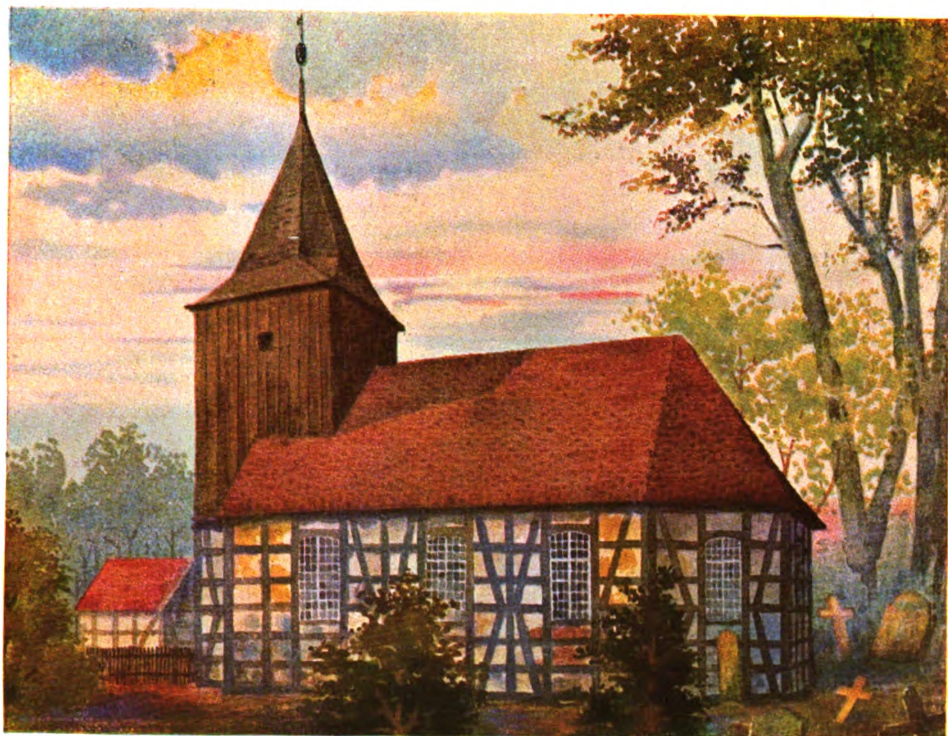
sind auf die schönheitliche Gestaltung nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben; vielleicht haben auch gerade sie dazu beigetragen, daß das Aussehen der Dorfkirche nicht das kalte Bild reiner Verstandesarbeit, sondern das der Natürlichkeit und des dörflichen Gemütes zeigt.

Je nach diesen verschiedenen Einflüssen und Baustoffen haben wir die schweren, gedrungenen Kirchen aus Granitfindlingen in der Norddeutschen Tiefebene, die Ziegelsteinkirchen in den Niederungen des Lehmgeschiebes, die hölzernen Dorfkirchen in den waldreichen Gebieten der östlichen Heimat und die froh gestimmten Kirchlein mit den hohen, spitzen Türmen in den mittel- und süddeutschen bergigen Landen. Sie alle schließen sich immer auch in ihren Formen den Linien der deutschen die in ihrer Farbe von der Wand malerisch zu den roten Ziegeln des Daches überleiten. Das Ganze ist das lebhafte, wettergefärbte Bild vieler Jahrhunderte; jeder Stein spricht von den Erlebnissen der Vergangenheit.

Anders und leichter die hochstrebenden Dorfkirchen aus gelbroten und roten Ziegelsteinen mit lustigen Mustern in den verzierten Giebeln. Das warme Ziegelrot von Turm, Dach und Giebel, gesteigert durch die letzten roten Strahlen des sinkenden Tages, ragt märchenhaft in den hohen blauen Himmel. Dazu noch die alten sinkenden Holzkreuze des stillen Friedhofes im Kranze des blühenden Flieder-Frühlings! Das ist eine dörfliche, verträumte Poesie, die auch das härteste Herz erwärmen muß.



Welsede in Lippe. Fachwerkkirchlein mit schlichtem Eisenkreuz auf dem Dachfirst



Deutsch-Fuhlbeck i. d. Mark. Fachwerkkirche mit hölzernem Turm in waldreicher Gegend der Mark



Altenkirchen auf Rügen. Mittelalterliche Ziegelsteinkirche auf fliederbestandenem Friedhof im Widerschein des untergehenden Tages

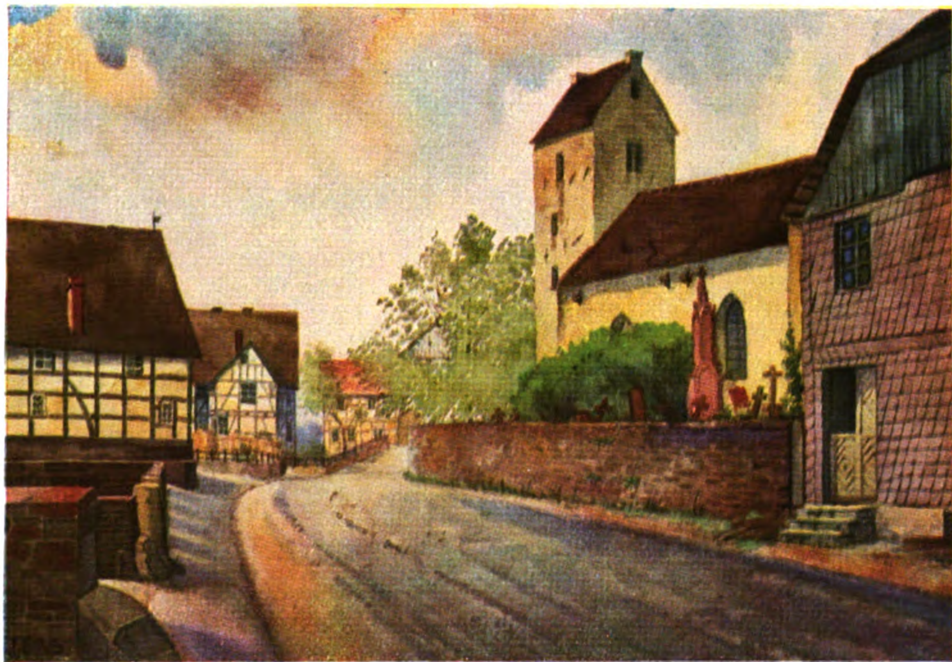
Noch wieder anders und noch leichter sind die Kirchen, die in ihrem konstruktiven Tragwerk oder ganz aus Holz erbaut sind. Im ersten Falle sind die Fache zwischen den Aufbauhölzern mit Ziegelsteinen ausgemauert und die Außenflächen gefugt oder verputzt. Auch sie sind so wahr und materialgerecht empfunden und ausgeführt, daß auch der Laie seine Freude daran haben muß. Holz an sich wirkt immer, ob roh oder mit Anstrich versehen, als Aufbaumaterial außerordentlich angenehm wegen seines unvergleichlich schönen malerischen Aussehens. Zuerst gelblich bis rötlich und dann immer mehr durch die Witterung vieler Jahre in Bläulichsilbern bis Tiefgrünblau verfärbt, zeigt es unter den verschiedenen Witterungsbelichtungen eine ganze Stufenleiter lebendiger Farbentöne. Es steht zu den ausgemauerten roten oder buntgetönten Fachen und den Ziegeldächern in wirkungsvoller Farbenharmonie. Die Holzkirchen kommen besonders zahlreich und in

allen möglichen Abarten in den waldigen Gegenden Ostdeutschlands vor und stehen nicht selten inmitten weiter grüner Forsten. Von Alter und Wetter gebläut, geben sie auf dem Hintergrund des Waldes ein herrliches Farbenbild.

Auch die freundlich weiß gestrichenen Kirchen mit den hohen Dächern und schlanken Türmen machen in ihrem hellfarbigen Gewande einen anmutigen Eindruck. Sie wollen mit ihrem Emporstreben gleichsam noch weiter himmelwärts reichen als die Kuppen der sie umgebenden Höhen- und Bergesrücken; sie wollen sich recken, um über die benachbarten Berge in die jenseitigen Täler schauen zu können. Zu den immer heiteren, in buntester Farben getauchten Bergeshöhen mit ihrem lebensfrohen Völkchen stehen sie in voller Harmonie und klingen in das malerische Bild der Berglandschaft ein. Auch wenn die kalte Hand des Winters den hohen Schnee über die Lande gebreitet hat, bilden die Kirchlein mit ihren bläulichweißen Schneedecken über Turm und Dach in dem schweren Graublau des Himmels einen reizvoll abstechenden Punkt in der Linie des Dorfes. Nicht allein die Farben des Sommers, auch die bläulichvioletten Tinten des Winters geben dem Land und den Ortschaften prächtige Stimmungen. Der Winter hat, wie in den Bergen, so auch im Flachlande sein besonderes Gesicht, zu dem die Dorfkirche in gutem Einklang steht.

In ihrem Inneren ist die Dorfkirche Einfachheit und Zweckmäßigkeit; sie wirkt, wie sie soll: natürlich und volkstümlich. Das Landvolk findet hier die ruhigen Stunden der Andacht und Sammlung in einem sonst harten und angestrengten Arbeitsleben. Rein schmückende Zutaten zeigen die Dorfkirchen im Äußeren und Inneren nur wenig. Lebhafte, frohgestimmte Töne finden wir dagegen meist in den Anstrichen und Tünchen auf Wänden und Decken. Im Kirchenraum sind zahlreiche farbige Tafeln, Kränze und andre Gedenkzeichen zur Erinnerung an liebe und verdiente Verstorbene angebracht; sie tragen, ebenso wie die farbig bemalte Kanzel und der Altar, an Feiertagen reichen Blatt- und Blumenschmuck. Die Lichtöffnungen in den Wänden schließen meist matte und gefärbte Gläser; denn die Stimmung des Raumes soll nicht durch zu grelles Licht der Sonne beeinträchtigt werden.

Betrachten wir das Handwerkliche in allen Teilen des dörflichen Kirchbaues einmal im ganzen, so finden wir oft eine sichere künstlerische Fähigkeit und Fertigkeit der Erbauer, die uns Hochachtung und Bewunderung abnötigen. Die Aneinanderpassung und Aufschichtung der rohen, teilweise sogar unbehauenen Granitblöcke zu festen Mauern und die in diesen angelegten Tür- und Fensteröffnungen verraten eine geschickte Hand und natürliches konstruktives Gefühl. Die Bearbeitung der Außenflächen dieser Mauermassen läßt die Schönheit des Materials voll zur Geltung kommen und bildet mit den Mörtelfugen wirkungsvolle Flächen, in denen Material und kunst-



Godelheim in Westfalen. Kirche in erhöhter Lage an der mit niedersächsischen Fachwerkhäusern besäumten Dorfstraße

gerechtes Bauen auffallend in Erscheinung treten. Auch die warmroten Ziegelsteinwände zeigen mit ihren glattgestrichenen Mörtelfugen und ihren besonders in den oberen abschließenden Teilen angewendeten Verzierungen so starkes handwerkliches Können und Kunstempfinden, daß uns diese Ausführungen an den alten Dorfkirchen heute noch Vorbild sein können. Der feinsinnigen und natürlichen Behandlung der Steinmaterialien steht die stoff- und kunstgerechte Verarbeitung und Verbindung des weicheren Holzes durchaus nicht nach. Besonders die Turmbauten mit ihren kecken Helmspitzen und die hohen Dächer haben viel konstruktives Gefühl und handwerklich-künstlerisches Können und Wissen verlangt, um das zu schaffen, was uns die alten Dorfkirchen heute noch in allen Einzelheiten zeigen. Wenn auch die Zeit mit ihrem Einfluß an den wunderbar wirkenden Tönungen mitgewirkt hat, so können wir doch noch feststellen, daß die Bemalung in ihren ursprünglichen Tönen mit Sinn und Feingefühl ausgeführt ist. Auf gleicher handwerklicher Höhe stehen die Dachdecker-, Glaser- und übrigen Bauarbeiten. Wie hoch der Kunstwert dieser alten Dorfkirchen angeschlagen wird, beweist die Tatsache, daß sie fast durchweg mit Zeichnungen oder photographischen Aufnahmen in die Verzeichnisse der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinzen aufgenommen, und daß alle geplanten baulichen Veränderungen von den Regierungen sorgfältig überwacht werden.

Die Dorfkirchen sind aus Heimaterde durch die Arbeit freier und starker Männer unsers Volkes mit Gemüt und natürlichem Empfinden erstanden. Sie bieten wie die deutsche Landschaft hohe malerische Reize und sind Wahrzeichen guten deutschen Schönheitsempfindens. Der Aufbau der schlichten Dorfkirchen mit ihren sichtbaren handwerklichen Künsten und Fertigkeiten gibt ein Zeugnis für die frühere handwerkliche Reife und den künstlerisch ungetrübten Sinn. Sie sind unverfälschte Zeugen altehrwürdiger Kultur, die wir achten und ehren sollen. Die Dorfkirche ist auch immer ein wichtiger Teil der Dorfgeschichte; durch sie werden die Ereignisse in der Gemeinde von Geschlecht zu Geschlecht getragen.

Leider versteht unsre Zeit diese tiefempfundene Sprache unsrer Vorfahren und die von ihnen geschaffenen Werte oft nicht mehr, nachdem die Prunk- und Genußsucht der Großstadt auch die Dörfler befallen hat. Neue Kirchen entstehen in ihren Reißbrettformen ohne Wesensverwandtheit mit ihrer Umgebung. Mögen Sinn und Empfinden, Herz und Auge unsers Volkes in allen Schichten wieder für solche malerischen Überlieferungen offen werden!

Heilige Nacht

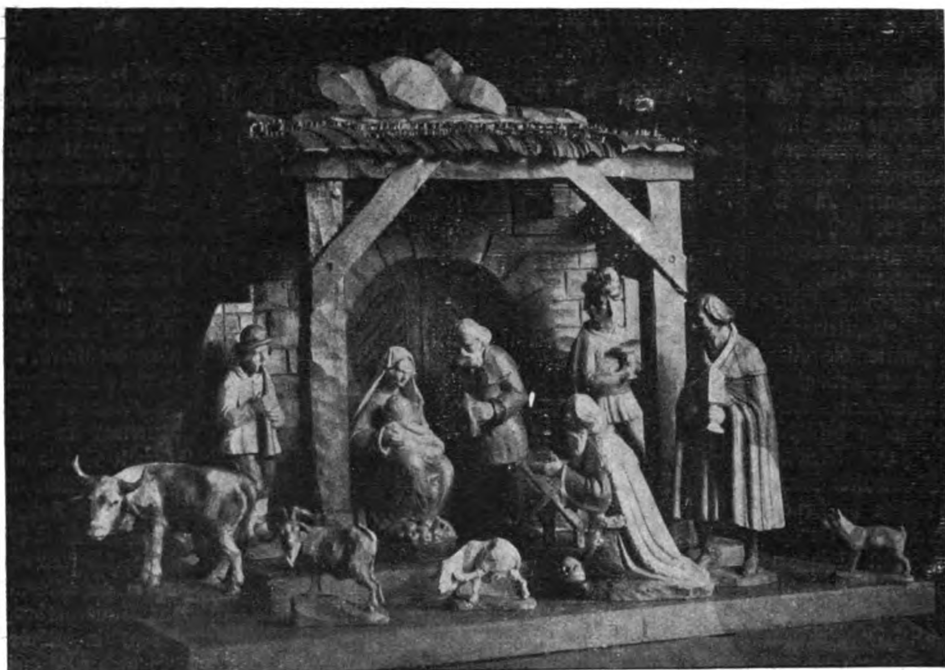
Nachts im Felde wehte der Wind,
Drinnen war es gar warm.
Die schönste Frau hielt das schönste Kind
In ihrem weißen Arm.

Mit großer Liebe sie's umfing,
Glückselig durfte sie sein,
Über ihr Antlitz ein Lächeln ging
Wie heller Morgenschein.

Josef tat ihr ein Tüchlein um,
Sie litt's in guter Ruh.
Ochs und Eselein sahen stumm
Und sehr vergnüglich zu.

Josef nickt, Maria wacht,
Draußen raschelt der Wind.
Stille Nacht, o du heilige Nacht,
O du himmlisches Kind!

Heinrich Peters



Holzgeschnitzte Krippe von Josef Ehinger in Meersburg am Bodensee

Weihnachtliches Kunstgewerbe

Von Georg Schmitz

Wenn daheim im stillen Eifeldorf die Winde kalt vom Hohen Venn herunterbliesen und vielleicht schon die ersten Schneeflocken um die kahlen Hainbuchen wirbelten, stiegen wir Kinder zum Speicher des Hauses empor und suchten nach der großen Kiste, in der da oben unter Staub und Spinnweb von Mariä Lichtmeß bis Allerheiligen das Jesuskind mit Maria und Joseph, den Engeln und den heiligen drei Königen, den Hirten und Tieren schlummerte und sicherlich von der kommenden Weihnacht träumte. Was gab es da in jedem Jahr nicht alles an der Krippe zu tun! Mal hatte ein Engel die Posaune oder ein Schäfchen die Beine verloren, mal war die Bemalung der einen oder andern Figur nicht mehr schön genug, und Leimtopf und Pinsel bekamen Arbeit. Regelmäßig gab es auch an dem Drum und Dran der Krippe etwas zu basteln: an den Hütten der Hirten, an den Bergen, die den Hintergrund abschlossen, oder an der Wassermühle, die am gläsernen Bach gar emsig ihr Schaufelrad zu drehen hatte. Neues Moos mußte beschafft werden, und das schönste und zarteste, das es weit und breit in den Wäldern ringsum gab, war gerade gut genug, Wiese und Weide für die Schäfchen und Ziegen der frommen Hirten abzugeben. Vielleicht hielt man es auch für nötig, ein paar neue Figuren zur Ergänzung zu beschaffen, denn die Krippe war ja niemals etwas Vollständiges, in sich Abgeschlossenes, sondern etwas Lebendiges, das wuchs und sich erweiterte, je nachdem der Geschmack dazu trieb oder die Mittel es erlaubten. Die Figuren schnitzte uns der »Krippenjuppes«, ein bärenstarker, langbärtiger Steinhauer, der tagsüber mit seinem schweren Spitzhammer auf der Lavagrube den Basalt bearbeitete, daß es wie heller Glockenton in die Weite klang, und abends in seiner kahlen Kammer das Schnitzmesser und Stecheisen mit einer Geschicklichkeit handhabte, die man seinen großen schwieligen Fäusten nicht zugetraut hätte. Die anatomische Richtigkeit spielte bei ihm eine geringe Rolle, aber da sich mit seiner technischen Geschicklichkeit eine wahrhaft rührende Einfalt und kindliche Frömmigkeit verband, wurden seine Krippenfiguren köstliche kleine Kunstwerke, die in jedem Jahr jung und alt von neuem entzückten, wenn in der Heiligen Nacht nach der feierlichen Christmette die Krippe unter dem brennenden Lichterbaum ihre Wunder ausbreitete.

Solche Erinnerungen aus glücklicher Jugendzeit wurden in mir lebendig, als ich in diesem Sommer im alten Meersburg am Bodensee ganz zufällig in die Werkstatt des Bildhauers Josef Ehinger geriet und mich dort plötzlich einer figurenreichen Krippe gegenübersah. Keiner alten, sondern einer, an die der Künstler eben die letzte Hand gelegt hatte. Bis vor wenigen Jahren

haben sich unsre Bildhauer kaum um die schöne alte Sitte der weihnachtlichen Krippendarstellung gekümmert, und so kam es, daß man nur jenen abgeschmackten Krippenfiguren aus Gips oder Papiermaché begegnete, die auch nicht die geringsten künstlerischen Ansprüche zu befriedigen und keinerlei weihnachtliche Stimmung zu verbreiten vermochten. In der Werkstatt Ehingers fand ich zum erstenmal eine neuzeitliche Krippe, die den Wettbewerb mit den alten, jetzt zumeist im Besitz von Museen oder Kirchen befindlichen Krippen nicht zu scheuen brauchte. Ehingers Krippen strömen wie jene alten den Duft der Bodenständigkeit aus und sind von

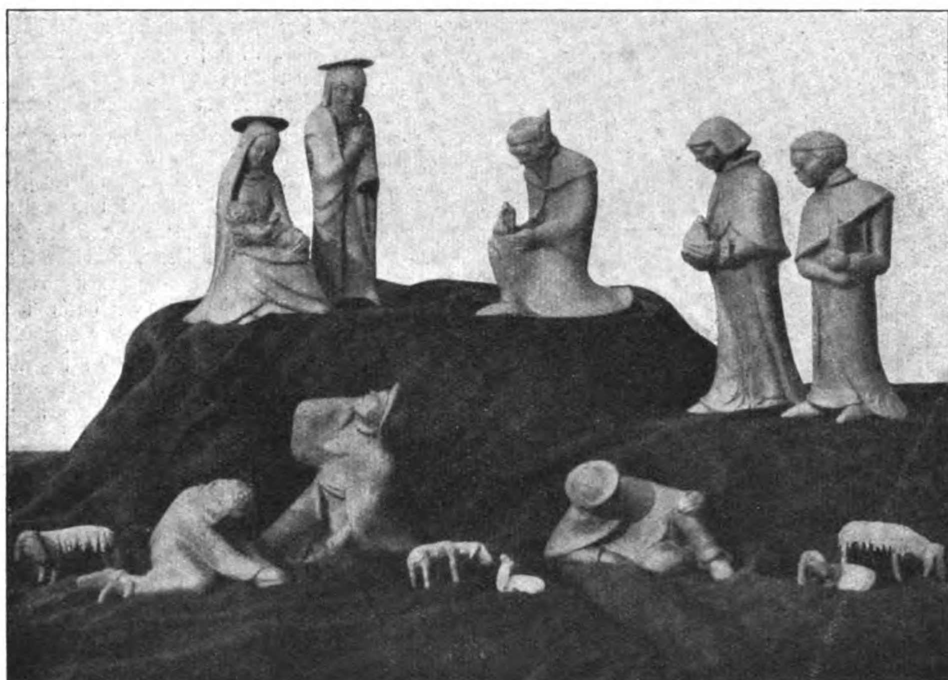


Kleine Krippe mit holzgeschnitzten Figuren von Josef Ehinger in München

einer so zarten, echt deutschen Stimmung verklärt, wie sie etwa über Dürers Kupferstich »Weihnachten« liegt. Die Trümmerstücke eines architektonischen Aufbaues geben den Rahmen, in dem sich das heilige Geschehnis abspielt. All die alten traditionellen Figuren sind vertreten: im Mittelpunkt Maria mit dem Kindlein im Schoß und Joseph, ein Windlicht in der Hand; die frommen Hirten, die anbetend das Knie gebeugt haben, in Körben ihre Gaben, Lämmchen und Feldfrüchte, herbeibringen oder mit Dudelsack und Schalmei dem Kindlein ein Schlummerlied spielen; die heiligen drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, kostbar gewandet, wie



Holzgeschnitzte Krippe von Alb. Niemeyer (Kunstwart-Hausrat-Gesellschaft in Hellerau bei Dresden)



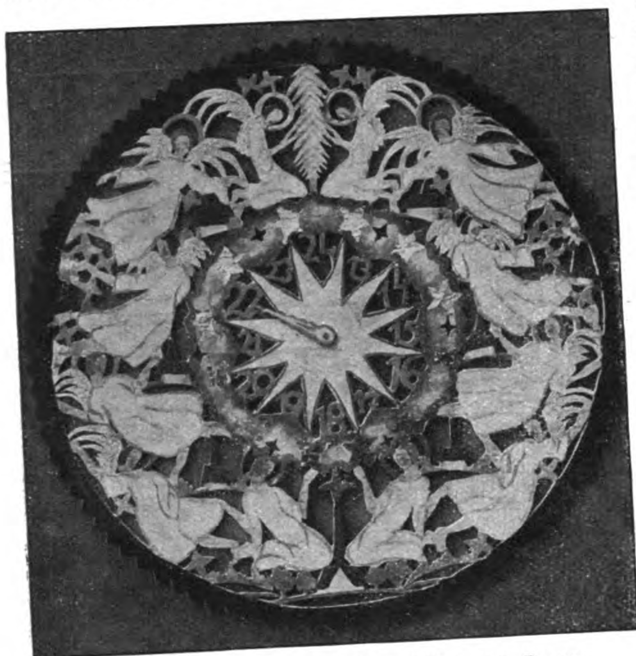
Krippe aus Fayence, entworfen von Ellinor Denker. Aus der Werkstatt von Friedrich Hudler in Dießen am Ammersee

es sich für Fürsten aus dem Morgenlande geziemt; und dann die Tiere: Ochs und Esel, die Hunde der Hirten sowie ihre Schafe und Ziegen. Gerade diese Tiere hat Ehinger mit besonderer Liebe behandelt, auch darin, vielleicht unbewußt, an die gute Tradition anknüpfend. Wer in der einzigartigen Krippensammlung des Bayrischen Nationalmuseums in München die deutschen Krippen mit den italienischen vergleicht, der wird finden, daß die italienischen zwar kunstvoller sind, daß die deutschen aber sich durch die Innigkeit des Gefühls und durch die Liebe auszeichnen, mit der vor allem die Tiere gestaltet sind. Der Unterschied des Verhältnisses, das Deutsche und Romanen zum Tier haben, spiegelt sich selbst in diesen kleinen Dingen mit überraschender Deutlichkeit.



Weihnachtsteller. Nach einem Entwurf von Otto Tauschek hergestellt von der Porzellanfabrik Phil. Rosenthal & Ko. in Selb

Ehingers Krippenfiguren sind durchweg aus dem vollen Holze geschnitzt und bemalt. Die echt handwerksmäßige, stoffgerechte Behandlung des Holzes beweisen die Spuren, die das Messer auf der Oberfläche der Figuren zurückgelassen hat. Man sieht auf den ersten Blick: hier ist wirklich ein Schnitzer am Werk gewesen, der weiß, was dem Holze frommt. Die gleichen technischen Vorzüge zeichnen die ebenfalls aus Holz geschnitzte Krippe Professor Albert Niemeyers aus, die die Kunstwart-Hausrat-Gesellschaft in Hellerau bei Dresden auf den Markt bringt. Niemeyers Krippe ist weniger volkstümlich als die Schöpfungen Ehingers, ihnen in der bildhauerischen Formgebung und in der Geschlossenheit des Aufbaues aber überlegen. Künstlerisch ist das ohne Zweifel ein Vorteil, es



Weihnachtsuhr. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien

ihre Zwecke dienstbar machte. Als Beispiel dieser Art zeigen wir die von Ellinor Denker entworfene und in der Werkstätte von Friedrich Hubler in Dießen am Ammersee gebrannte Fayence-Krippe, die bei der Handelsgesellschaft für Handwerk und Volkskunst in Hannover zu haben ist. Wie die sonstigen Arbeiten aus der Werkstatt Hublers zeichnen sich auch diese Krippenfiguren durch ihre stoffgerechte Behandlung aus. Die Umrisse sind knapp und geschlossen gehalten, wie der Ton es verlangt. Auch die leise Altertümlichkeit, in die die Denkerschen Figuren gekleidet sind, steht gerade dem Ton gut zu Gesicht. Mit dieser Fayence-Krippe ist ein aussichtsreicher Weg zur Wiederbelebung der alten Krippenkunst beschritten worden, da es auf diese Weise möglich ist, künstlerisch wertvolle Figuren zu schaffen, die auch für weniger Bemittelte zu erschwingen sind. Daß es sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um ein Zeichen der Zeit und ihres neuerwachten Interesses an der Weihnachtskrippe handelt, geht daraus hervor,

kommt dadurch jedoch eine gewisse Kälte in das Ganze, die keine rechte Vertraulichkeit aufleben läßt, wie es bei einer Krippe doch eigentlich notwendig ist.

Selbstverständlich können Krippen dieser Art nicht billig sein. Sie sind keine Dutzendware, sondern kleine, originale Kunstwerke und stellen einen dauernden Besitz dar, der sich einmal auf Kinder und Kindeskinder vererben soll. Aus diesem Grunde wird es ihnen sicherlich nicht an Käufern fehlen.

Außer der Niemeyerschen führt die Kunstwart-Hausrat-Gesellschaft noch eine zweite schöne Krippe, die der Bildhauer Horzetzky in Terrakotta geformt hat. Er hat damit zu einem Werkstoff gegriffen, der bei den alten italienischen Krippenkünstlern besonders beliebt war, während die Figuren deutscher Krippen aus früheren Jahrhunderten stets entweder ganz holzgeschnitzt sind oder doch nur Kopf, Hände und Füße aus Wachs oder Gips haben. Bei dem Aufschwung, den gerade die Keramik in den letzten Jahren bei uns genommen hat, konnte es eigentlich nicht ausbleiben, daß auch die neue deutsche Krippenkunst sich diesen Stoff für


Weihnachtsengel. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien



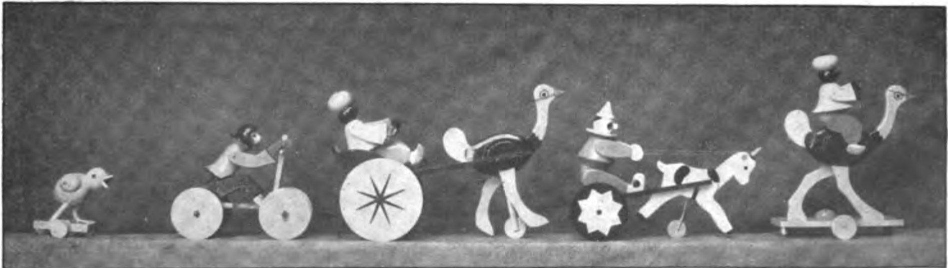
Christbaumschmuck und Weihnachtsspiele aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien

daß auch die Staatliche Porzellanmanufaktur in Berlin und die Berliner Handwerker- und Kunstgewerbeschule in jüngster Zeit mit Krippen an die Öffentlichkeit getreten sind, die Porzellanmanufaktur mit einer solchen in weißem Porzellan, die Handwerker- und Kunstgewerbeschule mit einer in buntglasiertem Ton, beide allerdings im Verhältnis der Figuren zueinander wenig glücklich.

*

Wie nun schon seit langen Jahren ist auch diesmal die Porzellanfabrik von Philipp Rosenthal & Ko. mit einem Weihnachtsteller da, getreu der von ihr mit viel Eifer und Geschick gepflegten Sitte, zu jedem Weihnachtsfest einen Zierteller herauszubringen, der die Erinnerung an diesen Tag wachhalten soll. Den Teller für 1925 hat Otto Tauschets Künstlerhand mit einer Darstellung geschmückt, die uns das Bibelwort »Und siehe, der Stern ging vor ihnen hin« ins Gedächtnis ruft. Durch die Wüste ziehen die Weisen aus dem Morgenlande, geleitet von dem Stern, der den Nachthimmel mit seinem weißen Licht überflutet und ihnen den Weg weist, ihrem fernen Ziele entgegen. Wie ein Gleichnis unsrer Zeit wirkt dieses Motiv. Sind jene Suchenden nicht wir, die durch die Öde und Wirrnis der Gegenwart wandern, und ist nicht jener Stern die Hoffnung, die unsre Nacht erhellt und uns den Weg führt, obwohl auch wir das Ziel nicht wissen und nur vertrauen können, wie jene Weisen es taten?

Wenn man unsre Läden einmal daraufhin durchmustert, was es etwa, vom eigentlichen Spielzeug abgesehen, an weihnachtlichem Kunstgewerbe gibt, so findet man nicht allzuviel. Die Kunstgewerbler beginnen offenbar eben erst, den Möglichkeiten, die das Weihnachtsfest ihnen bietet, Aufmerksamkeit zu schenken. Am eifrigsten geschieht das wohl von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien. Sie leitet dort eine Schulwerkstätte, die sich durch ihre ausgezeichneten Erfolge weit über die Grenzen Österreichs hinaus Beachtung verschafft hat. Mit dieser Werkstätte



Wettrennen. Bewegliche Holzspielsachen von Bruno Drechsler & Ko. in Berlin



Aufn. Jos. Paul Böhm, München

Tiger. Bewegliche Holzfigur aus den Zoo-Werkstätten in München

strebt die Leiterin eine Arbeitsgemeinschaft an, in der freudig und freiwillig ernste Arbeit geleistet werden soll. Kein Zwang, keinerlei Vorschriften herrschen, und doch sollen die Schüler durch die Arbeit, die sie hier lieben lernen, zu einer ernsten, ihr ganzes Dasein durchflutenden Tätigkeit angeregt werden. Die Zweybrückische Werkstätte will eine Generation erziehen helfen, deren Lebensinhalt Arbeit ist, Arbeit, die sie erhebt, die sie stolz und selbstbewußt macht, ohne die sie nicht leben kann, weil sie eins mit ihr geworden ist. Sie will nicht allein eine Erziehung zur Kunst, sondern eine Erziehung zum Menschen, zu neuer Gesinnung und neuer Lebensauffassung. Nicht Erlangung der Meisterschaft soll gelehrt, sondern nur der Weg zu ihr gewiesen werden. Aus der Freude an der Schönheit des Materials und der Sicherheit seiner Beherrschung entsteht hier das Werk. Um zu starke Schrankenlosigkeit zu zügeln, wird zu den verschiedensten Materialien gegriffen



Aufn. Jos. Paul Böhm, München

Zirkus. Bewegliche Holzfiguren aus den Zoo-Werkstätten in München

die dem Schüler eine heilsame Beschränkung auferlegen. Aus diesem Geiste heraus ist die Weihnachtsuhr entstanden, die mit ihrem den Stundenkranz begleitenden Engelsreigen einem hübschen Einfall zu künstlerischer Gestalt verhilft. Weniger originell sind die lichtertragenden Weihnachtsengel, die gleichfalls aus der Zweybrückschen Lehrwerkstätte stammen. Sie haben ihre Vorläufer in den gedrechselten und in naiver, volkstümlicher Art bemalten Leuchterengeln, die im Erzgebirge und in Franken unsern Vorfahren zum Weihnachtsfest strahlten, ehe noch der Christbaum in Deutschland heimisch geworden war.


Aufn. Jos. Paul Böhm, München

»Bulli«. Bewegliches Holzspielzeug der Zoo-Werkstätten in München

Reiche Erfindungsgabe und heitere Gestaltungsfreude dagegen verrät der mannigfache Christbaumschmuck, der in jener Wiener Werkstätte geschaffen wird. Diese zierlichen Figürchen, Schaukeln, Körbchen und Kästchen mit ihren bunten, schimmernden Farben bringen endlich Abwechslung in das Einerlei der spiegelnden Glaskugeln, die nun schon seit vielen Jahrzehnten immer in der gleichen Gestalt auf den Markt kommen. Dabei ist gerade das Glas bei aller Sprödigkeit ein äußerst bildsamer Werkstoff, mit dem sich alles mögliche machen läßt und der mit der reichen Skala seiner Farben sich seinen Glanz wahrhaftig nicht vom Quecksilber zu borgen braucht. Den braven thüringischen Glasbläsern, die hart genug um ihr Dasein ringen müssen und froh sind, wenn sie bei den Mustern bleiben können, auf die sie eingespielt sind, ist aus dem Festhalten am Hergebrachten kein Vorwurf zu machen. Die Belebung und Befruchtung kann nur vom Künstler oder vom Kunsthandwerker ausgehen, die allein imstande sind, das hohe handwerkliche Können der thüringischen Glasbläser, das in der Gewohnheit erstarrt ist, mit neuem Atem zu erfüllen.

War es mit dem Spielzeug nicht ebenso? Auch hier vollzog sich die Fabrikation in ausgefahrenen Gleisen und mit einer immer stärker werdenden Neigung zum bloß Mechanischen hin, bis vom Kunsthandwerk neue Wege gewiesen wurden. Nicht, als ob nun mit einem Schlage allen Geschmacklosigkeiten ein Ende gemacht worden wäre. Dafür wirkt sich das Gesetz der Beharrung gerade auf der Schattenseite der Dinge viel zu stark aus. Wer mit offenen Augen durch unsre Spielwarenläden geht, wird bald bemerken, daß, von wenigen verantwortungsbewußten Geschäften abgesehen, überall das künstlerische Spielzeug gegenüber den mannigfachen mechanischen Schnurrpfeifereien im Hintertreffen steht. Es ist, die Erscheinung auf eine kurze Formel gebracht, der Gegensatz zwischen Blech und Holz. Daß das eine hauptsächlich der Geschmacklosigkeit dient, während das andre zumeist erfreuliche Formen aufweist, ist in den inneren Eigenschaften dieser beiden Materialien begründet: das Blech wird, nachdem einmal die Stanze oder Matrize hergestellt ist, in einem rein mechanischen Vorgang von der Maschine ausgeschnitten oder gepreßt,



Holzpferd. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien

während das Holz von seinem Bearbeiter auch bei der eigentlichen mechanischen Gestaltung immer eine gewisse geistige Tätigkeit verlangt. Dieser grundlegende Unterschied prägt sich in der Form deutlich aus: Leben und Seele auch bei primitiver Gestaltung hier, Starrheit und Hohlheit dort.

Die eigentliche Heimat des guten Spielzeugs sind denn auch jene Gegenden, wo das Volk seit altersher mit dem Holz als Werkstoff vertraut ist, namentlich das Erzgebirge. Hier hat die Spielwarenindustrie sich in kurzer Zeit dem Geschmack der Gegenwart angepaßt, beraten und geleitet vor allem von Professor Alwin Seifert, dem Leiter der Staatlichen Fachschule für Spielwarenindustrie in Seiffen. Um bei der ewigen Wiederholung der gleichen Formen die Arbeit nicht zur Schablone erstarren zu lassen, entwarf Seifert unter Anlehnung an die gute Überlieferung neues Spielzeug, während er gleichzeitig das ererbte Können befestigte und die Entwicklung freien, selbständigen Schaffens anspornte.



Aufn. Jos. Paul Böhm, München

Der Teufel als Nußknacker. Aus den Zoo-Werkstätten in München

Dieses selbständige Schaffen freilich wird im wesentlichen immer das Tätigkeitsfeld des Künstlers oder des Kunstgewerblers bleiben, die sich denn auch seit nunmehr beinahe zwei Jahrzehnten um das künstlerische Spielzeug bemühen. Nicht immer mit gutem Glück. Denn mit künstlerischer Gestaltungsgabe ist es hier allein nicht getan, es gehört dazu auch die Fähigkeit, sich in die Seele und die Vorstellungswelt des Kindes zu versetzen.

Diese Fähigkeit besitzt offenbar der Künstler, dem die Werkstätten von Bruno Drechsler in Berlin die Entwürfe zu ihren Holzspielsachen verdanken. Es sind hauptsächlich Tiere: Strauße und Affen, Elefanten und Zebras, Bären und Hunde, Ziegenböckchen und Schäfchen, Krokodile und Schlangen, Küken und Käfer, aber auch allerlei drollige Personen, wie Kinder sie lieben: Türken und Mohren, Spaßmacher und



Der Schäfer und die Schäferin. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien



Gar lustig ist die Jägerei. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien

Hampelmänner. All diese Figuren halten die gesunde Mitte zwischen Künstelei und Einfalt. Alles Nebensächliche ist unterdrückt und dafür das Charakteristische der Erscheinung um so stärker herausgearbeitet. Außerdem ist überall für Beweglichkeit gesorgt, die für das Kind ja stets ein Quell erhöhter Freude ist. Einen besonderen Vorzug dieser Spielsachen bildet die Bemalung in lebhaften, glänzenden Lackfarben mit einer glatten, emailleartigen Oberfläche, die es erlaubt, Schmutzflecke ohne Schaden zu entfernen.

Im Gegensatz zu der Drechslerschen Werkstätte messen die Zoo-Werkstätten in München der Farbe nur geringe Bedeutung bei, um dafür die anatomische Richtigkeit und allseitige Beweglichkeit um so stärker zu betonen. Eine Figur wie der von uns wiedergegebene Tiger zeigt die Absichten dieser Werkstätte am deutlichsten. Die katzenartige Geschmeidigkeit dieses Tieres ist prachtvoll getroffen, obwohl eigentlich nur das Schema seines Körpers gegegeben wird. Auch die Elefantengruppe im Zirkus ist von einer überraschenden Lebendigkeit, und



Gedrechselte Puppen. Aus der Lehrwerkstätte von Emmy Zweybrück-Prochaska in Wien



Ilse und Irene. Zwei Puppen aus den Werkstätten von Käthe Kruse in Bad Kösen

»Bulli«, der als Spielzeug für die ganz Kleinen auf Räder gesetzt ist, schaut so natürlich in die Welt, als sei er nicht aus Holz, sondern aus Fleisch und Bein. Sein Beispiel zeigt, daß diese Figuren, die Arnold Biegelmann entworfen hat, sich auch als Spielzeug für kleine Kinder eignen, obgleich sie eigentlich mehr als Beschäftigungsspiele für größere bestimmt sind, die ihre natürliche Haltung und Bewegungsfähigkeit schon zu würdigen und auszunutzen vermögen. Am leichtesten wird ihnen das wohl mit dem Teufel gelingen, den die Laune des Künstlers zum Nußknacker gemacht hat und dem dieses Amt so wenig zu gefallen scheint, daß er fauchend sein Maul aufreißt. Mag er seine Wut an den Nüssen auslassen, die ihm zwischen die Zähne geschoben werden!

Völlig andre Wege geht Emmy Zweybrück-Prochaska mit ihren Holzspielsachen, indem sie an die naive Ursprünglichkeit des alten Bauernspielzeugs anknüpft. Drechselbank und Formstahl sind hier die wesentlichen Mittel der Gestaltung. Sie bringen ganz von selbst jene primitiven Formen hervor, die man sonst leicht für gesucht und erkünstelt halten könnte. Gerade in ihrer Einfachheit lassen diese Figuren der Phantasie des Kindes weiten Spielraum. Das gilt auch von den gedrechselten Puppen dieser Wiener Künstlerin, die für uns Erwachsene gewiß nicht schön im landläufigen Sinne sind, aber das Herz eines kleinen Mädchens, dem auch eine Kartoffel mit einem Lappen zur Not als Prinzessin gilt, gewiß entzücken werden. Freilich, wenn es erst ein bißchen größer und in der Wirklichkeit heimischer geworden ist, wird es einer Käthe-Kruse-Puppe den Vorzug geben, die den Lesern der Monatshefte ja eine liebe Bekannte ist.



Puppenvater. Zwei »Schlenkerchen« aus den Werkstätten von Käthe Kruse in Bad Kösen

Der Quadratmeter

Von Fritz Müller

Die Geschichte meines Quadratmeters ist einen Meter lang und einen Meter breit.

Und es wäre nicht der Mühe wert, sie zu erzählen, wollte ich meinen Quadratmeter nach solchem Maße messen.

Aber man kann einen Quadratmeter auch noch anders messen. Nicht nur nach der Länge und der Breite, sondern nach der Tiefe und der Höhe. Nach dem, was darauf und darunter sich an Arbeit, Schicksal abgespielt hat, nach den Jubelschreien, die sich an seiner Fläche gebrochen haben. Nach den Tränen, die er aufgesogen hat. Und dann ist es schon der Mühe wert. — — — —

Also: es war einmal ein Quadratmeter. Und von der Neuen Welt war er ein kleinwinziges Stück. Ein tüchtiger Grashüpfer hat ihn überspringen können und erst recht ein Reh. Und ein Indianerkind hätte ihn mit einem Purzelbaum erledigt.

Nicht, als ob sich deshalb der Quadratmeter als unbedeutend vorgekommen wäre. Daß über uns ein Reh springt, wenn wir am Waldrand schlafen, raubt uns nichts von unsrer Bedeutung. Und kein Großer hat es hindern können, daß — heidi — ein Grashüpfer ihn überspringt. Und endlich werden wir einmal alle von unsern Kindern mit Jugendpurzelbäumen übersprungen und erledigt wie der Quadratmeter in der Neuen Welt von dem Indianerkind.

Wenn der Quadratmeter horchte, hörte er die Wellen des East River plätschern. Der, zusammen mit dem Hudson, schnitt eine Insel aus dem Kontinent heraus, und beide eilten sie dem Atlantischen Ozean in die Arme. Und wenn ein guter Wind vom Meere herkam, hörte es der Quadratmeter in der Ferne brausen.

Der Quadratmeter hatte eine Oberfläche. Die war grün von Gräsern und von Blumen bunt. Gute Erde lag darunter. Dann kam ein Felsenpfeiler. Der reichte tief hinunter in Mutter Erde. In einer ungeheuren, zähe glühenden Säule setzte sich dann der Quadratmeter fort über den Erdkern hinab.

Nein, nicht hinab. Vom Erdmittelpunkte ab ging er wieder in die Höhe, wurde wieder ein Felsenpfeiler, wieder Erde, wieder grünes Gras und wieder bunte Blumen. Das war auf der andern Seite der Erdkugel, in der Alten Welt, auf einer Insel im Indischen Ozean.

Das war also ein merkwürdiger Quadratmeter. Der hatte keine Unterfläche. Nein, zwei Oberflächen hatte er. Eine Oberfläche in Amerika und eine in der Südsee. Und der Unterschied von drüben und herüben war höchstens der, daß dort der Fuß eines Indianermädchens manchmal die Gräser und die Blumen streifte. Und hier war es der Fuß eines Malaienmädchens.

Und wenn ich genau sein wollte, müßte ich von meinem Quadratmeter eine doppelte Geschichte erzählen, eine indianische und eine malaiische. Aber die malaiische ist gar nicht sehr dramatisch. Die malaiische Oberfläche hat menschlich nicht sehr viel erlebt, seitdem sie Gott geschaffen hat. Menschlich, sage. Denn alle sogenannten toten Dinge haben zweierlei Leben. Eins, das die Menschen sehen können, und ein andres, das das tote Ding allein erlebt. Von diesem haben wir in dunklen Stunden eine ferne Ahnung, aber nur von jenem kann ich was erzählen. Menschlich angesehen also war die malaiische Quadratmeterfläche, was sie immer war: ein Viereck Gras und Blumen, über das die Sonne täglich einen goldenen Bogen machte. Schon an die hunderttausend Jahre oder gar noch länger. Weiter wüßte ich nichts Menschliches von ihr zu sagen.

Nicht so von ihrer Gegenfläche. Von deren Urzeit weiß ich freilich auch nicht vieles. Weit reichte ihrer Vorgeschichte Arm hinauf zur Sonne, von welcher sie ein Teil war. Von welcher sie, zusammen mit der Erde, abgeschleudert wurde in den ungeheuren Weltraum. Wo sie feurig-flüssig war und selber Sterne sprühte. Wo sie in Jahrmillionen dann erstarrte, feste Erde ward und anstatt der sprühenden Sterne auch einen festen Sternenhimmel über sich erblickte, der sich nächtlich leise um den Quadratmeter schwang.

Und dann könnte ich von Tieren was erzählen, die mit ihm befreundet wurden, die ihm Nahrung dankten, die ihn kosten oder stampften. Aber was weiß ich im Grunde davon, w a s alles mein Quadratmeter den Tieren war, und was sie ihm? Herzlich wenig kann ich da auf mein Gewissen nehmen.

Erst als die erste Rothaut ihren Fuß auf den Quadratmeter setzte, fängt die Geschichte an, die ich von ihm berichten kann. Denn die Rothaut ist mein Bruder. Und was sie von einem Viereck Erde denkt, das weiß ich auch. Das weiß ich sehnsuchtsvoller noch als er. Seinem streifenden Fuß gehörten Millionen Quadratmeter, die er kaum beachtete. Und mir stadtgeborenen Menschen gehörten nur sehr wenige von diesen Vierecken. Und diese nur zur Miete mit vierteljährlicher Kündigung. Und auch dann noch nicht mal auf der Mutter Erde, sondern weggestemmt von ihr, auf Balken und auf Brettern im dritten Stockwerk oder auch im vierten. Und die Sehnsucht ist es, die Sehnsucht nach dem indianischen Quadratmeter, die mein Auge für ihn und sein Schicksal sehender und schärfer macht als der Rothaut Auge.

Und wenn ich dieses Auge in die Ferne schweifen lasse, so sehe ich, wie es sich zu wölben beginnt über meinen Quadratmeter. Wie Stangen um ihn ausgesteckt sind, wie Büffelhäute deckend drüberklettern. Der Indianer spannt sein Zelt.

Ich sehe, wie ein Feuer vor der Hütte prasselt, das die Frau der Rothaut schürt. Ich sehe Kinder ringsum spielen. Ich sehe den Indianer mit der Wildbretbeute von der Jagd heimkehren. Ich sehe, was das Viereck sah: ein friedlich Leben und ein friedlich Schlafen über jenem Viereck.

Und mag's auch draußen auf der Manhattan-Insel böse Kämpfe geben, wo der Rothautstamm um seine Freiheit ficht — auf jenem Viereck wohnt der Friede. Auf jenem Viereck werden Kinder groß und sorgen Männer für die Ihren, hüten Frauen, was der Mann erstritt, und warten Greise ruhig auf den Tod. Auf jenem Viereck ruht der kleine Kopf des Neugeborenen und des aufgebahrten Vaters Schädel, und dazwischen nächtliche Sorgen, Hoffnungen und Wünsche. Geschlechter kamen, und Geschlechter gingen. All ihr Schicksal hat das kleine Viereck treulich mitgetragen. Um ihre Freude weiß es und um ihren Zorn. Kein Wort der Liebe, das ihm dort entgangen wäre.

Und auch der Stunde kann es sich entsinnen, wo ein weißer Mann aus Holland zu dem roten Mann von Manhattan kam. Sind ja erst dreihundert Jahre her seitdem. Kein allzu langer Zeitraum im Leben eines Quadratmeters, denke ich.

Jene Unterredung zwischen Weiß und Rot hat der Quadratmeter auch deshalb nicht vergessen können, weil etwas darin vorkam, was er nicht verstand. Das will etwas heißen, denn der Quadratmeter hatte keinen Verstand von heute auf morgen. Sondern auf eine millionenjährige Erfahrung blickte er zurück.

»Ich höre, daß Ihr der Häuptling von Manhattan seid?« sagte der weiße Mann.

Der rote Mann sagte nichts. Aber im Kreise herum nickten sie alle, die Männer seines Stammes.

»Nun gut,« fuhr der weiße Mann fort, »ich bin gekommen, um euch die Insel abzukaufen, wie sie steht und blüht.«

Abzukaufen, dachte der Quadratmeter, was ist denn das für Unsinn! Verkaufen kann man einen Kessel, einen Schild und Speer, ein Stück Vieh, soviel ich weiß, aber Land und Erde? Land und Erde kann man doch nicht kaufen und verkaufen? Kann man etwa Länder von einem Ort zum andern tragen? Also kann man Grund und Boden auch nicht kaufen. Mit mir Handel treiben, ohne mich zu fragen, das wäre ja noch schöner!

So dachte der Quadratmeter. Aber die Menschen, die auf ihm standen, dachten anders oder lernten anders denken.

»Ich biete euch hundert Daaler,« hörte der Quadratmeter den Holländer reden.

Silberstücke sah er blitzen, hundert dicke Silberstücke. Jetzt legte sie der Holländer auf die Erde, auf den Quadratmeter. Genau im Viereck lagen sie da und füllten ein bescheidenes Teilchen des Quadratmeters aus.

Was, dachte der Quadratmeter, und dafür soll die ganze Insel ...?

Und dann sah er, wie das Blitzen der Silberstücke aus den Augen der Rothäute zu reflektieren begann.

»Eine Unmenge Brandy-Feuerwasser könnt ihr dafür kaufen,« sagte der Holländer. Die Augen der Indianer glommen. Nur der Häuptling blickte finster drein.

»Und Perlenschnüre, Feuerzeug und bunte Tücher, ganze Ballen, leg' ich noch dazu — he?«

Die Augen der Indianer lohten. Nur der Häuptling blickte über den Quadratmeter, über seine Hütte, weit hinaus über die blühende Insel und hörte in der Ferne Wasser rauschen.

»Und eigentlich verliert ihr nichts. Nur übern Hudson braucht ihr im Boot zu setzen und habt gleich wieder neues Jagdgebiet — he?«

»Greif zu! Greif zu!« gellte es auf den Häuptling ein. »Greif zu! Wir kriegen Feuerwasser, Perlen, bunte Tücher und verlieren nichts!«

»Nein!« sagte der Häuptling und machte eine drohende Bewegung.

Wie hat da der Quadratmeter gejubelt! Wie hob es ihm die Erdbrust! Voll und dankbar schlug er sein großes Auge zum Häuptling auf.

Aber der ward auf die Seite gedrängt. Wilde Rufe gingen hin und her. Empörung lohte auf. Der Häuptling und ein Häuflein Treugebliebener mußten fliehen.

Der alte Quadratmeter konnte ihnen nicht helfen. Traurig sah er ihnen nach. Und voll Empörung hörte er die andern handelseinig werden. Handschläge wurden über dem Geviert ausgetauscht, und Silberstücke klirrten in den Beutel.

Die Toren, murrte der Quadratmeter, sie verkaufen ihre Heimat für eine schmale Silbersäule; ich habe Geviertbrüder oben in Nevada, die geben gern und willig das Zehnfache aus ihrem Schoß, ohne andres zu verlangen als die Arbeit einer Handvoll Spatenstiche. Und dann wunderte er sich, wie es der Weiße fertigbringen wollte, ihn mit der Insel fortzutragen.

Aber die Weißen trugen nichts fort, nichts, das greifbar war. Sondern sie blieben da und sahen noch am gleichen Abend zu, wie sich die Roten kindisch mit den bunten Fetzen zierten und mit Glitzerglas behängten und so lange von dem Feuerwasser tranken, bis sie sinnlos durcheinanderfielen. Und etliche fielen mit den Köpfen auf den Quadratmeter. Das aber waren die ersten Köpfe, die der Quadratmeter gern abgeschüttelt hätte. Aber er tat es nicht, sondern ließ zum letzten Male die Betörten bei sich ruhen.

Zum letzten Male. Denn am andern Tage sah er Kanus auf den Hudson treiben. Die Vertriebenen hockten darin um eine halbgeleerte Tonne Branntwein. Stumpf sahen ihre Augen auf die roten und die blauen Tücher und die Glasperlen. Trübe sahen sie zurück nach Man-

hattan ... War da nicht ein Arm, der winkte? Ein Arm, der sich hoch aus dem Quadratmeter reckte?

Nein, nein, es war nur eine Axt, von einer weißen Hand geschwungen. Nur eine Axt, die zu einem Hieb ausholte. Einem Hieb auf rohe Stämme, die das neue Blockhaus bauen sollten.

Da stand es nun, das neue Blockhaus. Genau da, wo auch der alte Wigwam des Indianerhäuptlings stand. Und überdachte den Quadratmeter so fest und dick, wie er sich nicht besinnen konnte, daß es einmal war. So hatte ihn der Wigwam nicht von Licht und Sonne abgesperrt. Schüchtern suchte die Sonne hinter den kleinen Fensterscheiben ihren alten Freund, den Quadratmeter. Nie mehr bekam er Himmelsnaß zu trinken. Es sei denn, daß der Farmerjunge einmal einen Eimer umstieß.

Aber nach und nach ward der Quadratmeter auch mit den neuen Herren vertraut. Er sah, es waren tüchtige Leute. Arbeitsamer, zielbewußter als die Roten. Und als er eine Weile ihre Freuden und ihren Kummer geteilt hatte, verwuchs er auch mit ihnen und ward ihr Freund.

Kein Boden kann es auf die Dauer anders: wer von den Menschen ihn betreut und mit ihm gut ist, mit diesem ist er's auch.

Wenn der Quadratmeter manchmal durch die offene Tür sah, erschaute er was Neues. Gelb wogte es da draußen in der Sonne: Getreidefelder, die der Farmer baute.

Und einmal hörte er ein greuliches Geknatter. Die Vertriebenen waren über den Hudson gekommen und suchten den Weißen das Verkaufte wieder zu entreißen. Die Weißen blieben Sieger. Einen jungen Farmer aber brachten sie herein und legten ihn dem Quadratmeter ans Herz. Blut troff ihm von der Stirn, und der Boden trank es.

Da wußte der Quadratmeter: auf immer würde er den Weißen gehören. Wes Blut der Grund und Boden trinkt, denen bleibt er immerdar.

Und wieder sah er durch die Tür. Da draußen warfen sie einen Wall auf. Der lief quer über die Insel. Der trennte Rot von Weiß. Der wußte freilich nichts davon, daß er einmal die Wall Street heißen würde. Die Straße, die das meiste Geld, den meisten Geldeswert der Welt an ihren Rändern häufen und bewegen sollte.

Dann aber kam ein Tag, da andre Weiße in die Insel drangen. Ein Volk, das Dollar sagte anstatt Daaler.

Werden wirklich Weiße gegen Weiße kämpfen? dachte der Quadratmeter.

Fast schien es so. Rauch wallte auf, und Feuer leckte an den Blockhäusern in die Höhe.

Aber dann kam ein Vertrag. Wieder hörte der Quadratmeter Silberlinge klimpern. Aber nicht mehr hundert. Viele Tausend waren es diesmal.

Wie ist das sonderbar, dachte der Quadratmeter, daß derselbe Grund und Boden, der gestern hundert wert war, heute viele Tausend gelten soll? Ist es doch die gleiche Erde, ist es doch die gleiche Sonne, die ihn bescheint, und sind es doch dieselben Sterne, die sich nächtlich um ihn leis' und langsam drehen.

Und einmal hörte er, es käme daher, weil man ihn besser nützen könne.

Dummes Zeug! brummte der Boden. Ihr werdet doch nicht meinen, nur euretwegen sei ich da. Ich bin doch für mich selber da. Und wenn ich eure Arbeit Früchte bringen lasse, so ist es, weil **ich** meiner Natur nach will, nicht weil **ihr** wollt. Bildet euch nicht ein, ihr seiet meine unumschränkten Herren. Wenn wir's messen wollten — wer von uns ist wichtiger, ihr oder ich? Ich kann bestehen ohne euch. Ihr aber ohne mich? Zu Staub verfallen werden eure Lenden. Und über das Weiße eurer Knochen hätte meine braune Erde bald den Sieg erfochten. Also laßt das mit den Dollarkindereien. Ihr sollt mich nicht verkaufen und bewerten. Ihr sollt nicht um mich feilschen und so tun, als sei ich euer Sklave; ihr alle müßt vergehen über eine Weile, und ich bleibe. Ich bin der Herr, wenn's denn gesagt sein muß, und ihr, ihr dient mir, daß ihr's wißt. Schon gut, schon gut, ich will nicht streng sein. Eure Mutter bin ich doch in Wahrheit. Aus meinem Schoß seid ihr erblüht. Ich habe euch geboren. Und wenn ihr von drüben kommt, von andern Schollen, von denen mich ein Weltmeer scheidet, tut nichts — jetzt seid ihr meine Kinder, jetzt modle ich euch um, damit ihr seid wie alle meine Kinder, die ich hier geboren habe.

Und die weißen Männer lächelten ungläubig. »Wir bleiben, was wir sind,« sagten sie hartnäckig, »und wie solltest du das überhaupt fertigbringen, uns zu ändern.«

Aber der Boden sprach nicht weiter, sondern handelte. Und als ihre Frauen Kinder bekamen, siehe, da wurden sie lang und sehnig. Schwarz und dick und strähnig wurden ihre Haare. Dunkelnd lief es über ihr Gesicht. Kühn bog sich die Nase zwischen scharfen Augen.

»Wie Indianer,« sagten sie betroffen.

Und der Boden lächelte, wie gute Mütter lächeln, die da wissen, daß es nur zum Besten ihrer Kinder ist, was sie auch tun. Und dann atmete die Mutter Erde ein wenig stärker und blies ihren neuen Kindern mit der Form und Farbe auch den Freiheitssinn des roten Vorfahren in den Körper.

Das war um die Zeit, als der Quadratmeter ein neues Dach erhielt. Das Blockhaus fiel, das Haus von Stein erstand.

»Was macht ihr denn schon wieder?« sagte der Quadratmeter. »Ihr unrastigen Menschen!«

»Eine Stadt,« sagten die Menschen stolz und erwarteten ein Lob.

»Muß das sein?«

»Freilich, schon des Fortschrittes wegen.«

»Fortschritt, sagt ihr? Was ist Fortschritt? Weil ihr nun dichter aneinander wohnen wollt, so heißt ihr solches Fortschritt. Ach, geht mir, Kinder ...«

Und der Quadratmeter lächelte wieder gutmütig, wie Mütter lächeln, wenn sie ihre Kinder Städte aus der Spielzeugschachtel bauen sehen.

»Und wie soll denn eure neue Stadt heißen?« frug der Quadratmeter dann. »Neu-Amsterdam, wenn ich recht gehört habe?«

»Nein, nein, Neu-Amsterdam, so hieß das Dorf bisher. Die Stadt benennen wir Neuyork.«

»Soso. Neuyork,« sagte die Erde gütig. »Nun baut mal zu; ich will dann später sehen, wie ihr es gemacht habt. So alle fünfzig Jahre will ich einmal schauen, ob ihr auch noch brav und ordentlich geblieben seid.«

Aber wie sie nach fünfzig Jahren nachsah, zog sie die Augenbrauen hoch: »Da habt ihr ja schon wieder ein andres Haus über meinem Quadratmeter gebaut,« sagte sie, »und höher ist es auch!«

»Freilich,« scholl es ihr entgegen, »die Menschen werden eben mehr.«

»Ihr könnt doch in die Breite gehen!«

»Es ist vorteilhafter, hoch zu bauen.«

»Vorteilhafter? Vielleicht für euer Gewerkel, nicht für euch. Oder macht es euch besondern Spaß, einander über den Köpfen zu wohnen? Nun, so sollt ihr euren Willen haben; wir wollen einmal sehen, wie es wird — in fünfzig Jahren also — bis dahin Gott befohlen.«

Aber es dauerte viel länger. Die Erde war damals zu sehr beschäftigt. Ein Fremdjoch hatte sie erst abzuschütteln, ihre Kinder zu freien Söhnen eines freien Landes zu machen. Aufzustehen hatte sie, um ihre Brust zu dehnen und die Grenzen weit hinauszuschieben nach der Seite, wo das andre Weltmeer rauschte. Und eine Riesenstatue wuchs an ihrer Pforte auf und schwang die Fackel: die Freiheit.

Zu ihren Füßen zogen Schiffe eine lange Kette, aus der Alten Welt zur Neuen. Und schwer befrachtet, wie sie bei der Einfahrt waren, fuhren sie auch wieder voll belastet heim zur Alten Welt. Nur daß die Fracht, die ankam, Menschen waren, die sich eine Heimat suchten, und die Fracht, die auslief, ihrer Hände Arbeit: Korn und Erz und Waren.

Da geschah es, daß der Quadratmeter Glocken über seinem Haupte läuten hörte. Sie hatten eine Kirche über ihm erbaut.

Nun machen sie mich heilig, dachte er und hörte der Stimme zu, die von der Kanzel kam. War der nicht ein Enkel jenes Mannes, der das erste Blockhaus über dem Quadratmeter aufgeschlagen hatte? Und der predigte und wußte nicht, daß der Boden seiner Kanzel jenes Viereck war, worüber seines Vorfahren Kupferkessel zwischen Flammen hing.

Und wieder eine Weile später ging die Heiligkeit den Weg des Dollars. Keine Glocken klangen mehr, sie waren heruntergeklettert und hatten die Kanzel mitgenommen. Nicht die Außenmauern. Die wurden nur verstärkt, erhöht, und dazwischen wuchsen viele, viele Wohnräume, die vermietet wurden.

»Ihr gebt doch keine Ruhe,« sagte der Quadratmeter zu den Bauenden, »warum jetzt wieder das?«

»Die Frömmigkeit mag an den Rand der Städte gehen, hier wird ihr der Grund und Boden viel zu teuer,« sagten sie.

»Ihr habt mich also wiederum für Geld verhandelt?« sagte der Quadratmeter ergrimmt.

»Aber selbstverständlich, und wir freuen uns dir mitzuteilen, daß dein Wert vom Gotteshaus zum Miethaus ums Zehnfache gestiegen ist. Jetzt, wenn sie dich kaufen wollen, müssen sie dich mit Goldstücken auslegen, wo früher nur erst Silberstücke nötig waren.« Und wieder blickten sie befriedigt und erwarteten ein Lob.

»Geht fort mit eurem Geld zu euren Waren,« rief der Quadratmeter zornig, »ich will nichts von euren Dollars hören.«

»Tut uns leid, du wirst es dir gefallen lassen müssen in einem Lande, das der allmächtige Dollar regiert.«

»Mich regiert er nicht!« fuhr der Quadratmeter auf. »Ich habe ihm nicht das Recht dazu gegeben.«

»Dich gerade, dich in erster Linie. Was glaubst du, daß aus den hundert Daalern geworden ist, wofür Manhattan damals den Indianern abgenommen wurde?«

»Was kümmert's mich!«

»Geh, tu nicht so. Du wirst erstaunen: Hunderte von Millionen Dollar sind sie geworden, daß du's weißt.«

»Aber, Kinder, sagt doch nur, was hat das alles nun für einen Zweck?«

»Zweck? Verdienen wollen wir, mein Lieber.«

»Verdienen? Am Grund und Boden kann man nichts verdienen. Was ihr vermeint, an mir verdient zu haben, schneidet ihr euch gegenseitig selbst aus eurem Fleisch.«

Und sie verstanden den Quadratmeter nicht und steigerten ihre Mieten. Und die in dem Tenementshause wohnten, mußten draußen schuften, schuften von früh bis spät, damit sie ihre müden Köpfe, stockwerkweise übereinandergeschichtet, ein paar Stunden täglich hier zur Ruhe legen konnten.

Der Quadratmeter sah es, und es jammerte ihn. Zum Bitten nahm er schließlich seine Zuflucht: »Kinder,« bat er, »setzt doch eure unerschwinglichen Mieten herab.«

»Es geht nicht, wir kriegen sonst den Zins nicht zusammen für das Kapital, das wir erst kürzlich den letzten Eigentümern zahlten.«

»Oh, ihr ungeratenen Kinder, wie konntet ihr die Erde, die euch trägt und nährt, zu Zins und Zinseszins verwandeln!«

Aber sie hörten nicht mehr darauf. Denn es hatte sich ein neuer Käufer eingestellt. Mit diesem gingen sie zum Notar. Und weil sie dankbar waren, kamen sie danach nochmal ins Haus zurück.

»Wir wollten Abschied von dir nehmen,« sagten sie zum Quadratmeter. »Sei bedankt, wir haben gut an dir verdient.« Und fort waren sie. Der Quadratmeter sah sie niemals wieder.

Die Besitzer kamen und gingen. Und noch schneller ihre Mieter. Der Quadratmeter aber lag zu tiefst im Keller und seufzte: »Was haben sie aus mir gemacht! Eine Marterschraube ohne Ende, die sich in ihre Arbeit und Gesundheit bohrt. Ich wollte doch, ich wäre wieder, was ich war: ein Viereck grünes Gras und bunte Blumen, da ich von keinem andern Gold wußte, als was Frau Sonne mir täglich münzte.«

»Was ist denn das für ein Gejammer?« sagte da eine Stimme unter dem Quadratmeter. Es war ein Arbeiter, der unterirdische Röhren legte.

»O Gott,« sagte der Quadratmeter, »nun münzen sie mich auch noch von unten aus.«

»Ja,« sagte der Arbeiter, »und demnächst soll auch die Untergrundbahn hier durchkommen.«

Und dann kam der Tag, wo es unter dem Quadratmeter fauchte von Zügen mit hastenden Menschen, und über ihm kribbelte es von Tritten hastender Menschen. Denn jetzt hatten sie ein wimmelndes Kontorhaus aus ihm gemacht. Und das war noch viel höher, so daß der Quadratmeter unten im Finstern stöhnte: »Wie lange noch? Wie lange noch?«

Unterdessen raschelten über ihm die Banknotenbündel, die man jetzt statt Gold für ihn bezahlen mußte.

Und Menschenwelle auf Menschenwelle flutete auf die Insel. An die Inselränder brandeten sie. Und weil sie nicht mehr in die Breite gehen konnten, gingen sie in die Höhe. Spritzten hoch hinauf zum Himmel. Und oben erstarrte der Gischt. Das waren die Mauerkronen ihrer Häuser.

Dumpf verlebte der Quadratmeter in der Tiefe seine Tage. Und er sah keinen Menschen mehr. Nur ein alter Heizer schüttelte Kohlen über ihn für die Zentralheizung.

Aber durch die Kohlen durch sah ihm der Quadratmeter ins verrußte Gesicht. Und jetzt erkannte er ihn beim Schein der elektrischen Lampe. »Du bist eine Rothaut,« sagte er.

Der Heizer zuckte zusammen. »Meine Vorfahren waren es,« sagte er.

»Ich habe einen von ihnen gekannt.«

»Wann soll das gewesen sein?« fragte der Heizer ungläubig.

»Das war vor dreihundert Jahren.«

»Wie, vor dreihundert Jahren soll hier schon ein Haus gestanden haben?«

»Kein Haus — ein Wigwam — draußen hing der Kessel überm Feuer — eine Frau schürte es — Kinder spielten ringsherum — die Sonne neigte sich — heim kam dein Vorfahr von der Jagd und ...«

»Höre auf,« sagte der Heizer, »ich kann es nicht mehr hören!« Und wütend warf er eine Schaufel Kohlen nach der andern in den Kessel.

Und einmal, Sonntags, verirrte sich ein Kind hinunter in den Keller. Einen Büschel Blumen hatte es in der Hand. Eine davon fiel auf den Quadratmeter.

Da wären ihm beinahe die Tränen gekommen. »Kennst mich noch?« sagte er zu der Blume. »Einmal wuchsen auf mir fast gerade solche Blumen.«

»Sie scheinen sich zu irren, mein Herr,« sagte die Blume, »ich hatte nie mit Ihnen oder Ihresgleichen was zu tun. Ich bin aus einem vornehmen Treibhaus in der fünften Avenue. Es ist schlimm genug, daß ich hierhergekommen bin.«

»Nichts für ungut,« sagte der Quadratmeter kleinlaut, »aber weil Sie doch von oben sind — erzählen Sie mir doch, bitte, wie es oben aussieht, da, wo einst der Wall lief, den die Weißen gegen die Roten bauten.«

»Ich weiß von keinem Wall,« sagte die Blume, »nur von einer Wall Street weiß ich.«

»Und wer wohnt darin?«

»Niemand wohnt darin. Nur Börsen stehen da und Wolkenkratzer. Die reichsten Leute der Welt haben ihre Kontore darin. Der Geldstrom der halben Welt geht durch diese Straße.«

»Geld, immer Geld, ich habe nichts damit zu tun.«

»Dann laß mich in Ruhe mit deinen Fragen. Du bist auch ein schöner Heuchler. Stellt sich an, als ginge ihn das Geld nichts an. Und derweil bauen sie demnächst eine Börse über dich.«

»Was ist das, eine Börse?«

»Wirst schon noch erfahren.«

Und der Quadratmeter erfuhr es, als sie das Haus über ihm abermals umbauten, so daß es eine Börse wurde, eine Getreidebörse.

Da kamen auch die Architekten zu ihm herunter, beklopften ihn und untersuchten ihn.

»Er wird den Pfeiler schon noch aushalten,« sagte der eine.

»Hm, es ist aber ein Pfeiler mit einem vollen Quadratmeter Grundfläche und hat eine große Last zu tragen!«

»Ich habe es ausgerechnet, es wird gehen.«

»Haben Sie auch ausgerechnet, was dieser Quadratmeter kostet?«

»Es ist ein Heidengeld. Ein hübsches Stück des Pfeilers aus Gold gemauert wird es wohl ergeben.«

»Ich habe darüber nachgedacht, woher es im letzten Grunde kommt, daß die Bodenpreise so ins Ungeheure steigen müssen.«

»Ei, von der Bodenrente selbstverständlich.«

»Ja, so steht es in den Büchern; aber eigentlich ist es so: weil drüben in Sizilien oder Rußland einer unzufrieden wird mit seiner Heimat, **darum** steigen hier die Preise für den Grund und Boden.«

»Wie das?«

»Weil der Unzufriedene den Millionenstrom der Einwanderer anschwellen läßt, damit den Zustrom in die Städte, damit die Häuserhöhe und die Bodenpreise.«

»Hm, das ist wahr. Aber wenn er nun ins Innere geht, Getreide baut in Kalifornien?«

»So fügt er einen Stein zur hiesigen Getreidebörse.«

»Auch das ist richtig, aber ...«

»Die Stadt wird immer größer — unaufhaltsam wächst sie — fünf Millionen sind schon überschritten, und ihr Jahreshaushalt ist jetzt rund eine Milliarde Mark — kein Wunder, daß die Bodenpreise immer weiter steigen.«

»Aber ich glaube, der Grund sitzt doch noch tiefer.«

»Wo denn?«

»Darin, daß man Handel treiben darf mit Grund und Boden, der doch allen zugehören soll, wie Licht und Luft und Sonne.«

Der alte Quadratmeter wollte reden. Bravo! hat er rufen wollen. Aber sein Mund ward ihm eben jetzt vermauert durch den neuen Pfeiler.

Und eines Tags stand die Börse fertig da.

Das Getreide der halben Welt ging durch ihre Tore. Nicht wirklich, sondern ihre Werte und ein paar kleine Ausfallmuster, die man in die Tasche stecken konnte. Aber in der Wirkung war das ebenso, als wenn ein ungeheurer Körnerstrom durch das Gebäude strömte, der sich zusammensetzte aus hunderttausend Weizenbächen aus dem ganzen Lande, und der sich nach dem Durchgang abermals in Millionen Rinnsale verteilte, die in dem täglichen Brot von siebzig Millionen Menschen ihr Ende fanden.

Und diesen goldenen Strom lenkten eine Handvoll Menschen, die da droben in der großen Börsenhalle ihre Sitze hatten.

Und gestern hatten sie einen solchen Sitz versteigert. Genau einen Quadratmeter war er groß, der Sitz und seine Schranke. Und genau über dem Pfeiler befand er sich, der auf dem alten Quadratmeter im Keller aufsaß.

Und sechzigtausend Dollar hatten sie für ihn gelöst. Sechzigtausend Dollar für einen Quadratmeter! schallte es durch die Zeitungen und die Stadt. So laut, daß es der alte Quadratmeter hatte hören müssen, trotzdem ein Pfeiler auf ihm saß.

»Sechzigtausend Dollar für mich?« murmelte er. »Für mich, den einst ein Heuschreck unbekümmert übersprang!« Und er dachte nach und grämte sich.

Dazwischen liefen die Börsengespräche durch den Steinpfeiler zu ihm herunter. Der mächtigste Getreidehändler der Welt hätte den Börsensitz erworben, hörte er. Und der mache gegenwärtig einen Weizen-Corner, hörte er des weiteren. Alle sichtbaren Vorräte habe er aufkaufen lassen. In seinen Lagerhäusern seien sie jetzt eingesperrt. Niemand habe jetzt mehr Weizen als der eine, hieß es. Und nicht einen Scheffel wollte er davon verkaufen.

Hei, wie stiegen da die Preise! Jetzt waren sie schon aufs Doppelte hinaufgeklettert. Aber der Mann da droben auf dem Börsensitz hielt seine Faust hinaus ins Land und hielt die Türen der Getreidespeicher zu.

»Nichts wird abgegeben,« rief er, »bis ich der Welt den Dreifachpreis diktiere!«

Und die andern Händler, die er ruinierte, stürmten an seinen Sitz und hoben drohend ihre Hände vor der Schranke. Und der alte Quadratmeter unten hörte es, wie sie schrien.

Aber der Mann mit der eisernen Stirn wankte nicht. Da erhoben die zertretenen Händler die Hände. Und der Quadratmeter hörte unten, wie sie baten, flehten. Umsonst.

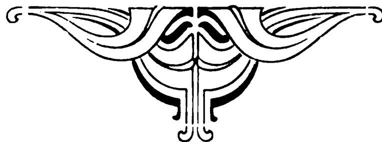
Und schon ballte sich im Lande draußen ein Gespenst und schlenkerte die dürren Arme in der Richtung nach dem Börsensitz: der Hunger drohte.

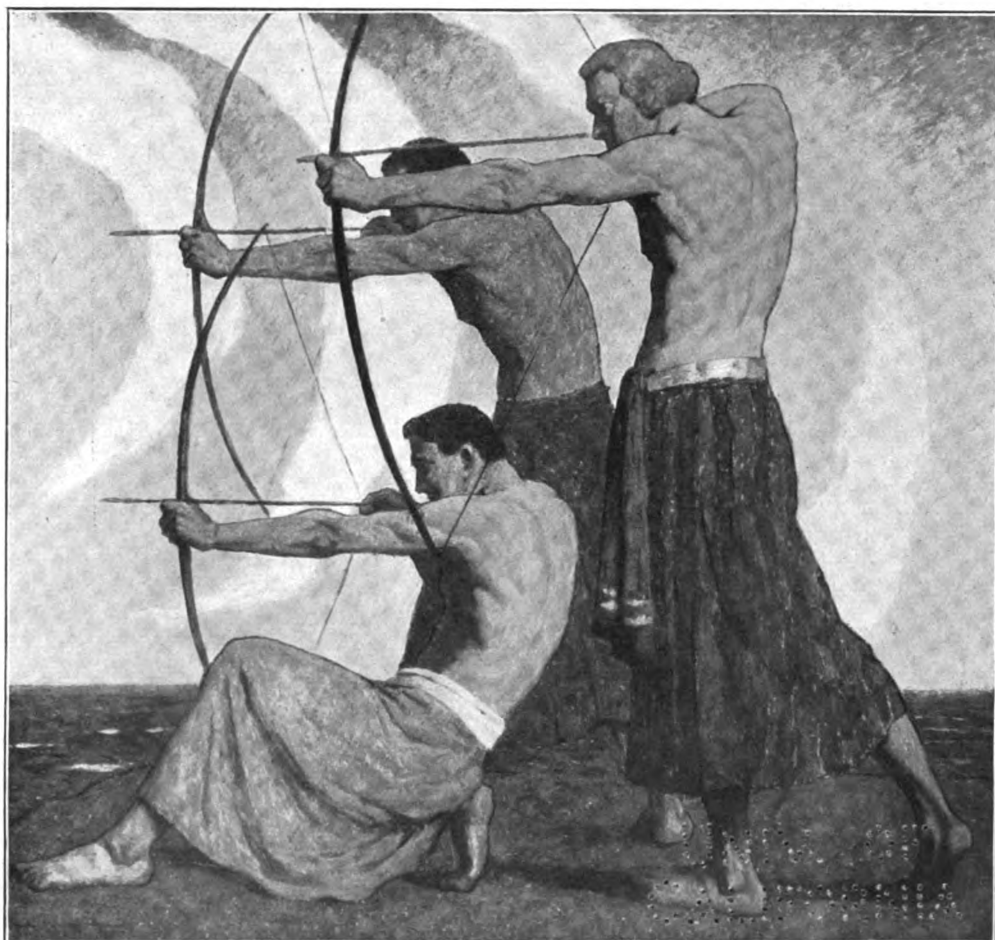
Da — da geschah es, daß der alte Quadratmeter unten von der Last zermürbt war und dem Elend.

Noch einmal war es ihm, als striche der Morgenwind durch die Gräser und die Blumen, die einmal auf ihm wuchsen. Noch einmal meinte er die goldene Sonne über sich zu sehen — dann brach sein altes Herz.

Einstürzte der schwere Pfeiler. Einstürzte ein Stück der Decke, die er trug. Einstürzte der Börsensitz darüber. Einstürzte in die Senkung der Mann mit der eisernen Stirn.

Und noch im Stürzen hörte er es von der Saaltür herübergellen: »Eine Weizenflotte von Argentinien ist im Hafen eingelaufen! Der Corner ist gebrochen ...!«





Franz Müller-Münster: Bogenschützen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1925

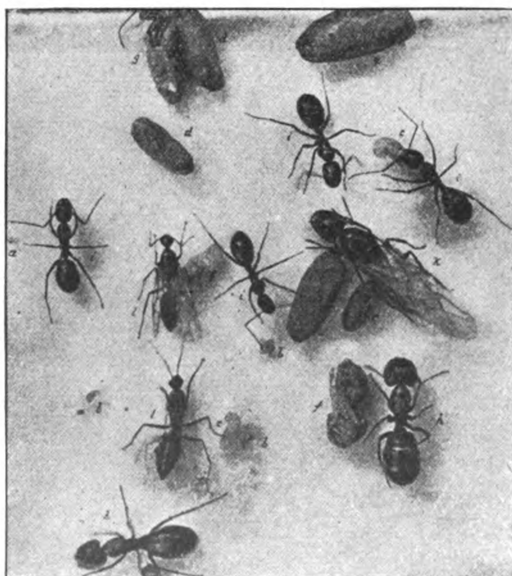


Riesennest der deutschen Waldameise von über 2 Meter Höhe (nach Wheeler)

Der Ameisenstaat

Von Prof. Dr. H. Merton (Heidelberg)

Die Brutpflege ist eine Erscheinung, die im Reiche der Insekten auf verhältnismäßig wenige Gattungen beschränkt ist. Im allgemeinen besteht hier die instinktive Vorsorge des Muttertiers für seine Nachkommenschaft nur darin, daß es seine Eier an einer Stelle ablegt, an der die sich entwickelnden Jungen die geeigneten Lebensbedingungen, also vor allem die notwendige Nahrung für ihre Entwicklung finden. Die Mutter ist meist schon längst gestorben, wenn die jungen Insektenlarven aus ihren Eihüllen ausschlüpfen. Diese vorsorgenden Instinkte können bei manchen Insekten kompliziertere Form annehmen und sich vor allem darin äußern, daß die Eltern oder die Mutter allein für ihre Nachkommen auch eine besondere Behausung bauen, in der die für die Entwicklung der Brut erforderliche Nahrung aufgestapelt wird. Von diesen Fällen umfangreicher Vorsorge für Schutz und Ernährung der Nachkommenschaft gibt es nun verschiedene Übergänge zur eigentlichen Brutpflege, bei der beide Eltern oder nur die Mutter die Entwicklung ihrer Jungen erleben und die Aufzucht selbst übernehmen.



Die verschiedenen Kasten und Entwicklungsstadien der Ameise

a Ei, b und c Larven, d Puppe einer Arbeiterin, e einer Königin, h und i große und kleine Arbeiterin, k jungfräuliche Königin, l Männchen (nach Wheeler)

Auf solchen Mutter- oder Elternfamilien bauen sich die großen Gemeinwesen auf, die wir wegen ihres Individuenreichtums als Insektenstaaten bezeichnen. Wir kennen drei solcher unabhängig voneinander entstandener Insektenstaaten: den Bienenstaat, den Ameisenstaat und den Staat der Termiten. Diese Insektenstaaten unterscheiden sich indessen sehr wesentlich von den jetzigen Staaten der Menschen und sind eher mit seinen ursprünglicheren Gesellschaftsformen, mit der Sippe oder dem Stamm, zu

vergleichen. Wir werden aber sehen, daß die Erscheinung, daß Tausende, ja Hunderttausende von Individuen sich zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen haben, zu Einrichtungen geführt hat, die sehr an jene der Menschen erinnern, Einrichtungen, ohne die ein sozialer Organismus nicht bestehen kann.

Wenn wir im Sommer, etwa im Juli, an einem sonnenbeschienenen Hang einen größeren Stein umdrehen, dann entsteht große Aufregung im plötzlich dem Licht ausgesetzten Ameisennest; alles läuft wild durcheinander, und zu unserm Erstaunen sehen wir zwischen den uns bekannten Ameisen größere Insekten mit langen Flügeln herumlaufen, die uns zunächst fremdartig anmuten. Wenn wir sie genau betrachten, bemerken wir, daß sie alle Merkmale der Ameisen aufweisen. Es sind die geflügelten kleineren und schlanken Männchen und die großen dickleibigen Weibchen, die sich an einem schönen Sommermorgen zu ihrem einzigen Flug in die Luft erheben. Es ist ihr Hochzeitsflug, auf dem sie sich mit andern Geschlechtstieren, die gleichzeitig aus andern Nestern aufsteigen, vereinigen. Die Männchen haben mit der Befruchtung des Weibchens ihre Aufgabe erfüllt, sie gehen bald zugrunde, unfähig, sich selbständig zu ernähren. Anders die befruchteten Weibchen, die Königinnen, die, zur Erde zurückgekehrt, sich anschicken, einen neuen Ameisenstaat zu gründen. Scheu und unstet suchen sie nach einer geeigneten Stelle und mauern sich schließlich in eine kleine, nach allen Seiten abgeschlossene Kammer von etwa zwei Zentimeter Durchmesser ein, in der sie verbleiben, bis ihre ersten Nachkommen herangewachsen sind. Die Flügel werden bald abgeworfen; ihre Ansatzstellen aber bleiben zeitlebens gut zu erkennen. Die ersten Monate verbringt die Königin sehr wenig königlich in ihrem einsamen Gemach. Sie beginnt alsbald mit dem Eierlegen, verzehrt indessen wieder einen großen Teil der Eier, denn zur Erhaltung ihres Lebens stehen ihr nur die in ihrem Körper aufgespeicherten Stoffe, die auch in den Eiern enthalten sind, zur Verfügung. Und dieses eigne Fett und Eiweiß muß noch dazu ausreichen, um die ersten Larven großzuziehen. Neun Monate lang kann so die Königin auf Kosten ihres eignen Körpers leben; sind die Larven fertig entwickelt, dann spinnen sie sich ein (diese kleinen Kokons werden im Volksmund fälschlich als Ameiseneier bezeichnet), und aus der Puppenhülle entschlüpfen nach einiger Zeit kleine Ameisen, die von vornherein flügellos sind und sich in sehr wesentlichen Merkmalen ihres äußeren und inneren Baues von ihrer Mutter unterscheiden — wir nennen sie Arbeiterinnen; denn nicht nur jetzt, wo sie geboren sind, nein, während ihres ganzen Lebens bleibt diese Verschiedenheit bestehen. Eine auffallende Erscheinung, daß ein Tier Nachkommen erzeugt, die nicht in allen für die betreffende Art charakteristischen Merkmalen mit ihm übereinstimmen. Worin bestehen diese Abweichungen? Die auffallendsten neben Unterschieden in der Körpergröße vor allem darin, daß die Arbeiterinnen einen verkümmerten Eierstock besitzen, im allgemeinen daher nicht fortpflanzungsfähig sind, daß sie aber mit ihren geistigen Fähigkeiten ihrer Mutter überlegen sind.

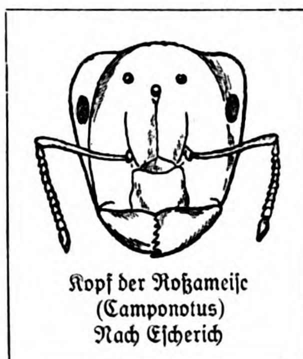


Arbeiterinnen in Tätigkeit. In der Mitte eine geflügelte und eine ungeflügelte Königin; oben mehrere Männchen (nach Wheeler)

Mit dem Zeitpunkt, wo der Königin durch die ausgeschlüpften Arbeiterinnen Helferinnen erstehen, kann sie sich mehr spezialisieren. Bisher war sie Allesschafferin, sie mußte die erste Behausung bauen für ihren eignen Unterhalt sorgen, ihre Brut groß-

ziehen und sie vor Gefahr schützen. Jetzt übernehmen die Arbeiterinnen den größten Teil dieser Pflichten. Zunächst werden Verbindungen zwischen Kammer und Außenwelt hergestellt. Die Arbeiterinnen bauen dann das Nest weiter aus, bringen Futter herbei, füttern und pflegen die Brut und auch ihre Königin.

Die Larven der Ameisen sind kleine Maden. Durch gekrümmte Haare haften die Larven leicht aneinander, und die Arbeiterin hat dadurch die Möglichkeit, ein ganzes Paket Larven gleichzeitig zu befördern, denn die Larven selbst sind unfähig, sich fortzubewegen. Sie können sich nur, wenn sie hungrig sind, durch unruhiges Hin- und Herbewegen den Arbeiterinnen bemerkbar machen; diese brechen den Nahrungssaft heraus, den die Larven dann sofort auflecken. Je nach Größe und Alter werden sie in verschiedenen Teilen des Nestes aufbewahrt.

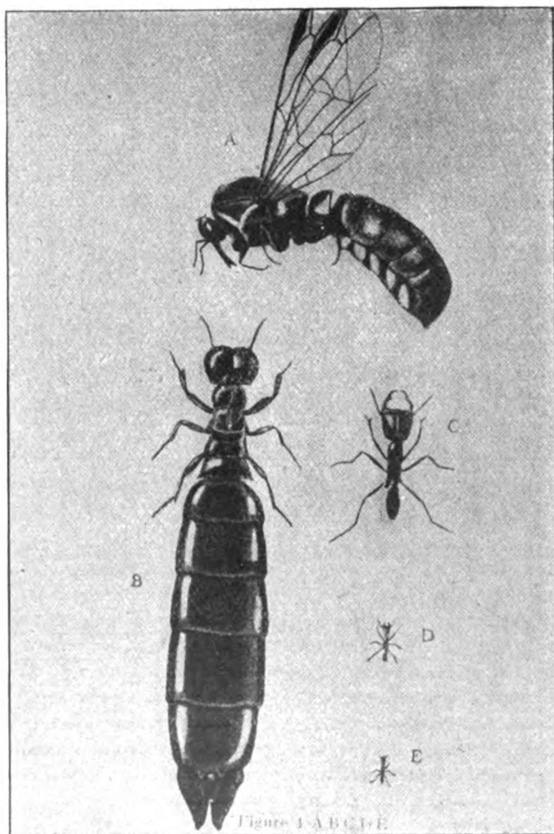


Kopf der Roßameise (Camponotus) Nach Escherich

In einem großen Ameisenstaat können, anders als im Bienenstaat, mehrere Königinnen vorhanden sein. Einzelne, nach dem Hochzeitsflug umherirrende Königinnen der gleichen Art können von einem Ameisenvolk aufgenommen werden. Es kommt auch vor, daß sich mehrere Königinnen zusammentun, um ein Nest zu gründen. So gibt es noch eine ganze Reihe von Möglichkeiten, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Die Bezeichnung »Königin« für das Ameisenweibchen ist eigentlich etwas irreführend. Die Königin steht nur insofern im Mittelpunkt des ganzen Ameisenstaates, als sie die Quelle alles Lebens im Ameisenstaat bildet und von den Arbeiterinnen besonders sorgsam gepflegt und ernährt wird. Mit dem Augenblick aber, wo ihr alle übrigen Aufgaben von den Arbeiterinnen abgenommen werden, wird sie von ihren Fähigkeiten, die sie bei Begründung ihres Volkes aufwies, keinen Gebrauch mehr machen. Sie ist jetzt nur noch Eierlegmaschine.

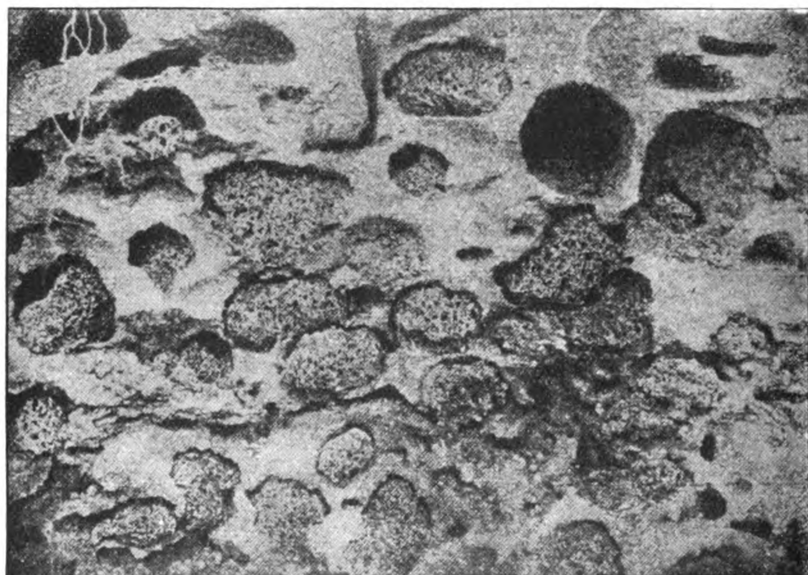
Anders die Arbeiterinnen, die von ihrer Geburt an alle Aufgaben verrichten, die zur Erhaltung und Stärkung des Ameisenstaates notwendig sind. Ihre geistigen Fähigkeiten bringen sie schon mit auf die Welt. Wir bezeichnen diese angeborenen Fähigkeiten als Reflexe und Instinkte. Wenn wir die Arbeiterinnen eines Nestes genau beobachten, so finden wir, daß nicht jedes Individuum auch jede Art von Arbeit verrichtet. Es hat eine **Arbeitsteilung** stattgefunden. Ein Teil der Ameisen, meistens die jüngeren, haben den Innendienst, sie pflegen die Königin und die Brut, die nicht nur gefüttert, sondern auch sorgsam gereinigt wird und, je nach den Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen im Nest und draußen, bald in die obersten Regionen des Nestes befördert wird oder wieder in die Tiefe. Andre Arbeiterinnen bauen das Nest weiter aus oder haben Wachdienst. Sie bewachen die Eingänge des Nestes, verhindern, daß fremde Ameisen oder andre Insekten eindringen, und schließen die Öffnungen abends; wieder andre Arbeiterinnen, wohl die allermeisten, haben den Außendienst. Sie müssen die Baumaterialien herbeischleppen, wenigstens soweit es sich um eine Art handelt, die ein oberirdisches Nest



Die Wanderameise Anomma aus dem tropischen Amerika
A Männchen, B Königin, C Soldaten, D und E Arbeiterinnen
1 1/5 natürlicher Größe (nach Forel)

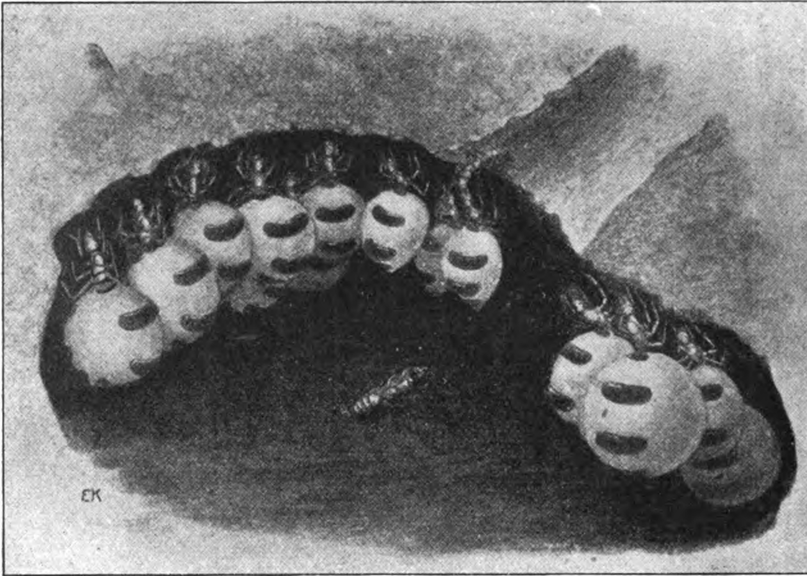
bewohnt. Vor allem müssen sie aber den großen Nahrungsbedarf des ganzen Ameisenstaates decken, also auch alle die Arbeiterinnen versorgen, die sich nie außerhalb des Nestes begeben. Wie bringen sie das zustande?

Die Ameisen sind mit sehr verschieden feinen Sinnen ausgerüstet. Namentlich der Lichtsinn ist bei den einzelnen Arten sehr verschieden entwickelt. Es gibt Formen, die vollkommen blind sind oder nur ganz kleine Augen besitzen; andre sind mit gut entwickelten sogenannten zusammengesetzten Augen ausgerüstet, mit Hilfe deren sie ein klares Bild von ihrer Umwelt erhalten, das kann Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Feind ist, nebenbei gesagt, auch jede Ameise der gleichen Art, die einem andern Staate angehört. Wie merkt das aber die Ameise? Jede Stammmutter und jedes Nest hat seinen besonderen Nestgeruch, der allen Bewohnern des Nestes anhaftet und sich von dem aller andern Nester unterscheidet. Auf diesen ist jede Ameise eingestellt. Sie braucht nur mit ihren beweglichen Fühlern ganz kurz eine der andern Ameisen zu berühren, um zu wissen, ob es sich um eine Stammesangehörige handelt oder um einen Feind. Ist es ein Feind, so nimmt sie sofort die Angriffsstellung ein, öffnet ihre Kie-



Unterirdische Pilzkulturen einer argentinischen Blattschneideameise (nach Forel)

dazu dienen kann, sich in der Umgebung ihres Nestes zurechtzufinden. Daneben besitzen sie drei Punktaugen von untergeordneter Bedeutung. Rechts und links am Kopf vor den Augen sitzen die Fühler der Ameisen, die aus einem Schaft und einer vielgliedrigen Geißel bestehen. In diesen Geißelgliedern sitzen die verschiedenartigsten Sinnesorgane des Tast- und Geruchsinns von einer Feinheit der Empfindung, daß wir uns nur schwer eine Vorstellung von der Art ihres Unterscheidungsvermögens machen können. Es ist das Verdienst des genialen Schweizer Psychiaters und Ameisenforschers A. Forel, zuerst diesen schwierigen Fragen nachgegangen zu sein. Wenn wir einer Ameise ihre Fühler abschneiden, dann berauben wir sie ihrer wichtigsten Sinne; sie ist dann tatsächlich von der Außenwelt abgeschnitten und fer und greift an. Dieser Geruchsinn zusammen mit dem Tastsinn dient den Ameisen auch dazu, sich außerhalb des Nestes zurechtzufinden, also zur Orientierung, denn dies ist ja von größter Wichtigkeit für ein staatenbildendes Tier, daß, wenn es sich vom Nest entfernt, es auch wieder dahin zurückfindet. Von einem großen Ameisenhaufen der Waldameise, wie man ihn in Nadelwäldern häufig trifft, ziehen in verschiedenen Richtungen lange Ameisenstraßen, auf denen tagsüber ein lebhafter Verkehr herrscht. Die Fühler der hier entlangziehenden Ameisen sind in ständiger Bewegung. Sie tasten und riechen zugleich ihren Weg ab und bekommen damit eine Vorstellung von der chemischen Beschaffenheit der Straße und gleichzeitig von der Gestaltung des Untergrundes. Durch diese Vereinigung von Geruchs- und Tast-

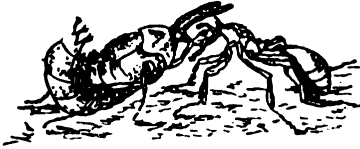


Gewölbe im Nest der Honigameise mit lebenden »Honigbehältern« (nach Hesse-Doflein)

eindrücken gewinnen sie Vorstellungen, die uns Menschen gänzlich fremd sind. Sie unterscheiden z. B. zwischen runden und eckigen Gerüchen, harten und weichen Gerüchen, wie sich in besonderen



Kraterförmige Eingänge in ein Nest der Blattschneideameise von Arizona (nach Wheeler)

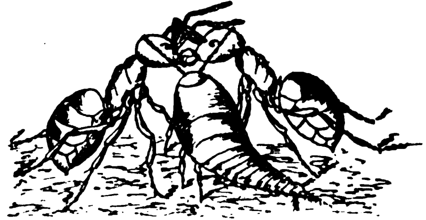


Ein Käfer (Atemeles), ein Ameisengast, läßt sich von seiner Wirtsameise füttern (nach Wasmann)

Versuchen zeigen läßt, und nehmen während ihres Marsches gewissermaßen eine Geruchskarte des Weges auf.

Alle Ameisen, die das Nest verlassen, verbreiten auch ihren Nestgeruch, der an ihren Füßen und Fühlern haftet, auf der Straße, doch wird dieser immer mehr abnehmen, je weiter sie sich von dem Nest entfernen. Umgekehrt werden Ameisen, die von einer Honigstelle kommen oder einer Blattlauskolonie, die sie eifrig aufsuchen, den Honiggeruch von dort verschleppen, und je mehr sie sich von der Futterstelle entfernen, um so mehr wird sich dieser Geruch verlieren. Es kann also z. B. die Abnahme des Nestgeruchs und die Zunahme des Honiggeruchs die Ameise davon unterrichten, daß sie sich vom Neste fortbewegt. Komplizierter liegen die Verhältnisse bei einzelnen umherwandernden Ameisen; hier wirken noch andre Sinneseindrücke mit, von deren Wirksamkeit wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. So besitzen die Ameisen die Fähigkeit, Gefälle und Anstiege des Weges automatisch zu registrieren, und ebenso Winkel, die sie auf ihrem Wege ausführen, so daß auf dem Rückweg, wie wenn die Rolle umgekehrt abliefe, alle die Winkel und Niveauunterschiede automatisch wieder beschrieben werden und die Ameise so wieder in ihr Nest zurückfindet.

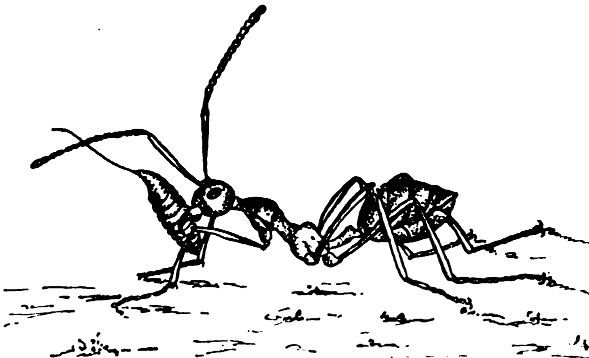
Der wichtigste soziale Trieb, der erst ein Zusammenarbeiten aller Angehörigen eines Staates sicherstellt, besteht in dem Mitteilungsvermögen, d. h. der Fähigkeit, eigne Gefühlszustände und Bewegungsimpulse auf die übrigen Stammesgenossen zu übertragen. Die Möglichkeit, Töne zu erzeugen und sie zu hören, ist bei den Ameisen nur sehr schwach ausgebildet. Wiederum sind es die Fühler, die diese Zeichensprache ermöglichen. Wenn sich zwei Ameisen begegnen, so kreuzen sie ihre Fühler und können sich gegenseitig verständigen. Die Zeichen unterscheiden sich darin, daß die Fühlerschläge heftig oder leise, in längeren oder kürzeren Zeitabständen erteilt und verschiedene Teile des Kopfes oder die Fühler dabei berührt werden. Daß eine Verständigung dadurch zustande kommt, sehen wir an dem Erfolg. Eine Ameise betrillert mit ihren Fühlern eine heimkehrende und fordert sie damit auf, sie zu füttern, oder sie veranlaßt sie, ihr zu folgen, um



Ein Mitbewohner eines Ameisennestes sucht bei der Fütterung auch etwas abzubekommen (nach Janet)

eine entdeckte Beute in das Nest hereinzuschleppen, die sie allein nicht bewältigen kann. In außerordentlicher Geschwindigkeit können sich die Ameisen insbesondere die Anregung zum Angriff oder zur Flucht übermitteln.

Die allermeisten der hier kurz erörterten geistigen Fähigkeiten der Ameisen, die für das Zusammenwirken der Angehörigen eines Ameisenstaates unbedingt erforderlich sind, sind enterbt und zum Teil schon bald nach der Geburt der Ameisen wirksam. Einiges lernen die Ameisen noch dazu; sie haben also ein Gedächtnis, und diese Erinnerungseindrücke können ihre Tätigkeit, die wir dann als Handlungen bezeichnen, bestimmen. So sind sie z. B. imstande, sich bestimmte Eigentümlichkeiten in der Umgebung ihres Nestes wohl zu merken und bestimmte Erfahrungen zu machen, die ihr Handeln bestimmen.



Weberameise mit spinnender Larve (nach Doflein)

Dagegen müssen wir den Ameisen alle höheren geistigen Fähigkeiten absprechen. Eine Einsicht in die Beziehungen zwischen Mittel und Zweck, also eine eigentliche Intelligenz, besitzen sie nicht.

Die wichtigsten Werkzeuge, über die die Ameisen verfügen, sind ihre harten, kräftigen Kiefer, die mit feinen Zähnen ineinandergreifen und wie eine Zange wirksam sind. Sie sind das Universalwerkzeug der Ameisen. Wenn sie die Eier, Larven und Puppen im Nest herumtragen, so nehmen sie sie behutsam zwischen ihre Kiefer, und alles, was von den Ameisen an Baumaterial und Nahrungsmitteln ins Nest getragen wird wird mit den Kiefern gepackt. Oder im Kampfe gegen einen fremden Ameisenstaat sind die Kiefer ihre Hauptwaffe, mit der sie die Beine ihres Feindes abschneiden, wohl gar den Kopf vom Rumpf trennen.

Noch eine andre gefährliche Waffe zur Verteidigung besitzen viele Ameisenarten in ihrem Giftstachel, der am Ende ihres Hinterleibes ausmündet. Mit den Kiefern halten sie den Gegner fest; jetzt kommt ihnen die Beweglichkeit ihres Hinterleibes zugute. Sie biegen ihn ganz nach vorn um, stoßen den spitzen Stachel durch den festen Panzer des Gegners und spritzen das Gift in seinen Körper. Dieser macht noch einige zuckende Bewegungen und sinkt dann gelähmt um. Bei vielen Arten fehlt der Giftstachel, hier wird die Ameisensäure auf den Gegner gespritzt, betäubt ihn und bringt in die Wunden ein, die zuvor die Kiefer geschlagen haben.



Erste Anfänge von Ameisengärten brasilianischer Formen (nach Uhle)

Der Nahrungsbedarf eines großen Ameisenvolkes ist sehr bedeutend. Ständig müssen Lebensmittel herbeigeschafft werden, um die Bewohner eines großen Nestes, das einige hunderttausend Ameisen umfassen kann, mit Nahrung zu versorgen. Alles, was nicht an Ort und Stelle verzehrt werden kann, wird in das Nest hereingeschleppt, um dort zerteilt zu werden. Aber auch die Nahrung, die die Ameise gleich verzehrt, dient nur zum kleinsten Teil zu ihrer eignen Ernährung, das meiste ist dazu bestimmt, an die Nestgenossen wieder abgegeben zu werden. Sie besitzen vor ihrem eigentlichen Magen einen Vormagen oder Kropf, der außerordentlich ausdehnungsfähig ist und durch einen besonderen Verschluß von dem Magen getrennt wird. Den Inhalt des Kropfes können sie nach Belieben wieder aus dem Munde heraustreten lassen. Man kann beobachten, wie eine Ameise eine andre füttert: alsbald quillt ihr ein Flüssigkeitstropfen aus dem Mund und wird gierig von der andern Ameise aufgesogen. Hier finden wir wiederum eine Einrichtung, diesmal im Dienst der Ernährung, die als staatserhaltend bezeichnet werden muß. So können wir diesen Vormagen als sozialen Magen der Ameisen bezeichnen, da die Nahrung, die er beherbergt, für die Allgemeinheit zur Verfügung steht; daneben besitzt jede Ameise ihren persönlichen Magen.

Die meisten Ameisenarten ernähren sich von tierischer und pflanzlicher Kost. An Tieren wird alles eingebracht, dessen sie habhaft werden können: Raupen, Fliegen, Käfer, Würmer, und die Bedeutung, die dadurch gerade den Waldameisen in der Vertilgung schädlicher Insekten zugesprochen werden muß, ist nicht zu unterschätzen. Von besonderem Interesse sind die Ameisen der Tropen, die wir als Wanderameisen bezeichnen. Sie leben in Afrika und Indien und zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine Dauernester bauen, sondern immer nur ein bis zwei Wochen an einer Stelle bleiben. Dann ziehen sie wieder um, und zwar mit ihrer Brut und allem, was zu ihrem Stamm gehört. Jede Arbeiterin trägt Eier, Larven oder eben erst ausgeschlüpfte Arbeiterinnen, auch die Königin und die Männchen sind mit im Zuge. Unaufhörlich wie ein schwarzer Strom quellen die Ameisen zu Tausenden

aus der Erde heraus, und es kann vierundzwanzig Stunden dauern, bis der lange Zug von ein bis zwei Millionen Individuen sein Ende erreicht.

Bei dieser großen Volkszahl erwachsen auch der Stammutter besonders schwierige Aufgaben, soll sie doch den ganzen Bedarf an Nachwuchs decken. Es ist nicht besonders erstaunlich, daß die Königin alle andern Angehörigen ihres Stammes an Körpergröße weit überragt, da ihr großer Eierstock sehr viel Raum erfordert. Auch unter den Arbeiterinnen eines solchen Wandervolkes sind auffallende Unterschiede in der Körpergröße zu bemerken. Die Arbeitsteilung geht hier so weit, daß die verschiedene Art der Betätigung auch bestimmend geworden ist für ihre verschiedene körperliche Ausbildung. Arbeiterinnen von besonderer Körpergröße, mit gegabelten hakenförmigen Kiefern, haben die Aufgabe, den Zug der wandernden Ameisen zu schützen. Sie werden als Soldaten bezeichnet.

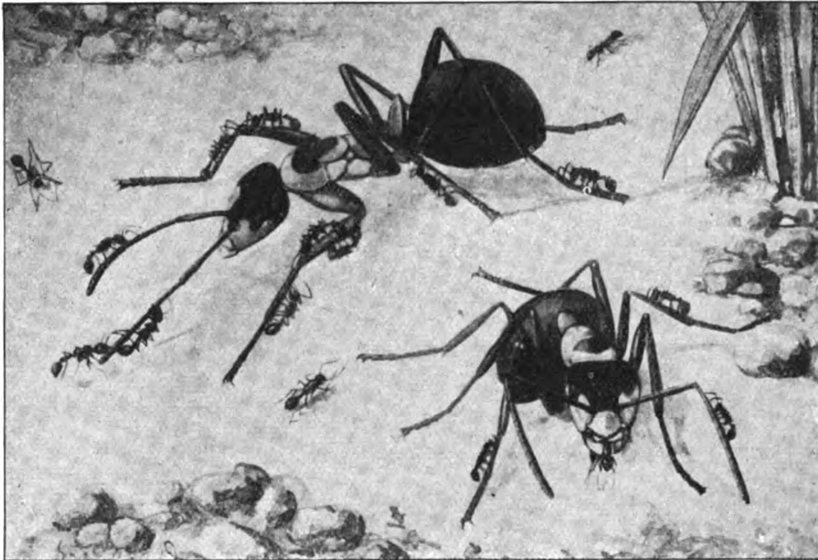
Wenn die Siafu — so nennen die Neger diese Ameisen — in einem neuen Bezirk ihr provisorisches Nest eingerichtet haben — vielfach ist es ein ausgeplündertes Ameisennest —, herrscht ewige Unruhe in dem Volk. Tag und Nacht sind sie unterwegs auf Jagdexpeditionen; überall gibt es Kampf und Mord, denn alles, dessen sie an Lebendem habhaft werden können, wird niedergemacht, zerstückelt und heimgetragen, und neue Arbeiterkolonnen stürmen ständig heran, um jene, die mit Beute beladen nach Hause eilen, abzulösen. Ein ganzer Haufen Ameisen stürzt sich auf jedes einzelne Beutetier, mit ihren hakenförmigen Kiefern klammern sich die Soldaten an der Beute fest, während die Arbeiterinnen mit ihren messerscharfen Kiefern gleich darangehen, die Beute zu zerschneiden und zu zerstückeln und die Traglasten ins Nest zu befördern. Auch die Haustiere der Ansiedler, vor allem solche, die eingesperrt sind und nicht flüchten können, sind ihnen restlos ausgeliefert. Wir kennen Berichte von Geflügelzüchtern aus Deutsch-Ostafrika, die am Morgen, als sie ihren Hühnerstall betraten, nur noch die Federn und nackten Knochen ihrer Hühner vorfanden; alles Genießbare hatten die Siafu im Laufe einer einzigen Nacht fortgetragen.

Die verschiedensten Pflanzen liefern andern Ameisenarten Nahrung. Sie bevorzugen diejenigen, die in ihren Blüten, ihren Früchten oder an andern Stellen süße Säfte ausscheiden, die sie — naschhaft, wie sie sind — mit großer Gier auflecken. Ihre Naschhaftigkeit hat die Ameise dazu gebracht, sich auch den Blattläusen zuzuwenden, deren stark zuckerhaltige Exkremente von ihnen sehr begehrt sind. Mit ihren Fühlern bestreichen sie leicht den Körper der Blattläuse; alsbald quillt ihnen ein gelber Tropfen entgegen, den sie sofort aufschlürfen. Diese Beziehungen zwischen Ameisen und Blattläusen sind bei manchen Arten weiter ausgebaut worden. Die Ameisen beschützen die Blattläuse gegen deren Feinde, sie befördern sie auf neue Futterpflanzen und pflegen sie selbst im Inneren des Ameisennestes oder bewahren die Blattlauseier im Winter in ihrem Nest, um sie im Frühjahr wieder auf die Futterpflanzen auszusetzen. In dieser Hinsicht müssen also die Gartenameisen als unbedingt schädlich angesehen werden, da sie zur Verbreitung der Läuse beitragen.



Kampf zwischen Ameisen gleicher Art (nach Forel)

Der soziale Magen ermöglicht es den Ameisen, wie wir schon sahen, Nahrungsvorräte aufzuspeichern; in Gegenden, in denen die Nahrung nur während kurzer Zeit des Jahres fließt, gewinnt diese Aufbewahrungsart eine ganz besondere Bedeutung. Im Süden des Staates Colorado lebt eine Ameisenart ausschließlich von den süßen Säften, die von Pflanzengallen der Zwergeichen ausgeschwitzt werden. Dieser Vorgang beschränkt sich auf sechs Wochen; während des übrigen Jahres müssen die

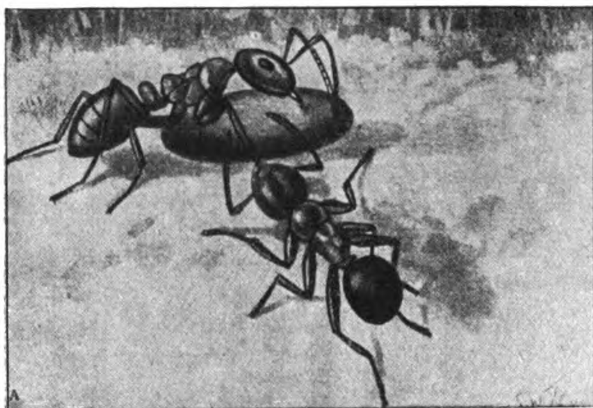


Sehr verschieden große Ameisen im Kampf miteinander (nach Forel)

Ameisen von ihren Vorräten leben. Auch hier hat sich unter den Arbeiterinnen wieder in wunderbarer Weise eine Arbeitsteilung ausgebildet, die in körperlichen Unterschieden zum Ausdruck kommt. Sie besteht darin, daß ein Teil der Arbeiterinnen den Saft der Gallen einbringt, andre aber, die nie das unterirdische Nest verlassen, leben in besonderen kleinen Gewölben und dienen tatsächlich nur als lebende Behälter für die Vorräte. Denn zu Hause angekommen, geben die furagierenden ihren mitgebrachten Honig, den sie wieder erbrechen, in diese lebenden Honigbehälter, deren Hinterleib immer stärker anschwillt. Diese werden dadurch immer unbeholfener, sie halten sich mit ihren Beinen an der Decke ihres Kellergewölbes und geben nun je nach Bedarf im Laufe des Jahres ihren Vorrat, der in ihrem sozialen Magen aufgespeichert ist, wieder her.

Am überraschendsten erinnert an menschliche Zustände die Ernährungsart, bei der von den Ameisen besondere Kulturpflanzen eigens zu dem Zweck der Ernährung gezüchtet werden. Von Mexiko bis Südamerika leben verschiedene Ameisenarten, die schon lange als Blattschneideameisen bekannt und berüchtigt sind. In langen Zügen wandern Arbeiterinnen dieser Arten auf Bäume und Sträucher, schneiden mit ihren Kiefern kreisförmige Blattstücke heraus, und schnell bewegt sich ein grüner Strom wandelnder Blattstücke, die von den Ameisen senkrecht in ihren Kiefern getragen werden, dem unterirdischen Nest zu, dessen Eingänge durch kleine kraterartige Erhebungen auffallen. Es sind die von den Ameisen ausgehobenen Sandmassen. Senkrechte Gänge führen in das unterirdische Nest, das aus vielen Einzelkammern besteht und einen Umfang von fünf bis sechs Meter erreichen kann. Dorthin tragen die Blattschneiderinnen ihre Blattstücke, die nun von andern größeren Arbeiterinnen übernommen werden. Mit Hilfe ihrer Kiefer und von Speichelsekret verwandeln sie sie in eine schwammige Masse. Diese dient nun nicht unmittelbar zur Ernährung der Ameisen, sondern bildet nur den Kulturboden, auf dem die Ameisen einen Pilz züchten. Diese Kultur übernimmt eine dritte Sorte von ganz kleinen Arbeiterinnen. Eine Kultur besteht insofern, als zunächst ein bestimmter Pilz in den so vorbereiteten Untergrund eingepflanzt wird, der nun ständig während seines Wachstums ganz kurz gehalten wird und dadurch kleine Kügelchen bildet, die nur bei dieser Behandlungsart durch die Ameise entsteht. Diese kleinen, künstlich gezüchteten Kohlrabikörper, wie sie von den ersten Beobachtern genannt wurden, sind sehr reich an Eiweiß; sie sind ausschließliche Nahrung dieser Ameisen, damit füttern sie auch ihre Brut, die in dem Schwammkörper verteilt ist, da überhaupt das ganze Nest in diesen eingebaut ist.

Wir haben bei der bisherigen Erörterung einige Nester der Ameisen kennengelernt. Die Blattschneideameisen wie die Honigameisen Amerikas bewohnen unterirdische Nester. Auch aus unsrer Heimat kennen wir die verschiedensten Ameisenarten, die unterirdisch bauen und mit Vorliebe das



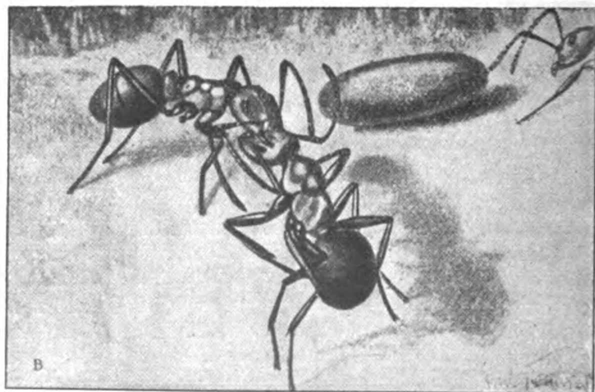
Eine Amazone, eine Puppe raubend, wird von einer andern Ameise angegriffen

Nest unter einem großen Stein anlegen. Der Stein bietet den Ameisen Schutz und ersetzt das Dach. Das bedeutet eine wesentliche Arbeitsersparnis. Schließlich ist der Stein auch ein guter Wärmeleiter; durch seine Erwärmung durch die Sonne wird dem Nest vermehrte Wärme zugeführt. In die Erde eingebaut finden wir Gänge und Kammern. Viele Ameisen sind sehr geschickte Maurer und nützen dabei die Feuchtigkeit des Bodens nach dem Regen besonders aus. Das können wir an den Erdnestern auf unsern Wiesen beobachten; diese Erdbauten wachsen mit dem Gras in die Höhe, um immer der Sonne teilhaftig zu werden, wobei aber auch wieder je nach der Temperatur, ob Regen oder Sonnenschein, das Nest eine verschiedene Konstruktion erhält. Erstaunlich ist dabei die große Anpassungsfähigkeit der Ameisen an die örtlichen Verhältnisse; ihr Bauinstinkt ist nicht auf eine einzige Baukonstruktion festgelegt, wie bei den Bienen und Wespen.

Andre Ameisenarten leben in Baumstümpfen oder bauen halb unterirdische, halb oberirdische Nester. Hierher gehören die als Ameisenhaufen bekannten Nester, die gewaltige Ausdehnung annehmen können, bis zu zwei Meter Höhe und entsprechendem Durchmesser, wie wir sie aus den Tannenwäldern des Schwarzwaldes so gut kennen. Die hohen Kuppeln dienen auch besonders der Wärmebeschaffung. Im Inneren des Nestes kann die Temperatur um 10 Grad höher sein als die Lufttemperatur. Auch in diesen Haufen finden wir Gänge und Kammern und mehrere Öffnungen, vor allem am Gipfel, die nachts geschlossen werden.

In Indien und auf Ceylon lebt eine Ameisenart in einem Nest lebender Blätter, die zusammengebogen werden und zu einem dichten Gespinst verbunden sind. Woher stammen aber diese Seidenfäden, da die Ameisen doch keine Spinndrüsen besitzen? Hierüber bekommen wir Aufschluß, wenn wir den Bau eines solchen Nestes beobachten oder sehen, wie ein Riß wieder geschlossen wird. Arbeiterinnen stellen sich in Reihen auf einem Blatt auf und suchen nun mit ihren Kiefern das benachbarte Blatt heranzuziehen. Ist der Abstand zu groß, so bilden sie ganze Ketten, indem eine Arbeiterin die nächste um die Taille faßt; so gelingt es. Aber nun kommt das Überraschende: zwischen den haltenden Arbeiterinnen erscheinen andre, jede mit einer Larve zwischen den Kiefern. Diese beginnen alsbald die Larven zwischen dem Blattspalt hin und her zu bewegen. Die Larve läßt nämlich bei Berührung des Blattes einen Faden aus ihrem Munde austreten, der an dem nächsten Blatt wieder befestigt wird; auf die Weise wird von der die Larve haltenden Ameise ein Gewebe gesponnen. Hier wird die Fähigkeit der Larven, zu ihrer Verpuppung Gespinstfäden zu bilden, zum Nestbau ausgenutzt, und die Larve dient als Spinnrocken und Weberschiffchen zugleich. Eine ziemlich einzig dastehende Erscheinung im Tierreich, daß sich ein Tier eines Werkzeuges bedient, das nicht einen Teil seines eignen Körpers bildet.

Am Amazonas und in Peru bauen die Ameisenarten **Baumnester**, die wie Blumenampeln aussehen und manchen Landschaften dort ein charakteristisches Gepräge verleihen. Die erste Anlage des Nestes besteht aus einer einfachen Erdkartonhülle; die Samen verschiedener Pflanzen werden nun von den Ameisen hereingeschleppt, die sehr bald auskeimen. Nun wird immer mehr Erde



Eine Ameise durchbohrt mit ihren spitzen Kiefern das Gehirn ihrer Feindin (nach Forel)

herbeigeschafft, so daß die Pflanzen immer üppiger gedeihen; so entsteht ein ganzer schwebender Blumengarten, der bis zu Kopfgröße und noch weiter heranwächst, so daß ein Nest einige Zentner wiegen kann. Die Entstehung dieses Instinkts wird uns verständlicher, wenn wir berücksichtigen, daß viele Ameisenarten die Gewohnheit haben, Pflanzensamen als Nahrung einzubringen und aufzuspeichern.

Der größte Feind eines Ameisenstaates sind die andern Ameisenstaaten, genau wie bei den Staaten der Menschen. Auch die starken Ameisenstaaten suchen das ihnen gehörige Gebiet zum Nahrungserwerb möglichst auszudehnen, und alles, was sich in diesem Gebiete bewegt, wird angegriffen. So können sich Kämpfe entspinnen zwischen nahe beieinanderliegenden Ameisenvölkern, die durchaus nicht immer mit dem Siege der einen Partei auszugehen brauchen. Vielfach kommt es zu einer Schwächung beider Parteien und zu einer gegenseitigen Duldung der andern. Bei tropischen Formen kommt es auch zu Überfällen, bei denen es Zweck des Angriffs ist, die Vorräte des Nachbarn zu erbeuten. Dies führt uns weiter zu den Raubzügen, die von manchen Arten unternommen werden, um die Brut eines andern Volkes zu erbeuten, zur Entwicklung des Sklavereiinstinkts. Am ausgesprochensten ist er bei den sogenannten Amazonenameisen entwickelt, deren Völker sich aus zwei verschiedenen Ameisenarten zusammensetzen, den Herrentieren und den Sklaven. Indessen dürfen wir uns nicht ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis vorstellen, wie es bei den Menschen bestanden hat. Die aus den geraubten Puppen sich entwickelnden Arbeiterinnen führen in dem Nest der Amazonen alle Arbeiten mit der gleichen Selbstverständlichkeit aus wie in ihrem heimischen Nest. Die Amazonen sind anderseits vollkommen auf die Hilfe ihrer Sklaven angewiesen. Sie sind nicht einmal mehr imstande, sich selbständig zu ernähren: ihre Sklaven müssen sie füttern, und ohne sie würden sie elend zugrunde gehen. Daher besteht ein solches Nest etwa aus viermal so viel Sklavenameisen als Amazonen. Die Kiefer dieser Amazonen sind sichelförmige spitze Waffen und außerdem dazu geeignet, die Puppe zu ergreifen und fortzuschleppen. Wunderbar ist die Kriegstaktik dieser Amazonenameisen. Mehrere Male im Sommer unternehmen sie ihre Kriegszüge. Ist ein geeignetes Nest ausfindig gemacht, so wird in geschlossener Kolonne ausmarschiert, dann erfolgt der Überfall auf das vielleicht 30 bis 40 Meter vom eignen Nest entfernte feindliche Nest mit solcher Heftigkeit und solchem Kampfesmut, daß sie immer als Sieger hervorgehen. Mit ihren dolchartigen Kiefern durchbohren sie den Kopf des sich zur Wehr setzenden Gegners, dann stürzen sie in die Eingänge des Nestes; mit reicher Beute an Puppen eilen sie davon, um diese, zu Hause angekommen, den Sklavenarbeiterinnen zur Pflege zu überlassen.

Sehr mannigfaltig und von hohem Interesse ist schließlich die große Zahl nichtsozialer Insekten, die in Ameisennestern ihr Leben zubringen. Es sind meistens Schädlinge. Es gibt darunter Formen, die den Ameisen durchaus feindlich gesinnt sind, aber von ihnen nicht ergriffen werden können. Teils sind sie mit so glattem, starkem Panzer ausgerüstet, wie manche Käfer, daß die Ameisen ihnen nichts anhaben können, teils sind sie so blitzschnell in ihren Bewegungen, daß die Ameisen sie nicht erwischen können und sich damit abgefunden haben, sie als Mitbewohner zu dulden. Dahin gehören Verwandte der Zuckergäste, denen es gelingt, den Nahrungstropfen, den eine Ameise der andern darbietet, zu erhaschen.

Schließlich finden wir aber im Ameisennest auch Insekten, die wir als A m e i s e n g ä s t e bezeichnen müssen, die nicht nur von ihnen geduldet, sondern sogar gepflegt werden. Diese freundschaftlichen Gefühle der Ameisen werden dadurch wachgerufen, daß die Gäste an bestimmten Körperstellen Stoffe ausscheiden, die auf die Ameisen eine ähnliche Wirkung zu haben scheinen wie der Alkohol oder das Opium auf den Menschen. Es sind schädliche Genußmittel; ungeniert können sich diese Käfer zwischen den Ameisen bewegen, gehen sie um Nahrung an, indem sie die Ameisen mit ihren Fühlern betrillern; oft sind sie nicht einmal fähig, sich selbständig zu ernähren. Auch die Brut dieser Ameisengäste wird von den Arbeiterinnen besonders gepflegt und großgezogen, die obendrein schwer unter der Ameisenbrut aufräumt. So kann die Pflege der Ameisengäste zum Ruin eines Ameisenstaates führen. Es handelt sich hier um eine richtige soziale Krankheit, wie sie nur bei Tieren, die in Gesellschaften leben, möglich sind, denen der Kampf ums Dasein eben durch ihr Zusammenleben wesentlich erleichtert worden ist.

Dieser kurze Einblick muß genügen, um von den überraschend verwickelten Lebensvorgängen und Lebensbeziehungen in den Ameisenstaaten eine Vorstellung zu gewinnen und uns gleichzeitig zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich hier um Leistungen handelt, die zu den höchsten in der Tierwelt vollbrachten gehören. Anders wie bei den Menschen bringen die Ameisen ihre sozialen Instinkte schon mit auf die Welt, und die Sicherungen für den Bestand ihres Staates sind darin gegeben, daß hier jedes Individuum nur in seinem Beruf, also nur als Staatsbürger sich betätigt.

Georg Schweinfurth

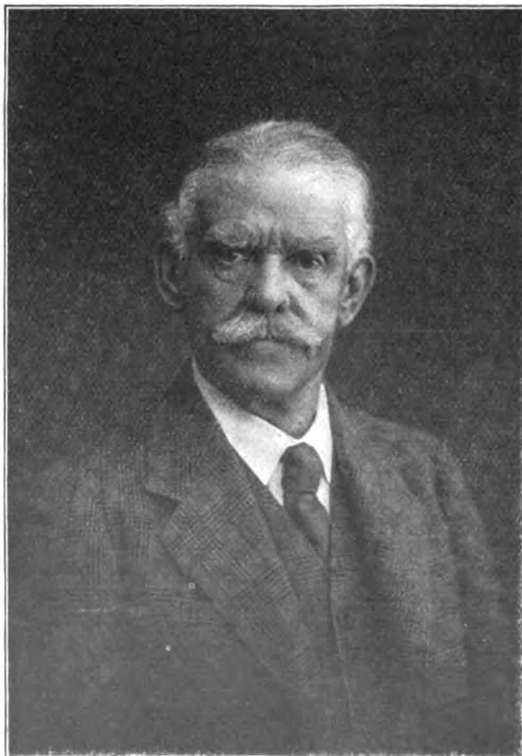
Ein Gedenkblatt von Prof. Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. B.)

Nun ruht er, der große Afrikaforscher und Botaniker, der vielseitige Gelehrte und gütige Mensch, in der Erde des Botanischen Gartens zu Berlin-Dahlem. Von der einzig schönen Ruhestätte sieht man über Teiche, in denen Wasserrosen und Lotosblumen blühen, hinweg auf den roten Bau des Museums. Hier in zwei lichten Räumen, mit weitem Fernblick über die Schweinfurthstraße hinweg, hat der Verstorbene gearbeitet, hier stehen an allen Wänden die grauen Kästen, die das von Schweinfurth mit ebensoviel Kunst wie Sorgfalt geschaffene Herbarium tragen, wie es vor ihm noch kein Forscher zusammengebracht hat.

Als wir den mit den herrlichsten Kränzen geschmückten Sarg der Erde übergaben, als aus dem Schatten der Bäume heraus »Über allen Gipfeln ist Ruh'« ertönte, da kam es über uns wie die Wehmut eines Sonnenunterganges nach einem langen, langen schönen Tage. Denn als Schweinfurth am frühen Morgen des 19. September sanft verschied, waren es noch wenig mehr als drei Monate bis zu seinem 89. Geburtstage gewesen. Und solche geistige und körperliche Frische hatte den Verstorbenen bis zu seinen letzten Tagen ausgezeichnet, daß man das Glück seiner Gegenwart wie etwas Selbstverständliches hinnahm und nicht daran dachte, daß es auch einmal enden müsse. Man vergaß den schnellen Wandel der Zeit, wenn man mit ihm zusammen war oder in seinen Briefen las, deren kräftiges Papier immer die gleichen festen, wie für die Ewigkeit mit der Gänsefeder hingesetzten Schriftzüge trug. Bis zum letzten Augenblick tätig und erfüllt von seiner Arbeit, deren Mittelpunkt Ägypten war, nahm er die fünftausend Jahre ägyptischer Geschichte wie etwas noch Lebendiges, und man mußte in der Aufeinanderfolge der Dynastien der Pharaonen gut Bescheid wissen, um seiner lebhaften Rede folgen zu können. Aber auch sein eignes Leben war ja so reich und lang gewesen, daß es dem Zuhörer oft erst später zum Bewußtsein kam, von welchen alten Zeiten er erzählt hatte, als wäre es gestern gewesen, von Zeiten, deren führende Geister für uns längst zu geschichtlichen Persönlichkeiten geworden sind.

Ja, Schweinfurth selbst war wie ein aus alter Zeit in die Gegenwart noch hineinragender Turm. Was er von seinem Freund und Neffen, dem fünf Jahre älteren Afrikaforscher Gerhard Rohlfs, zu dessen Tode schrieb, gilt auch von ihm. Er gehörte »zu jenen klassischen Reisenden, die, ohne des Aufwandes einer großen Expedition zu bedürfen, allein oder mit wenigen Begleitern hinauszogen ins Unbekannte, jenen Reisenden, für die das Reisen Selbstzweck war, uneigennützig und harmlos, mit wenig Geld und ohne Opfer an Blut, außer dem eignen. In dieser Periode der Afrikaforschung hatte die durch Reisen sich betätigende Geographie etwas von der Weihe der freien Forschung, wie sie die des Köders der Nützlichkeit entkleidete Wissenschaft verbürgt«.

Die Forschungsreisen Schweinfurths und ihre Ergebnisse für die Wissenschaft sind im allgemeinen wohl bekannt. Nur die wichtigsten Daten seien noch einmal ins Gedächtnis gerufen. Mit siebenundzwanzig Jahren, 1863, betrat Schweinfurth zum erstenmal afrikanischen Boden, befuhr in einer kleinen Barke die Küste des Roten Meeres, zog landeinwärts in die Gebirge Ägyptens und Nubiens und brachte, als er 1866 heimkehrte, wichtige pflanzengeographische Ergebnisse mit. Man wurde auf den jungen Forscher aufmerksam, und mit Hilfe der Humboldtstiftung konnte nun Schweinfurth von 1868 bis 1872 die Reise ausführen, die seinen Namen für alle Zeiten mit der Erforschung des schwarzen Erdteils verknüpft. Mitten in das Herz von Afrika führte den Forscher die Reise, die er mit einer Karawane nubischer Elfenbeinhändler unternahm. Er gelangte in das



Georg Schweinfurth (1915)



Georg Schweinfurth (1922)

Land des Königs der Mangbattu, der, noch frei von jedem europäischen Plunder, in prachtvollem Kupfer- und Federschmuck erglänzte und so in mächtiger Bambushalle vor seinen Hunderten von Weibern tanzte. Auf dieser Reise sammelte Schweinfurth botanische und auch andre Schätze von einer Reichhaltigkeit sondergleichen, stellte die südwestliche Begrenzung des Nilbeckens fest, entdeckte jenseits der Wasserscheide den Uëlle und brachte somit die erste Kunde von der riesigen Ausdehnung des Kongobeckens, von dem man damals noch gar keine Ahnung hatte. Endlich fand und beschrieb er das Zwergvolk der Akka und bestätigte damit die uralte Kunde des Herodot von dem Vorhandensein von Zwergvölkern in den zentralafrikanischen Urwäldern.

Auf weiteren Forschungsreisen zog Schweinfurth nach der großen Oase Chargeh in der Libyschen Wüste und wandte sich dann 1875 der geologischen und botanischen Erforschung auch der östlichen Wüste Ägyptens zu. 1880 war er im Libanon, das Jahr darauf auf der Insel Sokotra, 1882 mußte er nach einer Rundreise in Oberägypten in dem von den Engländern beschossenen Alexandria aushalten und geriet durch den aufgebrachten Pöbel in ernste Lebensgefahr. Auch aus Yemen und der italienischen Kolonie Eritrea hat Schweinfurth umfangreiche Pflanzensammlungen mitgebracht.

Schweinfurth hat erst nach sechsundvierzig Jahren wieder einen Winter in Europa verbracht, um dann im Jahre 1914 von seinem Sonnenlande endgültig Abschied zu nehmen. Den Sommer über weilte er in Berlin, wo ihm ein Häuschen am alten Botanischen Garten, zugleich für seine Sammlungen, zur Verfügung gestellt war. Es ist natürlich, daß ein solches Leben gesund war. Aber den schon an und für sich elastischen Körper hat Schweinfurth, vor allem durch Mäßigkeit, noch weiter gestählt. Lange Jahre nährte er sich den ganzen Tag über nur von ein paar Walnüssen, die er in der Tasche hatte, und nahm erst am Abend eine Mahlzeit zu sich. Als ich den Fünfundsiebzigjährigen in Ägypten besuchte und wir auf den alten Mokkattam bei Kairo ritten, da zeigte mir der Onkel mehrmals, wie man beim Absteigen vom Esel einfach das gestreckte Bein über den Kopf des Tieres hinüberzuschwingen habe, unter lebhaftem Widerspruch und Kopfschütteln seines syrischen Dieners. Und noch in seinen achtziger Jahren konnte er sich auf einem Bein bis zur Erde niederlassen und dann wieder frei erheben. Er war auch im Äußeren eine elegante Erscheinung und noch im höchsten Alter ein schöner Mann.

Das Hauptgeheimnis der unverwüstlichen Jugendlichkeit lag aber in der unermüdlichen Arbeit und Anteilnahme an allen Fortschritten der ihn berührenden Wissenschaften. Über vierhundert Titel zeigt das Verzeichnis seiner Arbeiten, noch vor drei Jahren erschien ein Buch von ihm: »Auf unbetretenen Wegen in Ägypten«. Bis in die letzte Zeit arbeitete er an seinen mit der Sorgfalt eines Miniaturmalers ausgeführten Karten von Ägypten, und in seinen Herbarien war er immer tätig. Nichts ging in lässiger Form aus seiner Hand hervor, jedes Päckchen, das er sandte, war

in Packung und Aufschrift ein kleines Kunstwerk. Seine Tagebücher beginnen mit 1864, sie stehen wohlgebunden, die Jahreszahl mit Golddruck tragend, auf seinen Schäften. Er hatte von seinen Ägyptern gelernt, der Schrift Wert beizulegen. So schrieb er mir noch vor kurzem nach Brasilien: »Du wirst ja alle deine Willenskraft aufzubieten haben, wenn du alles, was du sahst, in dein Tagebuch eintragen willst. In der Schrift verpfändet man seine Seele, verdoppelt das Leben in ungleich höherem Maße als durch das Gedächtnis. Was du an einem Tage notierst, wird dir für lange Jahre etwas Unschätzbares sein.«

Man wird selten einen Mann treffen, der so voller Leben war. Freilich, oft sprang er von einem Gebiet in ein andres, und ich weiß von einem Herrn, der nach einem Vormittag mit Schweinfurth so erschöpft war, daß er sich ins Bett legen mußte. Wenn der Forscher im Frühling zurückkam, so hatte er jedesmal ein neues Leitmotiv, das ihn beschäftigte, bald war es wissenschaftlicher, bald künstlerischer, bald hygienischer Art, und so erfüllt war er von dem allen, daß er nie Zeit mit den üblichen Gesellschaftsphrasen, etwa bei der Begrüßung, verlor, wie er auch keine Redensarten kannte, sondern gleich mit irgendeiner fesselnden, oft unerwarteten, aber immer originellen Bemerkung hervortrat.

Es gehörte zu Schweinfurths Lebenskunst, daß er wohl zürnen, heftig werden, sich ärgern konnte, aber daß ihm der Ärger nie sozusagen bis zur Galle stieg. »Ich finde nirgends erfreuliche Vorgänge zu notieren«, schrieb er mir 1921, »in der äußersten Notlage des Reiches gefallen sich alle nur in Betätigung kleinlichen Parteigezänkes. In der Kunst nur vorwaltendes Gefühl für das Häßliche, in der Musik keine einzige Melodie mehr, nur Künstliches, nichts Künstlerisches.« Aber sogleich zitierte er auch: »Stürzte auch in Kriegesflammen Deutschlands Kaiserreich zusammen, Deutschlands Größe bleibt bestehn.« Gar in persönlichen Dingen konnte ihm der Ärger noch weniger anhaben. »Wer etwas erreicht hat, muß erstens, zweitens und drittens mit Neid rechnen. Aber um Gottes willen nur ja keinen Ärger bezeigen! Wer sich ärgert und das merken läßt, tut doch nur das, was der Gegner gerade will! Unliebenswürdige Menschen muß man mit ausgesucht feinster Höflichkeit behandeln, natürlich nicht mit einer aufdringlichen.« Auch Darwin entwaffnete seine Gegner durch Verbindlichkeit und innere Güte. Und hatte Schweinfurth persönlich zu tadeln, so tat es nie weh, weil durch alles sein prächtiger Humor und sein gutes Herz hindurchleuchtete.

Menschen, die viel oder gar überseeisch gereist sind, bringen etwas wie frischere Luft in die Gesellschaft. Schweinfurth war seine Lebensbetätigung in verschiedenen Ländern sehr anzumerken. Französisch, Englisch, Italienisch, Arabisch beherrschte er, und Russisch und andre Sprachen waren ihm nicht fremd. Seine Rede erhielt durch Zitate aus diesen Sprachen Schmuck und Abwechslung. Er wußte, was sich in einer andern Sprache treffender sagen ließ als in der deutschen, er führte auch gern aus fremder Literatur an, denn sein erstaunliches Gedächtnis ließ ihn nie im Stich. Als ich ihn einmal um eine Koranübersetzung bat, schickte er mir die französische, mit dem Bemerken, Arabisch werde durch Französisch am lebendigsten wiedergegeben, die beiden Sprachen hätten manches Ähnliche im Klang und im Geist. Wenn er neuerschienene Bücher durchging — und er tat das sorgfältig —, so schrieb er mir oft, er hätte darüber nachgedacht, wie man das oder jenes ins Französische übersetzen könne. Er hatte eben den Geist der verschiedenen Sprachen so aufgenommen, daß sich ihm von selbst ihre Worte auf die Lippen drängten, wenn die betreffende Stelle einen ähnlichen Geist atmete.

Die Art der Kriegführung unsrer Gegner während und nach dem Kriege hat Schweinfurth zu manchem bitteren Wort veranlaßt. Trotzdem ließ er ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren. Er selbst hatte in seiner Lebensführung manches Englische, in der Lebhaftigkeit manches Französische. Er wollte sich durch die Gegenwartspolitik sein Urteil nicht trüben lassen.

Deswegen war und blieb er doch ein Deutscher und war alles andre als ein haltloser Internationaler. Seine engere Heimat war das Baltenland, in Riga ist er geboren, in dem alten Hause am Rathausmarkt, in dem sein Vater, einst aus Baden auswandernd, um der napoleonischen Konskription zu entgehen, ein Weingeschäft gegründet hatte. Wie er immer mit Verehrung von seiner Mutter sprach, die durch glückliche Vereinigung von Geist und Gemüt dem gastfreien Schweinfurthschen Hause in der Stadt wie jenseits der Düna auf dem gartenumgebenen »Höfchen« den Stempel aufgedrückt hatte, so hing er bis zur letzten Stunde in rührender Liebe an seiner Familie, und vielen seiner Verwandten hat er mit immer offener Hand über ernste Lebenslagen hinweggeholfen. Es war sein Kummer in den letzten Jahren, daß er nicht mehr so freigebig walten konnte, wie es ihm ums Herz war. Wenn wir als Kinder mit dem Onkel durch die Straßen gingen, so war es gefährlich, etwas am Schaufenster zu bewundern, gleich fragte er: »Willst du es haben?« und ging hinein, um es zu kaufen. Er war der gütigste Gastgeber, der sich denken läßt, und kam er zu Besuch, so brachte er immer etwas mit. Seinen zwölf Koffern, mit denen er gewöhnlich reiste, waren oft noch Kisten beigegeben. Einmal bedachte er seine Familie mit zahlreichen Leopardenfellen, ein andermal mit Stoffen, dann schickte er jeder Nichte einen Skarabäus als Brosche, wobei er die Zeichnung zu dem den Käfer umgebenden Schmuck selbst ausgeführt hatte.

Schweinfurth hat sich immer als Sohn seiner Vaterstadt gefühlt. Als Riga von den Bolschewisten besetzt wurde (1919), schrieb er mir: »Nun bringt der körperliche Rhythmus wieder eine Reihe von guten Tagen. Aber was hilft das alles, daß man satt wird, daß man gesund ist und keine Schmerzen empfindet, bei dem endlosen Seelenschmerz angesichts der Greuel von Riga.«

Der Naturforscher sucht die Eigenarten der Organismen aus ihrer Umwelt heraus zu erklären. Auch im Charakter Schweinfurths wird man manches finden, was er offenbar der livländischen Heimat verdankte. Jene schon erwähnte Großzügigkeit und Gastlichkeit fand in den Ostseeprovinzen, wo die Menschen nicht dicht aufeinander wohnten und vielen eine behagliche Lebensführung möglich war, einen besonders geeigneten Nährboden. In manchem trug das Land noch den Charakter der alten deutschen Kolonie, der Einzelne konnte sich nach verschiedenen Richtungen hin entwickeln, die Spezialisierung war nicht so weit fortgeschritten wie in dem industriereichen Mutterlande, und in Riga, wo schon die Familien zusammenblieben und immer umfassender wurden, flossen alle Geistesströme zusammen. So fand man im Baltenland ungewöhnlich viele rege, vielseitige Menschen, und Schweinfurth wuchs in dieser Eigenschaft noch über sie hinaus, weil sein Leben eine solche Entwicklung begünstigte. Seine eigentliche Wissenschaft war die Botanik, hier war sein Wissen unendlich umfassend. Ich wunderte mich aber auch oft, wie gut er in der Zoologie zu Hause war. Auf seiner großen Reise ins Herz von Afrika wurde er zum Geographen, wie er denn auch die große goldene Stiftermedaille der Londoner Geographischen Gesellschaft erhielt. Die deutschen Ägyptologen widmeten ihm 1916 ein Schreiben mit dem Bemerken, daß er »ihren Gesichtskreis erweitert« habe. Vierzig verschiedene Museen und Privatleute hat er mit bei Luksor gesammelten vorzeitlichen Steinwerkzeugen beschenkt, und auch in der Geologie war er Forscher. Erst recht gilt das von der Völkerkunde. Zu alledem hatte er auch künstlerische Talente, er hat seine Bücher zum großen Teil selbst illustriert, seine Zeichnungen, die er in Innerafrika von Landschaft, Tieren und Menschen machte, sind nicht nur aufs peinlichste exakt, sondern zugleich stimmungstarke Kunstwerke.

Schweinfurth wußte aber sehr wohl, daß die Kultur des Baltenlandes nur in der deutschen lebendig war, und daß der Deutschbalte seine größere Heimat in Deutschland hatte.

Wenn Richard Wagner mit seinem Ausspruch: »Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun« recht hat, so war Schweinfurth ein Deutscher. Es war ihm immer nur um die Sache zu tun, und er hat nie daran gedacht, seine Forschungen oder seine reichen Beziehungen in den Dienst der sogenannten »Karriere« zu stellen, oder gar sie nur aus solchem Grunde zu betreiben. Deshalb hatte er auch bei seinen Fachgenossen keine Feinde. Sein Freiheitsgefühl unterstützte den Trieb. Die Berufung auf den Lehrstuhl der Geographie an die Universität Leipzig 1876 schlug er aus. Auch Familienbande durften ihn nicht fesseln. »Wie Alexander von Humboldt«, schrieb er mir 1922, »auf die Frage, weshalb er nicht geheiratet, sagen konnte, er hätte dazu keine Zeit gehabt, so schützte ich damals auch schon pränumerando den Zeitmangel vor.«

Nie hat Schweinfurth hochmütig über etwas geurteilt. Es gab wenig, was ihn mehr aufbringen konnte, als wenn man von den »Wilden« sprach. Er kannte nur Naturvölker und wußte, daß auch sie manches Gute haben, was uns fehlt. Oft lobte er scherzhaft die aufgeworfenen Lippen der Neger und nannte den lippenschwachen Mund der Europäer »simiesk«, affenähnlich. An den Ägyptern rühmte er Würde und Höflichkeit, auch unter Selbstentäußerung, Ehrfurcht vor dem Alter, Respekt der Kinder vor den Eltern, dann das nie fehlende Händewaschen vor dem Essen, das Waschen andrer Körperteile nach ihrer Tätigkeit, alles Dinge, in denen der Europäer von dem Morgenländer zu lernen hätte. Überhaupt liebte er das »ewige Volk« von ganzem Herzen und machte auch mich auf die Schönheit der Ägypterinnen mit ihren von dichtem Wimperkranz verschleierten Augen aufmerksam.

Wie den Völkern, so stand Schweinfurth auch den Religionen unvoreingenommen gegenüber, und Ehrfurcht erfüllte ihn vor der christlichen wie vor der jüdischen Religion und dem Islam. Nur wer das Morgenland nicht kenne und seine Zuverlässigkeit der mündlichen Überlieferung, meinte er, könne an dem historischen Jesus zweifeln. Ein andermal schrieb er mir über die Bücher Mosis, von denen er besonders die Geschichte von Joseph liebte (auch die Oper!): »Von erzieherischem Wert für die Kindheit halte ich nur die biblische Geschichte des Alten Testaments.« Aber er fügte sofort hinzu: »Das sind Gedanken, die ich durchaus nicht als Wahrheiten anpreisen will.« Bescheidenheit besaß Schweinfurth in ungewöhnlichem Maße. Als er auf der Höhe seines Lebens stand, war er kaum dazu zu bringen, von sich selbst zu erzählen, und die Gefahren seiner Reisen suchte er, wenn er davon sprach, immer nur herabzumindern. Er war mit seinen Ideen und Arbeiten viel zu sehr beschäftigt, um an sich zu denken; erst mit dem Alter kam ihm die Freude am Rückblick, aber ebenfalls ohne Eitelkeit.

»Ein Werdender wird immer dankbar sein.« Wir Deutsche sind das Volk des Werdens. Liegt darin unsre Tragik, indem wir immer wieder unsre Geschichte neu knüpfen müssen und nie ein fertiges Staatsgebilde von Dauer, nicht einmal eine politische Einheit zustande bringen, so haben wir doch auch den Trost, daß ein Werdender eine Zukunft

hat. Wer wird, muß unverbrauchten Stoff haben, aus dem er formt, und so sind die echten Werdenden die Künstler und die Kinder. Schweinfurth war beides. Er war als Zeichner Künstler und als Schriftsteller. Sein Hauptwerk »Im Herzen von Afrika« ist von größter Anschaulichkeit, die geschilderten Personen leben. Aber auch im eignen Leben war Schweinfurth Künstler. Nichts nahm er auf, ohne es zu formen, und alles, was durch seinen Geist ging, wurde, wie der Botaniker sagen würde, assimiliert, das heißt, es wurde zum Teil seiner Persönlichkeit und kam dann in neuer und eigner Prägung zum Ausdruck. Sein Wissen wurde zu seinem Wesen, und jeder, der Schweinfurth gegenübertrat, hatte sofort das Gefühl, vor einer Persönlichkeit zu stehen, an der alles eigen, nichts erborgt war.

Und welche Begeisterungsfähigkeit noch in den letzten Jahren! »Wie hat mich dein Glück beglückt,« schrieb er mir Ende 1923 nach Brasilien, »und wie empfand ich als Widerhall in meiner Seele dein Jauchzen in der herrlichen Natur! Ich schwelge mit dir im Gefühl der Urwaldszenen, von denen du mir so bezeichnende Eindrücke vorführst.« Wer solche Worte liest, versteht den Zauber der Jugend, der Schweinfurth bis zum Tode umgab.

Er war ein Kind bis zum Ende. Das Wesen des echten Kindes ist Liebe. Und je älter Schweinfurth wurde, um so mehr verklärte er sich in dieser Eigenschaft. Um das Wesen seiner Liebe zu schildern, brauchte ich nur die herrlichen Worte des 1. Korintherbriefes Kapitel 13, Vers 4—7 hinzuschreiben, sie passen Satz für Satz auf sein Streben. Noch kurz vor seinem Tode sagte er, er wäre zwar manchmal durch die Menschen enttäuscht worden, aber er hätte sich nun einmal daran gewöhnt, von jedem das Beste zu halten, und wolle jetzt am Ende des Lebens nicht mehr umlernen. Auf seinen Reisen behandelte er seine Träger als Menschen und immer gütig, so daß auch die Neger und die Völker, deren Gebiet er durchzog, ihn liebgewannen. Als der kleine Akkajunge aus jenem von ihm entdeckten Zwergvolk, den er mitnahm, in Khartum starb, schrieb er in sein Buch: »Noch nie war mir ein Tod so zu Herzen gegangen, und mein eigner Zustand wurde infolge des erlittenen Kummers dermaßen geschwächt, daß ich mich kaum fähig fühlte, eine halbe Stunde auf den Beinen zu bleiben.« Auch die Tiere schloß er als echter Naturfreund, und fast möchte ich sagen, als echter Deutscher in seine Liebe ein. Für ihn waren sie kein bloßes »Material«, und wenn er mit mir durch den Zoologischen Garten ging, war das erste Gefühl, das ihm die Tiere auslösten und das noch vor dem wissenschaftlichen Interesse kam, das der Anteilnahme des Herzens. Hunde hat Schweinfurth oft gehalten, sein Dackelchen »Rhamses« wurde sehr von ihm verwöhnt, und es war ihm eine Freude, als der große Physiologe du Bois-Reymond einmal (1868) zu ihm kam und, da Schweinfurths riesiger armenischer Schäferhund ihm den Kopf auf das Knie legte, die Worte sprach: »Und du sollst keine Seele haben?«

Wissenschaft vergeht, aber die Liebe besteht. Mancher Gelehrte wurde bewundert; kennzeichnend für Schweinfurth war, daß alle, die den Forscher verehrten, zugleich den Menschen liebten. Auf seinem Grabstein könnten die Worte stehen: »Wer Liebe sät, wird Liebe ernten.«

Der alte Eichbaum

Auf steiler, steiniger Halde,
Über jüngeren Stämmen, thront
Einer vom alten Walde,
Den scheu die Axt geschont.

Der alte Eichbaum trauert:
Ich habe der alten Zeit
Lust und Leid überdauert
In dumpfer Vergessenheit.

Meine Brüder sind gefallen,
Die mit mir waren jung —
Mir blieb von ihnen allen
Nur die Erinnerung.

Darf noch dem jungen Volke
Das Licht verschatten ich?
Hat keine schwarze Wolke
Einen Blitz, einen Blitz für mich?

Soll elend ich verderben,
Abfaulend Stück um Stück?
Mir träumt — ein schöneres Sterben,
Ein loderndes letztes Glück.

Zum Himmel strebt die Flamme
Zurück, der Heimat zu,
Der ich gleich ihr entstamme,
Auch, Mutter Erde, du.

Otto Haendler



Der Zaubergarten Klingsors (Parsifal)

Moderne Bühnenbilder

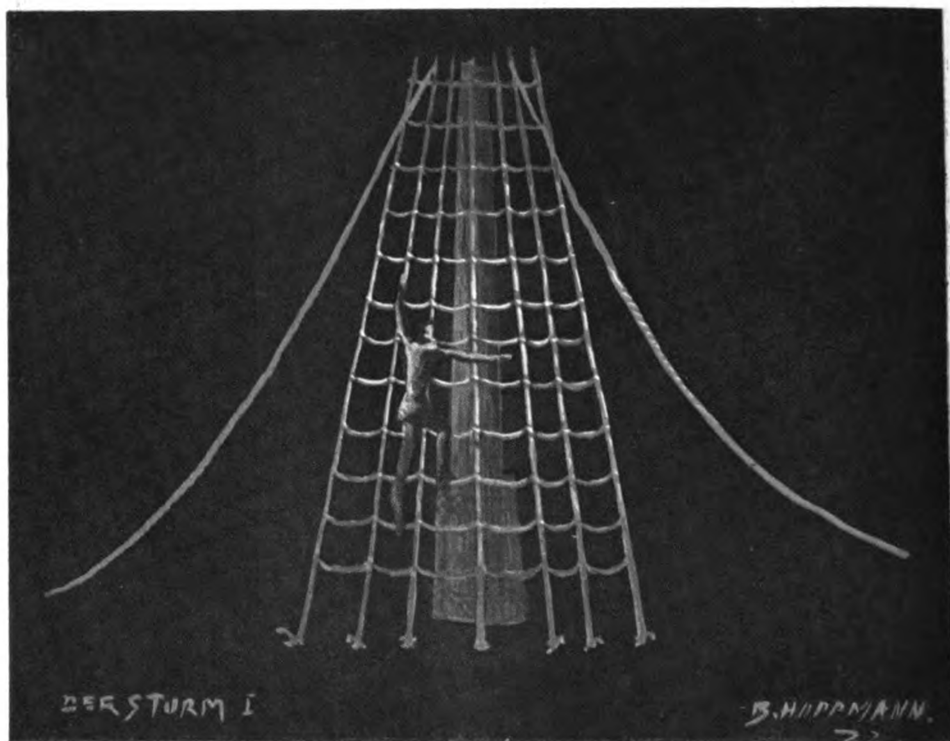
Von Dr. A. Riekel

Vor einigen Jahrzehnten erzählte mir ein Schauspieler mit einem gewissen Stolz, daß er mehrere Wochen lang in einem Krankenhause geweilt habe, um das Sterben zu erlernen. Damals war es nämlich noch Sitte, sich auf der Bühne möglichst lebenswahr zu benehmen und auch möglichst natürlich zu sterben. Nachdem der theaterfreudige Herzog von Meiningen im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts ganz Europa mit seinen Inszenierungen verblüfft hatte, und nachdem die naturalistischen Dichter jener Zeit dazu übergegangen waren, jeder Szene eine ausführliche Beschreibung des Milieus und der äußeren Erscheinung der Personen beizufügen, glaubte man allgemein, das Leben der Bühne mit photographischer Treue dem wirklichen Leben nachbilden zu müssen. Als beispielsweise im Berliner Neuen Theater das Stück »Meißner Porzellan« vor dem Kaiser aufgeführt wurde, borgte die Bühnenleitung, um mit echten Requisiten prunken zu können, einen mit 400 000 Mark versicherten Tizian und einen alten Becher von unermeßlichem Wert.

Heute sprechen wir von einem derartigen Realismus wie von einer längst verklungenen Sage. Wir haben erkannt, daß die Berücksichtigung der tausend Einzelheiten, die der Naturalismus verlangte, eine Versündigung am Kunstwerk war, weil zwischen der Kunst und dem Leben ein wesenhafter Unterschied besteht, den man nicht dadurch verwischen kann, daß man die Gesetze der Kunst denen des Lebens angleicht. Denn das Kunstwerk ist für das gegenwärtig mit Bewußtsein lebende Geschlecht ein sich selbst genügendes Erzeugnis schöpferischer Tätigkeit; fern von der verwirrenden Erscheinungsfülle der Wirklichkeit soll es die sehnsuchtsvoll gesuchte Einheit des gesamten Seins durch die Herausarbeitung des Wesentlichen darstellen.

Auf Grund einer solchen Einstellung kam man dazu, das Bühnenbild wieder einfach und eindrucksvoll zu gestalten. Das Wichtigste der Szenerie, das zur Unterstreichung des Dichterwortes unbedingt notwendig ist, soll mit wenigen markanten Strichen nur angedeutet werden.

Diese Reaktion gegen die mit tausend Einzelheiten überladene Art des naturalistischen Bühnenbildes bewirkte zeitweise, daß man in der Tendenz, nur das Wesentliche zu betonen, bis zur letzten Verneinung aller Gegenständlichkeit ging, indem man lediglich mit Hilfe von Vorhängen



Szenenbild zu Shakespeares »Sturm« (I)

einen imaginären Hintergrund schuf, dem durch wechselnde Beleuchtung die für die Szene notwendige Stimmung gegegeben wurde. Manche Spielleiter versuchten sogar, die Nüchternheit der Shakespearischen Bühne wiederherzustellen, die alles der Illusion des Zuschauers überließ und nur durch ein Schild über die Örtlichkeit unterrichtete.

Ohne Zweifel haben die Besucher des Shakespearischen Theaters alles das, was im Wort zum Leben erblühte, mit jener plastischen Einbildungskraft gesehen, die den Kindern und auch jungen erlebnisfähigen Völkern eigentümlich ist. Wenn aber der Mensch allmählich dazu übergeht, das Geschehen der Welt abstrakt-begrifflich zu fassen und sachlich-nüchtern zu verstehen, dann schwindet die ursprüngliche Erlebnisfülle der Phantasie, und zum Entstehen einer Illusion muß die Anregung, die das anschauliche Erlebnis gibt, hinzutreten. Es ist daher leicht verständlich, daß eine Bühne in der Art der Shakespearischen an die Vorstellungsmöglichkeiten des heutigen Menschen zu hohe Anforderungen stellt. Heute verlangt man, daß das Bühnenbild das Wort leicht unterstreicht und den Rhythmus der Dichtung berücksichtigt. Regisseur und Bühnenmaler müssen deshalb aus einem einheitlichen Gefühl heraus schaffen. Durch ihre gemeinsame Arbeit soll das Theaterstück zu einer in sich geschlossenen Wirkung kommen. Infolge-



Der Graf
Figurine zu Dülbergs »Karinta von Orrelanden«



Szenenbild zu Shakespeares »Sturm« (II)

dessen muß sich in jeder Farbnuance der Szenerie der Wortklang der Dichtung wiederholen, und in der Haltung einer jeden Gestalt, die in das Bühnenbild hineingestellt ist, muß die Linienführung zu spüren sein, die aus dem architektonischen Aufbau des Werkes aufsteigt.

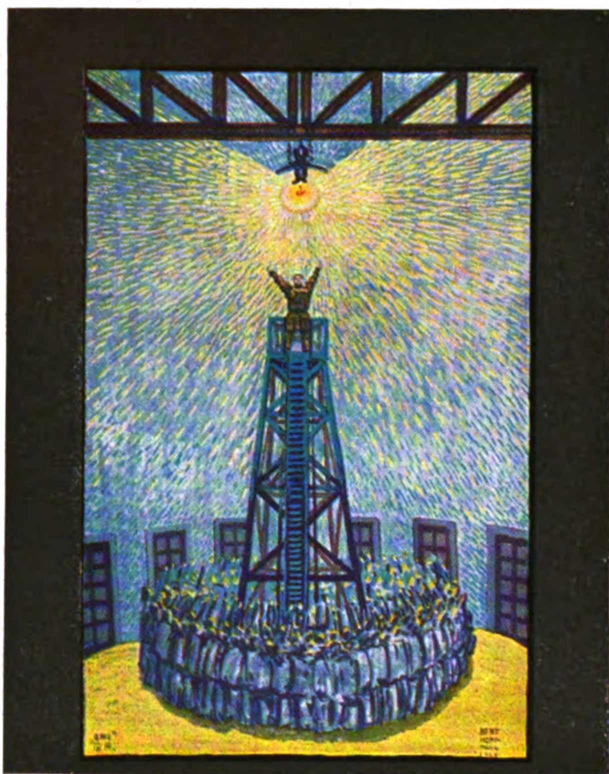
Der Naturalismus machte es sich in dieser Beziehung leichter. Er glaubte, daß es genüge, wenn der Schauspieler im leichten Konversationston klassische Stücke spiele und eine historisch echte Kleidung trage. Heute dagegen wird verlangt, das historische Kolorit, das der Kulturepoche des Stückes zugrunde liegt, lediglich in stilisierter Form wiederaufleben zu lassen. Dadurch ist es möglich, den innersten Wesensgehalt einer vergangenen Zeit stärker zu betonen. Denn alle verwirrenden Einzelheiten fallen dabei weg. Diese Tendenz, das Seelische einer Epoche auf Kosten der historischen Echtheit in Erscheinung treten zu lassen, kann natürlich nur dann verwirklicht werden, wenn die ganze Aufführung von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus geleitet wird. Soll also etwa ein in der gotischen Zeit spielendes Stück inszeniert werden, so müssen Spielleiter und Bühnenmaler darauf achten, daß der innerste seelische Gehalt jener historischen Einheit, die wir Gotik nennen, die ganze Aufführung bestimmt. Nicht allein die Menschen und die Gebäude müssen in ihrem Wesen und in ihrer Haltung jene seltsame



Der junge Herr auf Sassenstein
Figurine zu Dülbergs »Karinta von Orrelanden«

Linienführung der Gotik zeigen, die sehnsuchtsvoll aufsteigen will in unermeßliche Höhen, aber nur in einem liebevollen Zueinanderneigen der Linien aufzusteigen vermag, nein, auch in den Blumen, den Bäumen und Gräsern, in den Wolken und in der Farbe des Himmels muß sich jenes unbeschreibliche Fluidum wiederholen, das unsre Zeit als gotisch empfindet.

Dadurch wird die Aufgabe des heutigen Bühnenmalers bedeutend vielseitiger als bisher: er sorgt nicht allein für die Dekoration, sondern auch für die in diese Dekoration hineinpassenden Figurinen.



Szenenbild zu Georg Kaisers »Gas« (4. Akt)

Besonders glücklich hat es der braunschweigische Bühnenmaler Bert Hoppmann verstanden, diesen Aufgaben gerecht zu werden, wie die hier wiedergegebenen Bühnenbildentwürfe und Figurinen zeigen und belegen mögen.

Als besonders schwierig sind die Entwürfe zu Bühnenbildern anzusehen, die nicht allein Worte, sondern auch Melodien unterstreichen sollen. Dann handelt es sich für den Bühnenmaler darum, auch die eigentümliche Musikalität des betreffenden Stückes herauszufühlen und in das Bild hineinzubannen. Betrachtet man etwa Hoppmanns Bühnenbildentwurf zum Klingsorschen Zaubergarten im »Parsifal«, so kann man anfangs versucht sein, diesen Entwurf abzulehnen; vergegenwärtigt man sich aber das eigentümliche Pathos der Wagnerschen Parsifalmusik, dann versteht man, was der Künstler zum Ausdruck bringen will, nämlich die seltsam packende Unruhe, die über diesem Akt liegt, und das schon andern Erfüllungen zustrebende Gefühl des Unbefriedigtseins, das durch die dunkle Ahnung genährt wird, daß dieser Zaubergarten nur ein Phantom ist, hinter dem ein wesenhafteres Leben verborgen liegt.

Die Tendenz, die Szenerie mit den geringsten Mitteln darzustellen, deren die Illusion gerade noch bedarf, zeigt sich in besonders glücklicher Weise in dem zweiten Bühnenbildentwurf, der auf Grund der Shakespearischen Bühnenanweisung zur ersten Szene im »Sturm« angefertigt worden ist. Shakespeare schreibt vor: »An Bord eines Schiffes auf hoher See. Ein Ungewitter mit Donner und Blitz.« Hoppmann hat diese Aufgabe dadurch gelöst, daß er lediglich einen markanten Teil des Schiffes darstellte, nämlich den langsam schwankenden Mast und das Tauwerk, in dem die Schiffbrüchigen hängen, um von ihrer Not zu erzählen.

Der dritte der beigefügten Bühnenbildentwürfe zeigt die zweite Szene im »Sturm«, nämlich die verzauberte Insel vor der Zelle Prosperos. Der Hintergrund, den schwarze Vorhänge bilden, wirkt ganz wesenlos und läßt das Meer und den Sturm ahnen.

Schließlich sei noch auf die Schlußszene von Georg Kaisers »Gas« aufmerksam gemacht, für die Hoppmann einen wirksamen Fabrikraum geschaffen hat, in den von oben gelbflutendes Licht hereinbricht. In diesem Lichtkegel stehen die nach Erlösung verlangenden Gestalten, die nur Nummern sind und die ihrem aufrührerischen Genossen zujubeln, der ihnen von der Höhe aus die Freiheit predigt.

Betrachtet man schließlich noch die von Hoppmann geschaffenen Kostümentwürfe zu einem im Mittelalter spielenden Stück, so versteht man, daß alle diese Arbeiten von einer nicht alltäglichen Begabung zeugen, deren künstlerische Gestaltungskraft sich am stärksten in dem Aufgabenkreis des Bühnenmalers auszuwirken vermag.



Josef Uhl: Der alte Hut

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung 1925

Mütter

Fünf Miniaturen von Heinz Steguweit

Mutter Quast

Sie hatten ihm, dem Michael Quast, das Todesurteil verlesen, und er hatte es angehört, bleich und gefaßt. Er bekannte, ein öffentlicher Sünder gewesen zu sein, ein Dieb und Brandstifter, der einem Menschen das Leben nahm und jetzt das seinige dagegen tauschen mußte. Die Rechnung ging auf. Der Geistliche war schon bei ihm, aber auf ein ambrosisches Henkermahl hatte Quast lächelnd verzichtet, er fühlte nur noch eine Bußschuld, die er abtragen wollte; die sollte jener letzte Wunsch sein, den er zu äußern ein Recht hatte.

»Meine Mutter will ich, meine alte Mutter!«

Und sie führten sie zu ihm, die verwitterte Frau, die sich ein Wolltuch um den weißen Kopf wickelte, die nur rauh und heiser sprach, die so leuteschеu und erschrocken sich an den Mörtelwänden des düsteren Gefängnisses entlangtastete. Zertrümmert schien sie von der Scham.

Nun saß sie bei ihm in der Zelle, darin ein tropfender Wachsstummel schwelte.

»Mutter?« —

»Michel, mein Jung?« —

Das war ihre ganze, letzte Zwiesprache, denn Michels Stimme erstickte von Tränen. Mutter Quast war schon lange ausgeweint und hohl, weder Leid noch Freude hatten mehr Heimrecht bei ihr.

So wuchsen zwei, auch drei Stunden in die Nacht. Die Sterne vor dem Gitterfenster wurden blind, der Himmel dämmerte schwefelgelb dem neuen Morgen zu.

Da klingelte ein Schlüsselbund an der Tür. Der Wärter. »Quast, los, es ist an der Zeit!«

Der zottige Mensch aber kniete vor seiner Mutter, in deren Schoß er den zitternden heißen Kopf liegen hatte.

»Pst!« flüsterte Mutter Quast; »pst!« Und sie hob den knochigen Zeigefinger. »Er schläft, laßt ihn noch etwas schlafen!«

Der Wärter aber zuckte die Achseln hoch, rasselte unwirsch mit den Schlüsseln und sah auf seine Uhr: »Es geht nicht, er muß kommen!« —

Und er erwachte, der Schelm, der nicht mehr aussah wie ein Mörder. Er stemmte sich müde auf die Beine, küßte seiner Mutter Flocken weißen Haares aus der Stirn und ließ sich die umschwärzten Augen verbinden. Der Wärter zog ihn hinaus, durch den stockfinsteren Flur.

»Vorsicht,« wimmerte Mutter Quast, »Vorsicht, führen Sie ihn, er tut sich sonst weh, er stößt irgendwo an!« —

Stille. Michel Quast war fort.

Die Frau aber blieb sitzen, faltete die trockenen Hände und starrte in sich. Sie ging erst, als draußen das blanke Fallbeil in seinem Gleise abwärtspfiff. Es war ihr wieder ein Abriß des Lebens zu Ende gegangen.

Am Tor zur Straße hin stand der Pfarrer und reichte ihr mitleidig die Hand.

»Es war halt so bestimmt, Mutter Quast!«

Die Alte aber schüttelte verneinend den Kopf: »Der Michel hatte seine groben Fehler, gewiß, aber im Grunde seiner Seele war er ein guter Mensch!« —

Dann taumelte sie fort, dem Wedding zu.

Die Gärtnerin

Nun, da sie welk geworden war, hatte das Lyzeum ihr den Dienst gekündigt und eine magere Rente gegeben. Sie saß in der Wärme streichelnder Frühlingssonne und horchte der Musik des städtischen Kaffeegartens. Frühe Mückenschwärme erzählten ihr vom schönen Wetter. Sie hob die trockenen Hände aus dem Schoß und zählte sich die Jahre ihres einsamen Lebens ab, die vergangenen und die kommenden.

»Nur diesen Frühling noch,« bettelte sie, »lieber Gott, nur diesen einen noch!« —

Dann fielen ihr schwer die Lider über die Augen, während in ihren Ohren der Walzertakt der Musikanten weiterhüpfte. Geschichten aus dem Wiener Wald. Sie erfrischten immer noch, diese Weisen. Trotzdem. Und die Augen sprangen ihr wieder offen, vorsichtige Heiterkeit verklärte die Ecken ihres Mundes. Dann lächelte sie vollends, als ihr ein Marienkäfer in den Schoß fiel. Und wieder hob sie die Hände, rechnete diesmal die Zahl der Kinder aus, die sie belehrt und erzogen hatte, die längst reif und lebensdurstig vom Honig ihrer Sehnsucht und Weisheit sich sättigen durften. Einige tausend waren es gewesen, ja, einige tausend.

»Aber nicht eins von ihnen war mein!« —

Nicht eins. Sie hatte über allen Pflichten ihres Gartens sich selbst vergessen. Wenn der Schnee vom Himmel fiel, wenn der Winter frostig an die Scheibe ihrer engen Stube klopfte, dann erst ward sie immer inne, daß es längst Frühling war und Sommer.

Nun war sie frei. Aber auch alt. Das wog keine Freiheit auf. Da zuckte sie zusammen. Ein Trompeter hatte im muschelförmigen Tempel der Gartenmusikanten einen Tusch geblasen. Der dicke Trommler hielt ein weinendes Mädchen hoch auf die Rampe: »Wem gehört dieses Kind?« —

Stille. —

Und wieder ein Tusch. Die gleiche Frage.

Aber das schwatzende Volk lachte müßig an den Gartentischen, darauf Kaffeetassen standen, Bierkrüge, Obstkuchen und bunte Limonaden. Keiner wollte das Kind, das jämmerlich weinte und von den Musikanten getröstet wurde.

Noch drei Stunden träumte die alte Lehrerin auf ihrer Bank. Kühne Gespinste erhitzten ihr den blassen Kopf. Nun schossen Wellen von Blut in ihre Wangen.

Noch dreimal blies der Trompeter. Keiner holte das Kind.

Da endlich stand sie auf, taumelnd wie eine Trunkene; sie tastete sich taub an Sträuchern und Tischen vorbei, wie eine Blinde setzte sie die Schritte voreinander, geradeswegs dem Musiktempel zu, der eben seinen Kehraus in den Abend zimbelte. Und stand.

Gebt mir das Kind, hatte sie sagen wollen, es gehört mir. Da kam aber schon fliegenden Haares eine verzweifelte Mutter, die das Mädchen auf ihre Arme riß und flink aus dem Lärm der wesenlosen Menschen lief.

Da schlich die Lehrerin zurück, fiel wieder auf den Sitz ihrer Bank und träumte lächelnd den kurzen Traum erfüllter Versäumnis zu Ende.

Die Gefährten

Immer, wenn das Wetter milde war und der Wind nicht allzu scharf, führte sie ihren blinden Sohn an der Hand durch die Anlagen der Stadt. Nun war er schon zwanzig Jahre, und wenn er auch alles nur an seiner Hülle abtastete, er sog im Frühling die junge Brust voll süßlicher Luft, wie sie die Beete und das frische Gras verströmten: der Blinde genoß im Werden seiner männlichen Reife immer stärker die kleinen Wunder der Welt; das Dürftigste nahm er bescheiden als eine Gnade der Schöpfung hin, dankbar konnte er lächeln, wenn ihn Geräusche beschenkten: der Gruß einer Amsel, der braune Klang von Glocken, ein Kinderlachen und das silberne Zwitschern der Laufbrunnen. Durch das Fell eines Hundes zu kraulen, das machte ihn heiter, der Atem blühender Linden schmeckte ihm nach Wein, und im Gesang des Regens vernahm er das Märchen ziehender Wolken.

So blieb er sich selbst Gefährte, Schritt vor Schritt, getröstet vom Druck der mütterlichen Hände, die ihn führten, tagaus, tagein, zwanzig einsame Jahre schon. Sie wurden beide reich darin, kehrten nur bei sich selber ein, und das macht so froh.

Nur einmal, als ihnen zwei geschwätzige Frauen begegneten, deren Stimmen gleich Raben über dem Acker klangen, dies eine Mal hielten sie inne in ihrem Gang.

»Schicksal,« sagte die eine der Frauen; »Sünde der Väter,« sagte die andre.

Der Blinde hörte es nicht. Er spürte nur, wie seine Mutter ihn fester, heißer als je an ihre Hüfte drückte, wie sie aufschluchzte, still und kurz, um dann wieder zu lächeln und weiterzugehen mit ihm.

Sie löschte halt ihren Durst mit Tränen.

Der Mond

Im Heidemoor, wo Mutter Elis' Kate stand, waren die Leute schon immer abergläubisch. Sie redeten vom Klabautermann, vom Hungerteich und vom Noeck. Wenn aber der Vollmond rund wie ein frischer Taler am Himmel hing und Hände voll leuchtenden Silbers hinabwarf in die Sümpfe und Torfstiche, dann riegelten die Frauen heimlich ihre kleinen Türen auf, sahen sich um, scheu, als seien sie selbst Gespenster, und jede barg unterm Brusttuch eine schlafende Last, die klein war wie ein Roggenbrot. Damit huschten sie hinaus, dahin, wo der Boden voll Gras war, wo das Mondlicht aber grell wie Phosphor die filzige Erde begoß. Dort lüftete jede das warme Tuch und schälte die liebe Last heraus, denn es waren ihre Kinder, die ein Stündlein, auch zwei in der Gnade des Vollmonds liegen sollten.

»Dann wachsen sie schneller,« sagten die Leute und drehten die Augen dabei wie Alchimisten, »dann wachsen sie schneller!« —

Mutter Elis saß in ihrer Kate und sang ein Wiegenlied, dieweil ihre Finger schon wund waren und ihre Füße brannten vom vielen Treten und Zupfen am Spinnrad. Seit ihr Mann im Hungerteich ertrank, kannte sie nur zwei Gefährten: Frau Sorge und ihr Kind, das sich eben im Pfühl eines Korbes träumend auf die Seite wälzte.

Und draußen trippelten die Frauen durch den Mondschein. —

Da stand Mutter Elis auf, löste das Fenster, reckte den glattgescheitelten Kopf hinaus und erschrak, denn sie ward inne des Aberglaubens der Mütter im Silber des Mondes.

Mutter Elis aber glaubte nicht an den nächtlichen Schauder der Heide, nicht an den Spuk im Moor, nicht an den Noeck oder Klabautermann.

Und doch: da sie lächelte, trug ihr der Wind ein Seufzen vom nahen Sumpfe zu, warnend und scharf, wie ein Pfiff.

Da fror sie im schmalen Rücken: war nicht ihr Mann, der Vater ihres Kindes, im Hungerteich geblieben? —

Zurück trat sie vom Fenster, schloß alle Läden und hängte noch ein wollenes Tuch davor, daß nicht ein winziger Strahl des Mondes hindurchstechen sollte.

Dann löschte sie die Ampel über dem Tisch und drückte den Kopf wild hinein in die Wärme des Wiegenkorbes, darin ihr Glück noch lange, möglichst lange klein und ihr eigen, ganz ihr eigen bleiben sollte.

Draußen schliefen die Kinder im Mond.

»Dann wachsen sie schneller,« sagen die Leute.

Das Zeichen

Ei, das ganze Dorf war bekränzt, die Kirche, die Schule, das Gemeindehaus und der Hof, wo Jochem Knecht war, ehemals die Kühe melkte oder Häcksel schnitt. Überall Tannen, Schilder und Blumen!

Heim kam er, heim endlich aus Rußland, wo er gefangen war, bange, lange sieben Jahre.

Der Vater war tot und die Mutter längst blind und häßlich vom Weinen. Der Alten war ein Bart rings um das spitze Kinn gewachsen, Warzen und Runzeln und Narben hatten sie zu einer Hexe gemacht, wie sie im Märchen der Kinder leben.

Da hockte sie im Rollstuhl, den Pfarrer zur Seite und den dicken Amtmann; sie streckte tastend ihre lebergelben Hände dem Sohn entgegen, der groß und breit und braun wie ein Held am Stekken daherkam, vor ihr niederkniete und sie küßte, ach, mitten auf das dürre Gesicht mit den Narben und Runzeln und Pocken.

Die Alte schwieg. Sie klopfte nur zart den rauhen Kopf des knienden Menschen ab, dieweil ringsum die Leute in ihre Ärmel und Schürzen weinten: die Nachbarn, die Kinder, der Pfarrer und der dicke Amtmann.

Da zitterten die Lippen der Mutter zweifelnd voneinander: »Biste auch wirklich der Jochem, mein Sohn?« —

Was sollte der Junge sagen ob solchen Zweifels einer Blinden? —

»Mutter, hätt' ich dich sonst geküßt?« lachte er, und alle kannten ihn wieder am heiteren Klang seiner Stimme: der Pfarrer, die Nachbarn, die Kinder und die segnende Mutter, die Tränen vergoß, wie Erbsen so dick, aus den roten, erloschenen Augen.

Abschied

Der Stundenschlag fällt hallend in die Nacht
Zweimal vom Turm, da bin ich aufgewacht
Vom Pochen, das an meiner Türe klang,
Vom Quell des Bluts, der jäh zum Herzen sprang:
„Fort mußt du — fort!" ...

Vorm Fenster liegt das Dunkel weit und grau,
Nur Nacht und Beben rings, wohin ich schau —
Dann geht's hinaus ...
Wie ist der Weg zur Bahn so weit, so weit,
Wie hallt der Tritt! Stumm gehn wir so zu zweit —
Kein Wort, kein Wort ...
Denn mit den Worten würgt sich's wild hinauf,
Der Strom der Tränen — Wille, halt sie auf!
Halt aus! Halt aus!

Du hältst es aus. Du siehst, der Zug läuft ein;
Ein dumpfes Rollen, und der helle Schein,
Der aus den Fenstern auf uns niederfällt,
Stellt jäh uns hin dem Licht der kalten Welt.
Ein Kuß — hart schlägt die Tür, der Zug entrollt,
Weit, weit schon, weit, ach, hab' ich's denn gewollt!?
Und vor dem Auge, das ins Dunkel starrt,
Steht stumm ihr Abschiedsbild, und es verharrt
Allein dem Blick.

So schleift der Zug dahin, schwarz draußen Haus bei Haus —
Und schauernd reckt die Nacht die Arme aus ...
Wär' ich zurück!

Franz Sagebiel

Von Kunst und Künstlern

Stefan Lochner: Maria im Rosenhag (vor S. 361) — Adele von Finck: Engel (vor S. 377) und Träumerei (vor S. 369) — Reinh. Hoffmüller: Aus Dinkelsbühl (vor S. 397) — Theodor Bohnenberger: Blumen in chinesischer Vase (vor S. 421) — Heinrich von Zügel: Auf dem Wolkenhof (vor S. 405) — Josef Uhl: Der alte Hut (vor S. 457) — Bruno Zwiener: Der Sieger (vor S. 461) — Franz Müller-Münster: Bogenschützen (vor S. 437)

Stefan Lochner, der Meister der Kölner Schule, hat viele Madonnen gemalt, aber seine Maria im Rosenhag — darüber herrscht kein Zweifel — ist die Krone all dieser Schöpfungen. Wie er uns hier die Gottesmutter darstellt, das beruht auf einer alten, dem mystisch zarten Betrachtungskreise des späteren Mittelalters entsprungenen Auffassung: Maria, die mystische Rose, inmitten eines (oft von Vögeln belebten) Rosengartens kniend oder sitzend, den Jesusknaben auf dem Schoß oder zur Seite, von Engeln bedient. Innigste religiöse Wärme durchströmt und umhüllt diese klassisch deutsche Ausprägung des alten Themas. Da hebt sich aus dem leuchtenden Goldhintergrund ein zartes, wie aus Glas gesponnenes Laubengitter heraus, durchrankt von Lilien und roten Rosen. Maria, in einen weitfaltigen himmelblauen Mantel gehüllt, sitzt darunter auf einer Rasenbank und hält auf ihrem Schoß das nackte Jesuskind, dessen blondgelocktes Köpfchen von einer breiten goldenen Gloriole umgeben ist. Auf dem Haupt, über dem von schlichtem blondem Haar umrahmten liebreizenden Antlitz trägt sie eine zierlich gearbeitete kostbare Krone, auf der Brust unter dem Ausschnitt ein Spangenkleinod, das mit dem Einhorn, dem Sinnbild der Unschuld, geziert ist. Und ein Bild mädchenhafter Unschuld ist sie selbst, diese züchtig den Blick niederschlagende junge Mutter, die das Wunder auf ihrem Schoß so behutsam anfaßt, als fürchte sie, es zu zerbrechen. Das Christuskind aber sitzt ganz unbefangen da, im linken Patschhändchen ein rosig angehauchtes Äpflein, das es wohl von einem der sieben geflügelten Engel empfangen hat, die sich anbetend, bewundernd oder zutraulich schenkend über die Bankbrüstung zu ihm neigen. Aber damit nicht genug der Huldigung. Auch auf dem mit blauen, gelben und roten Blumen gesprenkelten Rasen kauern Engel mit apfelrunden Kindergesichtchen und spielen dem Jesulein auf Orgel, Harfe, Laute und Zupfgeige ein liebliches Konzert vor. Und Gottvater selbst, er läßt die weiße Taube des Heiligen Geistes herabflattern, und zwei schwebende Engel, die den goldbrokatenen Vorhang raffen, blicken segnend nieder auf Mutter und Kind und seine himmlischen Gespielen. Das alles, zumal die Blumenranken, die Engelflügel, die Musikinstrumente, ist in schmelzartig klaren Farben mit dem gewissenhaftesten Fleiß und der größten Sorgfalt durchgearbeitet und zeugt von einem Künstlergemüt, das keinen Pinselstrich ohne Liebe und fromme Andacht tun konnte.

Die altdeutsche Naivität der Kölner Schule dürfen wir in einem modernen Gemälde, wie es Adele von Fincks »Engel« ist, nicht suchen, weder in der Auffassung noch in der Zeichnung noch in der Farbengebung. Will man durchaus historische Anklänge finden, so ließe sich wohl an den englischen Präraffaelismus erinnern, der unter dem Einfluß der deutschen Nazarener an die Vorgänger Raffaels anknüpfte. Wie in den romantisch-idealen Engelgestalten Rossettis und Burne-Jones', so ist auch in dieser, die so behutsam das zarte Flämmchen der Liebe vom Himmel auf die Erde trägt, etwas bis zur Zerbrechlichkeit und Durchsichtigkeit Vergeistigtes — kaum daß der schlanke, zarte Leib die mächtigen Flügel zu tragen vermag. Die Flamme, die der göttliche Bote da in blauer Schale trägt, mag man verschieden deuten. Vielleicht ist sie ein Symbol der Weihnachtsbotschaft »Kindlein, liebet euch untereinander«; vielleicht aber dachte die Künstlerin auch an die Lebensflamme, also an einen neuen in die Welt kommenden Menschen, den Fuß und Hand des himmlischen Schutzgeistes vor Erschütterungen, Wetter und Wind behüten müssen.

Einer novellistischen Phantasie könnte es nicht schwerfallen, dies Engelsbild mit dem andern von uns gezeigten Gemälde derselben Künstlerin, der »Träumerei«, zu verknüpfen. Ist diese bei ihrer feinen Handarbeit in Träumerei versunkene junge Frau es, an die die Botschaft des Engels ergeht, ist sie es, der die neue kleine zitternde Lebensflamme zugetragen wird? Ich weiß, Künstler sträuben sich für gewöhnlich gegen solche literarische Auslegung ihres Werkes; es soll als ein Stück guter Malerei aus und in sich selber bestehen. Aber diese Berliner Malerin, die sich nie an bloße Wirklichkeitsmalerei verloren, sich nie mit der Darstellung handgreiflicher Dinge begnügt hat, wird nichts dagegen haben, wenn man hinter ihren Bildern nach Gedanken, Stimmungen und Gefühlen sucht, ist sie selbst es doch, die durch den geheimnisvollen seelischen Klang, der aus ihren Schöpfungen aufsteigt, dazu anregt.

Reinh. Hoffmüllers Ansicht aus dem winterlich verschneiten Dinkelsbühl ist gewiß ein sehr naturgetreuer Ausschnitt aus diesem noch heute ganz mittelalterlich anmutenden Riesstädtchen, aber auch hier hätte unsre vom Maler geweckte Einbildungskraft es leicht, eine Geschichte, vielleicht sogar eine Weihnachtsgeschichte, zu dem Bilde zu erfinden. Gerade die Einsamkeit und beschauliche Stille, die in dem Bilde waltet, for-



Bruno Zwiener: Der Sieger

dert dazu auf. Wir sind heute über die Zeit hinaus, wo schon der bloße Gedanke an das Inhaltliche eines Bildes als Beleidigung der Kunst galt; neben, ja manchmal vor dem Wie dürfen wir getrost wieder nach dem Was einer Kunstschöpfung fragen, und eine bewußt in die Komposition gesetzte menschliche Figur, wie dieser zum Gotteshause schreitende Priester, braucht das Bild längst noch nicht zum »Genre« herabzudrücken.

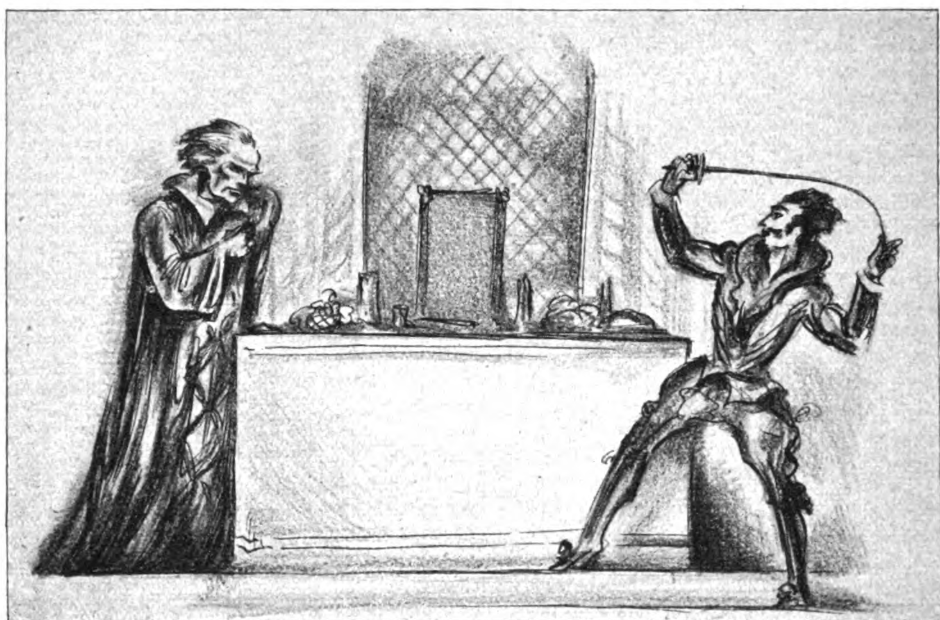
Blumen freilich, wie Theodor Bohnenberger, der Münchner, sie in chinesischer Vase sammelt, ordnet, abstimmt und ihr Farbenkonzert vollführen läßt, soll man nicht »deuten«. Sie müssen und werden allein durch den Zusammenklang ihrer Farben und das Wohlverhältnis ihrer Formen zu uns sprechen, und wenn der Künstler die Laune hat, zwei einzelne rote Blüten aus dem Strauß auf die äußerst delikat gemalte blauschwarze Tischplatte fallen zu lassen, so bedarf das so wenig einer Erklärung oder Entschuldigung wie das Pizzicato im Geigenkonzert. Auch hier macht der Ton die Musik.

Eine Meisterschöpfung — halb Tierbild, halb Landschaft, oder besser: beides in einem — ist Heinrich von Zügels Gemälde »Auf dem Wolkenhof«, eins der Glanzstücke der letzten Münchner Glaspalast-Ausstellung. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll, die Naturwahrheit und Lebendigkeit der durch den Pferch drängenden Schafherde, die mit solcher Liebe gemalt ist, daß man in ihren vorderen Reihen glaubt »Individualitäten« erkennen zu können, mitsamt dem vor Wachsamkeitseifer bebenden Hunde, oder das Landschaftliche: wie Bäume und Büsche sich im Spiel von Hell und Dunkel rahmenartig zusammenwölben und doch den Blick freilassen in das vom Duft der Atmosphäre umwobene weite Feld. Mit diesem Werke hat der eben Fünfundsiebzigjährige uns seine Jugend, sich selber seine Heimatliebe bestätigt; denn der Wolkenhof, seit langem der Sommersitz des Meisters, liegt bei Murrhardt im württembergischen Neckarkreis, wo Zügel als Sohn eines Schafzüchters zur Welt gekommen ist.

Wie doch manchmal Bilder entstehen! Da kommt eines Tags eine der drei Töchter des Malers Josef Uhl, die allesamt von der Liebhaberei besessen sind, beim Tändler alte Trachtenstücke aufzustöbern, mit einem alten verbeulten hohen Bauernhut die Stiege herab, begegnet ihrem Vater und fragt so im Vorübergehen: »Gelt, Papa, er steht mir nicht übel, der alte Ditschi, den ich gestern auf der Dult gekauft hab'?« Vater hat es sehr eilig und will den Spaß mit einem flüchtigen Blick abtun. Aber weiß der Kuckuck! dieser in die Augen stechende Kontrast des jungen frischen Mädchengesichts unter dem verwitterten pechschwarzen »Knödlsieder« läßt ihn nicht mehr los. »Papier und Kohle her! Das muß ich festhalten!« So entstand die Zeichnung, und als sie in Radierung übertragen war und der erste Abzug herumgereicht wurde, da mußte auch der Maler, sonst gewiß nicht ohne Selbstkritik, seinen Freunden recht geben, daß hier eine besonders gut gelungene Arbeit zustande gekommen sei. Vielleicht hätte sich auch Klinger diesem Urteil über den »Alten Hut« angeschlossen, er, der einmal von den Uhlschen Radierungen gesagt hat, sie gehörten zu dem Besten, was er an Graphik kenne.

Ähnlich denke ich mir die Entstehung des fröhlichen, uns ins Herz lachenden Kinderbildes »Der Sieger« von dem Breslauer Bruno Zwiener. Dem wird auch einmal im winterlichen Schneegestöber dieser frische, kecke, rotbeschalte und weißbemützte Junge, dem die sprudelnde Lebensfrische aus allen Poren springt, begegnet sein, und er wird ihm zugerufen haben: »Halt, Bürschchen, stell' dich da mal hin mit deinem Siegerschlitten, im Vollgefühl deines Triumphes, mit deinen von der Winterluft geröteten dicken Backen, mit deinen prallen Beinen und deinen derben Fausthandschuhen, oben auf die Kuppe, gerad' vor den blauen Himmel und unter die weißen Schneeflocken — das soll ein Bild geben, an dem man seine Freude haben kann!« Ein bißchen nach dem Bilderbuch! wird mancher sagen und die Nase rümpfen; dann aber wird er das lustige Blatt von neuem aufschlagen und sich doch daran freuen. Bruno Zwiener hat mit seinen sechsunddreißig Jahren schon eine ansehnliche Strecke Weges im Kunstland zurückgelegt. Und immer taten's ihm zuerst die Kinder an. Skizzen, Radierungen und Ölstudien aus dem Kinderleben füllen denn auch in großer Zahl seine Mappen.

Franz Müller-Münsters »Bogenschützen«, eins der wenigen wirklich monumentalen Bilder, die die jüngste Große Berliner Kunstausstellung aufzuweisen hatte, haben mit solcher anekdotischen Herkunft nichts zu schaffen. Ihr Charakter ist Ernst, Strenge und Großzügigkeit, ihr künstlerisches Motiv der hinreißende Rhythmus in der Haltung und Bewegung dieser drei mächtigen Gestalten, die ganz Wille und Spannkraft geworden sind. Der Künstler, bald ein Sechzigjähriger, Westfale von Geburt, lebt und schafft seit einem Menschenalter in Berlin. Er hat viele gute deutsche Jugendbücher, zumal aus der germanischen Sagenwelt und der vaterländischen Geschichte, illustriert, aber auch eine Anzahl großer historischer oder romantisch-realistischer Bilder geschaffen: »Landsknechte vor dem Gefecht«, »Florian Geyer«, »Romanze«, »Totentanz«, »Wilde Jagd« und für die Aula des Naumburger Reformgymnasiums das Wandgemälde »Die Hussiten vor Naumburg«. In all diesen Bildern waltet dieselbe Größe der Anschauung, dieselbe Kraft und Kernigkeit des Ausdrucks. F. D.



Szenenbild aus Grabbes »Don Juan und Faust«: Friedrich Kayßler als Faust; Rudolf Forster als Don Juan (Theater in der Königgrätzer Straße). Originalzeichnung von Hans Freese

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust; Hannibal — Klabund: Der Kreidekreis — Franz Nabl: Trieschübel — Noch einmal Galsworthys »Gesellschaft« — Jerome K. Jerome: Parable will nicht heiraten — Eugene O'Neill: Gier unter Ulmen — Das Pirandello-Gastspiel im Staatstheater: Sechs Personen suchen einen Autor; Die Wollust der Anständigkeit; Heinrich der Vierte

Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade jetzt von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wird, dem wilden Halbgenie Christian Dietrich Grabbe auf der Bühne, die zu seinen Lebzeiten so spröde gegen ihn war, zu einer um so glänzenderen Auferstehung zu verhelfen. Das Sichgenügenlassen am Skizzen- und Trümmerhaften, die Lust am Unverbundenen, am jäh und ungestüm Herausgeschleuderten, die selbstzerstörerische Neigung, wieder aufzulösen, was sich eben zusammengefügt hatte, Ironie und Satire wie kläffende Hunde gegen die eignen Gestalten zu hetzen — das alles ist, wie bei Grabbe und seinen dramatischen Versuchen, ein Kainsmal auch unsrer Jungen und Jüngsten. Man sucht Zeugen und Vorboten dieses Stils und findet sie bei Wedekind, der ja heute fast schon als Klassiker gilt, bei Büchner, bei Grabbe. Ich möchte nicht wegwerfend von einer Grabbe*mode* sprechen, wo es sich vielmehr um einen Zeitzusammenklang handelt. Das Wüste neben dem Milden, das Heroisch-Pathetische neben dem Alltäglichen: es ist heute wieder wie vor hundert Jahren die freilich meist unter der Asche der Ohnmacht erstickte Sehnsucht unsrer Dramatiker.

Mit dichterisch-visionärer Kraft hat schon Freiligrath dieses zwiespältig zerrissene Wesen seines westfälischen Landmannes getroffen, wenn er in dem Gedicht auf Grabbes Tod, das in seiner flackernden Bewegung fast zu einem kleinen balladesken Drama wird, erst das nächtliche Heerlager malt: wie die Musik der Bataillone nach Zapfenstreich und Trommelschlag zum Choral zusammenflutet, wie die Krieger zu stillem Gebet antreten, der Mond seine milden Strahlen über die Leinwand der Zelte, die nackten stählernen Schwerter und die Musketenpyramiden laufen läßt, und wenn er dann, in schrillem Kontrast zu diesem tiefen Frieden im Kriege, den trunkenen Lärm im nahen Weinschank schildert: schäumender Champagner, dampfende Bowle, blitzende Gold- und Achselstücke, klirrende Würfel, Gesang der Harfenmädchen. Da auf einmal Gesichter aus der alten Heimat, Frage und Antwort, Erkundigung und Auskunft: »Grabbe?« — »Der ist tot; gut' Nacht! wir haben Freitag ihn begraben!« Und nun die Totenklage, eine der menschlich schönsten, die dieser neid-, aber auch kritiklose Poet je einem seiner Freunde und Genossen in Apoll angestimmt hat:

... Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt' ich die Hand: »Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprühnder Glut
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,

Des Korsen Volk und des Karthagers:
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht —
Und Lichtern ähnlich dieses Lagers!

So ist's! Wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.

... Dies Haus bewohnten Don Juan und Faust,
Der Geist, der unter dieser Form gehaust,
Zerbrach die Form — laßt ihn! er hat gedichtet!

... Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!« —
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.

Diesen »eingestürzten Tempel« möchte die Nachwelt jetzt aus Schutt und Staub wiederaufbauen, nicht, wie er war, denn dann würden doch nur Bruchstücke und Trümmer erscheinen, an denen die Bühne hoffnungslos zerbrechen müßte, sondern geschlichtet und gerichtet durch dramaturgische Rekonstruktionsgedanken, gestützt durch szenische Hilfsmittel, ausgeschmückt durch prächtige Dekorationen, wie Grabbe selbst es nie von der Bühne erwarten durfte. Eine rühmenswerte Pietät, eine lobenswerte Huldigung an das Genie, dem seine Fehler und Schwächen nachzurechnen unsre genielose Gegenwart am wenigsten berufen ist — und doch verlorene Liebesmüh'. Denn das Geniale dieses Dramatikers liegt eben in dem Unfertigen, Abgerissenen, Unausgeglichenen und Widerspruchsvollen, ist unlöslich daran gekettet und gebunden. Unterzieht man es einer so überlegten und durchgreifenden dramaturgischen Bearbeitung, wie sie Viktor Barnowsky, zweifellos in bester und reinster Absicht, an Grabbes Tragödie »Don Juan und Faust« vorgenommen hat, oder sucht man es geradezubiegen und auf eine einheitliche strenge Linie zu bringen, wie Leopold Jeßner das beim »Hannibal« gewagt hat, so verletzt man den Nerv dieser Dichtungen und schafft im besten Fall eine prunkvolle Schale oder ein sinnvolles Gespinst, worin sich mehr oder weniger von ihren zerstreuten Einzelschönheiten sammeln läßt.

Am höchsten wohl spannte Grabbe den Bogen seines dichterischen und denkerischen Ehrgeizes im »Don Juan und Faust«, in der Doppeltragödie des Sensualisten und des Spiritualisten, der zu sinnlichen und der zu übersinnlichen Natur im Menschen. Es ist nun mal der Fluch des ungezähmten Genies, über die Grenzen seiner Aufgabe und seines Könnens hinauszustreben, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen. Diesen Zwanzigjährigen schreckten weder Goethes Gedankenflüge noch Mozarts Zauberklänge. Kühn setzte er seine Leiter an einen Bau, der die beiden Helden der Sage, den des Nordens und den des Südens, den deutschen Denker, den grenzenlos über sich Hinausstrebenden, den ewig Suchenden und Unbefriedigten, und den spanischen Lebenskünstler, den glühenden Sinnen- und Genußmenschen, den treu- und reuelosen Liebhaber des Diesseits, in der Weltstadt Rom unter dem Dache einer dramatischen Handlung vereinigen sollte, unbeirrt durch die Tatsache, daß in Faustens universaler Persönlichkeit, wie Goethe sie geprägt hatte, der Don Juan schon enthalten ist. Beide, Söhne desselben Jahrhunderts, sollen sich begegnen, beide sollen um die Gunst desselben keuschen Weibes kämpfen, gerüstet mit ihrer grundverschiedenen, einander ewig feindlichen Weltanschauung. Sie begegnen sich wohl, sie geraten auch aneinander, aber sie ringen nicht ernstlich miteinander, wenigstens nicht mit den Waffen des Geistes und der Seele. Auch ist Donna Anna, um deren Gunst sie wetteifern — »nur ein Notnagel des Stückes«, meinte Grabbe selbst —, kein genügender Preis für den Widerstreit so tiefgründiger Prinzipien und so feindlich geschärfter Extreme, und ebensowenig kann es die Gestalt des Faust in Wahrheit erhöhen, wenn Grabbe ihn, um gegenüber Don Juans natürlicher sinnlicher Lebendigkeit nur einigermaßen das dramatische Gleichgewicht zu halten, aus dem Denker mehr und mehr zum Magier macht, der auch vor der Geliebten den Zaubermantel nicht ablegt und sie auf übersinnliche Weise tötet. Worauf ihm dann freilich in seiner zerknirschten Reue und Wehmut nichts andres übrigbleibt, als sich dem »Ritter«, d. h. dem Teufel zu übergeben. So zerfällt der übergroß angelegte Gedankenbau, von keinem künstlerischen Verstand zusammengehalten, von der eignen psychologischen und technischen Flüchtigkeit des Dichters unterhöhlt, vorzeitig in sich selbst.

Was bleibt, speist einen Theaterabend immer noch überreichlich mit kühnen und originellen Einfällen, großartigen Bildern, erhabenen Vorstellungen und beseelten Empfindungen, ja selbst mit starken dramatischen Momenten. Barnowskys Bearbeitung und Inszenierung, getragen von den prachtvollen, phantasiebewegten Bühnenbildern Prof. César Kleins, hat diese Reize bis ins Letzte ausgeschöpft, wobei er freilich manchmal gefährlich nahe an die Phantasmagorien der Oper herankam. Dazu die feurige Inbrunst, mit der Friedrich Kayßler den Faust in all seinem Gedankenernst und seiner Mystik, und die geistreich sprühende Eleganz, mit der Rudolf Forster die funkelnde und flimmernde Seele Don Juans zu packen wußte; neben ihnen Fritz Kortner als Ritter, in dem der rebellische Adel Luzifers die mephistophelischen Züge der Verneinung fast verzehrt, Karl Ettlinger als quirlender Leporello und Wilh. Dieterle als würdig-nobler Gouverneur — es war wohl eine Leistung, die dem Abend in der Theatergeschichte einen künstlerischen Ruhm sichert, wenn auch die lebendige

Bühne schwerlich eine dauernde Bereicherung daraus gewinnen wird.

Wurde der »Don Juan und Faust« unter Barnowskys zärtlich kosenden Händen aus einem Gedankendrama fast zu einem Zaubermärchen, so der »Hannibal« in Leopold Jeßners streng linearer Bearbeitung und Spielleitung fast zu einer Schillerschen Tragödie: im Bau und im Pathos, durch die Isolierung des Helden und die Zurückdrängung des Hintergrundes. Jeßner verstößt damit augenscheinlich gegen das eigenste Wesen dieser Dichtung, die gerade von dem steten Widerspruch zwischen dem heroischen Einzelnen und seiner erbärmlichen, kleinlichen und vernagelten Umwelt die Wirkungen erwartet, und der man deshalb keinen übleren Liebesdienst erweisen kann, als wenn man ihr die Ecken und Kanten abschleift und all ihre Ungleichheiten auf einen Nenner bringen will. Die Folge dieser radikalen Tragödisierung war außerdem, daß die Schauspieler sich von Anfang an gegenseitig überschrien und daß Hannibals ohnedies bald von Schwermut und Hoffnungslosigkeit überschattetes Heldentum unter den Druck seiner Neben- und Gegenspieler geriet, die doch allesamt wenig zu bedeuten haben. Auf Hannibal und das ihm von seiner Herkunft aus einem Krämer- und Priestervolk aufgeprägte Schicksal kam es dem Dichter an; diesen zum Heroismus bestimmten, besser verfluchten Karthager, der »in der Geschichte wie eine kalte Mythe« dasteht, galt es »menschlich zu machen«. Grabbe hat sich das durch seine unselige Manier, die Geschichte chronikartig zu nehmen und ihr ohne kunstbewußte Wahl oft ganz mechanisch auch in Zufallszügen zu folgen, selbst schon reichlich erschwert; der moderne, auf »die große und starke Linie« versessene Bearbeiter macht es ihm schier unmöglich. Er nimmt der Gestalt den Humor, den sie aus den Grimassen des burlesken Hintergrundes gewinnt; er läßt die innere Kälte, über die nur selten ein wärmerer Atem kommt, durch seine puritanische Szenengestaltung zu tödlichem Frost erstarren.

Wenn sich Werner Krauß als Hannibal trotzdem durchsetzt, so ist das allein der Kraft seiner geistigen Charakteristik und den phantastischen Lichtern zu danken, die er, dem Dichter mehr als dem Spielleiter gehorsam, um die Gestalt spielen läßt. Muß die Bühne ihn entbehren oder tritt er, wie im zweiten Teil, in entwaffneter Passivität zurück, so siegt vollends die eisige Leere, und die Szenen beim König Prusias, wo nun endlich auch das Närrische und Läppische zu Thron klettern darf, wirken wie ein preziöser Klunker, den man schnell noch an einen steifgepreßten Hut setzt, um doch dem Verdacht zu begegnen, als führe man etwa ein Stück im Stahlhelm auf.



Friedrich Kayßler als Faust in Grabbes »Don Juan und Faust« (Theater in der Königgrätzer Straße)
Originalzeichnung von Hans Freese

Die deutsche Literaturgeschichte kennt keinen zweiten Dichter, dessen innere Magnetnadel von Anfang bis zu Ende so nach dem Drama und nur nach dem Drama gewiesen hätte wie die Grabbes. In weitaus den meisten Fällen nimmt der Weg unsrer Bühnendichter den Umschweif über die Lyrik und belädt sich dabei mit so viel Blumen und Blüten der Empfindung, daß der Schritt des Dramatikers nur zögernd vorwärtskommt. Andre wagen auf ihren lyrischen Pfaden nur gelegentlich einmal den Sprung ins Drama, von einem glücklichen Vorbild gelockt oder angezogen von dem verführerischen Zauber, den sich ihre Gebilde von der Bühne versprechen dürfen. So scheint mir der Fall bei Klabund (im bürgerlichen Leben Alfred Henschke) und seinem »Kreidekreis« zu liegen. Die-

ser jetzt Fünfunddreißigjährige war bisher durchaus und allein Lyriker, ja ein Lyriker der kleinen, zierlichen Form und des mehr idyllischen als pathetischen Inhalts. Das gilt selbst von seinen Soldatenliedern und seinem Kleinen Bilderbuch vom Krieg. Flüchtete er sich doch damals gerade, als die Welt rings um uns in Brand stand und unser eignes Schicksal auf der Wage lag, zu Nachdichtungen alter chinesischer Kriegslyrik. Seitdem liebt er das Reich der Mitte, wo Roman, Novelle und Drama nur untergeordnete Literaturgattungen sind, wo nur der lyrische Dichter der wahre Dichter ist, wo sich auch die Bühne, oder was man dort so nennt, dieser Vorherrschaft fügen muß.



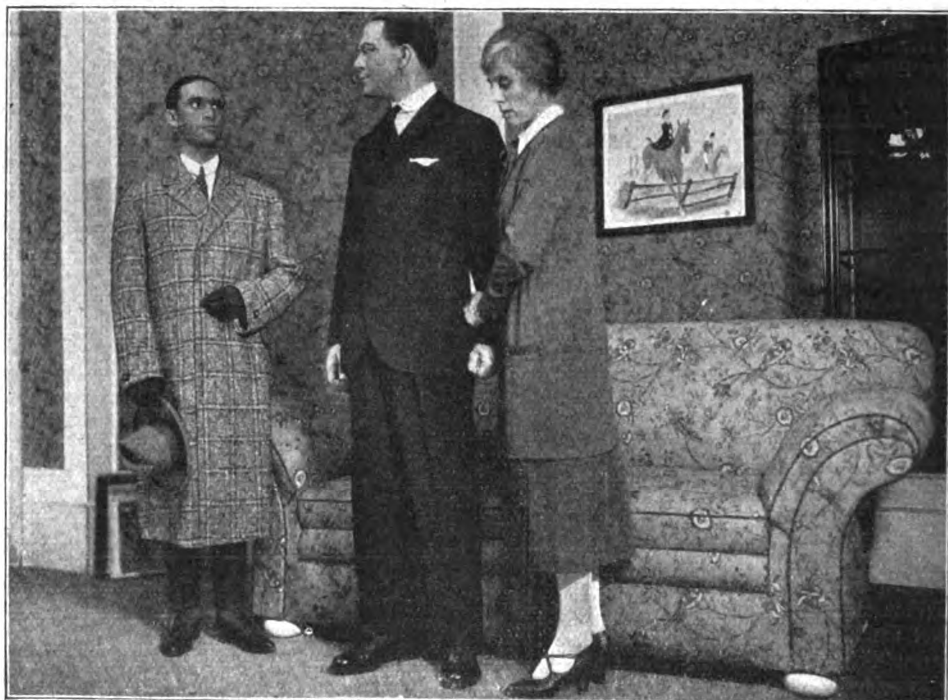
Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Eugen Klöpfer als Ma und Elisabeth Bergner als Tschang-Haitang in Klabunds »Kreidekreis« (Deutsches Theater in Berlin)

Klabund hat dieser Tradition des Landes auch die Treue gehalten, als er seinen »Kreidekreis« schrieb: dies »Spiel« nach dem Alt-Chinesischen, das in fünf Bildern das Schicksal der armen vaterlosen Tschang-Haitang begleitet, vom kleinen Teehausmädchen, das die Mutter in ihrer Not um achtzig Taels an einen Kuppler verkauft, in ihre Ehe und Mutterschaft beim reichen Mandarinen Ma, dessen erstrangige Gattin die bevorzugte Nebenfrau mit Hilfe falscher Zeugen des Gattenmordes und der Kindesunterschiebung verdächtigt, über ihre schändliche Verurteilung und ihren schmachvollen Transport durch Schneesturm und Winterkälte bis nach Peking vor das Angesicht des neugewählten Kaisers, der seine Regierung damit beginnt, daß er alle noch nicht vollstreckten Todesurteile höchstselber nachprüft. Und dort, vor dem gesamten Hof im prächtigen Kaiserpalast vollzieht sich nun die große Szene des Wiedererkennens, der Ehrenrettung und Vergeltung, die in keinem echten Märchenstück des Schneewittchen- und Aschenbrödelkreises, sei es deutsch oder chinesisch, fehlen darf. Ist doch der neue Kaiser kein andrer als der frühere Prinz Pao, der als erster Besucher zu der kinderzarten, kinderreinen Tschang-Haitang ins Teehaus kam und in sehnsüchtiger Liebe zu ihr erglühte, bevor der großmächtige Ma mit seinem prallen Geldsack den Frühlingstraum der beiden erschlug. Welch gnadenvolles Wiedersehen! Nun wird im Handumdrehen die böse Mandarinenfrau Yü-pu, Giftmischerin und Kindesräuberin, nebst dem bestochenen Richter und ihrem heimlichen Liebhaber, dem Gerichtssekretär Tschao, entlarvt und das Kind der wahren Mutter zuerteilt, kraft eines salomonischen Urteils, bei dem der magische Kreidekreis, das unzerstörbare Symbol des Schicksals und des Lebens, seine letzte und schönste Probe besteht. Dann soll Tschang-Haitang, auf den kaiserlichen Thron geführt, selbst die schändlichen Verbrecher aburteilen. Aber in ihrem Glück mag sie kein Unglück sehen. Drum schenkt sie den Verbrechern das Leben, begnadigt sie, wie der Kaiser zuvor schon ihren eignen Bruder Tschang-Ling begnadigt hat, ihn, der als Landstreicher und Mitglied einer staatsfeindlichen Verschwörerbande aufrührerische Reden auch wider den kaiserlichen Himmelssohn geführt hat.

Mit diesem politischen Einsprengsel, dessen propagandistische Mahn- und Strafreden offenbar mehr auf uns Deutsche als auf die Chinesen gemünzt sind, fällt der Dichter ein wenig aus der Rolle. Aber es scheint nun mal heutzutage nicht anders möglich, als daß jeder, der sich noch zu den Jungen rechnet, sein pazifistisches Glaubensbekenntnis ablegen muß, sei es, wo es sei. Sonst hat Klabund Stil gehalten. Ist dort, wo er der Komik und Karikatur Raum gibt, wie in der Gerichtsszene, in der Verzerrung der Zeremonien und des richterlichen Benehmens nicht weiter gegangen, als heute wohl auch in der chinesischen Republik erlaubt wäre, und hat sein exotisches »Spiel« von der siegenden Liebe mit tausend bunten glitzernden Fäden der Lyrik und der Musik übersponnen.

Der Meister der Szene, diesmal Max Reinhardt in eigner Person, glaubte sich weniger an die chinesischen Theaterbräuche gebunden. Wäh-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem Schauspiel »Gesellschaft« von John Galsworthy nach der Aufführung der »Komödie« in Berlin (von links nach rechts: Ernst Deutsch, Paul Hartmann, Helene Thimig)

rend man dort nur die Kostüme der Schauspieler reich und prunkvoll sein läßt, mit Dekorationen aber höchst sparsam ist, so daß eine Schale Wasser den Wolkenbruch darstellen muß, hat er alle Lichter und Laternen angezündet, alle Farben sprühen und alle Töne klingen lassen. Er weiß von seiner Turandot-Aufführung her: hier muß man die goldenen Äpfel vom Spalier, nicht vom Stamm pflücken. Elisabeth Bergner gibt mit all ihrer wie aus Glas gesponnenen Filigrankunst das liebliche Teehausmädchen, das auch als Mandarinenfrau, Mutter und Märtyrin knospenhaft kindlich bleibt, eine noch verschlossene Lotosblume, die man nicht anrühren möchte, aus Furcht, sie zu zerbrechen; Eugen Klöpfer bläst dem Mandarinen Ma, der anfangs nur ein tierischer Plumpsack scheint, mehr und mehr den Odem einer gütigen Menschlichkeit ein; Hans Thimig, der jüngste der Wiener Schauspielerdynastie, noch dem Flügelkleide nicht ganz entwachsen, leiht dem Prinzen und Kaiser seine mädchenhafte Innigkeit; Walther Franck hat für den edelkommunistisch revoltierenden Bruder die rechte Landstreicherwildheit und mehr noch den echten Rebellentrotz, der vorm Kaiserthron — wir sind im Märchenland, Kinder! — hinschmilzt wie Butter an der Sonne.

Wie wir Klabund bisher nur als Lyriker kannten, so den Grazer Franz Nabl als Erzähler, als Roman- und Novellenschriftsteller. Er hat in diesen Arbeiten, vornehmlich im »Ödhof« und im »Tag der Erkenntnis«, viel feinspürige Psychologie, aber auch, was heute seltener ist, ein sicheres Organ für tieferen Lebensgehalt und einen verantwortungsbewußten Ernst bei der Lösung seiner Probleme bewiesen. Diese Vorzüge begleiten ihn auch in sein erstes Drama oder, wie er sagt, in die »tragische Begebenheit«, die den Baron Trieschübel, diesen gesetzten und verhaltenen Mann, an der Schwelle seines herbstlich milden Alters um sein bißchen mühsam unter Dach und Fach gebrachtes Junggesellenglück bringt, ohne ihm von dem Neuen, das ihn aus der Bahn wirft, mehr als ein schmerzlich trügerisches Vielleicht zu gönnen. Denn wie soll er je mit Sicherheit erfahren, ob die Neunzehnjährige, die ihm plötzlich von einer alten, längst vergessenen Jugendliebe als seine Tochter ins Haus geführt wird, wirklich sein Fleisch und Blut ist? Für den »Vater« wäre diese Unsicherheit allenfalls zu verwinden, nicht aber für den Liebenden, dessen Herzschlag die künstliche Fessel sprengt, sobald es wahrscheinlich wird, daß die leichtsinnige Mutter ihn aus gewinnsüchtigen Gründen betrogen hat. Der bald Fünfzigjährige, schon etwas weltschmerzlich angehaucht, auch trotz seiner Sehnsucht, über sich hinaus fortzuleben, schon zu elegisch-egoistisch und nicht mehr elastisch genug, Ungewißheit und Zweifel durchzufechten, er findet keinen andern Ausweg als die

Kugel des Selbstmörders, nachdem er der edlen und tapferen Freundin seines Lebens, zu der Herz und Verstand, leise miteinander gereift, den still beglückten Gleichklang gefunden hatten, in einer letzten wehmütigen Aussprache den Abschied gegeben hat. Es fragt sich, ob dieser gewaltsame Abschluß die einzig mögliche Lösung war; zwingend und überzeugend wirkt sie in Nabls Szenenführung, die mehr auf epischen als dramatischen Rädern läuft, jedenfalls nicht. Aber dem sauberen, gehaltvollen und sympathischen Gesamteindruck des Stückes, das doch mehr ist als ein »Volksstück« oder was man gemeiniglich darunter versteht, kann dieser jähe Ausgang nicht viel rauben. Unsre bürgerliche Dramatik wäre schwerlich so hoffnungslos in die Brüche geraten, wenn nach Überwindung des krassen Naturalismus Bühnenschriftsteller wie Nabl vorhanden gewesen wären, um die Fäden zu feinerem Garn weiterzuspinnen.

Oder wäre es auch jetzt noch nicht zu spät? Fast lassen uns die gute Aufführung und die dankbare Aufnahme des Stückes im Zentraltheater eine kleine Hoffnung darauf. Wir haben noch Schauspieler, die solche lebenswahren Dinge spielen können, und haben noch ein Publikum, das sie als Widerspiel seines eignen Lebens erkennt und willig mitgeht. Wollen sich unsre Theaterleiter und Dramaturgen nicht eine Lehre daraus ziehen? Wollen sie sich nicht fragen, ob auf diesem Wege nicht eher die Stoffe und Probleme zu finden wären, die die Anziehungskraft der Bühne wieder beleben könnten, als bei den zuweilen ins Tierische entarteten erotischen Sensationen, die sie und uns nun lange genug genarrt haben? Aber wahrscheinlich werden sie dem Propheten im Vaterlande auch diesmal nicht glauben.

Eher wäre es denkbar, daß ähnliche Umschwünge im Ausland — und die scheinen sich vorzubereiten — unsre Herren Theaterleiter bewegen könnten, ihr Steuer herumzuwerfen. Der Erfolg, den Galsworthys »Gesellschaft« in der Komödie genießt, dies durchaus mit realistischen Mitteln dem Leben der Gegenwart abgewonnene Schauspiel, das doch mit seinen Fragen nach Ehre, Recht, Vornehmheit, Sittlichkeit und Rassenscheidung zu tieferem Nachdenken anregt, dieser Dauererfolg steckt vielleicht auch unsrer eignen Dramatik und Spielplanpolitik neue Lichter und Ziele auf. Deshalb betonen wir dies Stück des Engländers noch mit einem Szenenbilde, das wir unsrer schon im Novemberheft erschienenen Besprechung nachschicken.

Was sonst neuerdings über den Kanal oder gar über das Weltmeer zu uns kam, verdient diese Auszeichnung nicht. Das neue uns aufgedrungene Stück von Jerome K(lapka) Jerome, dessen schwankende Bezeichnung als Komödie, Lustspiel oder Schwank ebenso haltlos ist wie sein Titel »Mein schönes Fräulein, darf ich wagen?« oder »Parable will nicht heiraten«, entpuppt sich in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, wo doch die höheren literarischen Ansprüche noch nicht ganz eingeschlummert sind, als ein langweiliges und witzloses Geplänkel zwischen Politik und Liebe, das uns den alten lustigen, phantastischen und einfallreichen Erzähler (»Drei Mann in einem Boot, vom Hunde ganz zu schweigen«) allenfalls nur in der mit saftigem Pinsel gemalten Köchin wiedererkennen läßt. Denn das ist ein Mädchen aus dem Volke, ein mit Mutterwitz und gesundem Menschenverstand gesegnetes, das der sozialistische Agitator, als er endlich doch heiratet, der kurzhaarigen, aber langweiligen Frauenrechtlerin mit Fug und Recht vorzieht.

Wozu man uns aber vollends mit O'Neills, des amerikanisierten Iren, erotisch verwahrlostem Wildwest-Schauspiel »Gier unter Ulmen« beglückt, mag besser als wir der Direktor Arthur Hellmer wissen, der uns in seinem Lessingtheater »große Menschenschicksale im Rampenlicht« versprochen hat, oder Berthold Viertel, der Dramaturg, der es mit einer dämonischen Ekstase inszeniert hat, als würden in dieser schmutzig widerlichen Ehebetrugs- und Verführungsgeschichte, die sich zwischen einem alten Manne, einer jungen geld- und liebeslüsternen Frau und einem tumben Toren von Bauernsohn abspielt, tragische Ewigkeitsprobleme erschöpft. Während es doch, mit Mephisto zu reden, nichts weiter ist als »ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei«. Unsre Theaterleute sollten, statt immerfort in den trüben



Luigi Pirandello
Originalzeichnung von Hans Freese

Teichen der fremdländischen Dramatik herumzufischen, endlich einmal unter ihr eignes Volk gehen. Dann würden sie finden, wieviel Ekel in den gesunden Schichten gegen solche exotisch aufgeputzten Geschlechtsstücke herrscht, aber auch wieviel naturhafter, kraftvoller, ernster und tiefer unsre von ihnen so verachteten Heimatdichter, etwa die von der Waterkant oder aus der Heidegegend, bäuerliche Stoffe dieser Art angepackt haben. Aber wie könnte wohl ein auf Berliner Bühnen Aufgeführter Möller oder Schult heißen! Wie ganz anders klingt doch: Eugene O'Neill, mit einem e hinter dem kleinen und einem Apostroph vor dem großen N! O weltbürgerliche Vorurteilslosigkeit!

Im Staatstheater hat Luigi Pirandello im Oktober mit seinem Teatro d'Arte ein drei Abende und drei seiner Stücke umfassendes Gastspiel gegeben. Zwei dieser Stücke, »Sechs Personen suchen einen Autor« (Sei personaggi in cerca d'autore) und »Die Wollust der Anständigkeit« (Il piacere dell' onestà), kannten wir schon, und es hieße die Tugend der internationalen Höflichkeit übertreiben, wollten wir behaupten, aus dem Spiel der Italiener neue Offenbarungen für das eine oder das andre gewonnen zu haben. Es sei denn, daß wir das erste nun erst recht als ein Spiel, als ein Schatten-, Traum- oder Alpdruckspiel erkannten, worin sich Schein und Wirklichkeit, Leben und Kunst mit grausig grotesker Romantik ständig durchkreuzen, während wir in dem zweiten auch jetzt nur ein leiblich bühnenwirksames, aber willkürlich konstruiertes Theaterstück respektieren können, das uns nach Ibsen nichts Neues zu sagen hat.

Anders der »Heinrich 4.«, obgleich auch diese bürgerliche, nicht etwa historische Tragödie von der Technik Ibsens viel gelernt hat und sich mit ihrer rückwärts aufblätternden Szenenführung noch in der Dramatik der neunziger Jahre befangen zeigt. Das Widerspiel von Tag und Traum, von Maske und wahrem Antlitz auch hier. Der Marchese, im Faschingskostüm Heinrichs 4., ist vor zwanzig Jahren bei einem Maskenzug vom Pferde gestürzt, das sein Nebenbuhler um die Gunst der schönen Marchesa Spina heimtückisch zum Stolpern brachte, und hat sich dabei eine Art Gehirnerschütterung zugezogen. Der Wahn, der ihn befällt, spiegelt ihm vor, er sei wirklich der salische Kaiser Heinrich 4., der trotzige, später um so tiefer gedemütigte Gegner des Papstes Gregor, und so führt er fortan in seinem Schloß mit seiner zum Mitspielen gezwungenen Umgebung ganz die entsprechende Hofhaltung. Zwölf Jahre dauert dieser Wahn. Dann genest der Kranke plötzlich. Aber er trägt die Maske weiter, weil er inzwischen gelernt hat, sich dahinter wohler und freier zu fühlen als die Unmaskierten. Niemand merkt die Wandlung, die mit ihm vorgegangen ist. Aber seine Freunde von ehemals, der Nebenbuhler, die Marchesa und ihre inzwischen herangewachsene Tochter, das vollendete Ebenbild der einstigen mütterlichen Jugendschönheit, kommen auf den Einfall, den vermeintlich immer noch Kranken zu heilen, und der Tölpel von Arzt, mit ihnen im Bunde, fädelt ein überschlaues Gaukelspiel ein, das dem Marchese mit der Wiedererweckung des früheren Zustandes auch das alte Ichgefühl zurückgeben soll. Aber das Spiel zerbricht vorzeitig unter den plumpen Händen. Der Marchese zerreißt selbst den Schleier, in den er sich acht Jahre lang bewußt gehüllt hat, und schleudert seinen scheinwohltätigen Freunden ihre Narrheit und Heuchelei ins Gesicht, hat er doch in seinem freiwilligen Versteck reichliche Gelegenheit gehabt, hin-



Szenenbild aus Pirandellos Tragödie »Heinrich 4.«
Originalzeichnung von Hans Freese



Szenenbild aus Pirandellos Tragödie »Heinrich 4.« Originalzeichnung von Hans Freese

ter den Masken der Menschen ihre Selbstsucht, ihre Gier, ihre unsauberen Leidenschaften zu entdecken. Nackt und bloß stehen sie vor ihm da, erbärmliche Puppen an den Drähten ihrer Schwächen und Gelüste. Aber auch für ihn ist die Tafel des Lebens abgegessen. Den Nebenbuhler von ehemals sticht er nieder; dann hüllt er sich wieder in seinen Königsmantel und spielt die Komödie des Wahns weiter.

Die Ideenähnlichkeit »Heinrichs 4.« mit den »Sechs Personen« ist unverkennbar. Aber was dort nur ein Florettfechten, wird hier ein ernsthafter Zweikampf zwischen wahrem und eingebildetem Sein, zwischen Leben und Trug, Spiel und Überzeugung. »Dieses Kleid«, gesteht der Marchese, »ist für mich das freiwillige Zerrbild jenes andern großen immerwährenden Possenspiels, dessen unfreiwillige Narren wir sind, wenn wir, ohne es zu wissen, uns in das verkleiden, was uns Wirklichkeit scheint.« Jedenfalls hat Pirandello in dem bewußten, sich selber völlig durchschauenden und bejahenden Wahnsinnsheuchler eine Gestalt geschaffen, durch die wir tiefe Blicke in schwindelnde Abgründe des Menschenlebens tun, eine Gestalt, der das Theatralische, an das sich der Dichter sonst leicht verliert, nur zur Schwinge eines höheren Gleichnisses wird. Freilich, um den Tiefsinn zu verstehen, der in ihr und in den Dialogen des Stückes überhaupt steckt, genügt es nicht, die italienische Aufführung zu sehen, auch wenn man sich ernstlich auf sie vorbereitet hat. Man sollte das Stück lesen, dieses und die andern in guten deutschen Übersetzungen bei Alf Häger in Berlin erschienenen Stücke Pirandellos: »Die Wollust der Anständigkeit«, »Das Leben, das ich dir gab«, »So ist es — wie Sie meinen«, »Die Nackten kleiden«, die »Sechs Personen«, und sollte dann auch zu dem ebendort erschienenen Roman »Die Wandlungen des Mattia Pascal« greifen, der das Problem des Tolstoischen »Lebenden Leichnams«, aber von einem romanischen Dichter völlig neu gewandelt, wieder aufgreift, um es in den Strom der großen staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge zu tauchen.

Literarische Rundschau

Von deutschen Denkern, Dichtern und Erzählern

Die Hinneigung zum Mystischen, die durch unsre Gegenwart geht, hat aus dem Schattenreich halber oder ganzer Vergessenheit ein paar deutsche religiöse Denker und Dichter zur Auferstehung gerufen, die sonst nur dem Literaturhistoriker noch lebendig waren. Zu ihnen zählt als der tiefinnigsten und gehaltvollsten einer der Görlitzer Theosoph Jakob Böhme, aus dessen Schriften, um seine Welt auch dem Volke zugänglich zu machen, der Verlag des Bühnenvolksbundes in Berlin von Dr. Paul Hankamer eine einbändige Auswahl hat treffen lassen, die sich Böhme-Lesebuch nennt. Die Auswahl sucht unter einheitlichen Gesichtspunkten möglichst viel von dem zu geben, was Böhme an Lebenswerten noch für uns zu bieten hat. Sie will nicht etwa einen systematischen Überblick über sein Gesamtwerk geben, sondern für stille Stunden ein paar seiner Erkenntnisse oder Ahnungen wie uraltes Weistum in nachdenkliche Gemüter pflanzen, nachdem eine Einleitung den Leser mit ihm und seinem Denken vertraut gemacht hat.

Böhme war der schöpferische Denker; Angelus Silesius gab seinen Gedanken die dichterische Stimme. Dessen Sämtliche poetische Werke reicht nebst Urkunden, Dokumenten und Abbildungen Hans Ludw. Held in einer dreibändigen Ausgabe dar (München, Allgemeine Verlagsanstalt) und verschafft damit diesem gottseligsten und innigsten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts nun wohl dauernd den Platz, den er in einer gewählten deutschen Hausbücherei verdient. Für die Würdigung des Dichters verweisen wir auf den hier kürzlich erschienenen Aufsatz von Georg Ellinger (Novemberheft 1924).

Bis in ihre Ursprünge und Anfänge zurück verfolgt ein Sammelband des »Doms« (Leipzig, Inselverlag) die Mystische Dichtung. Hier sind ihre Zeugnisse aus sieben Jahrhunderten zusammengestellt, von den Segnungen des zwölften Jahrhunderts an über Mechtild von Magdeburg, Heinrich Seuse, Joh. Tauler, Jakob Böhme, Friedr. Spee, Angelus Silesius, Gerh. Tersteegen u. a. bis auf Novalis. Eine gründliche Einführung des Herausgebers Friedr. Schulze-Maizier erläutert den Begriff der Mystik nach strengen Gesichtspunkten und kennzeichnet die einzelnen Denker und Dichter.

Luthers Briefe sind oft gedruckt worden und dennoch unserm Volke bis heute ein vergrabener Schatz geblieben. Das ist begreiflich, denn die meisten sind in lateinischer Sprache geschrieben, und viele erörtern rein theologische Fragen. Aber wenn es gelänge, eine nicht zu umfangreiche, dem Verständnis des schlichten Mannes entgegenkommende Auswahl zu treffen und das Latein in gutes flüssiges Deutsch zu bringen, dann würden gewiß viele den Briefschreiber Luther liebgewinnen. Denn hier tritt uns seine ganze Persönlichkeit vor Augen. Deshalb begrüßen wir mit Dank und Freude die Auswahl, die ein so bewährter Lutherforscher wie Dr. D. Gustav Buchwald getroffen hat (Leipzig, B. G. Teubner). Mit Absicht ist sie auf das Wichtigste beschränkt worden, und doch schließt sie sich zu einem Lebensbild zusammen. Auch ist es gelungen, gerade all die besten in Luthers kernigem Deutsch geschriebenen Briefe aufzunehmen

Aus der unsre klassische Zeit vorbereitenden Bewegung, der Genieperiode oder dem »Sturm und Drang«, gibt Dr. Karl Hoppe in einem bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Bande eine gute Auswahl, die ausreicht, die markantesten Erscheinungen dieser literarischen Revolution aus ihren bezeichnendsten Werken kennenzulernen: in der Lyrik Schubert, Bürger, Friedr. (Maler) Müller und Lenz, im Drama Lenz, Klinger und Heinr. Leop. Wagner, in der Erzählung Müller (»Die Schafschur« u. a.) und Lenz (»Der Waldbruder«). Die Bildnistafel ist leider barbarisch geschmacklos angeordnet.

In die klassische Zeit selbst geleitet uns die zweibändige Ausgabe der Kleinen Schriften und Briefe von Joh. Joach. Winckelmann, die Herm. Uhde-Bernays für den Insel-Verlag in Leipzig besorgt hat und der dort in Einband, Druck und Papier das vornehm-würdige Kleid zuteil geworden, das beim Insel-Verlag längst ehrenvoller Brauch ist. Der erste Band bringt die kleinen Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums, der zweite eine Auswahl der Briefe mit einer gründlichen Einführung des Herausgebers.

Und nun eine frohe Botschaft: die vor etwa 15 Jahren im Auftrage der Goethe-Gesellschaft von Erich Schmidt zuerst herausgegebene sechsbändige Auswahl von Goethes Werken, der Volks-Goethe, ist wieder da! Er ist lange und schmerzlich vermißt worden; jetzt schreitet er in seinem neuen grünen Leinengewande gleich vom 70. ins 85. Tausend (Leipzig, Insel-Verlag). Doch hat er sich unter Gust. Roethes Geleit allerlei am Zeuge flicken lassen müssen. Die ursprüngliche Absicht »größter Verständlichkeit« ist zugunsten einer Erweiterung der Auswahl auf die spröderen, anspruchsvolleren und bruchstückartigen Werke aufgegeben worden, so daß jetzt mehr ein aristokratisch gefärbter »Mittelstand-Goethe« vorliegt, dem vom Wesentlichen, auch von den Welt-

anschauung- und Spruchdichtungen, nichts Wichtiges fehlt. Ob »Die natürliche Tochter« und »Des Epimenides Erwachen« noch in einen volkstümlichen Goethe gehören, bleibt trotz ihren erziehlichen Zeitanklängen fraglich, dagegen begrüßen wir die »Stella«, das »Märchen« und den »Reineke Fuchs« mit Freude. Der von Erich Schmidt in meisterhafter Knappheit auf 25 Druckseiten geschriebene Lebenslauf, eine Edelschmiedarbeit, an der jede stilistische Feile zerbrechen müßte, ist beibehalten worden; die erläuternden Anmerkungen und Einführungen haben willkommene Erweiterungen erfahren. Möge sich die Hoffnung erfüllen, daß diese Ausgabe, die das Gewicht der Autorität für sich hat, hinfort nicht nur der breiteren, sondern auch der tieferen Wirkung Goethes, des Schaffenden wie des Entsagenden, dienen werde.

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat in seine Sammlung »Meyers Klassiker« eine neue Ausgabe von Goethes Gedichten aufgenommen, die die reiche Ernte neuer Erkenntnisse des letzten Jahrzehnts verwertet. Als Herausgeber waltet der namentlich in Goethischen Formproblemen wohlbewanderte Heidelberger Goetheforscher Ewald A. Boucke. Er hat die Gedichte bevorzugt, die für die Lyrik Goethes, auch die hohe Gedankenlyrik, nach Inhalt, Form, Epochen und Geistesrichtungen als repräsentativ gelten können. Seine Einleitung bringt alle uns heute beschäftigenden Probleme zur Sprache, wird also neben dem Eigenwert der Goethischen Lyrik auch ihren geschichtlichen Voraussetzungen gerecht. In zwei prächtigen Geschenkbänden, ausgestattet mit einer Galerie zeitgenössischer künstlerischer Illustrationen, erscheinen Goethes Gedichte bei J. J. Weber in Leipzig. Max Hecker, einer der Weimarer Goethe-Philologen, hat sie ausgewählt, Karl Hoppe zu den Gedichten und den Bildern, die von Heinr. Meyer bis Mor. Schwind reichen, das erläuternde Nachwort geschrieben.

Ein Gegenstück zu der Gedicht-Ausgabe des Bibliographischen Instituts bildet die ebendort erschienene Ausgabe von Goethes Epen, ebenfalls von Boucke kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert. Diese Ausgabe ist zurzeit die einzige, die die neuen Methoden literarhistorischer Forschung auf die Goethischen Epen anwendet.

Schillers Briefe haben wir nun endlich auch für sich in einer guten volkstümlichen Auswahl. Besorgt und eingeleitet hat sie ein schwäbischer Landsmann des Dichters, der Stuttgarter Schulrat Herm. Mosapp. Seine Name bürgt für überlegte und sorgfältige Arbeit, und der Verlag Bong & Co. in Berlin hat sich das Verdienst erworben, diesen schönen blauen Leinenband durch 17 Bilderbeilagen in Kupferdruck auch für das Auge lockend zu machen.

Wer einmal die oft allzu verstiegen idealisierte klassische Zeit sozusagen im Schlafrock und mit langer Pfeife, im Blumengarten und bei der Kaffeetasse kennen und — lieben lernen will, der lese die Vossische Hausidylle, wie sie aus den von Ludw. Bäte herausgegebenen Briefen von Ernestine Voß, der hingebendsten und treuesten Dichtergefährtin unsrer Literatur, dem Typus der geistig gehobenen deutschen Gattin und Mutter, an ihren Sohn Heinrich Christian und an Sara Boie erblüht (Bremen, Schünemann). Da haben wir das volle warme Familienleben des 18. Jahrhunderts und die norddeutsche Heim- und Hausfreude im besonderen.

In einen völlig andern Lebens- und Gefühlskreis, aus der Idealwelt des klassischen Altertums, des Weimarer Zeitalters und der Romantik auf den realistisch-naturalistischen Boden des schweizerischen Bauerntums, treten wir mit Jeremias Gotthelfs Ausgewählten Werken, die der Verlag von Herder in Freiburg in vier gediegenen Leinenbänden mit einer Einleitung von Joh. Mumbauer vorlegt. Diese Auswahl weicht von den geläufigen ab, aber sie hat Charakter, denn sie zeigt mit »Uli dem Knecht«, mit »Geld und Geist« und »Käthi« das Berner Bauernhaus im Kampf und Ringen mit dem Abstieg der Untüchtigen und dem Aufstieg der Tüchtigen, dann das Bauernhaus in der Ruhe, im Glanz seiner selbstgewissen abgeklärten Vornehmheit und inneren Schönheit, endlich die sittlich-religiöse Ergebung und Zufriedenheit des Bauern im Schatten der Tugend. Dazu noch ein Band sorgfältig ausgewählter kleinerer Erzählungen. Eine Einleitung macht den Leser in dem Leben und Schaffen Gotthelfs heimisch.

So erstaunlich es klingt, aber es ist so: erst seit kurzem haben wir die erste textlich zuverlässige oder, wie der Fachausdruck lautet, historisch-kritische Ausgabe der Werke Grillparzers. Die früheste, überstürzt hergestellte Ausgabe war schludrig, also konnten alle späteren auf ihr fußenden auch nicht viel besser sein. Erst der Beschluß des Wiener Gemeinderates, die in der Stadtbibliothek aufbewahrten Handschriften des Dichters für eine von Prof. Aug. Sauer besorgte Ausgabe der Werke uneingeschränkt zur Verfügung zu stellen, hat hier Wandel geschaffen. In jahrelanger Vorarbeit wurde der Text revidiert und der umfangreiche Nachlaß neu geordnet. So kann nun auch die von Sauer und Edw. Rollett auf Grund jener großen kritischen Gesamtausgabe herausgegebene populäre und im Umfang beschränkte, aber immer noch 9 Bände umfassende Volksausgabe die hauptsächlichsten Werke des Dichters, Gedichte, Dramen, Tagebücher und Selbstbiographie, in wirklich zuverlässigen Texten bieten, frei von den oft entstellenden Fehlern der bisherigen Ausgaben, und sich aus den neu aufgegrabenen Quellen manches Zuflusses freuen. Rollett hat den Bänden ein

warmtoniges Lebens- und Persönlichkeitsbild des Dichters sowie prägnante Einleitungen für die einzelnen Werke mitgegeben.

Einen neuen, bei uns leider noch wenig bekannten Dichternamen führt der Verlag Westermann in das Reich der Gesamtausgaben ein: Nikolaus Welter. Wir kannten diesen in Luxemburg lebenden Dichter (geb. 1871) bisher hauptsächlich als formsicheren Übersetzer, insbesondere der Werke Mistrals und Aubanels, deren Biographien er auch geschrieben hat. In fünf edlen Leinenbänden begegnet er uns nun auch als schöpferischer Lyriker, Dramatiker und Erzähler. Seine Gedichte holen sich ihre Motive nicht nur aus Natur und Heim, aus alten Mären und eignen Reiseeindrücken, sondern auch — und das sind die originellsten — aus »Staub und Gluten« des luxemburgischen Bergwerk- und Hüttenlebens; seine Dramen wurzeln in der Volkslegende, der Sage und Geschichte, aber auch im bürgerlichen Leben der Gegenwart und im Tropenwald; seine Beobachtungs- und Erzählungskunst gibt uns ein farbenreiches, Landschaft, Volkstum, Geschichte, Poesie und Kunst gleich liebevoll behandelndes Ferienbuch aus Provence und Tunesien. Es ist Kultur und Charakter in all diesen Werken, und deshalb sollten sie Heimatsrecht in unsern Bibliotheken bekommen.

Rudolf Stratz können wir als Dichter nur in einem seiner Romanwerke, dem Hochgebirgsroman »Der weiße Tod«, gelten lassen; aber der Ruhm eines außerordentlich erfindungsstarken, temperamentvollen und tönereichen Unterhaltungsschriftstellers von höheren Graden ist ihm auch in den meisten seiner sonstigen, nur zu zahlreichen Romane und Novellen nicht abzustreiten. Der Verlag von Cotta in Stuttgart bringt eine Auswahl daraus in sechs Bänden zu Markte, und der Verfasser selbst ordnet sie so, daß sich die hier vereinigten Werke (Der weiße Tod; Du Schwert an meiner Linken; Die Faust des Riesen; Herzblut; Gib mir die Hand; Seine englische Frau und einige der orientalischen Novellen) um möglichst mannigfaltige und gewichtige Probleme des Menschenlebens oder unsers besonderen deutschen Schicksals spannen. Mit diesem gesiebten literarischen Gepäck mag Stratz nun wohl für eine hübsche Weile auf die Nachwelt kommen.

In den Kreis des deutschen Denkertums lenken wir noch einmal zurück, indem wir zwei Forscher und Gelehrte gegenüberstellen, deren Schriften eine unmittelbar auf das nationale Leben und die Volkserziehung ausstrahlende praktische Tendenz innewohnt.

Der eine ist Paul Lagarde, den wir jetzt immer mehr als den Vorboten und Bahnbereiter einer geistig-sittlichen Erneuerung erkennen. Der Verlag von J. F. Lehmann in München hat eine neue zweibändige, mit Lebensbild versehene Ausgabe seiner Gesammelten Schriften veranstaltet: im ersten Band die das Rückgrat seines Gedankenbaus bildenden »Deutschen Schriften«, im zweiten eine Auswahl aus den weniger bekannten, oft weit zerstreuten Aufsätzen und Abhandlungen. Was Lagarde an Fehlern und Schwächen an dem äußerlich so glänzenden deutschen Kaiserreich entdeckte und rügte, ist heute nicht weniger zeitgemäß als damals, weil es von einem über den Tag erhöhten Standpunkt gesehen und gesagt ist, und weil aus allem die unerschütterliche Liebe für deutsches Wesen spricht, auch da, wo er den deutschen Protestantismus kritisiert. — Knapper, aber vielleicht noch wirksamer ist die einbändige Auswahl, der Mario Krammer den Titel »Die Wiedergeburt durch Lagarde« gegeben hat (Gotha, Fr. Andr. Perthes). Hier haben wir freilich nur den Kern des Lagardischen Denkens, aber eine eindringende Würdigung des gesamten Gedankensystems sorgt dafür, daß der Leser auch mit der Hülle und den Zusammenhängen dieser herausgeschälten »Seele« vertraut wird.

Der andre deutsche Denker schöpferischen Wollens und Gehaltes ist Otto Hauser, ein noch rüstig unter uns Lebender und Schaffender. Seinen bei Westermann erschienenen Werken und Schriften zur Rassenfrage und Rassenbewegung kommt das Verdienst zu, diesem im Feuer der Polemik und der politischen Tagesleidenschaften oft überscharf zugespitzten Thema die Sachlichkeit und freimütige Würde wiedergegeben zu haben. Das gilt, wie von seiner knapperen, mehr erzieherischen Schrift »Rassezucht« die zu Schluß ein entscheidendes Aufbauprogramm der nordischen Rasse entwirft und dem Leser, namentlich unsrer Jugend, neben den Rassekenntnissen auch die Rassepflichten einhämmert, erst recht von dem größeren, ungleich weiter ausholenden Werke »Rasse und Kultur« (mit vielen, zum Teil farbigen Abbildungen auf 28 Tafeln). Zeigt Hauser dort den Einfluß der rassischen Erbanlagen und Eigentümlichkeiten auf das Leben des Einzelnen, so deckt er hier die unerbittliche Kraft des gleichen Gesetzes im Leben der Völker und Kulturen auf, das dadurch oft eine überraschende Aufklärung erfährt, zum mindesten aber neu und höchst anregend beleuchtet wird.

Um diesen Abschnitt mit etwas Heiterem zu schließen: der Verlag Weltbuchhandel in Berlin hat in vier Bänden den »Humor der Nationen« sammeln lassen, Prosastücke aus Deutschland, England, Frankreich und Amerika, beginnend mit Wieland, Voltaire, Swift und Washington Irving, endend mit Walser, Chesterton, Gide und Jack London. Der Begriff »Humor« ist hier recht hoch gefaßt, aber die Stücke selbst sind doch auch auf ihre Unterhaltungskunst hin ausgewählt, naiver und natürlicher, als die philosophisch posierende Einleitung von Walter Petry vermuten läßt.

Deutsche Kunst und deutsche Künstler

Die Kriegs- und erst recht die nachfolgende Spekulationszeit haben uns viele kostbare und überkostbare, oft nur auf den glänzenden Schein berechnete Einzelveröffentlichungen aus dem Kunstgebiet gebracht, besonders teure Bilder- und Mappenwerke, aber keine einzige ernsthafte neue deutsche Kunstgeschichte weiteren Umfangs und tieferer Anlage. Der erste Verlag, der dies Feld wieder bestellt, ist der von Teubner in Leipzig, und zwar mit dem Werk »Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus« von dem Marburger Kunsthistoriker Professor Dr. Richard Hamann (Quartband von 500 Seiten mit 362 Abbildungen im Text und 10 mehrfarbigen Tafeln). Was dies Werk von der heute geläufigen snobistisch-formalistischen Kunstliteratur unterscheidet, ist die reife Abgeklärtheit des Urteils, die Phrasenlosigkeit der Darstellung und ihre innige Verknüpfung mit unsrer Gesamtkultur, dem deutschen Leben und Empfinden des 19. Jahrhunderts überhaupt. Hier wird die Geschichte der deutschen Malerei als eine geistige Bewegung aufgefaßt, »in der sich der sehende Mensch mit der ihn umgebenden Umwelt auseinandersetzt«. Kein Schwelgen in der Erörterung formaler Probleme, keine weitschweifigen Auseinandersetzungen über artistische Theorien! Dafür ein wohlüberlegter, überall durchsichtiger Aufbau des Ganzen, ein sicheres Gleichgewicht zwischen den Einzelerscheinungen und dem Grundcharakter der Zeit. Immer zielt der Verfasser darauf ab, den einzelnen Künstler, sei es auch ein Feuerbach, Leibl oder Klinger, in seiner historischen Stellung und Bedeutung zu erfassen. »Wenn dies Buch eine Tendenz hat,« heißt es im Vorwort, »dann die, die Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts als etwas Ganzes mit eigner und konsequenter Entwicklung zu erweisen.« Die Darstellung beginnt mit dem Klassizismus und der Romantik, greift aber, um den Wurzelboden des neuen Naturgefühls und damit des Naturalismus in der Malerei aufzudecken, tief in das 18. Jahrhundert zurück, sie endet bei Pechstein, Nolde, Marc, Kokoschka, Kanoldt, Hofer, Eberz und läßt auch hier neben den erläuternden Textbildern die farbigen Kunstblätter nicht vermissen.

Wäre der Expressionismus nicht mehr und nichts andres, als wozu gewisse wüste Ausschweifungen der Kunst ihn verzerren, so wäre er schon längst wieder tot und begraben. Aber er ist mehr, und vor allem: er will mehr sein. Sein heißes Ringen nach einer Erschöpfung des Geistigen, nach einer Überwindung der bloßen äußeren Erscheinung, der Augenreize und des »Eindrucks« verdient Dank und Beachtung, wie er denn auch auf eine lange Ahnenreihe unter unsern Meistern pochen darf. Und auch das kann nicht mehr bestritten werden: er ist heute der Markstein für alle Kunstbestrebungen, mit ihm müssen sich alle Schaffenden auseinandersetzen; an ihm blind vorübergehen heißt die eigne Gegenwart mißachten. So sei zur Belehrung und Klärung dieses wichtigen Zeitproblems wenigstens ein Buch aufgeführt, das sich ernsthaft und im Zusammenhang mit den geistigen Strömungen unsrer Tage mit ihm beschäftigt: »Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei« von Eckart von Sydow (mit 14 Bildbeilagen; Berlin, Furche-Verlag). Da haben wir in übersichtlicher, geklärter und kritischer Darstellung alles, was auch den gebildeten Laien interessieren muß: die expressionistische Ästhetik, die Inhaltsarten des expressionistischen Kunstwerks und die Kreise der heute so viel genannten Maler Kokoschka, Nolde, Heckel, Pechstein, Marc u. a., deren Bilder unsre modernen Ausstellungen füllen.

Ein Vielgenannter, aber seinem inneren Leben, seinem Wollen, seiner Entwicklung und seinen Schöpfungen nach recht Unbekannter ist es, dem in einem neuen Bande der Monographiensammlung »Deutsche Meister« (herausgegeben von Karl Scheffler und Kurt Glaser; Leipzig, Inselverlag) ein Denkmal gesetzt wird: Peter Vischer d. Ä., der Nürnberger Erzgießer. Hier gab es viel erst zu erforschen, zu bestimmen, zu klären, zu deuten, ehe sich das fest umrissene, eindringliche Lebens- und Persönlichkeitsbild ergab, das Simon Meller vor uns hinstellt. Freilich ist Person und Schaffen des Meisters von seiner Familie und seinen Gehilfen nicht mehr zu trennen, und deshalb wird dieser von 145 Abbildungen begleitete Band zugleich ein Ehrenbuch für die ganze Vischersche Sippe und Werkstatt.

Der Ruhm Caspar David Friedrichs, des empfindungstiefsten Landschafters der Romantik, ist erst in der jüngsten Zeit zur vollen Entfaltung gelangt. Und mit dem Maler hat man auch, wie in Runge, den freilich nur halb erblühten Dichter in ihm wiederentdeckt. Beide, Maler wie Dichter, sprechen noch heute mit unmittelbarer Lebendigkeit zu uns; aber es lohnt sich, sie aus ihrer eignen Zeit heraus kennenzulernen. Dazu setzt uns mit aller Bequemlichkeit der von Kurt Karl Eberlein ausgewählte Band »Bekenntnisse« in den Stand (Leipzig, Klinkhardt & Biermann). Denn dort wird, nach einer liebevollen Einleitung, aus Friedrichs eigner literarischer Hinterlassenschaft allerlei für seine Persönlichkeit und den Bedeutungsgehalt seiner Werke Wichtiges zusammengefügt (Lieder, Aphorismen, Tagebücher, Briefe, Gutachten u. a.), zugleich aber legen bedeutende Zeitgenossen (Goethe, Tieck, Brentano, Kleist u. a.) Zeugnis von Friedrichs Wirkung ab. Tiefer als zuvor läßt sich nun das Eigne und Neue seiner künstlerischen Erscheinung verstehen. Den Band schmücken 28 Kunstblätter.

Ein paar Jahrzehnte später, und wir sehen Deutsches Bürgerleben in Zeichnungen von Karl Spitzweg sich spiegeln. Der Verlag von Benjamin Harz in Berlin hat ihrer ein halbes Hundert, sämtlich in großem Format, in einem festen Leinenband vereinigt, und Lothar Brieger, auf die Forschungen von Uhde-Bernays gestützt, hat die Einführung geschrieben.

Spitzweg ist, zumal in seinen Zeichnungen, durchaus Genremaler; nicht die Natur, sondern das kleinbürgerliche Gesellschaftsleben war sein Feld. Bald nach ihm siegte die Landschaft, und zwei ihrer feinsten und eigentümlichsten Vertreter sind es, die Jos. Aug. Beringer in zwei reich mit Abbildungen ausgestatteten Bänden (Karlsruhe, C. F. Müller) mit all der Liebe und Sachkunde behandelt, die dieser Mannheimer Kunstschriftsteller namentlich für badische Kunst und Künstler hat: Emil Lugo (mit 105 Abbildungen), ein zu seiner Zeit, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unübertroffener Meister der Maltechnik, aber auch ein von ethischer Verantwortung erfüllter Künstler, der mit Böcklin und Thoma zusammen die Kunst des Alemannentums ins Weltbild erhob, und Gustav Schönleber (mit 125 Abbildungen), der feine malerische und zeichnerische Gestalter nicht bloß seiner süddeutschen Heimat, sondern auch des norddeutschen Küstenrandes, der Nordsee und Hollands, Südenglands und Südfrankreichs, Venedigs und der Riviera.

Über den Tiroler Albin Egger Lienz, einen der wenigen Monumentalmaler, die die Gegenwart aufzuweisen hat, haben wir eine im Anhang mit 50 Abbildungen nach Werken des Künstlers illustrierte monographische Studie von Josef Soyka (Wien, Carl Konegen), die, offenbar von dem Vertrauen des Künstlers getragen, vornehmlich das Biographische behandelt, über den Wiener Maler Viktor Tischler eine mehr historisch-kritisch gehaltene Arbeit von Arthur Rößler (ebenda), die durch ihre Ausstattung mit einer Farbentafel, 32 Schwarztafeln nach Ölgemälden (Bildnissen, Stilleben, Figurenbildern) und 9 Handzeichnungen (Bildnissen) in Lichtdruck fast zu einem Bilderwerk wird.

Der Münchner Maler Edward Cucuel (spr. Kükel) ist unsern Lesern aus vielen hier einzeln veröffentlichten Kunstblättern und dem großen Aufsatz von Braungart (Septemberheft 1919) als ein Gesellschafts- und Frauenmaler von weltmännischer Eleganz bekannt. Seine von Licht und Luft umspielten anmutig-freien Badeakte und Gartenbilder, seine Bildnisse und Interieure, seine See- und Parklandschaften sind immer ein Schmaus für das farben- und formenfrohe Auge. Sie bilden denn auch, zum guten Teil farbig wiedergegeben, den Hauptinhalt des starken Quartbandes, für den Fritz von Ostini den biographisch-kritischen Text geschrieben hat (Wien, Amalthea-Verlag; mit insgesamt 89 Abbildungen). Aber auch in Cucuels frühe Illustrationszeichnungen, die sich ihren Stoff aus exotischen Ländern holen, gewinnen wir Einblick, und schon hier läßt sich jene liebenswürdige, nicht ganz koketterielose Lebensfreude erkennen, die noch heute den Grundzug seiner Kunst ausmacht.

Daß die Romantik, deren keineswegs letztes Merkmal eine Verschwisterung der Künste ist, auch in Berlin gedeiht, beweist der dort schon seit langem heimische Emil Pottner, Maler, Zeichner, Holzschneider, Kunsttöpfer und Poet dazu. Er ist, wie unsre älteren Leser aus dem Aufsatz von Dr. Karl Schwarz (Dezemberheft 1920) wissen, ein Freund und Pfleger von Vögeln, und so darf es uns nicht wundernehmen, daß er eine Bücher- und Bilderreihe »Illustrierte Tiergeschichten« eröffnet. Zwei Bände davon (Alf Hägers Verlag in Berlin) sind bisher erschienen. In dem ersten, Hans Thoma gewidmeten erzählt und illustriert Pottner die Geschichte einer jungen Krähe, schlicht und streng nach dem Leben, ohne alle Ausschmückung, in der reinen Linie ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit. Die Krähe war eine durchaus gewöhnliche Krähe, aber das Schicksal brachte sie in allerlei tragikomische Situationen, die sie fast zu einer Persönlichkeit machten, ihr jedenfalls unsre volle Aufmerksamkeit für die Leiden- und Freudenstationen sichert, durch die der Künstler sie mit der Feder begleitet. Im zweiten Band, der Vögel am Wasser in den verschiedensten Arten und den verschiedensten Bewegungen darstellt, wird Pottner an seinen Enten, Möwen, Schwänen, Rohrdommeln, Reihern und Wasserhühnern vollends zum Poeten, der in freien Rhythmen vom Morgen bis in die Nacht, vom Frühling bis zum Winter all ihren Flügen und Zügen folgt und ihnen immer neue, unerschöpfliche Reize abgewinnt.

Auserlesene Kinder- und Jugendbücher

Auf diesem überreich bestellten, aber leider nicht immer mit der gebotenen Sorgfalt betreuten Feld müssen wir uns diesmal mit einer knappen Auslese begnügen, die nur das Wertvollste kurz anzeigt oder kennzeichnet.

Für die Jüngsten zunächst ein paar bunte Bilderbücher aus dem Verlag von Jos. Scholz in Mainz, der hier schon seit vielen Jahren die Führung behauptet: »Spaziergang durch die Großstadt« mit Versen von Klement und Bildern von Fuchs und »Leben und Verkehr« mit Versen von demselben und Bildern von Danilowatz, beide bemerkenswert durch die Eroberung einer neuen, bisher vernachlässigten Erlebnissphäre für Kinderaugen und Kinderherzen. Sodann ein »Klein-Kinderbuch«, noch ganz naiv, vom Nächsten und Einfachsten ausgehend, ein bißchen höher schon das Buch »Für Buben und Mädels«, beide mit Ver-

sen von Frieda Schanz und Bildern von Lia Doering, »Die Schule der Tiere« von Eugen Oßwald, der hier wieder seinen prächtigen Humor spielen läßt, und »Kinder und Blumen«, abermals von Schanz und Doering. Weiter eine ganze Reihe von künstlerisch illustrierten Kinderbüchern, die ihren Stoff aus der Märchenwelt holen: »Daumerlings Wanderschaft«, illustriert von dem Dachauer Herm. Stockmann; Hauffs »Geschichte vom kleinen Muck« mit phantasievollen Bildern von F. Wacik; »Ali Baba und die vierzig Räuber« mit Zeichnungen von Ad. Uzarski; und als glänzendstes Stück der Reihe »Aladdin oder die Wunderlampe« aus Tausendundeiner Nacht, das letzte Illustrationswerk des Marquis von Bayros, der hier, frei von aller Erotik, seine feinste und reifste Anmut entfaltet. Aber auch sonst noch hat Scholz Künstler hohen Ranges für seine Bilderbücher gerufen: Hans Schroedter für die »Goldene Ente«, eine Lieder- und Gedichtsammlung, die auch für die Auswahl ihrer Texte alles Lob verdient, Carl Storch für die lustige Reimgeschichte »Heinz Wolframs Weihnachtsgeschenke« von Ew. Gerh. Seeliger, Adolf Hoffe für die Gedichte von Alb. Sergel, die »Unsre Haustiere« besingen. Auch Arpad Schmidhammer, seit langem ein Liebling der Kinderstube, fehlt nicht. Seine Bilder zu einem Büchlein Kinderreime (»Backe, backe Kuchen«) bewahren noch ganz die alte Frische und Lustigkeit seines farbenfröhlichen Pinsels.

Dann kommt das Märchenbuchalter, wo das Ohr die Allein- oder Vorherrschaft des Auges nicht länger dulden will, wo die Bücher auch schon erzählen sollen. Für dies Alter hat der Verlag von Dieck & Ko. in Stuttgart mit vier von Rie Cramer (leider etwas geziert) illustrierten Bänden gesorgt, in denen die vier Lieblingsgestalten des Kindergemüts in der Grimmschen Fassung wiederkehren: Rotkäppchen, Dornröschen, Sneewittchen und Aschenputtel, jede für sich, jede in acht großen bunten Bildern auf ihrem Lebens- und Schicksalswege begleitet. Neue Märchensammlungen aus altem Volks- und Dichtergut, eine aus Grimm, eine aus Andersen, eine aus Volkmann-Leanders »Träumereien«, beschert uns der Verlag Georg W. Dietrich in München; aber mit den Illustrationen, diesen skizzenhaften, nur flächenartig angetuschten oder silhouettenhaft gehaltenen kargen Umrißzeichnungen, wird sich das farbendurstige Kinderauge schwerlich befreunden. Auch dem behaglichen Humor der Schildbürger, wie Schwab ihn erzählt, zeigt sich diese Bilderart nicht gewachsen. Am besten bedacht ist eine auch textlich gut gelungene Auswahl aus Hebels Schatzkästlein, diesen kernigen, gesunden und munteren volkstümlichen Erzählungen: H. Stockmann, der Dachauer, noch einer aus der alten gediegenen Schule, hat sie mit Zeichnungen geschmückt, die, wie der »rheinische Hausfreund« selbst, herzhaft zu erzählen wissen. Noch besser weiß Karl Arnold in seinem »Schlaraffenland« (nach den Versen des Hans Sachs; Berlin, Wegweiser-Verlag) das Kinderherz zu packen. Da ist Schlichtheit und Kraft in den Linien, Frische und Lustigkeit in den Farben und eine Fülle prächtiger schalkhafter Einfälle, bei denen man das Lachen der Kinder im voraus schallen hört.

Macht dies Buch des Münchner Zeichners schon Anspruch darauf, auch die Augen der Erwachsenen zu erfreuen, so weiß man bei zwei Märchenbüchern aus dem Verlage von Bruno Cassirer in Berlin vollends nicht zu entscheiden, ob sie noch dem Kinde oder schon dem Erwachsenen gehören. Der eine dieser auch technisch glänzend gelungenen Bände bringt Drei Märchen von Andersen mit 21 teils schwarzen, teils farbigen Lithographien von Rudolf Großmann (Das Feuerzeug; Der tapfere Zinnsoldat; Der große und der kleine Klaus), halb märchenhaft, halb ironisch-überlegen, halb empfindsam, halb modern, immer höchst geistreich, oft aber auch in jener spielerischen Art gehalten, die sich souverän über den Text hinwegsetzt: alles in allem doch wohl mehr eine Kostbarkeit für Bibliophilen, auch in dem gewählten Einband und dem vornehmen Druckbild. Der zweite Band gar ist von keinem Geringeren als Max Slevogt illustriert. Er bringt das Märchen »Das blaue Licht«, dessen Stoff uns in mehr als einer Sammlung, auch bei Andersen, begegnet. Wie schon in ähnlichen Bänden, u. a. im »König Drosselbart« und in »Fitchers Vogel«, bedient sich Slevogt wieder der Federlithographie, und man weiß ja, mit welcher Meisterschaft, namentlich in allen Bewegungsmotiven, er diese Technik handhabt. Hier besonders schwelgt sein Stift im Leichten, Heiteren, Phantastischen und Spielenden, und über jeder dieser Zeichnungen liegt der unnachahmliche Schimmer echter, einzigartiger Künstlerschaft. Das Ganze, in Halbpergament gebunden, mit einer goldgeprägten Zeichnung Slevogts auf dem Buchrücken, ist ein Kleinod der Buch- und Illustrationskunst.

Wie hier der Bilderschmuck, so verlangt in den von Ferdinand Benz nacherzählten alten deutschen Märchen »Rauhnacht in der Rockenstube« (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) der Text nach der Hand des Erwachsenen. Die Federzeichnungen von Ad. Morgenstern sind dürftig, köstlich in ihrer Motivenfülle und kernigen Volkstümlichkeit aber die Märchen selbst, geschöpft aus alten bodenständigen Volksüberlieferungen. Mutter, Vater oder ältere Geschwister mögen den Jüngeren daraus mit Auswahl vorlesen; es ist ein Buch der Familie, das die Gemeinschaft der Köpfe und Herzen fördert.

Bei den Erzählungsbänden, den Abenteuer- und Reise-, Helden-, Wunder- und Backfischgeschichten, die leider noch immer von der Fabrikationsmache beherrscht werden, tun wir gut, uns an

die Namen der Verfasser zu halten. So nennen und empfehlen wir fürs erste: »Im Tal der Hoffnung«, die Schilderung einer unfreiwilligen Ballonfahrt nach Grönland, erzählt von Erik Hansen, illustriert von Löffler und Engelhardt (München, Georg W. Dietrich); ferner »Svizzero«, die Geschichte eines Schweizer Jungen, der inmitten einer Schar tüchtig schaffender Italiener hoch oben in Eis und Schnee gefahrvolle Aufgaben zu erfüllen hat und unter dessen Augen die Jungfraubahn ihrer Vollendung entgegengeht, erzählt von dem Schweizer Dichter-Pfarrer Nicl. Bolts, illustriert mit gut gezeichneten Naturstudien (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Weiter eine Reihe von Knaben- und Mädchenbüchern aus dem Verlage von J. P. Bachem in Köln: zwei Erzählungen von Ad. Jos. Cüppers, eine aus der Zeit der Kreuzzüge »Robert von Saverny«, eine aus dem irischen Volksleben »Versiegelte Lippen«, und zwei Bücher für junge Mädchen, eins »Allzeit wahrhaftig« von Sofie von Follenius, eins von Hedwig Dransfeld: »Das Grafenborli«; die Illustrationen sind freilich auch hier nur dürftig oder künstlerisch anfechtbar. Wohl das Beste von den im allgemeinen mit Recht verrufenen Jungmädchenbüchern bringt der Verlag von K. Thienemann im Stuttgart mit dem Buch »Die sechs Töchter des Ratsherrn Abderhalden«, eine Geschichte aus dem idyllischen Potsdam der Biedermeierzeit voll Lebensfröhlichkeit und tapferer, tatfroher Nächstenliebe, in die schon der Kampf um die neue Weiblichkeit seine Schatten und Lichter wirft.

Was bei Weihnachtsbescherungen allzu leicht übergangen wird, weil die Zeit nicht daran mahnt, sind naturkundliche Bücher für die Jugend. Aber man muß auch zugeben, daß selten Überfluß daran ist. So wissen wir auch diesmal nur zu empfehlen die Monatsausflüge mit einem Tierkundigen, die Dr. Curt Floericke in zwei reich illustrierten Bändchen der Union (Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) nunmehr über alle Monate des Jahres ausgedehnt hat; und als Schwesterbändchen die Botanischen Streifzüge in Haus, Hof und Garten von Georg Schlenker. Beide Verfasser verstehen den Ton zu treffen, der vom Katheberton weit genug entfernt ist, um die Jugend in diesen Freiluftbüchern auch die Freiheit vom Schulzwang kosten zu lassen.

Gleichzeitig mit der Naturfreude erwacht, oft in entgegengesetzten Gemütern, die Freude am Leben großer Menschen, die man aus Biographien kennenlernen möchte. Auf solche Bücher ist der Verlag von Erich Reiß in Berlin bedacht gewesen; sein »Hans Sachs« von Paul Landau, sein Dürer von Ehler W. Grashoff und sein Bach von Heinrich Sitte sind gut geschriebene und gut (mit künstlerischen und zeitgenössischen Bildern) illustrierte Bücher, ernsthaft und zuverlässig genug, den Leser auch noch eine gute Strecke vom Schul- auf den Lebensweg zu begleiten.

Zu einer achtungswerten, oft erstaunlichen und manchmal schon etwas bedenklichen Höhe der Darbietungen und Ansprüche ist das »Deutsche Knabenbuch« emporgewachsen (Stuttgart, K. Thienemann). Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung will es sein, und man muß sagen, daß es diese Aufgabe trefflich erfüllt: Erzählungen von Gehalt und Charakter, Aufsätze aus sachkundiger Feder mit exakten, neuerdings aber auch künstlerisch hochstehenden Originalzeichnungen in farbigem Offsetdruck, Anleitungen zu technischer, naturkundlicher, handwerklicher und kunstgewerblicher Beschäftigung; dabei namhafte Mitarbeiter und in allem ein fein abgestimmter, nirgends zurückgebliebener, aber auch nicht verstiegener Geschmack der Anordnung und Ausstattung. Man möchte allein um solches Buches willen gern noch wieder jung werden.

Backfischbücher stehen in üblem Ruf. Mit Recht. Ihre Süßlichkeit und Verlogenheit ist oft geradezu widerlich. Aber es sind Gegenminen gelegt, und eine der am erfreulichsten gegen die üble Schablone ankämpfenden Erscheinungen ist die vom Verlag Herder in Freiburg den dreizehn- bis sechzehnjährigen Mädchen dargebotene, von Charlotte Herder herausgegebene »Frühlingsreise«. Herzhaft werden hier die Neigungen und Nöte, die Wünsche und Hoffnungen dieser problematischen Altersklasse angepackt, mit Ernst, aber auch mit Heiterkeit, Güte und Geschmack werden sie in Novellen, Aufsätzen, Betrachtungen, Schilderungen, Lebensbildern und Gedichten behandelt. Auch hier begegnen uns gute Namen unsers alten und neuen Schrifttums: Schaukal, Ludw. Mathar, M. E. delle Grazie, Marie von Hutten, E. M. Hamann, Rückert, Storm, Mörike, Droste-Hülshoff, und Paul H. Hübner hat künstlerische Federzeichnungen beigesteuert. Schlichtheit, Natürlichkeit und Innerlichkeit sind die Leitsterne der Frühlingsreise.

F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Elfriede Jungk: Winterabend in Savognin

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 833 Jan. 1926

Irrlichter

Eine Lebenswende in Briefen

Von Richard Sexau

Attenlohe, den 25. März.

Du bist ein Ekel, mein lieber Dietrich! Wie konntest du dein Samariterwerk unvollendet lassen! Es ist ja nett gewesen, daß du bei der ersten Nachricht von meiner Lungenentzündung Urlaub genommen hast, um hier den Krankenwärter zu spielen. Aber wer bleibt auf halbem Wege stehen? Ja, mein Teuerster — so sieht die Kehrseite aller Opferbereitschaft aus. Man nimmt sie als selbstverständlich hin und murrt, bleibt irgendein Wunsch unerfüllt. Wie ich jetzt murre, weil du nicht länger hier ausgehalten, nicht Nachurlaub eingefordert oder doch deine Mutter eben dem schwerkranken Freunde zuliebe um einige Tage geprellt hast.

Ich verkomme wieder im Alltag; verkomme in Langerweile und Nichtstun. Deine Schuld, mein Lieber! Der Frühling draußen macht mich rebellisch. Wie das alles an den Nerven zerrt, dies schreiende Gelb der Wiesen, das giftige Grün, das aus den Wäldern sticht, und erst das aufdringliche Vogelgezwitscher. Blind und taub möchte man sein, nicht nur lahm. Hol's der Henker! Aber bald! Mein Tagwerk besteht nach wie vor aus Schlafen und Gefüttertwerden. Morgens schleiche ich hinaus auf den Liegestuhl der Terrasse, damit die Sonne mir richtig den Pelz verbrennen kann. Dort lungere ich herum, bis das wärmende Himmelstier endlich zu den Schwarzwaldkuppen tröbelig herabgekrochen ist. Vor den langen Schatten krieche ich mit meinen sämtlichen Decken und Kissen recht nah an den Kamin.

»Mir ist, als ob ich längst gestorben bin.« So etwa hast du doch neulich gesungen, nicht wahr? Und das Leben geht trotzdem seinen gewohnten Gang. Das empört mich, wühlt mich auf. Bin ich denn nicht mehr, der ich war, bevor meine Lunge mir diesen kindischen Streich spielte? Wo sind die Direktoren meiner Werke? Wo bleiben ihre Rechenschaftsberichte? Braucht man mich plötzlich nicht mehr? Läuft die Maschine ohne mich? Oder läßt man ihr Räderwerk einfach stehen? Verwünschte Schonung, Maßregel idiotischer Ärzte! Für mich gibt es doch nur eine Medizin: ich muß mich als Achse fühlen können, um die sich so ein Stückchen Erde dreht. Will man mich mit Gewalt zum Krüppel stempeln, so verfalle ich nur auf dumme Gedanken. Besonders wenn, wie jetzt, die Dämmerung einbricht. Da schreibe ich denn ellenlange Briefe oder bin gar reif für Musik und seufze nach ihr. Im Ernst! Wenn du mir den ganzen Tag über gestohlen werden könntest, am Abend müßtest du hier sein. Für ein paar Stunden wenigstens.

Menschenskind, dich so am Flügel zu hören ... Wenn du losgelöst bist von deiner sonstigen Scheu und spießbürgerlichen Korrektheit, wenn der ganze Kerl nichts ist als Ton, Rhythmus, klingende Seele, Rausch, Verzückung oder Leid und Sehnsucht ... Das ist doch noch etwas! Alle Wetter! Man vergißt darüber die krämerhafte Kleinlichkeit dieser Welt, alle Lüge und Intrige, allen Kampf, alle Hast. Je tiefer dich die Finsternis einhüllt, um so freier gestaltet deine Phantasie, um so rest-

loser löst sich deine Seele in Klängen auf. Mich nüchternen Mammonspriester befällt jungenhafte Schwärmerei, denke ich an diese Abende zurück. Und ich danke dir, danke dir wieder einmal von ganzem Herzen für deine Freundschaft, die mich immer neu beschenkt. Lächle nicht so überlegen, weil selbst den ledernen Börsenjobber — du siehst, ich habe mir all die niedlichen Schmeichelnamen gemerkt, mit denen du mich so gern belegst — einmal die »höhere Sphäre« packt. Es ist nicht Krankheitssymptom. Selbst den stumpfsten Gesellen muß die Musik ja aufwühlen, wenn sie so wie bei dir Fleisch und Blut ist, innerste Berufung. Ja, das ist das rechte Wort. Berufen bist du zum Musiker. Du weißt es selbst. Dein ganzes Sehnen geht ja auch dahin. Und doch hockst du Tag für Tag auf deinem kleinstädtischen Bezirksamt. Wann hängst du denn in Dreiteufelsnamen endlich den Assessorenfrack an den Nagel? Was willst du unter den Juristenpuppen? Ein jugendlicher Irrtum in der Berufswahl darf doch nicht das Opfer eines ganzen Lebens fordern. Das wäre nicht Disziplin und Beharrlichkeit, sondern törichter, verstockter Eigensinn. Niemand würde es dir danken. Du selbst müßtest am meisten darunter leiden. Ja, mein Lieber, zugestanden, du machtest Karriere auch in diesem Beruf, du kämest in die Regierung, kämst ins Ministerium gar, gelangtest schließlich und endlich selbst auf einen der leitenden Staatsposten, was hieße das im Grunde? Was bedeutete es für dich? Lohnte es das Opfer deiner Kunst? ... Innerlich bist du ja schon längst fertig mit dem Beamtenspiel. Leugne es nicht! Sei nun ehrlich auch nach außen! Tu den trennenden Schritt und bekenne dich! Es ist zu deinem Besten. Wir alle werden es dir danken. Ja, du mußt frei werden, frei von der Fessel des verfehlten Berufes, frei auch von andern Ketten, die nicht weniger auf dir lasten. Verzeih die Einmischung! Aber du findest ja allein nicht auf den rechten Weg vor lauter falscher Rücksichtelei!

Es ist ein wenig viel geworden für meine bescheidenen Kräfte. Der Schädel brummt mir und ist wie ausgesogen. Und ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis ist über mich gekrochen. Ich kann ihm nicht länger wehren. Laß mich zu Bett gehen! Nicht der köstlichste Kapaun, noch jener glutvolle Pommard, den du so zu schätzen wußtest, vermögen mich im mindesten mehr zu reizen.

Gute Nacht denn!

Bleibe ich länger sitzen, so ersticke ich noch am verhaltenen Gähnen. Stets dein alter

Felix Benowski.

Konstanz, den 5. April.

Mein lieber Sohn!

Ich trauerte noch deinem Abschied nach, von Herzen dankbar für all die Anregung und Liebe, die du mir während der Feiertage deines Besuches wieder geschenkt hast, da überraschte mich dein Freund Benowski. Länger habe es ihn nicht zu Hause gelitten. Das Frühjahr spuke in ihm. Im Auto wollte er seine Liegekur fortsetzen. Auf einer Streife durch den Schwarzwald, wie er sich ausdrückte. Als er Konstanz von fern liegen sah, war der Wunsch über ihn gekommen, mich aufzusuchen. Ich weiß, auch diese Aufmerksamkeit verdanke ich nur dir, Dieter! Dächte Benowski nicht daran, dich dadurch zu erfreuen, wie lästig müßte es ihm sein, einer uninteressanten alten Frau so viel Zeit zu opfern.

Er sieht übrigens noch recht elend aus, meinte auch, du würdest bös über ihn herfallen, erführest du von seiner extravaganten Fahrt. Trotz seiner fünfundvierzig Jahre ist er bisweilen doch noch ein rechter Junge, den nur reizt, was man ihm verboten hat.

Wir sprachen viel von dir. Zu viel. Ich wenigstens. Denn törichterweise entschlüpfte mir ein Wort über den Gobelin, den du in der Altstadt entdeckt hast. Verzeih mir die Gedankenlosigkeit! Aber wie konnte ich davon schweigen? Seit du fort warst, sann und sann ich ja nur darüber nach, wie ich dir diesen Schatz beschaffen könnte. So begeistert und verschwärmt hatte ich dich ja kaum je gesehen. Ich weiß, seit du Geschmack an alten Dingen fandest, gipfelte deine Sehnsucht in einem Gobelin. Daß dir nun ein so wunderbares Stück über den Weg kam und so preiswert obendrein, das war mir wie ein Wink des Himmels. Viel konnte ich dir ja einmal nicht hinterlassen. Aber irgend etwas Wertvolles und Schönes sollte dir doch Tag für Tag deine Mutter ins Gedächtnis zurückrufen, ihre Liebe zu dir, die ihr Leben füllte, und ihr Leid darüber, daß sie dir nicht, wie glücklichere Mütter, von Jugend auf die Umgebung schaffen, die Bahn freilegen konnte, für die du ihr geboren schienst. Ich war längst entschlossen, dir den Gobelin zu kaufen. Was konnte ich mir Schöneres denken, als mich mitzufreuen an deiner Freude. Das Geld hatte ich mir leicht beschafft. Nur das Urteil eines Fachmannes wollte ich erst noch hören. Da erschien mir Benowskis Besuch wie ein Fingerzeig. Er als erfahrener Sammler und Kunstkenner konnte mir bestätigen, ob es sich wirklich um ein gutes altes Stück handelte.

Er fuhr mit mir zum Althändler. Auch er war begeistert.

Natürlich müßtest du diesen Gobelin haben. Aber — nicht wie ich es gemeint hätte. Vielmehr aus seiner eignen Hand. Das dürfe ich ihm nicht vereiteln. Er sei dir so unendlich viel Dank schuldig und habe dir noch nie eine wirkliche Freude bereiten können. Jetzt müsse ich ihm die Gelegenheit dazu lassen, die erste, die sich ihm böte. Er erkenne meine Vorrechte an. Aber ich dürfe sie nicht mißbrauchen ... Wie ein Kind bettelte er und bettelte. Bis ich schließlich nachgab. Verstimmt und traurig nachgab. Denn da-

mit er dich beschenken konnte, mußte ich darauf verzichten, dir ein Andenken zu hinterlassen, das dir einen schier hoffnungslosen Wunsch erfüllte. Vielleicht hättest du dies Geschenk auch lieber aus meiner Hand entgegengenommen als aus der des Freundes. Doch gönne es ihm. Denke daran, wie viel seliger das Geben macht als das Nehmen.

Als ich schließlich schweren Herzens zurücktrat, strahlte Benowski wie ein Kind unter dem Weihnachtsbaum. Das erleichterte mir den Verzicht und söhnte mich mit seinem rücksichtslosen Eigenwillen ein wenig wieder aus.

Hauptsache bleibt ja, daß du diese köstliche rheinische Burgenlandschaft und ihr Spiel von Rittern und Edelfrauen an die Wand hängen kannst, wo immer du deine Zelte aufschlägst. Das armseligste und mürrischste Mietzimmer wird festlich dreinschauen. Deine Augen haben immer einen Ruhepunkt, wo sie ihren Durst nach Schönheit löschen können.

Nur ein wenig mußt du dich noch gedulden. Der Gobelin soll erst noch durch eine erfahrene Hand restauriert werden. Benowski befahl möglichste Eile. Aber zwei, drei Wochen wird es wohl dauern. Die Vorfreude verkürzt dir indes die Wartefrist. Ich genieße sie mit dir und will im Sommer vor diesem Renaissancewunderwerk, wenn es deinem Arbeitstisch gegenüber hängt, meine Andachten verrichten.

Seltsam! Immer wieder ertappe ich mich dabei, wie ich über deinen Freund Benowski nachsinne. Ich komme nicht los von ihm. Wer wird klug aus diesem eigentümlichen Kauz? Mir scheint er aus Widersprüchen zusammengesetzt. Trotz seiner Riesenreichtümer tritt er bescheiden auf — nun ja, anders paßte es auch nicht zu seinem unscheinbaren Äußeren. Aber mit einem Male packt ihn dann plötzlich eine Art Gottähnlichkeit. Wieder frage ich mich: Ist seine Bescheidenheit am Ende doch nur Pose? Du hältst ihn für viel zu natürlich, um zu posieren? Natürlich? Ich weiß nicht, ob dies das rechte Wort ist. Er macht nichts aus sich. Das paßte eher. Ja, er läßt sich sogar reichlich gehen. Gerade diese Nonchalance aber, entpuppt sie sich nicht zuletzt als Überheblichkeit? Er hält es nicht für nötig, seiner Umgebung halber auch nur einen kleinen Finger zu rühren. Er bleibt, selbst wenn er, stumpfsinnig in sich zusammengesunken, keine Silbe zur Unterhaltung beisteuert, immer noch viel zu erlesen für uns alle? Er? Dieser durch glückliche Zufälle groß gewordene Pfahlbürger?

Im Grunde tut er mir herzlich leid. Er steht sich ja nur selbst im Weg und seinem Glück. Ihn persönlich trifft die geringste Schuld. Die Menschen haben ihn auf dem Gewissen, die seinem Geldsack schmeicheln. Nun verwechselt er den Wert seines Geldes mit dem seiner Persönlichkeit.

Du lachst, Dieter? Kennst deine Mutter nicht wieder? Es ist ja sonst nicht meine Art, Mitmenschen am Zeug zu flicken. Aber Benowski hat mir schon seit Tagen die Stimmung verdorben. Warum mußte er mir diese Freude vergällen? Warum gerade diesen Gobelin an sich reißen? Es wären ihm Mittel und Wege genug offengestanden, seiner Dankespflicht gegen dich zu genügen. Aber ihm muß ja alles auf dem Servierbrett dargereicht werden. Wenn er sich nur nicht selbst den Kopf zerbrechen muß ... Ach, ich bin ernstlich böse auf ihn. Und auf mich selbst nicht minder. Warum habe ich auch nachgegeben? Aber wie sollte ich dieser Suada gewachsen sein? Dieser Wortgewandtheit, die hinreißt und überzeugt? Wie aufkommen gegen diesen Despotenwillen, ich arme, alte Frau ? ... Ja, jetzt bin auch ich geworden, wozu er gern alle Menschen stempelt: ein Spielzeug in seiner Hand ... Und dieser Mann sollte im Ernst eines starken Gefühls fähig sein? Na, meine Tochter gäbe ich ihm nicht zur Frau. Und mein Sohn ... der ist reif genug, selbst zu erkennen, wer seiner Freundschaft wert ist.

Laß dich herzlich in die Arme schließen von

Deiner alten Mutter.

München, den 8. April.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Eine fremde Schrift? Sie lesen natürlich zuerst den unterzeichneten Namen. Und schütteln den Kopf. Ja, es ist recht merkwürdig, daß ein zwanzigjähriges Mädchen aus der Gesellschaft Ihnen am Tage, nachdem wir uns kennenlernten, einen Brief schreibt. Merkwürdig? Oder auch nicht. Ich fände es merkwürdiger und zugleich töricht, schriebe ich nicht. Sollten wirklich Menschen, die sich viel zu sagen, viel zu geben haben, hohler Konvention halber aneinander vorübergehen? Das wäre doch wohl Sünde wider den heiligen Geist.

Ich bin mit großem Mißbehagen gestern in Ihre kleine Bezirksamtsstadt hinausgefahren. Was sollte mich auch locken? Der regierungsrätliche Onkel, der von nichts anderm als seinen Potentatenbesuchen und altem Hofklatsch zu erzählen weiß? Die unvermeidliche Landauerfahrt am Nachmittag? Oder das abendliche Essen, zu dem die Herren des Amtes wie immer geladen waren? Ich ahnte ja nicht, daß hinter einem wohlbestallten Regierungsassessor ein Mensch stecken kann wie Sie, mein lieber Doktor, ein Musiker, ein Künstler ... Das dürfte ich wohl alles nicht sagen? Am Ende sind Sie rechtschaffen entsetzt? Sei's immerhin! Ich bin also noch mißlauniger in die Stadt zurückgefahren als am Morgen hinaus zu Ihnen. Und knabbere an Fragen unsrer angeregten Unterhaltung. An Fragen, die offen blieben, auf die ich keine Antwort weiß. Sie müssen mir helfen. Sie haben kein Recht, allerlei aufzuwecken und dann beiseite stehen zu bleiben.

Nächste Woche wollten Sie ohnehin in die Stadt, die Thoma-Ausstellung besuchen? Können

wir uns nicht in der Galerie Heinemann treffen? Sie brauchen nur Tag und Stunde zu bestimmen.

Auf das Wiedersehen freut sich Ihre ergebene Hildegard von Hersfeld.

München, den 10. April.

Das hatte ich erwartet, lieber Herr Doktor! So, ganz genau so hatte ich mir Ihre Antwort vorgestellt. Ich mußte lachen, als ich sie schwarz auf weiß in der Hand hielt. Ich lache jetzt noch.

Predigen Sie ruhig weiter Moral. Im allgemeinen lasse ich dergleichen ungern über mich ergehen. Ihnen jedoch steht es nicht übel an. Das kleine zurechtgewiesene, weil unerzogene Mädchen verspricht, sich zu bessern, und hat bereits den Anfang damit gemacht. Ich bin also brav zu Mama gegangen und habe gebeichtet. Sie war nicht wenig erstaunt, daß ich Sie zu einem Stelldichein geladen hatte. Vielleicht verblüffte indes Ihre Antwort sie noch mehr. Allem Anschein nach war ihr noch kein junger Mann vorgekommen, der sich zu einem Rendezvous nur dann einfinden will, wenn die Mama es gutheißt. Nun, ich ließ das Unvermeidliche gleichmütig über mich ergehen. Man las mir pflichtgemäß die Leviten. Aber allzuviel Widerrede wurde nicht laut. Aus kluger Politik. Mama kennt ihre Hilde ganz genau. Und weiß, wer den härteren Kopf besitzt. Darum unterläßt sie fruchtlose Anstrengungen und vermeidet gefährliche Kraftproben.

Ich soll Sie also recht schön grüßen und Ihnen in aller Form bestellen, daß Mama sich freuen wird, Sie in unserm Hause zu sehen. Wenn wir uns in der Ausstellung satt geguckt haben, werde ich Sie zum Tee mit nach Hause bringen.

Nun? ... Ist es recht so? ... Sind Sie jetzt zufrieden, gestrenger Herr? Ich habe unbeschränkten Respekt vor Ihnen und möchte nicht wieder hart angelassen werden.

Schauen Sie übrigens zu, daß Sie erst am folgenden Morgen nach Ihrem elenden Nest zurückkutschieren. Ich vermute (und hoffe), der Tee bei uns wird sich ein wenig in die Länge ziehen.

Ich freue mich auf Mittwoch und werde pünktlich sein. Lassen Sie nicht warten Ihre

Hildegard H.

Attenlohe, den 12. April.

Dein Brief, lieber Dietrich, verstimmt mich. Im Ernst. Was hat es für einen Zweck, daß du dich so gewaltsam über meine wohlgemeinten Vorschläge lustig zu machen versuchst? Man fühlt ja deutlich genug, dir ist gar nicht lächerlich zumute. Jeder Scherz klingt wie ein Aufschluchzen. Laß doch, bitte, die Komödie! Spare das Raketenfeuerwerk deines Witzes für dankbarere Zuhörer. Ich weiß nichts damit anzufangen.

Glaubst du wirklich, ich habe mich erkühnt, deine geheimsten, schmerzvollsten Wunden zu berühren, ohne mir genau alle Folgen zu überlegen, ohne mir erst Gewißheit zu verschaffen, daß dir nicht nur geholfen werden sollte, daß dir vielmehr auch zu helfen ist?

Also, mein lieber Freund! Lassen wir einmal alles Versteckspiel! Sprechen wir frei von der Leber weg!

Du bist empört, daß ich an deine Ehe zu rühren wage. Daß ich ein Heiligtum betrete, zu dem du mir mit flammendem Schwert wie ein Erzengel bisher immer den Zugang verweigert hast. Ehrlich gestanden, mir hat dein Mangel an Vertrauen oft genug weh getan. Und ich würde deinen Willen schweigend geachtet haben, wenn ich nicht erkannt hätte, wie nutzlos dein Opfer ist. Ja, dein Opfer, lieber Junge! Aus reinem Verantwortungsgefühl willst du bei einem Menschen ausharren, der dir deine Liebe übel lohnt. Ich lasse jetzt alle Rücksichten fallen. Verzeih mir! Vielleicht dankst du es mir eines Tags. Auch wenn ich dich heute durch meine brutale Aufrichtigkeit verletze.

Ich frage dich nur das eine: hat deine Frau etwa so an dir gehandelt, wie es ein Mensch tut, der sich seiner Verantwortung bewußt ist? Hat sie nicht vielmehr ihre Pflichten mit Füßen getreten? ... Schilt mich nicht roh! Der Arzt, der einen Kranken von einem unheilvollen Geschwür befreien will, darf das Messer nicht scheuen.

Ich will nicht als Ankläger auftreten. Aber erspare auch du dir die fruchtlose Verteidigung!

Du wirst zugrunde gehen, trennst du dich nicht von Corry. Und du opferst dich nutzlos. Gestehe es: du verharrst in dieser Ehe nur, um die Ehre deiner Frau zu retten. Oder ist es etwa nicht so? Nun laß dir aber sagen, es blieb nicht Geheimnis, was du so gern der Welt verborgen hättest. Deine Freunde wissen darum, vielleicht länger als du selbst. Und sie schätzen dich hoch dafür, daß du aus Güte und Großmut Partei für ein Geschöpf nahmst, das deinetwegen auch nicht auf die läppischste Laune verzichtet hat. Wenn du dieser Frau immer wieder einen Altar errichtetest, wir durchschauten die edle Komödie, und wir litten mit dir. Es ist genug an dir verbrochen worden. Du hast nicht das Recht, nun selbst gewaltsam zu verkrüppeln, was dir noch übrigblieb. Auch Corry erwiesest du alles andre eher damit als eine Wohltat, setztest du dies entnervende Zusammenleben fort. Denk' doch nur an das eine: du bist ihr lebendes böses Gewissen! Sie muß in dir ihren Ankläger sehen, auch wenn du nicht daran denkst, sie anzuklagen. Auch für sie ist ja ein menschenwürdiges Dasein ausgeschlossen, solange ihr zusammenbleibt. Trennt euch! Und ihr könnt beide das Vergangene begraben — sag' nicht, du wirst nie damit fertig werden! —, könnt beide neu aufbauen. Gerade wenn du ihr trotz allem noch wohlwillst, mußt du dieser Tragödie ein Ende machen. Du richtest sonst sie zugrunde wie dich selbst. Ihr

Interesse fordert die Trennung wie das deine. Mach' dich endlich frei! Die Kinder laß der Frau. Sie würden dich nur hemmen. Es wird dich hart ankommen, ich kann es mir denken. Doch du verlierst sie ja nicht. Und später können sie sich ja selbst nach freier Wahl entscheiden. Das Vermögen deiner Frau verbürgt ihr eine sorgenfreie Existenz. Was kann sie mehr fordern? Sie ahnt ja nicht, was du ihr geopfert hast, was du bereit warst, weiter für sie hinzugeben, hätte sie sich wenigstens deiner Verzeihung wert erwiesen. Jeder besseren Einsicht bar, kennt sie ja nichts außer ihren stets wechselnden Launen und macht dir — bestreite es nicht, zu oft habe ich es empört selbst miterlebt — aus dem Leben Tag für Tag eine Hölle. Ende dies unwürdige Spiel! Du sinkst zum verächtlichen Schwächling herab, findest du dazu nicht die Kraft. Dir graut vor dem Alleinsein? Mach' dich doch nicht lächerlich! Du taugst nicht in die Dachkammer des Musikstudenten? Das weiß ich wohl. Aber lange wirst du nicht Musikstudent bleiben. Mir ist nicht bange davor, daß du in kürzester Zeit deinen Weg machst und in Lorbeeren wie im Golde wühlst. Und für die Zwischenzeit laß deine Freunde sorgen.

So unendlich viel hast du ihnen geschenkt, schenkst du tagtäglich. Sollten sie etwa verurteilt sein, immer mit leeren Händen beiseitezustehen? Willst du sie unausgesetzt beschämen, ohne daß sie einmal wenigstens Gleiches mit Gleichem vergelten dürfen?

Muß ich dich erinnern, wie brüderlich du mir zur Seite standest, als mir der Tod die geliebte Frau nahm und mich in Verzweiflung zurückließ? Muß ich dich daran erinnern, was du für mich tatest, als Czarsky, der beutelschneiderische Schuft, jüngst sein gemeines Attentat auf mich verübte? Ich wäre ihm rettungslos verfallen gewesen. Aber du zogst vom Leder, ohne auch nur einen Augenblick darüber nachzudenken, in was für eine Gefahr du dich stürztest. Und du schlugst eine scharfe Klinge. Jetzt bin ich ein für allemal aus diesen Erpresserhänden befreit. Ohne deine Hilfe aber hätte ich ihm einen hübschen Teil meines Vermögens in seinen unsauberen Rachen werfen dürfen ... Muß ich dir wirklich weiter aufzählen, was ich dir alles noch schulde? ...

Das aber soll ich wohl vergessen? So haben wir nicht gewettet, mein Lieber. Wieviel Sorge und Kummer hast du mit mir geteilt, wieviel Pein mir von den Schultern heruntergewälzt! Jetzt sage ich wie du: Freundschaft bewährt sich nur im Unglück. Mit den erfreulichen Erlebnissen werden die Menschen schon allein fertig.

Nein, ich lasse mich nicht abschütteln, Dietrich! Wie ein Klette werde ich an dir hängen. Bis du ein Menschenkind gefunden hast, das mehr vermag als ein armer Freund, das dich schadlos hält für alle Enttäuschungen und dir erst zeigen wird, was Leben heißt.

Früher wirst du nicht los deinen mit jedem Tag ein wenig beweglicheren Felix.

München, den 15. April.

Mein lieber Doktor!

Ich bin enttäuscht. Rechtschaffen enttäuscht. Mit was für lockenden Farben hatte ich mir diesen Nachmittag ausgemalt! Wie herrlich hätte der Abend werden können! Sie kamen. Ja. Aber nur Ihr Körper war bei uns. Mit Ihren Gedanken, mit Ihrem Gefühl weilten Sie ganz anderswo, weit, weit weg. Das hat mir weh getan. Beinahe so weh wie mein Unvermögen, Ihr Interesse, Ihr Vertrauen, Ihre Neigung zu gewinnen. Sie sind mir heute fremder als am ersten Tage. Warum, warum nur?

Als ich Sie nach Tisch glücklich in mein Zimmer gelotst hatte, da saßen Sie wie ein armer Sünder auf meinem kleinen Sofa, an der äußersten Kante, damit ja nur mein Kleid Sie nicht streifte. Wie das verkörperte böse Gewissen. Und ich mochte reden, was ich wollte, Sie gaben nur einsilbige Antwort. Glauben Sie, ich habe nicht gemerkt, wie fieberhaft Sie durch die Tür auf die andern lauschten? Voll peinlichster Sorge, daß diese andern unsre Abwesenheit vielleicht ungünstig kommentieren könnten. Was gehen diese andern Sie an? Was liegt an ihrem Urteil? Umgekehrt kümmern die sich ja auch nicht um uns, wenn ihnen etwas besser behagt als unsre Gegenwart.

Als ich Ihnen die Hand bot auf gute Kameradschaft, da lag die Ihre schlaff in der meinen. Den Druck wagten Sie nicht zu erwidern. Und doch habe ich das Gefühl, daß ich Ihnen nicht völlig gleichgültig bin. Täusche ich mich?

Erst als Sie am Flügel saßen, kam Wärme über Sie. Erst da merkte man, daß Blut durch Ihre Adern fließt. Ich werde diesen Eindruck nie vergessen. Da wurden Sie der Mann, den ich in Ihnen geahnt hatte.

Haben Sie bemerkt, wie tief mich Ihr Spiel ergriff? Daß ich kaum den Tränen zu wehren vermochte, als Sie gar anfingen zu singen: »Sterb' ich, so hüllt in Blumen meine Glieder ...« Jede Saite, die Ihre weiche Hand berührte, seufzte, schluchzte wie die Stimme, die mir in alle Tiefen drang.

So singt nur ein Todwunder ... Was müssen Sie gelitten haben, was leiden Sie, armer Freund? ... Hätte ich den Kopf an Ihre Schulter lehnen und mit Ihnen weinen dürfen! ... Noch weiß ich nichts von Ihnen. Und über mich selbst bin ich fassungslos ... Nur das eine steht fest bei mir: Was ich jetzt erlebe, das wird Menschen selten zuteil. Und höchstens ein einzig Mal stellt es sich im Leben des Einzelnen ein. Bisher hätte ich es für unmöglich gehalten ... hätte gelacht ... gespottet wohl ... Doch heute ... heute ist mir so gar nicht spöttisch zumute ... Dietrich, mehr als jeder andre Mensch bedeuten Sie mir.

Ihre Augen ruhten gestern manchmal versonnen auf meiner Cousine Gerda. Oh, leugnen Sie nicht. Ich habe es wohl bemerkt. Sie ist ja auch ein liebenswürdiges Geschöpf. Schon ihr Anblick besticht, nicht wahr? Diese feingliedrigen, gazellenhaften und doch weichen Mädchen, die werden von den Männern geliebt? Das also ist auch Ihr Geschmack? Wissen Sie, daß ich eifersüchtig bin? Ja, und nicht nur obenhin. Daß ich fürchte, kommen Sie erst einmal häufiger in unserm Hause mit Gerda zusammen, dann erlischt das bißchen Kameradschaft vollends, das Sie eben mit Mühe für mich aufbringen? Ihr Herz aber gehört Gerda? Und ich darf wie gewöhnlich als Aschenputtel beiseitestehen?

In Freundschaft Ihre Hilde H.

Attenlohe, den 18. April.

Teufel noch eins, Dietrich! Wie hirnverbrannt führst du dich wieder auf! Die Galle läuft mir ins Blut. Deine Rücksichtelei geht recht brutal ins Zeug. Einem Rekonvaleszenten dürftest du solch ärgerliche Aufregungen schon ersparen!

»Almosen« nimmst du keine? Dafür bist du dir zu gut? Willst dir nicht selbst deine Freunde verscherzen? ... Bist aber eben auf dem allerbesten Wege dazu. Wer bietet dir denn »Almosen« an? In Satans Namen! Wer wird alles so deuteln und drehen! Mir lag wahrhaftig fern, dich zu beleidigen.

Nimm einmal Vernunft an! Laß den aufgeblasenen Puterstolz, den falschen! Und höre zu, ganz still und aufmerksam!

So ... Also ... Vor einer Reihe von Jahren warf mein Vater einen bestimmten Fonds für wissenschaftliche oder künstlerische Zwecke aus. Die Zinsen dieses recht beträchtlichen Kapitals sollen immer, wenn sie zu bestimmtem Betrag angewachsen sind, regelmäßig einem Forscher, einem Gelehrten oder einem Künstler zur Verfügung gestellt werden. Das geschah schon mehrmals.

Ich habe nun Umschau gehalten. Der mittlerweile wieder angesammelte Zinsenbetrag übersteigt bereits die stiftungsgemäße Höhe, wartet also auf neuerliche Verwendung. Es handelt sich, wohlgemerkt, um herrenloses Gut.

Mach' uns die Freude, Dietrich, schaff' uns die Genugtuung, es auch diesmal richtig angelegt zu wissen. Weshalb soll es nicht einmal einem Musiker zugute kommen? Keinem Menschen bist du zu Dank verpflichtet. Das ist ein großer Vorteil. Ich bitte dich daher recht herzlich, verursache keine Schwierigkeiten mehr, tüftele dir nicht wieder lächerliche Bedenken zurecht. Hilf uns vielmehr, den Stiftungszweck zu erfüllen. Ich werde dem Stiftungskonsortium die neuerliche Verwendung vorschlagen, sobald ich zur Arbeit ins Hüttenrevier heimkehre. Es ist kein Zweifel, daß die drei Herren mir ihren Beifall nicht versagen werden.

Über deine Ehe verliere ich kein weiteres Wort. Ich habe dir den Star gestochen. Es war grausam. Aber es mußte sein. Jetzt weißt du, daß du dein künftiges Leben nur einem Phantom opfertest. Das genügt. Du wirst dir nun auch darüber klar sein, was du dir schuldig bist. Es ist sehr vornehm von dir gedacht, daß du dich krampfhaft bemühst, jede Schuld deiner Frau in Abrede zu stellen, daß du dich selbst mit allerlei Vorwürfen bedenkst. Aber wir wollen uns nicht gegenseitig Sand in die Augen streuen. Nicht wahr, lieber Freund? Mag sein, daß du ihr keinerlei Unrecht nachweisen kannst, daß böser Wille und gute Freunde manches übertrieben und gehässig ausgeschmückt haben. Aber wo so viel Rauch aufsteigt, da brennt auch ein Feuer ...

Der Arzt wird mir gemeldet. Ich hoffe, ihn bald endgültig verabschieden zu dürfen.

Nimm viele gute Grüße. Herzlich

Dein alter F.

München, den 20. April.

Wie fremd Sie sein können, lieber Freund, wie eisig! Man muß seinen Stolz verleugnen, will man gute Kameradschaft halten mit Ihnen.

Etwas Mütterliches also zieht Sie an in meinem Wesen, etwas, das Ihnen die Überzeugung schafft, man wäre wohl bei mir geborgen? Warum aber gebärden Sie sich dann im persönlichen Verkehr, als befürchteten Sie irgend etwas Häßliches von mir? Ich sehe, Sie sind voll Argwohn, voll Mißtrauen, voll Scheu ...

Ich glaube, ich bin Ihres Vertrauens würdig. Wie lange noch muß ich betteln gehen, bis Sie es mir endlich schenken?

Sie nannten mich jüngst ein reiches, verwöhntes Mädchen. Und Sie sagten das mit einer gewissen Bitterkeit. Liegt darin etwa die Lösung für Ihre kaum verhohlene Abwehr? Glauben Sie, mich treibt eine Laune? Fürchten Sie, wäre die eine Laune erfüllt, so wendete ich mich einer andern zu? Muß ich mich ernstlich verteidigen?

Wie weit soll ich Ihnen noch entgegenkommen? Werden Sie immer so kühl und gemessen bleiben? Ein langweiliger, älterer Bruder? Ich will aber keinen Bruder! Will Sie nicht zum Bruder!

Sie sind verheiratet, hielten Sie mir jüngst entgegen. Und ich meine: Sie können frei werden. Sie müssen sogar frei werden. Und selbst wenn Sie Ihre Kinder über alles lieben! Glauben Sie nicht, daß Ihnen eine Frau auch Ihre Kinder ersetzen könnte?

Jetzt kokettieren Sie wieder mit Ihrem Alter! Reden wie ein müder, kranker Greis! Und sind doch so jung, so frisch, so gesund! Ich weiß es. Man braucht Sie ja nur anzuschauen, wenn Sie Musik machen. Sie sollen selbst staunen, lernen Sie Ihre eigne Jugend einmal erst recht kennen und schätzen. Wie ein losgelassenes Füllen werden Sie noch mit mir über die Wiesen tollen. Und keder und übermütiger sein als die eignen Kin-

der. Knapp ein Dutzend Jährchen sind wir auseinander. Was heißt das? Glauben Sie, uns kann ein Mann etwas bedeuten, an dem wir nicht emporschauen können? Der nicht ein Stück Lebenserfahrung vor uns voraushat?

Kommen Sie bald wieder und bringen Sie endlich Vertrauen mit Ihrer Hilde.

München, den 25. April.

Nein, lieber Freund! Das darf nicht sein. Sie dürfen nicht nach Berlin. Um Himmels willen! Was wollen Sie auf dem Auswärtigen Amt? Was sollen Sie als Jurist? Werfen Sie doch den Plunder in die Ecke! Leben Sie endlich ganz Ihrer Kunst! Ich kann Sie mir nicht länger in öden Schreibstuben vorstellen. Ich muß wissen, daß Ihr Talent die Entfaltung findet, die ihm not tut. Damit Sie erlöst werden und auch uns erlösen können in Ihrem Genius. Ich glaube an Sie und Ihre große Zukunft. Was sollte aus uns werden, nähmen Sie diesen Ruf an? Ich kann mir mein Leben hier ohne Sie gar nicht mehr vorstellen. Schon unsertwegen müssen Sie ablehnen. Unsertwegen ... Sie lachen mich wohl aus. Verzeihen Sie! Ich bin ganz irr. Aber trotz meiner verschrobenen Worte habe ich doch recht. Überlegen Sie es sich nicht lange. Ihr heutiger Anruf mit dieser Schreckensbotschaft ist mir in alle Glieder gefahren. Verscheucht ist der Friede, die Harmonie, die mich seit Ihrem letzten Besuch so glücklich gestimmt hatten.

Endlich, endlich bewiesen Sie mir, daß Sie mich als guten Kameraden betrachten. Ich danke es Ihnen aus vollem Herzen. Schwer, unsäglich schwer ist es Ihnen geworden, mir zu vertrauen.

Wie wenig Glück Sie in Ihrer Ehe gefunden haben, das sieht ja ein Blinder. Und daß Ihre Frau es mit ihren Pflichten nicht allzu genau nimmt, darüber kann man ja die Spatzen auf den Dächern zwitschern hören. Aber wie vornehm sprachen Sie von dem Menschen, der Sie so schwer enttäuscht hat. Als ob Sie alles verstehen und verzeihen könnten. Und dabei fühlte man, wie sich Ihr Innerstes aufbäumte voll Empörung. Aber nur Schonungswille und Mitleid fand Ausdruck in Ihren Worten. Ich achte und liebe Sie darum noch viel mehr. Wie das Grab will ich hüten, was Sie mir vertraut haben.

Sie werden genesen. Glauben Sie mir. Lassen Sie mich Ihnen helfen. Ich will nicht ruhen, bis Sie das Vertrauen zu den Menschen, den Glauben an sich selbst wiedergefunden haben.

Was gibt es Köstlicheres für eine Frau, als mit einem Schaffenden Hand in Hand zu gehen, teilzuhaben am entstehenden Werk, die Vorbedingungen dafür zu bereiten, dem Künstler den Alltag fernzuhalten, ihm Weihe zu geben, Ruhe, Harmonie ...

Nur einmal fühlt man im Leben wie ich. Was sagten Sie neulich, als ich erzählte, daß ich Violine zu spielen begonnen habe? Die Schwierigkeiten würden mich bald abschrecken? Wie schlecht Sie mich kennen! Die Hindernisse vervielfältigen meine Kräfte. Und Ihnen, dem Manne, sollte es bange machen, daß Prügel über Ihrem Weg liegen? Legen Sie Hand an! Räumen Sie das Zeug weg! Machen Sie einmal den Anfang!

Dann ... hier ... meine Hand! Aber ... erst werden Sie frei! Hilde.

Konstanz, den 28. April.

Mein lieber Sohn!

Von schweren Entschlüssen spricht dein Brief.

Längst schon erkannte ich, daß es so nicht weitergeht. Und ich hoffte darauf, du mögest dich endlich aufraffen. Wenn ich trotzdem schwieg, es geschah nur aus Scheu. Ich bringe es nicht übers Herz, in das Schicksal eines andern Menschen roh hineinzugreifen. Selbst dann nicht, wenn es sich um den eignen Sohn handelt. Dazu besitzen wir nicht das Recht. Wir laden sonst eine Verantwortung auf uns, unter der wir schließlich zusammenbrechen könnten. Aber nachdem du dich entschieden hast, darf ich dir sagen: Du tust gut daran, deine Wege von denen deiner Frau zu trennen. Es wäre Unnatur, bliebet ihr beisammen. Unnatur, sperrtest du dir selbst ab, was du zum Leben unbedingt brauchst: Licht, Luft, Wärme. Was eure Ehe zerstörte, ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Daß du dir nichts hast zuschulden kommen lassen, was gegen den heiligen Geist einer Lebenskameradschaft sündigte, davon bin ich überzeugt. Ich kenne dich. Und es unterliegt keinem Zweifel: an deiner Seite konnte eine Frau ihr volles Glück finden. Wenn sie neben dir enttäuscht blieb, wenn sie dir vorenthielt, worauf du Anspruch hattest, so war es gewiß nicht zuletzt ihre eigne Schuld. Daß Corry schon jahrelang geradezu feindselig dir zuleid lebte, das legt die Vermutung nahe, sie habe irgendein schweres Unrecht auf sich geladen. Mancher läßt sich ja daran nicht genügen. Die Charaktergröße, die im Willen, zu verzeihen, zum Ausdruck kommt, beschämt zu sehr, als daß sie nicht bei weniger hochstehenden Naturen Feindschaft auslösen müßte. An Stelle des Dankes, den sie dem Partner schulden, setzen sie den Haß. Nicht demütig treten sie ihm gegenüber, sondern hochfahrend.

Du siehst, ich habe mir so meine eignen Gedanken gemacht. Und diese Gedanken werden nicht erschüttert, wenn du voll Nachsicht und Güte von deiner Frau sprichst, wenn du aus ihrer verfehlten Erziehung, aus allerlei trüben Erfahrungen, aus gewissen Verhältnissen in ihrem Elternhaus entschuldigend den oder jenen häßlichen Zug zu erklären suchst.

Während der letzten Jahre habe ich aus eigner Anschauung ein Bild gewonnen. Das bedarf keiner Retusche. Das duldet keine Korrektur. Wir können also darüber zur Tagesordnung weggehen.

Du hast mehr Gutes an Corry getan, als deine Pflicht gewesen wäre. Hast länger bei ihr ausgeharrt, als sie es verdient hatte. Laß dir das nun genügen. Denk' endlich einmal an dich selbst. Ja, die Kinder werden dir fehlen. Es ist hart, sie entbehren zu müssen. Laß es das letzte Opfer sein, das du dieser Frau bringst. Solange Fräulein Reiner im Hause ist, wird es ihnen an nichts fehlen. Und ihre Mutter ist ja viel zu bequem und indolent, um es je mit diesem Menschenkind zu verderben, das ihr alle Sorge abnimmt.

Ein Stein fällt mir vom Herzen, daß du dich auch mit dem Gedanken befreundest, den Staatsdienst zu verlassen. Du fändest im Amt nie die innere Befriedigung, die dir not tut. Zu sehr liegt dir die Musik im Blut.

Große Umwälzungen stehen dir also bevor. Mögen sie dir zum Segen ausfallen. Ich zweifle nicht daran. Mich befremdet nur der Mut deiner Freunde, daß sie es über sich gewinnen, so gewaltsam auf dich einzuwirken. Vielleicht haben sie recht. Längst wunderte mich, daß Benowski nicht bereits früher auf den Gedanken kam, dir seine Freundschaft auch durch tatkräftige Hilfe zu beweisen. Aber es ist wohl deine eigne Schuld. Du bist ja nachgerade abstoßend in deinem Stolz und mimosenhaft empfindlich. Vielleicht hast du ihm oft schon die besten Vorsätze durch schroffe Zurückweisung erstickt, wenn er nur Andeutungen machte. Ich erinnere mich, daß er sich vor einiger Zeit einmal bei mir darüber beklagt hat, und verstehe erst jetzt so recht, wie er es meinte. »Dietrich ist kleinlich und voll Selbstsucht. Immer will er der Gebende sein, will er sich die andern zu Dank verpflichten.« Es ist ja wahr. Was dankt dir Benowski nicht alles! Du hast kein Recht, ihm ferner zu wehren, will er sich endlich auch einmal die Genugtuung verschaffen, dir einen Dienst leisten zu können. Ich glaube, er leidet darunter, daß er es nur auf eine so unpersönliche Weise vermag.

Den Gobelin kannst du ja nicht rechnen. Er bedeutet für Benowski eine Aufmerksamkeit, wie etwa für einen andern ein Strauß Rosen, den man einer verehrten Frau überreicht. Wie ist übrigens die Restaurierarbeit ausgefallen? Merkt man nicht die Stellen früherer Verschlissenheit? Stechen die neuen Fäden nicht gegen den verblichenen Ton der alten ab? Ich freue mich von Herzen mit dir, stelle ich mir vor, wie du jetzt in Feierstunden deinen Schatz genießest. Doch ich schweife ab. Nimm meinen Rat. Ist dir Benowski als Freund wert, so darfst du ihn nicht länger durch Ablehnung kränken. Wie sollte sein Anerbieten deinem Selbstgefühl zu nahe treten können? Er schwimmt doch im Überfluß. Summen, die der Allgemeinheit hoch erscheinen, bedeuten für ihn so viel wie für uns ein paar Groschen. Du gerätst darüber ins Schwärmen. Wie jung du noch bist! In deinen Augen wird der Freund zum Samariter, der sich der eignen Kleidung beraubt, um deine Blößen zu decken. Lieber Kindskopf, du! Und erst das junge Mädchen, das dir so herzlich begegnet ... Einen guten Engel erblickst du in ihr? Möge sie es dir werden! Das ist der heißeste Wunsch meines Mutterherzens. Möge sie dich entschädigen für alles, was dir andre raubten oder zerbrachen. Gott segne sie dafür!

Ich erflehe vom Himmel, er wolle dich in deinem neuen Leben, in deinem neuen Beruf alles Glück finden lassen, das du reich verdienst.

Stets treu um dich besorgt Deine Mutter.

München, den 29. April.

Nur ein Wort, Lieber! Aber ein Wort, das Gewicht hat. Glauben Sie daran!

Ich bleibe mir und meinem Gefühl treu. Auch wenn Sie erst nach Jahren kommen. Sie ahnen ja nicht, was Liebe bedeutet für eine Frau, für die echte Frau. Daß ihr Leben lang jeder Wunsch, jeder Gedanke dem Einen, Einzigen gehört. Sie ahnen es nicht. Sie glauben es vielleicht auch nicht. Aber Sie werden es glauben lernen.

Hilde.

Attenlohe, den 2. Mai.

Dein Brief, lieber Dietrich, blieb liegen. Na, du wirst das schon als gutes Zeichen gedeutet haben. Es geht mir auch wirklich wieder ganz anständig. Und wenn ich mich wohlfühle, dann hasse ich alles Federgefuchse und ähnliche Beschäftigungen. Mich drängt es gewaltsam, endlich aus dieser Gruft herauszukommen. Auf der Hütte werde ich mich übrigens nicht gar zu lange aufhalten. Der Betrieb geht auch ohne mich. Aber nach Berlin will ich mich setzen und dort einmal das Leben wieder auskosten. Wer weiß, wie lange es noch geht, wann der Knochenmann die Sense schwingt oder einem wenigstens Vorboten des ewigen Lebens in Gestalt irgendeiner infamen Dauerkrankheit schickt! Die Kostprobe der letzten Wochen hat mir den Gaumen gewaltiglich gekitzelt. Ich brauche ein Gegengewicht gegen Fieberthermometer, Wärmeflaschen, Packungen, Krankenkost, Krüppeldasein. Jung muß ich mich endlich wieder fühlen und gesund, muß wissen, daß mein Wille etwas gilt, mehr als der einer Krankenschwester.

Übrigens, um noch einmal auf die Stiftungsangelegenheit zurückzukommen, in der ich keinen Widerspruch mehr entgegennehme: von Verzinsung kann natürlich keine Rede sein, oder gar von Rückzahlung, wie du kindliches Gemüt anzunehmen scheinst. Glaubst du etwa, Geheimrat Eberhard, der seine Erfindung auf dies Kapital gründete, Professor Zintl, der damit das große Lexikon begann, oder Baron Eschwitz, der auf diese Weise seine Grönlandexpedition ausrüstete, die haben sich irgendwie ähnlich blödsinnige Gedanken gemacht wie du, mein Lieber? Also laß es, bitte, künftighin auch bleiben. Die drei genannten Herren sind



Die attische Göttin

Neue Erwerbung der Staatlichen Museen in Berlin

gewiß vom Scheitel bis zur Sohle Ehrenmänner. Was sie taten, darfst du getrost nachmachen. — Ich habe mir übrigens überlegt, ob ich dir wegen deiner Schwerfälligkeit nicht einen Psychiater auf den Hals hetzen soll. — Würdest du das Kapital nicht erhalten, so bekäme es eben irgendein andrer. Und es scheint mir sehr fraglich, ob der es besser als du im Sinne und zur Freude der Allgemeinheit verwerten würde. Es lebe die Ziererei! Aber wenn sie genug gelebt hat, so bring' sie um! Es ist jetzt höchste Zeit für dies Todesopfer! — Im Laufe von spätestens sechs bis acht Wochen ist die Überweisung auf deine Bank erledigt. Laß uns jetzt wirklich nicht weiter von dieser Bagatelle reden! Ich mute dir ja wahrlich nichts zu, was sich nicht mit dem strengsten männlichen Ehrbegriff, mit dem empfindlichsten Stolz vertrüge, was ich nicht selbst in deiner Lage unbedenklich entgegennähme. Wenn du dich übrigens gern außerdem mit einem kleinen Kapital an einer meiner Unternehmungen beteiligen willst, so freut mich das herzlich. Ich werde der Frage nähertreten und dir, jedenfalls längstens, wenn wir die Stiftungssache zum Abschluß bringen, darüber noch eingehendere Vorschläge unterbreiten.

Glückauf bis dahin! Vielleicht sehen wir uns in Berlin? Zerstreuung täte dir sicher gut. Ich wohne wie immer im Adlon.

Stets dein getreuer Felix.

München, den 6. Mai.

Noch ist mir alles wirr im Kopf, lieber Freund! Und mein Herz schlägt aufgeregt weiter. Wie ein Gespenst tauchten Sie vorhin auf in dem dunklen Vestibül. Ich war auf diesen Überfall nicht vorbereitet. Die Neunte Bruckner klang noch in mir nach. Schönegg hatte mich im Auto nach Hause gebracht. Meine Mutter wünschte es so, da sie sich zu unwohl fühlte, um mit mir ins Konzert zu gehen. Im Odeon habe ich Sie übrigens vergebens gesucht. Wie kamen Sie nur plötzlich in unsern abgeschlossenen Hausflur? Ich winkte eben noch Schönegg ins abfahrende Auto nach, da fielen Sie über mich her. Noch zittert alles in mir. Sie schäumten ja vor Erregung. Ihr Gesicht war verzerrt. Kaum zu erkennen. Vor Eifersucht? Oder weswegen? Was sprudelten Sie alles wild heraus? Daß Sie die Scheidung eingeleitet hätten? Daß ich mich wohl besinnen sollte? Alles oder nichts? Noch einmal würden Sie eine Enttäuschung nicht überleben. Darüber kämen Sie nimmer hinaus.

Also meinetwegen haben Sie, was bisher Ihr Leben ausgemacht hat, zerschlagen?

Noch fühle ich Ihre heißen Hände auf meinem Arm, als das Licht im Vestibül erloschen war. Hatte ich auf einmal Angst vor Ihnen? Oder warum drückte ich sonst so hastig den Knopf, daß die Flammen rasch wieder aufblitzten? Ich weiß es selbst nicht. Ich sehe nur noch Ihren anklagenden Blick ... So ungeschickt bin ich immer. Ich schäme mich. Wie konnte ich das nur tun?

Aber ... noch sind Sie ja verheiratet.

Lassen Sie mir Zeit, lassen Sie mir Zeit!

H. H.

München, den 9. Mai.

Mein lieber Doktor!

In Hildegards Namen soll ich Ihnen mitteilen, daß sie überraschend für ein paar Wochen aufs Land zu einer Freundin reiste. Sie konnte Ihnen selbst nicht mehr schreiben, was sie aufrichtig bedauerte. Es ging alles in einer fürchterlichen Hast vor sich. Die bequeme Reisegelegenheit im Auto von gerade hier weilenden Verwandten ließ uns nicht recht viel Zeit zu Überlegungen. Und ob sie auf dem Besitz der Freunde Muße findet für schriftliche Ergüsse, ich möchte es bezweifeln. Die Tage dort fliehen wie im Traum. Viele Gäste, ein ausgedehnter Nachbarschaftsverkehr, Sport aller Arten, Reitjagden, Tennis, Kammermusik, Theaterspiel ... man kann das gar nicht alles in gewöhnliche Wochen pressen.

Ich freue mich herzlich, wie gut Sie sich mit Hildegard verstehen. Und ich belustige mich als stiller Beobachter nicht wenig darüber. Das junge Ding ... so viel überschüssige Kraft ... so viel Temperament, so viel Gefühl und Phantasie ... Was haben wir nicht schon für köstliche Intermezzi erlebt! Auf Schritt und Tritt! Im vergangenen Sommer da formte das phantastische Köpfchen den recht rustikalen Verwalter meines Gutes zu einer Art antiker Gottheit. War er Merkur, Apoll oder Bacchus, ich weiß es nicht mehr. Kein andres männliches Wesen hielt jedenfalls den Vergleich mit ihm aus. Auch nicht die jungen Kavaliere der Umgegend, deren einige schon einem Mädchen den Kopf verdrehen könnten. Aber das ist ja das Merkwürdige. Hildegard verfällt immer auf Leutchen ganz andrer Schichten, die man gesellschaftlich gar nicht voll nehmen kann, deren Stellung von vornherein jeden ernsteren Gedanken ausschließt. Denken Sie nur — Sie glauben es kaum: den ländlichen Apoll löste jener Polizist ab, der zu Beginn des Winters nach unsrer Rückkehr vom Lande Hildegards Schäferhund auf den Mann dressierte. Schwer zu begreifen. Aber über Geschmack läßt sich ja nicht streiten. Welche Rolle der Mann des Gesetzes verkörperte, wer ihm folgte im Reigen, ich ahne es nicht. Wer könnte auch all diesen Episödchen nachgehen, so lustig sie sind!

Ich staune nur über die Einbildungskraft, die so ein Kind besitzt. Kaum begegnet ihm jemand, der eben nicht Schablone ist, gleich dichtet es ihn zu einer romantischen Gestalt um. Oder sagen wir nicht besser, zu einer Romanfigur? Solch unverfälschte Jungmädchenhaftigkeit ist Ihnen wohl noch nie begegnet, lieber Doktor? Ich muß Ihnen mein Kompliment machen: selten ging jemand

so feinsinnig und schonungsvoll auf Hildegards Kindereien ein. Sie bewähren sich als echter Freund unsrer Jugend und sind uns andern Erwachsenen weit voraus, weil Sie so viel Takt besitzen, zu verstehen und nicht zu lächeln, während wir es bisweilen nicht unterdrücken können, über Hildegards Wahllosigkeit den Mund zu verziehen, wie über die Torheit von Menschen, die solche Mädelstreiche ernst nehmen. Und denken Sie, es gibt merkwürdigerweise solche Geisteshelden. Unter den Zuschauern wie unter denen, die zu den Akteuren zählen. Das aber verwundert mich jeden Tag aufs neue. Denn der schlimmste Fluch für einen Mann liegt doch in der Lächerlichkeit ... Aber ich gerate ins Schwatzen. Verzeihen Sie diese Untugend einer alten Frau und kommen Sie bald einmal bei mir vorüber, um mir durch Musik und Plauderei die Zeit zu vertreiben, während meine Jugend auf dem Lande tollt und dort gewiß neuen Helden für ihre romantische Phantasie, neuen Rittern der blauen Blume begegnet.

Mit den besten Grüßen

Stephanie von Hersfeld.

Konstanz, den 7. August.

Weiter bist du nicht gekommen, mein lieber Junge, als bis auf die Höhen des Starnberger Sees? Im alten Holzhausen hast du wieder einmal deine Zelte aufgeschlagen? Wie kannst du fragen, ob ich mich erinnere an den Sommer dort vor acht Jahren? Es war nicht lange vor deiner Heirat, und wir konnten noch einmal so recht nur für einander dasein. Mutter und Sohn. Greifbar lebt diese Zeit in mir, jeder Tag, jedes Gespräch. Es beruhigt mich, dich dort zu wissen, wo dir stets so heimatlich zumute war. Und trotzdem kann ich einer leichten Enttäuschung nicht wehren. Als du vor Beginn der Theaterferien davon sprachst, du wolltest bald eine Wanderung antreten, da dachte ich, du schnürest nur ein leichtes Bündel und wandertest, wandertest fort und fort, wohin es dich lockt, weit hinein nach Tirol, am Ende zu den südlichen Alpenhängen oder vielleicht auch über den Arlberg unserm alten Bodensee zu, wo einer einsamen Frau die Stunden, die sie nicht mit dir verbringen darf, gar so mühselig dahinrinnen ...

Nun aber läßt dir deine symphonische Dichtung keine Ruhe ... Überarbeite dich nur ja nicht. Spanne doch einmal aus! Es täte dir so not. Genieße das Landleben, den See, den Sommer. Schöpfe Kraft! Du wirst sie brauchen können.

Deine Briefe erzählen von beschaulichem Schaffen, von Harmonie. Wenn ich ihnen nur glauben könnte! Aber ihre Gefaßtheit kommt mir unnatürlich vor. Sie ängstigt mich. Zwischen den Zeilen wittere ich Verzweiflung, die du aus Rücksicht verbirgst.

Auf dem kleinen Friedhof sitzest du meist? Angelehnt an die verwitterte Kirchenwand, deine Partitur auf den Knien? Doch zeitweise ruhst du dich von der Arbeit aus und trinkst die Schönheit in dich hinein, dieser lieblichen Landschaft dir zu Füßen, der Kirchen, Dörfer, Höfe, Wälder ringsum im welligen Gelände, trinkst die Schönheit des blauen Sees mit seinen im Sommerdunst verschwimmenden Ufern?

Es gelingt mir nicht, dich so zu sehen. So sehr ich mich auch mühe. Andre Bilder treten mir wieder und wieder vor die Seele. Sie lassen sich nicht wegwischen. Und sie zeigen dich ruhelos zwischen den Gräbern hin und her irren, aufgepeitscht von Angst und Zweifeln, hadernd mit Gott, mit den Menschen, mit dir selbst ... Nimm mir diese Vorstellungen, Dieter! Befreie mich von ihnen, wenn du kannst.

Du weißt, wie schwer mir der Verzicht fiel, dich während der Opernferien nicht bei mir zu haben. Aber ich nahm ihn auf mich, weil ich mir sagte, dir wird so wohler sein. Jetzt aber sehe ich, dir fehlt ein Mensch, mit dem du dich aussprechen kannst, eine Frau, die dir mit weicher Hand den Alltag ein wenig durch Blumen schmückt. Und da frage ich dich: Willst du nicht doch noch auf ein paar Wochen zu mir kommen? Du sollst alle Muße haben. Nichts darf dich stören. Ich werde die Wohnung umräumen, daß der Flügel in dein Arbeitszimmer gestellt wird und du nebenan schlafen kannst. Kein Geräusch soll zu dir dringen. Du kannst den Tag einteilen, wie es dir beliebt. Überlege es dir, bitte! Gar nicht merken wirst du, daß ich auf dem gleichen Flur lebe. Nur wenn du mich rufst, werde ich kommen. Laß mich deine Sorgen teilen, dir wird leichter werden.

Die öden Klatschereien über deine Scheidung machen dir ja doch zu schaffen, mehr jedenfalls als du zugibst. Aber laß die Menschen! Sie lieben es eben einmal, zu verkennen und herabzuzerren. Du hast ihnen ja auch selbst die falsche Fährte gewiesen. Indem du alle Schuld auf dich nahmst. Bleibe also nicht auf halbem Wege stehen. Du mußtest dir von vornherein sagen, daß man über dich herfallen würde. Kann dich denn das irgendwie kümmern, da du doch alles Recht auf deiner Seite weißt? Da du Gewissenlosigkeit bis zuletzt mit Güte lohntest und mit Opfern?

Ich schüttle das alles mit einem Achselzucken ab. Dafür aber drückt mich das Verhalten deiner Freunde schier zu Boden. Ich verstehe nicht, weshalb Benowski sich in Schweigen hüllt, verstehe nicht, weshalb er die dir aufgedrängte Stiftungsangelegenheit nicht regelt. Stelle ihn doch zur Rede! Seit jener Gobelingeschichte ist mein Glauben an ihn ins Wanken geraten. Das werde ich ihm nie verzeihen. Nimmer hätte er mich um die größte Freude meines Alters betrügen, nimmer mir dies kostbare Stück, an dem dein ganzes Herz hing, abjagen dürfen, wenn er es dir nicht wirklich zum Geschenk machen, wenn er es vielmehr in

seiner eignen Bibliothek aufhängen wollte. Das ist ein unerhörter Vertrauensbruch.

Allerdings, die Frage Benowski scheint dich ja ungleich weniger zu berühren als das andre Rätsel. Auch da hämmere ich gegen verschlossene Pforten und reiße mir die Nägel blutig. Bin ich zu alt? Versagt mein Fassungsvermögen? Oder sind die Menschen so ganz anders geworden? Heute gebärden sie sich, als könnten sie ohne den oder jenen nicht mehr atmen. Morgen ist der Betreffende wie aus ihrem Leben ausgelöscht. Ich will nicht behaupten, daß dies in deinem Fall zutreffe. Ich kenne ja Fräulein von Hersfeld nicht. Aber deine Auffassung vermag ich mir auch nicht anzueignen. Du bangst seit Wochen, ja seit Monaten um die entscheidende Nachricht. Bangst von Stunde zu Stunde. Anfangs erklärtest du dir ihr Schweigen — ganz abgesehen von mütterlichem Einspruch — damit, daß sie sich nicht rühren wollte, ehe du endgültig frei warst, daß sie sich scheute, irgendeine Schuld gegen Corry auf sich zu laden. Nun aber sind ja viele Wochen seit deiner Scheidung vergangen. Und sie läßt immer noch nichts von sich hören.

»Sie ist treu«, meinst du. »Sie denkt an nichts als an unser künftiges Glück.« Warum schaffst du dir keine Gewißheit?

Selbst ihre unausgesprochenen Wünsche willst du nicht durchkreuzen? Auch wenn du sie nicht fassen kannst? Wenn du darunter blutest? »Lassen Sie mir Zeit!« Diese Forderung glaubst du erfüllen zu müssen? Und wartest, wartest darauf, daß sie ein Zeichen gibt, daß sie zu dir kommt?

Du wirst wohl recht haben. Ich handelte anders.

Dein Glaube an dies junge Geschöpf rührt mich. Doch wenn er erschüttert werden sollte ... Verzweiflungsvolle Angst lähmt mich schier.

Dieter, mein geliebter, einziger Junge! Komm zu mir! Laß dich nicht vergebens bitten! Komm zu deiner alten, abgehärmten Mutter.

Konstanz, den 3. November.

Hab' Dank für dein Vertrauen, lieber Junge. Wie aber magst du nur die beruflichen Enttäuschungen so schwer nehmen? Das Theater ist nun einmal keine moralische Anstalt. Zum andern wirst du nicht ewig Korrepetitor bleiben. Das ist doch alles nur Schule, Übergangsstadium. Vergiß nicht, wie rasch dein Talent Anerkennung fand und dir einen Posten verschaffte ... Ach, warum hat dir Gott nicht ein Teilchen von Vaters Humor vererbt? Du würdest mit einem leicht spöttischen Lächeln hinnehmen, was jetzt wie ein Alb auf dir lastet.

Ob der Konzertsaal dein ureigenes Feld ist, ich weiß es noch nicht. Auch zweifle ich, ob ich an deiner Stelle schon jetzt mit einer symphonischen Arbeit an die Öffentlichkeit treten würde. Lehrer sind oft eitler auf rasche Erfolge, als ihren Schülern zuträglich ist. Auf der andern Seite beweist die unbestrittene Annahme dieses Neulingswerkes erneut deine Berufung zum Musiker. Und daß man dir das Orchester selbst anvertraut, verrät, wie große Stücke man auf dich hält. Also nur guten Mut!

Wieviel gäbe ich drum, dürfte ich deinem ersten öffentlichen Auftreten beiwohnen! Aber so ein altes Weibchen kann eben die Gefahren einer Winterreise nicht mehr auf sich nehmen, ohne allerlei aufs Spiel zu setzen. Und du hast deine Mutter eben doch noch nötig, will mir scheinen.

Im Theater hast du jüngst Fräulein von Hersfeld gesehen? Nur gesehen? Nicht gesprochen? Und geschrieben hat sie dir immer noch nicht? Auch Benowski bleibt verschollen? Wiederholt er am Ende gar seine bewährte Taktik? Das gegebene Wort, das einzulösen ihm plötzlich unbequem dünkt, vergißt er eben. Was gibt es Einfacheres? Seine Hilfsbereitschaft schwand ihm aus dem Gedächtnis wie der Gobelin? Ja, besitzt dieser Mensch denn keine Seele? Kein Verantwortungsgefühl für das, was er anrichtet? Er hat doch schließlich deine Scheidung, deinen Berufswechsel, den Bruch mit deiner gesamten früheren Existenz auf dem Gewissen ...

Gebe Gott, daß alles so ist, wie du es dir vorstellst! Daß es sich zu deinem Besten wendet. Gebe er vor allem, daß das Mädchen, dem du dein Herz geschenkt hast voll eines Vertrauens, das ich bewundere, sich dieses Gefühls wert erweist! Willst du mir nicht doch erlauben, daß ich ein paar Worte an sie richte? Nur ein paar kurze Fragen? Bitte, ermächtige mich dazu. Ich kann es ja nicht mehr mit ansehen, wie maßlos man dich quält.

Wieder wie im Sommer flehe ich: Komm, wenn du mich brauchst! Immer findest du Verständnis und Liebe und Glauben in den Armen deiner Mutter.

An Bord der »Dalmatia«.
Genua, den 28. November.

Beinahe hätte ich dir Lebewohl zu sagen vergessen, lieber Dietrich! Ich bin im Begriff, mich nach Indien einzuschiffen. Will von Kalkutta aus nördlich. Eine Tibetexpedition auszurüsten, hatte mich ja lange schon gelockt. Nun ist es soweit. Zwar warf mich das letzte halbe Jahr wild herum. Erlebnisse habe ich gesammelt, von denen ein andrer sein Leben lang zehren würde. Mir genügt es nicht. Ich brauche neue Eindrücke. Auch kann ich nicht länger mehr zuschauen, in welchem Schneckentempo der Attenloher Neubau vorankriecht. Ich bin müde, unablässig die Peitsche zu schwingen. Soll ich mich, ein zweiter Sisyphos, selbst zu Tode quälen? ... Ja so ... du weißt am Ende noch gar nichts davon? Meine Sammlungen, um die mich heute die ganze Welt beneidet, sollen in einem eignen Galeriegebäude

untergebracht werden. Eine Art Torbogen — übrigens innenarchitektonisch entzückend ausgenützt — verbindet es mit dem Schloß. Allerlei berühmte Maler, Architekten und Bildhauer arbeiten seit Monaten mit einem Heer von Handlangern daran, meinen Träumen Gestalt zu geben. Tausendundeine Nacht wird Wirklichkeit. Was die europäische Kultur seit der Gotik Köstliches geschaffen hat, vereinige ich in den erlesensten Stücken. Aber nicht ein totes Museum darf daraus entstehen. Darum rief ich neben den Künsten und der modernsten Technik auch die Natur zu Hilfe. Ein Triumph des Menschengeistes, das ist der Untertitel dieser Schöpfung.

Meine italienischen Meister, die Bode mir für die Staatsgalerien um jeden Preis abtrotzen wollte, geben dem Musiksaal ihre Note. Vom Flügel aus öffnet sich dir ein Blick auf einen Löwenhof, zu dem mich die Alhambra anregte, auf Palmen und orientalische Blütenpracht. Wasserkünste spielen nach deinem Belieben in jedem Licht, jedem Farbenton, den deine Laune oder Stimmung befiehlt. Hier wirst du erst schaffen können. Einfälle strömen von allen Seiten auf dich ein. Der Theatersaal nebenan ist des Sonnenkönigs würdig. Meine französischen Gobelins, die seine Wände decken, halten den Vergleich mit den Versailler und den Wiener Wunderwerken aus. Doch wozu reden? Wie soll man eine Vorstellung vermitteln können von dem, was hier am Werk ist? Sehen muß man das. Sonst gewinnt man keinerlei Bild. Und ich hasse das Briefschreiben. Das hast du gemerkt? Ich glaube gar, seit ich im Mai Attenlohe verließ, habe ich nichts mehr von mir hören lassen. Nun, du überschwemmtest mich ja auch nicht mit Briefen. Wir können uns also wohl gegenseitig Vorwürfe ersparen.

Mit Genugtuung erfuhr ich übrigens, daß du an der Oper eine Anstellung gefunden hast. Wie rasch wirst du dich hochgearbeitet haben! Wie rasch wird dein Künstlername sich die Welt erobern! Ich sehe dich als Sieger, als vergötterten Liebling der Frauen, sehe dich verwöhnt in Ehren und irdischen Gütern schwimmen. Und ich werde wohl den Triumph erleben, daß du mir zugestehst: Wohlleben und Reichtum, die du bisher verachtetest, besitzen doch auch ihre guten Seiten.

Jedenfalls werden wir uns, wenn wir uns wiedersehen — vor Jahresfrist dürfte es schwerlich soweit sein —, eine Menge zu erzählen haben. Bis dahin alles Gute! Der Genueser Lärm macht selbst Menschen mit Stricknerven schier verrückt. Wie sollte man da einen vernünftigen Brief zu Papier bringen können? Felix.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung
vom 30. November.

Ein edler Wohltäter der Menschheit errichtete zur Unterstützung armer begabter Studenten der Technischen Hochschule Charlottenburg eine Stiftung in außerordentlich hohem Betrage. Eine Summe gleicher Höhe überwies er der Hochschulverwaltung mit der Bestimmung, daß sie zu gleichen Teilen den Laboratorien wie der Bibliothek zugeführt werden solle. Man wird wohl nicht fehlgehen, vermutet man hinter dem hochherzigen Stifter eine bekannte Persönlichkeit der rheinischen Großindustrie, die wiederholt ungewöhnliche Hilfsbereitschaft und Opferfreude bekundet hat. Auch die Musterherrschaft, zu der dieser edle Mann sein im Hegau gelegenes Rittergut ausgestaltete, legt Zeugnis ab von einem Gemeinsinn, der seinesgleichen sucht.

Das Kultusministerium hat dem Stifter den wärmsten Dank der Regierung zum Ausdruck gebracht.

Berlin, den 3. Dezember.

Du nimmst dir heraus, Dietrich, den Richter über mich zu spielen? Du machst auf einmal Rechte auf deine Kinder geltend? Du glaubst, mir jetzt noch vorschreiben zu dürfen — ein halbes Jahr nach unsrer Scheidung —, was ich zu tun und was ich zu lassen habe?

Du befindest dich ganz gewaltig auf dem Holzweg, mein Lieber! Du hast mich plötzlich aus deinem Leben hinausgewiesen, hast vor dir selbst — wenn du auch nach außen hin so viel Ritterlichkeit aufbrachtest, es zu verschweigen — aus einer verjährten Torheit das Recht abgeleitet, mich auf die Straße zu setzen. Trage nun auch die Folgen! Wenn ich mich jetzt schadlos hielte für das, was mir das Leben versagt, wo, wie, mit wem es mir beliebte, du wärest nicht im mindesten befugt, mir einen Vorwurf daraus zu machen!

Mir nicht! Schlag' an deine eigne Brust. Denn du trägst die Schuld an allem, was geschieht und was geschehen ist.

Im übrigen haben dich deine guten Freunde wieder einmal falsch berichtet. Natürlich glaubst du verleumderischen Schuften lieber als deiner ehemaligen Frau. Wie du immer den Einflüsterungen andrer oder — sagen wir gleich ehrlich — böswilligem Tratsch mehr Gehör gabst als mir. Von ihnen und vom Schein ließest du dich nasführen.

Oder nahmst du dir etwa einmal die Mühe, nachzuprüfen, gewissenhaft nachzuprüfen, was man dir zutrug? Einmal die Mühe, den Tatsachen auf den Grund zu gehen?

Gewiß, ich hätte mich als junge Frau nicht hinreißen lassen dürfen zu jenem geschmacklosen Flirt ... Aber hast du dich je gefragt, warum es geschah? Ob nicht der Grund, die Schuld, wenn du schon so willst, mindestens in gleichem Grade bei dir zu suchen war wie bei mir? Du erzähltest lachend von deinen Eroberungen. Ich weiß, du verfügst über vieles, was Frauen anzieht. Man hat mir ja deinen Besitz wahrhaftig nicht leicht gemacht. Vom ersten Tage an nicht. Du aber warst empfänglich für weibliche Reize und Schmeichelei.

Wer würde dir daraus einen Vorwurf machen! Auch ich tat es nicht. Aber ich litt darunter. Litt so viel, daß mich die Lust anwandelte, dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Teufel ritt mich. Ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Heute wäre es ja völlig sinnlos. Sonst würde ich erklären, ich hätte nur an das eine gedacht, was ja wohl den Ausschlag gab: dich zurückzugewinnen, indem ich dich eifersüchtig machte ... Ja, du solltest es mit der Angst zu tun kriegen. Da du aber gar nicht darauf achtetest, trieb ich es toll und toller; nur darauf bedacht, dich zu reizen, auf dich Eindruck zu machen. Was die Leute dazu sagten, das galt mir gleich.

Ja, ich habe die Lästermäuler herausgefordert, habe ihren Gesetzen und Paragraphen ins Gesicht geschlagen — aber gewiß nicht entfernt so schwer wie manch eine, die ihre Augen kaum vom Boden aufzuheben sich getraut, wenn sie sich beobachtet weiß.

Ja, mein Lieber! Das einzige Ergebnis dieses Kampfes um dich lag darin, daß ich mir meinen guten Ruf zugrunde richtete.

Zum erstenmal ging mir das grausam auf, als du mich bezichtigtest, dir die Ehe gebrochen zu haben. Aber da war es zu spät. Zwischen uns konnte es nicht mehr gut werden. Diese Beleidigung vermochte ich dir nicht zu verzeihen. Du erinnerst dich vielleicht: ich habe dir gar keine Antwort darauf gegeben. Du legtest mein Schweigen als Geständnis aus. Es sollte dir unbenommen bleiben. Ich schwieg und verbiß mich in Haß.

Zu stolz bin ich auch heute noch, dich zu überzeugen, daß du mir Unrecht tatest. Zu stolz im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit. Noch heute empört mich der Verdacht, der Gedanke, daß du mir eine solche Niedertracht, daß du mir Lüge und Verrat zutraust. Glaubtest du im Ernst, ich würde mich je verteidigen? Zugegeben, der Schein war gegen mich. Aber du mußtest mich besser kennen. Und wenn deine Freunde tausendmal Steine gegen mich aufhoben. Allen voran jener eine, Gottvaterähnliche, der nicht ruhen konnte, bis er sich an mir gerächt hatte. Ja, gerächt! Und wofür?

Dein Erstaunen schafft mir Behagen, wenn ich es mir vorstelle ... Hast du unübertrefflicher Menschenkenner dich nie gefragt, ob dieser unversehens so steinreich und größenwahnsinnig gewordene Kleinbürger wirklich nur aus lauterster Freundesgesinnung nicht ruhte, bis unsre Ehe zerschlagen war, nur aus edelster Besorgtheit, du könntest neben mir Schaden nehmen an Leib und Seele oder um jenes Glück betrogen werden, das dir zustand? Hast du dich nie gefragt, ob ihn nicht auch etwa persönliche Motive leiteten? Nein, das hast du nie getan. Du vertrautest ihm ja grenzenlos. Zum Dank dafür hätte er ja auch gar zu gern sein Gefühl für dich auf deine Frau übertragen. Aber in einer Weise, die mich zu schwül dünkte, die wohl auch deinen Beifall schwerlich in vollem Maße gefunden haben würde. Seine Eitelkeit träumte von leichtem Sieg und hielt wohl meine Ablehnung allzu lange für Koketterie. Daß ich ihm eines Tags die Zähne zeigen, ja drohen mußte, dir die Binde von den Augen zu reißen, wenn er mich weiter behelligte, das hat er mir nie vergessen. Und du, mein Lieber, hast dich zum bequemen Werkzeug seiner Rache hergegeben. Als du jene alte Geschichte aufgriffest, wußte ich gleich, woher der Wind wehte. Ich tat dir deinen Willen und ging, ohne viel Widerstreben. Nun aber bleibe es dabei! Laß uns jetzt ein für allemal in Frieden! Habe die Güte, mich künftighin mit weiteren Ergüssen deiner Feder gefälligst zu verschonen, und menge dich nicht mehr in Dinge, die dich nichts angehen.

Die Kinder, die du selbst aus deinem Leben getilgt hast, werden dir das nach Recht und Billigkeit danken. Das Vorbild ihrer Mutter dürfte immer noch besser sein als das gewisser andrer Persönlichkeiten, von denen du nicht eben gering denkst.

Nie und nimmer verzichte ich auch nur auf ein Teilchen der Rechte, die mir das Scheidungsurteil zuspricht. Du hast die Schuld auf dich genommen. Du hast den Großmütigen gespielt. Hast auf die Kinder verzichtet. Bitte, trag nun auch die Folgen.

Ich kann mir denken, daß es leichter fällt, mit theatralischen Gesten zu prunken als durchzuhalten. Du verlangst ja nichts von andern — wie oft hast du mir das eingebläut —, was du nicht selbst zu erfüllen bereit bist. Ich habe die Zähne zusammenbeißen müssen. Nun wirst du es wohl auch können! — Gehab' dich wohl! Corry.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung
vom 5. Dezember.

Die Technische Hochschule Charlottenburg hat den erst vor wenigen Tagen zum Geheimen Kommerzienrat ernannten Hüttenwerks- und Rittergutsbesitzer Felix Benowski heute zum Ehrendoktor (Dr. ing. h. c.) promoviert.

München, den 6. Dezember.

Du hattest recht, liebe Mutter! Es war verfrüht, mein erstes Auftreten. Ich wollte ernten, ehe ich recht gesät hatte. Darüber trügt mich kein gönnerhaftes Wohlwollen hinweg, nicht die schmeichelhafteste Zeitungskritik.

Mein Konzertabend wuchs sich zu einem Mißerfolg aus. Wie hätte es auch anders sein sollen? Handelte es sich doch um mich! Daß immer wieder der Himmel einem voll Baßgeigen hängt, dem mißglückt, was er auch anrührt.

Mein erster Blick übrigens, als ich das Podium betrat, fiel auf Hilde. Mutter und Tochter saßen ganz vorn. In ihrer Begleitung befand sich irgendein geschniegelter Jüngling. Er kam mir bekannt vor. Doch weiß ich nicht recht, wo diese fade Alltagsphysiognomie unterbringen.

Hilde so nah zu wissen, hat mich wohl bestürzt. Ich dirigierte mechanisch, war gar nicht recht bei der Sache. Alles spielte sich ab wie im Traum. Nur unwirklicher noch. An einer besonders kraftvollen Stelle der Symphonie schrak ich auf. Nicht anders, als wenn man mitten in der Nacht erwacht. Und ich fand mich zuerst gar nicht zurecht. Es kam mir so lächerlich vor, daß ich da einen Taktstock in der Luft schwang, daß schwer arbeitende Menschen mit hochroten Köpfen rings um mich her saßen und Lärm machten, indes sie ihre Blicke immer wieder auf mich richteten. Ich glaubte Spott und Ärger in ihren Mienen zu lesen. Am liebsten hätte ich den Dirigentenstab in weitem Bogen weg von mir in die hinterste Ecke geschleudert, nur um hinauszueilen aus dem muffigen Saal. Der Konzertmeister lächelte überlegen und zugleich betreten. Es empörte mich über alle Maßen. Handgreiflich hätte ich werden können. Alles in mir war heller Aufruhr.

Während ich, mir selbst lächerlich, fortdirigierte, kam es mir manchmal vor, als legte Hilde schüchtern und zart ihre Hand auf meinen Arm, so wie damals, als sie mich allein in ihren kleinen Salon gerufen hatte. Ich fühlte ihre körperliche Nähe, und kalte und heiße Schauer liefen mir über den Rücken. Aber als ich nach dem ersten Satz für den lauen Beifall dankend mich verneigte, bemerkte ich, daß mich ihr Blick fremd und gleichgültig streifte. Nicht wie früher grüßten diese Augen warm und voll Zuneigung. Wie über einen leblosen Gegenstand glitten sie hinweg. Und mich bestürmte ein Chaos von Gedanken, in dem ich versinke. Immer aufs neue türmten sich Fragen übereinander und rollten daher wie die Wogen eines aufgewühlten Meeres. Alles andre verschwand dahinter. Was galt mir der Erfolg? Was die Musik? Was mein eignes Werk? Die Pausen allein wurden mir bedeutungsvoll. Denn da konnte ich mich umdrehen und Hilde suchen. Aber so hartnäckig ich auch meinen Blick auf ihr ruhen ließ, das Rätsel verwirrte sich mehr und mehr.

Was sind das alles für Menschen? Führt mich denn ein böser Stern? Soll ich nie auf eine verwandte Seele stoßen, auf unbedingte Zuverlässigkeit?

Erst Corry ... Meine Jugend, meine unberührte, mein erstes heißes Gefühl, meinen Glauben an die Menschen, an sie, die Krone aller Weiblichkeit ... auf den Knien habe ich ihr das alles dargebracht. Und sie? ... Kalt lächelnd zertrat sie, was da vor sie hingestreut war, aus Laune, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen.

Oder habe ich mir nur das alles so zurechtgelegt? Sollte ich wirklich, ich allein die Schuld tragen, daß unsre Ehe zerbrach? Sollte ich selbst zertreten haben, was hätte blühen und Früchte tragen können? Ich selbst blindlings in den Sumpf gerannt sein, in dem ich tief und tiefer versank?

Aber, Freund Felix ... warum ließest du mich nicht versinken? Warum strecktest du dem Ertrinkenden die Hand hin? Um ihn zu retten? Oder nur, damit er die Qualen des Todes noch grausamer und länger durchkostete? Auch dich kann ich nicht verstehen. Du ruhtest nicht, bis du mich mit allen Wurzeln aus dem Erdreich gezerrt hattest, aus dem ich Nahrung zog. Du rissest vor mir das Tor zu einer Zukunft auf, die mich blendete, und warfst es dann plötzlich schwer ins Schloß, gerade als ich eintreten wollte ...

Habe ich mich je gegen dich verfehlt? Habe ich es nicht ernst gemeint mit unsrer Freundschaft? Warum mußtest du mich so unsäglich demütigen? Warum mir die Augen öffnen? Warum mir rauben, was ich besaß? Warum alle Hebel in Bewegung setzen, bis ich meinen Stolz verleugnete und bereit war, ein Almosen von dir entgegenzunehmen? Du wußtest doch, ich halte nur aus, solange ich mich selbst achten kann. — Mußte es denn sein, daß du mir diesen letzten Besitz entrissest?

Was für eine Laune war nur über dich gekommen? Ich hatte dich doch nimmer um einen Dienst gebeten! Warum drängtest du dich mir auf? Nur um mich dann grausam im Stich zu lassen, um so zu tun, als ahntest du nicht im entferntesten, welche Umwälzung du hervorgerufen hast? Das ist doch alles ganz sinnlos ...

Bin ich denn irr? Nur ein Todfeind, der mir Rache geschworen hatte, konnte doch so an mir handeln. Wie käme Felix dazu? Er, der es immer gut mit mir meinte? Dem ich Liebes erwies, soweit es nur in meinen Kräften stand? ... Mein Geist muß krank sein. Alles das ist ja reiner Wahn ... Das Phantom eines zerrütteten Hirns ... Aber nein ... hier .. hier halte ich seine Briefe. Schwarz auf weiß steht da sein Vorschlag ... und rührend gut klingt Wort für Wort, jedes einzelne ein Zeichen echter Freundschaft ...

Ich werde es nie fassen ...

Was seid ihr um Himmels willen für Menschen! Auch du, Hilde ... Ist es nicht noch wahnwitziger, was ich von dir erfuhr? Mich hielt scheue Achtung vor deiner Jugend zurück. So sehr ich mich auch von dir angezogen fühlte, ich wäre dir nimmer nähergetreten, wenn nicht du selbst meine Bedenken überwunden hättest ... Was zwängtest du dich in mein Leben, rangst mir mit Gewalt ab das Geständnis meines zerbrochenen Daseins? Was ließest du mich fallen, nachdem ich dir mein geheimstes Leid voll Widerstreben und blutenden Herzens preisgegeben hatte? Fallen wie eine hohle Nuß? ... Ich möchte hinausschreien vor Qual, daß ich dir, hier in meinen Händen, die Seele darbot, und du dich achselzuckend abwandtest. Hütest du wenigstens, was du dir erschlichen hast? Oder trägst du meine Schande von Haus zu Haus?

Was in aller Welt war in dich gefahren?

Reizte dich nur Neugierde? Oder Eitelkeit? Wolltest du einmal deine Macht erproben, einmal erleben, daß deinetwegen einer alles wegwarf, was bisher sein Leben ausgemacht hatte? Daß er seine ganze Zukunft auf dich stellte, von dir erwartete, reichlich für alles Leid entschädigt zu werden? Als du aber dein Ziel erreicht hattest, als du den Triumph in den Händen hieltest, da erlosch jedes Gefühl? Da war ich dir nur mehr lästig? Da hieltst du es nicht einmal der Mühe wert, mir den Laufpaß zu geben? Ich war abgetan, als hätte ich nie gelebt ...

Habe ich am Ende auch dir gegenüber eine Schuld auf mich geladen? Dich etwa erschreckt durch meine Eifersucht auf deinen Begleiter? Durch meine Leidenschaftlichkeit? Aber das wäre doch kein Grund, ein starkes Gefühl zu ersticken ...

Es war eben kein starkes Gefühl, das du für mich empfandest. Eine Laune nur trieb dich. Das Spiel allein lockte.

Jetzt sehe ich auf einmal klar. Warum rang ich mich nicht früher zu dieser Erkenntnis durch? Warum klammerte ich mich an die unsinnigsten Hoffnungen? Warum redete ich mir ein, nur ein strenges Verbot deiner Mutter oder gar böse Drohungen hielten dich von mir fern? Oder Jungmädchenscheu, die dich plötzlich überwältigte, ließ dich nicht das rechte Wort finden. Warum bangte ich von Post zu Post auf ein paar Zeilen deiner Hand, auf ein einziges, ein klares Wort? ... Die grausamste Entscheidung wäre ja Wohltat gewesen gegen diese Höllenqual, zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her geschleudert zu werden ... Ist dir zu spät erst klar geworden, wie hoch du spieltest? War ich Narr dir nur zu schwerfällig und ernst? Zu tölpelhaft ernst? Kehrtest du plötzlich um, weil dir nie beigefallen war, daß ich Hand in Hand mit dir durchs Leben gehen wollte? Ein kleines Abenteuer, ja, das wäre etwa nach deinem Geschmack gewesen. Aber mehr? ... Du lachtest wohl über mich? Oder spottetest über meine Selbstgefälligkeit, daß ich glaubte, ein junges Mädchen könnte ...

Ach, mir ekelt vor euch Menschen! Mir ekelt davor, dies Dasein weiter zu schleppen. Mir ekelt vor mir selbst. Mehr noch als vor allem andern. Wie kann nur ein Mensch so haltlos sein, so verächtlich unselbständig, daß er euch nötig hat, daß er ohne euch nicht frei atmen kann, daß er immer wieder dem nächsten Besten beide Hände entgegenstreckt, um Wärme und Vertrauen bettelt und verraten und beschmutzt wird!

Pfui über solche widerlichen Schwächlinge! Aber solch hirnverbrannte Idioten! Sie verdienen es gar nicht anders, als daß man ihnen wie einem Tanzbären einen Ring durch die Nase zieht und sich nun ergötzt an ihren grotesken Sprüngen und Sätzen. Ihr habt recht gehandelt! Euch trifft kein Vorwurf! Wahrhaftig nicht! Der Dumme nur hat zum Schaden den Spott! Lohnte es wenigstens der Mühe? Habt ihr euch verlustiert? Es muß zu spaßig sein, wenn so ein alberner Tropf zum Takt der Musik herumspringt, die man ihm aufspielt.

München, im Dezember.

Stefanie Freifrau von Hersfeld, geb. Gräfin Enz gibt hiermit geziemend Kenntnis von der bevorstehenden Vermählung ihrer Tochter Hildegard mit Hugo Grafen Schönegg, Herrn auf Schönegg und Klein-Ellrode.

Die kirchliche Trauung findet am 16. Dezember in der Schloßkapelle zu Hersfeld statt.

München, den 9. Dezember.

Meine liebe, gute Mutter!

Dein Leben lang, seit Vaters allzu frühem Tode, hast du nur einem einzigen Gedanken gelebt, daß es mir gut gehen möge. Ich weiß, was du diesem Wunsch geopfert, weiß, wie du darum gelitten hast. Und ich danke es dir von ganzem, ganzem Herzen.

Du ersehntest nichts so sehr, als daß mir wohl sei. Es gibt nur einen Ort, wo mir wirklich wohl sein wird, wo ich restlos Ruhe und Glück finden werde. Kennst du ihn, diesen Ort? Er liegt an der Ostwand unsers Holzhausener Kirchleins, dort, wo ich erst diesen Sommer Tag für Tag saß, dort, wo ich träumte, arbeitete, um Fassung rang. Gräber rahmen ihn ein. Im nächsten Sommer wird ihn ein kleiner Hügel wölben. Und darunter habe ich meinen Frieden gefunden.

Wie dieser Gedanke mich beglückt, mich versöhnt mit allem, mit allen ... Wenn ich nun den Weg zu dieser Heimat antrete, liebste Mutter, darfst du mir nicht grollen, noch gar dich verzweifeltem Schmerz überlassen. Sieh, dein Wunsch ist ja der gleiche wie der meine. Und ich bin so unendlich müde.

Wie sehne ich mich danach, auszuruhen und zu vergessen! Wie wohl wird mir sein, wie unendlich wohl! Glaub' mir das und freu' dich mit mir. Laß Felix und laß vor allem Hilde nie auch nur durch den Schimmer eine Andeutung erfahren, daß ich freiwillig davongegangen bin. Ich bitte dich flehentlich darum. Ich will ihr Leben nicht beschweren. Auf ihre Zukunft darf durch mich auch nicht der leiseste Schatten fallen. Sie haben es ja im Grunde beide nur gut mit mir gemeint. Und sie würden sich vielleicht doch Vorwürfe machen, weil sie sich in der letzten Zeit nicht mehr um mich gekümmert haben.

Traure nicht, gute Mutter, vergib, vergib!

Über den Tod hinaus liebe ich dich und danke dir, dem guten Engel meiner Kindertage, dem einzigen wahren Freund, den ich auf Erden gefunden habe.

Dein Sohn Dietrich.

Brot und Mohn

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Der Roggen steht im Junigrün,
Und alle roten Mohne blühn –
So wächst der Welt ihr täglich Brot
Und ihre Freude seidenrot,
Brot und Mohn!

Ein Wandrer ging den Pfad am Hag,
Sein Bündel schon im Wirtshaus lag,
Die Amsel sang so wunderschön
Und rief ihn, vor das Dorf zu gehn.

Sein schmaler Kopf war braun durchsonnt,
Sein Blick war blau, sein Wirrkopf blond,
Und der, die ihm entgegenging,
Das Haar wie ihm vom Nacken hing,
Blank und blond!

Sie sahn sich nur so lange an
Wie Eulenhusch aus dunklem Tann,
So lang der Schwalbe Schatten liegt
Am Feldrain, den sie überfliegt,
Nur so lang.

Sein schneller Schritt ward langsam lahm,
Denselben Weg zurück er kam,
Sie steppte Stich um Stich ihr'n Lauf –
Und trennt' ihn rückwärts wieder auf,
Schritt um Stich!

Und als sich Aug' zum Auge fand,
Da glaubten sie sich längst bekannt,
Und da das Aug' das Auge litt,
Ging Fuß und Fuß auch gleichen Schritt
Stumm, ganz stumm.

Nur Hand sprach still zur Hand: Bist du's?
Und auch der Mund fand seinen Gruß –
Ach, er verschmähte bloß das Ohr –
So hob sich Mund zu Mund empor,
Hand und Mund ...

Sie gingen in das Roggenfeld,
Gott hatt' ein Stübchen dort bestellt,
Sie saßen in dem Ährgedräng,
Das Stübchen war ja nicht zu eng.

Der Roggen roch wie frisches Brot,
Der Mond stieg auf, wie Mund so rot,
Man sah, so wunderhelle war's,
Den Schatten eines blonden Haars
Auf blonder Haut.

Die Wachtel rauscht im Halmenwald,
Der Mohn die roten Fäustchen ballt,
Und wie ein Kind, am Tag so straff,
Im Schlafe wird er lieb und schlaff.

O Augen, blau wie stahldurchloht,
O Lippen, stumm in seliger Not,
O Locken, blond und ganz verwirrt,
O Herzen, wild und unbeirrt
In Juninacht.

So lag kein Mond auf Feldern nie ...
Die Wachtel flötet: Bübeli,
Der Roggen starrt in Silbergrün,
Vieltausend seidne Mohne blühn,
Rings wächst der Welt ihr täglich Brot
Und blüht die Liebe seidenrot,
Brot und Mohn ...



Otto Meister: Landschaft bei Pfefferschlag

Malerfahrt in den Böhmerwald

Von Alexander Bertelsson (Dresden)

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt — mit diesem Liede Eichendorffs auf den Lippen mag wohl die kleine Schar deutscher Künstler im Sommer 1924 hinausgewandert sein in die freie, herrliche Natur des Böhmerwaldes. Wie der Vogel, aus dem Kerker des Käfigs entlassen, die Flügel weit spreitet, leidenschaftlich sich der Freiheit hingibt, so mag auch ein jeder dieser Künstler alle Wonnen der Freiheit empfunden haben. Denn froh, frei, aller Sorgen ums Dasein enthoben, als Gäste des Bundes der Deutschen in Böhmen, in deutschen Bädern, Kuranstalten, Gaststätten liebevoll aufgenommen, herrlich verpflegt, mit Taschengeld reichlich versehen, durften diese Künstler ein Land betreten, das ihnen unausschöpfbare Schönheiten bot. Herz und Augen waren besonders empfänglich, ein Gottesländchen ohnegleichen zu schauen, ein Gottesländchen, das von Malern bisher kaum betreten worden ist. So erlebten sie noch das Glück der Entdeckerfreude. In schönen künstlerischen Gleichnissen gaben schon die ersten mitgebrachten Niederschriften, die Studien und Skizzen, Kunde von dem bunten Wechsel, der besonderen, Erde, Menschen und Himmel umspannenden Bewegtheit, dem Reichtum und, nicht zuletzt, der Romantik und Poesie dieser noch wenig in Bildwerken besungenen Landschaft.

In schlichter deutscher Treue, in demütiger Ergriffenheit haben unsre Künstler ihre Eindrücke, ihre Seligkeit, ja ihre Verschwärmtheit in Gleichnissen und Bildern heraufbeschworen, die nicht wie Wirklichkeiten allein, sondern wie Wunschbilder der Sehnsucht über die Wirklichkeit hinaus nunmehr weiterklingen werden. All das, was da an Ort und Stelle oder in heimatlicher Atelierarbeit entstand, wurde in deutschen Ausstellungen gezeigt und weckte bei den Besuchern viel Liebe für das Land der deutschen Brüder im Böhmerwald.

In diesem heimlichen Juwel Mitteleuropas, wo aus kühlen, bewaldeten Höhen, aus tiefen dunklen Forsten weiße Seen wie Edelsteine oder wie Tautropfen auf dunkelgrünen Blättern glänzen, wo die Gipfel der Berge uns in den Schoß ihrer Waldungen, in die geheimnisvollen Schatten ihrer gehüteten Urnatur winken — hier, wo noch Erhabenheit der Natur, wo Größe und Ruhe ist, wo sich Unrast und Aufgeregtheit der Zeit mit all ihren Stürmen, Enttäuschungen und Kämpfen vergessen lassen — hier, inmitten der Größe und Er-



Georg Siebert: Abendspaziergang

habenheit der Natur und der uneingeschränkten Empfänglichkeit und Eindringlichkeit des Erlebens haben unsre Künstler alle Schlacken des Hergebrachten abgestreift. Ihre Bilder haben deshalb nichts mehr mit Heute und Gestern zu tun, nichts mit Richtung und Schule.

Für den, der zu sehen vermag, werden die Bilder nicht stumm bleiben. Deshalb soll dieser Aufsatz nicht etwa die Bilder »beschreiben« oder »besprechen«, sondern nur gewissermaßen den Grundriß der Landschaft zeichnen, soweit dies dem Worte möglich ist, damit auch Fernstehenden Einsicht gewährt werde in die geheimnisvolle Poesie, die Unberührtheit der Landschaft, damit die Wirkungszone und das Schaffensgebiet der Maler anschaulicher erfaßt und die Reize und Wunder der Böhmerwald-Landschaften in ihrer künstlerischen Werthaltigkeit zugänglicher gemacht werden. Wohl



Georg Siebert: Dorf Sablat

ist es hierbei lehrreich, den Quellen der Anregungen nachzuspüren, aus denen die Künstler schöpfen konnten, und sich schließlich zu vergegenwärtigen, wie verschieden und vielfältig die Interpretation und die Formung der Bilder bei einem jeden von ihnen ausgefallen sind.

Der Böhmerwald — eine einzige, ewige Quelle der Poesie, ein Buch, das noch niemand ganz gelesen hat, ein Lied, das noch niemand schön genug gesungen. Gegen Südwesten ist Böhmen von einem breiten Gebirge eingefaßt, das einem Wall oder besser einer Woge gleicht, die, im Lauf erstarrt, vor Bayerns Grenzen haltgemacht hat. Bis an diese Wand erstreckt sich der Böhmerwald mit seinen gigantischen Felsen und Forsten. Wir sind im Walde der Wälder Europas.

Unvergeßlich die prächtigen Baumriesen, die schweigsamen Moore, die Silberseen. Ein einziger grüner Dom! Und im blauen Schimmer, der Berge, Wälder und Täler mit Zauberschleiern eingehüllt hat, raunt es von Märchen, rieseln Schauer der Ewigkeit. Hier ragen mächtige Denksteine furchtbarer Gigantenkämpfe: Felsblöcke, zu schwindelnden Höhen getürmt, hier gähnen bodenlose Abgründe, überwachsen, überzogen von trügerischer Moordecke, die alles verschlingen kann, was sich durch ihr schönes saftiges, aber täuschendes Grün oder das Irrlicht auf wankender Fläche verlocken läßt. Durch das geheimnisvolle Rauschen der Wälder hier, über sonnenbeschienene goldene Hänge dort schlingen sich Perlenbänder glitzernder Flüsse, winden sich Bänder blanker Landstraßen.



Otto Schubert: Straße in Wallern

Das Gebirgsland zieht sich an der Westgrenze Böhmens, vom Paß bei Unterwaldau bis zum Dillenberge bei Eger. Der nördliche Teil hat nicht die Höhe und Schroffheit, nicht die romantische Bewegtheit, nicht den poetischen Zauber des südlichen: Ansiedlungen aber geben der Landschaft ein liebliches und arbeitsames Gepräge. Weit wilder, gigantischer, mächtiger ist der südliche Teil, der bisweilen Hochgebirgscharakter annimmt, sich in gewaltigem, hohem Rücken bis zum Kegel des Plöckensteins hinzieht. Diesen Teil pflegt man als den eigentlichen Böhmerwald zu bezeichnen. Er ist es, den Adalbert Stifter besungen hat. Dieses Gebirge senkt sich allmählich nach Böhmen hinein; gegen Bayern aber fällt es schroff und steil ab. Der hier vorgelagerte Bayrische Wald hängt mit dem Hauptkamm des Böhmerwaldes zusammen, ist mit ihm verwachsen. Der nordöstliche böhmische Abhang aber ist ein breites Bergland, dessen umfangreiche Ausläufer bis in die sanfte, fruchtbare Budweiser Ebene reichen, während im Osten das von Felsenmassen eingepreßte köstliche Moldautal die Abgrenzung gibt.

Als äußere Umrahmung dieser Landschaft beginnt gegen das Innere im Westen der weiten Budweiser Ebene ein niedriger Gebirgsgürtel. Dieses dem Hauptrücken vorgelagerte Gebirgs- und Hochplateau wird von den im Inneren Böhmens entspringenden Zuflüssen der Moldau durchbrochen und in malerisch reiz- und abwechslungsvolle Flächen gewissermaßen parzelliert. Hier wechseln Feld und Wiese mit Wald.

Den Grund zahlreicher Fluß- und Bachtäler deckt frisches, saftiges und üppiges Wiesengrün. Abhänge und Ebene sind mit wogenden Feldern bedeckt, die mitunter bis an die Berggipfel hinaufzukriechen scheinen. Auf stillen Bergspitzen, Vorsprüngen und einsamen Felskegeln thronen Ruinen, Schlösser, Klöster und Wallfahrtskirchlein. Welch ein schönheitsvoller Zauber liegt doch über dem Waldgrün, den Flächen, Matten, grüßenden Ansiedlungen, schillernden Landstraßen, bewegten Hügelsilhouetten dieser niederen Ausläufer des Hauptgebirges! Wie malerisch sind Täler und Schluchten zwischen den Bergen und dahinter die blauen Fernen! Oft wiegt sich anmutig zwischen sanften Hügeln das saftige Wiesengrün, oft starren schroffe Felsenwände, von Wildbächen durchzogen.

Alte deutsche Städtchen und Märkte legen Zeugnis ab von alteingewurzelter Kultur. Hier entfalten sich dem schönheitliebenden Auge, insbesondere dem Malerauge, lieblich malerische Bildausschnitte, denen allenthalben der Gebirgscharakter aufgeprägt ist. Die hohen Joche erschließen dem Auge die köstlichsten Fernsichten in das Innere des Böhmerwaldes.

Der Charakter des Lieblichen und Anmutigen in der Landschaft, der dem äußeren Abhange des Böhmerwaldes eigen ist, weicht mehr und mehr dem Herben, dem Rauhen, je mehr man sich dem Hauptkamm des Gebirges nähert. Das Bild wird düsterer und einsamer. Felsen drängen sich dichter zusammen; weite, finstere Wälder umschließen den Wanderer.

Mit scheuem Fuße betreten wir die finsteren Forste. Immer unwegsamer, undurchdringlicher, immer wilder wird das Bild. Geröll, von Moosen bedeckt, aus dem umgestürzte Bäume emporragen, hemmen den Fuß. Im undurchsichtigen Walde kein Pfad mehr. Wir sind im Urwald! Mächtige Urwaldbäume, Baumriesen überall. Dazwischen kämpft kraftvoll die neue Generation empor. An Seen und Mooren vorbei geht es bergan. Aus finsterem Urwald schreiten wir durch liebliche Laubforste hinan. Endlich stehen wir auf dem fast baumlosen Hauptgebirgsrücken des Böhmerwaldes und atmen tief die frische, reine Gebirgsluft. Wir sind auf dem Arber und genießen mit andern Wanderern die unvergeßliche Fernsicht. Uns zu Füßen der Böhmerwald.

Was nun sahen, oder richtiger: wie sahen dies die Maleraugen? Das Malerauge ist nicht das Auge des Ferienreisenden. Das Malerauge ist bescheidener, anspruchsloser und zugleich selbstgewisser. Der Maler will nicht alles sehen; er begnügt sich mit kleinen, unscheinbaren Dingen, die er vermittels des eignen künstlerischen Bewußtseins durchdringt. Er trägt seine Weltanschauung, seine Vorstellungswelt hinein in die Sichtbarkeit. So leuchtet denn aus seinem Bildwerk nicht objektive Wirklichkeit, sondern subjektives Erlebnis, weil die Anschauungswelt des Künstlers innen fest begründet steht.

So zeigt uns Otto Meister in seiner Landschaft bei Pfefferschlag die freie Weite des Raumes, in dem Bauer und Tiere sich zwanglos bewegen. Nichts mehr. Die Farbe ergeht sich, mit gutem Geschmack, in schillernder Gebrochenheit, die in großen Flächen zusammengehalten wird. Im Hintergrund jäh aufblitzende Firmamentstreifen. Aus dem Schwingen der Flächen flüstert die zarte Stimmung der Dämmerung. Ernst und imposant wird hier die Größe der Böhmerwaldlandschaft empfunden. Still und erhaben, wie von einem sehnsuchtsvollen Schimmer des Verklärten umwoben, erscheint die Welt. Das Bild Meisters ist der unverstellte Ausdruck einer stark vertieften Vorstellungswelt. Es kam dem Künstler nicht darauf an, einen schönheitsvollen Ausschnitt abzuschreiben, sondern darauf, dem Naturleben in aller Tiefe nachzuschürfen. Dabei gibt sich seine Kunst derb und ohne Sentimentalität. Freilich, manchmal übertönt diese Derbheit etwas zu laut die Empfänglichkeit für allerfeinste Regungen des Gefühls. So mag es wohl kommen, daß die Böhmerwaldlandschaft ein wenig zu sehr auf den dekorativen Gesamtwert, die Bildkomposition, hin gesehen wird. Der Raum ist nicht frei — er ist komponiert. Die symmetrische Anordnung ist nicht Zufall, sondern auf eine bestimmte dekorative Pointe hin unternommen. Aber alles dieses entspringt dem Ver-



Otto Schubert: Kinder

langen, die Empfindung in simple Formen zu bringen. Und was man auch dagegen einwenden mag, so bedeutet doch die kraftvolle Wirkung nicht wenig und ist weit entfernt von der Bedeutungslosigkeit der allgemeinen dekorativen Absichten. Erhebt diese Böhmerwaldlandschaft nicht den Sinn für große, weite schwingende Flächen und für schöne erhabene Harmonien?

Mit einer ganz andern Einstellung steht Georg Siebert der Landschaft gegenüber. Im Anblick seiner Bilder steigt die ferne, vergessene Welt der Romantik zu neuem Leben empor. Ergriffen ist der Künstler vom Anblick der Reinheit, dem Unverdorbenen des Naturbildes. Mit derselben Ehrfurcht betrachtet er das ruhige Schimmern des Mühlbaches wie das blitzende Aufleuchten des Mondes, wie auch das innig umschlungene, durch den Abend pilgernde selige junge Paar (»Abendspaziergang«). Menschen und Raum sind aneinander gebunden in unauffälliger Einheit. Die Innigkeit der Empfindung, die aus dem Abendbilde klingt, hilft über alle Mängel der Gestaltung hinweg — auch über das uns heute vielleicht doch zu fern liegende novellistische Motiv. Sinnenfreudiger ist die Landschaft »Dorf Sablat«, lebhaft und warm die Freude am kleinen Ding, an den vielen Einzelheiten. Stimmungsloser das Bild, wie ohne langes Wählen erfaßt. Und doch auch viel Sinnieren, viel Abstraktes läuft mit unter. Der Künstler kann gar nicht anders, als jedem kleinsten Dinglein jene Schönheit verleihen, die er in sich trägt. Fast knabenhaft steht dieser Maler der Natur gegenüber. Nicht männlich, wie Meister, packt er das Besondere der Landschaft an und sucht es im Bilde festzuhalten. Die Ruhe seiner Seele geht auf in kleinen Dingen der Welt, ohne Bedürfnis nach einem Umfassen des Ganzen. Er verwaltet nicht das Gefühl für den großen Weltenraum, für Licht und Farbe, sondern für die Schönheit der Vielfältigkeit. Darum fehlt diesen Bildern auch die letzte überzeugende Kraft; darum weiß auch Siebert am wenigsten Eigentümliches vom Böhmerwald zu sagen. Fast könnten seine Bilder auch einer andern Landschaft entnommen sein.

Am stärksten und überzeugendsten spricht das Gefühl für das Besondere des Landes und seiner Bewohner aus den Bildern Otto Schuberts. Die Straße in Wallern ist einmalig. Mit starkem Naturgefühl bemächtigt sich der Künstler der eigenartigen Formen der Bauernhäuser. Hineinkomponierte durchschreitende und abseits stehende Gestalten geben dem Ganzen eine geschlossene Bildwirkung. Man hat sofort das Gefühl: dieses hier ist wirklich ein Böhmerwald-Dorf. Die erlebte



E. A. Mühler: Straße in Pfefferschlag



Erich Fraaß: Kapelle im Dorf

Wirklichkeit wird liebenswürdig veranschaulicht. Die Unbefangenheit der Anschauung läßt alle konventionellen Malmethoden vergessen. Breit, frisch und voll ist die malerische Behandlung. Friedlich und heiter schaute der Künstler in diesen Erdenwinkel. Auch aus dem Kinder-Bild erfahren wir vom Leben der Böhmerwalder. Keine große Szene, kein Geschehen, nur mit schlichter Selbstverständlichkeit ein kleines Bauerngehöft abgebildet. Und doch — mit welcher Überzeugungskraft ist die Eigenart dieses Gehöftes erfaßt! Selbst das saftige grüne Gras und der Hain sind besondere Böhmerwaldgewächse. Die Kinder sind keine Püppchen, hölzern, steif, wie zum Porträtieren dem Künstler zugedreht. Still und bescheiden stehen sie da. In Armut hart gewordene Physiognomien und Gestalten. Arm, freudlos auch die Umgebung; leer die Landschaft, in die sich die Menschen einzeln verlieren, um ihrer Arbeit nachzugehen. Nur Kinder und Tiere treten in Rudeln hier auf. Keine Schäferpoesien, auch keine novellistischen Töne werden dem Bilde abgelockt, sondern ein Stück Leben wird in Erscheinung gebracht.

Auch E. A. Mühler steht der Natur des Böhmerwaldes unbefangen gegenüber. Sein Blick aber eilt von Menschen und Tieren hinweg, schweift weit über endlose, gekrümmte Straßen zu den Bergen. Es ist dieses ein echtes landschaftliches Sehen. Mühler hat am meisten von der Unendlichkeit der schönen Welt gesehen, weil er sie nahm mit der Freude am Großen, am Ganzen. Er ist kein Eiferer, auch kein Bekenner, aber desto mehr ein Mensch mit glückhaften Künstleraugen, die ihm die Grundlage seines Schaffens sind. Seine Anschauung ist eine durchaus malerische. Darum erzählen seine Bilder unendlich viel von der Freiheit und Weite der Böhmerwald-Landschaft, darum spricht aus ihnen auch die Entdeckerfreude am stärksten. Die Straße in Pfefferschlag sagt uns viel vom Rhythmus der eigenartigen Schichtungen, von der besonderen Bewegtheit dieser Landschaft. Die einfachen Farbenzusammenstellungen zeigen das unkomplizierte Verhalten des Künstlers zu alledem an.

Erich Fraaß ist herzlicher. Reichtum und Tiefe der Seele, Innigkeit des Gefühls manifestieren sich. Welch eine starke Unterordnung des rein malerischen unter das poetisch-religiöse Interesse! Fest gefügt, dünn, in großen Flächen, in trockener Schärfe, ohne den Blick durch verwirrende Einzelheiten zu trüben, kunstlos, klar, wahrhaftig und ernst erhöht er in seinen Bildern das Geschaute



Erich Fraaß: Wochenmarkt

zum Ausdruck innigster Anteilnahme am Lebenatmenden. Das »Sprechende« im Bilde »Kapelle im Dorf« wird stark gesteigert nach der Seite des Poetisch-Religiösen. Hier tritt an Stelle des nüchternen Konstatierens das Erleben des Bedeutungsreichen im Volkstümlichen. Fraaß findet sehr schön — auch im »Wochenmarkt« — einen Ausdruck für allgemeinste Inhalte des Lebens im Böhmerwald. Von hier erhalten alle seine künstlerischen Erwägungen den Antrieb. Alle Betrachtung wurzelt bei ihm in der Tiefe seiner Religiosität, die nichts mit Schwäche und Sentimentalität zu tun hat; deshalb ist auch aus allen seinen Werken jedweder Lehrcharakter und Bilderbogenstil getilgt. In Liebe möchten wir mit ihm uns dem Böhmerwald-Volke nähern, in rückhaltloser Anerkennung der Schönheit, Erhabenheit und des höchsten Wertes ihres Lebens.

So rühren uns die Künstler mit ihrem Zauberstab an; versunken ist Not und Nacht der Gegenwart. Wir schreiten hinein in dies Land, wenn wir flüchten wollen aus lärmerfüllten Tagen der Großstädte, aus dem knirschenden Mahlgang der Pflichten. Und wir reichen den Brüdern dort draußen im Böhmerwalde die Hand, wir lassen uns führen vom Künstler in ein Stück Urnatur; reineren Luftzug atmen wir, Labsal und Stärkung finden wir reichlich. Wir schauen hinein in die Bilder unsrer Künstler und tauchen unter wie sie in jene zaubertiefen Gründe des Gottesländchens. Dann aber wandern auch wir wohl eines Tags hinaus und entdecken selbst unendliche Schönheiten.

Bergesglück

Wir suchen nach Worten und können sie nimmer sagen,
Weil wir inmitten der eisweißen Wunder vor Glück und vor Dank und vor Ehrfurcht kaum noch zu atmen wagen.
Wir wandern mit heißen Herzen und blühenden Seelen, leuchtenden Auges auf weitem, flimmerdem Firn
Und fühlen, selig erschüttert, wie uns der Herrgott feurig küßt die lichtfroh flammende Stirn.
Wir knien im Schnee voll Inbrunst — jauchzen — streicheln liebkosend die Felsenwände
Und werden still und stumm — und falten glückweinend die Hände.

Fritz Kudnig



Peter Kálmán: Prozession

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung 1925

Der Weg nach Heilisoe

Von Paul Steinmüller

V (Schluß)

Die Flucht vor den Flammen

Froh gegrüßte Gäste — wo traten die jetzt noch in eine Tür? In den Taschen der Boten, die zweimal täglich von Haus zu Haus gingen, waren unheilbringende Nachrichten, die die Stirnen der Empfänger verdüsterten. Scheu folgten die Blicke den Trägern: Was wird er jetzt bringen? Und öffneten sie die Papiere, so lasen sie, was ihr Herz mit neuem Kummer füllte.

Häberle blickte mit geheimem Mißtrauen der Post entgegen, seit sein Chef von der Reise zurückgekehrt war. Malte schien freier denn vorher, doch Häberle verharrte in schweigendem Mißtrauen. Es kam, wie er's erwartet hatte.

An dem Samstag vor dem Osterfest trat der Bote gewichtig ein und lud an Brauns Tisch seine Schreiben ab. Häberle rückte seine Brille zurecht, tat, als summiere er die Gehaltliste, und spähte doch durch die Spalten seines Verschlags aus. Es gab ein langes Verhandeln, endlich ging der Briefträger.

Warum kam Braun nicht? Warum zögerte er die Durchsicht so lange hin? Endlich war es so weit. Den ersten Brief des Stapels, der Häberle in die Hände fiel, erkannte er als das versiegelte Schreiben des Ringes. Er wußte, was darinstand, und fand seine Ahnung bestätigt: der Ring kündigte dem Hause Treß die Arbeitsgemeinschaft. Was nun in dieser Zeit beginnen! Häberle hatte das Unheil auf sich zuschreiten sehen. Nicht allein vermöge seines kaufmännischen Scharfblicks. Er war Mitglied eines astrologischen Vereins, und das Horoskop hatte Unheil vorausgesagt. Was nun? Er scheute sich, das Zimmer des Chefs zu betreten, er konnte den Anblick nicht ertragen, wenn er Malte vor dem Zusammenbruch seiner Hoffnungen sah.

»Herr Häberle!«

»Herr Konsul?«

Es mußte sein. Häberle raffte die Briefe zusammen und trat ein. Er zwang seinem Gesicht einen sorglosen Ausdruck auf. Malte erschien ganz unbekümmert. Um so schwieriger!

»Nun, nichts von Bedeutung da?«

Malte wunderte sich, daß Häberle nicht antwortete, sondern sich mit den Briefen zu schaffen machte. Er blickte ihn an. Warum bebten dem Mann die Hände? Er sah auf den Kopf des Briefes, den jener vor ihm ausbreitete, und wußte alles.

Schweigen, Schweigen. Wie erdrückende, atembeklemmende Mauerwände stiegen die Sekunden auf und wurden lang und lastend. Malte bewegte sich zuerst. Er nahm das Schreiben und las; nein, er las es nicht, er suchte nur das Wort Kündigung, das genügte.

Nur den Kopf hochhalten, solange Häberle zugegen ist, dachte er, nur so lange! Wenn das Schiff leck geht, darf der Führer nie gelten lassen, daß Gefahr besteht. Und die Brigg geht leck vor dem Sturm. Er strich sich mit der Hand nicht über die Stirn, er seufzte nicht einmal.

»Nun, Herr Häberle?« sagte er fast heiter.

Häberle nickte einige Male bedächtig. »Haben Sie für diesen Fall bereits Bestimmungen getroffen, Herr Konsul?«

Malte verneinte; er war voller Zuversicht gewesen, daß der Vertrag gehalten werde. Wie hatte Harro gesagt? Wir haben einen Krieg verloren, aber nicht Ehre und Gewissen. Auch nicht Treu und Glauben, das kostbarste Kaufmannsgut. Doch, doch! Im alten Treßhaus war das Wort gesprochen worden vom Totschlag des Gewissens, und er, Malte Treß, hatte dazu geschwiegen.

»In diesem Falle rate ich, das Anerbieten sofortiger Rückerstattung des Kapitals anzunehmen,« sagte Häberle. »Die Entwertung schreitet weiter vor, keiner weiß, wie weit wir gleiten.«

Malte war andrer Meinung, doch er hielt sich zurück. Da war die Kündigung, aber sie stellte weitere Erklärungen in Aussicht. Gleich nach dem Fest wollte er Usabel aufsuchen. Er mußte ihn sprechen, koste es, was es wolle. Man würde verhandeln, vielleicht ließe sich alles schlichten. Dies war doch wohl nur eine Drohung, deren Folgen sich vermeiden ließen.

Er äußerte etwas Ähnliches.

»Jeder Tag ist äußerst kostbar,« warnte Häberle. »Soll ich nicht schon heute sondieren?«

Ja, das könnte man tun, nur nicht Verbindlichkeiten eingehen.

»Es ist eine große Verantwortung uns auferlegt,« fuhr Häberle fort. »Herr Konsul, ich würde raten, mit dem Hause Poppelmann in Verbindung zu treten und Rat zu erbitten.«

Malte empfand jetzt erst die Weite dieses Geschehens, da Häberle ihn auf Hamburg verwies. Sollte er dort jetzt als Bittender erscheinen, wo man ihn stets als Gast empfing? Schwiegersöhne als Fordernde waren unbeliebt, und man wäre im Hause Poppelmann sehr geneigt gewesen, hinter der Bitte um Rat einen andern Hilferuf zu wittern. Dennoch — wenn Gefahr in Verzug war, konnte das Richtwort der Poppelmanns: Selbst ist der Mann! nicht beachtet werden.

Häberle verließ seinen Chef einigermaßen verwundert. Dieser die Tat über alles Schätzende zögerte. Unterlag er einem Schreck über die unerwartete Wendung, oder war der Kraftstrom am Versiegen? Häberle versuchte, sich sofort mit befreundeten Großbanken in Verbindung zu setzen. —

Solange der Tag lärmte, war es in Maltes Inneren ruhig. Doch es kam die Nacht. Die Schatten huschten dann, die die Lawinen wälzten.

Er saß mit Frauke zu Tisch, und sie redeten von fernliegenden Geschehnissen wie gewöhnlich, kühl und verbindlich. Mellin.

»Verzeih, du sprachst von Mellin?«

Frauke sah ihn verwundert an und wiederholte etwas gedehnt ihre Frage.

»Ja, er scheint sich in sein Los zu finden. Er ist sehr still, seltsam verschlossen, aber er verrichtet seine Arbeit ohne Murren. Er dauert mich, der arme Wicht!«

»Seltsam, wie er das so bald verwinden konnte. Ich ...«

Frauke brach ab und schenkte Tee in ihre Tasse. Sie liebte es nicht, von ihren Gefühlen zu reden.

Malte spähte zu ihr hinüber. Hätte sie doch gesagt, was sie empfand! Vielleicht wäre das Wort eine Brücke geworden.

»Es gibt viele, die arm aus dieser Zeit hervorgehen,« sagte er.

Aber Frauke hob nur die Schultern und schwieg. Armut war ihr ein nicht auszudeutender Begriff.

Er war wieder allein, nachdem er die kühle Hand zur guten Nacht geküßt. Sollte er sich jetzt dem Dunkel ausliefern? Nimmermehr. Er ging hinunter und entflammte das Licht über seinem Arbeitsplatz. Wieder kam die Osternacht herauf, und in sein Sinnen stieg die Erinnerung an die Festrüste des vorigen Jahres. Da hatte er auch hier gesessen und auf die Schritte vor den Fenstern gelauscht. Damals war er auf der Schwelle fremder Not gestanden, hatte in die dunkle Kammer geblickt; heute ... War da eine Beziehung? Es gab so rätselhafte Zusammenhänge in diesem wunderlichen Leben.

Malte fühlte, wie seine Stirn feucht wurde. Er stand auf und trat an sein Bücherbord. Ein zierliches Bändchen blieb in seiner Hand. Faust. Ach ja, Jörg hatte ihm das Buch zur Weihnacht verehrt, und er hatte es unbedenklich zwischen Handelsrecht und Warenkunde gepflanzt. Nun, warum nicht Faust!

Er schlug auf und las:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein.

Weiter, weiter bis zur Erlösung. Gewißheit einem neuen Bunde? Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder? Malte schloß das Buch, die Erde hatte ihn noch gar nicht losgelassen, sie sog sich an ihm fest. Wie fern das klang, wie unendlich fern!

Es galt jetzt, sich mit den irdischen Hemmungen abzufinden, ruhig und klar abzuwägen, denn in ihm klaffte ein schrecklicher Zwiespalt: Weg zur Rechten und Weg zur Linken, aber wo lag das Heil? War das schon ein Zerbröckeln der Kraft, daß er zögerte: rechts oder links?

Ach ja, am Bühnenhelden tadelte man, wenn er nicht wußte, was er sollte: Schwächling. Und doch war das Heldentum dieser Erde nichts als ein Ringen mit Zweifeln, ein Vergehen in qualvoller Ungewißheit.

Ach ja, jene, die tagsüber da draußen über den Zahlen saßen, neideten ihm, das wußte er, sein Herrendasein. Wenn sie wüßten, welche gezähnten Mächte an ihm fraßen, während sie sich, aller Verantwortung bar, vergnügten oder zufrieden auf ihr Lager streckten!

Ein Mensch, ein Mensch, gegen den er sich hätte aussprechen können! Freunde hatte er nicht, die ihm durch dick und dünn gefolgt wären; er hatte nur sogenannte Freunde. Und Verwandte, die ihn und seine Lage verstanden hätten? Harro, Onkel Rolf, Claus etwa? Jörg; ja, der trug etwas vom Wikingerblut in sich, den Tropfen des sich durchsetzenden Trotzes. Aber das war eine andre Welt.

Plötzlich stand er auf, herrisch schob er das Buch zurück: seine Frau; wozu hatte er eine Frau? Was nützte es, wenn zwei nebeneinander und nicht miteinander lebten! Sie wollte er fragen, sie mußte ihm Rede stehen. Er löschte das Licht und begab sich nach oben.

Leise betrat er Fraukes Schlafzimmer, in das der Mond schien. Sie erwachte nicht. Sie lag da, die Decke bis unter das Kinn heraufgezogen; eine Locke hatte sich verschoben und krauste sich wie ein Fragezeichen auf ihrer Stirn. Ihre rechte Hand, die den Ehereif trug, war unter der Decke hervorgeglitten, und durch die feinen Ringe am Gelenk ging die leise Bewegung des tiefen Atmens. In dem Gelöstsein des Schlafes erschien sie verändert, eine fast kindliche Weichheit lag versöhnlich um Mund und Braue.

Malte zog einen Stuhl herbei und setzte sich, um sie zu betrachten. Das war die Frauke, die er als erste mit dem Wunsch, sie zu besitzen, angeblickt hatte, damals in Harvestehude, beim Reifenspiel auf glatt geschorener Rasenfläche, zwischen Agaven und Lorbeerkübeln.

Nein, Erwägung und Stolz hatten nicht vorangestanden, die waren erst später zu Wort gekommen. Als erstes war der Wink gestanden, der sich an die Tiefen der Seele richtete.

Wie wunderbar ging das Spiel der Mächte, die Mann und Weib aneinanderbanden! Warum gerade diese ihm wurde, ihm, der im tiefsten der Frau so sehr bedurfte! Warum diese, um die immer ein leises, nein, ein spürbares Abwehren und deutliches Versagen war?

Plötzlich erwachte Frauke. Er hatte nicht geseufzt, nur seine Nähe konnte sie aufgestört haben.

Sie hob den Kopf und sah ihn an, dann entzündete sie die Lampe. Im Strom künstlicher Helle zerfloß auf ihren Zügen alles, was in Malte die rührenden Gedanken geweckt hatte.

»Du?« fragte sie.

»Erschrick nicht,« sagte er gedämpft.

»Ist etwas geschehen?«

Es klang so hilflos. Er rückte seinen Stuhl näher und nahm ihre Hand, die die Restwärme eines jungen Vogels hatte.

»Nichts Besonderes,« erwiderte er. »Ich saß lange drunten, konnte wieder nicht schlafen ...«

»Ein Pulver,« sagte sie.

Malte schüttelte den Kopf. »Das hilft ja nicht, Frauke. Ich habe Sorgen, und keiner ist da, dem ich mich mitteilen kann. Da trieb es mich herauf, ich wollte dir nahe sein.«

Sie blickte ihn forschend an. Die Gefilde, aus denen sie kam, waren so weit von allem Zeitlichen.

»Ist dir nicht wohl?« fragte sie.

»Wohl? Nein, Frauke. Doch der Grund dafür, der ist es.«

Er war gekommen, sein Recht zu fordern, zu verlangen, daß sie ihn anhöre. Nun beherrschte ihn wieder die alte Verzagtheit, die nichts von der Gemeinsamkeit in Freud' und Leid wußte, der Zwang ihrer Nähe.

»Welches ist der Grund?«

Doch kaum hatte er zu sprechen begonnen, da warf sie sich unmutig zurück und entzog ihm die Hand. »Ist es nötig, mich deswegen weit nach Mitternacht zu wecken? Ist der Tag nicht lang genug dafür?«

»Frauke, ich brauche dich gerade jetzt.«

Warum dieser bittende Ton? Sie war gänzlich verwandelt, auch in dieser Stunde die beherrschte Frauke Poppelmann. Sie zog die Decke hüllend wieder bis an das Kinn. »Bitte, ich bin müde!«

Malte stand auf, er schob den Stuhl wieder auf den Fleck, da er gestanden. »Ich glaubte bei dir zu finden, was ich nirgendwo finden kann,« sagte er bitter.

Sie antwortete nicht; er zögerte noch ein paar Sekunden. Da streckte sie die Hand nach der Lampe aus, als wolle sie diese verlöschen. Malte ging.

Bald nach dem Fest reiste Malte nach Hamburg. Als er zwei Tage später heimkehrte, wußte er, daß diese Bemühung umsonst gewesen war: er war wieder der freundlich bewillkommnete Gast gewesen. Das, was er gewollt, hatte er nicht erreicht.

Hinter der Wohlerzogenheit der Poppelmanns stand immer das bebende Mißtrauen der Goldwäscher oder Jäger des fernen Westens, die in reger Bedachtsamkeit darüber wachen, daß keiner in ihre Spuren tritt, die aber auch ebenso ängstlich jede Teilnahme an der Fährte des andern verdecken.

Der alte Josias mit den weißen Bartstreifen auf den Wangen, dem glattrasierten, schmeckenden Mund und den eigen gewölbten Brauen, die er oft so verweisend in die Höhe zog, hatte ihn natürlich angehört. In seiner jetzt etwas vorgeneigten Haltung hatte er Maltes Bericht gelauscht. Doch seine Antworten waren spärlich wie die Weisheitsprüche eines morgenländischen Heiligen gekommen und fast erzwungen worden.

Ja, die Lage war fatal, das mußte zugegeben werden. Man mußte zunächst verhandeln, unbedingt. — Ob er Usabel kenne? — Nun ja, wie man eben solche Leute kennt; Verbindungen mit ihm bestanden nicht.

Aber wenn der Ring ablehnte! Würde das Haus Poppelmann bei der Verbindung mit andern Großbanken behilflich sein?

Die Brauen hatten sich strafend gehoben, und die Hand hatte abgewinkt. In dieser Zeit! Nein, nein!

Malte hatte behutsam darauf hingewiesen, daß Frauke beteiligt sei, daß ein Fehlschlag ...

O, das wäre Fraukes Angelegenheit, aber — eine bedeutungsschwere Pause hatte sich eingeschoben — es war nicht gut, Frauke zu schädigen. Sie hatte besondere Ansichten.

Er verstand die Drohung, die hinter dem scherzhaften Wort lauerte.

So war die Unterredung mit dem alten Poppelmann gewesen, und die bedächtige Frage, wann Malte wieder abzureisen gedenke, hatte den Schlußstrich gezogen. Er hatte es noch bei den Brüdern versucht; es hatte ihn etwas gekostet. Denn diese Männer waren trotz ihrer alttestamentlichen Vornamen ganz jetztzeitige Menschen, mit Elbwasser getauft, von den erstarrten Überlieferungen der Familie gesteift, ohne Bewußtsein, verkrustet in gärender Neuzeit zu stehen, aber ausgerüstet mit der Witterung für erstklassige und zweitklassige Wesen. Zu welchen sie sich zählten, drückten sie nie in Worten aus.

Das Gespräch mit ihnen war noch fruchtloser verlaufen. Malte reiste ohne Hoffnung ab.

Unter ihm murmelten einförmig die Räder. Was summten sie nur? Dann fielen ihm die Worte zu der Weise ein, alte törichte Worte:

Verlassen, verlassen, verlassen bin i
Wie der Stein auf der Straßen ...

Die Worte wurde er nicht wieder los, bis er in den Bahnhof der Heimatstadt einfuhr.

Frauke blickte ihn an, als er eintrat, fragte aber nicht. Da schwieg auch er. Die pflichtgemäßen Grüße waren bald ausgerichtet. Dann einige Besprechungen mit Häberle. Er erfuhr, daß jede Annäherung mißglückt war. Also nach Berlin!

Malte graute vor dem Weg, den er beschreiten wollte, dem Weg der Demütigungen. Ihn allein gehen müssen, das war das Fürchterliche.

An dem Abend vor seiner Abreise ging er noch in den Treßhof, um aus dem Geheimschrank einige Akten zu nehmen. In Güldenseys Zimmer brannte Licht, er stieg hinauf.

Güldensey war allein, sie war oft seit Marfas

Tod allein. Ein flüchtiger Gedanke streifte Malte, daß es nicht recht sei, das Kind sich selbst zu überlassen. Ose war freilich da, aber ... Der Treßhof war so still geworden; wie ein totes Gewölbe umschlossen seine alten Wände dies junge Leben.

»Ist es dir nicht zuweilen unerträglich, hier zu hausen?« fragte er.

Güldensey sah ihn verwundert an. »Warum, Malte?« fragte sie. »Es ist ja unsre Heimat.«

»Aber dieses Alleinsein!« Er stand auf und wanderte planlos umher. »Und wenn es zehnmal die Heimat ist, wer in ihr vereinsamt, müßte der nicht leiden?«

Er hielt ihr sein Gesicht wie ein geöffnetes Buch entgegen, und sie las darin, las, daß seine Worte gar nicht ihr galten. »Malte,« sagte sie, »willst du ...«

Aber er unterbrach sie, fing an, von anderm zu sprechen, von Berlin, von seiner Reise dorthin. Dann fragte er, ob sie wisse, wo Harro seinen Ferienaufenthalt genommen habe.

»Wolltest du dich mit Harro treffen?« fragte sie.

Malte zuckte die Schultern. »Der ist mir auch nicht freundlich gesonnen; ich werde alle Gänge allein erledigen müssen.« Er grub die Zähne in die Lippe, dann schüttelte ihn etwas wie ein Frost. Er riß sich zusammen, doch er fühlte, daß sich der Zwang in ihm löste und die Maske sank. Ein weinerlicher Zug veränderte sein strenges Gesicht.

Plötzlich stand Güldensey an seiner Seite, ihre Arme legten sich um seinen Hals, und nun fiel sein Gesicht schwer auf ihre Schulter. »Armer, du Armer!« sagte sie. Ihre Hände strichen an ihm nieder, der wie ein Knabe vor ihr stand. »Ich gehe mit dir, ich begleite dich. Nein, sag' nichts dawider. Ich tu' es ganz gewiß, keiner hält mich davon ab. Morgen? Natürlich morgen. Ich bin bereit. Wir Treß müssen doch zusammenstehen.«

Malte mußte sich fügen.

Sie waren in der Hauptstadt Deutschlands. Güldensey ließ es sich nicht nehmen, Malte auf seinen Gängen zu begleiten, und er, der Älteste des Hauses, der Vaterstelle vertrat, ließ es sich gefallen. Wer konnte Güldensey widerstehen, wenn sie bat! Und sie bat so beweglich.

Ehemals — nein, da hätte Malte sich dagegen ernstlich verwahrt. Doch er war ein andrer geworden: weich, nachgiebig und ein wenig hilflos. Er war in der Verfassung, angesichts derer Frauen den ganzen Segen ihrer erbarmenden Mütterlichkeit ausströmen dürfen, ohne zu verletzen.

»Güldensey, ich habe wahrscheinlich während des ganzen Vormittags auf der Bank zu tun; es ist sehr anstrengend, die Luft, das Warten. Möchtest du nicht wenigstens heute hierbleiben?«

Sie hielt ihren Hut schon in der Hand und blickte ihn lächelnd an. »Vergißt du unsern Pakt?« fragte sie.

Malte schwieg und ließ sie gewähren. Es war ihm ja lieb, wenn er sie an seiner Seite schreiten sah, es flößte ihm Zuversicht ein, wenn ihm während der zermürbenden Aussprache mit irgendeinem Verantwortlichen hinter gepolsterten Türen der Gedanke kam: Draußen sitzt Güldensey, ihre Gedanken gehen behütend und sorgend auf dich.

Ach, dieses Warten in den großen Sälen der Banken, durch die unablässig der Strom einer unbegreiflichen Geschäftigkeit brauste! Diese Flut von Angst und Erwartung, die an den Schaltern vorüberrann, dieses Wühlen in Papieren und Zahlen! Sonnenlicht drang nicht in diese Räume, deren Decken marmorverkleidete Säulen stützten, und doch waren sie von zahllosen elektrischen Glühpunkten erleuchtet. Wenn man eintrat, war es, als tauche man unter die Erde, in das Getriebe eines Bergwerkes, wo ungeahnte Metalle in den Basalt eingeschlossen ruhten, und tausend Hände gruben nach ihm, schürften, schleiften, hämmerten mit verzerrten Mündern und schweißnassen Stirnen.

Sie mußten früh altern, diese Schaffer, die schon in ihrer Jugend die herbstliche Welke auf den Wangen trugen. Nicht durch die suchende Arbeit allein, mehr noch durch das rastlose Bemühen, ohne Mut und Aussicht dem Widersinn Frondienst zu leisten.

Endlich kam Malte.

»Bist du zufrieden, lieber Malte?«

Er zwang sich ein Lächeln ab und sprach ein paar nichtssagende Worte. Güldensey unterließ es bald, ihn zu fragen. Warum ihn nötigen, seine Enttäuschungen zu verstecken? Von nun an begann sie, heiter zu erzählen. Aber auch das sollte mit Vorsicht geübt sein, denn er brauchte Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Nur nicht stören, denn dann schickte er sie fort! —

»Kind, ich muß noch einen Besuch in einem Privathause erledigen und kann dich nicht mitnehmen. Du erwartest mich zu Hause.« Malte hob schon den Arm, um einen Wagen heranzuwinken.

»Darf ich nicht die hübschen Dinge in diesen Schaufenstern betrachten?« fragte Güldensey.

Er sah sie zweifelnd an, und sie nickte ihm, ihre Worte bestätigend, zu. Als ob sie dem Tand viel nachfragte! Doch er gab nach. Es war so tröstreich, zu wissen, daß sie ihn erwarte.

»Auf der Straße und allein? Wenn ich mir das hätte vor einem Jahr noch zutrauen sollen.« sagte er.

»Wer sollte mir etwas tun!« sagte sie strahlend.

Nein, nach den bunten Dingen der Läden sah sie nicht, nur nach den Menschen, die an ihr vorüberfluteten. Ihr Blick suchte auf den Angesichtern nach den Wunden, die unter ihnen bluteten, nach der tiefen Wunde der Heimatlosigkeit, die alle trugen, deren Wurzeln aus dem Mutterboden gerissen waren und die wie verschleppte Blumen in dem Zierglas Großstadt siechten.

Der Abend brach herein, die Fenster wurden erhellt. Funkelnde Mädchen, deren Schritten ein aufdringlicher Duft folgte, strichen an ihr vorüber; ergraute Männer, die wie zerwetzte Steine rastlos sich drehender Mühlen erschienen; Gebückte mit erloschenen Augen, von Not und Mühsal völlig ausgehöhlt. Hier im künstlichen Licht dieser unbegreiflichen Stadt stieg das Leprosentum der Zeit schamlos und unverhüllt empor.

Was waren diese Straßen und Höfe und Häuserflure? Nichts als ein großes Nachtasyl, das ausströmte und aufnahm, das verbrauchte und zerbrach, in dem man großsprecherisch von Fortschritt redete und die Kultur pries, die Kultur des kalten Metalls und des durchsichtigen Glases. Der gewaltige Sturm, der durch die Zeit fuhr, fegte durch diese Gassen nicht, und keiner verstand ihn.

Das Tier, dachte Güldensey. Die Starre, die Lebensleere! Sie empfand plötzlich Furcht. Nicht vor den Menschen, deren Blicke sie musterten oder übersahen, nein, vor dem unaussprechlichen Ahnungsschweren, das sich wie ein Wüstenbrand durch die Welt wälzte, vor dessen Flammen die Menschen flüchteten und denen sie doch nicht entrannen. War Malte, waren sie alle diesem fressenden Feuer auch verfallen?

Für den Morgen des nächsten Tages war eine Ratssitzung angesetzt, an der Malte teilnehmen mußte. Güldensey blieb ungern allein, aber seinem Vorschlag, in dem nahen Tiergarten frische Luft zu genießen, konnte sie nicht folgen. Um Mittag wollte Malte zurück sein. Sie beschloß, ihn auf ihrem Gastzimmer zu erwarten.

Ihr Fenster ließ sie auf den weiten Platz blicken, über den vom Morgen bis in den Abend der hastige Fluß der Fußgänger und Wagen rann. Der gegenüberliegende Bahnhof, auf dem die Vorortzüge mündeten, füllte zu gewissen Zeiten den Platz für Minuten mit zuströmenden Menschen, die außerhalb der engen Mauern ihren Wohnsitz hatten.

Hastig und erregt kamen sie an, aufgepeitscht von der Hetze, den nächsten Wagen, ihre Wirkungsstätte zu erreichen. Der Ruch frischer Luft, den sie noch in ihren Kleidern mit sich trugen, verrann schnell im Dunst lärmender Straßen, und die Unruhe ihrer Fahrten verdrängte die Stille, die eine Nacht in ihnen aufgespeichert hatte.

Ach, wie schwer und schlecht lebten sie alle in dieser versteinten Welt! Diese Betten in den dunklen Zimmern! Diese Tische voll Hast ohne festliches Genüge, von denen man aß, um nur satt zu werden.

Und draußen ging der Frühling, und seine Winde spielten im Gezweig der weißen Birken und trugen den Weihrauch der Föhren und die Würze junger Beete jedem, der kam, entgegen.

Güldensey erschrak, als eindringlich an die Tür gepocht wurde; ein Bediensteter rief sie heraus. Als sie in den Gang trat, sah sie, wie Malte bleich und verstört die Treppe emporgeleitet wurde.

Er lächelte, da sie ihn in ihre Arme schloß. Es war nichts, gewiß nichts. Die Dumpfheit des Beratungszimmers. Er hatte es verlassen müssen. Auf der Straße waren ihm die Sinne geschwunden, ein Wagen hatte ihn hergebracht. Er war bemüht, ihren Schreck zu mildern, und ließ sich auf das Ruhebett strecken.

Er werde sich gehörig ausruhen, mit Güldensey am Nachmittag unter die grünenden Bäume des Tiergartens gehen. Morgen müsse er ohnehin auf einen Tag verreisen. Nein, Güldensey solle sich nicht sorgen: keine geschäftliche Reise. Er wolle einen Bekannten zu treffen suchen, der unweit wohnte; die Abwechslung komme ihm eben recht nach diesen verzehrenden Tagen.

Güldensey hörte ihm zu, während sie neben dem Ruhebett saß und kühlende Umschläge auf seiner Stirn wechselte. Das Erschrecken über Maltes Aussehen war ihr bis ins Innerste gedrungen. Wie er verändert war, als er die Treppe emporwankte! Sie haßte diese Stadt, die alles aus Maß und Gleichgewicht warf und an den Wurzeln der Starken zerrte.

»Ob wohl Harro zu erreichen wäre?«

»Laß es uns erwägen, Malte.«

Und während sie berieten, kam Güldensey eine Gewißheit. Warum tauchte diese Frage nach Harro immer wieder auf? Was wollte Malte von ihm, der ihn doch nicht verstand? Sie begriff, daß es Malte nicht um Harro zu tun sei, er wollte eine starke Kraft an seiner Seite haben. Sie selbst? Ach, die gute Erziehung steckte ihm zu tief im Blut, als daß er nur einmal vergessen hatte, Rücksicht auf sie zu nehmen.

Scheinbar ging sie auf seinen Vorschlag ein: morgen, wenn sie allein war, wollte sie die Verbindung mit Harro herzustellen suchen. Sie war entschlossen, es nicht zu tun. Harro aus dem Ferienaufenthalt herbeirufen, ihn unwirsch oder laut mit Besserungsvorschlägen auf Malte eindringen sehen? Das hätte keinem genützt und allen weh getan.

Als sie am Abend allein war, überzählte sie die Barschaft, die sie für alle Fälle zu sich gesteckt hatte. Es würde reichen. Ihr Plan war gefaßt. —

Malte war abgereist; scheinbar erfrischt. Doch den Zug, der sich um seinen Mund eingeschliffen, diesen drohenden unheimlichen Zug der Starre, den trug er mit sich. Güldenseys Herz klopfte hörbar, als er sich grüßend nach ihr umwandte. Dann kehrte sie hastig in ihr Zimmer zurück, raffte ein paar Dinge zusammen und verließ das Haus.

Nach dem Bahnhof. Sie wollte zu Jörg, ihn herbeirufen. In Ungewißheit harren, ob er käme, einen Tag allein in dieser gärenden Stadt zubringen, das hätte sie nicht vermocht. Sie mußte handeln.

Wie war der Tag zum Verschmachten heiß, wie

unruhig ging das Gespräch der Reisenden! Liefen die Räder nicht schneller? Zuweilen war es, als saugten sie sich an den Schienen fest.

Wälder, in denen Stürme gewütet, Flüsse, auf denen sich müde Deutschlands Schiffahrt wieder regte, Städte von ehrwürdigem Klang. Endlich Jörgs neue Heimat. Es war Abend geworden.

Güldensey eilte durch die unbekannten Straßen, ging an dem alten Rathause vorüber, vor dem das Standbild des Großen Friedrich stand, den gezückten Degen in der Hand, gebieterisch in das Feld der Tat weisend. Ja, du!! ... Endlich war die Wohnung erreicht.

Jörg war nicht daheim. Eine freundliche Wirtsfrau, die in Güldensey sofort die Schwester erkannte, tröstete sie: der Herr Treß werde bald kommen, er befinde sich noch in einer Probe. Ob sie etwa Tee ...

Güldensey dankte. Nein, nur nicht warten! In drei Stunden fuhr ihr Zug. Sie ließ sich das Haus beschreiben, in dem er sein mußte, und ging. Es war bald gefunden, sie vernahm schon von weitem das Spiel eines Klaviers und wußte, das konnte nur er sein.

Sie öffnete leise eine Tür und trat auf die Schwelle eines mittelgroßen Raumes. Im Hintergrund am Flügel saß Jörg, um ihn eine Schar Junger, etwa zehn. Er brach nach einigen Takten das Spiel ab und trat vor seine Schüler. »So etwa also sollte es klingen. Doch ich sage euch: die glänzendste Passage ist nicht halb soviel wert wie der gute Gedanke während des Spiels. Glaubt's oder glaubt's nicht: das Edle wirkt ansteckend wie das Böse. Darum, treibt ihr Kunst um der Menge willen, seid ihr tönendes Erz, und treibt ihr Kunst um der Kunst willen, seid ihr klingende Schelle. Euch selbst muß sie im tiefsten veredelt haben, bevor ihr wagt, vor andre zu treten ...«

Er hielt plötzlich inne und beugte den Kopf vor, seine Blicke bohrten sich in das Halbdunkel, das um die Tür war. Güldensey trat einen Schritt vor, und jetzt war er bei ihr.

»Jörg,« sagte sie, als er ihre Hände hielt, »kannst du in einigen Stunden mit mir fahren?«

»Gewiß, Güldensey,« murmelte er zögernd, und dann sicher: »Natürlich, Güldensey!« Er sprach einige Worte zu seinen Leuten, gab einem Älteren eine Weisung, dann nahm er ihren Arm.

»Nach Berlin, Jörg,« sagte sie. »Ich bin mit Malte dort.« —

Sie fuhren durch eine warme Nacht, die von Düften des blühenden Faulbaumes getränkt war, nordwärts. Am Morgen waren sie am Ziel.

Was war über Nacht aus Jörg geworden? Malte staunte. Wie schnell erfaßte Jörg, um was es gehe, wie findsam sah er neue Wege, wie unermüdlich stand er dem Bruder zur Seite! Das verwirrende Treiben auf den Banken beirrte ihn nicht, die vorsichtig ablehnenden Ausflüchte der kühlen Geschäftsleute, die stets einen luftleeren Raum zwischen sich und den andern legen, schreckten ihn nicht. Er ging unbeirrt mit zupackenden Worten auf sein Ziel los. Es war, als hätte er seit langem die Taktik der Krebsgänger studiert.

»Sie sind Kaufmann?«

»Nein, Musikbeflissener.«

Der feiste Direktor mit den Bartflecken auf der Oberlippe staunte.

Jörg winkte beruhigend: »Trotzdem altes Kaufherrenblut. Vielleicht geht mir auch die Befangenheit Ihrer Zünftigen ab. Jawohl, Befangenheit sagte ich. Denn trotz Ihrer künstlichen Ruhe fiebert doch in Ihnen allen die Beflissenheit vor dem, der auf einer höheren Steuerstufe steht.«

Malte machte eine unruhige Bewegung. »Verzeihen Sie die Abschweifung, Herr Direktor. Ich glaube, wir kommen nicht zum Ziel. Mein Bruder bittet, Herrn Usabel sprechen zu dürfen.«

»Herr Usabel ist nicht zu sprechen,« sagte der Feiste streng.

»Man könnte es versuchen. Haben Sie die Güte, uns seine Wohnung zu nennen?«

»In seiner Wohnung empfängt Herr Usabel nicht. Mir ist verboten, die Adresse aufzugeben.«

»Doch er ist in Berlin?«

Der Feiste hob die Schultern und geleitete die Herren höflich, aber spöttisch lächelnd zur Tür.

»Es ist doch vergeblich, Jörg,« sagte Malte. »Morgen noch ein Versuch, dann fahre ich nach Hause.«

Ja, es war vergeblich, das erkannte Jörg. Er konnte nicht helfen, und diese erfolglose Hetze in der Zone des Geldwesens, in der sich alle Gifte der Zeit ausschwärten, erschöpfte Maltes Kraft bis zur Neige. Dennoch — diesen Usabel hätte er gern aufgesucht, nicht um etwas zu erreichen — das war Maltes kranke Idee —, nur um ihn zu studieren.

Am Abend dieses Tages schon wußte er, wo Usabel wohnte. Das Haus lag in nächster Nähe, in einer jener ehemals stillen Straßen, die zum Tiergarten führen, in die aber jetzt der sich stauende Verkehr der Hauptstraße seine Überfülle abwälzte.

Jörg ging mit Güldensey am folgenden Morgen vorüber: es war ein kleiner Palast, dessen blankpolierte Tür und verhüllte Fenster wie die Häuser der Gewalthaber in der Renaissancezeit eine sehr entschiedene Ablehnung gegen das Öffentliche der Straße bekundeten.

»Hier wohnt er, der Maltes Unstern ist,« sagte Jörg.

»Usabel?« fragte Güldensey. »Aber Malte sucht ihn doch seit Tagen!«

»Vielleicht ist es gut, er findet ihn nicht. Wir aber wollen versuchen, ob wir zu ihm bringen können.«

»O Jörg!« sagte Güldensey erschreckt, da er stehenblieb.

»Du darfst dich nicht vor diesem Menschen fürchten,« sagte Jörg und zog den Glockenknopf. »Ich will reden, aber deine Nähe sänftigt.«

Er mußte noch häufig das Glockenzeichen geben, bis von innen sich Schritte näherten. Eine Stimme fragte, wer da sei.

»Öffnen Sie!« entgegnete Jörg.

Wer da und was das Begehr sei.

»Machen Sie auf, und Sie werden es hören.«

Eine Pause unschlüssigen Wartens, dann wurde umständlich ein dreifaches Schloß geöffnet, und eine schmale Spalte klaffte, in der das glattrasierte Gesicht eines Bedienten erschien.

»Wir wollen zu Herrn Usabel.«

»Herr Usabel ist nicht zu sprechen.«

»Er wird zu sprechen sein.« Jörgs Arm preßte die Tür, die sich schon wieder schließen wollte, zurück. »Erlauben Sie,« sagte er, »man darf eine Dame nicht auf der Straße warten lassen. Güldensey, bitte!«

Sie betraten den Hausflur, der wohl als Warteraum gedacht war. Man blickte durch hohe Fenster auf den Hof und auf alte Bäume eines dahinterliegenden Gartens. Jörg überhörte geflissentlich die Lüge des hochmütig gekränkt Dreinblickenden, Herr Usabel sei gar nicht anwesend.

»Wollen Sie melden: Herr Treß. Fräulein Treß wird mich erwarten. Oder ...« Er bot Güldensey den Arm und schritt an dem Bedienten vorüber den Stufen zu, die zu den Gemächern führten.

Geschmeidig wie ein Panther glitt jener voraus und verschwand hinter einer halbgeöffneten Tür. Man hörte ihn in dem zweiten Zimmer, in das man blicken konnte, leise, doch erregt sprechen. Eine Stimme antwortete ihm, dann erschien er in der Tür und machte eine Handbewegung. Jörg trat ein; Güldensey blieb in dem ersten Zimmer zurück.

Hinter einem breiten Tisch saß ein Mann in einem Anzug aus ungefärbter Seide, Morgenschuhe an den Füßen; die massigen Hände lagen ineinandergelegt auf einem ausgebreiteten Briefe. Er sah nicht überrascht, sondern völlig gleichmütig auf den Eintretenden.

Jörg nannte seinen Namen und fragte, ob er Herrn Usabel sprechen dürfe. Eine kaum merkliche Bewegung, die nicht verneinend, nicht zustimmend gedeutet werden konnte, antwortete. Jörg bat um die Erlaubnis, sich setzen zu dürfen. Wieder die unbestimmbare Bewegung.

»Ich bin im Namen meines Bruders Malte hier, er hat Sie nicht erreichen können. Er ist durch die Kündigung des Vertragsverhältnisses in Verlegenheit gekommen und bittet, diese rückgängig zu machen.«

Während Jörg sprach, betrachtete er Usabel. Das also war der Allmächtige, der die Geschicke der Welt mit einigen andern gemeinsam lenkte. Welche Gedanken mochten hinter den verdeckten Augen sich kreuzen? Unbeweglich wie eine Amphibie lauschte er. Oder hörte er gar nicht? Doch, er hatte verstanden!

»Sie sind nicht an die richtige Stelle gegangen,« erwiderte er, als Jörg innehielt. »Ich habe mit der Sache nichts zu schaffen.«

»Aber mit meinem Bruder schlossen Sie doch den Vertrag.«

Usabel bewegte bedauernd die Hand. »Unser Ring ist sehr umfassend.«

Jörg machte eine Bewegung, die Augenlider schnellten hoch. Trug der Mensch dort eine Waffe bei sich?

»Sie haben aber Einfluß, den Sie ausüben könnten.«

»Bedaure, nein.«

»Sie w o l l e n ihn nicht wahrnehmen.«

Die fleischigen Hände machten wieder die nichtssagende Bewegung; dabei erblickte Jörg die abgestumpften Daumen des Mannes, diese kurzen kralligen Glieder, die Kennzeichen versklavter Abstammung oder Reste tierischen Herkommens sind. Plötzlich erhellte sich ihm die Erscheinung dieses in träger, abwehrender Ruhe verharrenden Menschen: sein brutales Kinn, die Unbeweglichkeit dieses verdeckten faltigen Gesichts. Usabel, was besagte dieser unwirkliche Name? Welches Stammes Siegel trug diese Stirn? Der Mann war auf keine Formel zu bringen; wie alle großen Menschheitsverderber war er eine fleischgewordene Idee des Bösen, ein vermenschlichter Fluch.

»Sind Sie fertig, Herr Treß?« fragte er. »Ich habe wenig Zeit.«

»Ich bin allerdings am Ende,« erwiderte Jörg. »Könnte ich Ihnen menschliche Empfindungen zutrauen, so würde ich Sie daran erinnern, daß Ihr fluchwürdiges Gewerbe, das Menschen wie die Blätter eines Kartenspiels benützt und sie nach dem Gebrauch auf den Kehricht wirft, Ihnen den wohlverdienten Lohn einmal heimzahlen wird. Aber Sie stehen unter unserm Maß, Sie gehören nicht zu uns.«

Er sah, wie eine seltsame Bewegung den Mund Usabels verzog. Dann wandte er sich grußlos und ging.

Im Vorzimmer stand lauernd, wie ein Raubtier zum Sprung bereit, der Diener.

»Komm, Güldensey!« sagte Jörg.

Auf der Straße klammerte sich Güldensey an seinen Arm. »Jörg, ich habe ihn unausgesetzt betrachtet, er schien mir so bekannt. Sahst du ihn schon einmal? Der Mann deiner Zeichnung, der auf dem Häuserturm sitzt und angebetet wird, das ist er!«

»Du hast ihn erkannt,« sagte Jörg. »Ja, ich habe ihn schon erblickt, damals als ich verwundet im Felde lag. Der mir den furchtbaren Tausch anbot, das war er!«

Der fliegende Holländer

Prasselnd fuhr der Sturm durch die Gassen und Märkte der alten Stadt. Sie hatten manchen Sturmtag erlebt, die alten wehrhaften Türme, die als Wahrzeichen gegen Land und See blickten. Aber wenn er wie an diesem späten Novembertag schneidend kalt aus Nordost blies, die Dohlen von den Schalluken verjagte und die Möwen zu Land trieb, dann fingen sie an zu klagen.

Ессссііі — jüh! Die Sturmflut kommt. In den fünffachen Böden der alten Giebelhäuser polterte, knackte und stöhnte es, als seien die Geister aller derer, die während sechshundert Jahren hier gehaust, erwacht und träten einen Rundgang an. Fenster bogen sich unter dem Anprall des Sturmes; was in morschem Rahmen saß, ward herausgepreßt und klirrend hinabgeschleudert. Die Läden vor!

Ессссііі — jüh! Die Böen schlugen wie Fäuste gegen die Schlote und knickten sie, als sei es dürres Rohr. Dachziegel, Gossen und Rinnen flogen polternd hinter ihnen drein auf die Straße unter schreckhaft flüchtende Menschen, denen das höllische Hohngelächter des wilden Gejaids nachklang.

Wo der Sturmesruf nicht so nachdrücklich vorherrschte, vernahm man das ferne dumpfe Brausen, das grollende Zornesgeschrei der aufgewühlten See, die zwischen Insel und Festland herandonnerte, ihre Pranken gegen die Bollwerke schlug und in die Kaimauern Loch neben Loch brach.

Wie verdunkelt der Himmel herabhing, und war doch Mittagszeit! Das gelblichgraue Gewölk war wie Rauchschwaden eines giftigen Brandes, der irgendwo in der Ferne schwelte. Darunter hasteten Wolkenflocken als eine unheimliche Flucht sich lösender und wieder ballender Schatten. Der Sturm trug Schaumfetzen und den herben Geruch des Meeres über Dächer und Türme.

Malte verließ am frühen Nachmittag das Haus am Markt. Auf der Schwelle der Geschäftsräume blieb er stehen und schaute zurück. Über den Pulten und Tischen flammten die Glühkörper, die heute vom Morgen an Licht gespendet hatten. Die Arbeitenden hoben zuweilen die Köpfe, als lauschten sie dem Brausen, das jeden Raum erfüllte. Hatte sich jetzt schon die straffe Zucht gelockert? Ach, es war ja alles gleichgültig!

Auf dem Flur zögerte er. Frauke? Nein, sie hatte so bestimmt geäußert, sie wolle allein kommen; es war besser, er ging.

Aber die Stunde, in der man über ihn zu Gericht sitzen sollte, schlug noch nicht; er hatte noch Zeit. Er wollte, er mußte in die freie Luft, sich durchwehen lassen, im Trotz der Elemente die Fassung gewinnen, die ihnen die Stirn zu zeigen wagte. Er wandte sich dem Hafen zu.

Keiner beachtete heute den andern. Die Menschen gingen, mit der Hand den Hut fassend, in den seltsamsten Haltungen, teils vom Sturm getrieben mit eingedrückten Rücken, teils mit vorgeneigtem Kopf gegen ihn ankämpfend; sie glichen gekräuselten Spänen, die ein wildes Feuer ausgestoßen hat.

Das Getöse wuchs, je näher er der See kam. Das Sprühwasser wurde in das Land geworfen: auf den Dämmen wogten breite Lachen, die man umgehen mußte. Die Keller der nächsten Häuser füllten sich.

Die Menschen verständigten sich durch Zeichen. Zuweilen versuchte es einer, die Stimme der See zu überschreien; doch der rasende Sturm riß den Hall fort, bevor er das Ohr erreichte. Man klammerte sich aneinander, um nicht fortgeschleudert zu werden.

War dieser kochende Riesentiegel das Meer? Wogende Abgründe, stürzende Hügel, schäumende, langmähnige Wasserrosse, die schnaubend an das Ufer sprangen und zerschellten. Ungesehen und lautlos konnte in diesem Tumult verschwinden, wem das Leben leid war.

Das Gebrüll der Wasser war ohrbetäubend, der eisige Wind dämpfte den Atem. Malte wandte sich der Stadt zu, wo Möwen schreiend durch die Straßen flogen.

Der Treßhof lag dunkel und zusammengekauert wie ein Fossil der Urzeit, das sich um die Erregungen zahmer Zeiten nicht mehr kümmert. Im Beratungszimmer zeigte sich ein Licht. Aber in den Speichern trieb der Sturm sein Unwesen, zerrte an den Lukenläden und stieß gegen die Mansarden. Ессссііі — jüh!

Als Malte eintrat, unterbrach sein Erscheinen ein Gespräch zwischen Harro und Ose. Die Brüder begrüßten einander kühl. Malte blickte Ose fragend an: sie hielt in bebenden Händen das Bild des Balzer Treß, dessen Rahmen zerborsten war.

»Der Sturm,« sagte sie tonlos. »Er hat es von der Wand geworfen.«

»Erzähle doch!« drängte Harro.

»Wolle Gott allen Seelen heute gnädig sein, vor allem ihm, dem fliegenden Holländer,« entgegnete sie scheu.

»Und du sagst, er fahre heut noch draußen umher?« begann Harro wieder.

Ose blickte zu Malte hinüber, der sich am Wandschrank in der Tiefe des Raumes zu schaffen machte. »Gott allein weiß, ob nun, da das Bild fiel, seine Prüfung beendet ist,« sagte sie halblaut. »Wenn nicht — ja, dann fährt er noch. Und immer steuert er in den wildesten Sturm hinein, weil er seinen Untergang sucht. Aber er soll erst Erlösung finden, wenn die goldene Fee an dem Galion der Kogge ihren Platz verläßt und sich zu ihm kehrt.«

Malte horchte auf. Was sagte sie? Aber es blieb keine Zeit zu fragen: die andern kamen, und Ose ging, das beschädigte Bild in der Hand, nach oben.



Paul W. Ehrhardt: Im Hause

Es war wie vor vier Jahren. Onkel Rolf legte seine gefüllte Aktentasche vor sich auf den Tisch. Frauke saß in der gleichen Haltung im Lehnstuhl. Gülbenfey, Harro ... nur Jörg fehlte. Nein, es war nur scheinbar so. Er, Malte, der sich damals vermaß, den geschädigten Vermögensstand zu bessern, den alten Glanz des Treßhauses wieder zu erneuern, er saß hier als ein Geschlagener. Man trank keinen Festwein auf frohes Gelingen, man klagte ihn des Leichtsinns an. Es war nicht mehr Frühling, sondern die Welt ging in spätherbstlicher Sündflut unter. Der Sturm regierte: Essssiii — — jüh!

Was bedeutete das? Gülbenfey setzte sich an seine Seite, nickte ihm ermutigend zu und berührte ihn tröstend. Sah man es ihm an, wie er litt? O, er wollte diesen Gang allein gehen. Onkel Rolf sah ihn an; er erhob sich.

Als er stand, Auge in Auge vor den Geschwistern, die schwere Last der Selbstverantwortung auf der Seele, da überkam ihn die grauenvolle Öde des Alleinseins. Seine Stimme splitterte und brach, er mußte noch einmal beginnen. Er wußte nicht, was er sagte. Seine Verteidigung war eine Anklage gegen die Zeit. Hatte er nicht klüglich hin und her erwogen? — Doch die Zeitläufte hatten jeder Berechnung gespottet. Hatte er nicht um Rat gefragt? — Die Klugen waren selbst zuschanden geworden. Hatte er sich nicht in Arbeit verzehrt? — Was bedeutete heute ehrliche Arbeit! Hatte er nicht gelitten — —?

»Ja, du hast gelitten,« sagte Gülbenfey leise.

Malte setzte sich. Onkel Rolf rieb sein Kinn: jetzt hatte er das Wort. Seine Aufgabe war wahrlich nicht beneidenswert, den Treßkindern mitzuteilen, daß sie so gut wie nichts mehr besaßen. Fast täglich hatte er den bei ihm Rat Suchenden ihren Ruin zu bestätigen, gestern erst seinem Claus!

Mit trockener Gründlichkeit entledigte er sich des Auftrages. Jetzt horchten sie auf. Was Malte gesagt, war Spiel mit Gefühlen, ja doch, ja doch! Aber man wollte doch die Tatsächlichkeit kennen.

Malte blickte nur auf Frauke, ob sich in ihren Mienen etwas zeige, was ihrer Seele Regung offenbare. Er gewahrte nichts. Wie ein Bild aus Stein saß sie da, die Hand an der Wange. Er hatte, als der Abschluß geschehen, mit ihr zu sprechen versucht, hatte ihr klargemacht, daß ihm der Ring die Gelder ausgezahlt, ja, mehr als er gegeben, zurückerstattet habe, und daß trotzdem dieser Berg von Papier nichts wert sei. Sie hatte ihn starr angesehen und geschwiegen. Geschwiegen, immer nur geschwiegen! Jetzt ..

Onkel Rolf hatte geendet, eine peinvolle Pause dehnte aller Not ins ungemessene. Warum reden sie nicht, warum entrüsten sie sich nicht? dachte Malte. Ihre Blicke, die mich fliehen, sind furchtbarer als ihre Anklagen. Warum ist Frauke noch immer so erstarrt?

Harro war der erste, der die Qual endete. »Habe ich recht verstanden? Unser Barvermögen ist also völlig dahin, und das Grundvermögen ...?«

Onkel Rolf entgegnete umständlich, daß Verbindlichkeiten daseien, die getilgt werden müßten; vielleicht sei der Treßhof zu retten, vielleicht!

Es ging wie ein Schlag durch alle. Vielleicht? War das Leben denkbar ohne den Hof? Ihn einbüßen — hieß das nicht, die Lebenswurzel ausreißen?

»Also das wäre das Ende!« sagte Harro heiser. »Wir arm, der Treßhof in fremder Hand. Es ist herrlich weit gebracht.« Er lachte plötzlich wild und ungezügelt auf, aber das war das Schreckliche nicht. Schrecklich war der flammende Blick, der wie ein Schwert auf Malte zufuhr, der Blick und das Wort, das wie ein Auswurf war: »Erbärmlich!«

Malte saß starr da. Nur schweigen, sonst reißt etwas, dachte er.

Aber Gülbenfey fing wie eine Schildjungfrau das Verwundende auf. »Harro, wie magst du ihm so weh tun!«

»Ist es nicht wahr?« schrie Harro, der sich jetzt entschränkt fühlte. »Alles ...«

Doch er sprach nicht weiter. Gülbenfey hatte sich erhoben und schützend ihre Hände ausgebreitet. »Sprich nicht weiter, Harro. Erst höre uns an.« Sie zog ein Papier heraus und entfaltete es. »Von Jörg,« sagte sie feierlich, »und ich bin befugt, es hier auszusprechen: er verzichtet auf seinen Vermögensanteil. Hier, Onkel Rolf! Und ich, Malte, schließe mich ihm an. Du kannst unsertwegen unbesorgt sein, Malte. Willst du es von mir auch schriftlich haben?«

Alle blickten Gülbenfey an, auch Frauke.

»Ja, Jörg!« rief Harro unmutig. »Der verdient sein Brot und ich schließlich auch. Aber du, Gülbenfey!«

»Auch das darf euch nicht Sorge machen,« sagte sie. »Jörg und ich haben beschlossen, daß ich zu ihm gehe.« — —

Ssssiii — — — jüh! rast der Wind. Zwei Menschen kämpfen sich durch die Straßen, zwei Menschen, die nichts mehr miteinander gemein haben, die sich unter dem zerfegenden Druck des Sturms nicht die Hände reichen, sondern die voneinander streben. Ein Dachziegel wird vor ihre Füße geschmettert. Malte ergreift unbewußt Fraukes Arm, um sie zurückzuziehen, fühlt ein deutliches Widerstreben und zieht schnell die Hand wieder an sich.

Eine Tür tut sich vor ihnen auf und schließt sich hinter ihnen, sie sind in ihrer Wohnung. Frauke legt ab und tritt zu Malte. Jetzt wird es kommen, denkt er, will ihren Namen nennen und verstummt, da er sie ansieht.

»Es ist das beste, ich verabschiede mich jetzt von dir,« sagt sie. »In zwei Stunden fährt mein Zug.«

»Du willst nach Hamburg reisen?« fragt er, und als sie nickt, fährt er fort: »Ich dachte es mir, es gibt hier allerlei Bitteres zu kosten. Natürlich, es ist besser für dich.«

»Lebewohl!« sagt sie. »Wir haben uns wohl jetzt weiteres nicht zu sagen.«

»Nein,« erwidert Malte. Er erfaßt den Sinn ihrer Worte nicht.

»Was zwischen uns zu erledigen ist, kann schriftlich geschehen.«

»Gewiß.«

Frauke merkt, daß er noch immer nicht versteht, um was es geht. »Meines Vaters Anwalt ...« Sie hält inne, denn der Blick, der sie trifft, ist entsetzlich. Jetzt hat er begriffen. Sie sieht, wie die Erkenntnis in ihm wühlt.

»Ich hätte es wissen können, wäre ich nicht von zu hohen Erwartungen beseelt,« sagte er endlich bitter. »Frauke Poppelmann kann nur im Glanz des Reichtums atmen; Opfer bringen, nein, das liegt fern von ihrer Art.«

»Es ist nicht nötig, daß du mich kränkst,« sagt sie.

»Kränkt die Wahrheit?«

Plötzlich erwacht das alte Treßblut in ihm, das Seeräubergeblüt, das die Männer ehedem anstachelte, sich die Frauen der Inseln zu rauben und mit gewaltsamer Hand zuzupacken. Wahrlich, es hat bei dieser da wenig gefrommt, abzuwarten und zu werben! Was ist der Lohn? In der Stunde, da Mann und Weib eins sein müssen wie nie, geht sie davon und überläßt ihn den wilden Hunden. O, er war immer allein, immer allein! Jetzt es ihr sagen, sie die Wahrheit bis zum Bodensatz kosten lassen. Und er sagt es ihr.

»Du hast mich nie geliebt, Frauke, nie, nie!«

»Wie wenig du mich doch kennst!« Frauke scheint ganz gelassen, ganz kühl, ihre Augen blicken etwas spöttisch und sind grau wie Meerwasser, das vom Wind bewegt wird. Aber in ihrem Inneren ist eine Flamme entzündet, unter deren Ansturm ihre Brust mühsam ringt. »Wie wenig du mich doch kennst, Malte Treß!« wiederholt sie bebend. »Meinst du wirklich, ich hätte dich genommen damals in Harvestehude, wenn ... ohne daß ich dich geliebt hätte? Nein, nein! Aber die Liebe hat mir freilich jemand genommen: du; und das konnte ich dir nicht vergessen.«

Ist das noch Kälte, oder ist es verhaltene Leidenschaft, die unter ihren Worten klingt?

»Und da wir nun voneinandergehen, kann ich es dir auch sagen, wie es kam, nicht um mich zu rechtfertigen, sondern damit du einsiehst, was deines Unglücks Grund ist. Ich liebe nur den Mann, der darstellt, was er seinem Wesen entsprechend ist, Männer wie Jörg, die ihren innersten Beruf erkennen und sich durchsetzen. Du aber wolltest immer anders erscheinen, als du warst, du wolltest mehr sein, als du bist, immer ein wenig Poppelmann, immer etwas neuzeitlicher Mensch. Du heißt Treß und warst zu besonderem Handeln verpflichtet, doch das war dir nicht genug. Wohl weiß ich, du tatest das, um mich zu gewinnen, und du ahntest nicht, daß du dich dadurch von mir entferntest; denn wenn wir Poppelmanns auch nicht eine so alte Familiengeschichte besitzen wie ihr, wir schätzen darum doch nur, was echt ist.«

Er starrt sie an und weiß nichts zu entgegnen. Er berührt die Hand, die sie ausstreckt, und senkt die Augen. Er hört das Klingen ihrer Armreifen, das seidige Rauschen ihrer Kleider; die Fäden des Perlvorhangs klirren hinter ihr aneinander: er weiß, daß sie ihm verloren ist. —

Frauke steht im Zimmer und überschaut ihre Koffer: dies soll ihr gesandt werden und dies; und jenes nimmt sie mit sich. Morgen ... Sie hält in ihrem Hin- und Herschreiten plötzlich inne. Es wird eine Leere morgen hier sein, die er schmerzhaft empfindet. Sie rafft sich zusammen: es wird auch für ihn ein Übermorgen geben, und er wird vergessen.

Sie wendet sich um, als sie eine Bewegung der Tür wahrnimmt, denn sie erwartet Telge. »Güldensey? — Es ist gut, daß du kommst, Güldensey; ich wäre am Treßhof vorgefahren, dir Lebewohl zu sagen. Ich will ...«

Ist es nötig, das auszusprechen? Die strahlenden Augen Güldenseys sind ganz verändert, voll Dunkel und Schweigsamkeit und reden doch so laut, daß Frauke, die überlegene, ihrer selbst so sichere Frauke, den Blick senkt.

»Du willst fort? Jetzt willst du fort?«

Frauke bejaht. Sie wappnet sich mit Trotz. Will diese Junge, die nichts von Männern und von der Ehe weiß, ihr Vorhaltungen machen und sie meistern? Sie wendet sich ab, spricht ein paar abgerissene Worte, in denen sie ihren unabänderlichen Entschluß kundtut, ballt den Verdruß der letzten Wochen, den sie in sich aufgespeichert, zusammen und schleudert ihn von sich.

Güldensey erwidert nichts, ihr Blick wird nur um einige Schatten dunkler. Habe ich mich in Frauke doch geirrt? Las ich die Schrift nicht recht, wenn in kurzen Augenblicken ihre Seele offen vor mir lag? ... Aber sie, die in allem Gottes Odem spürt, findet auch jetzt das Rechte.

»Frauke, ich weiß, du hast durch uns viel verloren. Es ist mir leid. Malte würde dich gewiß beklagen, aber denk', wieviel jetzt durch deine Seele geht. Glaube mir, er wird dir alles ersetzen, und kann er es nicht, so stehen wir andern für ihn ein.«

Frauke will auflachen, doch vermag sie es nicht: etwas ist da, das sie verstummen läßt.

»Jetzt« — Güldenseys Augen leuchten wieder in dem sieggewissen Glanz — »jetzt freilich kann ich dir nichts geben als dies. Es ist nur ein kleiner Stein und doch sehr wertvoll: der Segen unsrer Mutter haftet an ihm.«

Sie hat das Kettlein von ihrem Hals gelöst und reicht ihr den Amethyst dar.

Lächelt Frauke nicht ihr altes spöttisches Lächeln, hebt sie nicht die Schultern in der ihr eignen Bewegung? Nein, sie steht unbeweglich und blickt Güldenfey starr an. Es rührt sich eine Bewegung in ihr, die nur darin ihren Ausdruck fände, daß sie ihre Arme um des Mädchens Hals schlänge. Doch das hat sie nie getan, sie, die Tochter Josias Poppelmanns.

»Ich danke dir, Güldenfey,« sagt sie fast abweisend, und Güldenfey steckt den Stein traurig wieder ein.

»Erfüll' mir wenigstens eine Bitte, Frauke, und erlaube, daß ich während dieser Nacht in eurer Wohnung bleibe.«

»Gewiß. Aber warum?«

»Wegen Malte. Er darf jetzt nicht allein bleiben. Mir ist bange um ihn.«

Wieder spürt Frauke diese elementare Bewegung in sich, und wieder hat die Poppelmannsche Gehaltenheit die Oberhand. Sie nickt, sie will etwas sagen; da kommt Telge, und sie scheiden wortlos voneinander.

Malte sucht sein Arbeitszimmer auf. Die Plätze vor den Pulten sind jetzt leer, nur im Hintergrund flammt noch eine Lampe, und Häberle hebt den Kopf von seiner Arbeit.

»Sind Sie noch hier, Herr Häberle?«

»Ich wollte nur den Auszug noch fertigstellen, Herr Konsul.«

»Ich danke; aber nun ist es genug.«

Häberle erhebt sich, grüßt und wendet sich zur Tür.

»Herr Häberle!«

»Herr Konsul!«

Malte kommt auf ihn zu und reicht ihm die Hand. »Sie haben mir immer treu beigestanden wie meinem Vater. Ich danke Ihnen. Jetzt ...«

Häberle ist bewegt und rückt an seiner Brille. Die Worte klingen so sonderbar. Ist das ein Abschied? »Herr Konsul,« sagt er und gibt seiner Stimme eine heitere Färbung, »wir haben Unglück gehabt wie andre auch. Das kommt vor, aber es ist zu verwinden. Wir kommen wieder hoch. Das Haus Treß hat manchen Stoß ertragen.«

»Ich danke Ihnen, lieber Häberle.« —

Häberle geht, jetzt ist er allein. Abschließen? Warum? Es wird niemand kommen. Malte betritt sein Zimmer und läßt sich nieder. Die Uhr klingt, der Arm mit der Hippe sinkt: carpe diem! Malte stöhnt leise auf.

Esssiii — — jüh! fährt es über den Markt, verfängt sich in Kaminen und Schloten und hohnlacht zwischen den Giebeln. Draußen tobt die See, und zorniger Geifer flockt von ihren Kiefern, man schmeckt den salzigen Odem bis hierher. Der fliegende Holländer jagt mit vollen Segeln vor dem rasenden Sturm. Wird nicht endlich der Kiel der Kogge auf knirschenden Sand laufen und das bis zum Bersten geladene Schiff brechen? Wie sagte Ose? Er steuert in das wildeste Gebraus hinein, er will den Untergang, den Tod, die Erlösung.

Ach, er kennt die Sage von Balzer Treß zur Genüge, wie oft hat Ose sie dem aufhorchenden Knaben an stürmischen Abenden erzählt! Aber nie bis heute hat er gewußt, daß zwischen jenem und ihm geheime Fäden sich spannten, daß Balzer ihm unbewußt Vorbild war: der Drang, das Haus Treß zu altem Glanz zu erheben; die Jagd hinter der Glücksgöttin her; die Sorge um das Sichverlieren und den Heimweg. Wo ist der Weg nach Heilisoe?

Alles wiederholt sich, alles. Die Spindel, um die das Leben kreist, ist so eng. Wer aber wagt ihm zu sagen, daß er unrecht tat? Harro? Frauke? Onkel Rolf oder die Poppelmanns etwa? Sie alle, wären sie an seiner Stelle gestanden, hätten nicht anders gehandelt als er. Entscheidend allein ist der Erfolg, das Glück, den Heimweg zu finden.

Esssiii — — jüh! Wer dem Sturm verfällt, der ist verloren, wer den Kurs verliert, der muß irren und zugrunde gehen. Aber die Glücklichen, die ihm entrinnen, die preist die Welt und feiert sie als Helden! Ich, Malte Treß, bin unschuldig an dem, was unserm Haus widerfuhr, jawohl, unschuldig!

Er hat es laut gerufen, und wie zur Antwort prasselt es draußen auf das Pflaster nieder, als habe eine Riesenfaust das Dach abgedeckt und werfe die Last sprühend auf den Markt. Malte fährt zusammen, doch nicht im Schreck über das Geräusch. Von außen und aus allen Winkeln des Zimmers klingt ihm das Echo seines letzten Wortes entgegen: Unschuldig, wirklich unschuldig? Der Mann mit der Hippe ruft es, und sein Schreibtisch ruft es und die Bücher, und alles hat plötzlich Augen und starrt ihn seltsam an: Unschuldig?

Ist da nicht Frauke? Er vernimmt ganz deutlich ihre Worte: Ein andrer wolltest du sein als du bist. Steht dort nicht die Frau an der Tür, die Frau in ihrem zerknüllten Anzug? Und Usabel? Wahrhaftig, das ist Usabel, das kaltblütige Geschöpf, das nicht lächeln kann, in dessen Hirn tausend Feuerfunken kreisen, die eine Welt in Brand setzen. Und alle stehen sie da und zeugen wider ihn: Du hast deine Art nicht gewahrt! Du hast die Ehrenschuld deines Hauses nicht abgetragen! Du hast gegen dein besseres Wissen geschwiegen, als ich die Lästerung gegen Gott und Menschheit ausstieß — und rühmst dich deiner Unschuld?

Malte hebt beide Hände abwehrend, schützend — es nützt ihm nicht. Aus der Tiefe seines Inneren kommt eine Antwort, vor der es kein Entrinnen gibt, und sie sagt nur das eine Wort: Mitschuldig!

Plötzlich fühlt er es in unheimlicher Deutlichkeit: Ja, ich bin mitschuldig. Mitschuldig nicht, weil ich die Not verursacht, sondern mich fern von ihr hielt; mitschuldig nicht, weil ich den über das Volk hereinbrechenden Jammer heraufgeführt, sondern mich durch das Glücksverlangen betören ließ, am Seil der Unredlichkeit mitzuziehen. Der gerechte Richter wird uns einmal nicht verurteilen nach dem, was wir taten, sondern nach dem, das wir unterlassen haben.

Alle die Schreier, die sich über das Unrecht in der Welt entrüsten, wird er fragen: Was hast du dagegen getan? Und stehen sie dann schweigend da, wird er nur das eine Wort finden: Mitschuldig!

Malte tastet nach dem Stift. Wie seine Hand flattert! Wie widerwillig die andre, die schwer wie Blei lastet, gehorcht! Mühselig zieht der Stift in krausen Zügen die Wörter auf das Papier: Frau Jobst ...

Essssiii — — jüh! Das Haus erbebt unter dem Anprall der Sturmbö. Vor Maltes Augen dunkelt es, als entrolle sich ein endloser scharlachfarbener Mantel. Der fliegende Holländer steht am Mast: Wo geht der Weg nach Heilisoe? Ein Gedanke zuckt durch Maltes Hirn: Auch du bist mitschuldig. Der Fluch des alten Blutes spukt in dir wieder. Hinein in die Brandung, in den Untergang, in die Erlösung!

Ja, die Erlösung. Das Galionbild, die güldene Fey, kommt auf ihn zu, er sieht sie wie durch Nebel. Dann schließt der Scharlachmantel alles zu, und er gleitet langsam vom Stuhl zur Erde. —

Güldensey kniet neben ihm und hält seinen Kopf in ihrem Arm. Sein edles Gesicht, das völlig entblutet erscheint, ist eigentümlich schmerzhaft verkrampft, als habe es ein furchtbares Ereignis mit dem Brandeisen des Schrecks gezeichnet. Ist er schon durch das erhabene Tor gegangen, oder steht er noch davor? Sie neigt das Ohr auf seine Brust und hört sein Herz wie fernes Brunnenrauschen gehen.

Zart legt sie ihn nieder und eilt, um Hilfe zu holen. —

Als sie ihn droben gebettet haben, geht sie noch einmal in die Schreibstube zurück, das Licht zu löschen. Da erblickt sie seine letzten Schriftzüge. Frau Jobst? Was wollte er schreiben? Und plötzlich enthüllt sich vor ihrem schauenden Blick die letzte Stunde Maltes an seinem Schreibtisch, was er empfunden und was er gewollt. Sie geht nach oben und setzt sich neben seinem Lager nieder.

Seine Seele irrt auf nächtig verschleierten Wiesen, die ohne Pfade sind, seine geöffneten Augen suchen über den Rand der Zeit hinaus. Aber vielleicht suchen sie die Versöhnung!

Güldensey wagt es und senkt ihren Mund auf ihn. »Malte,« klingt ihre hohe Stimme leise und doch eindringlich, »du schriebst Frau Jobst. Soll sie etwas? Ich weiß sie zu finden.«

Ein Zucken läuft über das verzogene Gesicht, eine leise Bewegung des Lides zeigt, daß er verstanden hat.

»Sei ganz ruhig,« tröstet sie, »ich gehe zu ihr.«

Als sie das Zimmer verlassen will, tritt ihr Ose entgegen. »Du, Ose?«

»Ich bin gekommen, daß du dich nicht ängstigst,« sagt die Alte. »Er wird nicht sterben. Ich habe die Probe gemacht: die Diele im Treßhof gibt keinen Laut!«

Am Morgen, als sich zwischen das Graugewölk im Osten fahle gelbe Lichtstreifen wie die Brände verschwelender Fackeln schoben, hatte der Sturm sich ausgetobt. Wie ein mißhandeltes und verstoßenes Weib lag die Erde da: Wege verweht, Bäume verwüstet, Menschenwerk zerstört. Ein feiner Regen sprühte hernieder und hing sich wie Tränengeriesel an die geknickten Zweige der Sträucher. Es war ein leises Weinen in der geschändeten Natur.

Güldensey ging, sobald es ihr an der Zeit schien, den Weg gegen die Schwedenschanze zu. Oses tröstliche Verheißung war gut, aber Malte schien von großer Unruhe hin und her geworfen zu werden.

Im trüben Licht des Morgens schien ihr die Straße verändert; sie fand sich nicht zurecht, und eine Sorge schreckte sie, daß sie wieder vergebens den Weg hinter der Frau her suchen müsse.

Doch dort drüben das Haus, das mußte es sein. Als sie eintrat, erinnerte sie das stürmische Läuten der Türglocke, daß sie gefunden habe, was sie suchte. Jede ängstliche Besorgnis war von ihr gewichen, als sie an die Stubentür pochte. Sie kannte die Stimme, die von innen zum Eintritt aufforderte.

Frau Jobst stand zum Ausgang gerüstet in der Stube und sah verwundert dem frühen Gast entgegen. Sie erkannte Güldensey nicht; als diese ihren Namen nannte, hob sie erschreckt die Hand.

»Ja, ich bin Güldensey Treß. Sie sagten damals, ich dürfe erst wieder zu Ihnen kommen, wenn wir auf gleicher Stufe ständen, weil arm und reich nebeneinander sich nicht schicke. Nun trete ich als eine Arme bei Ihnen ein. Haben Sie es schon gehört? Wir haben alles verloren.«

Die Augen der Frau weiteten sich. Es war keine frohlockende Genugtuung, es war Entsetzen, was sie ausdrückten. »Mein Gott!« sagte sie. »Ist es wahr?«

»Ja, es ist wahr. Und nun dürfen Sie auch nicht fürchten, daß ich Sie mit etwas, das ich bringe, beschämen will; nein, ich möchte von Ihnen holen. An Ihren Edelmut wende ich mich.«

Frau Jobst blickte Güldensey an wie eine, die aus schweren Träumen erwacht; ihre Finger tasteten unsicher an den Säumen ihrer Jacke entlang. »Ist es wahr?« stammelte sie. »Es gibt eine Gerechtigkeit? O Gott, mir ist jetzt bange vor ihr.«

»Es gibt eine Gerechtigkeit,« sagte Güldensey: »sie ist nur höher und größer als die unsre. Doch warum erschreckt sie das? Arm sein ist keine Strafe, und die geistlich Armen sind selig, weil sie die Empfänglichen sind.«

»Bitte, setzen Sie sich doch,« stammelte die Frau.

Aber kaum hatte sich Güldensey auf den nächsten Brettstuhl niedergelassen, als durch den Leib der Frau ein Schüttern ging, wie wenn sich der Wind auf eine einsame Weide wirft. Ganz ihrer seelischen Erschütterung überlassen, warf sich Frau Jobst vor Güldensey in die Knie und barg ihr überströmendes Gesicht in des Mädchens Schoß. Aus ihrem Schluchzen drangen verwirrte Worte. »Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir! Ich habe es verschuldet. Mein Haß hat so lange böse Wünsche ausgeschickt auf das Treßhaus, bis sie zur Tat wurden und das Unheil herbeizogen. Aber Sie hat es nicht treffen sollen, Sie nicht. Und nun ...«

Es war unmöglich, gegen diese wilde Verzweiflung anzureden. Güldensey strich beruhigend über das verunehrte Gesicht.

»Damals, im Hause am Markt, sagten Sie mir: ‚Fluchen Sie nicht, denn jeder Fluch fällt auf den zurück, der ihn ausschickt.' Das hat mich ergriffen. Aber als mein Mann so elend starb, da hab' ich es doch getan, nicht einmal, sondern hundertmal. Und als Sie mich hier im Frühjahr fanden, schickte ich Sie fort, weil ich mich vor Ihnen schämte. Nun müssen Sie mir sagen, daß alles sich erfüllt hat, und auf mich fällt es zurück, und mich zerschmettert es.«

In dem Bett im Winkel richtete sich ein Kinderkopf auf, und eine schlaftrunkene Stimme sagte: »Mutter!«

»Das Kind!« raunte Güldensey.

»Sie soll es wissen, was danach kommt,« schluchzte die Frau.

»Sie sollen sich nicht so erregen lassen,« sagte Güldensey heiter, und ihre Hand strich sänftigend über das rauhe Haar. »Meinen Sie denn, Ihre Wünsche, die aus einem verbitterten Herzen kamen, hätten etwas über unser Schicksal vermocht, wenn dieses Schicksal nicht zu unserm Besten gedient hätte? Und wenn Sie schon sich schuldig fühlen wollen, so biete ich die Gelegenheit, daß Sie Böse in Gut wandeln können.« Ruhig begann sie zu erzählen, von Maltes Not und Zusammenbruch, von seinem Verlangen nach beruhigender Vergebung.

Das Weinen der Frau wurde leiser, wie eine Klage über ihr zerstörtes Leben und ihr zerronnenes Selbst klang es. Was bedeutet alles Regen des zügellosen Blutes und das Aufbegehren eines entschränkten Willens, wenn beide dem Zeitlichen entwuchsen und nur auf Zeitliches zielten!

»Und was kann ich dem Kranken bestellen?« fragte Güldensey endlich.

»Sagen Sie ihm, was Sie gesehen haben,« antwortete die Frau. »Unser Wollen ist nichts als ein Wollenmüssen. Ich bitte, daß er mir vergebe.« — —

Güldensey saß an Maltes Bett, strich über seine erblaßte Stirn und goß Balsam in seine Unruhe. Sie jubelte innerlich, als sie bemerkte, wie die Ruhe seine wunde Seele sättigte. »Nun quält es dich nicht mehr?« fragte sie.

Er wandte ihr dankbar sein Gesicht zu und machte eine Bewegung, die sie als Zustimmung deuten konnte. Seine Blicke glitten von ihr fort, hefteten sich auf einen Punkt, füllten sich mit kinderhaftem Staunen, und ihre Starre löste sich in einem freudigen Glanz.

Was ist ihm nur? dachte Güldensey und wandte sich um, daß sie erkenne, was ihn fesselte. Da sah sie, daß Frauke in der Tür stand.

»Ja, ich bin es,« sagte Frauke. »Es hat mich nicht in Hamburg gelitten, ich bin gleich wieder zurückgefahren. Was du mir sagtest, Güldensey ... oder besser, daß du mir nichts sagtest, das ließ mir keine Ruhe.«

Sie trat schnell auf das Lager zu und beugte sich darüber, stutzte aber erschreckt, als sie Maltes entstelltes Gesicht sah.

»Das?« fragte sie.

Güldensey nickte bedeutsam.

Da hatte Frauke Poppelmann sich schon gefaßt. »Sei ganz ruhig, Malte,« sagte sie. »Ich weiß jetzt, daß ich zu dir gehöre.«

Ihre Stimme war verändert, weich, wie durch ein großes Geschehen geklärt und gesänftigt.

Eine gelähmte Hand tastete sich mühsam auf die dargebotene Frauenhand zu.

Und es war eine wundersame Stille um alle.

Der Weg nach Heilisoe

Abschied!

Was verbirgt und offenbart dieses Wort? Ströme von Tränen; Abgründe des Schmerzes; seelische Landschaften, zerklüftet und vereinsamt unter hoffnungslosem Wolkengrau; einen Riß durch quellende Adern, einen Damm aus fruchtlosem Gestein gegen das wandelnde Leben. —

Was Güldensey in der Stunde durchlebt, da sie abschiednehmend den Steig des vergessenen Gartens auf und nieder schritt — keiner hat es je erfahren. Tausend farbige Blumen voll Duft waren im Werden begriffen, aber sie sollte keine von ihnen mehr pflücken und in die Häuser der Armen tragen, daß sie ein wenig Freude darböten. Ja, der Abschied von dem vergessenen Garten war das schwerste! Ihr hilfreiches Denken und Planen war von hier ausgegangen, hatte sich hier als heimlicher Same in die Erde gesenkt und Frucht getragen, hundertfach und tausendfach!

Harro hatte geraten, daß sie ihn nicht wiedersehe, aber ... nein, das verstand Harro nicht.

Sie hatte sich die Stunde ungestörten Alleinseins zwischen den alten Mauern ausbedungen. Sie wollte die Schwere des Opfers, das ihr diese Preisgabe war, auskosten. Alle trugen und litten, sie aber sollte mit Jörg in ein fruchtbares Leben gehen; sie forderte ihren Anteil an dem allgemeinen Leid, dessen Härten sie nicht wie die andern empfand.

Nun ging sie zwischen den Beeten auf und nieder und sann. Es würde hier anders werden, ganz anders. Bauende Hände würden schaffen, was sie für nützlich hielten, und im Hochsommer würde um die Mittagszeit der Würzduft der Suppenkräuter zwischen diesen Mauern aufsteigen.

Doch vielleicht gefiel gerade dieser Geruch den alten Männern dort oben, die verdämmernd auf der Kante ihrer Lagerstatt saßen, besser als der Blumenruch. Und in den verwitterten Fräulein, die um den Abend ihre Fenster öffneten, ihre Wanduhren aufzogen und von den Veilchenwochen ihres Lebens träumten, weckte wohl der Duft der nützlichen Gewächse auch Erinnerungen, die ihnen lieb waren.

Das war die große Gnade, die Gülbensey zuteil geworden, daß ihre Gedanken immer den Weg in sonnige Hellen fanden. Sie blieb an der Pforte stehen und blickte träumerisch über den geliebten Fleck Erde. Nie wieder, nie wieder! Doch das Bewußtsein schnitt nicht mehr wie ein scharfes Messer. Als sie abgeschlossen hatte und den Schlüssel in die Tasche steckte, war nur noch ein freundliches Lächeln da und war ein Dank an die Erde, die sie so oft froh gemacht hatte.

Als sie den Treßhof erreichte, sah sie gerade, wie Telge die alte Wohnstatt verließ. Er trug sein Bündel unter dem Arm. An der Torfahrt blieb er stehen und sah zurück. Dann spie er heftig von sich. »Daß du die Motten kriegst!«

»Aber, Telge,« sagte Gülbensey, »Sie wollten doch nicht gehen, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben!«

Telge war erschrocken, dann faßte er sich. »Doch!« sagte er voll Trotz.

»Aber warum? Habe ich ...«

Sie hielt inne, da sie bemerkte, wie ein gewaltsames Zucken durch sein bärtiges Gesicht spielte.

»Von den andern, ja. Aber von Ihnen, gnädiges Fräulein — nein; das konnte ich nicht. Und jetzt kommen Sie doch gerade an.« Er konnte sich nicht meistern. Große Tränen rollten in seinen Bartkranz.

»Telge, alter treuer Telge!« sagte Gülbensey. Und nun weinte sie auch. —

Abschied, Abschied!

Die Räume des Hauses waren entleert, die Dinge, die sie geschmückt und traulich gemacht hatten, rollten einem fernen Lande zu oder standen in den Schatten der Böden. Man mußte Raum für Malte und Frauke schaffen, die nach ihrer Heimkehr aus dem Bade hier einziehen wollten. Nur einige Zimmer waren unberührt in ihrem Zustande erhalten geblieben.

Ose ging wie der gute Geist der alten Zeit durch das Haus und schaltete in allem. Die Geschwister waren in einen edlen Wettstreit geraten, wer von ihnen die Alte zu sich nehme. Sie hatten ihn schlichten wollen, indem sie Ose die Wahl ließen, doch damit hatten sie die Alte vor die schwerste Entscheidung ihres Lebens gestellt. Ihr Herz zog sie zu Gülbensey und Jörg, und doch — die Heimat! Schließlich hatte sie sich entschieden, während des Sommers zu den Jüngsten zu gehen und den Winter im Treßhof zuzubringen.

»Nun, war er hart, der Abschied von deinem vergessenen Garten?« fragte sie, als Gülbensey heimkam. »Der Weg, den du jetzt gehst, hat viele böse Stufen und ist nicht leicht.«

»Man darf gar nicht daran denken, Ose,« erwiderte Gülbensey. »Es ist noch so viel Grund zur Freude da: daß uns der Treßhof verbleibt, und daß Malte wieder gesundet.«

Sie dachte daran, wie sie vor kurzem Malte und Frauke zur Bahn begleitet hatte. Er konnte schon an zwei Stöcken gehen und war voll dankbarer Milde. Und Frauke ... ja, wenn man an sie dachte, dann wurde man wundergläubig, wenn man es nicht schon gewesen war.

»Du Glückskind!« sagte die Alte kopfschüttelnd.

»Ja, das bin ich,« erwiderte Gülbensey und berührte dankbar den Stein auf ihrer Brust.

Sie erfuhr von Ose, daß Jörg und Harro im Beratungszimmer seien, und ging hinab. Die Brüder standen betrachtend vor den alten Bildern, vor Behrend Treß, dem Oberst des Gyllenstiernaschen Regiments, und vor Karl Heinrich, dem Major bei den Bohuslänschen Schützen.

»Ob die alten Herren nicht auch manche Schlappe im Leben erlitten, wie jetzt wir?« fragte Harro. »Sie schauen wie echte Treß drein, die darum den Kopf nicht hängen lassen, sondern frisch das Leben bei einem andern Zipfel packen. Ja, die äußeren Dinge lassen sich alle meistern, Jörg; aber es gibt andre ...«

Er wandte sich um und sah Gülbensey, wie sie die Treppe herabkam.

»Gülbensey ist unser Treßsches Gewissen, vor der darf man die feinsten Bedenken aussprechen,« fuhr er fort. »Ich wollte sagen, es gibt Erinnerungen, über die kommt man einfach nicht fort: der Soldat, den ich auf einer Streife abschoß; Malte, der hier unter der Last der Verantwortung saß, und den ich noch kränkte. Und dann Marsa, vor allem Marsa. Jetzt, da wir das Haus räumen, wo ihre verängstete Seele trauerte, fällt es mich hart an, wie wenig ich ihr gab. Und hatte sie doch lieb!«

»Vorbei, vorbei!« sagte er nach einer Weile und schüttelte sich, als wolle er die Erinnerungen gewaltsam von sich lösen. »Ein Neues liegt vor uns: wir bauen einen neuen Staat, nicht wahr,

Jörg?« Seine Hand legte sich stark auf Jörgs Schulter.

»Ach, Harro,« entgegnete dieser, »vergiß nicht das Eine, was not ist. Wir bedürfen neuer Staaten, neuer Wirtschaftsweisen und neuer Religionen nicht, aber wir bedürfen des neuen Menschen. Haben wir den, so wird alles andre von selbst kommen. Doch von dieser Aufgabe wollen die Weltverbesserer nichts wissen, und darum bleibt ihre Arbeit Stückwerk.«

»Du hast recht,« sagte Harro. »König Midas bekam Eselsohren, weil er die Musik der menschlichen Flöte, nach der sich alle drehen, schöner fand als die Töne der göttlichen Harfe. Ach, zuweilen erscheint es mir, als trügen die meisten Menschen die Eselsohren der Verblendung.« —

Noch eine schwere Stufe mußten Jörg und Güldenfey auf ihrem Abschiedsweg überwinden, als sie in den Heiligen Geist gingen, um Engelke zum letztenmal die Hand zu reichen.

Engelke war klein und gebückt geworden. Ihr Gesicht sah verschrumpft aus wie der Winterapfel, den man um Ostern in einem Winkel der Lade entdeckt. Sie sagte wenig, sie blickte von einem ihrer beiden Besucher zum andern, als wolle sie sich das Aussehen der beiden unvergeßlich in die Seele prägen. Sie hatte sie nicht unter ihrem Herzen getragen, aber ihr einsames Magdtum hatte diese Kinder mit einer starken Mütterlichkeit umfangen, und da sie ihnen diente, lange und treu, hatte sie ein Anrecht auf sie erworben. Nun wollten sie in unausdenkliche Fernen ziehen. Wie unfaßbar doch Gottes Wege sind! Erst mußte sie den Treßhof verlassen, nun stieß es die Jungen gar aus der Stadt.

Engelke sah auf das Neue Testament, das aufgeschlagen vor ihr auf dem Tische lag, und Güldenfey verstand ihre Gedanken.

»Wir kommen im nächsten Sommer wieder, Engelke,« sagte sie. »Und bedenke, wir sind ja nicht weit. Einen Tag Bahnfahrt! Und du tröstest dich doch auch deines Gottes, der über allen Sonnen ist.«

»Da irrst du, Kind,« sagte die Alte streng. »Gott ist immer bei mir. Jawohl, hier in dieser dürftigen Altersstube ist er.«

»Und unsre Gedanken, sind die nicht um dich?« fragte Jörg.

Engelke wiegte den Kopf. Sie mochte nicht sagen, daß die guten Gedanken aus der Ferne nicht genügenden Ersatz für den Verlust boten.

»Als wir dich hierherbrachten, Engelke,« sagte Güldenfey, »da gingen Jörg und ich nach Heilisoe. Dorthin wollen wir morgen auch fahren, uns noch ein paar Tage des jungen Sommers freuen und dann das Haus dem neuen Besitzer übergeben.«

Engelke nickte und blickte Güldenfey bedeutsam an. Ja, man mochte sprechen, was einem nur in den Sinn kam, vom Abschiednehmen wurde jedes Wort durchtränkt. Sie erhoben sich.

Und als sie durch den Säulenhof schritten, stand die Alte gebückt und mit schlaff herabhängenden Armen in ihrer Tür und sah ihnen ein letztes Mal nach. Sie schluchzte nicht, sie weinte nicht, aber sie fühlte das Schwert durch ihre altersmüde Seele gehen.

Spuren der Sturmflut tilgt die Zeit von Häfen und Gärten; Leidspuren wischt sie von den Angesichtern der Menschen. Auch Heilisoe wies kaum noch etwas von den Beschwerden eines mehr als harten Winters auf, als der nordische Sommer es zu zieren begann. Zwar erschienen die Dünen noch wilder zerklüftet als bisher und trugen Risse, Narben und Falten wie ein hundertjähriges Greisenantlitz. Und neue Steine waren aus dem Erdreich gebröckelt und zu Strand gestürzt, freuten sich des Lichts und lauschten den Erzählungen des Windes und der Wellen von Geißeljagden zorniger Sturmtage und schwimmenden Tangwiesen draußen auf der See, um die stumme Fische auftauchten.

Ja, es war ein wenig anders geworden auf Heilisoe. Aber das übersah man bald, denn der fröhliche Wuchs überkleidete alles. Der kriechende Wacholder sproßte wieder, die stachligen Ölweiden schimmerten blank, der Ginster begann goldig zu knospen, und die Rose des Tals blühte. Und vor allem: die einzige Bläue, die das Eiland umgab, hatte sich wieder aufgetan, die Meeresbläue, die eine ganze Klangfolge vom Lichtgrün bis in das dunkelste Violett durchlief, erdhaft durchblutet, von unerforschlichen Gründen angedunkelt; und die Himmelsbläue, von Gold und Milch durchmengt, aufquellend und doch unbewegt und voller Ahnungen.

Jörg und Güldenfey hatten sich ein wenig vor diesen traumschweren Tagen auf Heilisoe gefürchtet. Sie waren zu innig mit diesem Eiland des Heils verwachsen — wie schwer mußte der Abschied von ihm fallen!

Doch es war anders. Jetzt, da sie keine Fußbreite Landes von der Insel mehr besaßen, war sie ihnen nicht Verlust, sondern ein Ziel. Sie hatten den großen Frieden der Insel, der höher war als das Treiben der lauten Welt, bisher empfunden als etwas, das ihnen zustehe. Nun erkannten sie, daß es Erringenswertes sei.

»Der Weg nach Heilisoe, den Balzer Treß suchte, ist das Heimweh,« sagte Jörg. »Wir werden es auch lernen müssen, Güldenfey, aber es wird uns nicht in langes verzweifeltes Suchen hetzen, denn wir wissen, wo unser Eiland liegt.«

Sie klommen durch die schmale Schlucht hinter der Svantewitbucht aufwärts. Droben empfingen sie blaue Glockenblumen unter niedrigem Gebüsch, vor ihnen aber stürzte in jähem Fall die narbige Dünenwand zur schäumenden See hinab. Sie sahen stumm und ergriffen zu, wie der Feuerball, der unsrer Erde Leben gibt, in das Meer tauchte. Dann wandelte sich der Himmel in eine blaßgrüne

Fruchtschale, an deren Rand sich purpurnes Gewölk sammelte.

Und hier begann Jörg zu Güldensey von den Aufgaben des Lebenskreises zu sprechen, den sie beschreiten wollten. O, er hatte ihr schon oft davon gesprochen, doch immer wieder fand er einen neuen Ausdruck dafür. Ja, die Jugend wollten sie sammeln, die nach der Bitternis dieser Zeit ihre Wurzeln tief in das Erdreich grub, um edle Früchte für die Zukunft zu reifen.

»Sieh, Güldensey, das ist der Segen dieser Zeit,« sagte er. »Sie wollten uns arm an äußeren Dingen machen und haben es ja auch erreicht, aber sie weckten zugleich die schlafende Empfänglichkeit der Seele, das, was man geistige Armut nennt. Und das wird unser Heil sein.«

»Sind denn aber auch leiblich Arme in deiner Stadt?« fragte Güldensey besorgt. »Du weißt ...«

Er ergriff fröhlich lachend ihre Hände. »Ja, ja, ja! Arme sind überall, und du sollst ihrer pflegen. Du und ich, wir wollen Gottes Reich bauen. Denn Gottes Reich ist nichts als Gott selbst mit seinem Reichtum, und es schaffen, heißt, das Göttliche auf der Erde darstellen.«

Als die Erde den letzten Tropfen des himmlischen Glanzes aufgeschlürft hatte, gingen sie heim, kamen über das weiße Feld der Wanderdüne, wo der Sand junge Föhren erstickte und sich vom Weidengeflecht der Faschinen nicht hemmen ließ. Eine Stätte des Todes? Nein, wo es wandert, ist Leben, wenn auch das regsame Element nur dürres Gekörn ist. —

Diese Morgenfrühe des letzten Sonntags auf Heilisoe!

Sie hatten sich zeitig erhoben, um den Tag voll auszukosten, und gingen ihm durch den Wald entgegen. Die hellen Nadelbüsche der Föhren schwankten leise im Wind, und die gelben Kelche des Hahnenfuß streckten sich der Sonne entgegen; eine Grasmücke sang, und der Wanderfalk strich geschäftig um die Büsche, hinter denen das Flügelschlagen eines Fasans erklang. Das Meer aber lag unter der Last des Lichts träge und gesättigt da: der Wind schlief noch zwischen den Hügeln.

Jörg und Güldensey schritten die Kante der Dünen entlang, die wild und zackig wie eine chromatische Tonfolge verlief.

»Thors Wagen hinterließ hier seine Räderspur,« sagte Jörg.

»Aber diese wilden Spuren bahnten dem friedlichen Leben die Straße,« erwiderte Güldensey. »Sieh doch, Jörg!«

Und sie wies auf die vielen Erdschwalben, die über der Tiefe in den Dünenrand ihre Nistlöcher gegraben hatten und jetzt zwitschernd ab und zu flogen.

Hand in Hand schritten sie fort, in Schweigen und Reden glücklich, weil keines von ihnen wußte, wer Gebender und wer Empfangender war.

Wieviele Orte wollten sie noch besuchen! Die alte Kirche auf dem Klostergelände, die immer den Eindruck einer verwahrlosten Alten machte, zwischen deren rohem Holzschnitzwerk und zerbrochenen Abtsteinen aber jenes merkwürdige Epitaph des um 1611 ertrunkenen Schiffers stand, von dem Güldensey behauptete, er sei mit dem fliegenden Holländer gefahren; das Grab der goldenen Heiligen und das Vogeleiland, wo der Wind Runen schrieb; den Hünenhügel mit dem verkrüppelten Weißdorn und die Steinblöcke im Meer, zwischen denen die farbigen Algen hausten. O, es war noch viel zu schaffen!

Es war Abend geworden, als sie auf den Königsgräbern saßen; die während des Tages leuchtenden Farben erloschen, und das unruhige Aufzucken der Blinkfeuer fuhr über den nächtigen Himmelsbogen. Güldenseys Fuß klopfte auf den warmen Erdboden.

»Welche Schätze vielleicht unter uns in der Erde ruhen, Jörg!« sagte sie.

»Wollen wir sie heben?« fragte er.

Güldensey wiegte den Kopf. »Nicht diese, Jörg; es haftet zu viel Angst, Not und Sorge an ihnen. Ach, das Gold ist wie andres eine kostbare Gabe, doch was machte die Gier der Bösen aus ihm! Das verelendende Treiben der Geschäfte, das Verlumpen der Gesinnung machte es zu etwas Fluchwürdigem. Jörg, wo beginnt der Weg nach Heilisoe?«

Ein sanfter Wind strich kühl um die Hügel, unter denen die sagenhaften Herrscher schliefen. Er war wie ein Hauch längst vergessener Zeiten, und er empfing die ewig sich wiederholende Frage aus dem Munde des Mädchens und trug sie weiter und wird sie vielleicht nach tausend Jahren Wanderern, die hier rasten, wieder zuwehen und in ihnen Unendliches wecken.

So dachte Jörg, und nach einer Weile begann er zu sprechen: »Der Weg nach Heilisoe beginnt nicht da, wo der Mensch nach Geld oder Ehre oder Herrschaft strebt, sondern dort, wo tief im Menschen der erste Laut der Sehnsucht nach dem Ewigen anklingt.«

Er fühlte, wie sich sanft die Hand der Schwester in die seine schob.

»Wir haben den Ruf vernommen,« sagte Güldensey, »und nun fängt die schöne Straße an.«

Telge und das Motorboot erwarteten sie nicht am Bollwerk, als sie am nächsten Morgen zur Abfahrt hinabstiegen. Sie bestiegen den kleinen Dampfer, der die Überfahrt vermittelte.

Hinausgehoben über die Insel stand der Leuchtturm da, er, der in der Einsamkeit der Winde sich wohlfühlte und nur mit den Schwärmen kommender und gehender Vögel Zwiesprache pflegte. Sein müdes Auge war geschlossen, aber um den Abend würde er wieder erwachen und denen Warnung



Wilhelm Noeder: Caritas

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1925

und Hilfe sein, die den Weg nach Heilisoe suchten. Lebewohl, du Treuer!

Es versank vor den rückschauenden Blicken das Kloster; es versanken die strohgedeckten Fischerhäuser, die hinter ihrem Wall von Seedorn schliefen; es verschwand die einsame hohe Pappel, die alle Krähengeschlechter der Insel kannte. Schließlich war nur noch das Hochland von Heilisoe sichtbar. Leise schloß sich eine Tür. Jörg und Güldensey wandten ihre Augen vorwärts.

Auf der blauen schaumgesäumten Schleppe des Meeres bildeten sich in der Fahrtrinne große weiße Kreise wie Perlenkränze, wurden und vergingen. Ach, es verging alles so bald auf dieser hastigen Fahrt!

Mehr und mehr wurden die Linien der siebentürmigen Hansestadt sichtbar. Endlich glitt das Schiff in den Hafen und näherte sich der Anlegestelle.

Was bedeutete das? Am Ufer standen viele Menschen, die nicht denen glichen, die sich mit Koffern und Gepäck auf die Reise begeben, nein, sie hielten Blumen in den Händen. Ein Willkomm? Güldensey blickte sich um und musterte jetzt erst die Mitfahrenden. Es waren oft Tagesgrößen auf Heilisoe, die gefeiert und bestaunt wurden.

»Aber das ist ja Oberst Helf, Jörg, und dort — Hanna Wilkens, und die Frau, die links steht, ist Frau Jobst.«

Sie wußten noch immer nicht, daß der Empfang ihnen galt. Aber da sie an das Land traten, umringten die Wartenden sie.

»Es haben sich ohne Verabredung alle die hier eingefunden, die Sie liebhaben und mit Trauer scheiden sehen,« sagte der Oberst. »Unser Abschied soll ein geringes Zeichen unsrer Dankbarkeit sein.«

»O!« sagte Güldensey. Sie war so erschüttert, daß sie keine Worte fand. »Ist es denn möglich? Für das Wenige, das wir ihnen erweisen durften! Und wir taten doch nur, was wir mußten.« Ihre hohe Stimme, ihre strahlenden Augen waren von Tränen verdeckt. »Auch Sie, liebe Frau Jobst? Und Frau von Edel? Ach, Mellin!«

Es waren auch solche da, die sie gar nicht nach Namen kannte: Kinder, denen sie einmal Brot gereicht; Männer und Frauen, die sie, da sie krank gelegen, in der Sachsenvorstadt besucht; alte Stiftfräulein, denen sie Blumen aus dem vergessenen Garten gebracht hatte. Selbst Fridchen Waterström war von ihrem Räucherboden gestiegen und überbrachte knicksend einen Blumenstrauß und einen Gruß von Engelke. Wie hatten diese alle nur von ihrer Abfahrt gewußt?

Der Zug schloß sich ihnen an, sie zur Bahn zu geleiten. Wie im Triumph zogen Güldensey und Jörg durch die Stadt. Es war kein prunkendes Geleit, es war das Geleit der Armen. Aber seliger ist kein Hoher einhergezogen, und nie ist ihm ein innigerer Dank gefolgt, als er diese beiden umgab.

Am Bahnhof erwarteten sie Ose und Thomasius. Ose kniff die Lippen ein, um ihre Rührung zu verbergen, dem Mann aber flossen die Augen über. Wortlos beugte er sich über die segensreichen Frauenhände, die er begehrt und doch nicht ergriffen hatte, die sich ihm nun auf immer entzogen. Seine Huldigung war Dank und Bekenntnis und Bitte zugleich.

Die Schar füllte den Bahnsteig und schmückte das Abteil, das Jörg und Güldensey bestiegen, mit den Blumen. Blicke gingen bangend und tröstend, dankend und verheißend hin und her. Was sollten in dieser Stunde noch Worte sagen können!

Dann hörte man das Abfahrtzeichen. Arme hoben sich, und Tücher winkten.

»Dank! Dank!«

Güldensey lehnte aus dem Fenstr. Was blieb hinter ihnen zurück? Ihre Armen, die siebenfach getürmte schöne Stadt, das Eiland im unvergleichlichen Blau des Himmels und der See, die Heimat! Sie aber hatten gefunden, was wertvoller als alles war: sie waren auf dem Weg nach Heilisoe.

Die Heimkehr

Wie die gewölbten Gassen ich nächtlich wieder erfülle
Mit meinem tönenden Schritt, hab' ich vergessen die Qual,
Und es entsinkt wie ein Traum mir die tödliche Kenntnis der Ferne
Und was mich leiden gelehrt eine entgötterte Welt.
Selig kehr' ich zurück. In den Hafen der Nacht und der Liebe
Rettete freundlich ein Gott mich aus unendlichem Sturm.
Siehe, zur Ruh geht ein Herz! Im Fenster der liebenden Freundin
Schimmert ein goldenes Licht ... Schlummre, und alles ist gut.

Ossip Kalenter

Eine lyrische Dichterin in Pommerland

Von Alfred Biese

Unsre verworrene Zeit, die im Staats- und Wirtschaftsleben die verzerrtesten Gestaltungen angenommen hat, verrät sich auch in der Kunst, in der bildenden und in der redenden. Das Drama ist bereits zum Film entartet, die Erzählkunst zeigt eine Mischung von Drama und Lyrik und hat die einfache Linie der Darbietung eines sinnvollen Geschehens verloren. Die Lyrik, die, wie die Musik in Tönen, Unsagbares in Worten zu sagen berufen ist, hat bald in Mystik und Ekstatik alle Formen gesprengt, bald in Unsinnlichkeit jeden Halt an der sinnlichen Welt verloren, in Schall und Hall, in unverständliches Stammeln sich auflösend. Auch hier ist die einfache Linie, die Inbrunst einer ergriffenen Seele, die sich aussprechen muß, um nicht in der Fülle der Empfindungen zu ersticken, zur Seltenheit geworden. Und doch ist dieses, nur dieses im engeren Sinne echte Lyrik. Des wahren Lyrikers Lebensevangelium muß sein: Mein Ich ist meine Welt; die muß ich ausbauen, und was aus deren Tiefen heraufsteigt, das muß ich auffangen, muß ich gestalten; ich muß Mensch sein, nur Mensch mit Seele und Sinnen — ich muß Weib sein, nur Weib mit aller Herbheit und aller Süße, die dem Geschlecht eigen ist, ohne Verstiegenheit, ohne ungesunde Überreiztheit, diese Giftblume der Zivilisation, die Unnatur geworden ist; ich muß ausströmen lassen, was quellentief unaufhaltsam sprudelt. Denn Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit ist das A und das O echter Lyrik im Gegensatz zu der Anempfindung, der Lyrik zweiter Hand, wo die Sprache, das Erbe einer langen Überlieferung, nicht aber das eigne in Schmerz zuckende, in Lust jubelnde, in Sehnen sich windende Herz dichtet. Man muß spüren: inneres heißes Erleben findet den notwendigen, einzig möglichen Ausdruck.

Alles dies trifft bei einer Dichterin zu, die wohl verdient, über die Grenzen der pommerschen Heimat bekannt zu werden. Das möge zunächst ein in Lenz und Liebe jüngst geborenes (ungedrucktes) Gedicht bestätigen:

Nacht am Meer

Nun du von mir fortgegangen bist,
Hat die Nacht mich an ihr Herz genommen,
Und sie fühlt, mir sei so schwer beklommen,
Und sie raunt: »Er wird ja wiederkommen,
Eh' mein schwarzer Saum zerflossen ist.«

Meine Hand ruht bleich auf meiner Brust,
Deiner liebsten Hand muß sie gedenken,
Will ihr diesen Platz am Busen schenken ...
Wie ein Anker soll sie dort sich senken
In den Liebesabgrund meiner Brust.

Horch! Nordwest jauchzt auf mit ehrnem Mund,
Singt dem Meer sein wildes Hochzeitskarmen.
Komm auch du mit brausendem Erbarmen,
Rette mich in dich mit starken Armen,
Stürme meine Fülle auf vom Grund!

Hier ist das Herz voll von einer Empfindung, von der Sehnsucht nach dem Geliebten, der Erfüllung bringen wird all dem heißen Begehren der Sinne und der Seele. Jedes Wort ist von Leidenschaft durchpulst. — Ein ganz andres! Es ist überschrieben: »An mich«.

Ich lass' dich nicht —
Ich grabe dir den Gott aus deiner Brust,
Den du vor dir und mir verbirgst, ich zeige dir
Die Feuersäule, der du folgen mußt!
Die Träne spotte ich in dich zurück
Und auch den Hungerschrei nach Menschenglück.
Was soll die Träne, und was ist denn Glück?
Sei glücklich oder nicht — was tut's! Sei Mark!
Sei Willen und nicht Wunsch, sei dein bewußt,
Sei reich, sei reif — sei stark!

In hundert Schößlingen sollst du ergrünen,
Du blitzzerspellter Baum, und Blüten tragen,
In denen Nachtigallen trotzend schlagen,
Und weithin schattend sollst du Gäste laden
Und achtlos lassen Früchte niederregnen —
Dich lass' ich nicht — du wollest mich denn segnen!

Waltete in dem ersten Gedicht weibliches, zärtliches Gefühl, so ist hier alles herb männlich auf Kampf mit dem eignen Dämon gestellt, um den höchsten Preis, um die Erstarkung, die Vollendung.

Man begreift, daß am selben Tage entstehen konnten: »An den Schmerz« und »Nachtgesicht«. Jenes lautet:

Titan, der über der Menschheit Lebensflur
Mit den rastlosen Schritten stampft,
Nie erschüttert vom himmelstürmenden Jammerlaut,
Wieder zögerst du liebend an meiner Schwelle!

Auf deines Bogens stählerne Riesenkraft,
Schütze, der nie sein Ziel verfehlt —
Spanntest du prüfend
Meiner Seele geschmeidige Saite
Und sandtest den Pfeil
In rotdurchblutete endlose Ferne.

Wie eines sterbenden Vogels Schrei
Klang die bebende Sehne,
Als ihr der schimmernde Pfeil entfloh.
Bis zum Zerreißen spanntest du sie, Erbarmungsloser,
Aber sie riß nicht!
Nein, sie riß nicht!

Sie schnellte trotzend zurück, von Götterkräften gespeist,
Sie jauchzte dem stürmenden Pfeile nach,
Als er in rotdurchbluteter Ferne
Rasend sich stürzte
In Gottes Herz!

Wer möchte hier die Kraft der Gedanken und die Wucht des Ausdrucks verkennen!

Bildnis der Dichterin



Karla König

Ähnliche Tiefe verrät das »Nachtgesicht«:

Fiel Licht durch offene Pforten? Ich bin erwacht,
Dämmerndes Dunkel umfließt mich, als läg' ich am Grunde des Meeres,
Aber sternenhelle stehst du vor meiner Seele,
Ruhig prüfender Menschenblick!
Forsche — ich berge dir nichts.
Gram zerquälte den Tag, von Rätseln quoll
Die dunkelpurpurne Schale der Nacht.
Spät schlief ich ein.

Von deinem Strahle getroffen,
Sinken mir nun des Mohnes seidene Blätter
Vom leichten, glühenden Strauß ...
Dunkle ruhige Stimme,
Ernste Glocke im Turm einer ragenden Seele,
Lautlos tönst du mir nun im himmelverdämmernden Schweigen
Uralter Weisheit
Tiefgelassenes Freundeswort:
»Erkenne dich selbst!«

Dieses starkgeistige Gedicht findet seinen Rückhalt in dem innigen Bekenntnis:

Vom Morgen- bis zum Abendrot

Du bist der rote Strahl der Frühe,
Der segnend meine Stirne küßt,
Eh' noch des Tages Lärm und Mühe
Das große Tor geöffnet ist.
Dein leises, zärtliches Gedenken
Spielt wie ein Lüftchen um mein Haupt,
Rein wie der Morgen willst du schenken,
Du Mensch, dem meine Seele glaubt.

Und höher rollt das Rad der Sonne,
Zur Arbeit eilte Schritt um Schritt,
Der Acker lacht in Reifewonne,
Wir schaffen mit! Wir schaffen mit!
Schier endlos dehnt des Feldes Breite,
Doch wie auch Schweiß und Mühe brennt,
Du bist — du bleibst an meiner Seite,
Du Mensch, der meine Seele kennt!

Der Abend will die Wipfel neigen,
Nun bin ich ganz von dir erfüllt
Und fühle, wie im zarten Schweigen
Sich deine Seele keusch enthüllt.
Du glaubst wie ich den Feuerzeichen,
Die Gott an seinen Himmel schreibt —
So laß dir beide Hände reichen,
Du Mensch, dem meine Seele bleibt.

Diese Gedichte, die ich hier zum Strauße gewunden habe, bilden eine organische Einheit, wie sie als liebliches Frühlingswunder auch tatsächlich einem Tage ihren Ursprung verdanken. Sie gipfeln und vollenden sich in dem etwas später entstandenen »Samenkorn«:

Ein Korn, das sanft aus Gottes Mantel fällt,
Sink' ich in deine schwarze Furche, Welt!

Die Erde ist mir hold und drückt doch schwer.
Ich weiß auch noch: ich kam vom Himmel her!

Schon dräng' ich meinen Keim in Luft und Licht,
Und nur die Wurzel sich um Erde flicht.

Ich träume Erdenruh' und Himmelsruh',
Und Gottes Auge sieht mir sinnend zu.

Von Silbertropfen war ich oft umsprüht.
Nun weiß ich selig: meine Ähre blüht!

Ein stilles Wachsen ist all meine Tat ...
»Gott, laß mich reifen, reifen vor der Mahd!«

Alle diese — noch ungedruckten — Gedichte zeugen sicherlich von starkem, urwüchsigem Talent, denn ein jedes ist selbst ein lebendiger Organismus, in dem äußere Form und innere Seele eins geworden sind.

Karla König heißt die Dichterin, die ich hier zu Worte kommen ließ. Sie ist in Stettin am 3. Juli 1889 geboren, durchlebte eine sonnige Kindheit in ihrem von Kunst und Wissenschaft verklärten Elternhause, aber nach dem Tode des über alles geliebten Vaters trat schon an die Achtzehnjährige der harte Lebenskampf heran. Jedoch mit starkem Geist und unbeugsamer Willenskraft eroberte sie sich einen Wirkungskreis, so von September 1919 bis Ostern 1924 als Pressereferentin am Oberpräsidium.

Schon 1912 erschien ein Band »Gedichte«; da schaut uns ein keckes Mädchengesichtchen entgegen, das mit Witz und Ironie die Seminaristinnenjahre, die Prüfungen, Konflikte, Zeugnisse und — Staub, Staub durchhechelt; dann aber folgen Verse mit leuchtenden und dunkleren Farben der Naturstimmung (»Am Westendsee«, »Abend am Lindenhof«) und mit ungewöhnlicher Klangfülle. Sommer und Herbst fordern ihr Recht, aber auch die Sehnsucht nach Freiheit (»Aus meinen vier Wänden«, »Tagebuchblätter«). Eine Harfe ist dieses jugendliche Herz, auf dem auch der Sturm spielt und das von starkem Drange nach Liebe und Leben erfüllt ist. — Ein zweiter Band folgte 1918: »Einsame Feuer«, schon 1919 in neuvermehrter Auflage: Bekenntnisse, Selbstgespräche, viel Resignation und leise Müdigkeit, aber echt empfunden, melodisch gestaltet. Unter der Asche der Einsamkeit glüht doch das Feuer fort; es wird auflodern wieder, wenn der Windstoß kommt. Nicht waltet hier Abgeklärtheit, die am Ende ist, nicht Unerschütterlichkeit, die nicht doch wieder jauchzen und jubeln möchte; hier ist Kampf, der auf Sieg hofft, freies, reines Menschentum, in schlichten, echten Formen. »Leise, leise«, tönt es in den Strophen, etwas zu oft, aber es schwingt sich im Wohllaut uns ans mitfühlende Herz. Wehmut und Innigkeit und Zartheit umschlingen einander in den Naturbildern, in den Momentbildern aus der Stadt, die Arbeit, Liebe, Freude verherrlichen, und aus dem Leben des Hauses; Liebeslieder sind spärlich, aber nichts Verzücktes ist in ihnen; volksliedartig wirkt »Kränzel Lieb und Leid«, unsagbar leidvoll ist »Das stille Land«; tiefer Schmerz durchzittert »Das Hämmerlein«, »Das Bild«, voll Gedankenschwere ist »Hinter dem Vorhang«, neuartig nach Form und Inhalt »Die segnende Hand«, schelmisch »In einer Osternacht«. Und alles schwingt und klingt in einem seelischen und wortmelodischen Rhythmus, der unwiderstehlich bannt und erschüttert.

Durch schwere Trübsal wurde das edle Dichterherz nach und nach gehärtet und gestählt:

Tod im Leben

Menschen reichen mir die Hände hin,
Keiner fühlt, daß ich gestorben bin;
Wie ein achtlos eingeknicktes Reis,
Das, noch grünend, sich gestorben weiß,
Schau' ich in den Tag, den nichts mehr freut!
Gestern starb ich schon und sterbe heut —
Morgen sterb' ich zu der Liebe Preis ...
Lautlos stirbt mein braunes Haar sich weiß.

An einem dunklen Januarabend 1923 rettete die Dichterin mit höchster Lebensgefahr einen Knaben aus den Fluten der Oder; wem der Knabe gehörte, weiß sie auch heute noch nicht. So entstand das wundersame Gedicht:

Die heimliche Mutter

Meine Nächte fließen alle wie schwarzes Wasser hin.
Ein einziges blasses Sternchen, das spiegelt sich darin.
Es geht mir wie ein Lächeln durch meinen düstern Sinn,
Daß ich nun wohl eigentlich — eine heimliche Mutter bin!
Ich tat nicht mehr, nicht weniger, als jede Mutter kann:
Ich gab dem Kind sein Leben und setzte meines dran!
Doch gibt es keinen Menschen, der weniger von ihm wüßt,
Ich hab' es kaum gesehen — und einmal nur geküßt. —
Mein Junge wird ein Jüngling, ein Mann dereinst und Greis,
Von denen keiner etwas von seiner Mutter weiß.
Seine Mutter muß noch weiter, muß noch durch viele Pein,
Und selbst von ihrem Kinde muß sie verlassen sein.

Ich denke, das muß jedermann ans Herz greifen. — Aus allem Müden und Leisen, aus bleiernen Tagen, unseligen Stunden, aus erschlaffenden Träumen raffte sich schon in den »Einsamen Feuern« das mannhaft trotzige Gedicht »Aufschwung« empor, die Gedichte vorbereitend, mit denen ich begann und die eine neue Periode des Schaffens einleiten. Es hebt also an:

Euch bet' ich an, dich, Klarheit — und dich, Kraft!
Dich, Willen, mit den goldnen Ableraugen
Und mit dem Adlergriff, der packt und hält!
Streif' ab, mein Herz,
Den müden Fliederduft verwelkter Träume,
Der dich so elend macht ...



Gertrud Knobloch: Kinderkopf

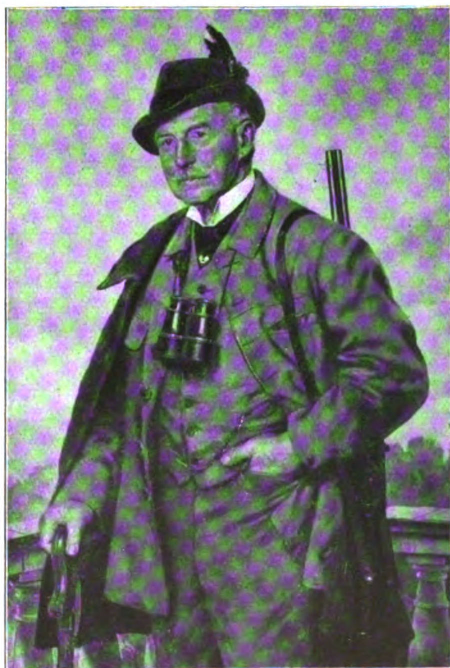


Tasso

Gertrud Knobloch / Eine schlesische Malerin

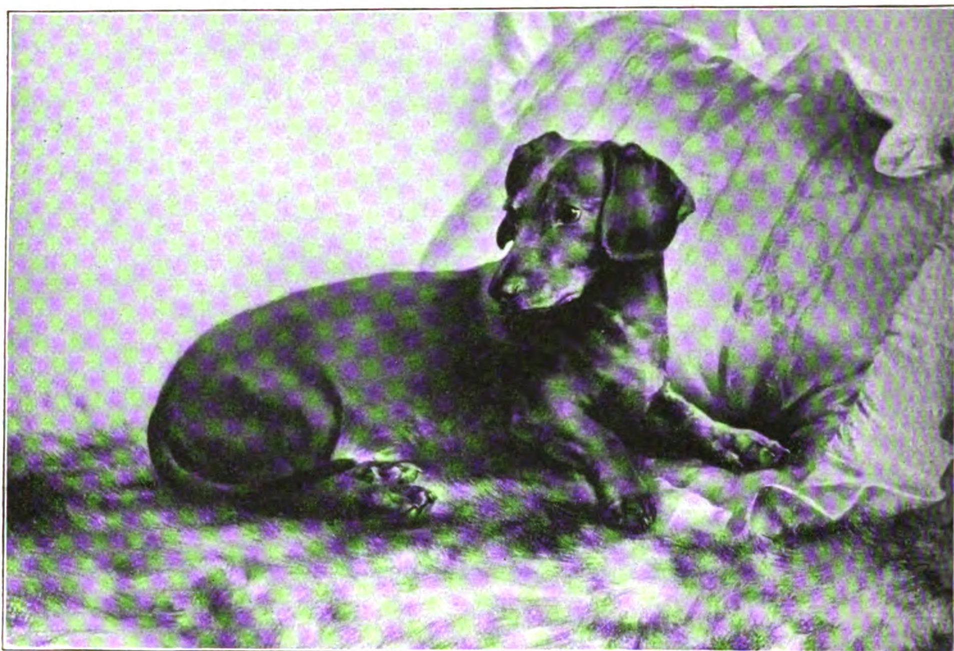
Von Dr. F. Friedensburg

Längst ist sie zur Binsenwahrheit geworden, die Erkenntnis, daß, wer den Dichter will verstehen, in Dichters Lande gehen muß; aber daß dieser Satz auch vom Maler gilt, dürfte nicht so allgemein anerkannt sein, es sei denn, daß es sich gerade um einen Landschafter handelte. Die folgenden Betrachtungen gelten einer Bildnismalerin, und da ich hoffe zeigen zu können, wie die Kunst dieser Frau aufs engste mit ihrer Heimat verwachsen ist, so bitte ich die freundlichen Leser, mir zunächst für ein paar Augenblicke in diese Heimat zu folgen, die ich stolz auch die meine nenne.



Graf Scheu-Thoß auf Weigelsdorf in Schlesien

Wenn ich sage, daß kein deutsches Land — vielleicht nur Pommern ausgenommen — den Deutschen so wenig bekannt ist wie Schlesien, so wird diese Behauptung sicher wie weiland die Antworten des Kandidaten Jobs im Examen ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregen. »Sind wir denn nicht alle wer weiß wie oft im Riesengebirge gewesen und haben wir nicht echteste schlesische Poesie in der Gestalt des ‚Rautendelein' und in der Mundart der ‚Buschgroßmutter' genossen?« Gemach! Schon Kopisch hat in seiner Ballade vom Teufel und dem schlesischen Zecher bekannt, daß, um recht zu würdigen den schlesischen Wein, man ein geborener Schlesier müsse sein, und das gilt auch noch von andern Besonderheiten meiner lieben Heimat. Daß die weitaus meisten der Sommerfrischlinge, die unsre schlesischen Berge unsicher machen, nur einen sehr unvollkommenen Begriff von ihrer Herrlichkeit mit sich nehmen, versteht sich von selbst; weniger

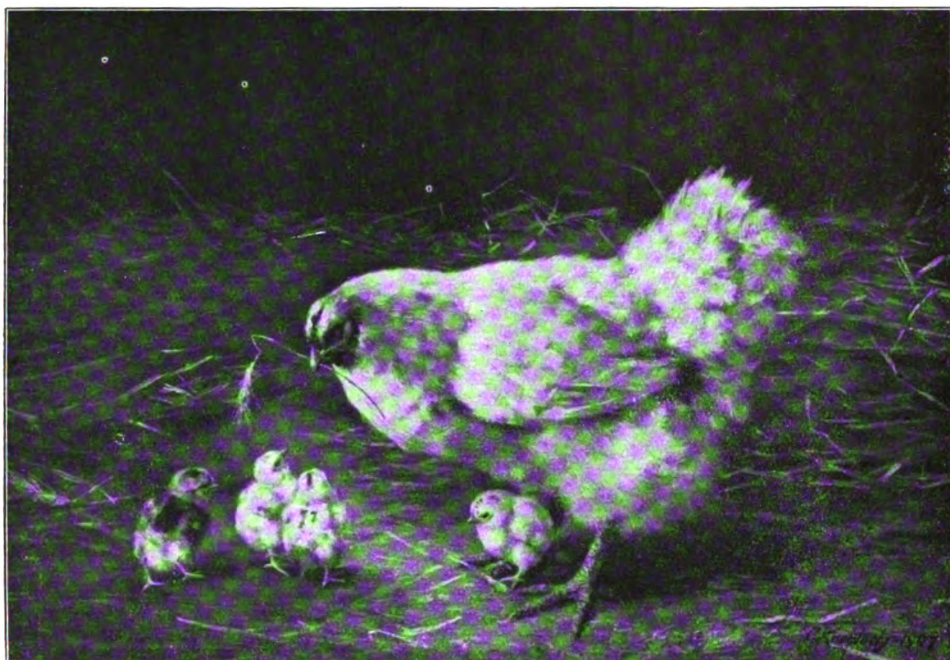


Teckel-Studie

bekannt ist, daß »die« schlesische Mundart so ziemlich in jedem Dorf verschieden klingt und niemals so, wie man sie von der Bühne hört. Aber daß die Sonderart Schlesiens in jeder Beziehung außerordentlich weitgeht, ist selbst vielen Schlesiern nicht gegenwärtig. Ja, die Schlesier sind ein ganz eigentümliches Völkchen. Unser Land hat in den neunhundert Jahren seiner Geschichte nicht einen Fürsten hervorgebracht, den die Nachwelt mit dem Beinamen des Großen geschmückt hätte, nicht eine in das Gewaltige hineinragende Heldengestalt, keinen Staatsmann, Dichter, Maler, Gelehrten, der



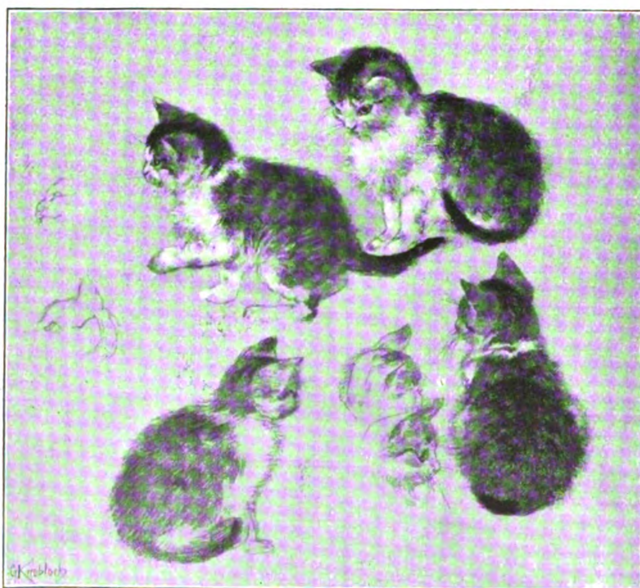
Terrier-Studie



Sorgsame Mutter

einer ganzen Zeit das Gepräge seiner Persönlichkeit aufgedrückt und sich selber den Lorbeer der Unsterblichkeit ums Haupt geschlungen hätte.

Also wäre die Zensur für Schlesien: »Mittelmäßig«? Ach nein, so ist's denn doch nicht gemeint. Wie unsre Landschaft, nirgends so großartig, daß sie sich etwa mit den Alpen vergleichen könnte, dafür durchweg, selbst im Flachlande, eine unendliche Anmut aufweist, und wie unser Volk insbesondere im Dreißigjährigen Kriege und in den Zeiten der Glaubensnot und der Fremdherrschaft das stille Heldentum des zähen Widerstandes ruhmvoll betätigt hat, so gibt es kein Gebiet menschlicher Kunst und Erkenntnis, auf dem nicht auch Schlesier, und zwar zahlreiche Schlesier Ehrenvolles geleistet hätten. Und das ist ein Lob, das, soweit ich urteilen kann, kein andres deutsches Land in gleichem Maße für sich beanspruchen kann. Die Poesie, die Schönheit, die geistige Bedeutung des Rheinlandes, Thüringens und der andern gefeierten Landschaften enthüllen sich dem Suchenden fast ohne Mühe: bei uns muß man sich's etwas kosten lassen, muß etwas Verwandtes mitbringen, dann kann man sicher sein, immer wieder eine reichere Ernte davonzutragen, als man erwartet hätte. Schlesien ist selbst heut noch immer eine Art Fabelland, ein Orplid oder Arkadien; seine Eigenart erscheint dem oberflächlichen



Junge Kätzchen



Freifrau von Rotenhau, geb. von Welser

Betrachter vielleicht unbedeutend: wer sie mit der Seele sucht, wird auch ihre Seele finden.

Der Lebenslauf der Künstlerin, deren Werken dieser Aufsatz gilt, ist so einfach wie nur denkbar.

Sie ist in Breslau geboren, wo ihr Vater als früherer Gutsbesitzer lebte; die Mutter entstammte einem altadligen Geschlecht. Schon früh zeigte sich bei ihr Neigung und Fähigkeit zur Malerei, die den Vater bewogen, sie dem Landschafter Carl Cuno Schirm zum Unterricht zu übergeben. Dort machte sie so rasche Fortschritte, daß sie vom Breslauer Museum durch mehrfache Stipendien in den Stand gesetzt wurde, sich in Berlin weiterbilden zu lassen, hauptsächlich bei Franz Skarbina, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und der sich als glänzender Lehrer erwies. Eine Akademie hat Fräulein Knobloch nicht besucht: damals gab es das nicht für Frauen.

Damit ist die Geschichte der Ausbildung unsrer Künstlerin abgeschlossen: durch die Verhältnisse gezwungen, für den Broterwerb zu arbeiten, hat sie keine Studienreisen gemacht, ist nicht in Italien oder gar in Paris gewesen, selbst die Schweiz hat sie nur einmal flüchtig besucht. Schlesierin war sie, in Schlesien blieb sie, Schlesien hat sie gemalt.

Hier gerade zeigt sich nun aber ihre echte und rechte Künstlerschaft. Eine weniger veranlagte Kraft als sie wäre in dieser Einfachheit der Lebensführung bald erlahmt, wäre stehengeblieben und allmählich zurückgegangen in ihren Leistungen, bestenfalls hätte sie sich zur Einseitigkeit entwickelt. Hier war es anders. Die ausgesprochene Neigung und besondere Fähigkeit dieser Künstlerin ging von jeher auf die Bildnis- und die Tiermalerei, und zwar in einem Maße, daß sie schon die Verwunderung Skarbinas erregte. Er hat ihr einmal gesagt: »Ich weiß nicht, wie Sie Kinder und Tiere so schön malen können, die Biester halten ja nicht stille!« Obwohl nun dieses Meisters Wege in ganz andrer Richtung gingen, hat sie ihm doch viel zu danken: er lehrte sie die richtige Behandlung des Figürlichen, für ihr besonderes Fach eine nicht hoch genug zu schätzende Mitgabe. Wenn man ihre Entwürfe und Studien betrachtet, wird man alle Augenblicke durch ein paar kühn mit wenigen Strichen auf den Rand des Blattes gekritzelte Zeichnungen gefesselt, die eine oft nur der Eingebung des Augenblicks entsprungene Gestalt in lebhaftester Bewegung, aber in vollendeter Naturwahrheit zeigen. Und wer sich die Mühe nimmt, etwa ihre Tierbilder, z. B. die auf Seite 523 abgebildeten Kätzchen, daraufhin zu betrachten, der wird gerade dieser Fähigkeit seine Anerkennung nicht versagen, denn solche Fertigkeit wird auch bei glücklichster Veranlagung nur durch fleißige Arbeit gewonnen.

Durch verschiedene Arbeiten, die sie schon vor Vollendung ihrer Lehrzeit ausgestellt und — man staune! — sogar verkauft hatte, wie auch durch ihre Familienbeziehungen kam die junge Künstlerin sehr rasch zu Aufträgen, und zwar meist beim schlesischen Landadel.

Das ist — man verzeihe die Abschweifung! —



Graf von Zedlitz-Trützschler



General v. Wrochem

eine ganz besondere Art Menschheit. Deutsche Leute vom Kopf bis zum Fuß, meist seit Urzeiten im Lande angesessen, haben diese Geschlechter ihr polnisches Blut so völlig und glücklich mit dem deutschen vermischt, daß gerade hier der Typus des germanischen Edelings sich so rein bewahrt hat wie kaum sonstwo. Prachtvoll gewachsene Männer und Frauen mit vollendeter Vornehmheit in Gesinnung und Sprache, Haltung und Bewegung, Gott und dem König treu bis zum letzten Blutstropfen, verständig im Denken und Handeln, ihr eignes Recht wahrend und fremdes nicht antastend, freundlich mit den Anständigen, herrisch gegen den Überheblichen, Frohsinn und Ernst in glücklicher Mischung vereinigend und je nach den Umständen in zweckmäßiger Auswahl verwendend.

Ein vollkommenes Muster dieses schlesischen Wesens war der frühere Oberpräsident von Schlesien, dann Kultusminister Robert von Zedlitz-Trützschler, dessen Lob, wie Kaiser Wilhelm 2. einmal bekannte, ihm aus jedem Beruf entgegentönte, wohin er auch hörte, ein Edelmann im schönsten Sinne des Wortes, wie noch heute jeder bezeugt, der ihm irgend einmal nahegetreten. Sein Bild (S. 524) unterstützt dieses Urteil wohl. So ist es denn ein wahrhaft vornehmer Genuß, die Bildnisse dieser Herrschaften auch nur in den von der Künstlerin aufbewahrten Nachbildungen zu mustern, gleichviel, ob sie als Jäger (S. 521), Offiziere, Diplomaten, im Gesellschaftsanzuge oder als einfache Landjunker erscheinen. Und das gleiche gilt von den Damen dieser Männer, die die edle Erscheinung durch Güte, durch Klugheit, durch Energie oft wundervoll abschatten (S. 524 und S. 525).

Mit den Herren und Damen erscheinen auch ihre Kinder. Bekanntlich ist das Malen von Kindern eine besonders heikle und schwierige Aufgabe. Hermann von Kaulbach, den die Verehrerschaft in seiner letzten Zeit mit Aufträgen dieser Art überhäufte, hat mir einmal ernstlich darüber geklagt. Die »kleinen Biester« sitzen eben nicht still, wie Skarbina richtig bemerkt, sind auch der Belehrung im allgemeinen wenig zugänglich, und obendrein ist ihr Wesen meist noch nicht so entwickelt, daß die Gesichtchen es schon deutlich widerspiegeln und der Pinsel es festhalten könnte. Aber gerade in der Wiedergabe des Unbewußten, erst Angedeuteten liegt ein besonderer Reiz und zugleich ein Prüfstein für den Künstler. Man vergleiche einmal den Försterbuben auf Seite 528, dessen Gesicht schon jetzt von der sicheren Entschlossenheit des Vaters zeugt, mit dem holdseligen Mädelchen darunter, in dessen Köpfchen noch alle Zukunftsentwicklung träumt. Glänzend sind auch die auf den Seiten 526 u. 527 stehenden Bauernbilder



Damenbildnis

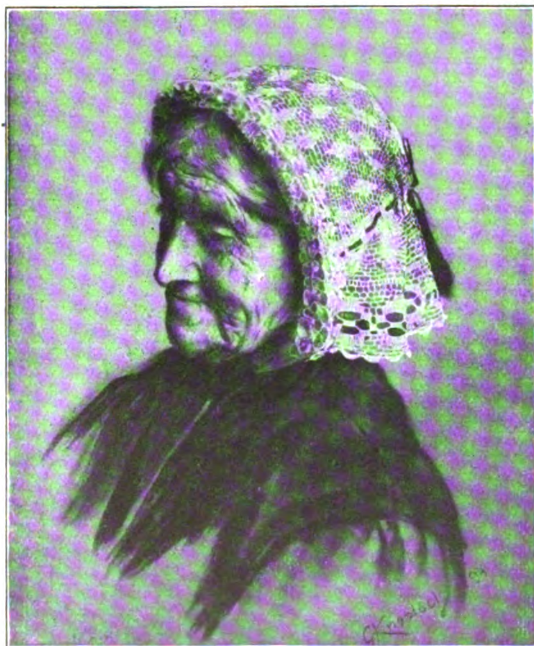
ausgefallen: die alte Muttel, die sich durch die Ehre des Gemaltwerdens offenbar geschmeichelt, aber zugleich etwas »geniert« fühlt, der leichtherzige Weber und besonders der ernste Bauer, alles Gestalten, deren Wesen und Geschick man aus ihren Gesichtern herausdeuten möchte, am liebsten in Anlehnung an die von unsern wirklich schlesischen Dichtern, wie Karl von Holtei, Fedor Sommer, Max Heinzel, geschaffenen Charakterbilder.

Zu den schlesischen Edelingen wie zu den schlesischen Bauern gehören nicht nur ihre Frauen und Kinder, sondern auch die verschiedenen Tiere, ganz wie es Duncker in seinem bekannten Gedicht von dem reichen Bauern Troll schildert, der sich ein zwölf Ellen großes »kleines« Bild bestellt, auf dem er nicht nur mit seiner zahlreichen Familie, sondern auch mit etwelchen vierbeinigen Hausgenossen zu sehen sein will. Wer nicht selbst Gelegenheit hatte, diesen Zug im Leben zu beobachten, der lese nur, etwa bei Holtei, welcher Zärtlichkeit der Schlesier für seine Hundel und Kitschel, für seine Tiesel und Hinkerle fähig ist. Selbst auf die »Betschel« (Kälber) fällt noch ein Strahl dieser gemütvollen Freundlichkeit, um nicht zu sagen: Freundschaft.



Alter Weber

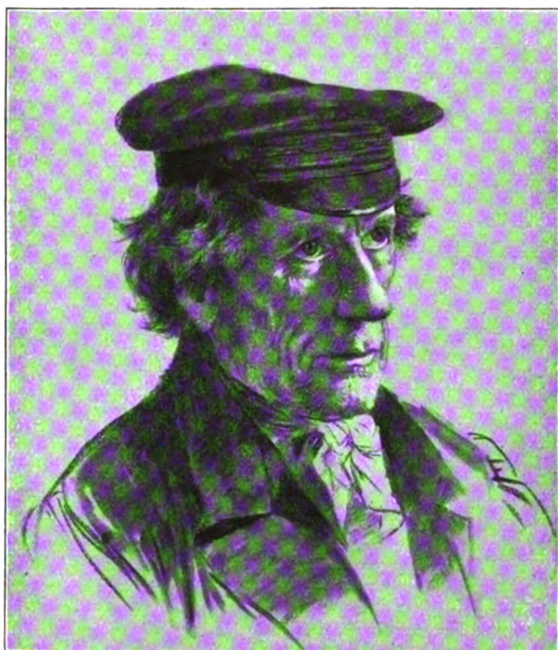
Und so konnte Gertrud Knobloch bei ihrer Tätigkeit auf dem Lande auch diese Seite ihres Gemütes in der Betätigung ihrer angeborenen Neigung zur Tiermalerei bewähren. Mit welchem Erfolge, zeigen die Hundebilder auf den Seiten 521 u. 522. Da sehen wir den furchtbar vornehmen »Tasso«, den Dackel mit dem Zug unendlicher Wehmut, den diese ausdrucksfähigen Hunde so häufig zeigen, die vergnügten, aber etwas hoffärtigen Terrier. Selbst den Hühnern ist hier eine »Persönlichkeit« verliehen, die an der Natur zu erkennen schon ein recht scharfes Auge fordert, zu geschweigen von der Kunst, sie im Bilde wiederzugeben. Auch hier wieder das schlesische Herz, das die Eigenart der künstlerischen Schöpfung erzeugt: angesichts dessen verdient es geradezu als eine Merkwürdigkeit verzeichnet zu werden, daß die Künstlerin selbst weder Hund noch Katze, weder Huhn noch Taube hält.



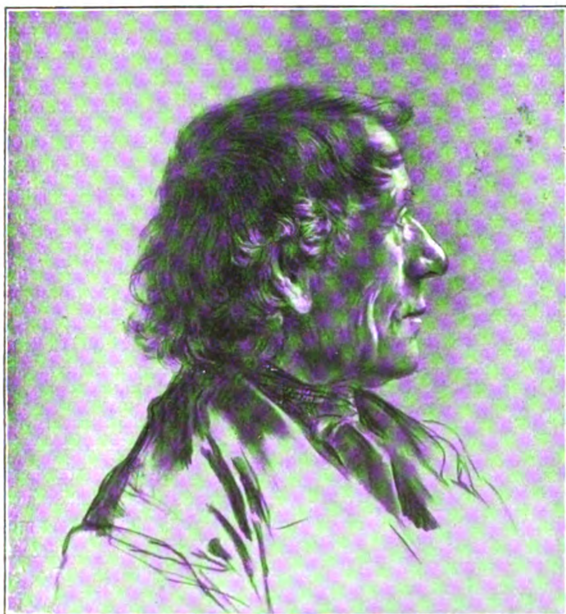
Alte schlesische Bäuerin

Mit Rosen und Kamillen, die ein boshaftes Gedicht von Heinrich Seidel als Gegenstand der Malerei »zu der Menschheit Qualen« widerwillig zuläßt, also mit Blumen, hat sich Fräulein Knobloch, soweit mir bekannt geworden, niemals ernsthaft befaßt. Schade! Denn daß sie auch auf diesem Gebiet etwas geleistet hätte, zeigen uns einige Bilder, auf denen sie Blumen zur Ausschmückung verwendet hat. Lebhafter noch ist zu bedauern, daß sie sich nicht auch der Landschaftsmalerei

gewidmet hat. Manchen Sommer hat sie ja in einer der anmutigsten Gegenden unsers Landes, dem selbst den meisten Schlesiern unbekannten Reimsbachtal bei Charlottenbrunn, verlebt, und was sie von dort an Studien, Skizzen und kleinen Gemälden mitgebracht hat, ist bedeutend genug, um den Wunsch nach mehr zu wecken. Auch hier denkbar einfachste Vorwürfe: ein Holzstoß aus übereinandergetürmten Klötzen, eine alte Mühle, ein sonniger Abhang, mit blühendem Heidekraut und einer einsamen Birke bestanden, eine Waldblöße mit weitem Fernblick, eine der jener Gegend eigentümlichen urväterlichen Holzkirchen und dergleichen mehr, alles mit sicherem Blick gesehen und mit liebevoller Genauigkeit getreu wiedergegeben. Ihren häufigen Besuchen im Reiche Rübezahls verdanken nicht minder fesselnde Studien ihre Entstehung, oft mit dem immer schönen, stets aufs neue entzückenden Fernblick auf das Gebirge, das in wechselnder Beleuchtung, bald tiefblau, bald violett, schneeweiß im Wintergewand, düsterschwarz im Schatten der Gewitterwolken am Hintergrund aufsteigt. Wenn diese Herrlichkeiten der Heimat nicht öfter im Bilde festgehalten worden sind, so dürfen wir uns nicht wundern: die Bildnismalerei, in der nun einmal hauptsächlich die Stärke der Künstlerin und ihre Aufgabe liegt, ließ ihr bisher keine Muße dazu. Ob sie sich noch einmal reger auf diesem Gebiete betätigen wird, wer will das sagen? Geschieht es, dann freuen wir uns schon jetzt auf das Ergebnis. Unser Riesengebirge ist nun doch mal einzig schön, und selbst wer die Alpen leidenschaftlich liebt, zahllose Täler durchwandert und anderthalbhundert große Gipfel erstiegen hat, fühlt als Schlesier immer wieder ein nie ermattendes Entzücken in diesem ihm doch schon längst und gründlich bekannten Gottestempel der Natur.



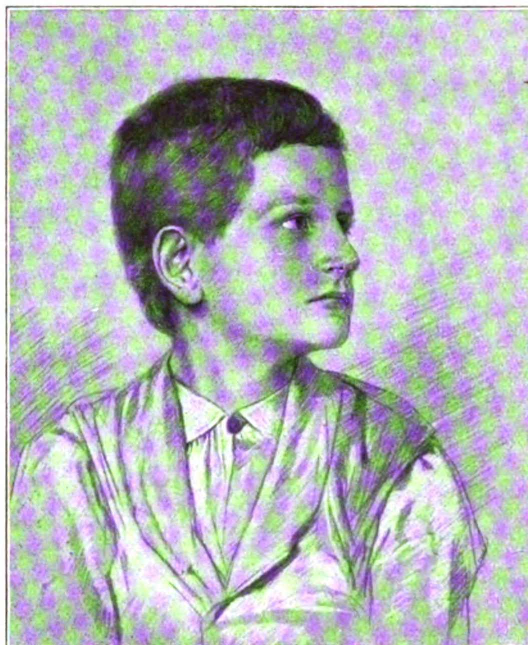
Schlesischer Bauer



Bauern-Typus

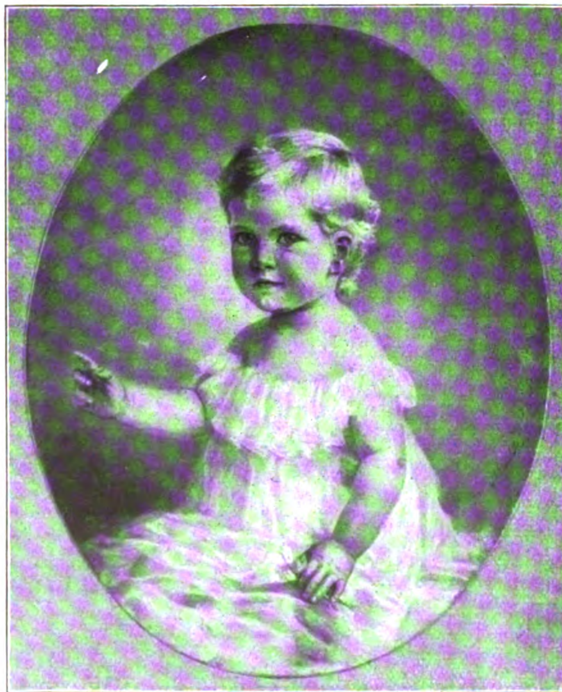
In Rübezahls Reich, kurz vor Warmbrunn am Fuße des aussichtsreichen Scholzenberges, von dem man einen prachtvollen Rundblick über den mit aller Schönheit gefüllten Hirschberger Talkessel hat, steht das neue Heim der Künstlerin, worin sie mit ihrer Schwester lebt: Marie und Martha, die eine im heiligen Dienst des Ideals, die andre sorgend, daß auch das Erdenteil zu seinem Rechte komme. »Liebwohne« ist das schmucke, behagliche Häuschen genannt, ein echt schlesischer Name eigner Bildung, aber nicht ausgeklügelt, sondern angelehnt an ähnliche Bildungen im Lande. Ein freundliches Geschick führte mich zwecks Wiederanknüpfung von Beziehungen aus ferner, ferner Jugend-

zeit dorthin, und ich bin nicht allzu rasch wieder fortgekommen. Nicht die dem richtigen Schlesier so liebe Bemühung, gemeinsame Bekanntschaften aus dem Schutt der Vergangenheit auszugraben, auch nicht etwa eine wildprahlerische, stillose Pracht, wie sie manches der berühmten »Ateliers«, die ich in Berlin, Wien, Rom und wer weiß wo noch sah, war es, was mich in diesem stillen Heim festhielt. Hier, wo keine verzückten Heiligen und blutigen Märtyrer, keine sinnlosen Sinnbilder und keine »Ismen« von den Wänden dräuen, sondern alles gesund empfunden, verständnisinnig erfaßt, meisterhaft ausgeführt ist — hier fühle ich mich an die Verse Schillers von dem Kirchlein hoch auf eines Felsenberges Joch erinnert: »Verächtlich scheint es, arm und klein, doch ein Mirakel schließt es ein.« Nämlich das Mirakel des schlesischen Gemütes. Ja, hier ist »Liebwohne«! Und so haben wir manche Stunde geplaudert und werden, so Gott will und die Herrinnen von Liebwohne es gestatten, wohl noch manche Stunde plaudern von den Menschen und Tieren, den Bergen und Tälern der lieben »Heemte«, wie von allem, was heut die Herzen in Freud' und Leid, in Trauer und Hoffnung bewegt.



Försterbub

Nicht etwa, um für die Malerin und ihre Kunst Reklame zu machen, habe ich diese Erinnerungen und Beobachtungen niedergeschrieben, dergleichen liegt mir ganz und gar nicht, und die Künstlerin hat es nicht nötig. Oft genug erscheint ihr Name mit rühmlicher Anerkennung in den Berichten über Ausstellungen, die sie beschickt. Ludwig Pietsch bedauerte einst sogar, daß sie nicht auf der Großen Ausstellung in Berlin vertreten war, und der gestrenge Menzel hat ihr, als sie, noch Anfängerin, sich ihm mit einigen Arbeiten als »Malerin« vorstellen lassen durfte, erwidert: »Sagen Sie nicht Malerin, sagen Sie ruhig Maler. Sie können das!«



Helma Wahnschaffe

Wer diesen Aufsatz liest, wird vielleicht sogar finden, daß er weniger der Künstlerin huldigt als der Heimat Schlesien. Sei's drum: ihren Ruhm mindert's nicht. Im Gegenteil!

»Anch' io sono pittore« braucht sie nicht mit Correggio zu trotzen, das sieht man an jedem ihrer Werke: sie darf in Dankbarkeit die Wurzel ihrer sonnigen, freundlichen Kunst rühmen mit dem sanfteren, milderen Worte: »Auch ich war in Arkadien - Schlesien geboren!«



Im Freien

Photographische Impressionen

Zu Bildnis- und Innenraumaufnahmen von Elsa Gysae

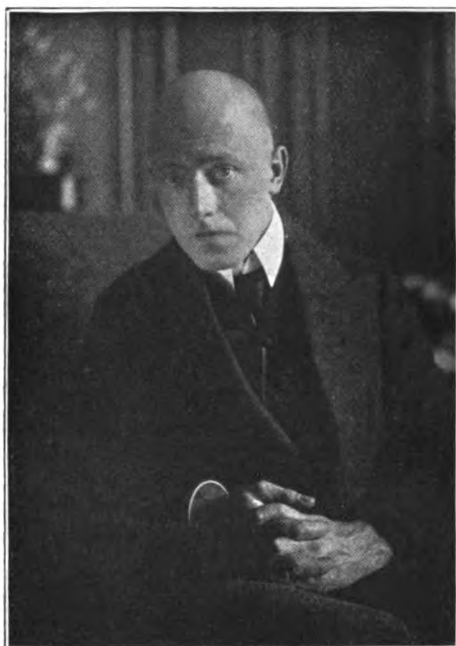
Von Ismar Lachmann (Berlin)

Gibt es eine photographische Kunst? Die Frage ist noch immer umstritten. Kann das optische Auge in seelische Tiefen dringen? Vermag es mit seinen formalen Mitteln das innere Wesen der Erscheinung zu erfassen? Die es leugnen, haben meist nur oberflächlichen Einblick in die Bedingungen photographischen Schaffens. Sie fordern Erfüllungen, die die Photographie so wenig zu geben vermag wie andre Zweige der reproduzierenden Kunst. Sie stellen das photographische Werk in Parallele mit der Malerei. Dieser Vergleich muß zuungunsten der Photographie ausfallen. Die Idealhöhe des Absoluten bleibt dem Lichtbildner natürlich verschlossen. Seine Gebundenheit an die Natur, seine technischen Grenzen verweisen ihn in das Gebiet angewandter Kunst.



Waisenkinder

Dem Holzschnitt, dem Steindruck, der Radierung sind seine Stilprinzipien nahe verwandt. Mit der Malerei verbindet ihn die Art, zu sehen, die Einstellung seines künstlerischen Organs. Wesentlich verschieden von ihr ist sein Ausdrucksmittel: ihm fehlt die Farbe. Nur in Tonwerten kann er sich ausdrücken. Unterschiede bestehen auch in der Art des Schaffens. Der Maler läßt sein Werk in langer Vorbereitung reifen und wachsen; der Photograph ist Sklave des Augenblicks. Der Maler hat die unbegrenzte Möglichkeit der Korrektur; der Photograph hat sie nur in beschränktem Sinne. Die Hauptarbeit des Malers vollzieht sich vor der Bildfläche, die des Photographen vor dem Modell. Der Schaffensakt des Lichtbildners ist ein Vorbereiten, ein Zurichten der Natur für die Sekunde der Belichtung. Der Maler gibt sein inneres Gesicht, der Photograph ist gebunden an die Wirklichkeit. Sein Werk bleibt immer Spiegelbild des wirklichen Lebens. Seine Kunst beruht



Der Dichter Otto Gysae

persönlichen Technik den persönlichen Stempel aufzudrücken. Sofern er Künstler ist, kann er die artistischen Werte seelisch durchsetzen, den chemischen Prozeß entsprechend durchgeistigen. Meister von Form und Stilgefühl haben die künstlerischen Möglichkeiten der Photographie bis zu hoher Vollendung gesteigert. Bildniskünstler haben menschliches Wesen in seiner geheimsten Schwingung ausgedeutet, Landschaftsbildner haben die Natur in ihrer zartesten Regung belauscht, Architektur- und Innenraumphotographen haben die Reize fremder Kunstformen gestaltend nachgefühlt. So ist die Entwicklung stofflich und formal zu hoher Veredlung und Vertiefung gelangt.

Wo die Photographie als Zweckkunst auftritt, sind ihre Entfaltungsmöglichkeiten natürlich be-

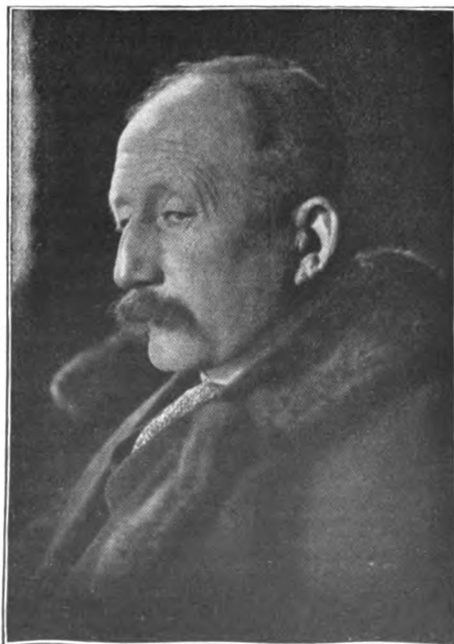


Die Sängerin E. G.

grenzt. Als Dienerin hat sie ihr Werk den Notwendigkeiten des Auftrags anzupassen und wird dabei ohne Zugeständnisse selten durchkommen. Wo sie aber als Erzeugnis freier Bildungslust erscheint, ist ihr Tummelfeld so gut wie unbegrenzt. Vom bloßen Reproduktionsmittel steigt sie in die Sphäre des Geistigen empor. Sie wird Ausdrucksmittel von Stimmungen, Sprache des Empfindens. Mit ihrer Hilfe gibt der schöpferische Geist seinen Sehnsüchten und Träumen Gestalt.

Nicht groß ist die Zahl derer, die der Kamera eine so hohe Aufgabe zuerteilen. Der Berufstätige bleibt gebunden an seinen Zweck, der Liebhaber bleibt meist im Technischen stecken. Eine der wenigen, die aus innerem Gestaltungsbedürfnis zur Kamera greifen, aus dem Wunsche heraus

darin, den typischen Wesenszug im Naturvorbild sichtbar zu machen. Beim Einfühlen in die Stimmungswerte, beim Aufbau der Bildform finden seine Phantasie und sein gestaltender Wille ihr Betätigungsfeld. Hierbei hat er die Möglichkeit, in schöpferische Bezirke vorzudringen und der un-



Rittergutsbesitzer P. M.



Frau Dr. G.

einem Gefühl, einer Phantasie Ausdruck zu geben, und die ihr schönes Ziel auch erreichen, ist Elsa Gysae, die Gattin des Romanschriftstellers Otto Gysae in Berlin.

Die Werke Elsa Gysaes wirken wie Impressionen des Pinsels. Sie sind Bild gewordenes Leben, gesteigerte Augenblicke aus dem Fluß des Geschehens — in jedem Teil voll gespannter Bewegung. Ihre Kunst beruht auf der Fähigkeit, malerisch zu sehen. Mit Glück hat sie die großen Meister der Malerei studiert. Ihre raffinierte Lichtbehandlung, ihre stilbeherrschte Komposition sind von Rembrandt und Whistler beeinflußt. Ihr Raumgefühl und ihr Formensinn sind von Natur hoch entwickelt. Dazu kommt ein lebhaftes Einfühlungsvermögen in Personen und Dinge. Mit visionärer Kraft lebt sie sich in ihren Vorwurf hinein, bis er den bezeichnendsten Augenblick hergibt und den Charakter von Menschen und Dingen deutet. Aus Licht, Linie, Fläche formt sie ihre Schwarzweiß-Impressionen.

Diese Kunst ist mehr angeboren als angelernt. Das Mechanisch-Handwerkliche ist natürlich Ergebnis jahrelanger Zucht. Im übrigen aber arbeitet die Künstlerin rein aus instinktivem Gefühl heraus. Sie kennt kein Atelier mit Ober- und Seitenlicht, keinen Scheinwerfer und keine Jupiterlampe. Ihre Werkstatt ist überall, hauptsächlich da, wo Licht und Schatten im Kampfe miteinander sind. Sie bedarf auch keiner besonderen optischen Hilfsmittel. Am liebsten arbeitet sie mit der einfachen Kamera, die sie sich als junges Mädchen von ihrem Taschengeld kaufte. Echt weiblich ist diese Abneigung gegen die Kompliziertheit der modernen Mechanismen. Sie sucht Wärme und innere Beziehung, nicht unpersönlich kalte Vollkommenheit. Ihr Aufnehmen ist ein leises Eintasten in Formen und Menschen. Ein unauffälliges Beobachten und Hineinhorchen in die Seele der Dinge.

Diese Zwanglosigkeit des Werdeprozesses nimmt ihren Bildern alles Absichtsvolle und Gestellte. Jede Aufgabe ist in neuem Licht gesehen und behandelt, jeder Vorwurf persönlich gelöst. Man betrachte nur ihre Bildnisse. Jeder Kopf hat seinen eignen Stil. Schon in der Haltung enthüllt er seinen inneren Charakter. Aus der Struktur des Bildes ergibt sich die Atmosphäre des



Frau L. B.



Im Garten

ein Bild mag noch so vorzüglich gezeichnet sein, einen noch so interessanten literarischen Inhalt haben, es mag unsern Intellekt noch so sehr anregen, unser Gemüt noch so tief rühren: es hat seinen eigentlichen künstlerischen Sinn immer noch verfehlt, wenn es nicht mehr vermag, als nur den einmaligen, nie wiederkehrenden Klang der Farben zu übermitteln, der dem Künstler visionär vorgeschwebt hat. Es gibt ein wundervolles Bild von Claude Monet, das die Küste des Mittelländischen Meeres beim Cap d'Antibes darstellt. Nicht dadurch ist dieses Bild ein vollendetes Meisterwerk, daß es uns in seinem zarten, rosenfarbenen Glanz den ganzen Zauber abendlichen Lichtes fühlen läßt; das Malerische liegt vielmehr darin, daß auf diesem Bilde zum Ausdruck gebracht ist, was der Künstler beim Anschauen jener Küste gefühlt hat.

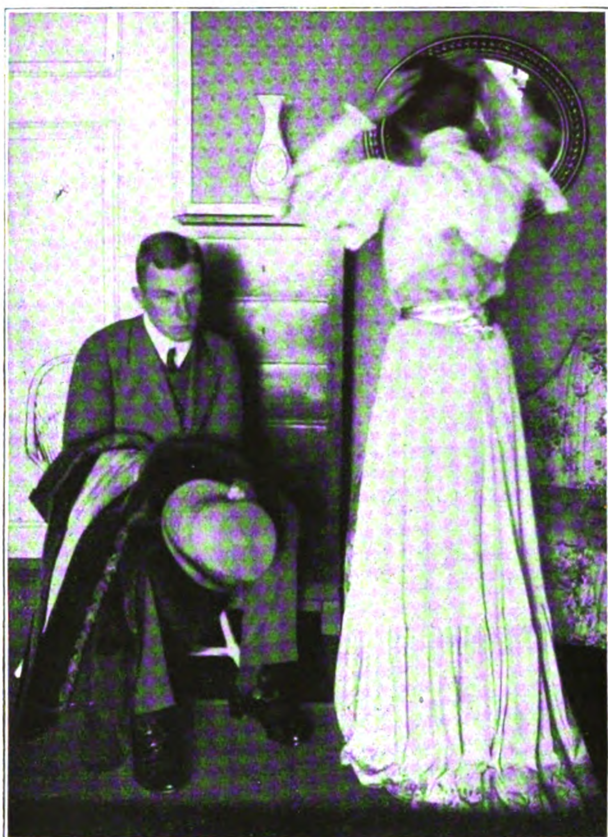
Was in diesem Beispiel von der Landschaft gesagt wurde, gilt natürlich in noch höherem Maße von der Kunst des Porträts. Wenn wir uns Bilder von Pechstein, Schmitt-Rottluff, Kokoschka und andern modernen Künstlern ansehen, so werden wir finden, daß alle Kunst der Farbe, alle Kunst der Zeichnung doch immer erst in zweiter Linie steht, daß in der Malerei das Ichgefühl des Künstlers entscheidend ist, weil es durch die Sprache von Zeichnung und Farbe die Vision seines inneren Gesichtes zum Ausdruck bringt und gestaltet.

In der Photographie jedoch, wie Elsa Gysae sie ausübt, ist es gerade umgekehrt: hier ist das Entscheidende die tiefste Hingabe des Künstlers an das Objekt, hier liegt das künstlerische Können im feinsten Ablauschen der Wesenszüge des dargestellten Menschen, soweit sie in plastischer Form, in Wirkung von Licht und Schatten sich veranschaulichen lassen. Während der Maler seinem Objekte Gewalt antut, während er es gewissermaßen nur benutzt, um sein eignes inneres Bild ans Tageslicht zu bringen, gebraucht der Photograph seine Fähigkeiten gerade umgekehrt zu dem Zweck, den Menschen zu erkennen und das Bild des erkannten Menschen dem Beschauer zu übermitteln und nahezubringen. Der Maler kann bei der Gestaltung seines Werkes in schrankenloser Freiheit seiner Phantasie Ausdruck geben. Er kann das Bild in Farbe und Form von der Natur völlig abweichend gestalten — der Photograph ist gebunden an das Motiv. Nur durch die verschiedenen Stadien der

Menschen. Das Typische ist immer im gegebenen Augenblick mit scharfer Beobachtung erfaßt, ob nun ein Arzt, ein Gelehrter, ein Rittergutsbesitzer, ein Dichter, ein Industrieller oder ein Parlamentarier auf die Platte kommt. Bei dem ganz auf Flächenreiz gestellten Bildnis Otto Gysaes (S. 530) ist die Linie impressionistischen Sehens schon überschritten. Das Bild gibt mehr als den fliehenden Eindruck eines menschlichen Wesens. Es steigert die Form ins Dekorative und berührt sich mit den Grundeigenschaften des Expressionismus.

Damit kommen wir auf eine Fähigkeit zu sprechen, die es in der photographischen Kunst bisher kaum gegeben und die Elsa Gysae als erste in erstaunlich hohem Maße entwickelt und vervollkommt hat: in ihren Werken gibt es eine unmittelbare Beziehung zum Charakter des dargestellten Objektes, eine psychologische Vertiefung der Anschauung bis hinab in die seelischen Eigenschaften des Menschen, der uns gezeigt wird.

Auch hier ist es wieder ein tiefer Wesensunterschied, der zwischen Photographie und Malerei besteht. Bei einem gemalten Bilde ist das Wesentliche nicht allein der Zusammenklang der Farben;



Mißstimmung

Beleuchtung, durch den Aufbau des Modells vermag er seinem Bilde den persönlichen Zug aufzuprägen.

Ein charakteristisches Beispiel für das eben Gesagte gibt das Bildnis des Herrn im Pelz (S. 530). Der Aufbau des Modells ist hier keineswegs dem Zufall überlassen geblieben, sondern mit weiser künstlerischer Absicht vorgenommen worden. Die hohe durch Licht und Schatten belebte Stirn, die nachdenklich gezogenen Falten der linken Stirnpartie, das unter halbgeschlossenem Lid aufmerksam blickende Auge, der vom Schnurrbart völlig verdeckte und trotzdem fühlbar werdende Mund, sie übermitteln uns den Eindruck eines Menschen, der gewohnt ist, schnell und sicher zu kombinieren, klare Anordnungen zu treffen, bestimmte Befehle zu erteilen.

Das Bildnis der jungen Frau mit der Bernsteinkette (S. 531) zeigt die künstlerischen Eigenschaften psychologischer Vertiefung noch deutlicher. Bei diesem Bilde hat sich die Künstlerin ganz in das innere Wesen ihres Objekts hineinbegeben, und durch ihre tiefe Hingabe an das menschliche Wesen dieses Objekts ist es ihr gelungen, die seelischen Eigenschaften der jungen Frau ans Tageslicht zu ziehen. Der herbe geschlossene Mund, die wehmütig, fast resigniert zusammengepreßten Lippen lassen erraten, daß diese junge Frau manches Schicksal erlebt hat; der Blick, von den Erfahrungen der Vergangenheit beschattet und mit bangem Gefühl in die Zukunft gerichtet, zeigt eine stumme Entschlossenheit, auch die unbekannten Schicksale der Zukunft zu meistern.

Das Porträt der jungen Frau im Taftkleide mit dem Spitzenjabot (S. 531) ist wiederum für die Lichtbehandlung besonders kennzeichnend. Hier besteht eine unmittelbare Beziehung zwischen den leuchtenden Spitzen und dem versonnen lächelnden Antlitz. Man spürt nicht nur eine Festlichkeit, die durch das wundervolle Spiel von Licht und Schatten in der Behandlung des Taftes aufs anmutigste belebt wird, es wird einem auch klar, daß dieses Festliche ein wesentlicher Teil des ganzen Menschen ist, daß dieses junge Wesen der Sonnenschein des Hauses ist; wenn das Lächeln des Gesichtes sogar noch auf die Hände hinüberspielt, fühlt und weiß man, daß diese Hände bereit sind, Freude und Glück zu verschenken.

Gerade auf die Kunst, die Hände in den Ausdruck eines Menschen einzubeziehen, sei hier besonders hingewiesen. Diese Kunst ist in der neueren Malerei vernachlässigt worden, weil es ungeheuer schwer ist, die Feinheiten des Ausdrucks der menschlichen Hand zeichnerisch festzuhalten. Wie meisterhaft verstanden es dagegen noch die alten englischen Porträtisten, die Reynolds, Gainsborough und ihre Zeitgenossen, auf ihren Bildnissen die Hände sprechen zu lassen!

Wenn in dem Porträt der jungen Sängerin (S. 530) das Hauptgewicht auf die reine Lichtbehandlung gelegt ist, so wird auch dies mit gutem künstlerischen Grunde geschehen sein. Der helle Kopf mit den offenen wachsamen Augen, die blendende Schulter, der schöne Arm und die kindlichen Hände geben den grellen Eindruck eines lebhaften, erfolgsuchenden und an Erfolge gewöhnten Temperamentes. Hier sind die Anklänge an das Rembrandtische Helldunkel besonders deutlich erkennbar.

Wie sprachgewaltig das gewöhnliche Licht sein kann, sagen auch Elsa Gysaes Szenenbilder. Sie sind ganz aus flutender Helle gewoben. In der »Mißstimmung« (S. 533) umspielt das Licht kosend die Frauengestalt, hüpft neckisch auf Schrank und Tür und auf den Mantel des Haus-

herrn, dem die Ungeduld auf dem Gesicht geschrieben steht. Es ist ein Erleben des Lichts in allen Strömungen und Harmonien, ein Abwägen und Abtönen in allen Stufungen der Stimmung. Welche Beseeltheit in einer Aktstudie (S. 529), wenn der Körper- und Linienfluß weich im Dämmer verschwimmt und das Licht eine Rundung der Achsel, die Schweifung des Knies oder die Zartheit einer Rückenpartie heraushebt! Es gibt in diesen Bildern keine leeren Stellen. Raum- und Tonwerte sind abgewogen in feiner rhythmischer Gliederung. Die Bildfläche ist innerlich erfüllt vom Spiel der Schatten und Helligkeiten. Ihren vollendetsten Ausdruck findet diese Kunst in Blättern wie »Im Garten« (S. 532) und »Krankenbesuch« (S. 535). Hier sinkt das Motiv völlig zurück. Alles Harte ist aufgelöst in Stimmung und Ton. Nur das Licht spielt freudig oder schwermütig seine festliche Musik.

Doch nicht dies allein. Die Haltung der beiden Menschen (Krankenbesuch), die in das dunkle Krankenzimmer hineingehen, zeigt uns deutlich die Stimmung, in der sich nicht nur diese beiden, sondern das ganze Haus befindet: die Haltung ist gemessen und ernst, der Höhepunkt der Krankheit mag vielleicht schon überschritten sein, doch ist die Rekonvaleszenz noch nicht zu dem Punkt gekommen, an dem man aller Sorge entraten dürfte. Der Herr ist offenbar nicht daran gewöhnt, Krankenzimmer zu betreten, es scheint ihm etwas peinlich zu sein, in die Atmosphäre der Arzneiflaschen einzutreten; die junge Frau hingegen zeigt die Sachlichkeit, die alle Frauen in so ernsten Augenblicken bewahren. In der Haltung ihres Rückens spürt man ein kleines Lächeln; sie hat guten Glauben, daß die Krankheit bald vorüber sein wird. Schön auch das feierliche Schweigen, das über dem Raum liegt, die Behutsamkeit und Sorglichkeit in der Stille der Menschen und der Dunkelheit, die sich vor ihnen auftut.

Die Künstlerin hat mir verraten, daß die Menschen, die sie photographiert, zunächst fast stets von ihrem »Bilde« betroffen sind. Kein Wunder! Sie sind an die süße und glatte Behandlung der alltäglichen Atelierphotographie gewöhnt und vermögen nicht zu begreifen, daß die Künstlerin, der sie sich anvertraut haben, durch das Spiel von Licht und Schatten in seltsamen Reflexen das gesamte Wesen oder jedenfalls bedeutende Teile ihres Wesens unterstreichen und charakteristisch herausheben kann. Es hat sich aber noch jedesmal gezeigt, daß nach einiger Zeit, wenn die Porträtierten der süßen Atelierbilder längst überdrüssig geworden sind, ein tieferes, ganz unmittelbares Verständnis für die so anders geartete Aufnahme unsrer Künstlerin in ihnen wach wurde. Was die Künstlerin ihnen gegeben hatte, war eben nicht das Flüchtige, nicht der leere äußerliche Schein, sondern das Seelische ihres Wesens, gewissermaßen ein sichtbar gewordener Teil ihres Lebens. So haben die Aufnahmen Elsa Gysaes gegenüber dem rasch vergänglichen Eindruck der Tagesphotographien den dauernden Wert wirklich künstlerischer Schöpfungen.

Nie trug Elsa Gysae ihre Kunst auf den lauten Markt. Sie hegt sie bis heutigen Tags getreulich in der Stille ihres Heims. Wo sie ihr Werk zeigte, war ihr die Anerkennung gewiß. In der Internationalen photographischen Ausstellung in Dresden 1909, in der sie zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trat, waren ihre sämtlichen Aufnahmen in wenigen Tagen verkauft. Die silberne Medaille wurde ihr zuerkannt. Auch auf der Weltausstellung in Brüssel 1910 wurde ihrer Kunst eine Auszeichnung zuteil.



Graf Teddy D.



Krankenbesuch

Sinkendes Leben

Ein Hifthorn bläst sein Halali dem Tale,
Die Abendsonne hat den Wald durchschrägt
Und schaut, wie in des Schlosses Wappensaale
Ein Dienergreis auf blanker Silberschale
Die ersten Pfirsiche zum Fürsten trägt.
Der lächelt matter als das farbenfahle
Wandahnenbild von stummem Dank bewegt,
Ein müder Gott verrauschter Bacchanale.
Die samtne Sprache der Portieren regt
Nur noch erschöpfter Wind. Beim Hornfinale
Verstummt auch er; durch bröckelnde Portale
Schwebt schon die Nacht; du hörst im Ahnensaale
Ihr Herz: die Sternenuhr der Stille schlägt.

Arthur Silbergleit

nicht mahlen, wenn der Fluß trocken liegt.« — Ich nicke, und der Jurist in mir wittert Zusammenhänge mit niederen Instinkten, die im Volke nicht auszurotten sind. Ich frage: »Was hat die Trockenheit des Flusses mit dem Verkauf eines beweglichen Gegenstandes zu tun?« — Da duckt die Pantelewa die Stirn und schweigt. — »Nun,« sage ich und erhebe den Ton zu amtlicher Strenge, »man spricht offen, wenn man vor der Obrigkeit steht.« — Worauf die Pantelewa mit einer starren Sicherheit erwidert: »Jeder in Bodkan weiß, daß es hilft, wenn der Fluß trocken liegt!«

Hier kommen wir auf ein Gebiet des Aberglaubens, das mit den Anschauungen des niederen Volkes fest verwurzelt ist. Wir haben die Heilige Kirche. Aber der Aberglaube ist eine Macht für sich. Ich betrachte die flache Stirn der Pantelewa und denke: Sie weiß nichts vom Einmaleins. Sie vermag allenfalls die kleinen Münzen zu zählen. Sie hat nicht die geringsten geistigen Bedürfnisse, wie sie doch schon der Ackerbürger in der Kleinstadt zeigt. Aber hinter dieser Stirn ist eine Welt der Teufel und Dämonen. Tote Gegenstände werden ihr lebendig. Und aus den Elementen wispern ihr höhere Stimmen entgegen.

Ich frage höchlichst interessiert: »Was hilft ...? Was weiß ganz Bodkan ...? Reden Sie doch endlich, Frau!« — Da macht die Pantelewa ein geheimnisvolles Gesicht — ich sehe, wie es ihr einen Ruck gibt, wie sie den Kopf verstohlen zwischen die Schultern zieht — und sagt oder flüstert: »Man kann den Fluß besprechen!« — Wir sind einen Schritt weiter! denke ich und nehme mit scheinbarer Gleichgültigkeit wieder auf dem Amtssitz Platz. »Richtig!« sage ich und lächle auf ein Aktenbündel herab. »Das Volk hat seine eignen Mittel, die widerspenstige Natur sich gefügig zu machen. Kurz und gut: Sie haben dem Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin in Plega bei Bodkan für sechs Rubel einen Spruch verkauft, der den Fluß zur Raison bringt!« — Aber die Pantelewa schüttelt den Kopf und verharrt schweigend. — Da schlage ich mit dem Amtslineal auf den Tisch und schreie in begreiflicher Erregung: »Agafja Pantelewa, Sie sind im hohen Gerichtsgebäude zu Scheremskoj. Glauben Sie, Seine Majestät der Zar zahlt dem Richter Nicolai Dimjanow das richterliche Gehalt quartaliter und pünktlich, damit dieser seine Zeit mit dem fruchtlosen Verhör einer halsstarrigen Ziegelbrennerfrau vertrödle?« — Das hilft. Die Pantelewa zuckt zusammen, furchtsam und verstört, und stammelt: »Man kann dem Flußgott auch ein Geschenk machen!« — Ich horche auf und blicke die Sprechende streng an. Ich sage: »Agafja Pantelewa, sind Sie nicht rechtgläubige Christin? Hat Sie die Heilige Kirche gelehrt, daß es außer Gott, dem einen, großen, gerechten Gott, noch andre Götter gibt?« — Da duckt sich die Ziegelbrennerfrau schuldbewußt, und ihre Lippen plappern auswendig gelernt: »Gott ist groß. Gott ist gerecht. Es gibt nur einen Gott im Himmel und auf Erden.« — »Sehen Sie,« sage ich mahnend, »Sie haben Ihr Bekenntnis im Kopf. Wie können Sie törichtes Zeug vom Flußgott schwatzen?« — Aber da beobachte ich, wie Trotz in ihre aufgeworfenen Lippen stößt, wie sie die Stirn hartnäckig senkt. — »Nun ...!« komme ich ihr zu Hilfe. Da gesteht sie zögernd, jedes Wort zerkauend, mit einem listigen Blinzeln zwischen den träg gesenkten Lidern: »Aber es gibt doch auch Teufel, niedere und obere. Es gibt den Kobold in der Geschirrkammer, das Irrlicht am Sumpf, die Klageweiber zwischen den Weiden. Und es gibt den Flußgott, aber nur für die Armen, die Fische stehlen gehen, und für die Kinder, die Schnecken suchen im Schlamm.« — Ich springe wieder auf und rufe: »Mein Gott, welcher Wirrwarr! Lassen Sie sich doch belehren, Frau ...« — Aber sie schneidet mir die Rede mit einer Handbewegung ab. Agafja Pantelewa, Ziegelbrennerfrau aus Bodkan, schneidet dem Untersuchungsrichter in Scheremskoj die Rede mit einer Handbewegung ab! Sie sagt, ohne mit der Wimper zu zucken: »Gott ist weit. Gott ist ein großer Herr. Er kann sich nicht mit den Geschäften der kleinen Leute in Bodkan befassen.« — Ich schlage die Hände über dem Kopf zusammen. Welcher Sumpf von Aberglauben und Unwissenheit! Ich denke: Es ist Zeit, den Herrn Kreischef gehorsamst auf die verderbliche Unwissenheit in den unteren Schichten aufmerksam zu machen, und einer hohen Kreisbehörde die Einführung eines geregelten Schulbetriebes auch in den Landgemeinden mit allem geziemenden Respekt anzuempfehlen. Ich sage ungeduldig: »Wir können uns nicht in Märchen und Kalenderschnack verlieren. Es handelt sich ganz einfach um einen Gegenstand, den Sie dem Wassermüller Bakunin für sechs Rubel verkauft haben. Nennen Sie, im Namen des Gesetzes, dem Untersuchungsrichter zu Scheremskoj diesen Gegenstand!« — Da reißt es in ihr. Sie wehrt sich — ist es Furcht, ist es Scham? Ihre Finger klammern sich hilfesuchend ineinander. Sie starrt mich an — ihre Augen werden weit und leer und wässerig verschwimmend — und sagt kurz, scharf, mit einer tiefen, harten Stimme: »Ich habe ihm das Kind für sechs Rubel gelassen!«

Ich schweige. Ich höre ihre Worte und sammle sie gleichsam in mein Bewußtsein ein. Ich gehe einen Schritt weiter. Ich kombiniere. Ich bin im Inneren entsetzt über den Tiefstand des sittlichen Empfindens, wie ihn das niedere Volk unsers Landstriches aufweist. Denn wir haben es nicht mit einem verabscheuungswürdigen Einzelfall zu tun! sage ich mir. Die Parallelfälle sind sorglichst registriert. Es handelt sich um ein Symptom. Es genügt nicht, die Justizbehörde in Bewegung zu setzen. Es ist Pflicht des amtierenden Richters, auch die Regierung, in diesem Falle die hohe Kreisbehörde zu Wlatka als die zuständige Stelle,

auf zäh eingewurzelte Unsitten und Gebräuche aufmerksam zu machen, die dem Aufklärungswillen der zentralen Landesbehörde zuwiderlaufen und in ihrer Fessellosigkeit dem sittlichen Empfinden jeder gerecht denkenden Menschenseele Hohn sprechen.

Ich setze das Verhör Schritt für Schritt fort. Ich frage, ohne Erregung: »Es handelt sich um welches Kind?« — Sie stöhnt: »Das achte!« — »Dasselbe, das Ihnen gestohlen sein soll?« — Sie nickt: »Ich habe es dem Wassermüller gegeben.« — Ich trete dicht vor sie hin, mit durchbohrendem Blick, und frage: »Zu welchem Zweck?« — Da wirft sie die Arme gen Himmel und schreit: »Ich habe ihn nicht nach dem Zweck gefragt. Prochor Pantelew hat acht Kinder mit mir gezeugt. Wer gibt den Kindern Brot? Die älteren sind Knaben und stark. Sie können anfassen in der Ziegelei, im Sägewerk. Aber das achte ist nichts wert, ein Mädchen, und kränklich. Was soll ich mit dem kranken Mädchen?« — »Sie haben das Mädchen für sechs Rubel an Pjotr Iljitsch Bakunin verkauft?« — Da schreit sie wieder: »Aber er hat mich um das Geld betrogen, der Schuft!«

Nun werde ich sehr ernst und sage: »Agafja Pantelewa, Sie haben Ihr Kind verkauft. Wir wollen nicht darüber rechten. Aber, bei der Gnade des Himmels und der ewigen Seligkeit, gestehen Sie mir: was für eine Beziehung gibt es zwischen dem Kind und dem Fluß?« — Da schlägt sie die Hände vor das Gesicht und weint. Und unterm Weinen schreit sie: »Ich habe die ewige Seligkeit verloren!« — Aber es ist kein Wort weiter aus ihr herauszubekommen. Da lege ich ihr die Hand auf die Schulter und sage: »Sie sollen Ihr Recht haben. Ich werde Pjotr Iljitsch Bakunin im Namen des Gesetzes verhaften lassen. Aber auch Sie, Agafja Pantelewa, sind von Stund' an Untersuchungsgefangene Seiner Majestät des Zaren. Ich werde den Ziegelbrenner Prochor Pantelew von den Umständen in Kenntnis setzen, damit er weiß, daß sein Weib sich in guten Händen befindet.«

Der Untersuchungsgefangenen Agafja Pantelewa wird eine Zelle im Frauengefängnis angewiesen.

Am gleichen Tage, nachmittags 5½ Uhr, erscheint Iwan Marejskij, Gendarmeriewachtmeister aus Bodkan, mit Pjotr Iljitsch Bakunin, Wassermüller in Plega bei Bodkan. Er habe den Müller beim Verzehren seiner Gerstensuppe aufgegriffen, rapportiert Iwan Marejskij, und ihn nach Scheremskoj in Bewegung gesetzt, so wie er ihn in der Mühle angetroffen. Der Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin ist ein untersetzter, kräftiger Mann, 54 Jahre alt, verwitwet, von Aussehen gewöhnlich, unter gelbem, kurzem Haar gedrungene Stirn, Nase flach und breit, Augen blau, ins Graue gehend, gelber, flockiger Bart. Besonderes Merkmal: die Poren der Haut haben, eine Folge jahrzehntelanger Tätigkeit in der Mühle, den Mehlstaub in sich eingesogen. Die Farbe des Gesichts und der Hände ist daher von einem weißlichen Grau, das beim ersten Anblick frappiert. Der Bakunin dient seiner Religion getreu, hat sich keine Kirchenstrafen zuschulden kommen lassen, kann weder lesen noch schreiben, rechnet aber mit Rubel und Kopeken. Ist wegen Nahrungsfälschung (Untermischung von Weizen mit minderen Sorten und pulverisiertem Kalk) vorbestraft.

Nach Entfernung des Gendarmeriewachtmeisters aus dem Amtszimmer sagt Bakunin, ohne meine Frage abzuwarten: »Es waren sieben Pud Roggen, daß Sie es wissen, Herr Untersuchungsrichter, nicht acht!« — Ich horche auf und sage nach einem kleinen Zögern: »Tun Sie Ihrem Herzen keinen Zwang an, Pjotr Iljitsch Bakunin, und erzählen Sie ausführlicher.« — Er aber blinzelt heimtückisch, und es ist nichts andres aus ihm herauszubringen, als daß er von dem Bauern Pawel Petrow in Plega bei Bodkan sieben Pud Roggen zum Ausmahlen erhalten habe, und daß es eine Lüge sei, wenn Petrow nun behaupten wolle, er habe ihm acht Pud abgeliefert. — »Es wird auf einen Eid herauskommen!« sage ich gelassen und mache meine Notizen. Aber ich sehe, wie das Auge des Wassermüllers hinter gelben Borstenwimpern schadenfroh zu glänzen beginnt. Da erhebe ich den Blick und sage: »Lassen wir die Sache mit Pawel Petrow auf sich beruhen, bis er klagbar wird. Es handelt sich heute um andre Dinge.« — Da verläßt den Wassermüller Bakunin die bisherige Sicherheit, und er verschanzt sich, indem er die Schultern unmerklich vorschiebt, hinter wortkargem Mißtrauen. — Ich muß die Sache vom andern Ende anfassen, denke ich und fordere den Wassermüller auf, Platz zu nehmen. Bakunin macht ein erstauntes Gesicht und setzt sich linkisch. Er vergißt vor innerer Erregung, den Mund zu schließen. — Ich nehme das Pincenez ab und beginne die Gläser umständlich zu putzen. Ich sage in jovialem Ton: »Es handelt sich um Dinge, die von Interesse für die Regierung sind. Wir suchen sozusagen Ihre Ansicht als Sachverständiger!« — Pjotr Iljitsch Bakunins Lippen klaffen vollends auseinander. Er röchelt: »Ich verstehe nicht.« — Ich lache: »Diesmal sind wir's, die nicht verstehen. Und kommen zu Ihnen, Bakunin, eine Auskunft einzuholen.« — Er rutscht auf dem Holzstuhl geschmeichelt hin und her. Er knarrt: »Ist es was mit der Mühle?« — Ich setze das Pincenez umständlich wieder auf und sage: »Auch mit der Mühle. Und mit dem Wasser. Ich meine den Fluß.« — Der Wassermüller nickt. Aber sein Gesicht zeigt nicht eben den Ausdruck von Intelligenz. Da sage ich: »Pjotr Iljitsch Bakunin, glauben Sie an den Wassergott?« — Bakunin kriecht vor Mißtrauen ganz in sich zusammen. — Ich fahre fort: »Es liegt mir fern, die Interessen der

Kirche vertreten zu wollen. Aber die Regierung weiß, daß das Volk von Bodkan oder von Plega oder von Nowogaran noch an den Geistern und Koboldeni hängt, wie sie vor tausend und mehr Jahren im Wald, im Fluß, in der Mühle, im Kornspeicher gehaust haben sollen. Es ist ja keine Schande, zu sagen: Mir scheint, die Klageweiber haben diese Nacht wieder zwischen den Weiden geächzt; im Mühlwerk geht der Kobold um; heute abend saß der Flußgott auf der Insel im Fluß, mitten im Mondlicht. Ich sage, es ist keine Schande, dies und andres zu berichten. Nun, Pjotr Iljitsch Bakunin, gibt es einen Flußgott im Fluß?« — Der Wassermüller hat die zehn Finger ineinander verschränkt und drückt die Finger, daß die Gelenke knacken. Sein Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen ist starr und undurchdringlich wie eine Maske. Er antwortet zäh, das einzelne Wort mit der Zunge wälzend: »Im Fluß sind die Fische, und im Schlamm sind die Schnecken. Es gibt auch Wasserspinnen. Es gibt auch Frösche.« Dann öffnet er die Lider, und sein Blick ist voll und schadenfroh auf mich gerichtet. — »Sie wollen also nichts vom Wassergott aussagen?« frage ich scharf und lasse die Pincenezgläser im Licht, das durch das Fenster fällt, aufblitzen. — »Was soll ich sagen, wenn ich nichts weiß?« antwortet der Wassermüller träge. — Da springe ich auf. Meine Geduld ist zu Ende. Ich reiße an der Klingelschnur. Ich sage: »Sie werden sehen, wohin Ihre Starrköpfigkeit Sie führt!« — Pjotr Iljitsch Bakunin grinst blöde.

In diesem Augenblick wird die Tür geöffnet und die verehelichte Agafja Pantelewa eingelassen. Der Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin springt vom Holzstuhl und reißt die Lippen auseinander. Aber er sagt nichts. Die Pantelewa zeigt eine Grimasse der Genugtuung auf breiten, knochigen Gesichtszügen. Aber auch sie spricht kein Wort. Da sage ich mit dem Lächeln der Überlegenheit: »Setzen Sie sich, Agafja Pantelewa! Und auch Sie, Pjotr Iljitsch Bakunin, nehmen Sie wieder Platz!« — Die beiden Inhaftierten setzen sich, stumm, doch ohne einen Blick voneinander zu lassen.

Auch ich habe inzwischen wieder hinter dem Amtstisch Platz genommen. Ich richte an den Wassermüller, als sei nichts geschehen, von neuem die Frage: »Wollen Sie mir nun sagen, ob es Ihres Dafürhaltens einen Wassergott gibt oder nicht?« — Da blickt Bakunin auf seine mehlbestaubten Hände, würgt und sagt leise: »Er heißt Wodjanka!« — Ich nicke und wiederhole: »Also, der Wassergott, der Gott, der im Fluß, im Mühlstrom wohnt, heißt Wodjanka!« — Der Müller nickt. — »Sehen Sie, wie wir uns verstehen!« lache ich und trommle mit den Fingern auf der Tischplatte. »Weiter! Was für eine Bewandtnis hat es mit Wodjanka?« — Bakunin zuckt schwerfällig die Achsel. — »Wissen Sie vielleicht, Agafja Pantelewa?« richte ich das Wort an die Ziegelbrennersfrau. — Und die Ziegelbrennersfrau antwortet — ist es Schadenfreude, ist es gläubiges Gruseln? —: »Wodjanka schickt das Wasser in die Mühlräder, wenn er guter Laune ist. Wodjanka hält den Fluß zurück, wenn er grollt.« — »Sehen Sie, nun bin ich ein gut Teil klüger geworden!« lache ich. »Aber wir werden ja weiter hören. Wenn Wodjanka grollt, wenn das Wasser ausbleibt, wenn die Mühlräder stillstehen — was tut man? Wie hilft man sich? Nun, Bakunin, die Reihe ist an Ihnen, zu reden!« — Der Wassermüller schweigt. Er hat wieder die zehn Finger ineinander verschränkt, daß die Gelenke knacken. Sein Auge liegt ganz tief hinter den Wimpern, unergründlich, leer. Ich rufe triumphierend: »Sie schweigen, Pjotr Iljitsch Bakunin! Aber ich will Ihnen sagen, was man tut, wenn Wodjanka grollt. Man bespricht den Fluß!« — Der Wassermüller schweigt. Aber ich beobachte, wie ein leises, listiges Lächeln zwischen seinen Wimpern lauert. — Ich erhebe den Ton und fahre fort: »Wenn aber Wodjanka weiter grollt, wenn der besprochene Fluß trocken bleibt — was tut man dann, was tut man dann, Pjotr Iljitsch?« — Der Wassermüller zuckt die Achsel. Er sagt starr: »Ich habe nicht die Schule besucht. Ich verstehe nicht, was der Herr Richter will.« — Da rufe ich, den Sieg in Händen haltend: »Wenn Wodjanka weiter grollt, wenn der besprochene Fluß trocken bleibt, wenn die Mühlräder stillstehen und Moos ansetzen, bringt man Wodjanka ... ein Opfer!« — Da schreit der Wassermüller und wirft einen gehässigen Blick auf Agafja Pantelewa: »Was will die Frau? Was hat die Frau hier zu suchen?« — Und Agafja Pantelewa springt auf und schreit: »Du hast mich um die sechs Rubel betrogen, Schuft!« — Aber Bakunin, kerzengerade vor seinem Stuhl, schreit wieder: »Es ist nicht wahr. Ich habe dir vier Rubel geboten und auf der flachen Hand klingen lassen. Aber du wolltest sechs in deiner Gier. Da sagte ich: ‚Sechs! Zahlbar, wenn das Wasser wieder fließt!' Fließt das Wasser? Das Flußbett liegt trocken. Das Mühlrad bekommt Risse in der Trockenheit. Ich werde zum Bettler, wenn die trockene Hitze anhält.« — Ich trete zwischen die beiden, die sich wie Hund und Katze anfauchen. Ich sage: »Es ziemt sich nicht, vor dem hohen Gericht wie in der Schenke zu streiten. Mäßigen Sie sich, Bakunin. Und auch Sie, Agafja Pantelewa, hüten Sie Ihre Zunge!« — Die beiden senken trotzig die Stirn.

Ich benutze ihr Schweigen, fortzufahren: »Sagen Sie mir, Pjotr Iljitsch Bakunin — was wissen Sie von dem achten Kind des Ziegelbrenners Prochor Pantelew?« — Der Wassermüller schweigt. Aber seine Hand fährt hilfesuchend nach der Stuhllehne. Er ist wie ein Baum, in dessen Nähe der Blitz einschlägt. Man fühlt, wie ihn der Schlag von der Krone bis zur Wurzel in Mit-

leidenschaft zieht. Dann aber reißt Bakunin den Mund tollkühn auf und stöhnt: »Man sagt ja, daß es gestohlen sei.« — Ich trete dicht neben den Wassermüller, lege die Hand leicht auf seine Schulter und sage gelassen: »Aber Agafja Pantelewa behauptet, daß sie es für sechs Rubel an den Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin in Plega bei Bodkan verkauft habe!« — Da stößt der Wassermüller mit dem Fuß nach der Ziegelbrennerfrau und zischt: »Du Aas ...!«

Nun erhebe ich die Stimme zu richterlicher Strenge und sage: »Es erübrigt sich, die Zeit mit unnützem Gerede zu vertrödeln. Der Tatbestand ist folgender: Die Ziegelbrennerfrau Agafja Pantelewa hat dem Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin ihr Kind weiblichen Geschlechts für sechs Rubel verkauft. Sagen Sie mir jetzt nur eins, Bakunin: Wo befindet sich das Kind, das Sie für sechs Rubel erstanden haben?« — Der Wassermüller steht breit, mit vorgeschobenen Schultern, düsterem, undurchdringlichem Gesicht. Er schweigt. Mit einem Male schreit er: »Was geht's mich an, wo das Krott lungert! Soll sie aufpassen auf ihre Brut!« — Ich lasse mich nicht ablenken von meinem Ziel. Ich frage: »Was für ein Kind war es, Bakunin?« — Er schnaubt verächtlich: »Ein Wurm! Zu nichts nutz! Knochen wie Zunder! Grünliche Haut!« — Ich drohe: »Wo haben Sie das Kind, Bakunin?« — Er aber stößt durch die Zähne: »Bin ich eine Kindsfrau? Die Pantelewa wird es unterwegs verloren haben!« — Da schießen Jähzorn und Rachsucht in den aufgerissenen Blick der Ziegelbrennerfrau. Sie keift: »Du Lügner! Du Schuft! Ich legte es dir auf die Mehllade. Es wimmerte. Du lachtest und sagtest: ‚Dir ist das Leben zu schwer, darum wimmerst du.'« — Ich unterbreche das Gekeif der Pantelewa mit einer knappen Armbewegung. Ich frage streng: »Was hatten Sie mit dem Kind vor, Bakunin?« — Da wirft der Wassermüller einen verstohlenen Blick auf die Ziegelbrennerfrau, greift in die Hosentasche, stöhnt: »Ich werde dir die sechs Rubel zahlen, Agafja!« Und ist dabei, das Geld abzuzählen. — Aber ich trete zwischen Bakunin und Pantelewa und sage: »Es ist nun nicht mehr vom Zahlen oder Nichtzahlen die Rede. Es handelt sich um andre Dinge. Stecken Sie getrost das Geld wieder ein, Bakunin, und beantworten Sie endlich meine Frage: Was hatten Sie mit dem Kinde vor?« — Da zögert der Wassermüller — ich sehe, wie die Gedanken hinter seiner engen Stirn arbeiten —, und endlich lacht er, ein kurzes, trockenes Lachen: »Ich bin doch Witwer. Und die Mühle steht leer. Es ist ein trauriges Leben in der leeren Mühle. Vielleicht — dachte ich — muntert mich das Weinen eines Kindes auf!« — Die Pantelewa will wutschnaubend etwas erwidern. Aber ich lasse sie nicht zum Reden kommen. Ich fahre vielmehr fort: »Die Hauptsache, Bakunin! Wo ist das Kind jetzt?« — Da wirft er wieder einen Blick auf die Pantelewa, kratzt sich das gelbe Haar und schnarrt: »Wer kann das wissen?« — Aber die Ziegelbrennerfrau schreit: »Ich weiß! Ich weiß!« — Der Wassermüller schrickt zusammen, und ich sehe, wie seine Gesichtsnerven zu zucken beginnen. — »Schweigen Sie, Agafja Pantelewa!« rufe ich. »Sie sehen doch, daß Pjotr Iljitsch Bakunin sprechen will.« — Da nickt Bakunin, als empfände er meine Worte wie einen Trost, einen Beistand. Er sagt: »Ich hatte es in die Sonne gelegt. Denn was soll solch elendes Wurm im kalten Schatten? Ich hatte es an den Fluß gelegt, hinterm Wehr, wo der Mühlstrom vom Fluß abzweigt. Es ist noch Wasser dort, schon seicht, aber doch Wasser. Der Wasserdunst wird dem Kinde guttun in der heißen Sonne, dachte ich. Sonne und Wasser: da muß doch das Kind gedeihen! Ich sah nach dem Wehr: es ist auch schon geborsten in der glühenden Trockenheit. Und als ich zurückkam, war das Kind ... fort!« Er schweigt und blickt mit einem treuherzigen Blinzeln zu mir auf. — Aber Agafja Pantelewa lacht schrill und schlägt mit den Armen wie mit Flügeln um sich. »War das Kind fort ...!« äfft sie dem Wassermüller nach. Dann greift sie nach seinem Handgelenk und preßt es wie im Schraubstock. Sie schreit: »Und wenn du mir zwölf Rubel auf den Tisch legst — ich will dein Geld nicht! Du hast mich betrogen, und ich will meine Rache. Du lügst den Herrn Richter an und denkst: Die Pantelewa wird schweigen! Die Pantelewa *muß* schweigen! Aber die Pantelewa schweigt nicht. Soll man mich doch verschicken! Einerlei! Deine Strafe wird größer sein als die meine. Das ist mein Trost! Das ist meine Freude! Ich werde dem Herrn Richter alles sagen!« — Aber ich wehre ihrem Redestrom mit einer ruhegebietenden Handbewegung und rufe: »Sie brauchen uns nichts zu offenbaren, Agafja Pantelewa. Sie sehen ja: Pjotr Iljitsch Bakunin will seinem schwerbedrängten Herzen Luft machen. Bakunin ist doch rechtgläubiger Christ, wissen Sie das nicht, Pantelewa? Und Gott, der große, eine, gerechte Gott, der in diesem Augenblick herabsieht auf uns, der, obwohl er ein großer Herr ist und alle Welten in Gang zu halten hat, jede Falte unsers Herzens kennt, er weiß auch, wie es in der göttlichen Seele Pjotr Iljitsch Bakunins, seines reuigen Sohnes, aussieht, er weiß, daß Pjotr Iljitsch leidet, wie nur ein Mensch zu leiden vermag, und daß es ihn erlösen wird, wenn er dem Richter Nicolai Dimjanow zu Scheremskoj ein reuiges Geständnis seiner Sünde ablegt!« — Da geht ein Zittern durch den schweren Körper des Wassermüllers. Seine Lippen bewegen sich tonlos. Seine Hände krampfen sich. Sein Atem röchelt. Mit eins stürzt er in die Knie, greift nach meinen Händen, küßt meine Hände und ächzt: »Ich will alles sagen!« — »Sehen Sie!« rufe ich der Pantelewa mit

und mahnend zu. »Ich kenne doch Pjotr Iljitsch Bakunin und seine göttliche Seele. Sprechen Sie getrost, Bakunin. Erleichtern Sie sich durch ein Geständnis.«

Da wischt sich der Wassermüller mit dem Handrücken übers nasse Gesicht, hält meine Hand fest, stiert auf den weißgescheuerten Fußboden und sagt zögernd, abgehackt, gegen die Scham ankämpfend und doch mit fühlbarer Genugtuung: »Gott ist weit. Er kann nicht die Augen überall haben. Aber Wodjanka ist in der Nähe. Man lebt ja von der Gnade Wodjankas. Man muß sich mit Wodjanka, der ein launenhafter Herr ist, gut stellen. Das Wasser läuft über die Mühlräder, jahraus, jahrein, mal reichlich, mal spärlich, wie Wodjankas Laune will. Es kommt vor, daß das Wasser versiegt. Dann bespricht man den Fluß. Es kommt auch vor, daß der Fluß trocken bleibt, dann muß man ein übriges tun und Wodjanka mit einem Opfer versöhnlich stimmen. Wodjanka weiß, daß ich es nicht mit ihm verderben will. Ich habe ihm eine Taube gebracht, ein Huhn, ein Kaninchen. Er saß auf dem Flußbett, im seichten Wasser, und blinzelte gnädig: Das Wasser ist immer wieder in den Mühlstrom gekommen. Die Mühlräder haben immer wieder zu klappern angefangen. Diesmal aber« — er zittert, und Schweißperlen treten ihm auf die Stirn —, »diesmal bleibt das Wasser aus. Ich habe den Fluß besprochen. Ich habe Wodjanka eine Taube geopfert, ein Huhn, ein Kaninchen, ein Ziegenlamm. Wodjanka läßt sich nicht erweichen! Die Sonne steht am Himmel, und das Flußbett stinkt. Die Mühlräder platzen in glühender Trockenheit. Es ist nicht abzusehen, wann die Dürre ihr Ende findet. Man wird ja Bettler.« Er krampft die Hände ineinander. Und seine leeren Blicke laufen hilfesuchend im Kreis.

Plötzlich stiert er mich an — es kommt ihm nun wohl zu Bewußtsein, daß der Richter Nicolai Dimjanow vor ihm steht, und daß er mit jedem Wort, das mühsam über seine Lippen tropft, sich selbst den Strick dreht. Und er schweigt. Der Wassermüller Pjotr Iljitsch Bakunin schweigt. — »Nun!« sage ich. »Reden Sie weiter, Bakunin, erleichtern Sie Ihr Herz. Sie haben Wodjanka eine Taube geopfert, ein Huhn, ein Kaninchen, ein Ziegenlamm. Aber Wodjanka ließ sich nicht erweichen. Da sprachen Sie in Ihrer Seelenangst die Agafja Pantelewa an. Sie wußten: die Pantelewa hat acht Kinder. Aber das achte ist ein Wurm, Knochen wie Zunder, grünliche Haut. Wie lange kann denn schon so ein elendes Wurm leben? Aber da ist Wodjanka. Er liebt ein Opfer von Fleisch. Er liebt die Tauben, die Hühner, die Kaninchen, die Ziegenlämmer. Aber am meisten liebt er die neugeborenen Kinder. Da kauften Sie der Agafja Pantelewa für sechs Rubel den Unnütz, das schwächliche Tierchen ab. Und ...!« — »Nein!« schreit Bakunin, und seine Hände flattern aufgeregt mir vor dem Gesicht. »Ich habe das Kind nicht Wodjanka zum Opfer gebracht. Ich habe es in die Sonne gelegt. Ich habe es an den Fluß gelegt, hinterm Wehr, wo der Mühlstrom vom Fluß abzweigt. Ich sah nach dem Wehr. Und als ich zurückkam — Gott ist mein Zeuge — war das Kind fort!«

Da schießt Flamme ins Auge der Pantelewa. Sie hebt den Arm und winkt und schreit: »Er lügt! Pjotr Iljitsch Bakunin lügt! Ich habe ihn ja nicht aus dem Auge gelassen. Ich habe das Kind nicht aus dem Auge gelassen.« — Wieder tritt Bakunin mit dem Fuß nach ihr. Sein Haar sträubt sich. Sein Gesicht verzerrt sich. »Wessen Aussage gilt mehr? Die deine? Die meine?« droht er, und sein gelbes Gebiß hackt durch die Luft. — Da entscheide ich: »Die Pantelewa soll sagen, was sie auf dem Herzen hat!« — Und die Ziegelbrennerfrau, in Wollust, kreischt: »Ich habe das Kind auf die Mehllade gelegt. Pjotr Iljitsch sagte: ‚Es ist ein armseliges Wurm. Wer weiß, ob es vor Wodjankas Auge Gnade finden wird!' Aber er nahm es und trug es in die Kammer. Ich ging. Oder vielmehr: ich ging nicht. Ich schlich an den Fluß. Ich versteckte mich hinter den Weiden. Ich sah, wie Bakunin kam, einen Sack auf dem Arm, mit rotem Stoffstreifen verschnürt.« — »Ein Lamm war im Sack!« zetert der Wassermüller. Die Zornader auf der Stirn schwillt ihm an. Das mehlweiße Gesicht flammt auf wie im Abendrot. — »Seit wann wimmert ein Lamm wie Olja, mein Kind?« kreischt die Pantelewa und hebt die Arme und will sich auf Bakunin stürzen. — Ich aber springe zwischen die beiden und ergreife ihre Hände, presse sie und sage: »Denken Sie nicht an Ihren Schmerz, Agafja Pantelewa. Ihr Kind hat die ewige Seligkeit!« Zu Bakunin gewandt aber sage ich: »Erleichtern Sie Ihr Herz, Pjotr Iljitsch! Betrügen Sie sich nicht um das Leben im Licht Gottes. Sie sehen, daß Gott ungesühnte Verbrechen nicht will. Sie trugen den Sack auf dem Arm, mit rotem Stoffstreifen verschnürt. Sie gingen zum Fluß hinterm Wehr, wo der Mühlstrom vom Fluß abzweigt. Sie sahen Wodjanka im Flußbett kauern, im seichten Wasser, voll Zorn und Gier. Da neigten Sie sich vor Wodjanka — Sie leben ja von der Gnade Wodjankas! — und ließen den Sack mit der roten Schnur aus Angst, aus Schreck ins seichte Wasser fallen!«

Pjotr Iljitsch Bakunin steht wie ein Baum, in dessen Mark die tückische Axt des Holzfällers zischt. Er zittert. Er schwankt. Steht wieder starr. Zittert. Schwankt. Und plötzlich brüllt der Wassermüller — sein Herz brüllt — seine Seele bäumt sich in Not und Verzweiflung: »Ich habe Wodjanka eine Taube geopfert, ein Huhn, ein Kaninchen, ein Ziegenlamm. Der Fluß bleibt trocken. Das Flußbett stinkt. Die Mühlräder krachen in glühender Trockenheit. Die Mühle hallt in Öde,

in Leere. Auf dem Hügel aber steht Semjon Jelnikows Windmühle. Ihre Flügel drehen sich lustig im Winde. Die Bauern aus Plega, aus Bodkan, aus Nowogaran fahren mit Karren und Wagen an Bakunins verdorrter Wassermühle vorüber, hinauf auf den Hügel, wo Semjon Jelnikows Windmühle lustig klappert. Sie bringen Semjon Weizen und Roggen und Gerste. Lustig klappert das Geld in Jelnikows Beutel. Aber Pjotr Iljitsch Bakunin steht am vertrockneten Fluß, Bettler, den jeder anspuckt. Ist das Gerechtigkeit? Ich frage: Ist das Gerechtigkeit? Wo ist der Gott, der große, eine, gerechte Gott, der alle Welten in Gang hält und doch jede Falte unsers Herzens kennen will? Ich sehe ihn nicht. Aber im Fluß hockt Wodjanka. Ich kenne Wodjanka. Ich sehe das tückische Blinzeln seiner Augen. Ich lebe ja von der Gnade Wodjankas. Wo ist die Schuld, wenn ich ihn gnädig stimmen will? Wo ist das Verbrechen, wenn ich ihm ein Opfer bringe: eine Taube, ein Huhn, ein Kaninchen, ein Ziegenlamm ...?« — »Und Olja, der Pantelewa achtes Kind!« sage ich milde. — »Und Olja, der Pantelewa achtes Kind!« schreit Bakunin. »Ein Krott! Knochen wie Zunder! Grünliche Haut! Reif für die ewige Seligkeit!«

»Da haben wir ja Ihr Geständnis, Pjotr Iljitsch Bakunin!« sage ich, und meine Stimme bebt durch die Stille. »Es ist gut. Sie haben Ihr Herz erleichtert. Ich verstehe Ihre Not. Nicht immer geht Gott im Strahlenkleid durch die Straßen. Hinter Wolken versteckt, läßt er die arme Menschenseele zweifeln. Aber einmal im Leben kommt jedem die Erleuchtung, sei es auch erst im Augenblick, da die Seele vom sterbenden Körper sich wendet. Gehen Sie nun, Bakunin, und erwarten Sie in der Stille der Zelle den Urteilsspruch der weltlichen Richter. Gehen auch Sie, Agafja Pantelewa, und suchen Sie in Ihrer Brust die Mutterliebe, die auch des armseligsten Kindes sich erinnert. Läutern Sie Ihre Seele in der Einsamkeit des Gefängnisses. Dann wird Ihnen der Spruch der irdischen Gerechtigkeit Gnade dünken.«

Ich ziehe den Klingelzug. Und Pjotr Iljitsch Bakunin und die verehelichte Agafja Pantelewa werden abgeführt. Die Gerichtsverhandlung ist auf den 2. November angesetzt. Über ihren Ausgang kann kein Zweifel herrschen. Sibirien ist groß. Und das irdische Fegefeuer ist der ewigen Verdammnis vorzuziehen.

Ich habe den Fall in umständlicher Breite dem Herrn Kreischef vorgetragen, weil ich der Meinung bin, daß dieser Fall für viele gleiche und ähnliche spricht. Ich habe meine Jugend in der Umgebung Petersburgs verbringen dürfen. Ich bin erst jetzt, nach meiner Ernennung zum kaiserlichen Richter in Scheremskoj, einem Volksschlag nähergetreten, der, abseits der Auswirkungen westeuropäischer Zivilisation, mit der Scholle, die ihn gebar, fest verwurzelt ist. Ich erschrecke über das Ausmaß sittlicher Empfindungslosigkeit dieses Volkes. Aber ich erschrecke mehr über die Gleichgültigkeit der Kulturträger, welche die Herrschaft in Händen halten und dennoch nichts oder wenig tun, um die Unwissenheit einer ganzen Volksschicht, die Quelle naiver Verderbtheit, zu beheben. Vielleicht bin ich ein lächerlicher Idealist, wie mancher meiner Kollegen mir ins Gesicht sagt, daß ich es wage, an Dinge zu rühren, die man lieber mit Schweigen übergehen sollte; daß ich es wage, die Stimme zu erheben und einer hohen Behörde zuzurufen: »Wir sind nicht von einer chinesischen Mauer umgeben! Westeuropa blickt auf uns und belächelt unsre ... Barbarei! Wollen wir dieses Lächeln, ohne mit der Wimper zu zucken, einstecken? Ich dächte: Nein! Denn wir sind berufen zum Aufstieg, fähig zur Läuterung, erfüllt vom Idealismus einer gesunden Jugend. Wir sind die Zukunft. Rotten wir aus, was krank ist an unsrer Vergangenheit!«

Verzeihen Herr Kreischef den stürmischen Appell einer von Verantwortungsgefühl erfüllten menschlichen Seele und genehmigen Herr Kreischef den Ausdruck vollkommenster Hochachtung Ihres gehorsamen Dieners

Nicolai Dimjanow, Richters in Scheremskoj.

Resignation

Scheint dir verloren der Tag,
Da kein Werk dir gelungen?
Nur ferne Lieder umklungen
Deine Seele, die träumend lag?

Ist nicht Besitz und Glück
Jedes Atmen der Herbsteslüfte,
Jedes Wehen verstohlener Düfte,
Wolkenschatten und Sonnenblick?

Was du geschaffen, gedacht,
Verrieselt wie Wind und Fluten,
Alles Wollens lodernde Gluten
Haben Ewiges nimmer vollbracht.

Zähl' es als höchsten Gewinn,
Dein irdisch' Teil zu verneinen,
Aufzugehn im Alleinen,
Zu des Lebens ewigem Sinn.

Clara Blüthgen

Wilhelm Raabes Bildungsreise

Auf Grund seines Tagebuches dargestellt

Von Prof. Dr. Wilhelm Fehse

Der Gegensatz, der zwischen dem ereignisarmen, schlicht bürgerlichen Leben Wilhelm Raabes und dem weitgespannten Horizont seines Werkes zu bestehen scheint, ist häufig gerade denen rätselhaft erschienen, die in dem Dichter nicht nur den großen Künstler bewundern, sondern unter dem Eindruck seiner tiefsinnigen Welterfassung in ihm einen sicheren Führer durch die Irrgärten des Daseins erkennen. Wir wissen, die Antwort auf die große Rätselfrage aller echten Kunst heißt: Nur Leben schafft Leben. Leben aber bedeutet Kampf mit den wilden Gewalten, in die uns das Schicksal hineingeboren hat. Ist das innere Leben eines künstlerischen Menschen nun so wuchtig und reich, daß er unser eignes Dasein dauernd in seinen Bann zu zwingen vermag, dann sind wir nur zu leicht geneigt, für ihn eine wechselvolle, von außergewöhnlichen Ereignissen bestimmte Laufbahn, eine besonders lange Kette schwerer äußerer und innerer Kämpfe vorauszusetzen, denen er seinen Einblick in das Weltgeheimnis verdankt. Der Irrtum dieser Ansicht liegt in der Annahme, daß der Genius seiner Umgebung und dem äußeren Geschehen viel mehr Inhalt für seine seelische Existenz und für seine Kunst entnimmt, als dies wirklich der Fall ist. In Wahrheit beschränkt sich der Einfluß von Umgebung und Schicksal bei ihm in der Hauptsache auf die Lockerung der in ihm ruhenden Möglichkeiten, die Entfaltung der in ihm schlummernden Keime, für die viel geheimnisvollere Mächte verantwortlich sind als die in seinem Lebenskreise sichtbar waltenden. Welt und Schicksal macht ihn nicht größer und reicher, sondern nur zu dem, was er seinem inneren Gesetze gemäß werden soll. Sagt ihm sein Gefühl, daß er dies erreicht hat, dann schwindet ihm auch der Reiz, der, trotz der davon meist untrennbaren Qual, für ihn in dem Zusammenstoß mit dem »Draußen« liegt. Das Bedürfnis wächst, die Wellen des seelischen Lebens glatt für die Widerspiegelung des Weltalls zu halten. Deshalb auch bei den Größten unsrer Großen nach ihrer Wanderzeit ein überzeugtes Bekenntnis zu einer Seßhaftigkeit, für das unsrer rastlosen Gegenwart oft das Verständnis fehlt.

Als Raabe im Jahre 1859 den Entschluß zu einer längeren Reise faßte, war dieser sicherlich aus der Notwendigkeit seiner Entwicklung heraus geboren. Er kannte damals von der Welt das Weserland, seine Jugendheimat, Wolfenbüttel und Umgebung, Magdeburg und Berlin, und es ist zweifellos gerade bei ihm kein Zufall, wenn wir damit zugleich die Schauplätze seiner bis dahin vollendeten Erzählungen genannt haben. Das soll natürlich nicht heißen, daß Raabe vor allem nach der Erweiterung seines **äußeren** Horizonts gedrängt habe, als er in die Ferne zog. Es ist dies symbolisch zu nehmen für etwas viel Allgemeineres. Die Wechselwirkung mit seiner gewohnten Umgebung reichte an diesem Punkte nicht mehr aus, die Entwicklung seiner Kräfte zu fördern. Seine Reise war eine Flucht vor dem Stillstand und der daraus folgenden Leere.

Auch äußere Gründe sprachen natürlich mit. In dem abseits gelegenen Wolfenbüttel stand er auf einem gar zu einsamen Posten der literarischen Welt. Jetzt drängte es ihn, das Handwerk zu grüßen, mit den Genossen von der Feder und dem Buchhandel in persönliche Fühlung zu kommen, nachdem ihm der erste Ruhm den Weg dazu geebnet hatte.

Die Reise bildet zweifellos einen wichtigen Abschnitt in Raabes Leben. Rein äußerlich schon hat sie wichtige Folgen für ihn gezeitigt. Ihr innerer Gewinn aber ist kaum hoch genug einzuschätzen. Das läßt uns schon die starke Spiegelung ahnen, die sie in seinem Werke gefunden hat. Diese Tatsache ist es vor allem, die unser Interesse an ihr erweckt. Raabe hat wiederholt die Aufforderung, sein Leben zu beschreiben, mit dem Hinweis auf sein Werk abgelehnt: darin sei alles enthalten. Hier haben wir nun einmal die Möglichkeit, dies Wort nachzuprüfen und das Gebiet seiner Geltung abzugrenzen.

Wir besitzen über den Verlauf der Reise einen fortlaufenden Bericht in Raabes **Tagebuch**. Und vor kurzem ist auch eine Reihe **Briefe**, die er von der Reise an die Mutter gerichtet hatte, zum Vorschein gekommen. Leider enttäuscht uns das Tagebuch sehr. Es enthält nur dürftige, wortkarge Notizen und läßt gerade das vollständig vermissen, worauf es uns ankommt. Mit großer Gewissenhaftigkeit notiert er darin, wo er seinen Kaffee getrunken, welche Weinsorte er sich zum Abend bestellt hat, und dergleichen mehr. Aber Äußerungen über seine Eindrücke suchen wir vergebens. Er schrieb das Tagebuch natürlich nur für sich selbst, und bei seinem außerordentlich glänzenden Gedächtnis hatte er nicht nötig, gerade das ihm anzuvertrauen, was ihn am tiefsten bewegt hatte. Mehr sagen in dieser Beziehung schon die Briefe. Auch sie sind reichlich verschlossen und wiederholen zu einem guten Teil das Tagebuch; aber an einzelnen Stellen leuchtet doch das Lebensgefühl des jungen Dichters hell hindurch. Er ist sich freudig bewußt, wie sein Horizont sich erweitert. Die Reise ist ihm kein müßiges Vergnügen, sondern ein beständiges ernsthaftes Lernen, das ihn zugleich in der Sicherheit seines Künstlertums befestigt. »Du wirst sehen, wie ich emporgekommen, wenn erst einmal im Jahre 1861 der Friede geschlossen ist,« schreibt er an die Mutter.

Am Morgen des 6. April 1859, um 7 Uhr

55 Minuten verläßt er Wolfenbüttel, um zunächst über Magdeburg nach Leipzig zu fahren. Er ist sich des Ernstes seines Vorhabens so sehr bewußt, daß er sich sogar die Züricher Firma notiert, die die Lokomotive seines Zuges gebaut hat. Um 2 Uhr ist er in Leipzig und bezieht Zimmer Nr. 3 in der »Stadt Köln« auf dem Brühl. Enttäuscht kehrt er am Abend von vergeblicher Wohnungssuche heim, erlebt dafür aber eine angenehme Überraschung, als er zu dem Leipziger Sonntagsblatt greift. Er findet darin einen freundlichen Geleitwunsch an Jakob Corvinus anläßlich seiner Reise nach dem Süden. Diese Begrüßung in einem Blatte, zu dem er keinerlei Beziehungen hatte, ist uns ein wertvolles Zeugnis für die Beachtung, die Raabes erste Erzählungen in ihrer Zeit gefunden hatten. Er zog durchaus nicht als ein Unbekannter in die Welt hinaus, und die Aufnahme, die ihm unterwegs bei den Genossen vom Fach zuteil wurde, bestätigt dies immer wieder. Tags darauf kauft er sich Papier ein, wahrscheinlich in der Voraussicht, daß er auf der Reise Muße zu dichterischem Schaffen finden würde. Auch der Mutter spricht er davon. Doch viel wird es damit nicht geworden sein. Denn sein Tagebuch schweigt davon. Der erste Spaziergang um die Stadt endet im Rosental, das in den folgenden Tagen noch wiederholt besucht wird. Als er später mit Friedrich Gerstäcker über dieses Lieblingsziel seiner Ausflüge plaudert, da ist er überrascht, zu hören, daß zuzeiten der Aufenthalt dort infolge des Knoblauchgestanks unerträglich sei. Die ersten Besuche gelten Leipziger Verlegern, vor allem Ernst Keil, dem Herausgeber der »Gartenlaube«, die später die »Unruhigen Gäste« bringen solle, und Hermann Marggraf in Gohlis, dem Herausgeber der »Blätter für literarische Unterhaltung«. Die größte Berühmtheit, die er in Leipzig vorfand, war Gustav Freytag, der ihm abriet, nach Italien zu gehen. Die Niederlande wären für einen deutschen Schriftsteller ein passenderes Reiseziel. Das mochte Raabe damals nicht einleuchten. Später hat er diesen Rat mit Überzeugung an andre weitergegeben. Der häufige Theaterbesuch Raabes auf dieser Reise fällt uns hier schon auf. In seiner Braunschweiger Zeit hat er sich bekanntlich niemals freiwillig dazu aufgeschwungen. Neben längst verschollenen Sachen hört er »Die Stumme von Portici«. Am Karfreitag läßt er Bachs Matthäuspassion auf sich wirken. Am 18. Mai erhält er einen hochwillkommenen Brief von dem Verlage Westermann, dem ein Wechsel auf 51 Reichstaler 12 Silbergroschen beiliegt. Auch dunkle Stunden notiert das Tagebuch. Am 12. April heißt es: »Unbehagliche Stimmung. Memento! Melancholische Schokolade im Café anglais und Gang ins Rosental. Um 9 Uhr zu Bett«; am 15. April nur: »Regen« und dann zwei Kreuze; am 19. April: »Furchtbares Zahnweh und Nervenaufregung«, dann wieder zwei Kreuze. Am 23. April rüstet er sich zum Abschied. Am Nachmittag lernt er noch im Waldschlößchen in Gohlis das furchtbare Getränk, die Gose, kennen, deren Wirkung er am Abend in Auerbachs Keller mit Schinken und Aßmannshäuser bekämpft. Den Niederschlag des Leipziger Aufenthalts haben wir in Raabes »Abu Telfan« (1. Kap.). Und das Nachlesen dort ist recht ergötzlich. Auch unsre Quelle, das Reisetagebuch, finden wir da wieder.

Am Sonntag, dem 24. April, dem ersten Ostertag, fuhr Raabe nach Dresden, wo er in den »Drei goldenen Palmzweigen« am Palaisplatz abstieg, demselben Gasthaus, in dem auch der Held von »Abu Telfan« auf seiner Reise vom Mondgebirge nach Bumsdorf bei Nippenburg übernachtete. Es blieb noch Zeit zum Besuch des Konzerts auf der Brühlschen Terrasse. Gleich der nächste Tag führte ihn zu Dr. Ferdinand Stolle, dem Herausgeber des »Dorfbarbiers«, der sich mit seiner Familie des Gastes während seines Dresdner Aufenthalts besonders liebenswürdig annimmt. Der zweite Besuch gilt Berthold Auerbach, dem Verfasser der »Schwarzwälder Dorfgeschichten«. Doch Raabe trifft ihn nicht an, da er in Schandau weilt. Glücklicher traf er es mit dem großen Romanschriftsteller des »Jungen Deutschland«, Karl Gutzkow, dem Dichter der »Ritter vom Geist« und des »Zauberers von Rom«. Er hatte die Freude, daß er diesem kein Unbekannter war. So blieb es nicht bei diesem Höflichkeitsbesuch: Gutzkow führte Raabe in seinen engeren Kreis im Café de l'Europe ein, wo er auch den Schauspieler Emil Devrient und den Novellisten Robert Giseke traf. Dazwischen wurden Ausflüge in die Umgebung gemacht, Theater besucht, Museen und Sammlungen besichtigt. Bemerkenswert ist die Notiz vom 3. Mai: »Nach Tisch in die Bildergalerie (den ganzen Rembrandt).« Es ist doch wohl charakteristisch, daß aus der großen Fülle berühmter Künstler, deren Werke die Dresdener Sammlung vereint, gerade Rembrandt als einziger im Tagebuch verzeichnet wird. Raabes Wesensverwandtschaft mit ihm ist schon verschiedentlich hervorgehoben worden. Sie tritt in seinen Handzeichnungen ebenso überraschend in Erscheinung wie in dem Helldunkel seiner Schilderung. Am verblüffendsten erinnert die Darstellung der Prager Judenstadt in der »Holunderblüte« an Rembrandt.

Vierzehn Tage verlebt Raabe in Dresden. Durch das üble Wetter und körperliches Mißbehagen wird der Aufenthalt stark beeinträchtigt. Die Klagen über Schnupfen und Husten häufen sich. Der Mai zeigt sich so winterlich, daß er einheizen lassen muß. Am 10. Mai verläßt er Dresden und fährt über Pilnitz, Pirna, Bastei, Königstein nach Schandau. Hier wird das Ge-



Otto Arndts: Winter in der Schweiz

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1925

päck aufgegeben und eine kurze Fußwanderung durch die Sächsische Schweiz unternommen, der Kuhstall wird besucht, auf schauderhaftem Wege der kleine Winterberg erstiegen. Hier machen ihm »phantastische Nebel« klar, was »der Blick in das Nichts« bedeutet. Dann geht es über Prebischtor durch den Bielagrund nach Herrnskretschen, wo inzwischen das Gepäck glücklich angekommen ist. Die Eisenbahn bringt ihn dann nach Bodenbach. Hier wird ihm sogleich die politische Lage vor Augen geführt. Er findet italienische Soldaten aus Venetien vor, die man offenbar als unbrauchbar für den Feldzug in ihrer Heimat an die äußerste Nordgrenze Österreichs geschickt hat. Am nächsten Tage verstärkt sich ihm der Eindruck angesichts der Soldatenzüge auf der Eisenbahnstrecke. Die Hoffnung, nach Italien zu gelangen, schwindet immer mehr. In Prag steigt er in der »Goldenen Gans« auf dem Roßmarkt ab.

Im 28. Kapitel des »Schüdderump« hat sich Raabe dieser Reise von Leipzig nach Prag erinnert. Seine Erlebnisse hat er hier auf Hennig von Lauen übertragen. Auch der dort geschilderte Besuch der Leipziger Schlachtfelder mit seinen Enttäuschungen ist keine Erfindung des Dichters.

Noch am Nachmittag nach seiner Ankunft in Prag streift Raabe über den Großen Ring, bleibt hier und dort lauschend bei einem der Harfenmädel stehen, die hier ein charakteristisches Straßenmotiv bilden, und liest das Manifest des Kaisers, das zur Bildung von Freikorps auffordert. Der erste Besuch gilt am nächsten Tage dem Verlagsbuchhändler Kober, dem Herausgeber der Romansammlung »Das Album«. Der nimmt ihn sehr freundschaftlich auf und stellt sich ihm bereitwillig für seine Prager Streifzüge als Führer zur Verfügung. Er lädt ihn sogleich ein, am Nachmittag in seinem Familienkreise den Kaffee zu trinken. Hier begrüßt ihn das jüngste Kind seiner Muse, sein viertes Buch »Halb Mähr, halb mehr«. Kober gibt ihm das Maiheft von »Westermanns Monatsheften«, und er findet darin die Ankündigung. Dann durchstreift er weiter die Stadt, sucht natürlich zuerst das Standbild des heiligen Nepomuk und die Stelle, wo er ins Wasser geworfen wurde, auf der Moldaubrücke auf. Ist doch in drei Tagen (16. Mai) das große Fest des Heiligen, zu dem schon jetzt überall auf den Straßen die Vorbereitungen getroffen werden. Darauf wurden die Kreuzherrenkirche, die eigentümlich magisch beleuchtete Salvatorkirche und das Clementinum, die deutsche Universität, besucht. Die Aufführung von Goethes »Faust« im Neustädtischen Theater ist dann so schlecht, daß Raabe es nur bis zur Hexenküchenszene aushält. Der nächste Tag führt ihn auf die Kleinseite am Radetzkydenkmal vorbei zum Hradschin empor. Auf der Treppe zum Dom sind die Vorbereitungen zum Nepomukfest in vollem Gange. Zelte und Buden werden errichtet. In den umliegenden Straßen wird für die aus der Umgegend zusammengeströmte Bevölkerung abgekocht. Im Neustädtischen Theater sieht Raabe diesmal ein böhmisches Stück, das in der Ursprache gespielt wird, den »Teufelszopf«. Als er das Theater verläßt, umfängt ihn ein neues Zaubermärchen: Prag liegt im Mondschein. Der folgende Tag ist ein Sonntag. In Begleitung eines Bekannten Kobers besucht Raabe den Weinberg auf dem Zdekauerschen Garten und probiert in dem Weinstübel den roten Melniker, der ihm in gutem Andenken bleibt. Am Nachmittag durchschlendert er wieder mit Kober die Straßen, in denen sich die Volksmassen in Festesvorfreude drängen. »Kobers Vorschläge« vermeldet das Tagebuch hier. Wir gehen wohl nicht irre in der Annahme, daß Kober ihn zur Mitarbeit an seinem »Album« aufgefordert hat. Raabe versprach ihm seinen nächsten Roman »Der heilige Born«, zu dem er noch auf der Reise den Plan entworfen haben will. Der Abend wird, während die Stadt in festlicher Illumination erstrahlt, bei Champagner in Eis gefeiert, und zwar in der Weinstube bei Pilz. Da der Professor Reihenschlager in »Abu Telfan« den Biernamen Pilz führt, dürfen wir annehmen, daß es ein recht fideler Abend war. Der nächste Tag war nun das Fest des Heiligen Johannes von Nepomuk. Raabe entflieht dem Gewimmel in der Stadt und unternimmt mit Kober eine Spazierfahrt. Er besucht dabei das Belvedere, das astrologische Haus Rudolfs 2. und den Baumgarten von Bubenc. »Wir fuhren ... in bester Gesellschaft nach Bubensch und kamen spät, aber recht vergnügt in der Nacht heim,« erzählt der Junker von Lauer im »Schüdderump«.

Tags darauf stürzt sich Raabe von neuem in das Gewühl der Prager Kleinseite. Das Fest ist noch auf seiner Höhe, und der Dichter gewinnt lebhafte Eindrücke von der katholischen Frömmigkeit. Mit Gesängen kommt ihm ein ganzes Dorf entgegen. Er sieht die Priester von der Menge umdrängt, die ihnen die Hände zu küssen sucht, sieht den heiligen Türring in der Wenzelskapelle zu dem gleichen Zweck umstanden, sieht die Gläubigen den Staub von den Bildern wischen und sich damit bekreuzigen. Dann steigt er vom Hradschin hinab, den berühmten Judenkirchhof zu suchen, findet ihn aber nicht. Von dem vorwitzigen Judenmädchen, das ihn bei dieser Gelegenheit statt zu »Beth-Chaim« in ein Beginenhospital mit zehn zeternden alten Weibern wies, sagt das Tagebuch uns nichts. Aber auch wenn Raabe nicht im Gespräch mit Herman Anders Krüger diese Episode genau so erzählt hätte, wie sie in der »Holunderblüte« dargestellt wird, würden wir sie für erlebt halten müssen. Das elfenhafte Wesen mit dem feinfühligen kranken Herzen, das seine Phantasie daraus gebildet hat, ist freilich kein Abkömmling der Prager Josephsstadt, sondern der romantischen Literatur. Recht vergnügt verläuft

dann am Abend der Besuch der böhmischen Bürgerressource am Graben, in die Kober ihn einführt. Rassenhaß war damals in Prag etwas Unbekanntes. Am nächsten Tage, dem letzten in Prag, fand Raabe nun den Judenkirchhof doch noch. Wieder vermissen wir schmerzlich auch die leiseste Andeutung des Eindrucks, den er auf den Dichter gemacht. Er notiert gewissenhaft, daß der älteste Grabstein die Jahreszahl 606 trägt, erwähnt das Grab der Familie Spiro, die Gräber des berühmten Rabbi Löw und seiner Schüler, die mit den Steinchen der Verehrung bedeckt sind, und die Symbole der Grabsteine.

Das ist der karge Bericht Raabes über seinen Prager Aufenthalt. Und wir erkennen gerade hier deutlich, wie wahr er gesprochen hat, als er auf die Frage nach seinem Leben auf sein Werk hinwies. Wir müssen zu seiner Erzählung »Holunderblüte«, jener »satten Spätfrucht am vollen Baume der Romantik«, greifen, um ihm Licht und Farbe zu geben. Und wir erhalten dann einen so bezwingenden Eindruck von dem Raabeschen Schauen, daß wir die Bedeutung der Reise für seine Entwicklung erst recht begreifen. Da ist das flutende Leben der alten Kaiserstadt in ihrer Festzeit in so sieghafter Anschaulichkeit festgehalten, daß man meinen möchte, dieses Bild sei unmittelbar nach dem Erleben, nicht erst drei Jahre später, gezeichnet worden. Dichtung und Wahrheit im Sinne Goethes, das ist die beherrschende Erkenntnis, die wir aus dieser Schilderung bei dem Vergleich mit dem Tagebuch gewinnen. Da ist auch in den Einzelheiten nichts erfunden, alles ist erlebt und alles ist gestaltet im Sinne der Kunst.

Am Donnerstag, dem 19. Mai, um 7 Uhr 35 Minuten fuhr Raabe nach Wien ab. Ein ungarischer Pfarrer namens Georg Holtsch war sein interessantester und lebhaftester Reisegefährte. Er nötigte Raabe nicht nur, seinen Sliwowitz zu probieren, nein, der Dichter mußte auch echt ungarischen Tabak aus der Pfeife des Ungarn rauchen. Dazu erhielt er eine Belehrung über ungarische Flüche. In Lundenburg drängt ihm der Pfarrer, der den Norddeutschen in sein Herz geschlossen zu haben scheint, einen in prächtigem Deutsch verfaßten Empfehlungsbrief an einen Wiener Freund auf. In Durnkrut steigt er aus. Überall auf den Bahnhöfen fallen dem Reisenden die spielenden Zigeuner auf. Die Station Wagram erweckt geschichtliche Erinnerungen. Hinter Floridsdorf wird St. Stephan sichtbar. Wien ist erreicht. »Soldaten, Soldaten!« notiert das Tagebuch. Er ist in der Hauptstadt eines im Kriege befindlichen Staates. In Zimmer Nr. 16 der »Stadt Hamburg« bezieht er Quartier.

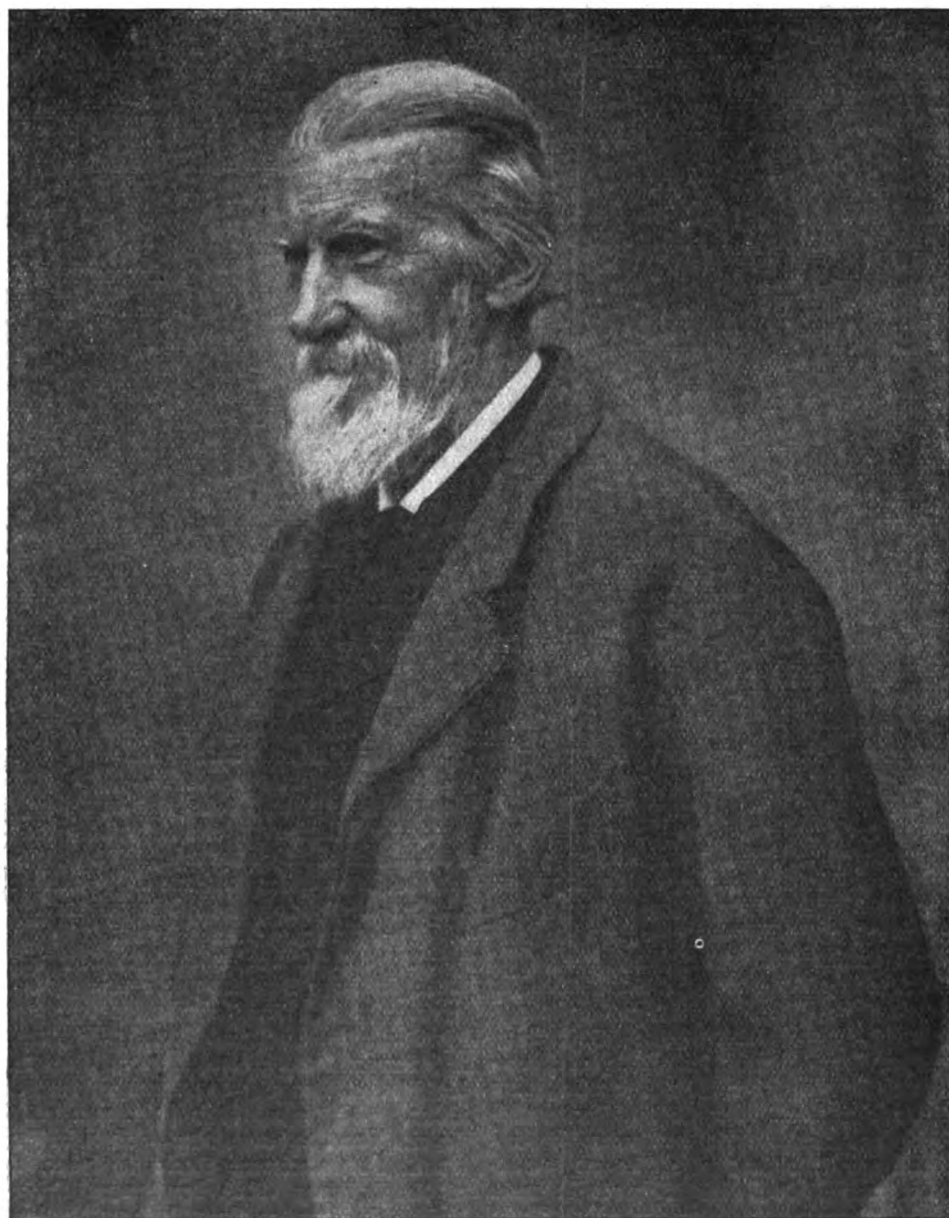
Dieses Stück der Reise kann man wieder im »Schüdderump« nachlesen. Wir begleiten dort Hennig von Lauen von Lundenberg ab auf seiner Fahrt nach Wien. Der biedere ungarische Dorfpastor nimmt ihn unter seine väterliche Obhut.

Das Tagebuch bezeugt uns, daß Raabe die Zeit vom 20. Mai bis 7. Juni, die er in Wien verlebte, ebenso rastlos wie gründlich ausgenutzt hat. Die persönlichen Beziehungen zu den Kollegen vom Fach traten hier zurück; dafür war sein Studium des Volkslebens auf seinen Streifzügen durch die Stadt und ihre Umgebung, namentlich durch den Prater, um so lebhafter. Ebenso gewissenhaft wie in Dresden und Prag wurden die Sehenswürdigkeiten, vor allem die Kirchen, in Augenschein genommen und die Sammlungen besucht. Auch das Theater zog ihn wieder stark an. Wir greifen aus der Fülle nur heraus, daß er Lewinsky als Mephistopheles in Goethes »Faust«, Nestroy in seiner Posse »Einen Jux will er sich machen« sah und ebenso wie Hennig von Lauen »Le nozze di Figaro« von Mozart hörte.

Wir begleiten ihn nicht von Ort zu Ort. Viel wichtiger ist uns gerade hier in Wien der Blick in seine Seele. Daß Österreich im Augenblicke Krieg führte, wird ihm natürlich auf Schritt und Tritt zu Bewußtsein gebracht. Aber um so befremdlicher und überraschender ist dem nachdenklichen Norddeutschen, der doch viel weniger an dem großen Würfelspiel des politischen Schicksals beteiligt ist als all die Leute um ihn herum, daß das leichtbeschwingte, lustige Wiener Leben davon so ganz unbeeinflußt bleibt, als ahnte niemand, was jenseits der Alpen vor sich geht. Als dann aber die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Magenta eintrifft, da geht ein um so tieferes Erschrecken durch diese leichtsinnige, dem Genuß des Augenblicks haltlos hingegebene Welt. Und Raabe ist die Wirkung, die dieser aus dem heitersten Himmel herniederfahrende Blitzstrahl in Wien hervorrief, zeitlebens unvergessen geblieben. Er kam aus dem Esterhazykeller, als die Nachricht die Straßen durcheilte. Wie fest der Eindruck davon in Raabes Seele haftete, zeigt uns in seinem letzten Werke »Altershausen« der Lebenserinnerungstraum des Geheimrats Feyerabend, in dem dieser Junitag zu gespenstigem Leben erwacht.

Der nächste Tag bringt die Bestätigung der Nachricht durch das offizielle Extrablatt. Das nüchterne Tagebuch läßt hier dramatisch zitternde Bewegung erkennen: »Komödienbierhaus. Seltsame Stimmung! Galerie des Belvedere. Seltsame Stimmung!! Die drei Raben. — Fort!« Tags darauf wird nach unruhiger Nacht der Entschluß, Wien zu verlassen, in die Tat umgesetzt.

In den »Keltischen Knochen« wird uns dieser Entschluß näher begründet. Da heißt es an einer Stelle ziemlich unvermittelt: »Nun wußte ich auf einmal wieder, daß wir Achtzehnhundertneunundfünfzig schrieben, und daß ich nur deshalb Wien verlassen und mich in die Berge geflüchtet hatte, um den Jammer wenigstens stundenlang von der Seele loszuwerden! Dies liederliche Wien!«



Aufnahme von Fritz Limmer, 1910

Wilhelm Raabe

Hier haben wir das beherrschende Erleben Raabes während seines Wiener Aufenthalts. Im einzelnen ausgeführt und künstlerisch gestaltet finden wir es im »Schüdderump«, dem Roman Raabes, der von all seinen Werken am stärksten den Stempel seines niederdeutschen Wesens trägt. Denn der »Schüdderump« — das wird viel zu wenig beachtet — ist auch ein politisches Kampfbuch. Geschrieben zwischen 1866 und 1870, tritt es durch seine scharfe Gegenüberstellung von Nord und Süd wuchtig ein für die Berechtigung der Lösung der deutschen Frage im preußischen Sinne.

In dem Buche hat Raabe für die Erkenntnis und Wirkung des österreichischen Wesens keinen andern Gewährsmann als den schwerfälligen Hennig von Lauen, der sich so leicht von der schillernden Buhlerin Wien mit ihrem leichtfertigen Lachen einfangen läßt. Aber doch müssen wir noch einmal einen Augenblick auf ihn hören. Er schreibt an den Ritter von Glaubigern, daß es

ihm immer sonderbar vorgekommen sei, wie man einst habe denken können, von Goslar aus Rom und den Erdball zu regieren. Ebenso klar sei es ihm aber jetzt, daß man die norddeutsche Heimat nicht von Wien aus regieren könne. Das verbiete schon das Sprachendurcheinander im österreichischen Heer.

Da haben wir die politische Erkenntnis, die die österreichische Kaiserstadt dem norddeutschen Kleinstädter im Jahre 1859 vermittelte, und die dieser in den Jahren des Kampfes, als ihn in Stuttgart der Stammeshader umbrandete, unverrückbar festgehalten hat. Aber nicht nur das absonderliche Völkergemisch, das die Straßen Wiens erfüllte, gab ihm bestimmende Eindrücke. Stärker wirkte auf ihn noch der offensichtliche Mangel an jeglichem Lebensernst in der Bevölkerung. Dieser vor allem mußte ihm das Österreichertum trotz seiner bestechenden Liebenswürdigkeit als durchaus ungeeignet für die großen Aufgaben der deutschen Einigung erscheinen lassen.

»Man nahm alles so leicht in Ahaliba (Wien). Man war so gern bereit, jeden und jedes von der bequemsten Seite zu nehmen. Da gab es keine unnötigen Haarspaltereien zwischen dem, was geschah, und dem, was eigentlich hätte geschehen oder nicht geschehen sollen« ...

»Und jedermann hatte so viel erlebt und gesehen und kannte die Welt so gut. Und niemandem konnte man es übelnehmen, wenn er es sich in dieser drolligen Welt so bequem als möglich machte.«

Wir verzichten darauf, die Zitate zu mehren. Das ganze dritte Buch des »Schüdderump« spielt ja in Wien, und die darin gezeichnete Lebensstimmung ist bis ins einzelnste Raabes Erlebnis.

Nur auf eins müssen wir noch hinweisen. Auch »der eigentliche Held und Triumphator« in der Geschichte vom »Schüdderump«, Dietrich Häußler, der ehemalige Zuchthäusler und geadelte Kriegsgewinnler, ist zweifellos im Jahre 1859 in Wien geboren. Wir haben die Kulturblüte des Kriegsgewinnlertums im hellen Lichte unsrer Gegenwart sich entfalten sehen. Der Vorwurf der Unwirklichkeit und Unmöglichkeit, der gegen Häußlers Gestalt und Entwicklung früher hier und dort erhoben wurde, ist durch diese Erkenntnis für immer zum Verstummen gebracht worden. Daß Raabe zu seinem zweifellos echten Bilde nirgend anders als in Wien die Farben gefunden hat, liegt auf der Hand. Und ebenso ist der Geschäftsfreund Häußlers mit dem bezeichnenden Namen Graf Konexionsky ein Gewächs, das nur in der Atmosphäre Wiens aus ganz bestimmten typischen Verhältnissen, die sich dem Scharfblick des Dichters nicht verschlossen, erwachsen sein kann. Wir staunen über die hochentwickelte Fähigkeit des Siebenundzwanzigjährigen, durch die glänzende Oberfläche der Dinge in ihre Tiefen zu sehen.

Am 8. Juni brach Raabe von Wien auf. Auf dem Dampfer »Austria« fuhr er an Krems, Artstein, Mölk, Pöchlarn vorüber nach Linz. Der Tag war schön, und der Abend wurde herrlich. Die wundervolle Landschaft nahm den Dichter bis zu dem Augenblick gefangen, da die Dunkelheit hereinbrach. In der Nacht um 2 Uhr legte der Dampfer in Linz an. Drei Tage blieb er hier, von einem Freiherrn von Wangenheim zu allem Sehenswerten freundlichst geführt. Am zweiten Tage sieht er vom Pöstlinberge aus die Schneeberge im Sonnenschein vor sich liegen. Sie locken ihn weiter nach Süden. Am Nachmittag besucht ihn im Gasthof die Muse. »Reime« vermeldet das Tagebuch lakonisch. Am folgenden Tage heißt es wieder: »Reime. — Nachmittag Regen, Regen und Reime.« Zweifellos haben wir hier die Linzer Regenpoesie, die in den »Keltischen Knochen« Roderich von der Leine zum besten gibt. Auf Grund unsrer Kenntnis von Raabes Lyrik sträuben wir uns dagegen, in diesen Versen reine Stimmungspoesie zu sehen. Offenbar ist der leichte Ton Heines in ihnen absichtlich nachgeahmt. Nun vermeldet das Tagebuch am 30. Mai: »Am Nachmittag 2 Uhr 8 Minuten das Buch ‚Ida' und die Reise.« Raabe liebt es auch sonst, den Zeitpunkt der Konzeption zu einem Werke auf die Minute festzulegen. Wir greifen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß damals in dem Dichter der Plan aufgetaucht ist, seine Reise in Form eines humoristischen Romans, etwa nach dem Vorbild von Heines »Harzreise«, zu erzählen. Dazu hätte er dann die Linzer Regenverse geschrieben. Wie der Roman ausgesehen hätte, wenn er ausgeführt worden wäre, das können wir uns vorstellen, wenn wir uns die »Keltischen Knochen« vergegenwärtigen und sie uns als einen Ausschnitt aus jenem Roman denken.

Am 12. Juni, dem ersten Pfingsttag, hörte Raabe im Linzer Dom eine Predigt, die ihm ausgezeichnet gefiel. Am Nachmittag fuhr er dann das Trauntal hinauf zunächst nach Wels, dann nach Lambach, wo die hervortretenden Alpen und der Blick auf den See von Gmunden ihn entzückten. »Die Gegend ist so schön, man möchte sich eine Braut da herausholen.« An diesen Satz des Tagebuches erinnerte Raabe sich später, als er die Erzählung »Nach dem großen Kriege« schrieb. In Gmunden nimmt ihn dann die Herrlichkeit der Alpenwelt vollends gefangen. Jetzt läßt das Tagebuch sogar die Begeisterung durchfühlen. Zum ersten und wahrscheinlich einzigen Mal in seinem Leben unternimmt Raabe eine regelrechte Bergkraxelei mit Führer, wird dabei von einem Gewitter bis auf die Haut durchnäßt, was aber seiner Stimmung keinen Abbruch tut, freut sich an den Alpenblumen, den weidenden Gemsen, die er beobachtet, und an den Schneefeldern, die er durchquert. Froh notiert er das Urteil seines Führers, daß es »sakrisch schnell« gegangen sei. Von Gmunden geht es nach Ischl, wo

er den englischen Ingenieur H. E. Dingley kennenlernt, mit dem er dann den in den »Keltischen Knochen« verewigten Ausflug nach Hallstatt unternimmt. Auch der Engländer ist höchstwahrscheinlich darin verewigt, aber nur mit seiner äußeren Hülle. Die karierte Kleiderpracht Roderichs von der Leine mag hier ihren Ursprung haben. »In den ‚Keltischen Knochen' ist alles Anschauung, auch der Regen,« hat Raabe später einmal einem guten Freunde bekannt. Tatsächlich hat auch der Engländer ebenso wie Roderich seinen Reisegefährten allein zum Rudolfsturm und zu den berühmten Ausgrabungen aufsteigen lassen. Nicht Anschauung aber ist der bis zu Tätlichkeiten führende Gelehrtenstreit, der Knochenraub und der seinen wirklichen Namen schamhaft verhüllende lyrische Dichter. Für diese Motive ist Raabe Jean Pauls Erzählung »Katzenbergers Badereise« verpflichtet.

Von Hallstadt* geht es zurück nach Ischl, von da über St. Wolfgang nach Salzburg, dem fünf Tage gewidmet wurden. Ein Ausflug nach Berchtesgaden und dem Königssee wird von hier aus unternommen. Am 25. Juni heißt es Abschied nehmen von den Bergen, und mit der Fahrpost geht es über Traunstein am Chiemsee vorbei nach Rosenheim, wo — gottlob! — die Bahn erreicht wird, die ihn noch am Abend nach München bringt.

Die nächsten vier Tage sind nun wieder voll ausgefüllt. Auf rastlosen Streifzügen durch die Straßen, Kirchen und Sammlungen wird der Geist des Ortes einzufangen gesucht. Bei seinem Gang über die Theresienwiese zur Bavaria lernt er den Schauplatz kennen, auf dem er dann im »Christof Pechlin« eine seiner tollsten Possen spielen läßt. Von den vier Abenden gehören drei dem Theater (darunter Mozarts »Idomeneus, König von Kreta« — vgl. »Abu Telfan«, 13. Kapitel), der letzte dem Münchener Bräuhausleben. Hier läßt die Schrift des Tagebuches die hochgehende Stimmung erkennen. »Münchener Bierfolgen« heißt es am andern Tage kurz. Persönliche Beziehungen werden in München weder gesucht noch gefunden. Nur dem Dichter Herm. Lingg wird ein Besuch abgestattet. Am 30. Juni fährt Raabe über Ulm, wo er die Fahrt unterbricht, um den Dom zu besichtigen, nach Stuttgart. In prächtigster Abendbeleuchtung bietet sich ihm die Schwäbische Alb dar, bei Süssen winkt die Ruine Staufen herüber, bei Eßlingen der Hohenstaufen. Von Stuttgart aus hat er später diese schöne Gegend genauer in Augenschein genommen und dann in »Christof Pechlin« seine lustige Schilderung des schwäbischen Volkslebens dorthin verlegt.

Raabes Aufenthalt in Stuttgart wurde eingeleitet durch einen vollen Akkord der Freude, der dann durch sein ganzes Leben hindurch nachzittern sollte. Die Aufnahme, die ihm bei dem Romanschriftsteller Edmund Höfer und seiner Frau wurde, war so überaus herzlich, daß damit der Grund zu einer Lebensfreundschaft gelegt wurde. Zugleich begrüßte ihn dort sein Büchlein »Halb Mähr, halb mehr«, das inzwischen erschienen war. Die Skizze »Einer aus der Menge«, die es enthielt, hatte die Bekanntschaft mit dem Stuttgarter Kreise vermittelt. Denn sie war zuerst in den von Edmund Höfer und Friedrich Hackländer herausgegebenen »Hausblättern« gedruckt worden.

Und nun waren in der Tat die sechs Stuttgarter Tage, die folgten, ein verheißungsvoller Vorklang zu den schönen, nie vergessenen, so oft mit Wehmut wieder zurückgerufenen Jahren »unter den Reben und den Freunden und Freundinnen des Neckartales« von 1862 bis 1870. Vom ersten Tage an war Raabe der Mittelpunkt eines fröhlichen Kreises, der sich zumeist im Haghlschen Biergarten vereinte. Auch mit Professor Hauff, dem Bruder des Dichters, und Wolfgang Menzel wurde Bekanntschaft geschlossen. Von dem lebhaften geistigen Austausch, der diesen Tagen ihr besonderes Gepräge gab, läßt sogar das Tagebuch etwas ahnen. Niemals läßt Raabe sich so weit herab wie hier, Andeutungen von vernommenen Histörchen und Anekdoten zu vermerken. Der Freundeskreis hält es für seine Pflicht, ihn keine Stunde sich selbst zu überlassen. Bei all seinen Besichtigungen und Fahrten ist er in Begleitung eines der Freunde. Und dazwischen erschließt sich ihm eine Häuslichkeit nach der andern. So wundern wir uns nicht, wenn ihm der Abschied schwer wurde und der Gedanke keimte, hier einmal in der Neckarlandschaft, die ihn vielfach an die geliebte Jugendheimat gemahnen mochte, sein Schifflein zu verankern.

Am 7. Juli ist zunächst Heidelberg das Ziel, wo am Abend beim Gartenkonzert der Stimmungszauber des Schlosses genossen wird. Am nächsten Morgen folgt eine um so gründlichere Besichtigung von Stadt und Schloß. Zum Mittagessen ist er dann schon in Frankfurt, wo er vor allem den Römer, die Paulskirche, den Dom, die Zeil, die Hochstraße, die Judengasse, den Großen Hirschgraben und die Eschenheimer Gasse aufsucht, auch über die berühmte Mainbrücke nach Sachsenhausen hinüberschlendert. Diese kurzen Stunden haben ihm dann für seine Erzählung »Eulenpfingsten« die Grundlagen zu seiner Ortsschilderung gegeben, die von geborenen Frankfurtern als verblüffend echt angesprochen wurde.

* Von hier aus läßt Heinrich Spiero (Raabe, Darmstadt 1924, S. 49) den Dichter merkwürdige Irrfahrten unternehmen. Bevor er ihn nach München bringt, läßt er ihn »die deutsche Herrlichkeit des Bambergers Doms und die verblüffende Spannweite des Würzburger Barocks« genießen. Es sei festgestellt, daß er auf dieser Reise gar nicht nach Bamberg und Würzburg gekommen ist.

Tags darauf ist er in Mainz, wo ein Landsmann, der Opernsänger Böhlke, mit seiner Familie die Führung übernimmt. Der zum erstenmal gegrüßte Rhein versagt seinen Zauber nicht. »Am Ufer des Rheins. Mondschein und Herzensergießungen« sagt das Tagebuch. Ein Ausflug nach Wiesbaden wird von hier aus unternommen. Dann folgt eine Dampferfahrt nach Bingen in das gelobte Land des Rheinweins, der bei einer Ersteigung des Niederwalds seine Begeisterungskraft offenbart zu haben scheint. »Vivat Germania. Ein Deutscher, sed iuxta ein Pole. Wo man sie nicht findt, ist kein schönes Kind« heißt es hier. Die Deutung dieser Stimmungsmystik müssen wir schuldig bleiben. Am nächsten Tage führt ihn der Dampfer durch die Burgenherrlichkeit des Vaters Rhein nach Koblenz, wo ihn die Nachricht von dem Abschluß des Friedens von Villa Franca erreicht. Nach kurzem Aufenthalt geht es dann nach Bonn, dessen Sehenswürdigkeiten ein Tag gewidmet wird. Remagen und Rheineck werden von hier aus besucht.

Den Abschluß der Reise bildet Köln. Der Reisende ist durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Eindrücke hier sichtlich schon ermüdet. Nur dem Dom wird ein Besuch abgestattet. Am 18. Juli geht es dann ohne Unterbrechung von Köln heim nach Wolfenbüttel.

Die Stimmung, in der er nach einer Abwesenheit von 15 Wochen die Heimat wieder begrüßte, hat Raabe vielleicht auch wie so vieles andre, was er auf der Reise erlebt, im »Schüdderump« niedergelegt. Da sagt Hennig von Lauen, als er von seiner Wiener Reise heimkehrt: »Es ist mir merkwürdig zu Sinne. Ich kenne hier jeden Baum an der Straße, ich kenne dort jeden Berggipfel, ich bin diesen Weg wohl hundertmal gefahren, geritten und gelaufen, und nun scheint mir alles wie ausgewechselt. Es ist die ganze Welt eine andre geworden; ich habe mehr erlebt, als ich ausdenken kann. Ich bin auch ein andrer geworden.«

Aber der Raabe, der nachher sehr wohl alles aus- und zu Ende gedacht hatte, was er erlebt, fügte hinzu: »Darin irrte er sich. Seine Umgebung mochte ihm heute wohl in einer andern Gestalt und Färbung erscheinen, allein er selbst war noch ganz derselbe, der er vor Jahren gewesen war. Das Phänomen wiederholt sich häufig, wie viele Leute, die auch dann und wann meinten, sich vollständig geändert zu haben, aus ihrer eigenen Erfahrung bestätigen können.«

Es liegt wohl nahe, zu erraten, wen er mit den »vielen Leuten« in erster Linie meinte. Gewiß, der Mann, der das schrieb, der wußte damals schon genau, daß äußeres Geschehen und Erleben den Menschen nicht zu ändern vermag. Aber er wußte ebenso genau, daß die im Menschen schlummernden Möglichkeiten dieses Erleben zur Entfaltung nötig haben. Nicht als ein andrer war er zurückgekommen, aber unter den starken Nachwirkungen seiner Erfahrungen wurde er erst in rechter Weise er selbst. Die mannigfachen hoffnungsvollen Keime, die in seinem Wesen lagen, erwachten jetzt, dehnten sich und zersprengten die Enge. Raabe hat niemals versucht, natürlichem Wachstum künstlich nachzuhelfen. Er ließ auch seiner eignen Entwicklung gelassen die Zeit. Deshalb wundert es uns nicht, wenn er nach seiner Heimkehr sich zunächst mit Entwürfen beschäftigte, die mit seiner Reise nichts zu tun haben. Aber ein Zufall ist es darum doch nicht, daß er mit dem Werke, in dem er das wichtigste Erlebnis seiner Bildungsreise gestaltete, zugleich auch die Höhe seiner Meisterschaft erklomm. Das Genie stellt sich immer dann seine Aufgabe, wenn es seine Kräfte zu ihrer Erfüllung fähig weiß.

Neujahrsnacht im Bauerngarten

„Komm, mein Junge! Ich wandre so gern
Beim Neujahrsläuten in Nacht und Stern."

Großvater zog mich lind mit der harten
Hand zum verschneiten Bauerngarten,

Über den singende schütternde Wellen
Wogten aus Kirchen und Kapellen.

„Laß die andern ihr Bleiglück gießen:
Mein Garten weiß, wie die Geschicke fließen.

Wenn uns der Winter die Sonne raubt:
Schneeglöckchen heben doch ihr Haupt.

Pfingstrosen werden die Nacht überwinden,
Sich zu lodernden Fackeln finden.

Lilien werden ihr keusches Leben
Wieder verliebten Gärtnern geben.

Wo sich Treue zusammengefunden,
Wird sich Myrte zum Kränzlein runden.

Duftendes Kräutlein Rosmarin
Wird zu Täufling und Friedhof ziehn.

Blüten werden und Früchte fallen,
Neue Knospen werden sich ballen."

Lauschend ging ich an einer harten
Hand durch Großvaters Bauerngarten.

Max Bittrich

Sulamith und Maria

Franz Pforrs, des Meisters des Lukasbundes, letztes Werk

Von Präsident Dr. D. D. Paul Kaufmann

Der Höhepunkt vieler unvergeßlicher Stunden, in welchen sich mir die Wunder und Geheimnisse der durch eine zweifach klassische Kunst und Kultur geweihten Roma enthüllt haben, war ein Besuch der ewigen Stadt im Januar 1906. Der ehrende Auftrag, als Vertreter der Reichsverwaltung mit dem Gesandten Freiherrn von Rotenhan und dem Kunstforscher Ernst Steinmann dessen mit Reichsmitteln hergestelltes Prachtwerk über die Sixtinische Kapelle Papst Pius 10. zu überreichen, hatte mich damals nach Rom geführt. Der feierliche Empfang im alten, prunkvollen römischen Hofzeremoniell, die ehrwürdige Gestalt des väterlich gütigen Papstes und seine warme Anerkennung für die deutsche Wissenschaft hinterließen tiefste Eindrücke.

Zu den zahlreichen bemerkenswerten Persönlichkeiten aus dem päpstlichen Hofstaat, mit denen ich damals in Berührung kam, gehörte auch der Vorsteher der Vatikanischen Galerie, Professor Ludwig Seitz, ein eifriger Förderer des Sixtinawerkes.

Mit ihm, der deutsche Art in seinem Wesen treu bewahrt hatte, war ich in jenen Tagen viel beisammen. Als ich ihm in seinem Studio in der Via Babuino Lebewohl sagte, fragte er mich mit einiger Feierlichkeit, ob ich ein Andenken über die Alpen mitnehmen wolle. Dabei überreichte er mir ein Bild, auf dessen Rückseite er folgendes niedergeschrieben hatte: »Dieses kleine Gemälde habe ich oftmals im Hause Overbecks bewundert. Von seiner Erbin, Frau Assumpta Hoffmann, ist es mir geschenkt worden für meine Bemühungen um die Kartons der Sieben Sakramente, welche zum Besitze Leos 13. gekommen sind. Ich verehre es nun dem Herrn Geheimrat Kaufmann, damit dies interessante Kunstwerk in der deutschen Heimat würdig aufbewahrt werde. Ludwig Seitz.«

Was Seitz mir verehrte, war das in Deutschland bis dahin nur durch eine Bleistiftskizze in der Berliner Nationalgalerie bekannte letzte und vielleicht reifste Werk des Malers Franz Pforr, mit dem schönste Erinnerungen an die Frühlingstage der neuen Kunstbewegung in Rom zu Beginn des 19. Jahrhunderts und an die Lukasbündler in St. Isidoro verknüpft sind.

Was erzählt das auf Holz gemalte, 34 cm im Quadrat messende Bild?

Im Juni 1810 betraten vier junge Maler durch die Porta del Popolo die ausgeplünderte, verarmte ewige Stadt. Es waren Johann Friedrich Overbeck aus Lübeck, der Frankfurter Franz Pforr, die Schweizer Konrad Hottinger und Georg Ludwig Vogel. Nicht mehr hatte sie, wie zahllose Genossen vor ihnen, das klassische Rom mit seinen antiken Denkmälern angezogen. An dem Brunnen der Kunst des christlichen Rom hofften sie die akademisch verknöcherte deutsche Malerei zu verjüngen. Schon an der Wiener Akademie waren die vier Künstler ihre eignen Wege gegangen, gründeten einen Lukasbund, »um die Kunst von der jetzigen Ausartung wieder auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen«, und hatten schließlich als unbotmäßige Akademiker Wien verlassen müssen. Zu Rom führten die Freunde in der sonnigen Abgeschiedenheit der Villa Malta, später in dem benachbarten, von den irischen Mönchen verlassenen Kloster St. Isidoro ein der Kunst geweihtes, andachtsvoll stilles, fast übertrieben asketisches Leben. Spöttisch hieß man sie »Klosterbrüder«, bis ihnen von den römischen Klassizisten für alle Zeit die Bezeichnung »Nazarener« aufgedrückt wurde.

Die Bestrebungen der Klosterbrüder gingen auf einen neuen und ganzen Menschen. Das Elend der napoleonischen Gewaltherrschaft drängte auf geistige und seelische Wiedergeburt. Auch in der innerlich zusammengebrochenen, charakterlos gewordenen Kunst ging das Suchen nach Vertiefung und Gesundung. Pforr und seine Freunde träumten von einer Welt, in der Ideal und Wirklichkeit, Fühlen und Denken sich vereinigten, in deren Mittelpunkt, in eins zerfließend, Kunst und Religion standen. Das christliche Mittelalter war das von ihnen ersehnte Ideal. Von seiner Erneuerung hofften sie mit Novalis den Anbruch der »großen Versöhnungszeit der Menschheit, der neuen, goldenen Zeit mit dunklen, unendlichen Augen«.

Die hoffnungsvollste Begabung unter den Klosterbrüdern war Franz Pforr, der 1788 in Frankfurt a. M. als Sohn des Pferdemalers Johann Georg Pforr und einer Schwester des Kasseler Galerieinspektors Johann Heinrich Tischbein das Licht der Welt erblickt hatte. Er würde vielleicht, hätte nicht der Tod seinem verheißungsvollen Aufstieg ein vorzeitiges Ende gesetzt, dem Wege der Klosterbrüder eine andre grundlegende Richtung gegeben und die Freunde vor der Erstarrung in einem deutschen Künstlern blutfremden Formengeist bewahrt haben. Die Götter holen aber, so sagt ein altes Wort, ihre Lieblinge gern früh heim. Schon im Juni 1812 haben die Klosterbrüder den einem langwierigen Lungenleiden erlegenen »Meister des Lukasbundes« in einer Vigna zu Albano trauernd bestattet.

Overbeck, der Pforr innig geliebt hat, pries ihn stets als den eigentlichen Begründer der wiedererwachten christlichen Kunst. Cornelius hat bewundernd von Pforr gesprochen, dessen Erbe er in gewissem Sinne geworden war, ihm verwandt in starker, dramatischer Empfindung und Gestaltungskraft, aber in technischer Hinsicht unterlegen. Pforr bleibt der Ruhm, der erste Maler des 19. Jahrhunderts gewesen zu sein, der in neuer künstlerischer Form die altdeutsche Geschichte auf-

erstehen ließ. Mehrere treffliche Arbeiten dieser Art von seiner Hand werden im Städelschen Historischen Museum zu Frankfurt a. M. aufbewahrt.

In dem Lebensbilde, das Margaret Howitt von Overbeck entworfen hat, lesen wir, daß Pforr und Overbeck bei ihren abendlichen Kunstgesprächen in St. Isidoro, in deren Verlauf Pforr den älteren deutschen, Overbeck den italienischen Meistern des Quattrocento das Wort redete, beschlossen, »es sollte jeder für den andern ein Bild malen, in welchem die wesentliche Schönheit und der Charakter der jedem eigentümlichen Kunstweise zur Erscheinung kommen müßten; dieselben könnten ganz wohl durch zwei Frauengestalten, als Repräsentanten der beiden von ihnen gewählten Arten der Malerei, dargestellt werden«. Pforr griff diesen Gedanken lebhaft auf und verfaßte zunächst eine kleine romantische Erzählung, in der er die Schicksale eines Zwillingpaares behandelte, der aus dem Hohenlied und aus Oden Klopstocks bekannten reichgeschmückten, glanzumwobenen Sulamith und der schlichten, holden Maria. Beide sind Bräute der Malergesellen Johannes und Albrecht Mainstädter, hinter welchen sich Overbeck und Pforr verbergen. Die Handschrift dieser Erzählung, ein vergilbtes Heftchen mit den zierlichen Schriftzügen Pforrs, habe ich bei Seitz ehrfürchtig betrachtet.

Bald begann Pforr auch mit Entwürfen zu seinem Bilde von Sulamith und Maria. Wie ernst und gründlich er die Sache anfaßte, beweist ein uns erhaltener Brief an Overbeck, in dem er das geplante Bild an der Hand einer Skizze genau erläutert und bis in jede kleinste Einzelheit Zeichnung und Farbe beschreibt. Die Vollendung des Bildes hat die ganze letzte Lebenszeit Pforrs ausgefüllt, für sie raffte er in gesunden Stunden zwischen den sich immer steigernden Krankheitsanfällen noch einmal alle seine Kräfte zusammen.

Aus dem Nachlasse Pforrs erhielt Overbeck das Bild und hat es über ein halbes Jahrhundert als wertvolle Erinnerung an den unvergeßlichen Freund treu behütet. Selbst auf seinen sommerlichen Erholungsreisen begleitete ihn das Bild. Und noch auf seinem Todesbette hat es ihn beschäftigt. Mit sterbender Hand zeichnete er den Hochzeitszug Pforrs und seiner Maria und war verwundert, daß seine Pflegerin das freudig erklingende Hochzeitsgeläut nicht vernahm. Erst lange nach dem Tode des Freundes hat Overbeck zu dessen Bild das Gegenstück gemalt. Auf ihm sind aber aus Sulamith und Maria Italia und Germania geworden. Durch Vermittlung von Cornelius ist dies Bild an König Ludwig 1. von Bayern gekommen, der es der Neuen Münchner Pinakothek überwiesen hat.

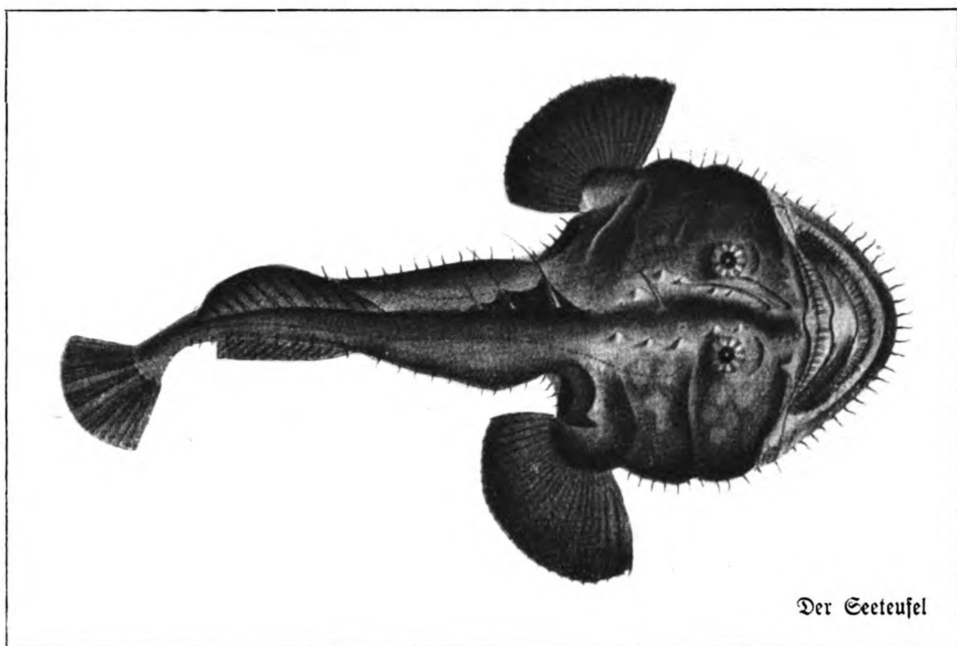
Angesichts der diesem Hefte eingefügten farbigen Wiedergabe der Pforrschen Schöpfung kann ihre Beschreibung kurz gefaßt werden.

Auf der linken Seite des bogenförmig abgeschlossenen Bildes sitzt Sulamith, das Sinnbild formschöner italienischer Kunst, auf einer Porphyrbank. Sie hat ein Kind auf dem Arme. Weiter zurück steht Overbeck in dem Mantel Pforrs, dessen sich die Freunde in St. Isidoro für ihre Gewandstudien bedienten. Im Hintergrund eine lachende Landschaft mit einem See und einer hochragenden Burg. Rocca di Papa und der Nemisee haben dem Künstler vorgeschwebt. Die rechte Seite zeigt als Sinnbild schlichter, innig empfindender deutscher Kunst ein zartes deutsches Jungfräulein in traulicher Stube, durch deren Butzenscheiben, wie auf Albrecht Dürers Hieronymus im Gehäus, das Licht spielt. Das Urbild der Maria, die auch Overbeck in seinem Bilde Pforrs an der Fensterbrüstung in der Berliner Nationalgalerie verewigt hat, soll den Freunden einst in Deutschland begegnet sein. In gewolltem Gegensatz zu dem goldigen der linken gab Pforr der rechten Bildhälfte einen kälteren, silbernen Ton. Man weiß, daß die Klosterbrüder bewußt die Farbe ihres Eigenwertes entkleideten und ihr gern symbolische Bedeutung gaben. Wie vieles Pforr in das Bild hineingeheimnißte, zeigen auch der Blütenstrauß und die Taube über Sulamith, der schlichte grüne Kranz und die Schwalbe über Maria. In den Zwickel des beide Tafeln umrahmenden Spitzbogens setzte er mit Beziehung auf Overbecks ersten Taufnamen den Evangelisten Johannes mit einem Adler.

Einheit und Geschlossenheit im Aufbau wirken in dem kleinen Kunstwerk ebenso überzeugend wie die trefflich abgewogene Farbengebung. Klar stehen die Farbflächen gegeneinander, ohne hart zu werden. Blau, Rot, Weiß und Grün herrschen vor, im Vordergrunde kräftig, im Hintergrunde abgestuft. Mit feinster Farbenempfindung sind die Lünetten und der Rahmen dem Bilde eingefügt. Von besonderer Bedeutung ist es, worauf auch Lehr in seinem Pforrwerk (Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars in Marburg a. d. L., 1924) nachdrücklich hinweist, daß das Bild ohne jegliches Wissen von dem Inhalt auf den Beschauer wirkt. Um es zu genießen, brauchen die in ihm verborgenen reichen allegorischen Beziehungen überhaupt nicht herangezogen zu werden.

Ein wertvoller Besitz verpflichtet. Die Bitte von Seitz, das Pforrsche Werk »in der deutschen Heimat würdig aufzubewahren«, habe ich auch dahin verstanden, die Kenntnis des erinnerungsreichen Bildes weitesten Kreisen im Vaterlande zu vermitteln. Daher habe ich es schon 1906 in der unvergeßlichen Berliner Jahrhundertausstellung gezeigt und hoffe auch durch diese Veröffentlichung das Andenken an Franz Pforr, den Meister des Lukasbundes, und an seine köstliche letzte Schöpfung in Deutschland zu beleben.




Der Seeteufel

Aus der Wunderwelt der Fische

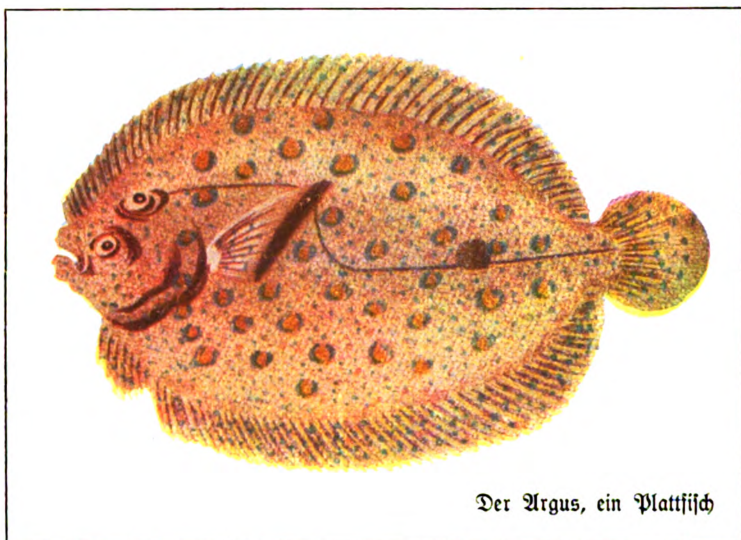
Von Dr. Emil Carthaus

Mit zehn Abbildungen nach farbigen Kupferstichen

Tiefe Wahrheit enthalten die alten lateinischen Worte, welche man in goldenen Lettern am Hauptportal des weltberühmten Zoologischen Gartens von Amsterdam prangen sieht: »Artis natura magistra«, das heißt: die Natur ist die Lehrmeisterin der Kunst. Versteht doch die seit Äonen unablässig Neues und neue Formen hervorbringende große Meisterin, ihre Zwecke vielfach in einer so erstaunlich genialen Weise zu erreichen, daß dadurch menschlichem Scharfsinn bei technischen Bestrebungen oft in ungeahnter Weise der Weg gewiesen wurde. Unter vielem andern möchte ich hier nur den anatomischen Bau und die Bewegungsart der Fische hervorheben, die der Schiffbaukunst älterer wie neuerer Zeit gar nicht hoch genug zu schätzende Winke gegeben hat, Winke, in denen sich teilweise eine so weitgehende Genialität offenbart, daß es dem Menschengeist viele Mühe gemacht hat, sie richtig verstehen zu lernen. Wie langer Zeit hat es doch bedurft, bis die Naturforschung sich ein rechtes Bild davon zu machen gelernt hat, wie es dem Fisch möglich wird, mit so wunderbarer Schnelligkeit und Sicherheit das schwere Medium des Wassers zu durchschneiden! Liest man doch in noch gar nicht so alten zoologischen Lehrbüchern, daß die Fische sich hauptsächlich mit Hilfe ihrer Flossen durch das feuchte Element dahinbewegten, wie das ja auch heute noch die allgemeine Volksmeinung ist. Wundern muß man sich bei dieser üblichen Überschätzung der Bewegungskraft des bei manchen Fischarten, wie den Aalen, nur sehr schwach ausgebildeten Flossenmechanismus darüber, daß sich die vergleichenden Anatomen nicht mehr, als es der Fall war, fragten, wozu denn eigentlich die den Seiten des Rumpfes entlang laufende, ungewöhnlich kräftig entwickelte Muskulatur dieser Wassertiere, die wir kurzweg als deren Fleisch bezeichnen, diene.

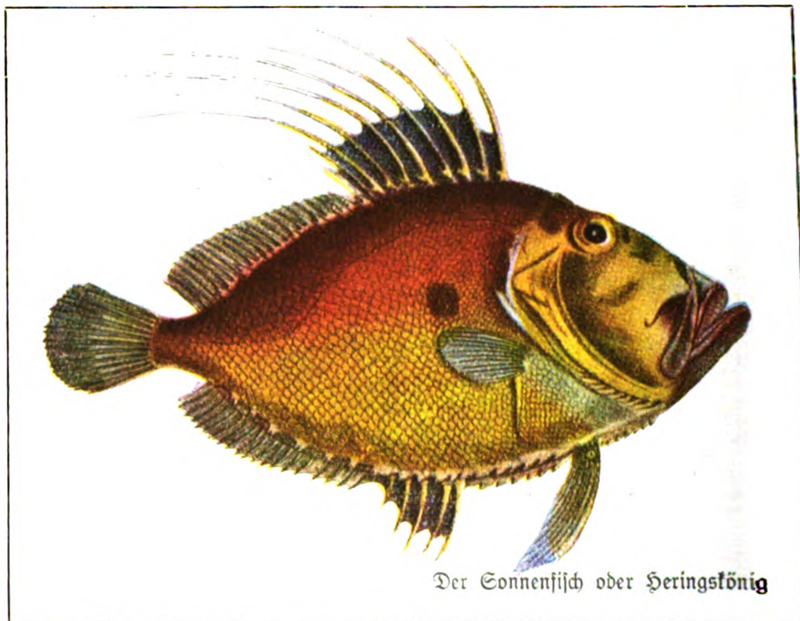
Abgesehen von einigen eigenartig organisierten Formen ist sozusagen die ganze Muskulatur des Fisches, namentlich aber die des sich beim schnellen Schwimmen kräftig schlängelnden Hinterleibes, zur Fortbewegung des Tieres geschaffen. Hierbei funktioniert die senkrecht stehende Schwanzflosse mit ihren wuchtigen Schlägen recht eigentlich als Propeller, während die paarigen Brust- und Bauchflossen sowie die Rücken- und Afterflossen vornehmlich als Höhen- und Seitensteuer und als Balancierer dienen. Mit welcher staunenerregenden Feinheit und Präzision dabei der ganze verwickelte Fortbewegungs- und Steuerapparat zusammenarbeitet, ist erst in neuerer Zeit erkannt worden. Namentlich Houssay hat vor etwa fünfzehn Jahren durch genaue mechanische Studien an Modellen, die nach verschiedenen Fischtypen gebaut waren, festgestellt, wie wunderbar zweckdienlich, ja geradezu raffiniert die Einstellung und Bewegung des Fischrumpfes und seiner Flossenanhänge ist.

Im großen und ganzen muß zur Überwindung des Wasserwiderstandes bei der Fortbewegung für


Der Argus, ein Plattfisch

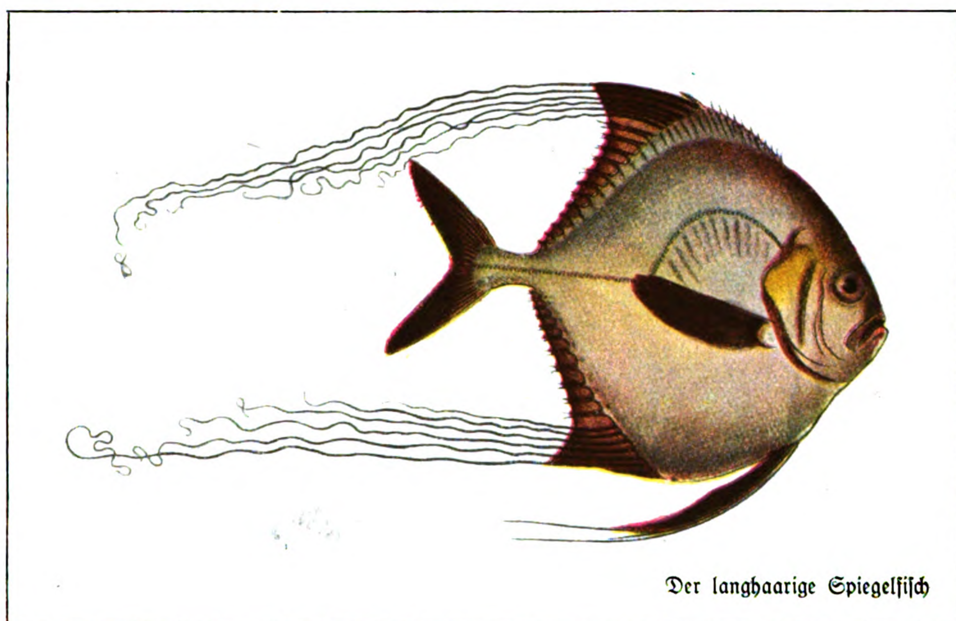
die Fische die nach vorn und hinten verengte oder zugespitzte Körperform die geeignetste sein. Deshalb finden wir sie auch bei ihnen als Normalform vorherrschend und von der menschlichen Technik im Kiel der Schiffe und Luftschiffe sowie im Torpedo gewissermaßen nachgeahmt. Meist erscheint dabei auch der Fischkörper seiner ganzen Länge nach seitlich zusammengedrückt, nach oben und unten keilförmig auslaufend. Von besonderer Wichtigkeit für den Steuermechanismus der meisten dieser Wassertiere sind außer der Schwanzflosse auch die ein- oder mehrteilige Rücken- und Afterflosse. Deren Haut ist bei den Stachelflossern durch knöcherne, ungegliederte, bei den Weichflossern durch knorpelige, gegliederte Flossenstrahlen gestützt und gesteift. Und da diese auf den Flossenhaltern beweglich eingelenkt sind, können die Flossen zusammengefaltet und wieder gespreizt werden — ein nicht unwichtiges Moment.

Trotz diesen allgemeinen organischen Übereinstimmungen zeigt die Bewegungsart der verschiedenen Fische sehr weitgehende Abweichungen. Man wende sein Augenmerk nur auf die Familie der Rochen! Diese im Schlamm und Sand des flacheren Meeresgrundes auf Beute lauernden Raubfische wechseln nur gelegentlich ihren Standort und bewegen dabei ihren in auffallender Weise von oben nach unten abgeplatteten Körper durch wellenförmige Schwingungen, kräftig unterstützt durch gleiche Bewegungen der breiten und großen randständigen Brustflossen. Besonders merkwürdig ist das Abweichen von der typischen Fischform und Schwimmweise bei den Seitenschwimmern oder Plattfischen, die in unsern nordeuropäischen Meeren vor allem durch die bekannten Schollen- und Buttarten vertreten sind. Ihr Körper zeigt — als höchst seltsame Ausnahme im Reiche der Wirbeltiere — einen durchaus unsymmetrischen Bau. Die rechte Seite ist nämlich mehr gewölbt als die linke und trägt infolge einer gänzlichen Verdrehung des Kopfes die beiden Augen, während die linke augenlose Seite des stark abgeplatteten Körpers völlig flach und immer weiß erscheint. Dies hat


Der Sonnenfisch oder Heringskönig

seinen Grund darin, daß sich diese Fische mit der linken Seite innig dem Meeresboden anschmiegen und so den größten Teil ihres Lebens auf Beute lauernd liegenbleiben. Farben auf dieser Körperseite würden deshalb um so weniger zur Geltung kommen, als diese schwerfälligen Raubfische mit nach oben gekehrter Augenseite schwimmen und den Körper und die Flossen dabei, wie die Rochen, in wellenförmige Schwingungen versetzen. Die rechte Seite der Plattfische erscheint dagegen stets gefärbt, oft gefleckt und bei einzelnen Arten sehr hübsch gezeichnet (Abbild. S. 554). Genau betrachtet, stellen die Plattfische, vor allem die Flundern, geradezu lachenerregende Kreaturen dar, wozu auch ihr wunderlich schief gestellter Mund men lassen, wie die Seehasen und Schildfische oder Schiffshalter.

Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen in dem großen Reiche der Fische entsteht auch durch das außerordentlich wechselnde Verhältnis der drei Hauptkörperteile Kopf, Rumpf und Schwanz zueinander. Da gibt es Fische, die, wie der im Golf von Guinea (Westafrika) aus 3500 Meter Meerestiefe zutage geförderte Megalopharynx longicaudatus, eine Aalart, einen so gewaltigen Kopf und Rachen besitzen, daß dagegen der ganze übrige Körper lächerlich klein erscheint. Ähnliches sehen wir bei dem Seeteufel (Lophius piscatorius; Abbild. S. 553), aus der Sippe der Anglerfische. Der Kopf einiger Tiefseefische, wie

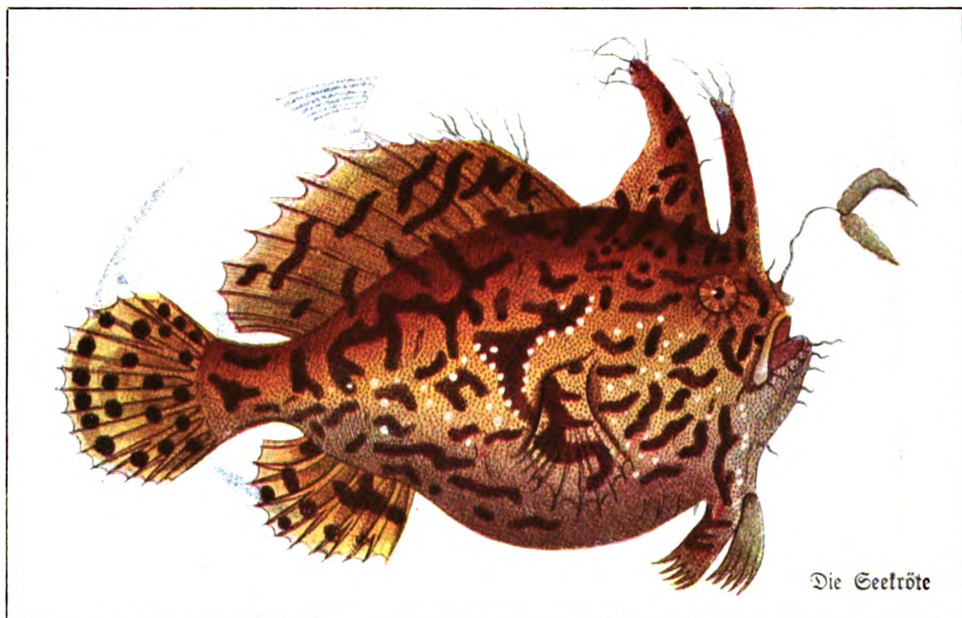

Der langhaarige Spiegelfisch

sowie die Ungleichheit der beiden Augen beiträgt. Eine alte Volkssage sucht diese Mißbildungen auf ergötzliche Weise zu erklären. Ursprünglich hatte die Flunder ein ganz gerades Gesicht, als aber einmal der Hering an ihr vorüberschwamm, fragte sie ihn höhnisch: »Ist denn der Hering auch ein Fisch?« Sie verzog dabei sogar das Maul gegen ihn. Da ist ihr für ihren Übermut das Gesicht so schief stehengeblieben.

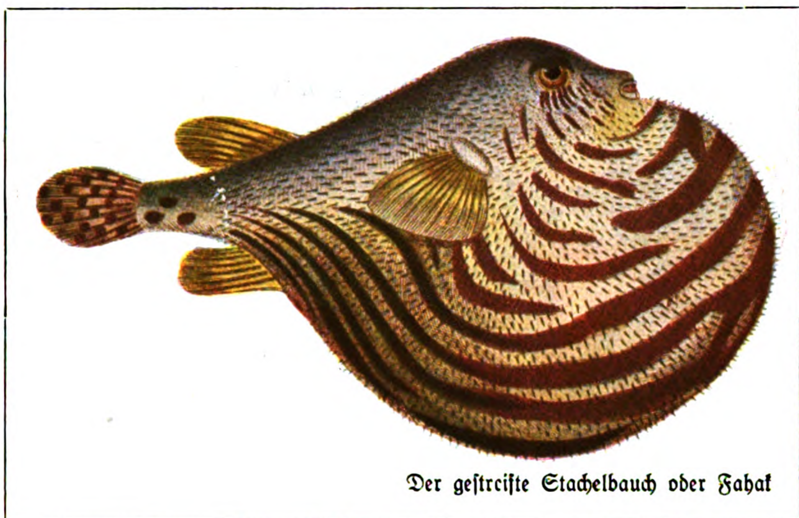
Fische von höchst eigenartiger Form und Bewegungsart haben wir in den durch ihre Gestalt an Wasserschlangen erinnernden Aalarten und besonders in den bekannten zierlichen Seepferdchen vor uns. Weitere ungewöhnliche Formen zeigen die verschiedenen Fischarten, die sich auf ihren Wegen durch das flüssige Element von andern Tieren des Meeres oder irgendwelchen in diesem umhertreibenden Gegenständen, ja selbst von schnellfahrenden Schiffen sozusagen ins Schlepptau neh- der von der Gattung Labichtys, zeigt eine derartig monströse Entfaltung der nach vorn gerichteten Fühler, daß sie das Zehn- bis Zwanzigfache der ganzen Körperlänge ausmachen. Ganz im Gegensatz hierzu treten die Ausmaße des Kopfes und auch des Schwanzes bei manchen Aal- und Neunaugenarten sehr zurück, während wieder bei andern Fischspezies der After dicht hinter der Kiemenhöhle liegt und der Schwanz wohl neun Zehntel der ganzen Körperlänge ausmacht. Nimmt man dazu, daß die Form des Fischkörpers, wenn auch nicht im allgemeinen, so doch bei einer ganzen Anzahl von Arten, im Verhältnis der Länge zur Breite in erstaunlich weiten Grenzen schwankt, und daß sich auch im Bau, der Stellung sowie im Umfang der Flossen bei verschiedenen Fischarten außerordentlich weitgehende Abweichungen zeigen, so wird man zugeben müssen, daß auch im Reiche dieser Wassertiere eine Mannigfaltigkeit

der Formen herrscht, die der andrer Wirbeltierklassen keineswegs nachsteht.

Daß auch in der wasserbewohnenden Tierwelt vielfach eine Pracht und Anmut der Farben hervortritt, die schier an das Unglaubliche grenzt, wird jeder zugestehen müssen, der einmal vom Spiegel der tropischen Flachsee die Tierwelt eines Korallenriffes betrachtet hat. Bei den Fischen gesellt sich zu diesem oft so entzückenden Farbenspiel der nur ihnen eigne Metallglanz, der alle Abtönungen vom Silber bis zum lautersten Golde, ja zu reinstem Kupferglanz zur Erscheinung bringt. Es handelt sich hierbei keineswegs allein um Prunkfarben, wie man leicht zu glauben verleitet sein könnte, sondern bei den meisten Fischen um Schutzmittel gegen gefräßige Raubtiere. So ist es eine auffallende Tatsache, daß viele Fische, die im übrigen nichts weniger als prächtig gezeichnet oder gefärbt sind, wie die Heringe und Sprotten, an einem großen Teil ihres Körpers, vor allem auf der Bauchseite, in Silberglanz gehüllt erscheinen. Dieser Silberglanz stellt sich nun bei näherer Betrachtung vom optischen Standpunkt aus als ein geradezu raffiniertes und außerordentlich wirksames Schutzmittel gegen verfolgende Feinde, und zwar dadurch heraus, daß die Unterseite des Fisches in ihrer Silberfarbe alle nur einigermaßen schrägen Lichtstrahlen bei einem Blick von unten genau so spiegelt wie die Wasserfläche. Auf diese Weise wird der Fisch für jeden von unten nahenden Räuber nur dann sichtbar, wenn ihn sein Weg zufällig senkrecht oder fast senkrecht unter jenen geraten läßt. Von unten gesehen erscheint der durch seinen Farbenglanz geschützte Fisch aber nicht etwa silberglänzend, wie man vielleicht glauben könnte, sondern nimmt ebenso wie die Wasserfläche durch Spiegelung genau den Farbenton seiner nächsten Umgebung an.


Die Seekröte

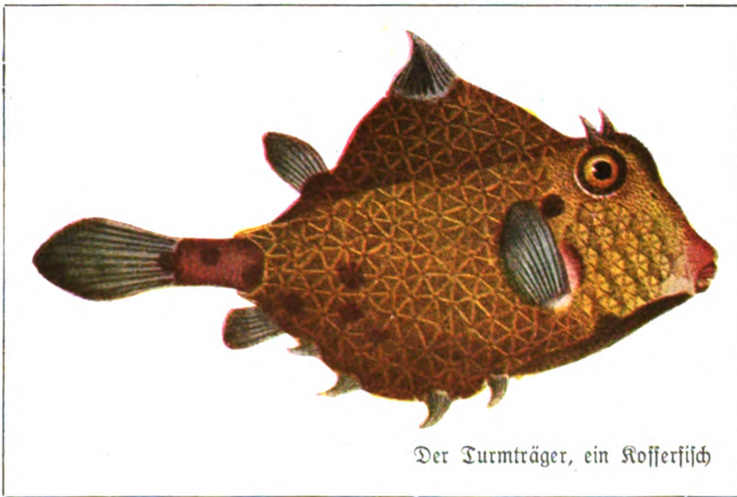
Im großen und ganzen scheint das Farbenkleid der Fische sehr empfindlich und veränderlich zu sein; es bleicht sehr bald außerhalb des Wassers, und einige Fischarten, wie die Schollen, vermögen sogar ihre Körperfarbe binnen einigen Stunden nicht unerheblich zu verändern. Andre Fischarten wechseln ihre Farbe in ihren verschiedenen Lebensaltern. Sehr großen Einfluß hierauf hat besonders das Liebesleben bei manchen Sippen und Arten, was so weit führen kann, daß sie, wie verschiedene Vogelarten, um die Laichzeit ein geradezu prächtiges, buntfarbiges Hochzeitskleid anlegen, um dadurch die Weibchen anzulocken und sich gefügig zu machen, wie man früher allgemein annahm. Die hiergegen laut gewordenen wissenschaftlichen Bedenken gründen sich darauf, daß man über den Farbensinn der Fische noch sehr wenig weiß und ebenso über die Farbenwirkung im Medium des Wassers in physiologischer Hinsicht. Diesen Zweifeln gegenüber möchte ich auf das glänzende Kolorit mancher andern Meeresbewohner hinweisen sowie auf den Umstand, daß in den lichtvollen Regionen der Tropen die Fische besonders glänzende Farben und prächtige Zeichnungen aufzuweisen haben. Das würde wohl noch in weit höherem Maße der Fall sein, wenn nicht leuchtende Farben in sonnigen Gebieten die Fische viel mehr der Verfolgung durch gefräßige Räuber aussetzten als mattere, weniger hervortretende. Hierauf scheint mir besonders die entzückende


Der gestreifte Stachelbauch oder Fahak

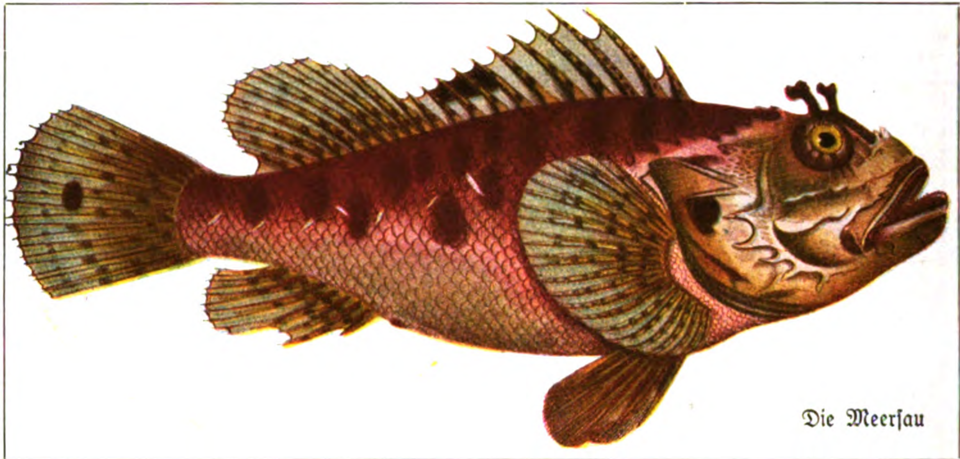
Farbenfülle und geradezu berückende Schönheit der Fischwelt in den tropischen Korallenriffen hinzudeuten, deren meist kleinere Individuen hier so ausgezeichnete Schlupfwinkel finden, daß sie kaum noch Verfolgung zu fürchten haben. Sie zeigen sich denn auch wenig scheu und prangen in einer Farbenschönheit, die ihnen den Namen »Korallenschmetterlinge« eingetragen hat.

Jedenfalls tritt die Fischwelt mit einem Reichtum an Formen — bisweilen ausartend bis zum Bizarren — und mit einer Mannigfaltigkeit in Farbe und Zeichnung der zu ihr gehörenden Arten und Sippen hervor, wie wir sie größer kaum bei einer andern Klasse der Wirbeltiere finden. Auf der einen Seite umfaßt das Reich der Fische Individuen von so eigenartiger Schönheit und Abtönung der Farben, daß es selbst dem genialsten Maler schwerfällt, sie im Bilde naturgetreu wiederzugeben, auf der andern Seite aber Individuen von solchem monströsen Aussehen, als sei in ihnen die Phantasie eines Teniers oder Höllen-Breughel zur Wirklichkeit geworden.

Mit seltsamen Meerestieren, zum Teil ausgezeichnet durch ihr glänzendes, buntes Kolorit, zum Teil durch ihre wirklich überraschende Gestalt, tritt die Familie der Petersfische hervor, nach einer schon sehr alten Sage so genannt in Verbindung mit dem Apostel Petrus. Einer ihrer merkwürdigsten Vertreter ist der Heringskönig (Zeus faber; Abbild. S. 554), wegen der Goldfarbe seines Rumpfes von den Fischern am Mittelmeer auch Sonnenfisch genannt. Bezeichnend für ihn ist ein tiefschwarzer, runder Fleck auf beiden Körperseiten an den Stellen, die der große Apostel an einem seiner Urahnen berührt haben soll. In voller Schönheit sieht man diesen Fisch nur unter dem sonnigen Himmel des Mittelmeeres, während seine prächtige Goldfarbe unter den höheren geographischen Breiten des Atlantischen Ozeans mehr in ein graues Gelb übergeht. Heringskönig hat man ihn hier genannt, weil er sich von der hohen See, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, zuweilen mit den wandernden Pilchards, einer Heringsart, der Küste nähert und dabei hin und wieder trotz seiner großen Schlauheit in das Netz der Fischer gerät. Der Heringskönig wird bis zwanzig Kilogramm schwer und liefert, namentlich im Mittelmeer, ein sehr wohlschmeckendes Fleisch, das schon die alten Römer wohl zu schätzen wußten.


Der Turmträger, ein Kofferfisch

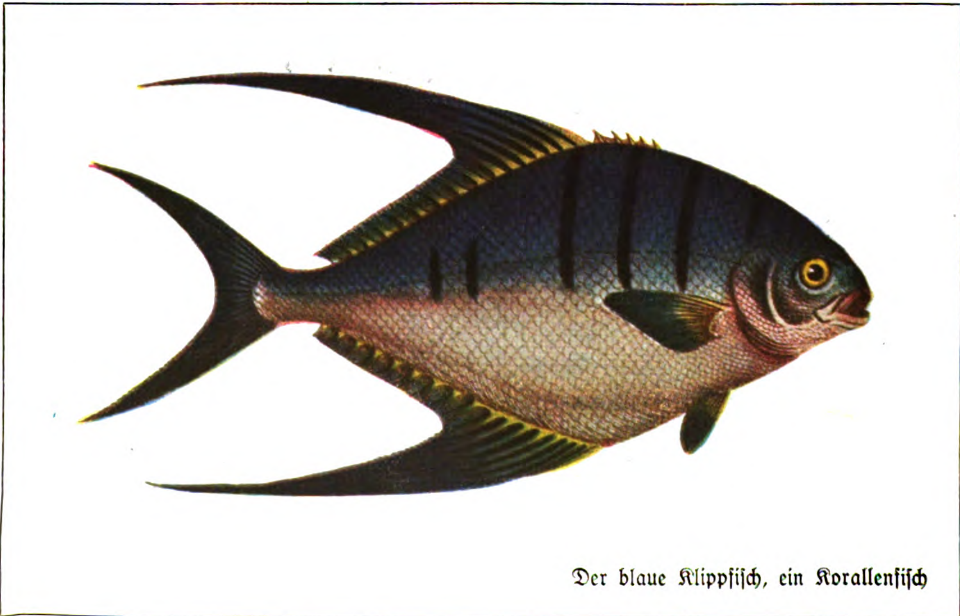
Ein Fisch von geradezu abenteuerlicher Gestalt ist der ostindische Vetter des Heringskönigs, der langhaarige Spiegelfisch (Zeus ciliaris; Abbild. S. 555). Das


Die Meersau

Merkwürdigste an ihm sind die sechs wunderlich verlängerten haarförmigen Strahlen in der Rücken- und in der Afterflosse, auch fällt der schuppenlose, silberglänzende Rumpf durch seine ungewöhnliche Breite auf.

Ein durch sein ganzes Äußere, namentlich durch sein erschreckend großes Maul außerordentlich abstoßendes Fischmonstrum ist der zu der Familie der Anglerfische gehörende Seeteufel (Lophius piscatorius), der eine Länge von zwei Meter erreichen kann und sowohl im Mittelmeer als im nördlichen und südlichen Atlantischen Ozean gefunden wird. Er ist ein unglaublich gefräßiger, an alles beißender Raubfisch, der noch im Netz seinen Mitgefangenen nach dem Leben trachtet — ein echter Teufel zur See. Er übt seinen Raub in derselben Weise aus wie die schon besprochenen Plattfische, mit denen er auch die Weißfärbung seiner plattgedrückt erscheinenden Unterseite gemein hat, doch geht er dabei insofern noch diabolischer zu Werke, als er, fast gänzlich im Schlamm und Sand verborgen, hungrige Meerestiere an sich heranzulocken sucht. Er bekennt, wie seine höllischen Namensvettern, auch nicht immer Farbe, sondern wechselt sie gelegentlich, um sich möglichst unsichtbar zu machen.

Schön wird gewiß auch niemand des Seeteufels Base, die Seekröte (Lophius histrio; Abbild. S. 556), finden, einen Raubfisch von 20 bis 30 Zentimeter Länge, den man sowohl an der Küste von Brasilien als an der von China versteckt im Seegrase oder hinter Steinen gefunden hat. Sehr merkwürdig sind an ihm, außer der


Der blaue Klippfisch, ein Korallenfisch

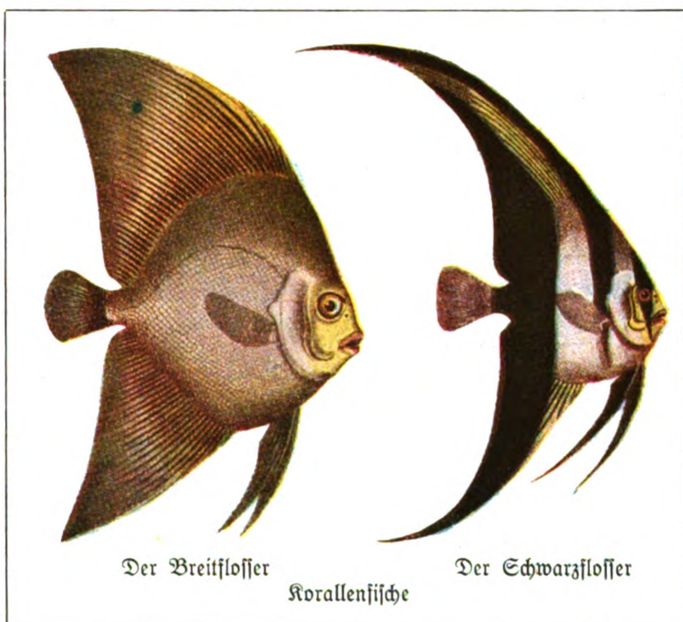
rauhen Oberfläche des seitlich zusammengedrückten Körpers, zwei dicht über der Oberlippe befestigte elastische Fasern, an deren Enden zwei fleischige, längliche Körper sitzen, sowie zwei andre große und längliche, dabei fleischige Fortsätze auf dem Rücken — alles Körperanhänge, die dem trägen und ungeschickten Schwimmer als Angelruten dienen. Die Brust- und Bauchflossen geben ihm das Ansehen eines vierfüßigen Tieres.

Wunderlich gestaltete, nicht gerade häßliche, zum Teil sogar prächtig farbig gezeichnete Meerestiere sind die Kofferfische, so genannt, weil ihr ganzer Rumpf in ein festes Gehäuse aus sechs- bis achteckigen und in Dreiecke zerfallenden Knochentafeln eingeschlossen ist. Eine der merkwürdigsten Arten ist der Turmträger (Ostracion turritus; Abbild. S. 557) des Indischen und Roten Meeres, besonders auffallend durch einen ungewöhnlich großen, oberflächlich gesehen einer Turmspitze nicht unähnlichen Höcker auf dem Rücken, der in einen breiten, mit scharfer Spitze versehenen Stachel ausläuft. Ein kleiner, ähnlich geformter Stachel befindet sich über jedem Auge, und drei bis fünf große, alle nach hinten gekrümmt, sieht man an der Unterseite des Fisches hervorragen.

Einen ungemein behäbigen Eindruck mit seinem unförmlich großen, weiß und dunkelbraun oder schwarz gestreiften Bauch macht der gestreifte Stachelbauch (Tetrodon lineatus; Abbild. S. 557), der Fahak der Araber. Er lebt im Kongo, Senegal und im Stromgebiet des Nils, bei dessen Überschwemmungen man ihn oft massenhaft zu seiten des Flusses im Sand und Schlamm liegen sieht. Dann wird dem armen Tier, das im Alter eine Länge von fast einem halben Meter erlangen kann, seine Wohlbeleibtheit zum Verhängnis, weil die Fellachenkinder ihr Vergnügen darin finden, seinen Körper aufzublasen, zu trocknen und als Spielball zu benutzen.

Ein höchst origineller, jedoch recht gefährlicher Fisch ist die zur Familie der Drachenköpfe gehörende, im Atlantischen Ozean und Mittelmeer heimische Meersau (Scorpaena scrofa; Abbild. S. 558), die sich, wie alle ihre Sippengenossen, durch eine sattelförmige Stirn, ein breites, schiefes Maul und große, lappenartige Hautwucherungen sowie Dornen am Kopf auszeichnet. Besonders gefürchtet ist dieser sich in den Sand eingrabende und in Felsspalten auf Beute lauernde Raubfisch wegen seiner tiefgefurchten, giftерfüllten, spitzen Flossenstrahlen, neben einer erstaunlichen Fähigkeit, seine Körperfarbe der Umgebung anzupassen.

Von den zahlreichen zierlichen und herrlich gefärbten Korallenfischen sei hier nur auf zwei Arten aus der Familie der Borstenzähner oder Chaetodontiden hingewiesen, den in den amerikanischen Gewässern lebenden blauen Klippfisch (Chaetodon glaucus; Abbild. S. 558), der bei einer Länge von höchstens 20 Zentimeter schon wie ein Riese unter den Fischen der Korallenwälder erscheint, und den Schwarzflosser (Heniochus macrolepidotus; Abbild. S. 559) des Indischen Ozeans. Dieser wunderlich gestaltete, niedliche Fisch zeichnet sich vornehmlich durch die über alle gewohnten Verhältnisse hinausgehende Länge seiner Bauch- und Rückenflosse sowie drei sehr scharf hervortretende schwarze Bänder aus.



Der Breitflosser Der Schwarzflosser
Korallenfische

Wunderliche, abenteuerliche Gestalten hat auch die Fischfauna der Tiefsee aufzuweisen, in die nur das Schleppnetz wissenschaftlicher Expeditionen auf gut Glück hier und dort einen Griff tun kann. Fast überall begegnet die Forschung dabei Fremdartigem, Erstaunlichem, nie Geschautem und Rätselhaftem. Ewige Finsternis herrscht in diesen abgründigen Tiefen, hie und da nur spärlich erhellt durch phosphoreszierendes Licht, das von ihren tierischen Bewohnern ausgeht, wodurch sie zur Herausbildung von Sinnes- und Fangorganen veranlaßt worden sind, wie sie grotesker die kühnste Phantasie nicht zu ersinnen vermöchte.



Madonna di Gaeta

Ein neuentdeckter Raffael?

Von Ernst Warburg

Seit etwa zwei Jahren wird die Kunstwelt durch die Nachricht von einem neuentdeckten oder besser gesagt einem neubeglaubigten Raffael in Atem gehalten. Die sogenannte Madonna di Gaeta, früher im Besitz der fürstlich Putbusschen Familie auf Rügen, jetzt gemeinschaftliches Eigentum eines Hamburger Kunstliebhabers und eines Münchner Malers, ein Werk, um dessen Herkunft und Urheber sich die Kunstgelehrten schon vor hundert Jahren (und öfter noch) lebhaft gestritten haben, ohne daß das Für und Wider zu einer allgemein anerkannten Entscheidung geführt werden konnte, sei nunmehr, hieß es, durch neue Vergleichungen und Forschungen als unzweifelhaft echt erwiesen, und damit sei die Galerie Raffaelscher Schöpfungen um ein kunstgeschichtlich wie ästhetisch gleich bedeutendes Stück bereichert worden.

Nach allem, was allmählich über die mühseligen und kostspieligen Bestrebungen, das Bild als echt zu erweisen, in die Öffentlichkeit drang, durfte man auf den ersten zuverlässigen Gesamtbericht gespannt sein. Einer der Besitzer, der Münchner Maler Alfred Lübke, selbst ein fachmännisch geschulter Kenner der alten Maltechniken und zumal in der Kunstgeschichte der italienischen Renaissance gut bewandert, hatte sich wiederholt lange Zeit in Rom und Paris aufgehalten, um dort mit Hilfe einheimischer Kunstgelehrter Raffaelstudien zu treiben; war dann zu einer Zeit, wo das für Deutsche noch nicht ganz ungefährlich, nach Petersburg gereist, um, abermals mit Unterstützung einheimischer Kunsthistoriker und Museumsleiter, die Madonna di Gaeta wieder und wieder mit der in der dortigen Eremitage aufbewahrten Madonna aus dem

Hause Alba, ihrer nächsten Verwandten, zu vergleichen; hatte deutsche, italienische und holländische Sachverständige zu Gutachten herangezogen und in Zürich, wo sich das Original in sicherem Verwahrsam befindet, von namhaften Fachleuten chemische und photographische Untersuchungen, insbesondere der wenigstens bruchstückweise entdeckten Inschrift (RAV SAN P = Rav[ph]ael Santi pinxit?) anstellen lassen — alles Dinge, die zum mindesten den Ernst und die Gründlichkeit der Forschungen belegen mußten. Auf diesem Grunde konnte und durfte dann wohl Federico Hermanin, der Generaldirektor der römischen Galerien und Museen, seinen eingehenden, unlängst in der Zeitschrift für bildende Kunst (Leipzig, E. A. Seemann; 1925/26, Heft 4 und 5) erschienenen Aufsatz aufbauen und damit nicht nur das Verhältnis der beiden Bilder, sondern auch die Frage der Echtheit der Madonna di Gaeta erneut zur Erörterung stellen. Ein eignes Urteil über beides darf sich nur jemand anmaßen, der, wie es 1924 in Rom während einer Ausstellung der »Gaeta« geschehen konnte, das noch zweifelhafte Gemälde mit den vielen dort aufbewahrten ungefähr gleichzeitigen Raffaels vergleichen oder mit dem frischen unmittelbaren Eindruck der »Gaeta« nach Petersburg fahren konnte, um ihn an der »Alba« in der Eremitage zu messen. Wir müssen uns damit begnügen, das Wichtigste und Einleuchtendste aus dem Hermaninschen Aufsatz, wenn auch mit sichtender Kritik, hervorzuheben und es aus den andern Gutachten und Beschreibungen zu ergänzen, die uns zugänglich gemacht worden sind.

Eine ausführliche Vergleichung der beiden Gemälde, wie sie Hermanin bis in die kleinsten und feinsten Einzelheiten durchführt, glauben wir uns zum guten Teil dadurch ersparen zu können, daß wir zwei Abbildungen nach den besten und neuesten Aufnahmen gegenüberstellen. Nur einiges für die Verwandtschaft und auch wieder die Verschiedenheit der beiden Bilder besonders Belangvolle wollen wir erörtern.



Madonna aus dem Hause Alba (1508)



Madonna del Granduca (1505)

nach links, von dem Baumstumpf, auf dem Maria sitzt, nach rechts mit feinstem Empfinden abgewogen sind; es ist zuzugeben, daß auch die Linie der Landschaft den Raum mit ausgesuchter Feinfühligkeit durchschneidet, so daß man sagen darf: Jede Raumteilung findet die Ergänzung ihres Rhythmus im Gegenüber, und die Gesamtheit der Linien durchflutet den Bildraum mit einer zauberhaften, zu edler Harmonie abgestimmten Musik. Aber es heißt an Lob und Scharfsinn des Guten zuviel getan, wenn weiter behauptet wird, daß sogar die schräge Haltung des Kreuzleins in der Hand des Jesukindes eine wohlüberlegte kompositorische Feinheit sei, angepaßt den »strengen und doch weichen Linien der Gruppe« und wiederum aufgelöst in den drei nach oben strebenden Geraden der Baumstämmchen, »die im Goldenen Schnitt im Bilde stehen«.

Auf dem Petersburger Bild fehlen die drei Bäumchen, die nach frühraffaelischer Art das Senkrechte in die Komposition bringen, die Landschaft auf der linken Seite beleben und dazu beitragen, den weiten hellen Himmel noch weiter und heller erscheinen zu lassen. Ein lichter, sanfter Himmel, von weißen, lockeren Wolken anmutig belebt, überspannt die Gruppe; die schöngegliederte Berglinie wird kräftig, doch weder jäh noch gewaltsam von den kastanienbraunen Haaren und dem blauen Kopftuch der Madonna überschnitten, und diese dunkleren Töne finden ihre Auflösung durch das Blätterwerk der Bäume, das seine zarte und doch energische Silhouette in den Himmelston zeichnet. Ein Nebelstreif liegt noch an der Berglehne und erhöht die Dunkelheit des kleinen Kreuzes und der Baumstämme. Von dieser zarten Morgenstimmung hat allerdings die »Alba« nichts mehr. Andre Verschiedenheiten des landschaftlichen Hintergrundes wird der sorgsame Betrachter selbst feststellen können; sie zu »erklären« und zu deuten möchten wir uns versagen, weil dabei leicht die Gefahr unfruchtbarer Hypothesen und Spekulationen entsteht. Aufmerksam machen aber wollen wir auf die grundverschiedene Behandlung des Vordergrundes: in der »Alba« sind die kleinen Gräser und Blumen mit weit größerer Feinheit und größerem Geschick gemalt, wie dieses Bild denn überhaupt entwickelteren Geschmack, größere zeichnerische und koloristische Finessen zeigt, während die »Gaeta« schwerer und

Im wesentlichen sind die Unterschiede für den Gesamteindruck nur klein. Bei genauerer Prüfung aber ergibt sich, daß die figürliche Komposition der Madonna di Gaeta vollständig und harmonisch in den quadratischen Raum (etwa einen Meter im Geviert) paßt, während in dem Petersburger Bild (95 cm Durchmesser) die Gruppe nach links verschoben erscheint, so daß der rechte Fuß des hockenden kleinen Johannes fehlt, was in der Tat bei einem Renaissancewerk auffallen muß. Weiter freilich möchten wir denen nicht folgen, die sich — übereifrig für unser Empfinden — mit aller Kraft bemühen, die Bildkomposition der »Alba« herabzusetzen, um die der »Gaeta« desto höher erheben zu können. Es ist richtig, daß auf der »Gaeta« die in Form eines gleichschenkligen Dreiecks aufgebaute Gruppe der Madonna mit dem Christuskind und dem kleinen Johannes wunderbar in den quadratischen Raum des Bildes hineinkomponiert ist; es ist unverkennbar, daß die Entfernungsverhältnisse vom äußersten Rande des Kopfes der Madonna zum oberen Bildrand, vom Saume des Kleides nach unten, vom Fuße des Johannes

massiger, herber und plastischer, mit einem Wort altertümlicher wirkt. Dies tritt auch beim Jesuskind hervor. Der nur spärlich mit kurzem dunkelblondem Haar bedeckte Kopf des Gaeta-Knäbleins hat sich auf der »Alba« mit goldig glänzenden Löckchen umsäumt, die Pupillen der Augen sind dunkler und lebhafter geworden. Ferner sind auf der »Gaeta« die Heiligenscheine, die Fußbekleidung und der Bucheinband altertümlich rot, und nach gleichfalls altertümlichem Muster schmückt ein reiches goldgelbes gotisierendes Ornament den Saum der Tunika und des Mantels der Madonna. Auch der dunkle Streifen am Halsausschnitt ihres weißen Hemdes fehlt auf der »Alba«.

»Alba« und »Gaeta« — es wird nötig sein, über diese Bezeichnungen der beiden Bilder ein paar Worte zu sagen, ohne den Leser mit gelehrten Archivstudien zu behelligen.

Das jetzt in Petersburg aufbewahrte Bild, ein sogenanntes Tondo (Rundbild), schmückte einst (Mitte des 16. Jahrhunderts) in der Kirche der Olivetaner Mönche in Nocera di Pagani den Altar. Es wurde sehr bald berühmt. Der Marchese del Carpio, Vizekönig von Neapel, kaufte es den Mönchen für 1000 Skudi ab und vermachte es seiner Tochter, durch die es nach Spanien kam, wo es schon Ende des 18. Jahrhunderts in der Galerie des herzoglichen Hauses Alba in Madrid zu sehen war. Von der Herzogin ging es 1801 als Belohnung für eine glückliche Kur an deren Arzt über. Dieser, der Vergiftung seiner Herzogin angeklagt und ins Gefängnis geworfen, mußte es aber bald wieder an den Grafen Burke verkaufen, der es als dänischer Botschafter von Madrid mit sich nach London nahm und dort 1826 für 4000 Pfund an W. G. Coesvelt abtrat. Von ihm erwarb es 1830 Labenski, einer der Konservatoren der Petersburger Eremitage, im Auftrage des Zaren Nikolaus 1. für 14 000 Pfund.

Das andre, noch umstrittene Bild stammt nach sicheren Nachrichten aus der uralten, schicksalreichen Stadt Gaeta am gleichnamigen Golf des Tyrrhenischen Meeres, und zwar aus einer der beiden Ordenskirchen der Malteserritter. Im Jahre 1802, zwischen den beiden Belagerungen der Stadt durch den König von Neapel und die Franzosen, sah es dort die Baronin Elisa von der Recke und schrieb es in ihrer Reiseschilderung, wohl nach einer alten Tradition, dem Lehrer Raffaels, dem umbrischen Maler Pietro Perugino (1446—1524), zu. In den dreißiger Jahren kaufte es dann von einem Antiquar in Neapel der alte Graf Karl Friedrich von Wylich und Lottum, der damals am Hofe Beider Sizilien den preußischen Gesandtschaftsposten bekleidete. Leider sind die mit in den Besitz des Grafen übergegangenen Originaldokumente 1865 bei einem Brande des Schlosses Lottum (in Niederschlesien) verlorengegangen, so daß wir uns mit den hinterlassenen Aufzeichnungen des Grafen begnügen müssen. Danach hatte das Bild bei der Beschießung, die die Stadt Gaeta 1809 durch die Franzosen zu erleiden gehabt, starken Schaden gelitten, so daß es nach einigen Jahren der neapolitanische Antiquar für 136 Dukaten und das Versprechen einer Kopie erstehen konnte. Im Vertrauen auf die Angaben des Antiquars hat man das Bild in der Familie Lottum stets als ein Jugendwerk Raffaels angesehen. Als solches ist es auch noch in den dreißiger Jahren in einer Berliner Kunstausstellung ausgestellt und



Madonna del Cardellino. 1506 (Madonna mit dem Stieglitz)

in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung gewürdigt worden. Für die damalige Anerkennung und Bewunderung des Bildes spricht auch die Tatsache, daß 1838 durch C. Krusemann im Haag eine Kopie davon hergestellt wurde, die ins Schloß Sanssouci bei Potsdam kam. Ein Enkel des alten Grafen von Wylich und Lottum, Graf (Fürst) Wilhelm Malte (geb. 1833, gest. 1907 in Pegli bei Genua), erbte 1860 das Fürstentum Putbus. Seitdem bezeichnete man unser Bild auch wohl als die »Madonna von Putbus«.

Für die Echtheit der »Gaeta« sind weiterhin in literarischen Veröffentlichungen 1868 Robert Bußler (unter Berufung auf Professor Zahn) und 1895 Professor Gustav Richter eingetreten, dieser als erster mit der Behauptung, daß das Gaetabild älter sei als das des Hauses Alba, und daß sich auf dem Saum des Mantels in den dekorativen gotischen Buchstaben der Name Raffaels lesen lasse. Auf die römische Ausstellung des Gemäldes stützt sich schon ein im April 1924 im »Corriera d'Italia« von A. Hupperz, Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie, veröffentlichter Aufsatz, worin er seinen Vortrag in der Accademia dell' Arcadia zusammenfaßt und die Ansicht vertritt, daß es sich hier um ein eigenhändiges frühes Werk Raffaels handle, dem mit dem höheren Alter auch ein höherer künstlerischer Wert beizumessen sei als dem Rundbild in der Eremitage zu Petersburg.

In der Liller Skizze (Abbild. S. 564) sieht Hupperz eine vorbereitende Hilfskonstruktion, aber eine, die der Künstler verwarf, als er sich für die quadratische Komposition entschied, eine Form, von der auch die Alba-Madonna ausgegangen sei. Auf Grund sorgfältiger Prüfung glaubt Hupperz die »Gaeta« zeitlich neben die Madonna del Granduca (Florenz, Palazzo Pitti; Abbild. S. 562) und die Madonna del Cardellino (Madonna mit dem Stieglitz. Florenz, Uffizien; Abbild. S. 563) setzen zu können, d. h. in die Zeit zwischen 1504 und 1506, als der junge Meister in Florenz, Leonardo, Fra Bartolomeo und Michelangelo kennenlernte und auf ihren Spuren den Weg zu seiner großen und kurzen Blüte antrat. Der Typus des Madonnenkopfes mit dem turbanartig um die Haare geschlungenen Tuch, meint er mit Hermanin, weise auf Michelangelo hin, und zwar auf das Rundrelief mit der Madonna und dem erschrockenen Christuskind, das dieser Künstler für Taddeo Taddi modellierte und das jetzt in der Sammlung der Königlichen Akademie in London aufbewahrt wird. Es ist ein monumentaler Kopf, den wir mit den gleichen Linien in Raffaels »Grablegung« (Rom, Galerie Borghese; Abbild. S. 565) wiederfinden. Die kräftige Nase, die an den Augenhöhlen unter einer stark gewölbten Stirn energisch ansetzt, so daß die äußeren Augenwinkel stark vorspringen und die Schläfen vertieft erscheinen, ist kennzeichnend für die Übergangszeit Raffaels und läßt sich in seinen späteren Bildern nicht mehr feststellen. Während so der Madonnenkopf stark an Michelangelo erinnert, ist der Kopf des Kindes auf der »Gaeta« auf die Art Peruginos zurückzuführen. In der Madonna del Granduca findet er sich wieder, auch in den zahlreichen Kinderstudien aus der Frühzeit Raffaels trifft man auf diesen peruginesken Typus. Gegen die Vermutung oder Behauptung, daß



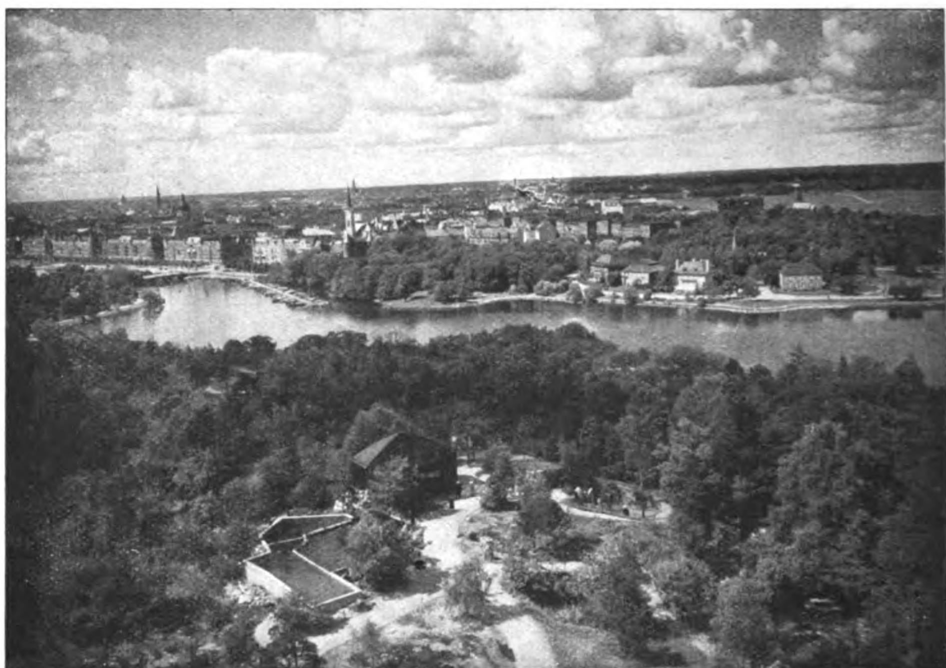
Die Liller Madonna-Skizze

Die Grablegung Christi (1507)

die »Gaeta« eine spätere Kopie der »Alba« sein könne, spricht die überall zutage tretende schwerere, wuchtigere und ruhigere Altertümlichkeit der »Gaeta«: zu einer solchen vereinfachenden Archaisierung würde sich ein späterer Kopist nie verstanden und bequemt haben; spricht aber auch die kräftige, energische Behandlung der Landschaft, die sich so charakteristisch von der eleganteren und bewußteren Art des Alba-Bildes unterscheidet, spricht der goldgelbe Saum des Madonnenmantels, sprechen die grellen roten und gelben Farben an den Sandalen, am Bucheinband und am Heiligenschein — alles altertümliche Kennzeichen, wie man sie ähnlich auf den meisten früheren Werken Raffaels findet.

Wie bei allen Streitfragen der bildenden Kunst, zumal denen aus der italienischen Renaissance, müssen wir auch bei der »Gaeta«-Frage darauf gefaßt sein, daß die Anerkennung der Echtheit, wenn sie sich überhaupt jemals durchsetzt, noch auf heftigen und zähen Widerstand stoßen wird. So viel aber darf bei aller Vorsicht des Urteils schon heute gesagt werden, daß dieser Streit um einen würdigen und wertvollen Gegenstand entbrennt, um ein Gemälde, das auch ohne den Namen Raffael zu den erlesenen Kostbarkeiten europäischen Kunstbesitzes zählt, um ein Werk, dessen Auftauchen eins der wichtigsten Ereignisse in der Kunstgeschichte der letzten fünfzig Jahre bedeutet. Es ist viel Schweiß, Sorge und Begeisterung an die Ehrenrettung dieses fast schon in irgendeinen Winkel verstoßenen Bildes gesetzt worden. Möge die Mühe sich lohnen und der Glaube nicht enttäuscht werden!





Panorama von Djurgaarden

Stockholm

Von Dr. Ernst Alker

Einfahrt in eine große Stadt — das ist gewöhnlich gleichbedeutend mit dem Sehen und Fühlen der krebsigen Wundränder, die sie in den Körper der Welt gefressen hat; und die Erkenntnis dieses Sakrilegs an der Fülle der Landschaft kann dem Stadterlebnis allen Schimmer und alle Bezauberung benehmen.

Stockholm aber ist keine Antithese, kein feindliches Prinzip gegenüber dem Landschaftlichen, mit dem es in harmonischer und organischer Weise zusammenlebt.

Ob man mit dem Festlandzug vom Süden her oder von Haparanda mit dem Norrlandzug oder auf einem Dampfer vom Meere aus nach Stockholm kommt, unmittelbar wird man aus der Symphonie von Wald, Hügel und See oder unermeßlicher Meeresweite und verzauberter, rätselhafter Inselwelt des Skärgaard in den reingestimmtesten Akkord von Naturgewalten und Menschenwerk getragen. Glücklicher Zufall mag es sein, daß die Verkehrslinien just die schönsten Aussichten bieten, und der Wahrheit mag entsprechen, daß wiederholtes Sehen nicht die Rauschkraft ersten Erlebens hat — aber dennoch: wer einmal dieser Gesichte Fülle gesehen, vergißt sie nicht wieder.

Stundenlang flog der Zug durch die scheinbar unbewohnten großen Wälder, durch den »Skog« und die grandiose Eintönigkeit seiner Nadelholzmassen, durch die dann und wann der helle Blick eines Sees oder die weitere Perspektive gebreiteten Ackerlandes drang.

Und auf einmal stürzt er sich donnernd durch Tunnels oder über Brücken, je nachdem, Mauern, Häuser, Türme, Schiffe tauchen auf, und man ist im Herzen einer großen Stadt mit allen ihren Lockungen und Zauberkräften.

Stunden, Tage, Wochen des Aufenthaltes sogar verstärken dieses Erlebnisses Einprägsamkeit, dieses dreieinige rhythmische Sein von Inselstadt, Wasser und Landschaft.

Steht man auf dem Wasserturm auf Skansen (Abbild. S. 574) oder auf dem steil abfallenden Ufer des südlichen Stadtteils (Abbild. S. 566, Hintergrund) und sieht auf die langgestreckte und breite Wasserfurche, der Salzsee und des Mälars Vermählung, auf die drei zentralen Eilande, Staden, Riddarholmen und Helgeandsholmen, die Brücken ausstrecken nach Norden und Süden zu den neueren Teilen der Siedlung, und auf ihre hochragenden Türme — sieht man auf diese phantastische Verworrenheit einer Wasser- und Inselwelt, wald- und klippenumsäumt, getaucht in die zitternde Klarheit eines nordischen Sommertages, so fällt es schwer, dieser Schau eine gleichwertige an die Seite zu stellen. In Frage kommen wohl nur Neapel, Salzburg und Rio de Janeiro.

Stockholm hat das Glück, daß sein mittelalterlicher Kern, zurückreichend in Birger Jarls sagen-

hafte Tage, unversehrt bewahrt geblieben ist. An Stelle der von Esten und Finnen zerstörten alten Hauptstadt Sigtuna — heute ein Ort von sechshundert Einwohnern mit großartigen Kirchenruinen — gründete er im Jahre 1255 auf den drei Inseln Stockholm, die »Mälarkönigin«. In den engen, tiefen Gassen der Altstadt (Abbild. S. 568) — »Gamlastaden« —, deren wuchtige, dunkle Häuserblöcke mit antiken Namen von ebenso großem kultur- und kunsthistorischem Interesse sind wie von üblem Ruf, lebt noch etwas vom Geist des mittelalterlichen Bürgertums, und um die hohen Giebel der Häuser, die im Wandel der Jahrhunderte auf so viel wechselndes Menschenschicksal schweigend herabgesehen haben, hängt noch etwas von der verblichenen Größe der Hansa, der Stockholm viel zu verdanken hat.

Und der zentrale und höchstgelegene Platz, Stortorget, wo man wohl die eigentliche Keimzelle dieser Siedlung zu suchen hat, ist mehr mit Blut gedüngt, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Denn dort veranstaltete Christian 2., der dänische Unionskönig, jenes berühmte und berüchtigte Blutbad von 1520, wo er, um sich die Gunst der Unterklasse, auf die er seinen wankenden Thron stützen wollte, zu erwerben, die Häupter des schwedischen Adels hinschlachten ließ. Was aber »Des Königs Fall«, um den Titel des bekannten monumentalen Romans von Joh. V. Jensen zu gebrauchen, mehr beschleunigte als aufhielt.

Wenige Schritte von diesem Platz liegt die Storkyrka, die große Kirche, ein mächtiges Bauwerk, dessen Grundfesten Birger Jarl gelegt haben soll, und in der Olaus Petri, der schwedische Reformationsmann, zum erstenmal Luthers Lehre verkündigte, die Gustav Wasa, des tyrannischen, aber großdenkenden Christian Überwinder, in erstaunlich kurzer Zeit im ganzen Lande heimisch machte, mit bäurischer Zähigkeit dadurch die wirtschaftliche Lage seiner Heimat ebenso erfolgreich verbessernd wie unersetzliche Kulturschätze der Klöster rücksichtslos und grausam zerstörend. Ein Umbau im 18. Jahrhundert gab dem Gotteshause ein spätbarockes Kleid. Als ein kostbares Vermächtnis und Kleinod aus alter Zeit bewahrt sie das Werk des berühmten Lübecker Holzschnitzers Bernt Notke, St. Georg mit dem Drachen, das ehrwürdige Wahrzeichen Stockholms.

Ja, in die Züge dieses Stadtangesichts sind die schicksalsschweren Runen einer großen Vergangenheit eingegraben, die die wandlungsreiche Saga dieser Stadt sprechen, die um die Wende des Mittelalters beinahe deutsch war. Wie oft wohl mag das Beiwort »Tyska« (»Deutsch«) in den Gassennamen der »Alten Stadt« vorkommen? Es gab eine Zeit, da ein schwedischer König verordnete, der Rat der Stadt dürfe nur zur Hälfte aus Deutschen bestehen ... Aber auch später noch machte sich deutscher Einfluß oft und mächtig geltend. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die Tyska kyrka gebaut (Abbild. S. 567), in der jetzt noch Gottesdienst in deutscher Sprache



Die alte Stadt mit der deutschen Kirche und Skeppsbro



Enge Gasse (Gränd) in der alten Stadt

gehalten wird. Ihr hoher spitzer Turm wurde vor einigen Jahrzehnten nach einem Brande nicht ungeschickt erneuert.

Die Türme der erwähnten zwei Kirchen geben zusammen mit der mehr originellen als schönen Gußeisenspitze der Riddarholmskirche (Abbild. S. 570) — ich weiß nicht, setzte man sie zur »Verstärkung« des gotischen Charakters der Kirche auf, oder war es eine Restaurierung, die diesen sonderbaren Einfall herbeiführte — dem Bilde der »Alten Stadt« drei einprägsame Akzente.

In der Riddarholmskyrka schlafen die schwedischen Könige in prachtvollen Grüften den ewigen Schlaf, und in Seitenschiffen und Anbauten ruhen Mitglieder weltbekannter Adelsgeschlechter. Hier hat sich des Landes Vergangenheit merkwürdig konzentriert — mehr noch als in der Kapuzinergruft in Wien. Denkmäler erinnern an Herrscher im Mittelalter, so an Magnus Ladulaas (Scheunenschloß), der seinen merkwürdigen Namen seinen großen organisatorischen Fähigkeiten verdankt, die er im Dienste eines wenigstens für jene Zeit sehr ausgeprägten Zentralismus verwendete. In prunkenden Marmorsärgen liegen Gustav Adolf, den die Kugel bei Lützen an der Vollendung seines ehrgeizigen Planes, Kaiser von Deutschland zu werden, hinderte, und Karl 12., der heroische Barockmensch, den nach wikingerhaftem und abenteuerlichem Zug quer durch Rußland bis an der fernen Türkei Grenzen auf geheimnisvolle Weise das Soldatenschicksal ereilte, als er die norwegische Festung Fredrikshall belagerte.

Über den Riddarholme, wo kein privates Gebäude steht (außer einer halboffiziellen Großdruckerei) und alles vergangene Geschichte oder gegenwärtiger Staat ist, liegt ein wenig brüggehafte Stimmung, schwingt Melodie der Erinnerung an große Zeiten und an wahnwitzige, doch heldische Abenteuer — und müdes Lied der Entsagung.

Aber stolz wie ehedem blickt auf die unferne Norrbro, wo der Mälar brausend in die Meeresheimat zurückströmt, die Königsburg (Abbild. S. 571) herab, zu der steil ein von bronzenen Löwen gehüteter Weg hinansteigt.

An Stelle der Ende des 17. Jahrhunderts durch Feuer zerstörten alten Burg »Tre kronor« bauten Nicodemus Tessin und sein Sohn Karl Gustav (der ebenfalls nicht die Vollendung des Werkes erlebte) diesen riesigen Vierkant in einem sehr gefaßten und ruhigen Barock, dessen südliche Charaktereigentümlichkeiten genial mit den Forderungen der Landschaft in Übereinstimmung gebracht sind. Die vier etwas niedrigeren symmetrischen Flügel heben die für die aufgelöste Klippen- und Seelandschaft allzu große Massigkeit des Zentralgebäudes auf und vermildern seine strenge Würde in graziöse Verbindlichkeit. Zwischen Schloß und Riddarholmskirche erhebt sich, gleichsam als dritter Vertreter der alten ständischen Verfassung, die das Königtum auf den Reichstagen den Mächten der Geistlichkeit, des



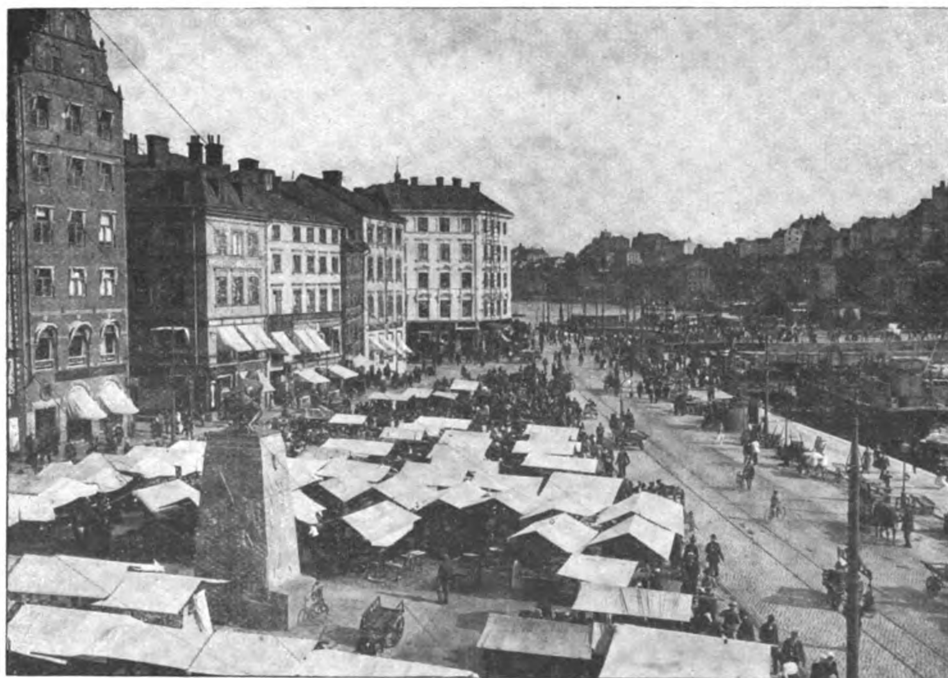
Alte Häuser am Stortorget



Dramatisches Theater auf Strandvägen

Adels und des Bauerntums gegenüberstellt, das Haus des Adels, das Riddarhus (Abbild. S. 571).

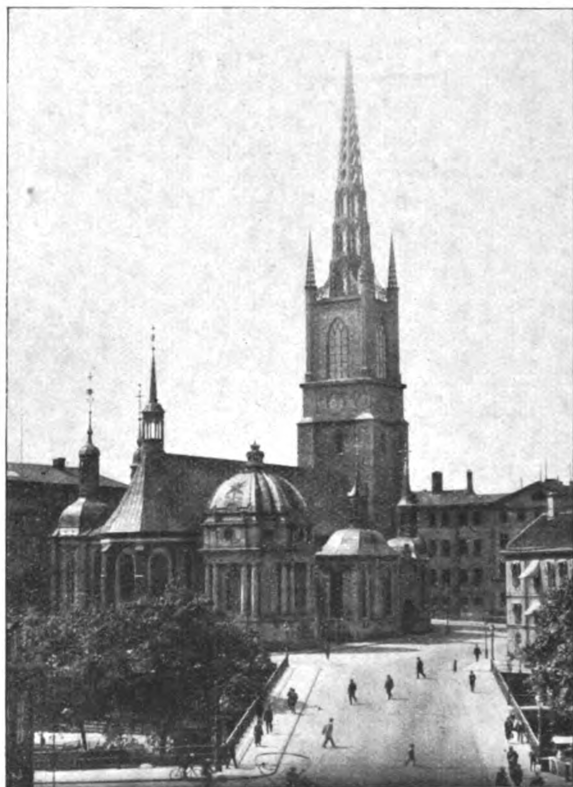
In der Mitte des 17. Jahrhunderts — als noch der Reichtum kontinentaler Beuten bei den macht-



Kornhamnstorg mit Blick auf Södermalm

vollen Magnaten des Landes gesammelt lag — führte Simon de la Vallee dieses Gebäude auf, in deutlichem Anschluß an holländische Barockvorbilder, aber doch mit allen Unterscheidungen einer eigenartigen und reizvollen persönlichen Handschrift, der er besonders in der Dachgestaltung Ausdruck gab. Den Anstoß zum Bau und zur Berufung des französischen Baumeisters gab die Königin Christine, sie, die später auf den Thron verzichtete und den Glauben ihrer Väter verließ, dessen kühle Einfachheit ihre phantastische Seele nicht befriedigen konnte. Ihr verdankt Stockholm eins seiner schönsten Gebäude, was sozusagen ein plastischer Ausdruck dafür ist, welche überragende Bedeutung diese Frau, die auch einen Cartesius an ihren Hof zog, für das schwedische Geistesleben hat.

Solange die alte Ständeverfassung bestand, also bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, tagten hier die Zusammenkünfte der Adelskurie, und der große Versammlungssaal hörte die großen Worte einer stilvollen, altüberlieferten Rednerkunst, für die die Schweden mehr als irgendein anderes germanisches Volk Sinn und Verständnis haben.



Riddarholmskirche

Wo immer man auch »Gamla Staden« durchwandert, ob man längs der Skeppsbro lustwandelt, wo die großen Dampfer anlegen, oder durch die »Brinkar« und »Gränder« der »mythologischen« Quartiere, immer wieder ergreift das einheitliche und geschlossene, mit voller Eindeutigkeit sich ergebende Bild einer organisch gewachsenen Vergangenheit, pietätvoll bewahrt und von Leben durchpulst.

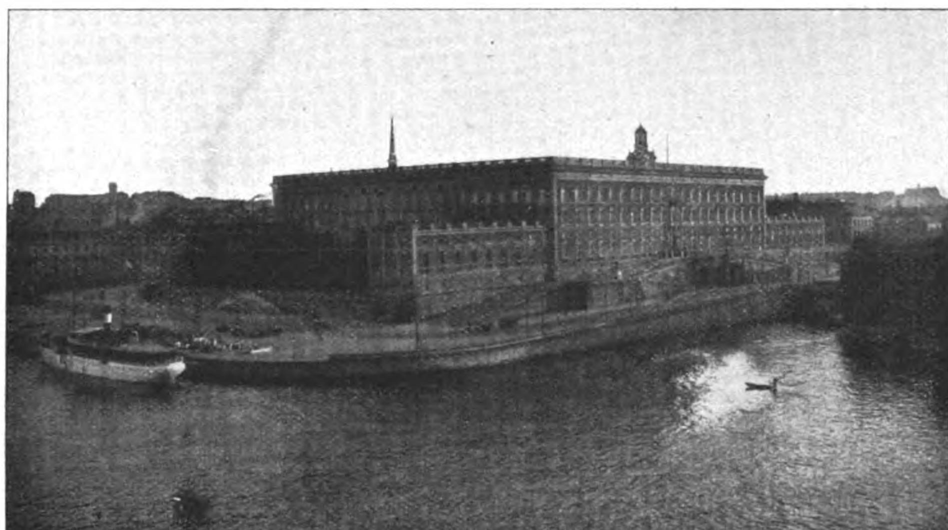
Das 19. Jahrhundert hatte freilich nicht genug Kraft, Geist und Haltung, also nicht genug Stilgefühl und -willen, bedeutsame architektonische Kunstwerke als dauernde Zeichen seines Seins zu setzen, obwohl da die Stadt in Monaten mehr wuchs als einst in Menschenaltern.

Gewiß, es wurden viele Versuche gemacht, um mit dem Können früherer Zeiten zu wetteifern, doch alle diese Versuche endigten wie überall in einer billigen und unbefriedigenden Eklektik, die ihr Ideal in der Nachahmung aller möglichen Stile sah. Dies beweist sehr gut das Prunkhaus des Reichstages (Abbild. S. 572), das auf dem mit großen Kosten und mit Versündigung an der Landschaft verbreiterten Helgeandsholmen zwischen Schloß und Norrbro steht.

Zum Ruhme der jüngern schwedischen Baukünstler muß aber gesagt werden, daß sie sich immer mehr von der Nachahmung entfernen, und daß sie — manchmal mit Erfolg — nach wahrhaftem stilistischem Ausdruck ringen, auf dem Gebiete der Privatbauten wie auch der Regierungsgebäude.

Die Schweden sprechen gern und viel von ihren »großen Erinnerungen«, und darin liegt, vermischt mit nationalem Stolz, etwas von wehmütiger Entsagung. Vor ein paar Jahren aber, im Kriege, schien es einen Augenblick, als ob der alte und vergrabene Traum schwedischer Großmacht zu neuem Leben erwachen sollte. Denn Mittelmächte und Entente umwarben dieses Land, oder richtiger, die vielleicht siebenstellige Zahl seiner Bajonette, die es, wenn es will, aufzubringen vermag. Neben Amsterdam, Zürich, Kopenhagen war Stockholm — und es am meisten — europäischer Mittelpunkt geworden, Versammlungsort von Diplomaten, Militärattachés, Journalisten, Schiebern, Spionen und Abenteurern jeder Art und Nation. Und später, als drüben in Rußland die Herrlichkeit des Sowjetparadieses aufgerichtet ward, sammelte sich im Schutze der Mälarkönigin die vertriebene und landflüchtige russische Aristokratie und Bourgeoisie.

Damals war Stockholm unbestreitbar nicht nur

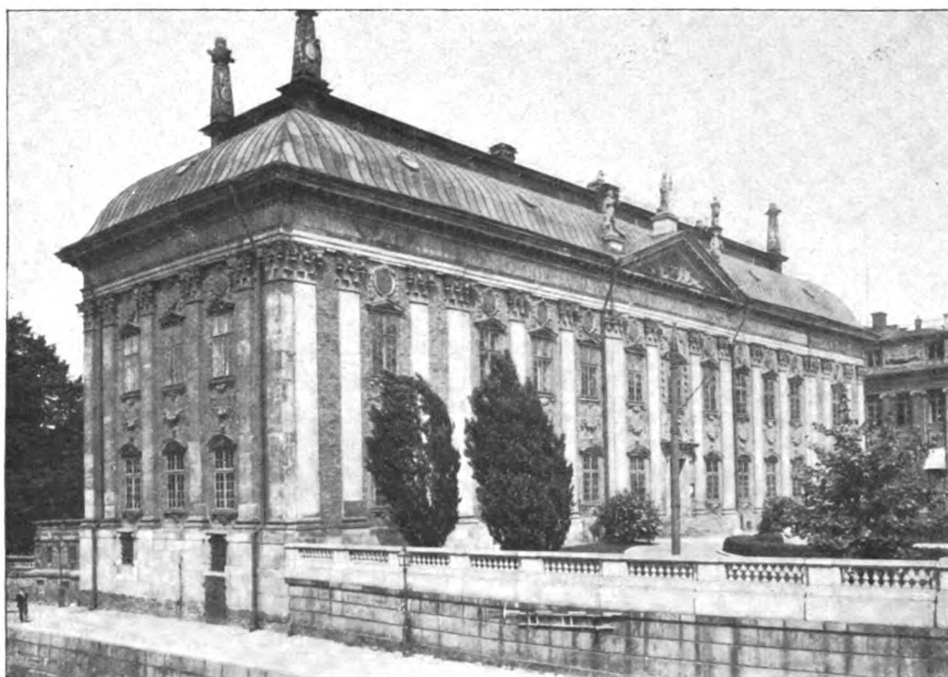


Das Königliche Schloß

eine große, sondern eine Großstadt, voll fieberhaft pulsierenden Lebens, getaucht in die Scheinwerferhelle eines wahnsinnigen Luxus und in die tiefdunkle Nacht der Not, indessen der Horizont sich rötete von den Flammen des brennenden Welttheaters.

Und Stockholm strahlte mit allen Lichtern zu einer Zeit, als die Hauptstädte Europas in Dunkelheit gesunken waren oder hungerten und froren. Da schien es eine Insel der Seligen zu sein, Gruß, Segnung — Hoffnung auch einmal — aus lange verlorenem Friedensparadies, das so unwirklich geworden war wie ein halbvergessener schöner Traum einer glücklichen Nacht.

Die Tage des Rausches, der bebenden Spannungen und der flutenden Millionen sind vorbei.



Das Riddarhus

Aber in dieser schicksalshaften Zeit fügte die Stadt sich einen neuen Edelstein in ihr reiches Geschmeide: das neue Stadthaus (Abbild. S. 573).

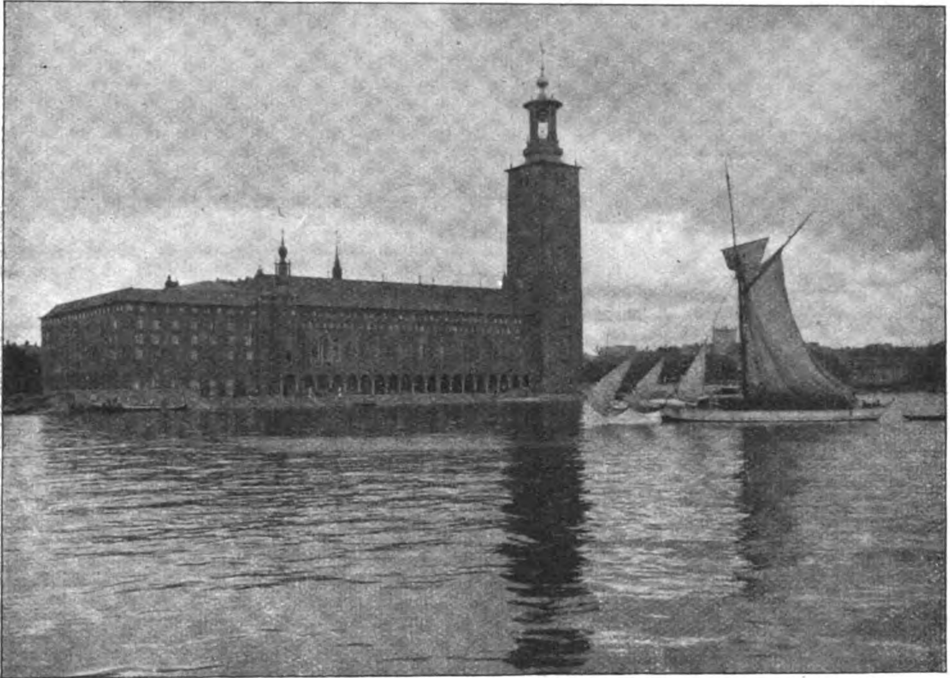
Dieses Haus ist eins der sehr wenigen im letzten Jahrzehnt errichteten Gebäude, das nicht nur innerhalb des Landes, sondern innerhalb der ganzen Welt Anspruch darauf machen kann, Stilwert und -bedeutung zu haben. So wird diese phantastische, berauschend schöne Sammlung von Gewesenem, diese Symbiose von Dogenpalast, gotischer Backsteinkirche, mittelalterlicher Burg und morgenländischem Schnörkel nicht nur zu einem Gültigen und Wahren, nein auch zum Wegweiser nach Künftigem. Was von Baumeistern unsrer Tage unter den nun einmal gegebenen Voraussetzungen an Originellem überhaupt geschaffen werden kann, hier ist es getan. Wundersam spiegelt der Palast breite Terrassen, edle Wandelgänge und den hochaufstrebenden Turm mit den goldenen drei Kronen in den Fluten. Und sein tiefes Rot leuchtet durch die silberne Atmosphäre des nordischen Sommertages.

Wie schon angedeutet, ist sonst über die neuere Baukunst der Stadt nicht übermäßig viel Gutes zu sagen, doch hier vielleicht mehr als anderswo. Aber eine glückliche Lage öffnet auch innerhalb der Stadt bezaubernde Ausblicke, so vom Dramatischen Theater (Abbild. S. 569) auf Strandvägen — den Stockholmer Kurfürstendamm —, Djurgaarden, die Bucht Ladugaardsviken mit ihren Schiffen und die Flottenstation Skeppsholmen. Und in die Langeweile des sehr bürgerlichen, korrekten und grauen Östermalms, jenes Stadtteils, der hinter dem Strandvägen liegt, glänzt und leuchtet durch die aufsteigenden Quergassen Meerarmes Gruß.

Malerische Schönheit eignet dem hochgelegenen, gar nicht bürgerlichen und korrekten »Söder« (Südstadtteil), wo sich — wie im Djurgaarden — noch hie und da die Reste einfacher, aber stilsicherer Holzarchitektur bewahrt haben, die an Felsen geschmiegt sind und in Gärten verschwinden.

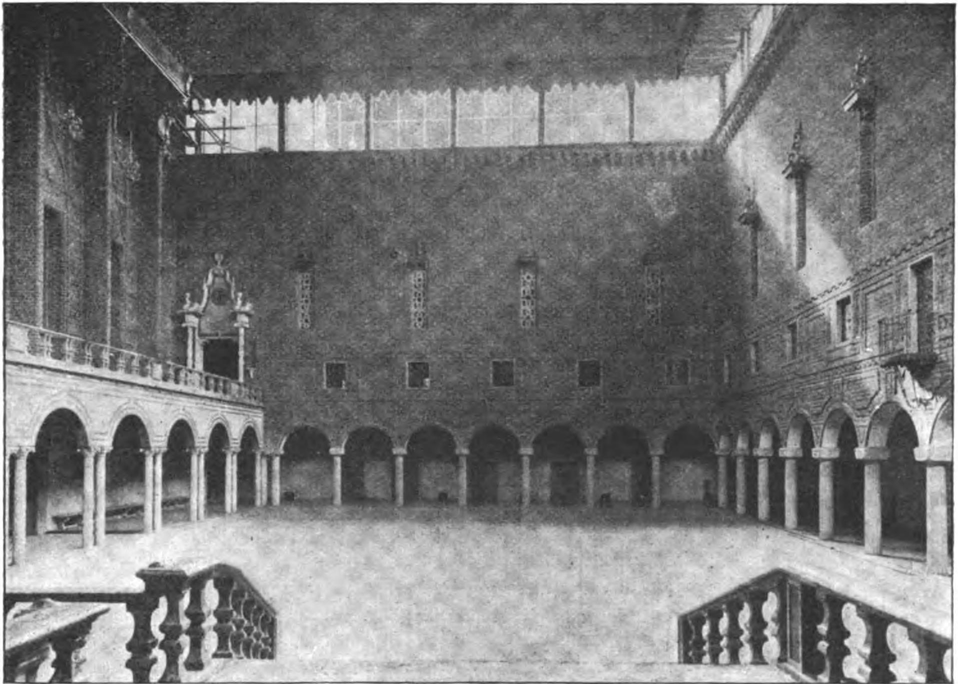
Es ist ein weiter, ein sehr weiter Weg, wenn man von der südlichen Grenze der Stadt über »Slussen« — die große, für den Schiffsverkehr bestimmte Drehbrücke — die endlose Drottninggata, die wichtigste Geschäftsstraße, und deren bescheidenere Fortsetzung zu jenem Friedhof hinaufwandert, wo Stockholms größter Sohn, wo August Strindberg in einem schmucklosen Grabe des Armenviertels ruht. Und dann zurück und östlich abschwenkend, Östermalms Rand entlang, vorbei am berühmten »Stadion«, Entzücken und Neid aller Sportfreunde, nach »Skansen«, dem berühmten und vorbildlichen Freiluftmuseum (Abbild. S. 574, Vordergrund), das als ein richtiger Mikrokosmos ein vollständiges und wahrhaft »lebendes« Bild von Schwedens Natur und Volk gibt. Es ist, ebenso wie das gegenüberliegende Nordische Museum (Abbild. S. 574), gebaut im nationalen,

Reichstagsgebäude am Norrbro

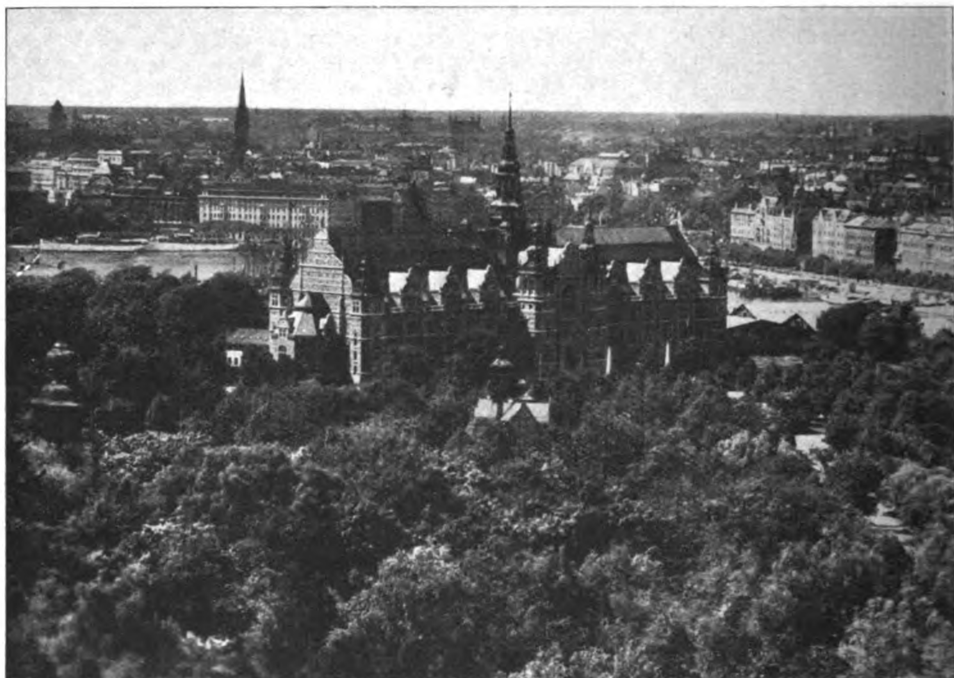


Das Stadthaus

sogenannten Wasastil des 17. Jahrhunderts, dessen kulturhistorische Sammlungen unschätzbaren Wert für Kenntnis und Erforschung von Skandinaviens früheren Epochen haben, eine Gründung des



Saal im Stadthaus



Nordisches Museum mit Blick über die Stadt vom Wasserturm auf Skansen

Dr. Hazelius, der im Zeitalter der Fabriken und Massenwaren voll Geistesgegenwärtigkeit die Erzeugnisse der früheren echt nationalen und bodenständigen Kultur rettete.

Der Weg führt weiter in den unvergleichlichen Naturpark Djurgaarden — schöner als Hydepark und Prater —, dessen Felsenhügel und uralte Eichen noch die wein- und liebestollen Nächte des nordischen Bacchus und Sängers Bellman, eines der begnadetsten Lyriker aller Zeiten und Völker, gesehen haben.

Ob es ein eisiger Wintertag ist, weiß, grau und graublau, mit der großen Stille auch inmitten des Verkehrs, oder ein Frühlingstag mit der fast beängstigenden glasigen Durchsichtigkeit der Luft und den südlich lebhaften Farben des Sonnenuntergangs oder eine weiße Sommernacht, durchströmt von Geheimnissen und mystischer Lebensspannung, oder ein nebliger Herbstestag, der alle Umrisse ins Phantastische verzieht — immer wieder schenkt Stockholm unvergeßliches Erleben; Petersburg so nicht unähnlich, mit dem es mehr und tiefere Verwandtschaft hat, als man vielleicht glauben sollte — aber nur mit Petersburg, dem alten, nicht mit der Stadt mit dem neuen ihr aufgepappten Namen.

Denn Schweden hat etwas vom Besten und Reichsten der russischen Seele, soweit es auch sonst von ihr entfernt ist: die Weite, die Forderung nach großem Stil der Dinge und Menschen, den Wunsch zur Üppigkeit, das Verlangen nach Verschwendung. In seiner Hauptstadt, in Stockholm aber hat sich Schweden den vollkommensten und verpflichtendsten Ausdruck seines Wesentlichen gegeben. Alle Schönheit, die der skandinavische Norden hervorgebracht, alle Schönheit der Landschaft, der Frauen, der Paläste, der stolzen Erinnerungen sammelt diese eine und einzige Stadt.

Und hier ist, wie ein neuerer Schriftsteller richtig bemerkt, eine der Achsen der germanischen Welt in vollendeter Stilreinheit und Eigenart sichtbar geworden, was sonst nur in Amsterdam, London, Wien und der Schweiz geschieht — immer dort, wo Wege in andre Kulturkreise hinüberführen.

Meeresgruß

Oft von fernen Meeren,
Die ich nie geschaut,
Kommt ein Hauch gezogen,
Streichelt runde Beeren,
Silbern übertaut,

Läßt die grünen Bogen,
Wo die Amseln flöten,
Heben sich und senken,
Läßt in stillen Nöten
Mich, den Enggebannten,

An die unbekannten
Fernen Meere denken. —
Grüßt das Meer im Walde,
Wenn die Winde wehen,
Grüßt es auch die Halde,

Wo die Kreuze stehen,
Wo die Stürme schlafen
Und das wilde Blut,
Wo im engen Hafen
Schiff an Schifflein ruht.

Karl Berner



Elfriede Jungk: Sonniger Wintertag in St. Moritz

Von Kunst und Künstlern

Otto Arndts: Winter in der Schweiz (vor S. 545) — Elfriede Jungk: Winterabend in Savognin (vor S. 477) und Sonniger Wintertag in St. Moritz (S. 575) — Peter Kálmán: Prozession (vor S. 501) — Paul W. Ehrhardt: Im Hause (vor S. 509) — Franz Pforr: Sulamith und Maria (vor S. 537) — Karl Caspar: Mutter und Kind (vor S. 577) — Wilhelm Roeder: Caritas (vor S. 517) — Gertrud Knobloch: Kinderkopf (vor S. 521) — Max Schenke: Hochseeflugzeug (S. 577) — Josef Limburg: Kriegspferdebrunnen (S. 578) — Die Attische Göttin (vor S. 485)

Unsre neueste Kunstentwicklung hat den Begriff der »Schule« im Sinne einer bestimmten, durch einen überragenden oder einflußreichen Meister geprägten künstlerischen Gesamthaltung fast ausgemerzt. Die Individualitäten wuchern heute dermaßen, daß jeder sozusagen sein eigner Meister ist, daß der Spruch Goethes:

Ein Quidam sagt: Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle ...

nie zuvor eine so umfassende Geltung gehabt hat wie heute. Muß es da nicht von vornherein für einen Künstler einnehmen, wenn er, wie Otto Arndts, freimütig bekennt: Ich habe die entscheidende malerische Anregung, habe Ziel und Richtung, habe mein Schicksal als Maler von Prof. Eugen Bracht empfangen? Freilich nennt er damit den norddeutschen Landschaftsmeister, der vielleicht innerhalb der letzten drei oder vier Jahrzehnte als der einflußstärkste Lehrer zu bezeichnen ist. Es gab um die Jahrhundertwende, als der damals zwanzigjährige Arndts auf dem Umwege über die Rechtswissenschaft nach Berlin kam, dort eine recht starke Malervereinigung, den »Märkischen Künstlerbund«, dessen Mitglieder sich aus Schülern Brachts zusammensetzten und ihre Jüngerschaft mit Stolz zur Schau trugen. Arndts ist als junger Mann in Paris gewesen, hat bei Lefebvre in der Akademie Julian studiert, hat in München bei Herterich und Marr, in Dresden bei Bantzer gemalt, aber in sein eigentliches Fahrwasser ist er erst wieder gekommen, als er Meisterschüler bei Bracht wurde. Hier empfing er seinen letzten künstlerischen Schliff, von hier aus tat er 1910 den Schritt zur Selbständigkeit. Sein Hauptstudienfeld wurde fortan das Gebirge; je größer und gewaltiger die Natur, desto mehr hatte sie ihm zu geben. Dann kam der Krieg; fast fünf Jahre lang war Arndts »draußen« in soldatischem Dienst, nicht etwa als Kriegszeichner. Was er künstlerisch zu sagen hat, soll sich nun erst zeigen, nachdem er abermals fünf Jahre lang mit redlichster Mühe um die Vervollkommnung seines

Künstler- und Menschentums gerungen hat, denn beides ist nach seiner ernsten Berufsauffassung nicht zu trennen.

Als Hochgebirgsmalerin, insbesondere als Malerin des winterlichen Hochgebirges fühlt sich auch die Berlinerin Elfriede Jungk, seit sie ihrem Landschaftsstudium vor zehn, zwölf Jahren bei dem Schweizer Maler Hans Beatus Wieland in München den Abschluß gegeben hat. Denn er war es, der sie zuerst die malerische Schönheit des farbigen, leuchtenden Schnees sehen und erfassen lehrte. Diese Schönheit in ihren unendlichen Abschattungen und Belichtungen auf die Leinwand zu bringen, füllt seitdem ihr Streben aus: im Sommer die Gletscher, im Winter die tiefverschneiten Berge der Schweiz, Tirols und Oberbayerns — immer neue Motive schenkt ihr das Gebirge, immer neue zeichnerische und malerische Reize weiß sie zumal den Schneelandschaften abzugewinnen.

In der »Prozession« haben wir eine neue der starken koloristischen Leistungen vor uns, durch die der in München heimisch gewordene Ungar Peter Kálmán in jeder der dortigen großen Kunstausstellungen die Blicke auf sich zieht. Schon Braungart hat in seinem Aufsatz über den Maler (Dezemberheft 1922) gerade die farbigen Reize der Kálmánschen Bilder hervorheben müssen; seitdem hat sich bei Kálmán diese Freude am Saft und Glanz der Farbe noch verstärkt — eine Art schöpferischen Heimwehs, möchte man glauben, nach der ungarischen Heimat. Dort ist sicherlich auch die Eingebung zu dem Prozessionsbilde empfangen worden, während Kálmán auf der Motiven- und Kostümsuche früher mehr den Spuren Leibls folgte und die oberbayrischen Typen und Kostüme bevorzugte.

Von Paul W. Ehrhardt ein neues Innenraumbild. Von den vielen, die er gemalt hat, vielleicht das einfachste, stillste und innerlichste. Ein wenig zuviel Wand, denkt man wohl zunächst. Bald aber fühlt man, daß nicht zuletzt von dieser großen ruhigen Fläche der Friede ausgeht, der dies Bild erfüllt. »Im Hause« — ja, wie eine sichere, den Lärm und Streit der Welt abwehrende Schale umschließt das Haus diese in sich versunkene, von einer unsichtbaren Wolke stillen Glücks oder süßer Hoffnung umhüllte Frau. Verse Chamissos oder Storms gehen uns durch den Sinn; so lyrisch ist dies Bild, so deutlich läßt sich auch im Schwarzweiß die Vornehmheit der Koloristik ahnen, daß man in unsrer Wiedergabe nicht mal die Farbe vermißt.

Über Franz Pforrs auch historisch höchst merkwürdiges Gemälde »Sulamith und Maria« spricht der Besitzer des Originals in einem besonderen kleinen Aufsatz des Heftes. Hier möchten wir nur noch hinzufügen, wie Richard Hamann, der Verfasser der im letzten Heft besprochenen Geschichte der deutschen Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus (Leipzig, Teubner), über das geheimnisvolle Werk urteilt: »Es ist kein kirchliches Bild, aber mit kirchlichen Anklängen, dem gotischen Rahmen, der Madonnenauffassung Marias, und mit Anklängen an Raffael und Perugino. Es ist auch kein altdeutsches Bild, aber mit Anklängen an Altdeutsches, Gretchen im Faust und Dürers Gehäuse. Es ist eigentlich ein ganz naturalistisches Biedermeierbild, ein Mutteridyll in italienischer Landschaft und ein Interieur mit einem Mädchen bei der Toilette. Aber über dieses hübsche freundliche Idyll und Genrebild legt sich ein fremder Ernst, der gotische Rahmen, der Landschaft und Zimmer beengt und einem als Einheit gemeinten Raum eine Teilung in gleiche Felderbreite und eine unnatürliche Perspektive vorschreibt, ein gewollt zaghaftes, ungelenkes, schüchternes Wesen und eine poetische gedankenhafte Beziehung. Die Freunde und Liebhaber der Mädchen sind als Joseph und Johannes hinzugefügt, eine Freundschaftsgeschichte und Selbstbiographie ist zur Legende umgeformt und in eine Zeichensprache umgesetzt, wie bei Schülern, die sich eine Geheimsprache ersinnen. Der eigentliche Reiz des Bildes liegt nicht im Bilde, sondern in der Spannung zwischen unbegrenztem, besonderem Leben und einer verpflichtenden, einengenden Form.«

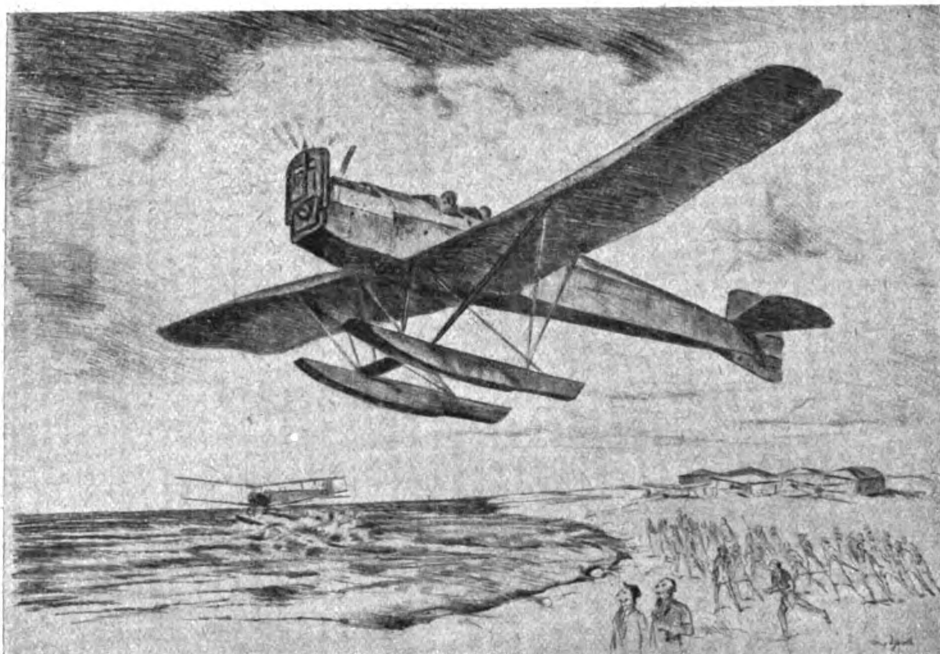
Karl Caspar, der uns aus der letzten Frühjahrsausstellung der Berliner Akademie zur farbigen Wiedergabe sein Gemälde »Mutter und Kind« überlassen hat, unterbricht hier die Schöpfungen seiner religiösen Monumentalmalerei, die ihm das künstlerische Gepräge geben, durch eine weltliche Darstellung, die aber immer noch etwas von seiner religiösen Grundauffassung und seiner Monumentalmalerei durchscheinen läßt. Caspar, 1879 in Friedrichshafen am Bodensee geboren, hat seine früh hervortretende Begabung für große monumentale Form vornehmlich durch ein gründliches Studium Giottos ausgebildet und vertieft. Doch wußte er sich daneben eine durchaus moderne Farbengebung anzueignen, so daß seine gereiften Arbeiten einen gesunden Fortschritt in der religiösen Malerei bedeuten. Die lockere, aus der Natur gewonnene, aber geistig verklärte Koloristik begleitet ihn auch in seine allegorischen Darstellungen (Abundantia, Flora, Melancholie u. a.), in seine Landschaften aus der Schwäbischen Alb und in seine Bildnisse.

Noch einmal begegnet uns das unerschöpfliche menschlich-religiöse Motiv Mutter und Kind in der Plastik »Caritas« von Wilhelm Roeder. In der behütenden, sich hingebenden und aufopfernden Liebe der Mutter für ihre Kinder faßt hier der Künstler den vielfältigen Begriff der Barmherzigkeit und Wohltätigkeit zusammen. Er denkt sich dies Werk für ein Kinderheim etwa als Wandbrunnen in gebranntem, glasiertem Ton, denn es ist »angewandte« Kunst, nicht nur im



Karl Caspar: Mutter und Kind

Aus der Frühjahrsausstellung 1925 der Akademie der Künste zu Berlin



Max Schenke: Hochseeflugzeuge

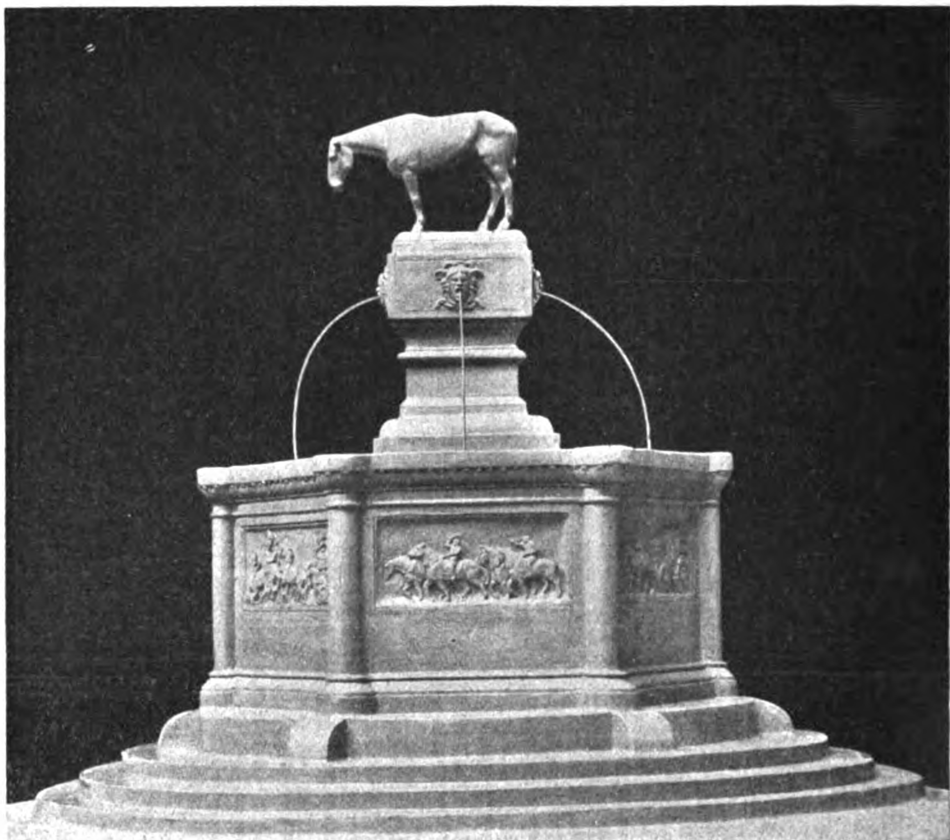
kunstgewerblichen Sinne, sondern auch insofern, als es für lebendige, fruchttragende Wirkung auf Herz und Gemüt der Betrachter gedacht ist. Gerade bei dieser Schöpfung sollte es uns freuen, wenn sie durch die Veröffentlichung in Westermanns Monatsheften — wie das bei andern Werken schon öfter geschehen ist — ihrer praktischen Bestimmung zugeführt werden würde. Roeder, 1882 in Heiligensee (Kreis Niederbarnim) geboren, lebt seit Jahrzehnten in Berlin.

Der Kinderkopf (in Rötel) von Gertrud Knobloch begleitet den Aufsatz von Friedensburg und findet dort seine Würdigung.

Die hier im Text (S. 577) wiedergegebene Radierung »Hochseeflugzeuge« von dem Dresdner Max Schenke ist das Blatt eines von der Bildnismalerei ganz zur Zeichnung übergesiedelten Graphikers. Unter seinen Arbeiten nehmen die Radierungen für Bücherzeichen einen bedeutenden Raum ein, und wie schon hier gelegentlich das Spukhafte, Geheimnisvolle und Übersinnliche aufleuchtet, so verweilt er auch in seinen Buchillustrationen, z. B. für die Erzählung »Die Nacht des Inquisitors« von Georg von der Gabelentz, für Novellen von Poe und E. Th. A. Hoffmann, gern in diesem Zwischenreich, das der Phantasie des Künstlers so viel Raum und Bewegungsfreiheit gönnt. Mit der hier abgebildeten Radierung, dem ersten Blatt eines Zyklus von Flugzeugdarstellungen, hat sich Schenke einem für ihn ganz neuen Gebiet, dem technischen, zugewendet. Bemerkens- und rühmenswert daran ist die vollkommene Einheit technischer Treue und künstlerischer Wirkung.

Josef Limburgs Entwurf zum Kriegspferdebrunnen (S. 578), dem treuesten Kameraden des Soldaten gewidmet, stellt ein mit seinen letzten Kräften zum erquickenden Wasser strebendes Pferd dar, ein Bild der Erschöpfung, aber ein Bild der Treue und des Gehorsams auch noch am Rande des Todes. Die Reliefs der Seitenwände beschäftigen sich mit der verschiedenen Verwendung des Pferdes im letzten Kriege.

Die viel erörterte Erwerbung der Attischen Göttin für die Staatlichen Museen in Berlin ist jetzt trotz des Kaufpreises von einer Million Mark zur Tatsache geworden. Der Preis ist hoch, zumal für uns und in dieser Zeit bitterster Künstlernot, aber es handelt sich nach der Überzeugung des Geheimrats Prof. Dr. Theodor Wiegand, der sich hauptsächlich um den Ankauf bemüht und für ihn eingesetzt hat, sowie andrer namhafter archäologischer Autoritäten um ein durch hohes Alter und charaktervollen Kunst- und Seltenheitswert ausgezeichnetes Werk. Die Statue, aus einem einzigen Block pentelischen Marmors gebildet, ist überlebensgroß (zwei Meter) und zeigt am Gewand, an den Sandalen, dem Haar und der Krone deutliche Reste roter und gelber Färbung. Als die älteste, gut erhaltene Darstellung einer altgriechischen jugendlichen Frau, die wir kennen (aus dem 6. Jahrhundert v. Chr., etwa der Zeit Solons), steht sie an der Spitze der



Josef Limburg: Entwurf zum Kriegspferde-Brunnen

altertümlichen Plastik des Berliner Antikenmuseums und ist daher von höchstem kunstgeschichtlichem Wert. Bei der Stattlichkeit der Statue darf man annehmen, daß es sich um eine Göttin handelt, die einst im Halbdunkel eines Heiligtums aufgestellt war und zu der strengen Architektur ihrer Umgebung paßte. In der Hand hält die Dargestellte einen rotgefärbten Granatapfel, das Symbol des Werdens und Vergehens. Sie ist danach vielleicht als die Göttin Persephone aufzufassen, doch scheint auch die Deutung auf Aphrodite nicht ausgeschlossen. Über den kunstgeschichtlichen Wert der Statue hat sich am bestimmtesten Prof. Dr. Gerhard Rodenwaldt, der Generalsekretär des Archäologischen Instituts, ausgesprochen. Es gebe, meint er, kein Museum der Welt, das ein vergleichbares Werk enthalte, ein Werk, das so wie dieses eine ganze Phase der griechischen Plastik erhelle, und zwar eine Stufe, für die unsre Gegenwart tiefe Anteilnahme hat. F. D.

Stunde

Du rastest am begrünten Rand
Des Gartens, und die dunklen, stillen
Geheimnisse der Erde quillen
Durchs Werkzeug bis in deine Hand.

Und Erde, Ding und Ich sind eins,
Und Frieden ist mit diesem Bunde,
Und deinem Herzen schmeckt die Stunde
Wie nur der beste Becher Weins.

Du trinkst ihn langsam leer, und nichts
Berührt dich noch vom andren Leben.
Du fühlst dich mit der Erde schweben
Im ungemeßnen Raum des Lichts.

Will Scheller



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus dem »Apostelspiel« von Max Mell. Nach der Aufführung der Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin (Hans Thimig, Oskar Homolka und Helene Thimig)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Max Mell: Das Apostelspiel — Georg Kaiser: Die jüdische Witwe — Luigi Pirandello: Das Leben, das ich dir gab — Frank Stayton: Fäden — Potasch und Perlmutter 2. Teil — Edmond Rostand: Der junge Aar — Hennequin und Coolus: Die Alarmglocke — Louis Verneuil: Kopf oder Schrift — Die grüne Flöte und das javanische Wayang-Tandak — Eine neue Geschichte des deutschen Dramas

Eins der alten volkstümlichen Weihnachtspiele, wie sie namentlich in Tirol noch heute lebendig sind, auf eine Berliner Bühne zu bringen, sei's auch nur in der Adventzeit, getrauen sich unsre skeptischen Theaterleiter nicht. Aber einen Abglanz von der religiösen Dramatik, die hier und da emporblüht, möchten doch auch sie erhaschen, und da kommt es ihnen sehr zupaß, daß der Wiener Max Mell mit der glättenden, ausgleichenden und liberalisierenden Begabung, die dem Österreicher für solche Aufgaben in die Wiege gelegt ist, dem alten frommen Brauch und Stoff eine neue, heitere Wendung zu geben weiß.

Sein »Apostelspiel«, schon im vorvergangenen Sommer auf der Mariazeller Festspielbühne oft gegeben, bevor es Max Reinhardt nach Salzburg und Wien brachte, gebärdet sich zunächst ganz so, wie eins der echten auf christliche Moral und Erbauung bedachten Spiele: es beginnt mit einem Vorspruch, der den Zuschauern in altdeutsch schlichten Knittelversen zu Gemüte führt, daß sie selbst, wir alle daran schuld seien, wenn sich die christlichen Botschaften von der allgemeinen Menschenliebe und den Wundern des Glaubens auf dieser bösen Welt so schwer verwirklichen. An einem Beispiel solle ihnen gezeigt werden, daß das Wunder auch heute noch nicht ausgestorben, daß der Glaube, wenn er nur stark genug sei und sich nicht einschüchtern lasse, auch heute noch Berge versetzen, verirrte Herzen auf den rechten Weg führen und selber die Glückseligkeit ernten könne.

Dann hebt sich der Vorhang, und wir blicken in die enge Stube einer winterlich verschneiten Bauernhütte im Hochgebirge, wo der alte, schon etwas wunderlich gewordene Großvater an seinen Weidenkörben hantiert, während seine Enkelin Magdalene im Evangelium liest und sich voll kindlicher Einfalt so in die heiligen Geschichten vom Herrn Jesus und seinen Jüngern vertieft, daß sie zum kopfschüttelnden Erstaunen des Alten meint, der Heiland oder wenigstens seine Apostel könnten auch heute noch jeden Augenblick als Gäste unter ihr armseliges Dach treten. Und siehe da! ihr Glaube scheint wahr zu werden. Andre, minder gläubige Herzen und minder verklärte Augen würden zwar die beiden struppigen, in verschlissenes



Hans und Helene Thimig in Max Mells »Apostelspiel«
Originalzeichnung von Hans Freese

hänselt, da läßt er sich von seiner Wut hinreißen, ihr sein Kälbermesser an die Kehle zu setzen, freilich mit der tröstlichen Versicherung, er wolle den Heiland nachher schon bitten, sie wieder zum Leben zu erwecken, ihr Glaube werde ja wohl auch davor nicht zittern und zweifeln. Und wirklich, die kleine Glaubensriesin lacht auch jetzt noch: man wisse ja aus der Bibel, Herr Petrus sei ein gutmütiger Geselle und zum ernsten Blutvergießen gar nicht fähig. Das fährt doch auch diesem hartgesottenen Sünder in die Knochen. Nachdenklich mürrisch kauert er sich in die Ofenecke: ist doch ein eigen Ding, wenn man als Bösewicht auf solch unschuldvolles Vertrauen stößt!

Nun Magdalene mit dem andern, dem Sanfteren und Verträglicheren, sozusagen allein ist, wagt sie sich endlich mit der Frage heraus, die ihr schon lange auf dem Herzen gebrannt hat und die ihr keiner so sicher wird beantworten können wie er, der an des Herrn Brust lag: »Sag', wie ist das, wenn der Heiland einen liebt ...« Da brechen Quellen in ihm auf, die lange verschüttet waren, da schmilzt ein vereistes Herz und reißt den Spießgesellen, ehe der recht weiß und begreift, daß es auch in ihm schon zu tauen begonnen hat, mit sich fort in den Frieden der sternbesäten Winternacht. So gewiß sie keine Sendboten Gottes waren, so gewiß war für sie dies kindlich gläubige Mädchen einer, der ihre Seelen allein durch sein lauteres Vertrauen vor dem Verderben bewahrt hat. Wer möchte da nicht ans Wunder glauben?

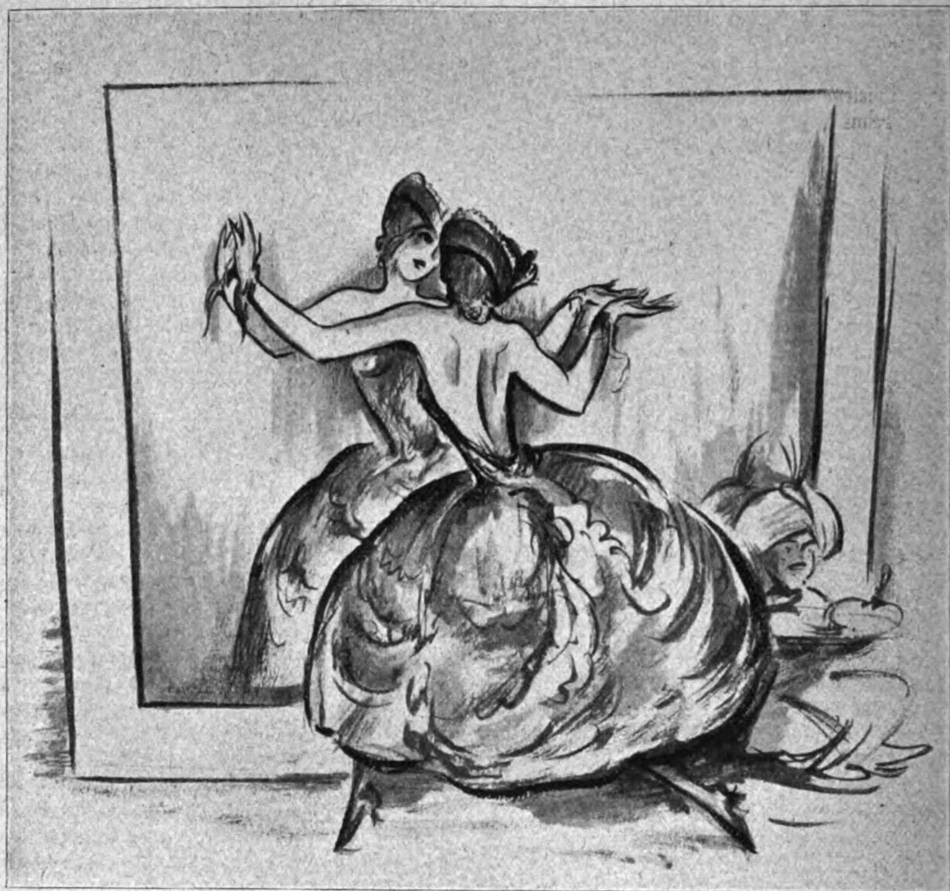
Es ist ein eigner mild-süßer Klang, eine behende Grazie, eine beschwingte Innigkeit in diesem kaum eine Stunde währenden Stück, und wenn es dem letzten entscheidenden Ernst auch immer wieder ausweicht, als traue es dem Boden nicht recht, über den es dahingleitet, so reicht es doch auch jener geckenhaften Selbstironie nicht den kleinsten Finger, durch die unsre in die Glaubenssphäre geratenden Skeptiker glauben ihre Überlegenheit beweisen zu müssen. Reinhardt bringt das pausenlos gespielte Stück in den Kammerspielen ohne alle Mätzchen, in dem reinen, klaren, naiven Legendenstil, der solchem Spiel geziemt, und zeigt einmal wieder, daß er auch in der Schlichtheit noch Meister sein kann. Freilich vermag er nicht zu verhindern, daß seine an ganz andre, schärfer und pikanter gewürzte Kost gewöhnten Berliner, wenn der Vorhang fällt, wie verdattert davor stehen, als wollten sie fragen: Gibt es denn so etwas noch in dieser Welt, darf so etwas noch gespielt

Feldgrau gekleideten Gesellen, die sich da in die Hütte schleichen, eher für wüste Landstreicher und wilde Mordbuben halten, die sie auch sind, wie sie uns, eine Weile allein gelassen, unverhohlen bekennen — das fromme Lenchen aber, das sich nun flugs Maria nennt, läßt sich in ihrem frommen Glauben nicht erschüttern: für sie sind es die Apostel Petrus und Johannes. Und während die beiden — Bolschewisten, Anarchisten oder Terroristen ist man sie nach ihren Reden zu nennen versucht — nach einer günstigen Gelegenheit schielen, die Hütte anzuzünden und ihre Insassen umzubringen (weiß Gott, warum und wozu), geht das Mädchen geschäftig hin und her, das Mahl für sie zu bereiten, wie sie's beim Evangelisten Lukas von ihrer biblischen Schwester Martha gelesen, und dann fängt sie an, zumal Johannes, Jesu Lieblingsjünger, nach diesem und jenem auszufragen, was ihr in seinem Evangelium nicht ganz klar geworden: wie's auf der Hochzeit zu Kana zugegangen, und wie Jesus es habe übers Herz bringen können, seine Mutter mit den Worten anzufahren: »Weib (sagte er wirklich Weib?), was habe ich mit dir zu schaffen?« Das ist eine allerliebste katechetische Fopperei, und der Zuhörer freut sich wie ein Schneekönig, wenn dem falschen Johannes dabei heiß und kalt wird und er wie ein Schuljunge, der seinen Lex nicht gelernt hat, unterm Tisch in seinem eignen Evangelium nachblättern muß, wie es denn eigentlich war und was er da geschrieben hat. Mit dem rauhborstigen Petrus, der einen wie in Schnaps gepökelten Dürerschen Apostelkopf auf breiten, plumpen Schultern trägt, ist schlechter Kirschen essen. Als ihn das Lenchen mit dem Knecht Malchus, dem er ein Ohr abgehauen, und mit dem Hahnenschrei

werden auf einer Bühne, wo sonst die Blasiertheit zu Hause ist?

Der Berliner Spielplan hat sich schon immer gern in launenhaften Extremen und Kontrasten bewegt. Einen so frechen Witz wie im Monat der Martinsgans hat er sich aber kaum schon erlaubt. Da gab das Volkstheater am Bülowplatz in einer recht gediegenen Aufführung Hebbels »Judith«, und an demselben Abend spielte das Theater am Schiffbauerdamm die Parodie oder Blasphemie dazu: Georg Kaisers »Jüdische Witwe«. Es ist das Erstlingsdrama dieses »vielgestaltigen Denkspielers«, bald fünfzehn Jahre alt und trägt die Eierschalen der Shaw-Nachahmung in der Manie der Heldenentblößung und Pathosverhöhnung so deutlich mit sich herum, daß wir stillschweigend darüber hinweggehen könnten, wenn nicht auch hier noch, zumal als das Berliner Polizeipräsidium Miene machte, das Stück zu verbieten, eine Glorifizierung versucht worden wäre. Kaiser, hieß es, wolle die Urkräfte, die den Menschen bewegen, ergründen, da müsse er zu allererst die Verlogenheiten, die der Eros dem Kulturmenschen aufzwingt, entlarven. So hole er sich aus der Bibel die Judith, die dem Bedränger ihrer Heimatstadt das Haupt abschlug, nicht um ihre Unerschrockenheit und Tapferkeit zu zeigen, sondern um die Triebfeder ihrer Erotik bloßzulegen. Darum das Nietzsche-Motto vor diesen fünf Akten: Oh, meine Brüder, zerbrecht, zerbrecht mir die alten Tafeln! Was soviel heißen soll wie: Es war alles ganz anders, als uns in den heroischen Phrasenbüchern der Geschichte überliefert worden ist. Diese Judith insbesondere — nichts als sexuelles Triebschicksal, nichts als Befriedigungsdrang ihrer enttäuschten Sinnlichkeit. Deshalb malt Kaiser in den schamlosesten Farben die »Ehe« der Zwölfjährigen mit dem unvermögenden Greise, den sie alsbald unter den Kissen erstickt, ihr vergebliches Liebesgirren um den verschnittenen Neger, ihren Badediener, samt ihrer unverfrorenen Zumutung an die Stadtväter, ihretwegen das Gesetz der Witwenschaft aufzuheben — nur um zu beweisen, daß dem armen Hascherl nichts andres übrigbleibt, als beim Feinde vor den Toren der Stadt zu suchen, was sie drinnen nicht haben darf. Aber da geht es ihr nicht besser. Holofernes ist ein Plumpsack, der ihr nur den hübschen Zärtling Nebukadnezar verscheucht, und was nützt es ihr gar, daß sie dem Ungeheuer den Kopf abhackt, wenn der andre vor der blutigen Trophäe spornstreichs davonläuft! Schließlich kommt sie im Tempel beim Oberpriester in aller Gemächlichkeit zu dem, was ihr fehlte, und nun hat die liebe Seele Ruh'. Der literarisch-satirische Wert des Stückes, auch nur an Nestroy gemessen, ist gleich Null; die Langeweile, die es ausströmt, läßt sich auch mit sechsstelligen Ziffern nicht erschöpfen. Hieß es aber von Nestroy schon, wenn der an einer Rose röche, fange sie an zu stinken, so würde uns bei den Nacktwitzen der »Jüdischen Witwe« Kloakenduft in die Nase steigen. Doch damit, denk' ich, wollen wir uns verschonen und ruhig warten, bis solch ein Bovist an seiner eignen Hohlheit platzt. Lange kann es nicht dauern.

Je mehr wir von Luigi Pirandellos, wie es heißt, in die Dutzende gehenden Stücken zu sehen bekommen, desto fragwürdiger erscheint uns seine Bedeutung. In der dreiaktigen Tragödie »Das Leben, das ich dir gab« (deutsch von Hans Jacob; Berlin, Alf Häger) hat er sich, diesmal ohne Maskenspiel, an das Mysterium des Todes gewagt. Um auch damit nur zu spielen. Oder was ist es anders, wenn eine Mutter, in deren Armen eben der nach siebenjähriger Abwesenheit als ein gänzlich Veränderter zurückgekehrte Sohn sein Leben ausgehaucht hat, sich und ihrer Umgebung den Trugwillen aufzuzwingen sucht, er lebe in der früheren, ihr vertrauten und lieben Gestalt weiter, gehalten und getragen von ihrem Leben, das ihm einst das seine gab und es also auch weiter umschließt, solange es selber dauert. Erinnerung tut es nicht, der Tote soll fortleben wie in Fleisch, Blut und Wirklichkeit, und alles ringsum soll sich dem fügen. Wie der Marchese in Pirandellos »Heinrich 4.« seiner Umgebung das Gebot auferlegt, sich um ihn, den eingebildeten römisch-deutschen Kaiser des elften Jahrhunderts, als sein Hofstaat zu scharen und zu benehmen, so fordert Donn' Anna Luna von ihrem Hause, von der Geliebten ihres Sohnes, deren Mutter und deren Kindern, daß sie den Toten als Lebenden gelten lassen, daß sie ihn mit ihrer lebendigen Liebe am Leben erhalten, so wie er vor seinem Abschied vom Mutterhause war. Aber sie muß erfahren, daß die andern, zumal die Geliebte, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt, ihn anders sehen als sie, daß ihre Kraft nicht ausreicht, auch ihnen ihren Willen aufzuprägen. Der Bannkreis des Wahns ist durchbrochen, und nun endlich sieht auch die Mutter des Toten ein, daß es gegen die Naturgesetze keinen Widerstand gibt, daß auch sie sich ihnen ergeben muß. Der Pfarrer hat recht behalten mit seinem Bedenken, daß man sich verirren kann, wenn man sich so weit wie diese Schmerzensmutter von den andern und ihren Gebräuchen entfernt, daß man eines Tags in seiner »heiligen« Einsamkeit und Fremdheit keine Gefährten mehr für seinen Schmerz findet ... Das Stück ist eine einzige ekstatische Nänie, fast ein in hellseherischem Delirium herausgeschleuderter Monolog der Mutter, dem die andern, auch die Geliebte des Sohnes, nur die Stichwörter, den Antrieb und die Abtönungen geben. Seine subjektive Gefühlsehrlichkeit soll nicht bestritten werden; noch weniger aber läßt sich der grundlegende Gefühlsunterschied übersehen, der sich hier zwischen romanischem und germanischem Empfinden auftut. An die Seele gegriffen hat uns der wortreiche, sich selber glossierende Schmerz



Spiegeltanz: Katta Sterna und Maria Solveg (Lessingtheater in Berlin) Originalzeichnung von Hans Freese

dieser Niobe schon deshalb nicht, weil uns hinter all ihren Gefühlsausbrüchen die starre Maske der Antike anblickt. Wir wissen nicht, wann dies Stück entstanden ist. Vielleicht schon vor langen Jahren, wie ja die Entstehung der meisten Pirandelloschen Dramen weit zurückliegt. Möglich also, daß er sich als Darstellerin der Donn' Anna keine Geringere als die Duse gedacht hat, die der Rolle aus ihrem eignen Leben sicherlich vieles hätte hinzugeben können. Der Berliner Darstellerin in der Aufführung des Renaissancetheaters fehlte für diese mystisch-elegische Tragik des »heiligen Egoismus« so gut wie alles.

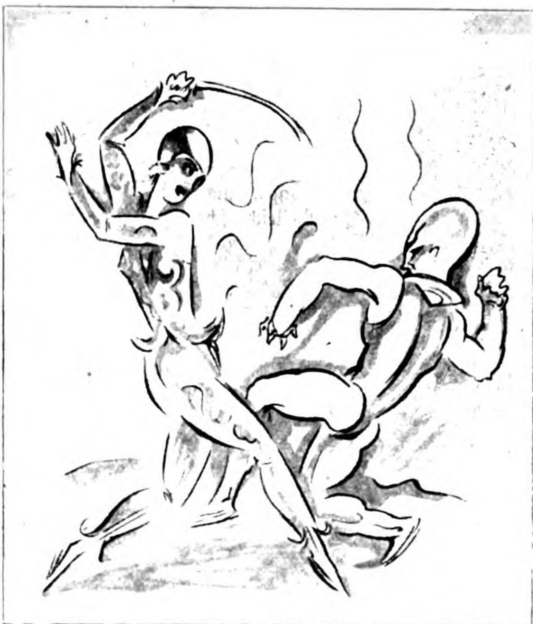
Die Rührung, der Pirandello durch die statuarische Haltung seiner Hauptperson zu wehren weiß, quillt desto reichlicher in einem aus England oder Amerika kommenden Familienstück auf, das drüben »Die große Pause«, bei uns im Wallnertheater ziemlich unverständlich »Fäden« heißt. Sein Verfasser Frank Stayton, einer von den Ausgleichern und Begütigern, die jetzt nach Wilde, Shaw und Chesterton in den angelsächsischen Ländern Boden gewinnen, lehnt sich an den alten verschwisterten Odysseus- und Enoch-Arden-Stoff an: ein nach siebzehnjähriger unschuldig verbüßter Zuchthausstrafe Heimkehrender, der längst als tot gilt und im Hause einen Stellvertreter vorfindet, wirbt von neuem um die Liebe seiner Frau, stößt den Nebenbuhler aus dem Nest und erobert sich schließlich mit Hilfe der vorurteilslosen jungen Generation seine alte Stellung zurück. Er benimmt sich bei diesem heiklen Geschäft außerordentlich anständig und gesittet; nur einmal schäumt seine Bitterkeit und soziale Gerechtigkeitswut auf: als sich nämlich herausstellt, daß der Schwiegervater seines Sohnes der Richter ist, der damals ihn, den Unschuldigen, leichtfertig verurteilte. Sonst ist alles in Watte gehüllt und mit Tränenwasser erweicht. Selbst die Kinder, die sich nach dem Gesetz der neuen Generation anfangs so kühl und klar gebärden, fallen im dritten Akt in die landesübliche, angestammte Sentimentalität zurück. Uns könnte dies sauber und anständig gearbeitete Stück allenfalls die Lehre erteilen, daß die Welt der bürgerlichen Schicksale und Konflikte auch heute noch nicht unfruchtbar ist, und daß

auch unsre vielfach so verstiegene Dramatik wohl daran täte, dort einen Hafen zu suchen, wo sich vor neuen Hochflügen Atem schöpfen ließe. Die Schauspieler, wie sich hier an Winterstein und Else Heims zeigte, hätten wir dazu.

Das goldene Gemüt, die Gefühligkeit und Wehmütelei ins Amerikanisch-Jüdische übertragen, und wir haben »Potasch und Perlmutter«, die von Glaß und Goodman dramatisierte Geschichte von den beiden ewig zankenden, einander stets wieder versöhnt in die Arme fallenden Kompagnons, die früher in Damenmoden, jetzt im Film machen. Was im ersten Teil, als er vor vier Jahren zu uns kam, noch einen gewissen rassenpsychologischen Reiz hatte, ist jetzt zum baren, blanken Schwank geworden und kann auch durch einen Schauspieler wie Paul Graetz, dem die Rolle des Potasch wie auf den Leib geschrieben ist, nicht vor der Possenhaftigkeit geschützt werden. Wenn wir vernehmen, daß auch noch dieser zweite Teil drüben in den U. S. A. drei Jahre lang von vier Schauspielertruppen unausgesetzt gespielt worden ist, so fällt es uns schwer, nicht ein wenig kulturhochmütig zu werden.

Die Franzosenfreundlichkeit unsrer Berliner Bühnen ist jetzt glücklich so weit gediehen, daß man glaubt, uns, entgegen dem offenkundigen Mißerfolg in Frankreich, selbst Rostands über 25 Jahre alten »L'Aiglon« aufzwingen zu können, nur weil es sich Klabund hat einfallen lassen, ihn durch eine neue vers- und reimgewandte Verdeutschung zum »Jungen Aar« herauszuputzen. Vielleicht aber steckt noch etwas Tieferes hinter diesem Wiederbelebungsversuch des Lessingtheaters: nämlich die von unsrer gegenwärtigen Dramatik, soweit sie auf die Bühne gelangt, unbefriedigte Sehnsucht, im Theater wieder buntbelebten Szenen und Schauplätzen zu begegnen. Daran freilich fehlt es in diesen sieben Bildern vom Leben und Sterben des Napoleonsprößlings nicht. Die kaiserliche Familie, der Wiener Hof, Ehrendamen der Marie Louise, Garde des Kaisers, Masken und Dominos, Metternich, Gentz und Fanny Elßler, Verschwörer, Kammerdiener und Lakaien — der Apparat des großen historischen Schauspiels läßt nichts zu wünschen übrig. Wo aber bleibt der Held, der dramatisch-tragische Charakter? Im Cyrano de Bergerac war ein Zug heldenhaften Duldens und Handelns; aus diesem »pauvre enfant«, dem schwächlichen Fränzchen, das im Schatten des väterlichen Ruhmes verkümmert, läßt sich mit allem Aufgebot patriotischer Tiraden kein historischer Held formen. Aller Elan, den Rostands an Victor Hugo genährtes Pathos aufbringt, geht in die Nebenschößlinge der Handlung; ihr Stamm, der ohnmächtige Versuch des Herzogs von Reichstadt, sich auf den napoleonischen Thron zu schwingen, verdorrt und verwelkt, lange bevor sich Franz als Einundzwanzigjähriger zum Sterben niederlegt. Eine Szene ist in dem Stück, die uns auch noch heute das Blut schneller durch die Adern treibt: wenn der Grenadier Flambeau (zumal in der saftigen Verkörperung, die ihm Oskar Homolka gibt) mit flammenden Worten die zähe, unermüdliche Tapferkeit des gemeinen Feldsoldaten preist, wenn er schildert, wie sein angebeteter Kaiser nur unter der Hetze der ganzen Welt zusammengebrochen ist. Da ist echtes französisches Feuer, ist die hinreißende, bezaubernde Rhetorik dieses Volkes, der kein Ohr und Herz so leicht widersteht. Sie jetzt aber auf einer deutschen Bühne widerhallen zu lassen, ist der Zeitpunkt ebenso schlecht gewählt wie für die Erneuerung dieser ganzen vom Trick und Effekt lebenden Requisitenkunst.

Mit den Pariser Lustspielen und Schwänken, die unsre Bühnen immer aufs neue bevölkern, will ich die Leser nicht behelligen. Nur so viel, daß der schon früher beobachtete Zug zur bürgerlichen Anständigkeit sich fortzusetzen scheint. Symbolisch dafür ist die »Alarmglocke« von Hennequin und Coolus, worunter die sich regelmäßig bei erotischen Versuchungen als Warnungssignal einstellenden Gichtanfälle eines Lebemannes zu verstehen sind; symbolisch dafür ist auch die Bekehrung zu edler Reue und uneigen-



Katta Sterna und Ernst Matray in der »Grünen Flöte«
(Lessingtheater in Berlin)
Originalzeichnung von Hans Freese

nütziger Hilfsbereitschaft, die Louis Verneuil an einem alten eingefleischten gräflichen Liebesroutinier vollzieht.

Auf seinem alten Lieblingswege zum Bildhaften, Musikalischen und Tänzerischen hat Reinhardt letzthin die schon vor Jahren gespielte Ballettpantomime »Die grüne Flöte« wieder aufgenommen, ein auf die Flügel Mozartischer Musik gesetztes chinesisches Zauber- und Hexendramolett mit befreiendem und beglückendem Ausgang für die gefangenen Prinzen und Prinzessinnen. Weit besser als damals kann er jetzt mit choreographisch ausgebildeten Kräften der von ihm mitbegründeten Internationalen Pantomimengesellschaft, zu der als Hauptkräfte Ernst Matray, Katta Sterna und Maria Solveg zählen, den phantastisch verschlungenen, bald grotesken, bald lieblich zarten Linien dieses orientalischen Tanzspiels folgen. Leider ging es dabei nicht ganz ohne Stilwidrigkeiten ab. Zwar den zärtlich-anmutigen Spiegeltanz der durch ihre Kunst schwesterlich verbundenen Sterna und Solveg wie auch das Marionettenspiel »Das Leben hängt an einem Faden« mit der Musik von Muffat konnte man sich als Begleitung der »Grünen Flöte« wohl gefallen lassen; die schrillen Dissonanzen und burlesken Grimassen des Straßenbildes vom Broadway in Neuyork aber lieferten einen so harten Auftakt, daß sie auch kontrapunktisch betrachtet die Gesamtstimmung nur störten.



Aus der »Grünen Flöte«
Originalzeichnung von Hans Freese

Nicht bloß völkerpsychologisch interessant war es, mit diesen durch die moderne Tanzstilistik gegangenen Vorführungen die javanischen Wayangspiele und Tandaktänze zu vergleichen, die uns im Künstlerhaus die Niederländische Gesellschaft darbieten ließ. Es waren Mitglieder der vornehmen javanischen Gesellschaft, wohl Prinzen und Prinzessinnen gar, die zum eintönig feierlichen Klang echter Schlaginstrumente und mit echten, spindelzart geschnittenen Figuren dies Schattenspiel aus der einheimischen Göttersage aufführten und uns Blicke in das strenge Heiligtum ihres Tanzkultus tun ließen. Denn nur als Huldigungen, Andachtsübungen und Gebete vor ihren Gottheiten sind diese Einzeltänze zu verstehen, aus denen alles Erotische und damit auch alles Aufgelöste, Wilde und Ekstatische verbannt ist. Der in farbenprächtige Gewänder gekleidete Oberkörper bleibt fast unbewegt, nur die Füße, mehr noch die Hände und die Augen sprechen in verhaltenen, genau vorgeschriebenen, edel und keusch abgestimmten Bewegungen. Etwas unendlich Banges, Zaghaftes und Scheues liegt in diesen kultisch-zeremoniellen Tänzen, als trügen die Tänzer unsichtbar ein kostbares, zerbrechliches Gefäß, das sie vor jeder unsanften und profanen Berührung hüten müßten, wie auch sie selbst sich mehr nach innen zurückziehen als sich ausgeben. Wir Europäer werden das letzte Geheimnis dieser altüberlieferten Tanzkultur schwerlich enträtseln.

Den Rest der Seite möchte ich benutzen, um mit Nachdruck und warmer Empfehlung auf ein Buch (München, C. H. Beck) hinzuweisen, worin zum erstenmal »Das deutsche Drama« in seinem geschichtlichen Werden und Wachsen dargestellt wird. Robert F. Arnold hat es in Verbindung mit Julius Bab, Alb. Ludwig, Friedr. Michael, Max J. Wolff und Rud. Wolkan geschrieben, geschrieben nicht für Gelehrte, sondern für den Allgemeingebildeten, der weiß, daß in der dramatischen Literatur, mag sie zeitweise verdunkelt sein, das geistig-künstlerische Schaffen der Nation immer wieder am lebhaftesten und zündendsten ausstrahlt. Eine eingehendere Würdigung des bedeutsamen Werkes bleibt vorbehalten.

Literarische Rundschau

Deutsche Landschaften, Städte und Kulturen

Seit wir fliegen können, hat sich der von jeher in uns gepflanzte Drang, Länder, Städte, Siedlungen und Kulturen aus erhöhter Überschau zu betrachten, noch verstärkt. Hans Thoma hat diesen menschlichen Sehnsuchtsdrang in einer kleinen tiefsinnigen Zeichnung verkörpert: auf dem Rücken eines mächtigen Vogels segelt ein kindlicher Genius durch die Luft und schaut zwischen den Fittichen hinab auf eine ideale Landschaft. Diese Zeichnung nimmt sich das von Dr.-Ing. Erich Ewald bearbeitete, von dem Berliner Architekten H. de Fries in Gemeinschaft mit dem Deutschen Werkbund und der Deutschen Gesellschaft für Städtebau und Landesplanung herausgegebene Werk »Deutschland aus der Vogelschau« zum Leitbild (Berlin SW 48, Stollberg & Co.). Mit seinen Hunderten von Fliegeraufnahmen aus allen Teilen Deutschlands vermittelt uns dieses Panorama eine neue, oft ganz unerwartete Kenntnis des Vaterlandes, seiner Landschaftsbildung und Siedlung; inniger als zuvor fühlen wir uns durch diese Bilder mit der Heimaterde verbunden, vertiefter erkennen wir die Verwandtschaft zwischen Natur und Menschenwerk, mahnender treten die Aufgaben vor uns hin, die die »Kultur« der Heimat von uns fordert.

Die intimen künstlerischen Reize deutscher Landschaft, ihre Luft- und Lichtstimmungen, wie sie nur der Maler sieht, aber auch uns zu genießen lehren kann, umspielen uns in dem kleinen Album »Von der Landschaft« (Heilbronn, Eug. Salzer), dem der Münchner Maler Rud. Sieck 23 seiner freilich meist aus Bayern gewonnenen Aquarell- und Pastellskizzen anvertraut hat: in ihrer Zartheit und Duftigkeit, die doch der charakteristischen Zeichnung nicht entbehrt, ganz entzückende Blätter! Von Stifter und andern klassischen Landschaftsschilderern sind begleitende Texte dazu ausgewählt.

Ganz als Landschafter begegnet uns auch der Nürnberger Hermann Gradl in dem Bilderprachtwerk, das ihm der Verlag von Walter Hädecke in Stuttgart mit lobenswerter Freigiebigkeit ausgerüstet hat, nachdem wir ihn früher schon als mehr genrehaft eingestellten Maler-Romantiker kennengelernt haben. Auf 64 großen Bildertafeln in ein- und mehrfarbigem Lichtdruck bringt dieser Band »Deutsche Landschaften« in einer erstaunlichen Motiv- und Stimmungsfülle: Oberbayern, Franken, Odenwald, Böhmerwald, Schwaben und Schweiz, Chiem-, Würm- und Ammersee — das sind nur ein paar der Landschaften, denen Gradl ihre Romantik ablauscht. Denn Romantiker ist er auch hier, ja hier erst recht. Herm. Uhde-Bernays, mit der Einleitung beauftragt, findet für Gradls Kunst die Formel: »Ein künstlerisches Evangelium, das sich auf sein frohgemutes und freies Bekenntnis zu der Schönheit unsrer deutschen Heimat stützt, ist in dieser innerlichen Glückseligkeit ein vollgültiges Zeugnis für seine germanisch-romantische Weltanschauung.«

Eine Rundfahrt um den Bodensee längs seiner Gestade und alten Kulturstätten unternimmt ein Quart-Album aus dem Verlag der Union in Stuttgart. Otto Hoerth, schon durch sein Bodenseebuch bekannt, hat einen knappen, dichterisch beschwingten Text dazu geschrieben; die eigentliche Führung aber leisten die 115 schönen, in Tiefdruck wiedergegebenen Landschaftsbilder, die, in Lindau beginnend, das ganze Ufer des »schwäbischen Meeres«, auch des Untersees, abstreifen und schließlich in Bregenz enden.

Schloß Meersburg, die alte Felsenburg am See, war das Dichterheim Annette von Droste-Hülshoffs, wo sich ihre Begabung erst zur Reife durchrang, wo auch ihr Leben schicksalvolle Wandlungen erfuhr. Deshalb ist dies der rechte Hintergrund für eine nach innen spürende Charakteristik, wie Thekla Schneider, eine Freundin der beiden Nichten Annettens, sie in ihrem Buch »Schloß Meersburg am Bodensee« (2. erweiterte und verbess. Aufl.; Friedrichshafen, Aug. Linde) auf Grund enger Vertrautheit mit der geweihten Stätte zu geben weiß. Keine erschöpfende Biographie der Dichterin, aber ein mit warmen Farben gemaltes Charakterbild, umrahmt von der altersgrauen Geschichte und der weiten Landschaft Meersburgs, belebt von den biographischen Umrissen der andern Schloßbewohner und von mannigfachen Ansichten.

Schwaben, von alters her eine feste Burg deutscher Dichtung und Kunst, deutscher Tapferkeit und Freiheitsliebe, hat doch auch früh schon und mehr als andre Stämme dem deutschen Drang in die Ferne gehuldigt. »Ist nicht ein guter G'sell aus Beblingen hie?« fragte der Schwab, der eben in Asien an Land gestiegen war. Diesen Ausheimischen, die — heute erst recht wieder — Vaterland, Freundschaft und Familie verlassen müssen, um in der Fremde ihr Glück zu suchen, wird von zwei gutschwäbischen Männern und Dichtern, August Lämmle und Hans Reyhing, wie ein Stück unaufzehrbaren Brotes aus Mutterhand, das Schwabenbuch »Herz der Heimat« gereicht, eine Sammlung schwäbischer Heimatdichtungen und -schilderungen in Vers und Prosa (Stuttgart, Verlag Silberburg). Da lacht Württemberg im heiteren Licht seiner Berge und Täler, seiner Menschen und Sitten! Neben einer fast rührenden Bescheidenheit in äußeren Dingen wird auf diesen 400, mit reizenden Zeichnungen von Gref, Nägele und Karl Stirner heimatlich geschmückten Seiten auch ein bedeutendes geistiges

Leben offenbar. — Das regsame, vielgestaltige Schwabenland wird ferner durch einen Sonderband der von Edw. Redslob herausgegebenen Sammlung »Deutsche Volkskunst« bedacht (Band 5; München, Delphin-Verlag); Text und Bildersammlung, 220 Aufnahmen vom Bauernhaus bis zum Tonkrug und Pfeifenkopf, sind von Karl Gröber in München.

Erlebtes und Erlauschtes aus Alt-Mergentheim, das noch an den schwäbischen Kulturkreis streift, aber schon in den fränkischen überleitet, bringt der Romanschriftsteller Ludwig Diehl in novellistischer Form; 25 Radierungen von Otto Probst und Wilh. Förster halten fast alle Schönheiten der Stadt und der Landschaft fest und geben dem äußerlich unscheinbaren Bändchen (Stuttgart, Chr. Belser) künstlerischen Wert.

Rothenburg, das vielgefeierte, mitsamt dem Taubertal, über dem es thront, empfängt eine neue Huldigung in einem Buch von Werner Köhler, der sich schon durch seine Brandenburgischen Fahrten einen Namen als Landschafts- und Kulturschilderer gemacht hat (Berlin, Franz Schneider). Auch die 190 Aufnahmen, durchweg künstlerisch erfaßte »Bilder«, die fern von den verbrauchten Postkartenmotiven eigne Pfade gehen, hat Köhler selbst beigesteuert. Besonders schön sind Weikersheim mit seiner höfischen Grandezza einer deutschen Miniaturresidenz, Wertheim mit seiner herrlichen Burgruine und Creglingen mit Riemenschneiders Marienaltar im Herrgottskirchlein vertreten.

In das alte Nürnberg entführen uns zwei Bücher, die mit den Mitteln dichterischer Nachempfindung und erzählender Kunst die Glanzzeit der Stadt im 15. und 16. Jahrhundert lebendig zu machen wissen. Unter dem Titel »Norika« hat schon vor bald hundert Jahren August Hagen eine Kette von Erzählungen geschrieben, in denen die berühmten Gestalten jener Tage auftreten: Dürer, Vischer, Krafft, Stoß, Pirkheimer, Hans Sachs u. a., verknüpft durch eine anmutige Liebesgeschichte. Dieses Buch, mit 26 Kunstblättern nach Renaissanceschöpfungen geschmückt, hat Arth. Schurig neuerdings in der Lehmannschen Verlagshandlung in Dresden wieder herausgegeben und damit die schon unsern Vätern und Großvätern wertvollen Erzählungen einer neuen verdienten Volkstümlichkeit zugeführt. — Aus dem Frühling deutscher Renaissance schöpfen auch die novellistisch-historischen Bilder, die Lu Volbehr in ihrem »Buch von Nürnberg« (München, Alb. Langen) entwirft. Zum Teil treten hier dieselben Personen auf wie in der »Norika«, nur daß die ungleich feinere Erzählungskunst unsrer zeitgenössischen Dichterin, einer geborenen Nürnbergerin übrigens, die etwas handwerkliche Art des ostpreußischen Professors der Kunstgeschichte weit hinter sich läßt.

Es wäre schlecht bestellt um eine Rundschau deutscher Kultur- und Landschaftsbücher, wenn die Rheinlande fehlten. Die Jahrtausendfeier hat ihnen aufs neue einen reichen Ehrenkranz gewunden. Da kam aus der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart das von Jos. Ponten und Jos. Windler herausgegebene Rheinbuch, eine Festgabe rheinischer Dichter, eingeleitet von Prof. Oskar Walzel, mit Beiträgen von Clara Viebig, Unruh, Reinacher, Bertram, Eulenberg, Wilh. Schäfer, Schmidtbonn, Hasenclever, Armin T. Wegener, Heinr. Lersch und vielen, vielen andern, die alle ihr Bestes der Heimat zu Füßen legen. Und dann stellte Otto Brües in Gemeinschaft mit landes- und kulturkundigen Mitarbeitern den Rhein in Vergangenheit und Gegenwart dar (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft). Da entfaltet sich in fünf Querschnitten ein Bild des rheinischen Wesens, seiner Tugenden und seiner Aufgaben im Rahmen des deutschen Gesamtreiches. Rheinisches Land und rheinische Menschen, Schicksalsfragen der rheinischen Geschichte, rheinische Dichtung und Geistesströmungen, Kunst- und Baudenkmäler am Rhein, rheinische Landwirtschaft und Industrie: fünf Abrisse des Westflügels unsers großen deutschen Hauses, die uns über sein Äußeres und Inneres schon Wesentliches genug sagen können, besonders dann, wenn die Worte überall von guten, künstlerisch wirkenden Bildern (260 Textbilder, 8 farbige Offsetdrucke nach Gemälden und Zeichnungen, 10 Kartenskizzen) begleitet sind. Dies Buch ist nicht bloß ein Bekenntnis zum Deutschtum, sondern auch zum Preußengeist: »Döberitz«, sagt der Herausgeber, »war nur ein entartetes Preußen. Ich liebe Preußen und hasse jene kümmerlichen Rebellen und Agenten, die mit geistlosen Gewaltmethoden ein sogenanntes selbständiges Rheinfrankenland auftragsweise einrichten wollen.«

Ganz besonders reich ist in letzter Zeit Dresden mit historischen und künstlerischen Darstellungen geehrt worden. Der Rat selbst hat »Das Buch der Stadt« herausgegeben (Industrie- und Verkehrsverlag in Dresden), das, von Prof. Paul Schumann redigiert, sach- und fachkundige Mitarbeiter über die verschiedensten Gebiete Dresdner Kultur sprechen läßt, über Stadtverwaltung, Siedlung und Wohnung, Wirtschaft und Unterricht, Kunst und Museen, Ausstellung und Verkehr, soziale Fürsorge und kirchliches Leben, um all diese Abschnitte mit vortrefflichen Abbildungen nach künstlerischen Schöpfungen oder erlesenen Aufnahmen zu durchwirken. — Gilt dies Buch vornehmlich dem gegenwärtigen Dresden, so ist es das »Alte Dresden«, das in den von Erich Haenel und Eugen Kalkschmidt mit Fleiß und Geschmack aus zwei Jahrhunderten gesammelten Bildern und Dokumenten auferstehen (München, Franz Hanfstaengl):

die Stadt des Barock und des Biedermeier, das eng begrenzte Leben der kurfürstlichen Residenz und die schon von mächtigem Verkehr durchpulste Königsstadt. An zeitgenössischen Schilderungen erleben wir mit, wie sich diese Stadt nach den Befreiungskriegen von den schweren Wunden der Kriegsjahre langsam erholt, durch Gewerbefleiß und Handel wieder aufblüht und zu einem Sammelpunkt des künstlerischen Lebens wird, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der materielle Aufstieg, technische Fortschritte und politische Kämpfe der jungen Großstadt das Gepräge geben und ihre Bedeutung als literarischer und künstlerischer Vorort Deutschlands verlorengeht. 220 Abbildungen nach meist unbekannten Vorlagen ersetzen dem Leser und Betrachter einen Gang durchs stadtgeschichtliche Museum. — Wer an intimeren landschaftlichen und architektonischen Reizen Gefallen findet, wer Blicke in Dresdner Gassen, Ansichten aus der Dresdner Heide, vom Jagdschloß Moritzburg, vom Lustschloß Pillnitz, aus dem Zwinger und insbesondere aus der Sächsischen Schweiz sucht, der wird seine Freude an zwei kleinen Mappen mit Bleistiftzeichnungen von Max Brückner haben, die bei Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf erschienen sind (»Die Stadt und ihre Umgebung« mit 10, »Die Sächsische Schweiz« mit 20 Blättern).

Die hier wiederholt angezeigten Kleinen Heimatbücher des Verlages Friedr. Brandstetter in Leipzig sind wieder um zwei Bände gewachsen, von denen einer dem Westen, der andre dem Osten Deutschlands gilt. Dem Ruhrland, also dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, dessen landschaftliche Schönheiten und historischer Charakter auch heute noch fast unbekannt sind, hat Paul Schneider, dem Riesen- und Isergebirge, also der schlesisch-böhmischen Grenzmark, Wilh. Müller-Rüdersdorf aus Schilderungen, Sagen, Geschichtstücken und Dichtungen den Kranz gewunden, in den dort Fritz Gärtner, hier Erich Fuchs, Friedrich Iwan, Walter Titz u. a. mit Radierungen und Federzeichnungen den Bildschmuck gefügt haben.

Auch die von Alb. v. Hofmann begründete Sammlung »Historische Stadtbilder« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hat einen Band getrieben: die Stadt Goslar wird von Paul Jon. Meier, dem Braunschweiger Museumsdirektor und Professor der Kunstgeschichte, auf streng wissenschaftlicher, durch eigne Forschungen vertiefter Grundlage, aber in lebendiger Darstellung nach ihren Bau- und Kunstdenkmälern, aber auch ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihren geologischen Bedingungen und Bergwerksbetrieben gewürdigt.

Doch der Harz, die Heimat so vieler Sagen und Märchen, käme nicht zu seinem Recht, wenn nicht auch der Dichter und Erzähler das Wort nähme. Das geschieht in den Harzbildern, die Johann Behnken im Schmuck vieler kleiner Federzeichnungen bei Westermann in Braunschweig erscheinen läßt. Hier wird unter manchem andern von der Prinzessin Ilse und vom grimmigen Grafen Bodo, vom Hexenritt in der Walpurgisnacht und von den Mönchen im Kloster Walkenried, vom heiligen Teich im Ostergrund und vom Wettermacher auf dem Brocken erzählt, alles in enger Verknüpfung mit der Landschaft, ihren innersten Schönheiten und wechselnden Stimmungen, in einer beseelten Sprache, die auch den Witz und Humor nicht verschmäht.

Ein Altmeister deutscher Landschaftsschilderer, kein Geringerer als Theodor Fontane, führt das Wort in den beiden Büchern »Das Oderland« und »Das Havelland«, denn hier haben wir den zweiten und dritten Band der in der Cottaischen Buchhandlung von den Söhnen des Dichters neu herausgegebenen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Im Mittelpunkt des »Oderlandes« steht die Lebensgeschichte wohl eines Dutzends märkischer Geschlechter, und aus dem Hintergrund erhebt sich die überragende Gestalt des Großen Kurfürsten; im »Havelland« wird die Landschaft um Spandau, Potsdam und Brandenburg geschildert, die Klöster Lehnin und Chorin, die Schlösser Oranienburg, Belvedere und Marquardt, die Sommersitze Paretz und Pfaueninsel öffnen den Schrein ihrer historischen Erinnerungen, und man weiß ja, daß sich Fontanes Darstellungskunst nirgends meisterhafter bewährt, als wenn sie Landschaft und Geschichte zu einem bilderreichen Teppich verweben kann.

Berlin gehörte für Fontane nicht mehr zur »Mark«; schon zu seinen Lebzeiten war es eine emanzipierte, davon losgetrennte, darüber hinausgewachsene Stadt. Andre nach ihm haben die Lücke, die er gelassen, auszufüllen gesucht. Für Alt-Berlin, wie es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit des Regierungsantritts Friedrichs des Großen, aussah, hat solche nachgeborene Chronistenarbeit wohl am gründlichsten und zuverlässigsten Ernst Consentius geleistet, zumal in der dritten erweiterten und vertieften Auflage seines alle Lebens- und Kulturgebiete umspannenden Buches (mit Abbildungen und Planblättern; Berlin, Gebrüder Paetel). Die hier beobachtete, von Gust. Freytag zu künstlerischer Form erhöhte Methode, unmittelbar und so lebendig wie möglich nach den zeitgenössischen Quellen zu schildern, bewährt sich auch hier wieder als die glücklichste, die sich für solche Aufgaben bietet.

Mecklenburg ist in der Literatur immer etwas stiefmütterlich behandelt worden. Mit Fritz Reuter und John Brinkman glaubte der liebe Gott wohl genug für das mit blauen Seen, grünen Wäldern und fruchtbaren Äckern desto reicher gesegnete Land getan zu haben. Jetzt hat man ihm ein »Heimatbuch« gerüstet (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung), und dem Her-

ausgeber Otto Schmidt in Wismar ist es, was gewiß nicht ganz leicht war, gelungen, für seine Arbeit die einträchtige Unterstützung der Verbände für Wohlfahrts- und Heimatpflege, Geschichte und Volkskunde zu gewinnen. Etwa dreißig Mitarbeiter, berufene Forscher, Gelehrte und Schriftsteller, wie der Geologe Geinitz, der Archivdirektor Dr. Witte, der Senior der mecklenburgischen Volkskunde Prof. Wossidlo, der Archäologe Prof. Beltz und Johannes Gillhoff, aber auch dilettierende Gelegenheitsschriftsteller, Studienräte, Professoren, Architekten und Forstleute, haben sich zusammengefunden, Mecklenburg von allen Seiten und in all seinen Erscheinungen darzustellen, von der Erdgeschichte bis zur Kunst und Literatur. Auch an Bildern fehlt es nicht, und es ist viel Schönes und Charaktervolles, was da aus Landschaft, Volkstum, historischen Bauten und Kunstschätzen gezeigt wird. Schade nur, daß viele dieser Bilder so schlecht gedruckt und ohne feineren Geschmack in lehrbuchartiger Nüchternheit angeordnet sind. — Mehr als solch ein wuchtiges, mühsam zusammengeschweißtes Kompendium leistet manchmal für die Kenntnis eines Landes und Stammes das aus unverwelkten Jugendeindrücken gleich einem Immortellenkranz gewundene Erinnerungsbuch eines Einzelnen, der das Bild seiner Kinderheimat und Vaterstadt im innersten Winkel seines Herzens mitgenommen hat in die Fremde. Man lese Karl Nigers »Kuhviertel« (Braunschweig, Westermann), und mit der kleinen Stadt Strelitz, die hier nach ihrem idyllischen Bild aus den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren geschildert wird, lebt wie auf Zauberschlag der ganze Begriffskreis Alt-Mecklenburg vor uns auf. Nie kann Gelehrsamkeit die Farbe des eignen Erlebens erreichen!

Kein Zorn oder Neid der »Alliierten« soll uns hindern, in die Ehrenhalle der deutschen Kultur- und Landschaftsbilder auch die österreichischen Lande, unsre deutsche Mark im Südosten, aufzunehmen. Zumal da es ein reichsdeutscher Verlag, der von Franz Schneider in Berlin, ist, der Prof. Dr. Karl Brockhausens prächtiges Buch »Österreich in Wort und Bild« herausbringt (mit 185 ganzseitigen Bildern und Landkarten). Die österreichischen Lande von heute erfahren hier eine wohlabgerundete und bei aller Knappheit doch gründliche Darstellung. Landschaft, Volk, Kultur, Kunst, Literatur, Bildung, Wirtschaft und Politik — die unter Mitwirkung kundiger Fachleute verfaßten Einzelaufsätze lassen kaum einen Zug im Gesamtbilde fehlen. Das Schönste aber sind die Bilder. Meisterhafte Vorlagen und meisterhafte Drucke, mit feinstem Geschmack und mit sicherem Gefühl für das Wesentliche und Anschauliche zusammengestellt — darin können wir von unsern österreichischen Brüdern noch manches lernen.

Auch in Österreich selbst kennt und ehrt man die Pflichten gegen die Heimat. Dafür zeugt u. a. eine wunderschöne neue Veröffentlichung des Wiener Kunstverlags von Anton Schroll & Co. Sie gilt Salzburg und dem Salzkammergut und stellt diese heute zu den beliebtesten europäischen Reisezielen gehörende Landschaft in dem frischen Reiz ihrer ersten künstlerischen Entdeckung dar: wie sie vor hundert Jahren den von fern und nah kommenden romantischen Malern und Dichtern zuerst ihre bis dahin verkannten Schönheiten auftat. Waldmüller, Jakob und Rudolf Alt, Fendi, Höger, Ludw. Richter — wir brauchen nur die Namen zu nennen, um einen Vorgeschmack von den lieblichen und anmutigen Gemälden und Zeichnungen zu geben, die den Leser hier in hundert ganzseitigen Abbildungen erwarten. Aber auch der einführende Text von Heinr. Schwarz ist dazu angetan, uns das Entzücken jener ersten Entdeckung nachkosten zu lassen.

Aus der bildenden Kunst

Mit der Gotik und dem »gotischen Geist« ist im letzten Jahrzehnt so viel Unfug getrieben worden, daß es befreiend und erfrischend wirkt, einmal wieder einen ruhigen historischen Betrachter darüber zu hören, der zudem hauptsächlich die gotischen Schöpfungen selbst sprechen läßt. Wir empfehlen deshalb denen, die unbefangen an die deutsche Gotik herangeführt sein wollen, das Buch von Dr. Herbert Kunze: »Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland« (mit 80 ganzseitigen Abbildungen; Bonn, Friedr. Cohen). Auch die hier beobachtete Nüchternheit im Urteil wirkt heilsam.

Was Skulptur und Plastik ist, besser, was sie sein sollte, und wie der »Weg zu neuer Form« führt, darüber spricht aus eigenstem Erfahren und Erarbeiten der Bildhauer Max Kruse in einer bei Georg W. Dietrich in München erschienenen Schrift, aus der wir schon im Aprilheft 1924 einen Abschnitt veröffentlicht haben. Kunst entspringt nach seiner Überzeugung, wie die Religion, rein aus dem Gefühl, und das Gefühl, das Anfühlen, im ursprünglichen ertastbaren Sinne ist die Wurzel für das Gefühl im übertragenen Sinne; in der Umstellung unsrer Kultur auf das Gefühl erblickt Kruse das Neuland, das uns die Freude am Leben wieder stärkt, uns vorwärts statt rückwärts blicken lehrt, auch wenn dieser Weg durch eine neue Bewunderung der Antike gehen sollte.

Nichts ist für den Kunstfreund, vorausgesetzt, daß er den Neid nicht kennt, reizvoller, als einem geschickten und glücklichen Kunstsammler bei seiner Tätigkeit zuzusehen. Ein Stück solches Genusses gewährt uns, wenn auch nur nachträglich und aus der Vogelschau, das Buch des Berliner

Sammlers Julius Aufseeßer: »Aus meinem Sammlerleben«, erschienen bei Bruno Cassirer in Berlin (mit 32 Abbildungen für Berlin bemerkenswerter Kunstblätter von Krüger, Hosemann, Menzel, Brendel u. a.). Mehr noch als von materiellen Gütern gilt von Kunstschöpfungen der Satz, daß nicht der Besitz, sondern das Erwerben das Glück ausmacht, und an solchem Glück dürfen wir hier teilnehmen.

Unerschöpflich scheinen die Erinnerungsschätze der Kügelgenschen Familie. Aber nun ist wohl auch die letzte Lücke geschlossen, seit mit dem Bande »Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes« (Leipzig, Koehler & Amelang) das bisher noch fehlende Glied (1820 bis 1840) der dreibändigen Kügelgen-Selbstbiographie erschienen ist. Auch hier wieder ungemein bunte Schauplätze: Dresden, Estland, Rheinland, Rom, Petersburg, der Harz, und ein innerlich bewegter Wechsel der Lebensstimmungen: künstlerisches Emporstreben, Brautzeit, junge Ehe. Wie in den früheren Bänden ist auch diesmal vom Verlag und Herausgeber Dr. Joh. Weber große Sorgsamkeit auf die Bildausstattung verwendet worden; selten findet man ein Erinnerungsbuch, in dem sich Text und Bildschmuck gleich innig verbinden und glücklich ergänzen.

Caspar David Friedrich, den Meister der romantisch-vergeistigten Landschaft, zeigt uns in seinen Meisterwerken eine mit 21 Bildtafeln geschmückte Monographie des Furche-Verlages in Berlin, für die Kurt Karl Eberlein die Einführung und liebevolle Einzelwürdigungen der Bilder geschrieben hat. Die Abbildungen, in edler Technik auf gutem Papier gedruckt und in den Text geklebt, erzielen durchweg künstlerische Wirkung.

Auf neue, gewiß nicht ungeschickte Art führt sich Joseph Bernharts Spitzwegbuch (München 23, Jos. Müller) ein. Da werden zu 64 ausgewählten Gemälden, und zwar den populärsten, nicht etwa kunstästhetische Erläuterungen, sondern frei erzählende oder dichterisch nachgestaltende Begleittexte gegeben, ein volkstümliches Verfahren, das man sich bei diesem Meister der erzählenden Malerei um so lieber gefallen läßt, als der Verfasser über einen glücklichen Humor verfügt.

Für die Einführung zu 24 Gemälden und Radierungen des Schweizers Albert Welti hat der Furche-Verlag in Berlin den Dichter Hermann Hesse gewonnen. Auch Farbiges wird hier gezeigt, der Hauptwert aber ist mit Recht auf die Graphik gelegt, in der sich Weltis poesiedurchtränkte Weisheit am tiefsinnigsten ausspricht.

Den Münchner Landschafts- und Pferdemaler Ludw. Hartmann (1835 bis 1902), eine wurzelechte Persönlichkeit des altbayrischen Bodens, entreißt unser Mitarbeiter Rich. Braungart durch eine Monographie, die der Bayerland-Verlag in München mit 6 farbigen, 40 schwarzen Tafeln und 35 Textabbildungen höchst vielseitig ausgestattet hat, der drohenden Vergessenheit. Wie dieser eine Weile über die Achsel angesehene Maler jetzt vor uns steht, erscheint er als ein zur Volkstümlichkeit berufener Künstler, der aus der Natur erhöhtes Leben, aus der Wirklichkeit erhöhte Wahrheit holt. Manches, was bisher im verborgenen blühte, tritt hier zum erstenmal hervor; jedenfalls erlaubt dieses mit Wärme geschriebene Buch einen Überblick über Hartmanns vielseitiges, aber stets charaktervolles Schaffen.

Lovis Corinth, dem Ostpreußen, ist noch kurz vor seinem Tode von Paula Steiner, seiner Landsmännin, ein warmherzig-würdiges Gedenkbuch gewidmet worden (Königsberg, Gräfe & Unzer). Mit ihr haben sich andre heimische Federn vereinigt, um uns Corinths Heimat, Persönlichkeit und Künstlertum zu deuten, und nach Gemälden und Studien des Meisters aus ostpreußischem Privatbesitz haben sich zu solchen literarischen Beiträgen, an denen sich auch Corinth selbst mit Jugenderinnerungen beteiligt hat, 26 ein- und mehrfarbige Abbildungen und Kunstblätter gefunden, die dem Buche die Hauptanziehungskraft geben: Landschaften, Stilleben, Bildnisse, Akte.

Der Hamburger Seemaler Hugo Schnars-Alquist, seit kurzem ein Siebzigjähriger und von uns schon im Oktoberheft 1910 gewürdigt, findet jetzt in dem Kunstschriftsteller Geo Hunold einen ebenso liebevollen wie sachkundigen Biographen (Quartband mit 30 Textbildern und 8 Einschaltbildern in Kupfertiefdruck; Bremen, Schünemann). Denn wer das Leben und Schaffen dieses Malers darstellen will, muß mit dem Menschen, mehr noch mit dem Gegenstand seiner Malerei, dem Meer, vertraut sein: Schnars-Alquist ist kein Artist, sondern ein aus gründlichster Beobachtung von Luft, Wind, Wasser und Wellen schöpfender Maler, wie seine Ozeanreisen sie ihm gezeigt haben. Sproß einer alten Hamburger Kaufmannsfamilie, organisiert er die deutsche Abteilung der Großen Kunstausstellung in Melbourne und der Weltausstellung in Chicago; Begegnungen mit bekannten Persönlichkeiten der Kunst, Politik und Wirtschaft geben ihm eine ausgedehnte Menschenkenntnis; viele unsrer Schiffe hatten und haben Gemälde von ihm als Schmuck an Bord. Bedauerlich, daß dem Werke farbige Wiedergaben fehlen, denn erst in der Farbe offenbart sich bei Schnars-Alquist die meisterhafte Licht- und Luftmalerei.

Wilhelm Kuhnert ist genau zehn Jahre jünger als Schnars-Alquist. Aber er ist in der Welt kaum weniger herumgekommen als der Hamburger, zu Lande freilich: in der afrikanischen Wildnis und den asiatischen Steppen, den Tummelplätzen der wilden Tiere. »Meine Tiere« nennt er sie gern, denn seine Zeichenfeder, seine Radiernadel und sein Pinsel halten nun schon ein

Menschenalter lang gute Kameradschaft mit ihnen. Diesen Titel trägt auch die erste Sammlung seiner Tier-Radierungen, die Meyer-Schönbrunn einführt und Herm. Hirzel mit genauen Beschreibungen versieht (Berlin, Reimar Hobbing). In unverkünstelter Naturwahrheit, Kraft und Wildheit ziehen hier Kuhnerts Modelle an uns vorüber, voran ihr König, der Löwe, ihm nach Tiger, Elefant, Flußpferd, Affen, Antilopen, Rot- und Schwarzwild bis herab zu den zierlichen Grasfinken. Nie aber ist es das aus der Natur gelöste, immer ist es das Tier in der ihm genehmen Landschaft, das Kuhnert festhält, und das gibt dem Buche den Atem des naturhaften Lebens.

Wenn wir von moderner Tierplastik sprechen, so denken wir immer zuerst an August Gaul. Das Andenken des Berliner Meisters in allen Ehren, aber er war und ist nicht Alleinherrscher auf seinem Gebiet. Da ist z. B. der Münchner Fritz Behn (ein Mecklenburger von Geburt). Zugegeben, er hat nicht Gauls Lebensnähe und Naturwahrheit, auch nicht die liebevoll durchgebildete Intimität in den Einzelheiten, dafür aber eine stärkere Ausdruckskraft in der entscheidenden Linie und eine Energie der Monumentalität, die Gaul abgeht. In Hugo Schmidts Kunstbrevieren ist ihm jetzt eine kleine Monographie entstanden, begleitet von dreiviertelhundert Abbildungen nach Bildwerken und Zeichnungen, und da übersehen wir nun auf einmal, was alles dieser Plastiker von seinen beiden ostafrikanischen Reisen (1907 und 1909) mitgebracht, aber auch wie er dies Studienmaterial der Naturabgüsse zu Hause durchgebildet und frei umgeschaffen hat.

Zu dem Geschlecht der Runge, Friedrich und Thoma, der Doppelbegabten, bei denen die Musen uneins waren, ob sie Dichter oder Maler werden sollten, zählte trotz seiner Kriegszeichnungen, die ihn zuerst bekannt gemacht haben, Rudolf Sievers, der früh, als Vierunddreißigjähriger, lange vor seiner künstlerischen Vollendung dahingegangene Braunschweiger. Aus seinem Nachlaß, dem eines Malers und Dichters, gibt jetzt seine Witwe unter Leitung Dr. Friedr. Kammerers bei Kallmeyer in Wolfenbüttel einen Gedenkband mit Zeichnungen, Skizzen, Gedichten, Prosafragmenten und Tagebuchaufzeichnungen heraus. Was seine Strenge sich selber zu Lebzeiten vorschrieb, zeigt sich auch hier beherzigt: Lieber wenig als zuviel. Das Hauptgewicht dieser Auswahl liegt auf dem Wort, die Zeichnungen begleiten und vertiefen es nur, aber durch Wort und Bild klingt die Grundmelodie dieses Lebens und Schaffens: wie ein geistiger, das Dasein, die Jugend bejahender Mensch sich mit Vernichtung, Tod und Ewigkeit auseinandersetzt. Sievers war ein Bahnbrecher der vor dem Kriege aufwachsenden Jugendbewegung; so wird auch die Jugend vornehmlich ihn verstehen und ehren.

Kinder- und Jugendschriften

Man sollte denken, sie vor allen andern müßten es eilig haben und schon im Oktober zur Stelle sein, um ja das große Gabenfest nicht zu verpassen. Aber nein! im November kommt regelmäßig noch ein Nachtrab, und mag man anfangs noch so böse darüber sein, allmählich entdeckt man unter den Spätlingen so viel Hübsches, daß man sich doch verlocken läßt, den Weg durchs Kinder- und Jugendland noch einmal abzuschreiten.

Zunächst gilt es, ein Versäumnis nachzuholen. Bei Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig blüht ein ganzes wohlgepflegtes Beet voll bunter Bilderbücher mit Versen, und es war nur ein Versehen, daß sie nicht schon in der vorigen Rundschau ihr Lob bekommen haben. Denn es sind unter diesen »Wiener Jugendkunst-Bilderbüchern«, wie sie sich nennen, geschmackvolle und doch auch herzhafte Bände, wie z. B. der »Kindersommer« von Ilse Breit (Temperabilder), das »Hei von Allerlei« von Adele von Bailer (Scherenschnitte in Farbendruck) und das »Frohe Jahr« von Käthe Berl (farbige Linolschnitte). Mit der Entstehung dieser Bücher hat es seine eigne Bewandtnis: es sind Arbeiten von Kindern (freilich ungewöhnlich begabten) für Kinder, Arbeiten aus der von Prof. Cizek geleiteten Klasse für Jugendkunst an der Wiener Kunstgewerbeschule. Die Freudigkeit, mit der sie geschaffen wurden, teilt sich unwillkürlich auch dem betrachtenden Auge mit, und vielleicht lassen sich Kinder, die Talent dazu haben, durch diese Musterarbeiten zu ähnlichen Versuchen anregen.

Bei Georg W. Dietrich in München gibt es ein lustiges Tierbuch mit Bildern und Versen von C. O. Petersen, und wenn die Bilder auch an Farbenfreudigkeit zu wünschen übriglassen, die Zeichnungen der drei Hundehelden Tripp, Trapp, Troll sind um so drolliger, so daß man sich an Meister Busch erinnert fühlt, mit dessen bösen Buben diese drei Vierfüßler auch sonst Ähnlichkeit haben. — Derselbe Verlag bringt nach farbigen Aufnahmen das Käthe-Kruse-Bilderbuch mit Szenen aus dem Puppenleben, wie sie sich so mannigfach und reizvoll aus den Gebilden der Künstlerin zusammenstellen lassen. Max Jungnickel, der schon immer ein Herz für das Puppenreich hatte, hat den verbindenden Text dazu geschrieben. Ebenso wie zu Kabäuschens Traumreise (ebenda), einem Märchen, das der Wiener Ludw. Kozma in 22 farbigen Bildern mit all dem feinen Geschmack und all der anmutig beweglichen Phantasie, aber auch in der etwas spielerisch-dekorativen Art hingezaubert hat, die den Österreichern bei all solchen

Aufgaben eigen sind. Ist das noch ein Kinderbuch, oder schon ein Leckerbissen für Bücherliebhaber?

Aus dem Nachlaß Dr. Heinr. Hoffmanns, des Struwwelpeter-Vaters, kommt der »Besuch bei Frau Sonne«, eine Sammlung lustiger Geschichten und drolliger Bilder, herausgegeben von dessen Enkeln Ed. und Walth. Hessenberg (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Wie Menzel sein Kinderalbum für Nichten und Neffen, so hat Großvater Hoffmann diese Bilder für seine um ihn spielenden Enkel gezeichnet, Sonntags, wenn er guter Laune war. Sie werden aber, von allzu Familiärem befreit und von den Enkeln bunt koloriert, mit ihrem phantastisch-burlesken Humor, der auch die Verse erfüllt, gewiß auch andre erfreuen, zumal die, bei denen die Erinnerung an Struwwelpeter und König Nußknacker noch nicht erloschen ist.

Für Musik zu Versen und Bildern sorgt Erwin Banck in einem bei Aug. Scherl in Berlin erschienenen Album. Die Melodien dieser »Zwölf Kinderlieder« sind so einfach, daß sie nach der Mutter bald auch das Kind wird spielen können, und die bunten Bilder von Hans Soltmann helfen den poetisch-musikalischen Inhalt veranschaulichen.

Einer unsrer naturwüchsigsten Kinderliebdichter ist noch immer Carl Ferdinands. Deshalb wird eitel Freude in den Kinderstuben herrschen, wenn die Kunde erschallt: eine neue Auswahl seiner schalkhaften, volksliedhaft fröhlichen Lieder ist da, mit naiven, nur zuweilen etwas steifen Federzeichnungen von Wilh. Reetz, betitelt »Der Sommergarten« (Berlin, Flemming & Wiskott). Blumenfreunden, Knaben wie Mädchen im Alter von 9—12 Jahren, ist die von Clara Kallenbach erzählte, Natur und Haus innig verbindende Geschichte »Im Jahreskranze« zugedacht (ebenda), die Magd. Roetzel mit leider ohne Farbe gebliebenen Monatszeichnungen begleitet.

Anthologien wenden sich sonst meistens an die Erwachsenen, ausdrücklich die Jugend aber wird bedacht in zwei Schulanthologien von Dr. Franz Schnaß (Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt). Die eine ist für Kinder des dritten bis fünften («Wirf Gold und Silber über mich«), die andre für Kinder des sechsten bis achten Schuljahres bestimmt (»Gemalte Fenster«). Beide sind, entgegen der sonstigen Schulübung, nach kleinen, in sich geschlossenen Motiv- und Stimmungsgruppen geordnet und sichern sich so eine Einheitlichkeit, die zu lehrreichen Vergleichen anleitet, da neben der älteren die zeitgenössische Lyrik freiherzig berücksichtigt ist und auch Mundartliches nicht fehlt.

Wie unerschöpflich ist doch unsre deutsche Märchenwelt! Mit dichterischer Phantasie, wie Ina Seidel sie hat, läßt sich flugs eine neue spannende Geschichte daraus spinnen. »Das wunderbare Geißleinbuch« (Stuttgart, Fr. Andr. Perthes) — man weiß schon, wo der Flachs geholt ist, aus dem diese märchenhaften Traumerlebnisse des kleinen Peter sich zusammenweben im Wald und auf der Wiese am Forsthaus. Da sind sie alle wieder, unsre lieben Freunde: der Jäger, das Rotkäppchen, die Großmutter, Hänsel und Gretel, die sieben Zwerge und die sieben Geißlein, aber wie sie zusammenkommen, das ist das Geheimnis und die Kunst dieses Buches einer auch im Nachdichten schöpferischen Phantasie. Die Bilder von Wilh. Schulz (20 Text- und 10 Vollbilder) sind vollgültige Kunstwerke auch für das Auge des Erwachsenen. — Loser ist die Anknüpfung an Gestalten der Grimmschen Märchen in Alb. Hans Rügenaus Erzählung »Mit Siebenmeilenstiefeln« (Wien, Carl Konegen). Denn hier wird Klein Däumling zum Weltreisenden, der auf dem Balkan, in Ägypten, am Kongo, in Arabien und Indien, in China und Australien seine Abenteuer sucht und dabei Erlebnisse hat, die den Wundern aus Tausendundeiner Nacht nichts nachgeben. Die Bilder von Leon Schölm werden diesem Reichtum des Wortes kaum gerecht.

Der romantische Duft des deutschen Märchens erfüllt auch den neuesten Band der »Lebensbücher der Jugend« (Braunschweig, Westermann). Dieser Plimplamplauz, der »Teufel aus dem Kasten«, von dessen Leben, Streichen und kläglichem Ende Julius Berstl erzählt, er würde auch einem E. Th. A. Hoffmann Ehre machen, nur daß er nicht mit dessen den Kindern schwer zugänglicher Ironie und Satire belastet ist. Berstl erzählt vielmehr mit naiver, geschehnisfroher Märchenfreude eine Märchengeschichte für Kinder etwa im Alter von 8—14 Jahren, und es ist eine Geschichte, bei der sie recht aus Herzensgrund und recht nach Herzenslust lachen können, die Buntes, Abenteuerliches und Überraschendes, wie Kinder es wollen, in Hülle und Fülle bringt. Ein Dichter hat das Buch geschrieben, ein Künstler — kein Geringerer als Ernst Kutzer — hat es illustriert, und Wort und Bild sind zu einem einheitlichen, Herz und Auge erfreuenden Kunstwerk geworden.

Bücher aus der germanischen und deutschen Sagenwelt sind auch diesmal nur spärlich vertreten. Dafür aber hat ein Meister dichterischer Nacherzählung wie Leop. Weber sich an die neben den Nibelungen oft vernachlässigte Gudrunsage gemacht und ihren wesentlichen Inhalt in den »Hegelingen« nachgestaltet (Stuttgart, Thienemann). Das Motiv der Treue, das in diesem Sagenkreis waltet, beherrscht auch Webers nirgends vom Charakter und Gehalt des alten Vorbildes abweichende Nachbildung. — Eine ähnliche Erzählungsgabe und Gestaltungskraft begegnet uns in Gerh. Krügels »Märkischem Sagenbuch« (Berlin-Schöneberg, Peter J.

Oestergaard; mit Zeichnungen von Ernst Kleinow). Hier ist Echtes und Wesentliches vom Entstellten und Belanglosen streng geschieden und das Auserlesene in geläuterte lebensvolle Form gebracht.

Wer historische Erzählungen sucht, findet ihrer zwei in neuen Bearbeitungen bei Flemming & Wiskott, in den von Ferdinands herausgegebenen »Saatbüchern«: von Jeremias Gotthelf den »Kurt von Koppingen«, eine Geschichte aus dem Schweizer Mittelalter, von Meinhold die berühmte »Bernsteinhexe« aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beide Bände sind leidlich illustriert.

Derselbe Verlag hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er zwei eine Weile recht veraltete und verstockte Jugendbücher, »Herzblättchens Zeitvertreib« (70. Jahrg.) und das »Töchter-Album« (Band 71), beide begründet von Thekla von Gumpert, mit neuem, frischem Leben und Inhalt erfüllt hat. Heute werden beide Bücher von Josephine Siebe betreut, und mit Anerkennung stellt man fest, wie gut es ihr geglückt ist, den neuen Erziehungs- und Jugendgeist in die alten Schläuche zu leiten. Dafür zeugen schon die Namen der Mitarbeiter: Gabriele Reuter, Luise Glas, Agnes Harder, Frieda Schanz, Auguste Supper, Dr. Käthe Schirrmacher, Max Jungnickel, Friedr. Lienhard u. a. Eine neuere Gründung ist Flemmings Knabenbuch (Band 6), das es deshalb auch leichter hatte, sich von dem Süßlichen und Spielerischen freizuhalten, mit dem uns und den jugendlichen Lesern solche Bücher oft verleidet werden. Hier wird neben dem erzählenden und belehrenden Teil auch der Jugendbewegung (Pfadfinder, Wandervogel) schon Raum gegeben, und Schriftsteller wie Hesse, Paul Ernst, Gleichen-Rußwurm und Molo halten es nicht für unter ihrer Würde, daran mitzuarbeiten.

Ein Führer ins Leben kann den jungen Menschen, Jünglingen und Mädchen, ein Jugendgeschenkbuch werden, das der Herausgeber Wilib. Ulbricht »Von steinigen Straßen und goldenen Sternen« nennt (München, Georg D. W. Callwey). In 14 Abschnitten geleitet es Jüngling und Jungfrau — für beide Geschlechter gesonderte Ausgaben in je einem Bande — in Wort, Lied und Bild in und durch das Leben und wird dadurch zu einem Gefährten und Wegweiser, der für suchende, ernst an sich arbeitende Menschen dauernden Wert behält. Heimat und Elternhaus, Natur und Wandern, Spiel und Geselligkeit, Arbeit und Beruf, Liebe und Ehe, Wohnung und Kleidung — all das und noch vieles mehr wird hier zu einem kunst- und poesieverklärten Brevier der Lebensauffassung und Lebensgestaltung geformt, das sich als eine würdige Fest- und Erinnerungsgabe für die heranwachsende Jugend darstellt. Auch die Ausstattung (Ganzleinen mit Kunstblättern) ist darauf abgestimmt.

Als Anhang zu dieser Übersicht noch der Hinweis auf zwei eigentümliche Veröffentlichungen, die die Brücke zwischen Kindern und Eltern schlagen und so eine doppelte Erziehungsaufgabe erfüllen. Da hat Prof. Franz Cizek in dritter Auflage seine Mappe »Papierschneide- und Klebearbeiten herausgegeben (Wien, Ant. Schroll & Co.), dies grundlegende Werk über Jugendkunst, diese vorbildliche Anleitung zur künstlerischen Betätigung der Jugend in Schule, Kindergarten und Haus, erläutert durch 80 leichtere und schwierigere, meist farbige Vorlagen nach Arbeiten des Kursus für Jugendkunst an der Wiener Kunstgewerbeschule: ein hervorragendes Hilfsmittel zur Förderung der praktischen Geschmackskultur.

Und schließlich: das Schatzkästlein des Kinderhumors! Es war schon vor dem Kriege da, das reizende Buch »Was Kinder sagen und fragen« (München, R. Piper & Co.), von einer Großmama mit Kinderzeichnungen herausgegeben. Später bekam es ein Brüderchen: »Von den Kleinen für die Großen«. Die beiden haben sich zusammengetan, ihr Bestes in ein Bündel geschnürt, und wieder, ja nun erst recht, werden Große und Kleine ihre Herzensfreude daran haben, an dieser unfreiwilligen Komik, dieser Naivität des Denkens und Empfindens, dieser Schlagfertigkeit des Witzes, dieser Unverblümtheit und Wahrhaftigkeit des Kindermundes. Statt weiterer Lobesworte ein paar kleine Proben: Der Lehrer fragt: »Was ist eine Epistel?« Erst Schweigen, dann erhebt sich eine Kleine: »Epistel ist die Frau vom Apostel.« — Eine Kindergesellschaft spielt Puppenhochzeit. Ein Junge ist der Pfarrer und hält die Traurede: »Wenn du wohin gehst, gehe ich auch!« — Adolf lernt lateinische Vokabeln und geht mit der Grammatik in der Hand im Zimmer auf und ab: »pu-ella, das Mädchen, pu-ella, das Mädchen.« Seine Schwester Ella glaubt, er wolle sie hänseln, ergreift ein andres Buch, und ebenfalls auf und ab marschierend deklamiert sie: »pu-adolf der Junge, pu-adolf, der Junge.« F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. —

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Raffael Schuster-Woldan: Dame in blauem Kleid

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1925

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 834 Febr. 1926

Die Fahrt ins Rosenrote

Roman von Julius Berstl

I

In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts machte ein Graf Morion durch die Absonderlichkeit seines Lebensstils, die romantische Linie seines Grandseigneurtums, nicht zuletzt durch die Absonderlichkeit seiner an sich geistreichen Einfälle von sich reden. Er war nicht, wie so mancher seiner neumodischen Standesgenossen, von liberalen Ideen besessen, sondern gefiel sich in der zärtlichen Betonung des Althergebrachten, dabei immer von dem Gedanken ausgehend, daß das Menschliche vor den Bedürfnissen der Kaste seinen Platz habe, wie denn überhaupt dieses Menschliche, als das Einmalige, ein einziges Leben Erfüllende, dasjenige sei, was wir als positives Gut in Händen hielten, dazu bestimmt, es mit wucherischer Leidenschaft auszupressen.

Dieser Mann — er stand im Beginn der vierziger Lebensjahre: schlanker Aristokrat mit geistiger Stirn, geistigen Händen und jenem sinnlichen Mund, der nicht die Sehnsucht nach groben Genüssen, viel eher die leidenschaftliche Anbetung verfeinerter Raffinements verrät — war Herr des Schlosses Kurewa, seiner Kunstschätze, seines einzigartig angelegten Parks, seiner Raritätensammlungen, seiner Edelobstplantagen — soweit nicht die Hand der Gläubiger auf verschuldetem Besitz lag: plebejische Hand auf fremdem Kulturbesitz, der eher verständnisloses Kopfschütteln erregt, als daß er Anerkennung, ja Bewunderung wachzurufen imstande wäre.

Doch wenn es auch weh tat, den versteckten und lauten Drohungen unbefriedigter Geldverleiher jahrein, jahraus die Stirn zu bieten, so gab es für einen Mann vom Schlage Morions trotz allem Grundsätze, die man nicht mir nichts, dir nichts über Bord wirft, Maximen, die Klang besitzen, wenngleich sie in den Ohren halbbäurischer Mahner wie Hochmut dröhnen. Etwa jene: Maßhalten ist eine Bürgertugend! Oder: Der Leichtsinn eines Verschwenders reicht nicht an den eines Geizhalses heran! Sparen heißt nämlich vergeuden. Reichtümer lachenden Erben vermachen bedeutet soviel wie: Glücksmöglichkeiten unausgenutzt lassen. Der wahre Lebensgenießer stirbt, wenn er am Ziel seiner Kräfte angelangt ist, das heißt: wenn er seine Erben um den letzten Taler geprellt hat.

Hier muß gesagt sein, daß Graf Morion keine leiblichen Erben besaß, und daß Gräfin Klementine — dies wußte jedermann — vier Jahre älter als ihr Gatte war; mit einem Wort: bei aller geistigen Beweglichkeit eine Matrone gegenüber dem Grafen, dessen unverwüstliche Lebensfrische und jugendliche Abenteuerlust im Laufe der Jahre zur Quelle ungezählter Anekdoten und Legenden geworden waren.

Das Schicksal dieser Frau läßt sich in wenige Worte fassen: Sie war eine Mutter, kinderlos und fünfundvierzigjährig!

Man sah es ihrer klaren, schön gewölbten Stirn, den stummen, nach innen gewandten Blicken an, daß eine Frauenseele insgeheim mit der Unerbittlichkeit eines Schicksals im Kampfe

lag, das zu erdulden vielen Gattinnen beschieden ist. Beleidigtes Weibtum, Stolz, Selbstbewußtsein lehnten sich gegen ein Geschick auf, das vom robusteren Manne leichthin als die notwendige Folge vorgeschrittener Jahre bezeichnet wird. Aber kein Wort der Anklage, keine wehleidige Miene verrieten den wahren Seelenzustand der Dulderin.

Das eine stand für sie fest: sie füllte ihren Platz nicht aus. In dieses Haus, an die Seite des Grafen gehörte entweder ein Tatmensch, dem es von Natur aus gegeben war, die Zügel, die Morion leichtsinnig am Boden schleifen ließ, aufzugreifen und fester anzuziehen, eine rotbackige, muskulöse Wirtschafterin, der es ein leichtes gewesen wäre, mit auftrumpfenden Gläubigern fertig zu werden, den Grafen zur Vernunft zu bringen und umsichtig wie ein Kaufmann zu disponieren — oder aber die Dame von Welt, die Königin der Feste, strahlend in Jugend und Schönheit, eine Freudenspenderin, in Leichtsinn und souveräner Lebensgier der sprudelnden Jugendlichkeit des Grafen ebenbürtig.

Beide Extreme lagen der Gräfin fern. Sie erkannte den Mangel ihrer nach innen gewandten Wesensart und nahm ihr Schicksal hin wie jemand, der sein Verschulden zugibt und die Folgen mit stiller Gefaßtheit trägt. Sie verschwieg dabei die Klugheit und Güte ihrer unkämpferischen Natur, die Zartheit und Delikatesse ihres Verstehens und Verzeihens. Sie war ein durchaus bescheidener Mensch.

Dieser Frau blieb es vorbehalten, der Unbill des Alltags — wie sie sich in den Besuchen der Hypothekengläubiger und Geldverleiher kundtat — die Stirn zu bieten, wenn Morion im häufig wiederkehrenden Anfall romantischer Lebenslust, von seinen mannigfaltigen Passionen beherrscht, berauscht, verfolgt, zum Nest ausgeflogen war, um etwa einer schönen Försterstochter, einem Landmädchen, dessen Naivität ihn reizte, oder einer pikanten Städterin die Kur zu schneiden.

Gräfin Klementine entledigte sich ihrer undankbaren Aufgabe mit der Gewissenhaftigkeit ihrer gerechten Natur. Dennoch sträubte sich etwas in ihr gegen die Gegenwart von Menschen, die wie Geier ihre Opfer ohne feinschmeckerische Wollust verschlingen. Sie verspürte das Vorhandensein eines körperlichen Geruches, welcher der ganzen Klasse anzuhaften schien. Und sie schämte sich, die Luft des gleichen Zimmers mit plump herausfordernden Blutaussaugern teilen zu müssen.

Immerhin: die stete Wiederholung der gleichen Szene hatte sie gegen die demütigende Deutlichkeit, die dreiste Vertraulichkeit unliebsamer Gäste nahezu unempfindlich gemacht. Sie kannte das Aufstampfen genagelter Schuhe, das Klimpern dicker, goldener Uhrketten, an denen der obligate Kranz von Eberzähnen baumelte. Sie hörte das Fluchen der Geprellten im vorhinein, dieses stereotype: »Verreist! Wieder verreist! Vielleicht zum Rennen! Vielleicht zu Hofe! Wird ein hochabliger Verwandter bestattet? Tritt der Herr Graf eine Erbschaft an? Ich schreite zur Pfändung!« Und sie warf in einem Anflug von Abenteuerlust, den stumme Verzweiflung geboren, dem zähen Gläubiger ein gefrorenes Lächeln hin.

Erst wenn Ökonomierat Longinus sorgenvoll, mit einem Stapel Rechnungen unterm Arm, auf der Bildfläche erschien, wagte die Gräfin aufzuatmen. Nur ein Aktenmensch, dachte sie, aber doch ein Mann. Endlich ein Mann, dessen Beruf es war, ihr die ungewohnte Last von den Schultern zu nehmen.

Ja, die Gläubiger seien dem gräflichen Paar hart auf den Fersen, meinte Longinus. Aber alles sei nicht so schlimm, wenn nur der Graf sich bequemen wolle, dem Alltag zu geben, was des Alltags ist, und nicht wie ein Utopist und kindlicher Schwärmer Phantomen nachjage, deren Verwirklichung die solideste Basis zum Wanken bringen müsse. Man sähe ja, wohin er's treibe, wenn man bedenke, daß der Graf allein im letzten Jahr das Palmenhaus, die kleine Kaskade und das Schloßtheater erbaut habe, um nebenbei noch erkledliche Summen für Pferde, Wagen, kostbare Gemälde und Lustbarkeiten, die er seinen Gästen biete, auszuwerfen. Er sei in ein falsches Jahrhundert versprengt — mit Respekt zu melden — Rokoko-Grandseigneur! Man müsse heutzutage schon das Vermögen eines Nabobs besitzen, wolle man ungestraft allen Neigungen einer von keinem Verantwortlichkeitsgefühl beschwerten Natur frönen.

Die Gräfin senkte die Stirn in rührender Verlegenheit. »Sie haben recht,« nickte sie bestürzt. »Wenn man die Rechnungsbücher allein reden läßt —«

Der Ökonomierat reckte sich im sicheren Besitz einer gefestigten Weltanschauung. »Nur die Rechnungsbücher haben ein Recht, ihre Stimme zu erheben. Was sie sagen, klingt manchem Ohr zwar mißtönend, aber es hilft nichts, sich über das Tatsachenmaterial, das sie bergen, mit Hilfe einer selbstherrlichen Phantasie hinwegzusetzen.«

Mit einmal fand die Gräfin den Ökonomierat mit seinem grauen Schoßrock und den knöchernen Tintenfingern komisch. Ihr wacher Blick streifte seine Gestalt behutsam, und es war ihr schlechterdings unmöglich, gegen ein heiter gestimmtes Widersetzlichkeitsbedürfnis anzukämpfen.

Im Grunde hatte Morion ja recht! Oder war sie schon, ohne daß es ihr zu Bewußtsein gekommen wäre, von der Lebensauffassung ihres Mannes angesteckt? In der Tat: es gab einen Unterschied zwischen dem hageren Longinus, der mit gekrümmtem Rücken vor der Schreibplatte

ihres Mahagonisekretärs saß und nur in Zahlen zu denken gewöhnt war, und dem Grafen Morion, dessen Bestimmung es ganz einfach war, kraft seines Namens, seiner Abstammung, seiner Talente in der großen Welt zu glänzen, von sich reden zu machen, der Mit- und Nachwelt das Beispiel eines sein Leben mit strahlender Heiterkeit, Schönheit, barocker Daseinskraft erfüllenden Grandseigneurs zu bieten.

Aber, ach, hier stieß sie schon auf ein Hemmnis, an dessen Unerbittlichkeit selbst die zügelloseste Phantasie hätte zu Falle kommen müssen. Der Graf war ja ein Fisch auf dem Trocknen, seines Elements beraubt, kläglich zappelnd, nach Luft schnappend, ein grotesker Anblick für jene, die sich in Sicherheit wußten. Vornehm, doch nicht vornehm genug in den Augen seiner Standesgenossen. Von Luxus umgeben und doch arm, von den Hunden hartherziger Gläubiger gejagt. Meister des Lebensgenusses, und doch der Mittel beraubt, ohne deren Vorhandensein man nichts ist als ein Bajazzo, wenn nicht gar Hochstapler. Klug und mit Talenten begabt und doch ein Dilettant, dem unter den Händen Begabung zum Spleen wird. Barocker Sonderling, philosophisch genug, um als ausgemachter Narr verschrien zu werden.

Die Gräfin wehrte sich gegen die kühle Erkenntnis, mit der dem Problem »Morion« zu Leibe zu gehen sie im Begriff stand. Das blaue Blut in ihr begann zu rumoren. Sie ergriff ihres Mannes Partei, tollkühn und mit dem starren Hochmut ihrer Kaste.

Es gibt ein Recht auf Lebensgenuß, jenseits aller nüchternen Erwägungen, jenseits der Sinnlosigkeit aller sinnfälligen Rechenexempel, beteuerte sie vor sich selbst. Man ist es der Familie schuldig, der Tradition, der göttlichen Bestimmung, die aus dem aufgezeichneten Schicksal von Generationen spricht, daß man nicht in den bürgerlichen Trott verfällt, nicht in dem trostlosen Einerlei der Erwerbsmenschen untergeht.

Dennoch gab sie es bald auf, wie Don Quichotte für Phantastereien Lanzen zu brechen. Sie war ja kein Kämpfer, eher schüchtern, weltfremd, dem lauten Leben abgeneigt. Sie gestand seufzend: »Könnte ich mich nur zu klarer Stellungnahme aufschwingen! Aber ich habe nicht den Mut, Gesetze, die Bürgerlaubheit formte, beiseitezuschieben und wie der Graf mit beispielloser Beschwingtheit und Grazie über die Konventionen des Alltags hinwegzutänzeln.«

»Mißachtete Konventionen pflegen sich zu rächen,« murrte der Ökonomierat. »Machen Ihnen Fälligkeitstermine keine Beschwer?«

Die Stirn der Gräfin umwölkte sich. »Mir schon. Weil mir die naive Heiterkeit des Grafen fehlt. Vielleicht auch die Jugendlichkeit meines Mannes —«

Longinus räusperte sich und vertiefte sich in die Akten. Die Gräfin erschrak. Sie blickte auf. Und ihr Blick blieb an dem Venezianerspiegel mit dem gläsernen Gerank seines Rahmens hängen.

Graue Fäden an den Schläfen! stellte sie fest. Müdes Auge! Schmerzliches Lächeln! Er aber, Morion, fühlte nichts von der heimlichen Wühlarbeit der Jahre, verschwendete, was er im Überfluß besaß, lief wohl der ihm angetrauten Frau wie ein Knabe nach, der bettelnd verspricht, sich zu bessern, ohne die Standhaftigkeit des Willens zu besitzen, die erforderlich gewesen wäre, der Uferlosigkeit seiner Triebe ein für allemal ein Ende zu bereiten.

Die Gräfin errötete wider Willen. Hatte es einen Sinn, zu leugnen, daß Morion sie gerade in dieser seiner Unbeständigkeit hemmungslos liebte? Welcher Mann wäre mit ihm zu vergleichen gewesen? Wo gab es diesen unaufhörlich strömenden Zusammenfluß von Gaben und Talenten ein zweites Mal?

Sie fühlte sich beglückt. Und das innere Feuer, das sie für Minuten wärmte, lieh ihr den Schimmer schwebender Jugendlichkeit.

Dennoch wäre sie der seelischen Reaktion auf die zärtlichen Illusionen, mit deren Hilfe sie sich gern aus der Wirklichkeit entführen ließ, rettungslos zum Opfer gefallen, hätte sie nicht das Eintreffen abendlicher Gäste daran erinnert, daß die Tradition des Hauses ungebetenen Besuch voraussah, und daß es ihre Pflicht als Gastgeberin war, den abwesenden Hausherrn würdig zu vertreten.

Superintendent Dobbertin aus Crohme saß bereits im Teezimmer. Fett, rosig, appetitlich, wartete er, in den Fauteuil zurückgelehnt, auf die obligate Partie Domino.

Die Ulanenoffiziere, gleichfalls aus Crohme, ließen nicht lange auf sich warten. Der Frieden, nun schon über zehn Jahre während, hatte sie ihrer Lebensaufgabe beraubt. Sie glichen überhitzten Dampfkesseln. Wie ein Bienenschwarm zischten sie ins Haus und tummelten sich, knabenhaft lärmend und redselig, durch alle Zimmer.

Die Abwesenheit des Grafen störte niemanden. Man war daran gewöhnt, zu hören, daß er »in Geschäften« verreist sei, und es genügte, seine Abwesenheit durch das Verhülltsein der Möbel und Kronen im rechten Zimmertrakt auch äußerlich dokumentiert zu sehen.

Bei Tisch verstummte der Lärm der jungen Leute, um dem geschäftigen Klappern der Messer und Gabeln Platz zu machen. Auch der Superintendent ging ganz im Genuß der irdischen Glücksgüter auf. Um den kokett geschwungenen, winzig kleinen Mund schwebte ein unirdisches Lächeln, und die Äuglein von verwaschenem Blau versanken ganz unter dem andächtig gesenkten Vorhang strohgelber Wimpern.

Rittergutsbesitzer von der Luhe figurierte neben der Hausherrin. Mehr Bauer als Herr, saß er, klein, verschlagen, von Wind und Wetter gegerbt, fast Tag für Tag an der Morionschen Abendtafel. Er sprach kaum zehn Worte, aber seine Augen gingen listig hin und her, umstrichen das silberne Tafelgerät, das ererbte Porzellan, den Kristallüster. Morion war ihm Hunderttausend schuldig. Nun rechnete er insgeheim, was ihm der Erlös des Familienschatzes bringen würde. Wie eine Schildwache saß er Abend für Abend vor den gediegenen Dingen, die ihm, in Gedanken wenigstens, schon angehörten.

Nach Tisch rauchten die Offiziere und sprachen den Likören zu. Von der Luhe strich an den Wänden entlang und betupfte prüfend die seidene Bespannung. Der Superintendent aber genoß nun noch einmal geistig, was ihm zuvor im wesentlichen Labsal der Zunge und des Gaumens gewesen war.

Er schätzte es nicht sonderlich, in Dingen der Seelsorge auf den Zahn gefühlt zu werden. Aber er war sichtlich geschmeichelt, wenn man ihn als Autorität auf gastronomischem Gebiete gelten ließ. Ja, er machte sich eine Ehre daraus, als deutscher und noch dazu protestantischer Geistlicher mit dem Geschmack und dem Raffinement eines Pariser Abbés des »ancien régime« zu wetteifern.

»Nichts ist mir so zuwider als ein Vielfraß, der die köstlichsten Geschenke einer gütigen Gottheit gedankenlos verschlingt!« sagte er mit seiner angenehm weichen Stimme, und die jungen Ulanen neigten sich ihm vergnügt zwinkernd zu. »Auch die Kunst des Essens streckt ihre Fühler ins Metaphysische. Der echte Feinschmecker streicht, wie schon das klassische Leckermaul Grimod de la Reyniere sagt, mit religiöser Lüsternheit den wahrhaft ätherischen Abgang der Schnepfe auf gebratene, in Zitronenjus getunkte Semmelschnitten und verzehrt ihn mit der tiefsten Ehrfurcht und in inbrünstiger Andacht. Aber auch wenn wir von der Mystik, die der Genuß feiertägiger Leckerbissen umgibt, absehen, bleibt uns noch genug, um die täglichen Mahlzeiten aus den irdischen Niederungen zu erheben, ihnen — ich möchte sagen — ihren besonderen Nimbus zu verleihen.«

Die Offiziere lachten gedämpft, und den jungen Hähnen lief das Wasser im Munde zusammen. Der Ökonomierat, beim schwarzen Kaffee, zog freilich in Abwehr eines feindlichen Etwas die Brauen zusammen und schlürfte das bittere Naß in kurzen Zügen. Aber dessen ungeachtet ließ es sich der Superintendent nicht nehmen, das ergiebige Thema unermüdlich zu beleuchten.

»Ein Esser ohne Phantasie ist wie ein Schmetterling ohne Farbenstaub. Wenn ich Pasteten genieße, denke ich an Blondinen. Kaviar mit Zitronenscheibchen erinnern mich an Kapriziöse mit Zigeunerhaar und Stubsnäschen. Unser leider abwesender Gastgeber, Graf Morion, könnte Ihnen bestätigen, daß es Pflicht eines Lebenskünstlers ist, die Kunst der Geschmacksempfindung wie keine zweite zu pflegen; und ich bin glücklich, mich in einem Hause zu wissen, in dem man mit ernster Andacht an die Zubereitung der Speisen geht. Die Tunke von unreifen Weintrauben und Orangen, in der man uns den Fasanen vorsetzte« — er schnalzte selig mit der Zunge — »alle Achtung, gnädigste Gräfin!«

Die Offiziere stimmten lachend und schnarrend bei. Brachwitz aber, bekannt wegen seiner liebenswürdigen Unverfrorenheit, rief übermütig: »In dieser Tunke würde ein echtes Leckermaul seinen eignen Vater aufessen.«

Schallende Heiterkeit belohnte die Schlagfertigkeit des jüngsten Leutnants. Selbst von der Luhe konnte sich eines wohlwollenden Schmunzelns nicht erwehren; und auch Gräfin Klementine durfte sich gestehen, daß der Hausgeist mit der Stimmung des Abends zufrieden sein müsse.

Spät noch kam Baron Versen. Er zeigte sein weißes Gebiß und bat nonchalant um Entschuldigung. Sein blonder Scheitel glänzte, und die blanken Augen, die sich so gern in Spiegeln und in den Augen reizender junger Mädchen suchten, lächelten überlegen. Er war in glänzender Stimmung, und es fiel ihm offenkundig schwer, ein erfreuliches Geheimnis, das ihm die Brust erfüllte, vor der etikettelosen Neugier der Kameraden geheimzuhalten. Als es ihm aber gelungen war, die Gräfin in eine leere Nische zu ziehen, da vermochte er die Schleusen der Beredsamkeit nicht länger verschlossen zu halten. »Ich quittiere den Dienst, Gräfin!« rief er strahlend. »Was, da staunen Sie! Ich habe es satt, Rekruten zu drillen, Remonten einzureiten, mich im Kasino zu öden, den Crohmer Honoratiorenfrauen die Kur zu schneiden, um letzten Endes mit der Miene eines Armensünders mich im Netz einer Kommerzienratstochter oder einer Landpomeranze fangen zu lassen. Meine Pläne gehen höher hinaus. Man muß mit der Zeit fortschreiten. Ich schüttle den Staub des Landes von den Füßen, breite die Schwingen aus und — fliege!«

Die Gräfin lächelte. »Sie wollen unter die Auswanderer gehen —?«

Versen verdoppelte seinen Eifer. »Verstehen Sie mich recht: nicht Zwischendeck! Nicht als fragwürdiges Individuum, dem der Boden der Heimat unter den Sohlen brennt! Vielmehr als deklarierter Sieger, mit dem Feldzugsplan in der Tasche, gemachter Mann, sobald ich nur den Fuß auf den Boden der Neuen Welt setze. Risikoloses Geschäft! sagt ja wohl der Kauf-

mann, der Bankier. Also die Sache ist einfach die: ich habe einen Vetter drüben, in Amerika, verstehen Sie, einen gewitzten Jungen, der es in knapp dreiviertel Jahren zum Multimillionär gebracht hat. Nicht wahr, Sie staunen —? Ist das bei uns möglich? Werde ich je in Crohme die Gelegenheit haben, ein Millionärstöchterlein kennenzulernen und kraft meiner äußeren und inneren Vorzüge so zu bestechen, daß es mir schmachtend zum Traualtar folgt? Sehen Sie, Gräfin, das alles hat besagter Vetter innerhalb von dreiviertel Jahren zuwege gebracht. Drüben. Und nun schreibt er: Junge! Sei gescheit! Verkriech dich nicht wie ein Maulwurf in die unterirdischen Gänge mittelalterlicher Traditionen! Es kommt nicht darauf an, ob der Vater ein »von und zu« ist. Auch ein Petroleummagnat, ein Zeitungskönig, ein Chikagoer Großschlächter haben ihre Vorzüge. Komm, Junge, komm! Ich lanciere dich, ich manage dich, ich garantiere dir eine Versen-Hausse! In spätestens einem Jahre blickst du nur noch mit dem mitleidigen Lächeln eines vor allen Zufälligkeiten des Lebens gesicherten Krösus auf die Crohmer Kameraden, samt Regimentskommandeur und -kommandeuse, herab.«

Versen triumphierte. Die Gräfin lächelte gutmütig. Glückliche Jugend! dachte sie. Wie er sich in einen Hoffnungsrausch hineinredet! Wie er als unumstößliche Tatsache empfindet, was letzten Endes ja doch wie eine buntschillernde Seifenblase zerplatzen muß! Wenn er erst die Enttäuschungen der Wirklichkeit hinter sich haben wird, wenn erst die Ernüchterung des poesielosen Alltags ihm die rosenrote Brille von den Augen gerissen haben wird, wenn —!

Die Gräfin stutzte.

Stand es denn so unumstößlich fest, daß Versens Hoffnungen Schiffbruch leiden mußten? Hatte der amerikanische Vetter nicht auch ein Ziel erreicht, von dem hierzulande die männliche Jugend nicht einmal zu träumen wagte? Schließlich war Baron Versen ein frischer, liebenswürdiger Junge. Mit einem Schuß Verwegenheit, einem Gran gedankenlosen Siegerwillens kommt man weiter als mit den korrektesten Berechnungen, Überlegungen, Plänen.

Unwillkürlich stand der Gräfin das Bild ihres eignen Mannes vor Augen. Warum mußte er — gerade er — unter den engen Verhältnissen des Vaterlandes leiden? Hatte er nicht zehnmal eher als Versen das Talent und die Berechtigung, nach den höchsten Glücksgütern des Lebens zu greifen? Genügen denn ein wenig Blondheit, Jugend und Draufgängertum, um einen Kranz an sich zu reißen, nach dem andre — Gehaltvollere — jahrelang vergebens gestrebt haben?

Und mußte sie nicht — in diesem Augenblicke mehr denn je — ihrem Manne die kleinen, belanglosen Sünden verzeihen, wenn sie bedachte, daß er, der wie kein andrer durch Geburt und Schicksal dazu geschaffen schien, als ein Genießender, ein Weltmann von Raffinement, Grazie und Scharm, zu glänzen, statt dessen zeit seines Lebens dazu verurteilt war, sich mit verständnislosen Hypothekengläubigern herumzuschlagen?

Versen entging die Verstimmung nicht, unter der die Gräfin litt. Aber er bezog die Trübung ihrer Laune beileibe nicht auf das Schicksal des Grafen Morion, sondern auf den Verlust, den er selbst durch seine Abreise dem gastlichen Hause bereiten würde. Er beeilte sich also, der Gräfin, so gut es ging, Trost zuzusprechen. »Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie, den Grafen und Ihr Haus in meinem neuen Reichtum vergessen werde! Herrgott, wenn ich Sie nicht gehabt hätte! Was täten wir Crohmer Ulanen wohl ohne Gräfin Klementine und Schloß Kurewa?«

Die Gräfin lächelte unter Wolken. »Sie sind ein guter, dummer Junge, Versen,« sagte sie. »Gebe Gott, daß Sie mit Ihrem Optimismus recht behalten werden!«

In diesem Augenblick kamen Versens Regimentskameraden auf Zehenspitzen und mit allen Zeichen vergnügter Geheimnistuerei. »Ertappt!« riefen sie fröhlich-ergrimmt und zogen das einsame Paar aus seinem Versteck.

Brachwitz aber, das Enfant terrible des Regiments, konnte es sich nicht versagen, gleich einem Strafprediger mit erhobenem Zeigefinger zu salbadern: »Finden wir dich auf heimlichen Liebespfaden, alter Sünder Versen? Und müssen wir das an Ihnen erleben, gnädigste Gräfin? Ein Telegramm an den Grafen Morion! Daß er dem sauberen Pärchen hinter die Schliche komme! Aber — zum Teufel — wer verrät mir schnell den gegenwärtigen Aufenthaltsort des Grafen?«

Die Ulanen kicherten in gedämpfter Schadenfreude. Gräfin Klementine aber vermochte die wachsende Unruhe, die Versens Schicksal — das Schicksal ihres eignen Mannes — in ihr ausgelöst hatte, nicht länger zu meistern. Sie schützte — echt weiblich und doch nicht glücklich in der Kunst der Verstellung — Migräne vor und flüchtete in ihr Schlafzimmer, den Superintendenten bittend, sie in dem Amt des Gastgebers zu vertreten.

Dobbertin ließ die ehrenvolle Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen. Niemand fand im Hause Morions etwas Merkwürdiges darin, wenn die Gäste auch ohne Hausherrn oder Hausherrin ihren Neigungen frönten.

»Beschließen wir den Abend mit einem solennen Trunk, meine Herren!« schlug der Superintendent, in dem der Geist des Studententums erwachte, vor. Und zu Winkelmann, dem Kam-

merdiener des Grafen, gewandt, sagte er mit einem genießerischen Zungenschnalzen: »Sie kennen ja unsern Geschmack, Winkelmann! Also: Auf die Mensur! Die Säbel los! Los!« Damit setzte er sich an den oberen Teil der Tafel und faltete in Erwartung der kommenden Genüsse die kleinen, dicken Finger über der Leibesrundung.

Noch spät in der Nacht hörte man die Korona singen und jubilieren.

Andern Tags war Graf Morion zurückgekehrt. Ohne Ankündigung. Ohne Aufhebens. Als sei er nur durch die Felder geschlendert, im Mondschein, unverbesserlicher Romantiker.

Schon in der ersten Morgenfrühe gewahrte ihn die Dienerschaft — hinter einem Dickicht von Rhododendren und Azaleen stehend, in das feine, gedämpfte Morgenlicht getaucht, ein leicht verträumtes Lächeln auf den Lippen, abgewandt von Gegenwart und Wirklichkeit: kapriziöser Schloßherr aus verklungenen Zeiten, der seinen Einfällen und Launen die Zügel schießen läßt; dabei in der schwebenden, zu klassischer Attitüde erstarrten Körperbewegung einem barocken Hermes gleichend, der zur Erde niedergestiegen ist, um auf Schelmenpfaden zu wandeln und im Verlauf diskreter Abenteuer den ewigen Götternimbus aus den Locken zu schütteln.

Später sah man ihn im Stall und dann zu Pferd. Die Gärtner grüßten ihn stumm. Vor den Hufen Andromedas schwärmten Rotkehlchen auf. Der Graf ritt zur Kaskade, beschrieb eine Volte, durchquerte die Ulmenallee, kam zum chinesischen Tempel und ließ auf dem Bowlinggreen der Fuchsstute freien Lauf.

Ein laues Bad gab den erregten Nerven neuen Reiz. Der Graf kleidete sich um und erschien im Frühstückszimmer: schlank, hochgewachsen, doch lässig in der Schulterhaltung, das Antlitz kühn in der Profilierung und doch in irgendeinem versteckten Zug mit der autoritätslosen Verschmitztheit eines Gassenbuben gepaart. Das leichtgewellte braune Haar, die bis zu den Ohrläppchen reichenden Bartkoteletten, dazu das grüne Halstuch mit buntseidener Schleife, die olivenfarbige Hausjacke von biedermeierischem Schnitt, die engen, eisengrauen Beinkleider und die dünne, mit goldenen Rosen durchbrochene Uhrkette verliehen seinem Äußeren eine bewußt vormärzliche Linie.

Gräfin Klementine empfing ihn ohne Überraschung. Bereits eine Stunde zuvor hatte sie ihn vom Fenster ihres Ankleidekabinetts aus im Park entdeckt. Aber auch ohne diese Entdeckung wäre das plötzliche Erscheinen des Grafen für sie kein Anlaß zu äußerer Erregung gewesen.

Sie kannte ihren »großen Jungen«. Sie wußte, daß er ohne Zurechtweisung, ohne Verwarnung oder Belehrung zu ihr zurückfinden würde. Gab es etwas Rührenderes als diesen Augenblick, in dem er wie ein verlegenes Kind vor sie hintrat, um ihr errötend die Hand zu küssen und dann, in einem Gemisch von Naivität und knabenhafter Ruhmsucht, die »Heldentaten« zu beichten, die sich den früher begangenen Geniestreichen ebenbürtig angliederten?

Beim Tee, den Winkelmann servierte, löste sich sehr bald seine Zunge. Während er Zitrone in die feine, alte Schale träufelte und den Duft des Honigs genießerisch einsog, tastete er sich vorsichtig in die Vergangenheit zurück, rief er schwebend leichte Erinnerungen wach, genoß er noch einmal mit der Delikatesse des Feinschmeckers Erlebtes, das nun schon fast drauf und dran war, für ihn das Aroma des lediglich Geträumten anzunehmen.

»Denke dir, liebe Tina, das Sommertheater eines Landstädtchens. Es tut durchaus nichts zur Sache, ob es sich um Crohme oder um Herzberg oder gar um Joachimslust handelt. Eines Landstädtchens einfach. Das Theater ist im Gasthaus zum Engel — nehmen wir einmal an! Der Direktor — ein wassersüchtiger, aufgedunsener, kläglicher Komiker. Die Schauspieler — ein Gemisch von Pose und Handwerksburschendemut. Man sieht abgetragene Kleider, und die ‚Damen' machen sich ein Vergnügen daraus, einander durch Farbendissonanzen den Rang abzulaufen. Aber an der Kasse ein Mädchen —«

Die Gräfin lächelte resigniert. Sie kannte die Einleitungen zu den Beichten ihres Mannes. Sie wußte sehr wohl, wie vollendet er es verstand, gleichsam spielerisch, mit ein paar nachlässig hingesetzten Tupfen die Voraussetzungen seiner ehelichen Fehltritte anzudeuten und schon im vorhinein mit einem Schimmer von Verzeihen zu umkleiden.

Mußte er ihr nun noch den Eindruck schildern, den das Mädchen an der Kasse auf ihn gemacht hatte? War es nötig, das Bild der neuen Mignon nachzuzeichnen? Das kleine zärtliche Abenteuer in Worte zu kleiden, die doch nur einen Hauch dessen zu geben vermocht hätten, was Wirklichkeit gewesen war, und was nun schon wieder wie ein rosiges Lichtwölkchen im Äther der Erinnerung zu verschweben sich anschickte?

Ach, sie kannte den Verlauf der Ereignisse, ohne daß der beichtende Armesünder auch nur nötig gehabt hätte, die Lippen zu bewegen. Abschiedsvorstellung. Aufbruch. Tasten in dämmriges Neues, das letzten Endes immer wieder als das Alte, das trostlose Einerlei sich entpuppt. Nur daß diesmal ein romantischer Ritter dem Thespiskarren sich anschließt, der »komischen Alten« wie einer wirklichen Dame von Stand huldigt, mit dem wassersüchtigen Direktor

über »Wege zu neuer Kunst« debattiert, die armseligen Schlucker von Wanderkomödianten in Champagner ertränkt und mit dem »Mädchen an der Kasse« Schäferstunden verlebt, die in ihrer rührenden Romantik und Verstiegenheit nichts mit dem gemein haben, wozu sonst die Gleichgestellten des Grafen Morion Mädchen dieser Art mißbraucht haben würden.

Gräfin Klementine hatte die Augenlider gesenkt und hörte der Beichte ihres Gatten mit einem fernen Lächeln zu. Sie sah seine bewegliche Gestalt, in einen matten Schimmer von Unwirklichkeit getaucht, hörte seine weiche, sinnliche Stimme, die es von jeher so gut verstanden hatte, ins Herz von Frauen und Mädchen sich einzuschmeicheln, entzündete sich an dem längst vertrauten, immer aufs neue überraschenden Idealbild eines Mannes, der dem weiblichen Geschlecht bald sanft, bald herrisch, bald mit aufreizender Kühle, bald mit bezwingender Zärtlichkeit gegenüberzutreten für gut befand, erzitterte an der selbstverständlichen Brutalität einer Don-Juan-Natur, die blendend, spielerisch, überlegen, raffiniert mit Frauenherzen jongliert, und mußte sich doch immer wieder gegenüber der zauberhaften Mischung von Wollust und Kindlichkeit, von weltmännischem Geist und verlegener Güte, die aus der Natur dieses Mannes sprachen, für besiegt erklären.

Ihre Stirn umwölkte sich. Durfte sie Anklagen erheben? Hatte sie ein Recht, diesen Mann — diesen nie Alternden — mit den Vorwürfen der beleidigten Gattin zu bestürmen? Fünfundvierzigjährige, die sie war?

Es entging ihrer Aufmerksamkeit, daß Graf Morion sich erhob und hinter ihren Stuhl trat. Erst als er den Arm leicht und schmeichlerisch um ihren Nacken legte, erwachte sie aus Gedanken, um gegenüber dem lächelnden Blick dieses Mannes nun auch den letzten Rest von Überlegenheit zu verlieren.

»Warum nimmst du meine Beichte geduldig hin?« fragte Morion demütig. Aber in dieser Demut lag eine Fülle von Aufreizendem. »Warum überschüttest du mich nicht mit Vorwürfen? Bin ich dir gleichgültig geworden? Nimmst du keinen Anteil mehr an meinem Geschick?«

Die Gräfin machte eine Bewegung, als wollte sie aus den Armen des Mannes fliehen. Aber Morion drückte sie sanft in den Stuhl zurück. Gegen diese Sanftmut gab es kein Auflehnen.

»Weißt du noch, früher, Tina, wie dich mein unverantwortlicher Leichtsinn empören konnte? Muß ich dich daran erinnern, daß du aus Eifersucht mit dem — Federmesser nach mir gestochen, daß du aus Eifersucht die Hand zum Schlage gegen mich erhoben hast? Und heute —?«

Die Gräfin saß erstarrt. Sie fühlte: nicht sie selbst trat in diesem Augenblick als Klägerin auf. Gab es einen Kläger, so war es ihr Gatte.

Wie ein Hauch kam es von ihren Lippen: »Ich bin alt geworden, Sylvius.«

Die Hilflosigkeit ihres Tones, das Mütterliche, das sich schamhaft aus dem Bekenntnis einer Schwergeprüften rang, erschütterten ihn. Er ließ die Hand aufmunternd über ihren Scheitel gleiten, aber er fühlte sich nicht stark genug, einer mit den Wellen ringenden Seele Halt und Stütze zu sein. Statt dessen glitt er in die Knie und legte sein Haupt wortlos in den Schoß der Frau. Wie ein Knabe, der in Stunden der Angst zur Mutter findet.

Ein Lächeln löste den Zauber, der schattenhaft den Raum erfüllte. Der Graf lächelte. Seine Lippen schürzten sich kokett. Und in den Augen flimmerte ein Schalk, der über Bangigkeit und Klage triumphierte.

Morion schmiegte sich enger an den Körper der Fünfundvierzigjährigen, und mit einem innerlichen Lachen fragte er in die entsagungsvolle Wehmut der Frau hinein: »Habe ich dir berichtet, wie das Märchen vom ‚Mädchen an der Kasse' endete? Ach, ein Ende, wie es jedem Märchen beschieden ist. Die Wirklichkeit tritt auf den Plan, und alle Rosawölkchen verflattern in grausames Nichts. Denke dir ein mutwilliges Kind mit lüsternen Mausezähnchen und einer kokett in den Himmel geworfenen Nase, das noch eben dem behaglich schnurrenden Galan mit allerliebsten Händchen durch die sorgfältig gelockten Haare fährt, um plötzlich im kindlichen Spiel innezuhalten, mißtrauisch die Stirn zu runzeln und eben jenem »nie alternden« Liebhaber und Herzensknicker zwei — eisgraue Haare aus den Schläfen zu rupfen! Ich war erstarrt — erschüttert — aus allen Himmeln geschleudert! Ein Vorhang riß in Fetzen, und ich sah in der klaffenden Helle die Trostlosigkeit des — Alterns! — Aus! Alles aus! Das Märchen zu Ende! Verflogen die imponierende Überlegenheit des weltgewandten Kavaliers! Vielleicht karessiert meine Mignon bereits mit einem rosenroten Dragonerleutnant, einem Forsteleven oder einem Studio im ersten Semester. Ich aber laufe durch die Welt: das spitzbübische Kichern eines Kindes in den Ohren, das mir mit seinen siebzehn Jahren zehnmal überlegen ist.« Morion blickte in einem Gemisch von unverhohlenem Schrecken und Galgenhumor zu seiner Frau auf. »Bist du nun zufrieden, Tina? Habe ich dir Genugtuung verschafft? Auch Götter sind nicht sicher auf ihrem Postament, und zwei graue Haare haben schlagendere Beweiskraft als die glühendsten Liebesschwüre eines mit allen Salben gesalbten Routiniers.«

Die Gräfin lächelte wider Willen. Ihre Hand fand den Scheitel ihres Mannes — denselben Scheitel, den kurz zuvor die »allerliebste« Hand des romantischen »Mädchens an der Kasse« durchwühlt hatte. Sie erwiderte, gegen ein

Gefühl der Mattigkeit und Leere ankämpfend: »Zwei graue Haare sind noch nicht das Alter, lieber Sylvius. Gott erhalte dir deine Jugendlichkeit und die Unbeschwertheit deiner Gefühle. Wer als Glückskind geboren ist, wird auch im Alter nicht Schiffbruch erleiden. Wie ich dich deines beschwingten Temperaments willen beneide!«

Morion senkte unter der streichelnden Bewegung der lieben Frauenhand die Wimpern. Ihm war wohl zumute, und er begriff nicht, daß es Menschen geben solle, die vergeblich um Befriedigung ihres Glücksverlangens betteln.

Die überhandnehmenden Besuche der Gläubiger galten dem Grafen nichts. Auch über das wortkarge Spionieren von der Luhes wußte Morion sich belustigt hinwegzusetzen. Er war in Laune. Das genügte. Und wenn Klementines mahnende Stimme sanft an sein Ohr schlug: »Warum willst du es nicht mit Sparen versuchen, Sylvius?«, so hatte er nur ein leichtsinniges Lachen zur Antwort oder begründete seine Lebensauffassung mit den Worten: »Es wäre mir zumute wie dem Jockei, der hungern muß, damit er sein Körpergewicht planmäßig verringert, dem Sänger, der es nicht wagen darf, seinen Kehlkopf auch nur dem leisesten Lüftchen auszusetzen. Leben, Klementine — nicht abwägen, portionsweise zuteilen, berechnen, sich anpassen wie ein Hausverwalter, eine Wirtschafterin!«

Die Gräfin senkte die Stirn und suchte nach Worten. Es war ihre Pflicht, zu warnen. Aber wie schwer fiel es ihr, den Trauervogel zu spielen, der in jede Freude hinein mit dunklen Flügeln rauscht.

Und darum wartete sie förmlich darauf, daß Morion sich ihren Mahnungen widersetzen würde, zitterte sie, wenn er in einem Anfall von Schwäche drauf und dran war, die Flinte ins Korn zu werfen, atmete sie befreit auf, wenn er zu sich selbst zurückfand und mit dem jungen Leuchten seiner Augen auftrumpfte: »Wir haben das Freie, Leichte von Natur. Wir brauchen die Herrengebärde nicht erst zu erlernen. Wir machen uns keine Skrupel darüber, daß die andern für uns arbeiten, während wir selbst kaum Zeit genug finden, das Leben zu genießen, wo immer es sich von seiner heiteren Seite bietet.«

Als Reaktion auf die Genüsse eines rapid vorübersausenden Lebens war seine Stimmung nun der Abwechslung halber vorwiegend aufs Idyllische gerichtet.

Es kam ihm darauf an, die Minute auszukosten, sich in den Schoß dieses winzigen Bruchteils Zeit wie in den wohligen Pfühl eines Daunenbettes gleiten zu lassen. Der Duft eines hundertjährigen Mahagonizimmers, der Farbton einer Tapete, der kühle Glanz, der altes Porzellan umwittert, eine Kramschachtel mit verblaßten Angebinden, Schleifen, Kettchen und Gedichten — dies alles waren Dinge, deren Vorhandensein genügte, ihn dem Rausch köstlichsten Erlebens preiszugeben. Der nüchterne Tatsachenmensch freilich würde dies Erleben als zwecklos, drohnenhaft, ja unmännlich verworfen haben. Aber auch für die Einwände ketzerischer Nützlichkeitsapostel hielt Morions Geistesgegenwart eine Parade bereit, welche wie jede Daseinsäußerung des Grafen die spielerische Gewandtheit des Florettfechters erkennen ließ.

»Nichts ist schwerer als Nichtstun!« pflegte der Graf zu sagen. »An keine Pflicht gebunden, schwebt der Mensch zwischen Unendlichkeit und Unendlichkeit. Die innere Fülle allein ist's, die uns Schwergewicht verleiht, eine Achse, um die sich das Geschehen oder vielmehr Nichtgeschehen dreht. Die Dummen, Hohlen langweilen sich bald bei dem Spiel. Aber die Feinorganisierten schwelgen in Genüssen, die für seelische Dickhäuter unsichtbar wie des Kaisers neue Kleider sind.«

Hatte Morion das Idyllische sattsam gekostet, so warf er sich dem lauten Leben von neuem in die Arme. Fuchsjagden wechselten mit Gartenfesten und Ernteschmäusen ab. Die Kaskaden im Park leuchteten nachts in bengalischem Feuer. Im Schloßtheater gab es Gastaufführungen von Schauspielern des Residenz-Ensembles. Der Graf war die Freigebigkeit selbst. Er ersann Überraschungen für seine Gäste, für die geladenen Schauspieler, für das Schloßgesinde, für die Dorfinsassen. Gläubiger tauchten zwischenhin auf und wurden an die Luft gesetzt. Von der Luhe geisterte durch die Festlichkeiten, sein Fuchslächeln auf den Lippen, Silber zählend, Seidentapeten betastend. Ökonomierat Longinus zog den Grafen besorgt beiseite und versuchte es mit dem Tonfall väterlicher Strenge. Aber Morion hatte nur ein unnahbar knabenhaftes Lächeln für die Mahnungen des Zahlenmenschen und verschwendete seine Aufmerksamkeit — an die junge Frau des neuen Amtsrichters, die, zart, blond, zitternd wie ein Reh, seinen saugenden Blicken wehrlos erlag, während der Herr Gemahl, der Situation unkundig und der gesellschaftlichen Stellung des Grafen seine Reverenz erweisend, es nicht wagte, aus seiner korrekten Devotion herauszugehen.

Kamen aber Stunden, in denen Freunde ihn zu bewegen vermochten, sich an den Flügel zu setzen und der Phantasie in Tönen freien Lauf zu lassen, so ballte sich etwas unter seinen schmalen, nervösen Fingern, das wie Lebensinhalt aussah: etwas, das alle Zuhörer in den Bann seines Spiels zwang, nichts virtuosenhaft Kühles, nichts mathematisch Erklügeltes, auf seine Wirkung Pochendes, vielmehr ein Spiel



Franz Jüttner: Wandervögel

freier Kräfte, das Erwachen der verborgensten Natur dieses merkwürdig zwiespältigen Menschen, ein Bekenntnis und zugleich der Ausdruck alles Triebhaften, Unbewußten, Dämonischen, das die Seele eines von Licht und Dunkelheit Getragenen, das Herz eines ewig Sehnsüchtigen erfüllt.

Ewig sehnsüchtig — das war's, was seiner Natur den Stempel aufprägte. Für den oberflächlichen Beobachter freilich nahm es den Ausdruck ewiger Unruhe an. Kräfte schienen im Spiel, die sich nutzlos vergeudeten. Blickte man aber tiefer, nahm man sich die Mühe, bis zu den Quellen hinabzusteigen, aus denen Leben in hundert kleinen Blasen und Wellen emporquirlt, so sah man das Produkt alter Geschlechter, eine Blutmischung, in der Feinstes und Gewalttätigstes durcheinander quoll, eine Edelfrucht, deren Aroma sich mit nichts Ähnlichem vergleichen ließ, die aber, kam es lediglich auf die Kraft der Artfortsetzung an, von jedem Bauernobstbaum aus der Konkurrenz zu schlagen war.

Zuweilen mochte es wohl geschehen, daß Morion dieses Zwiespalts seiner Natur mit absoluter Deutlichkeit sich bewußt wurde. Immer waren es trübe, melancholische Tage, die ihn zur Resignation verführten und ihm die Grenzen seiner Persönlichkeit offenbarten.

»Eigentlich bin ich ein Weib!« pflegte er dann mit verwundertem Lächeln einzugestehen. »Meine Persönlichkeit ist ein Instrument, auf dem ich alle Eindrücke spielen lasse. Ich gebe mich diesen Eindrücken hin. Ich warte und empfange. Aber ich setze mich nicht in Tat um. Ich bin kein Zeugender. Bin kein Mann.«

Und mit unverhohlenem Neid blickte er in diesem Seelenzustand auf die robuste Unverbrauchtheit irgendeines grobschlächtigen Bauernknechts oder Waldhüters, die mit derben Fäusten zugriffen, wann immer das Leben ihnen Gelegenheit bot, Dinge zu erraffen, die bis dahin außerhalb ihres engen Daseinsbezirkes gelegen hatten.

Die Kreise weiterziehen! Nicht im Spinnennetz des Idyllischen hängenbleiben! hieß dann die Parole, die Morion für sich selbst ausgab. Hatte es einen Sinn, das ewig gleiche Getändel mit der ängstlichen, blonden Amtsrichtersfrau fortzusetzen? Machte sich nicht ein lächerlicher Beigeschmack bemerkbar, wenn er, abseits von der Straße des Lebens, inmitten dürftiger Natur, gärtnerische Träume zu verwirklichen trachtete, die bestenfalls doch immer nur eine Ahnung dessen abzugeben versprachen, was seine Phantasie in Stunden künstlerischen Schöpfungsdranges sich ausgemalt hatte?

Man ist nicht nur Kind, das spielt und spielend sich begnügt! Man ist auch Grandseigneur! Man kann ohne die Atmosphäre der großen Welt nicht auskommen! Man braucht den Wellenschlag der Öffentlichkeit! Braucht, wie der Diamant, das Licht von außen, um seine Qualität zu erweisen!

Andern Tags tauchte er in der Residenz auf, ein unberechenbarer Außenseiter, von seinesgleichen mit Mißbehagen und Ironie empfangen.

Morion verstand es dennoch, von sich reden zu machen. Seine glänzende Art, seine Kunst, jeder Situation spielend gerecht zu werden, seine gesellschaftlichen Vorzüge, der Scharm seiner Persönlichkeit: das alles waren Dinge, die auffallend genug waren, um sich nicht kurzerhand totschweigen zu lassen.

Trotzdem mußte der Graf im stillen zugeben, daß es ihm nicht gelingen wollte, an Boden zu gewinnen. In den Augen der höfischen Gesellschaft war und blieb er ein »Aus-der-Art-Geschlagener«, dessen Kapricen wohl von sich reden machten, der aber, weil er nicht mit seinesgleichen am selben Strange zog, weil er nicht in dem Meer besternter Fracks und glänzender Uniformen unterging, über die Achsel angesehen, ja, mit mitleidigem Lächeln fallengelassen wurde.

Majestät — darüber brauchte Morion sich kein Hehl zu machen — war von jeher nicht gut auf ihn zu sprechen. Majestät liebte keinen Eigenwillen, keine auffallende Form. Er schätzte den dunkelgekleideten Beamten, den niemals widersprechenden Hofmann, aber er fand es geschmacklos, wenn ein Mitglied des Uradels sich dem Volke wie ein eitler Akteur zur Schau stellte. Überdies befand sich Morion keineswegs in rangierten Verhältnissen. Darüber sprach man achselzuckend an der Familientafel. Darüber ließ Majestät den Grafen beim Cercle nicht in Unklarheit.

Dennoch fand der König freundliche Worte, als Morion beim Herrenreiten auf Andromeda als Erster durchs Ziel ging. »Habe mir die Stute bereits im vorigen Frühjahr gemerkt!« sagte Majestät leise näselnd. »Ließe über Ankauf mit mir reden, wenn Sie Lust hätten, zu verkaufen. Aber sehe schon« — Morion war erschrocken einen Schritt zurückgewichen — »erledigt! Rassige Stute! Schade!«

Der König schritt weiter. Morion verneigte sich mechanisch. Auf den Gesichtern des Gefolges lagen Schadenfreude, Spott, Entrüstung.

Dennoch gelang es dem Grafen, schon kurze Zeit später die Aufmerksamkeit des Königs von neuem zu erwecken. Es war gelegentlich eines Kostümfestes bei Hofe. Eine Komödie, von Mitgliedern der Hofgesellschaft entriert, wurde aufgeführt. Morion als Arrangeur und Hauptdarsteller hatte einen Erfolg, der von keiner Kritik getrübt wurde.

Der König, bei bester Laune, sprach jedem der Mitwirkenden sein Wohlgefallen aus. Morion, neben ihm Gräfin Klementine, die auf

den ausdrücklichen Wunsch des Gatten bei diesem Fest nicht hatte fehlen dürfen, erhielt einen Händedruck und ein spontanes »Bravo, bravo!«

Dann wandte sich Majestät der Gräfin zu, und indem der König seinen zwinkernden Blick prüfend über deren Robe gleiten ließ, sagte er mit der ihm eignen stachligen Liebenswürdigkeit: »Schade, daß er als ein Morion das Licht der Welt erblickte! Hätte beim Theater sein Glück machen können.«

»Liebe Klementine,« klagte der Graf, als sie gegen Morgen in ihr Hotel zurückgekehrt waren, »heute wie je sind die Geldkalamitäten der Fels, an dem mein Glücksschifflein scheitern muß. Wäre ich rangiert, könnte ich mit Leuten konkurrieren, deren Stärke nicht in der Phantasie, sondern im Geldsack liegt, meine Stellung in der Welt und bei Hofe wäre gesichert. So aber — tauche ich in der Residenz auf, mache ich von meinem Recht Gebrauch, als Graf Morion neben Gleichgestellten zu figurieren, empfange ich nichts als scheele Seitenblicke, spitze Anzüglichkeiten. Muß ich mir nicht wie ein Handwerksbursche vorkommen, der, die Hand auf der Türklinke, froh ist, wenn man ihm einen Teller warmer Suppe reicht?«

Gräfin Klementine suchte zu beschwichtigen. Aber ihre Sanftmut brachte ihn nur noch mehr auf.

»Ich schäme mich — schäme mich um deinetwillen. Du empfängst die kalten Blicke, die hämischen Bemerkungen, die mir zugedacht sind. Du kannst dich in deiner widerstandslosen Art der Angriffe nicht erwehren, die stumm und offenkundig sich gegen uns richten. Wie kann ich dich schützen? Soll ich mich mit jedem und jedem schlagen, der sich erdreistet, dich mit unbotmäßigen Blicken herabzusetzen?«

Die Gräfin legte ihm die Hand auf die Schulter. »Großer Junge!« sagte sie mit ihrer tiefen, milden Stimme. »Können sie uns treffen? Haben wir etwas mit ihnen zu schaffen? Morgen trete ich die Rückreise an. Entschließe dich ohne Umschweife! Komm mit mir! Warum willst du dich nutzlos an ihrer fremden Art blutig stoßen?«

Aber Morion ließ sich nicht überzeugen. »Man müßte ihnen einen Affront bieten. Wie würden die sorgfältig gescheitelten Köpfe wackeln, wenn ich gemeinsam mit Sängern und Virtuosen in einem Konzert aufträte, wenn ich mich herabließe, als Herrenreiter die Attraktion einer Zirkusvorstellung zu werden!«

»Kindskopf!« lächelte die Gräfin. »Du wirst mit mir reisen und über besseren Dingen vergessen, was man dir hier antat.«

Aber der Graf blieb, als die Gräfin fuhr. Tags darauf ließ er sich hinreißen, eine englische Equipage mit vier Isabellen zu kaufen, wie sie an Eleganz und Tadellosigkeit in der Residenz nicht ihresgleichen hatte.

In seine Finanzen riß der Coup freilich ein tiefes Loch. Aber man sprach wieder einmal über den Grafen Morion; und wenn er die unverhohlene Bewunderung in den Blicken höfischer Neider las, so empfand er eine Genugtuung, die ihn für manche erlittene Unbill entschädigte und ihn für Augenblicke wenigstens den Kostenpunkt des aristokratischen Vergnügens vergessen ließ.

Fast schien es ihm, als ob der König selbst ein größeres Interesse für ihn bekundete, seitdem er vierelang durch die Schloßallee kutschierte und alles in den Schatten stellte, was sonst Anspruch auf Glanz und herrschaftliches Gehaben erheben durfte. Als aber der Amerikaner, der den Kontinent bereiste, bei Hof auftauchte, verblaßte auch dieser Schimmer schnell vor dem strahlenderen Licht eines Dollarreichtums, von dessen Grenzen die europäische Bescheidenheit sich keine rechte Vorstellung zu machen vermochte.

Humphrey Mac Kington hieß der Mann. Ganz einfach Kington ohne »von und zu«. Dennoch vergaß selbst Majestät vor der selbstverständlichen Sicherheit dieses Krösus die näselnde Überlegenheit, mit der er sonst seinen Nimbus zu stützen pflegte.

Kington war das Tagesgespräch der Residenz. Er hatte kluge Augen, eine undurchdringliche Ruhe der Gesichtszüge. Fern von Großspurigkeit und Parvenütum, klangen seine Worte einfach, bestimmt, unsentimental, überzeugend. Der König, dem seine Majolikafabrik sehr am Herzen lag, hörte dem Urteil des Amerikaners nicht ohne Herzklopfen zu. Mit vorgeneigten Schultern, gesenkter Stirn war er ganz Ohr. Und wenn man vergaß, daß er der König, der andre aber nur Herr Kington aus Boston U. S. A. war, so konnte man meinen, in ihm einen kleinen Fabrikherrn vor sich zu sehen, dem die Ehre zuteil wird, von dem Beherrscher der Branche in ein Gespräch gezogen zu werden.

Auch im Adelsklub wurde Mac Kington bald Hauptperson. Man sprach über Weltanschauung, Wege zum Reichtum, Arbeiterfürsorge, Macht des Kapitals, Zielstrebigkeit, Arbeit und Nerven. Immer gab der Amerikaner präzise, unsentimentale Antworten. Ganz offen nannte er sich einen Erfolgsjäger, der konsequent und rücksichtslos seine Persönlichkeit für den materiellen Gewinn einsetze, denn »Kapital sei der solide Untergrund, auf dem Behaglichkeit der Lebensführung, Differenziertheit des Geschmacks, Kultur der äußeren Dinge, mit einem Wort die Glücksgüter dieser Welt gedeihen könnten«.

Schon beim Wort »Erfolgsjäger« wurde Morion unruhig. Der Amerikaner imponierte ihm. Dennoch — oder vielleicht gerade darum — fühlte er sich gedrängt, diesem Manne sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft zu wider-

setzen. »Gut, was Sie sagen, Kington!« rief er mit jugendlicher Stimme. »Aber — kommen Sie jemals dazu, die Glücksgüter dieser Welt zu genießen? Was ist denn ein Erfolgsjäger? Der Sklave seines Berufes! Er strebt Zielen zu, die, sobald er sie erreicht hat, nur Vorstufen zu neuen Zielen sind. Er jagt einem Phantom nach, das ihn sein Leben lang äfft. Und er vergißt über der ewigen Jagd das Leben selbst, dies Bukett zahlloser Freuden. Jede seiner Handlungen, jeder seiner Gedanken muß vom Prinzip des Zweckmäßigen durchdrungen sein. Aber der Zweck ist der Henker des Schönen. Sehen Sie, ich zum Beispiel begeistere mich für alles Schöne. Aber da ich noch stets die Erfahrung gemacht habe, daß das Schöne nicht gleichzeitig das Zweckmäßige ist, so bin ich fast verführt zu sagen: schön ist, was zwecklos ist!«

Kington lächelte verbindlich. »Wir wollen nicht über den Begriff ‚Schönheit' streiten. Ich könnte Ihnen sonst womöglich antworten: Zweck verklärt! Nur das Zweckmäßige ist schön! Aber wo es sich um die Gegensätze zweier Weltanschauungen handelt — wo Realismus und Romantik aufeinanderprallen —, verbietet es sich von selbst, einen Kampf aufzunehmen, der letzten Endes doch zu nichts führen würde, weil beiden Gegnern das Organ fehlt, mit dem sie sich in die Welt des andern einzufühlen vermöchten. Übrigens bestreite ich Ihnen, als dem Mitglied eines alten Geschlechts, durchaus nicht das Recht auf Romantik. Wir hingegen« — Kington sprach sehr klar und ohne eine Spur von Erregung — »haben die Brücken zur Vergangenheit bewußt abgebrochen. Unsre Parole heißt: Gegenwart! Wenn Sie wollen: Zukunft!«

Der Amerikaner fand selbst in diesem Kreise Beifall. Einesteils, weil man dem Grafen Morion den Triumph nicht gönnen mochte, dann aber auch, weil die Macht des Geldes letzte Schranken niederreißt, und weil man wohl oder übel einem Manne huldigen zu müssen glaubte, vor dem sogar Majestät sichtlich an Selbstbewußtsein eingebüßt hatte.

Kein Wunder, daß schnell ein Schmeichler zur Hand war, der ein Loblied auf den amerikanischen Freisinn anstimmte, und daß ein zweiter, das Thema aufnehmend, den für diesen Kreis gewiß revolutionären Grundsatz pries: der moderne Ton verlange vom Aristokraten, daß auch er freisinnig sei.

Der Beifall klang gedämpfter. Immerhin — die Tatsache allein, daß Beifall sich regte, sprach Bände.

Wiederum war Morion Worthalter der Opposition. Seine Stimme klang schneidig, seine Augen blitzten angriffslustig. »Ich pfeife auf den Freisinn und den modernen Ton. Hänge mir kein Mäntelchen um. Bin, wie ich bin. Letzter Ausläufer aus altem Geschlecht. Verliebt in die Vergangenheit. Von Vergangenem zehrend.«

»Wir können uns das leisten, weil wir auf dem Aussterbeetat stehen!« krähte ein schmalbrüstiger Herr mit hängenden Schultern.

»Sie können es sich leisten, weil Sie Europa sind!« entgegnete Mac Kington durchaus ernsthaft. »Wir aber sind Amerika. In Amerika macht man mit Romantik keine Geschäfte.«

»Glauben Sie, daß Morions Romantik ihm viel einbringt?« stichelte der Schmalbrüstige.

Diesmal schwoll der Beifall sichtlich wieder an. Es war ganz offenkundig, daß Morion in diesem Kreis keine Sympathien genoß. Und da er weder Hofcharge, noch Diplomat, noch Militär war — mit einem Wort: niemandem gefährlich zu werden vermochte —, so lief auf ein unterhaltsames Vergnügen hinaus, was unter andern Voraussetzungen Keim zu keineswegs harmlosen Verwicklungen hätte werden können.

Morion war verstimmt. Die Erinnerung an seine wenig beneidenswerte Vermögenslage in Verbindung mit dem strahlenden Nimbus, der den Reichtum des Amerikaners verklärte, verdarb ihm die Laune.

Plötzlich erinnerte er sich der Briefe, die er zerknittert in der Tasche trug, und die mit schonungsloser Deutlichkeit ihm die katastrophale Zerrüttung seiner Finanzen vor Augen hielten.

Was Ökonomierat Longinus da schrieb, klang in seiner erbarmungslosen Trockenheit so erschütternd, daß Morion es gar nicht wagte, die Gedanken darauf zu konzentrieren und der Zukunft festen Auges ins Antlitz zu sehen.

Statt dessen suchte er im Champagner Vergessenheit, pirschte er sich mit schlechtem Gewissen an den Spieltisch heran, gewann und verlor, vergaß jede Selbstbeherrschung und machte in seiner unverschleierten Fassungslosigkeit schlechte Figur.

Andern Tags war er ohne Abschiedsbesuche aus der Residenz verschwunden, nachdem er gerade noch so viel Geld hatte auftreiben können, um seine Spielschulden zu begleichen.

In Schloß Kurewa war der Aufenthaltsort des Grafen wieder einmal unbekannt. Woher auch hätte man wissen sollen, daß der Graf inkognito und bedürfnislos durch das Land streifte, das unruhige Blut des Handwerksburschen mit der weltmännischen Sicherheit des Globetrotters verbindend?

Alle Last der Wirklichkeit lag wie so oft schon auf den Schultern der Gräfin. Sie seufzte nicht, aber ihre Gesichtszüge nahmen an Herbheit zu. Dennoch verschaffte es ihr eine Art Glücksgefühl, ihre Phantasie dem verschwundenen Grafen nachschweifen zu lassen. Sie sah ihn förmlich vor sich: sorglosen Knaben, der Kirschen

von den Bäumen stiebitzt, die Steine in lustigem Bogen ausspuckt und mit unbegreiflicher Leichtigkeit philosophiert: »Man kann auch auf Regenbogen spazierengehen!«

Freilich — als der Graf eines Tags wohl oder übel wieder auf Schloß Kurewa landete, war von dieser Regenbogen- und Kirschkernphilosophie in seinen Gesichtszügen nichts zu lesen.

Gräfin Klementine verfolgte sein Tun und Treiben nachdenklichen Blickes. Es wächst ihm über den Kopf, mußte sie sich eingestehen. Die Verhältnisse sind stärker als er. Er leidet. Wie kann man ihm helfen?

Aber wie angestrengt sie auch sann, sie fand keinen Ausweg aus dem dichter und dichter werdenden Gestrüpp der Sorgen und Fatalitäten.

Die Gläubiger reichten einander die Türklinke. Sie pflanzten sich mit rotem Stiernacken und bäurischen Fäusten vor dem Mahagonisekretär auf und sprachen eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Selbst die Anwesenheit der Gräfin vermochte nicht mehr dämpfend auf ihr Temperament zu wirken. Es gab keinen Respekt mehr vor dem gräflichen Namen. Was galt noch der Nimbus einer alten Familie? Worte flogen her und hin. Fäuste pochten auf die Tischplatte.

»Man kann ja verkaufen!« sagte Morion, scheinbar gelangweilt. Aber die Gräfin erschrak vor der wehrlosen Apathie, die hinter den Worten ihres Mannes lauerte.

Die englische Equipage mit den Isabellen mußte zuerst daran glauben.

»Was soll uns in Kurewa der Viererzug?« meinte Morion verlegen. Und errötend fügte er hinzu: »Wir werden künftig in Vaters gutem altem Vehikel fahren. Warum sollen die Mottenpolster nicht wieder zu Ehren kommen? Ich wette, wir werden uns sehr standesgemäß-vormärzlich darin ausnehmen.«

Sein Humor hatte einen galligen Beigeschmack. Die Gräfin mühte sich verzweifelt, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie dem Grafen zu helfen wäre.

Das klare Blau ihrer Augen verwandelte sich in ein strenges Grau. War sie nicht mitschuldig? Wäre es nicht ihre Pflicht gewesen, diesem Manne ein Heiratsgut einzubringen, das ihn aller finanziellen Nöte enthoben hätte? Was aber bedeutete Gut Borken trotz seiner Schuldenfreiheit gegenüber den Lebensbedürfnissen eines Mannes, der kraft seiner Herkunft und Persönlichkeit das Recht auf Verschwendung in Anspruch nehmen durfte?

Mit einem Male wußte sie in unzweideutiger Klarheit, daß sie der Entwicklung dieses Mannes im Wege stand, daß es ihr nicht zukam, wie ein hemmendes Gewicht sich an den Schritt eines Auserlesenen zu heften. War sie nicht selbstsüchtig in ihrer Liebe? Verbarg sich nicht eine häßliche Unaufrichtigkeit der Seele hinter der Glätte ihrer Stirn, der Güte ihres mütterlich liebenden Blickes?

Daß Morion zugrunde gehen mußte, wenn nicht ein Wunder geschah, stand einwandfrei fest. Das Niederschmetterndste in dieser Lage aber war, daß sie selbst die innere Sicherheit zu verlieren begann, daß dem Wunsche, zu helfen, zu trösten, aufzurichten, nun die Schwäche, die Ohnmacht ihrer eignen kleinmütig werdenden Natur hemmend entgegentraten.

Die Gräfin war erschüttert. Tage der Einsamkeit, der Selbsteinkehr kamen. Die Tatsache des Nachlassens der Elastizität Morions war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Sie sah den Blick des Grafen auf sich gerichtet, verwundet, stumm, mit der schmerzlichen Scheu des kranken Tieres, fühlte instinktiv, daß die Welt mit Fingern auf sie wies als die eigentlichste Ursache seines Zusammenbruches. Sorgen jagten sie im Kreis. Und doch blieb sie in den Augen Fernerstehender die besonnene, kluge, in sich selbst gefestigte Herrin von Kurewa, der Pol in der Erscheinungen Flucht.

Hätte man doch ihr ins Herz blicken können, um zu sehen, wie Güte, Hingabe, Aufopferungswille mit dem banalen Schicksal kämpften, das wie Meereswellen heranrollte, um alle Widerstände erbarmungslos zu zerschleifen!

Am glücklichsten war die Gräfin noch, wenn Morion sie mit kleinen Ungerechtigkeiten traf, wenn er sie entgelten ließ, was das Leben an Nackenschlägen ihm zufügte. Sie wußte ja: dies waren Stimmungen, die vorübergingen. Die Selbsterkenntnis folgte ihnen auf dem Fuße und das bitter-süße Eingeständnis des Grafen: Nur die uns Nahestehenden genießen den Vorzug, von uns gequält zu werden.

Dann aber kamen Stunden, in denen sie der völligen Erschlaffung seiner Lebensgeister ratlos gegenüberstand, verwirrt, erschreckt, ohne Hoffnung auf die Beseitigung einer seelischen Depression, die sie in solchem Ausmaß, noch dazu bei diesem lebenshungrigen Manne, niemals erwartet hätte, deren tiefste Quellen ihr zudem immer rätselhafter erscheinen mußten.

Denn wenn sie nun in Erwägung zog, wie Schüchternheit den sonst so offenen Blick des Grafen trübte, wie aus jeder verlegenen Geste, jedem unterdrückten Wort ein Schamgefühl sprach, das ins Herz schnitt, wie ein grundloses, allzu heftiges Lachen, eine verwirrte Antwort, ein hilfloser Augenaufschlag dieser sonst so selbstsicheren Natur peinlichste Verlegenheit, ja Niedergeschlagenheit auslösten, so blieb keine andre Deutung für den Seelenzustand Morions übrig, als daß neuerdings etwas am Kern seines Wesens zehrte, das jenseits von finan-

ziellen Schwierigkeiten, jenseits von unbefriedigten Ambitionen liegen mochte, etwas, das ihn seelisch aus dem Gleise warf und ihn unsichtbaren Mächten preisgab, denen von außen her nicht beizukommen war.

Die Gräfin begann bereits zu verzagen, als ein kleines Vorkommnis — lächerlich im Grunde und dennoch des tragischen Beigeschmacks nicht entbehrend — ihr endlich einen Anhalt dafür bot, wie die Veränderung im Wesen ihres Mannes in Wahrheit zu erklären sei.

Es war an einem Sonntagmorgen. Man rüstete sich zum obligaten Kirchgang. Unerwarteterweise stellten sich schon in aller Frühe Gläubiger ein, die sich vom Inspektor und Verwalter, längst dressierten Leuten, nicht mit leeren Versprechungen abspeisen lassen wollten. Die Gräfin wurde in die unerquickliche Szene hineingezogen. Wohl oder übel mußte sie der drängenden Forderung der Gläubiger, den Grafen persönlich zu sprechen, nachgeben. Um ihren Gatten auf die unliebsame Auseinandersetzung, die seiner harrte, vorzubereiten, ging sie selbst, ihn zu holen. Als sie die Tür seines Ankleidekabinetts öffnete, fand sie ihn unter Assistenz Winkelmanns bei der anstrengenden Prozedur des — Haarfärbens! Der Graf, den Besuch Klementines zu dieser Stunde nicht erwartend, schnellte in die Höhe, fahlen Gesichts, und überschüttete die Gräfin mit einer Flut von Vorwürfen. Diese wagte nicht zu antworten, nicht zu lächeln. Sie glitt, wie sie gekommen war, zur Tür hinaus, die Hand ans Herz gepreßt, schwer atmend. Das Gehen bereitete ihr Mühe. Sie lehnte sich an einen Schrank und schloß die Lider. Dennoch vermochte sie das Bild des Grafen nicht aus ihrem Bewußtsein zu entfernen. Sie erbebte unter dem Schmerz, der aus seinen Blicken sprach, diesem Gemisch von Zorn und Scham, dieser hilflosen Verlassenheit, die wortlos zu stammeln schien: Sieh, nun stehe ich dem Untergang waffenlos gegenüber! Was galt mir das Gekläff der Gläubiger, was das Gelächter der Welt? Ich hatte ja meine Jugend! Aber nun ergrauen die Haare. Das Selbstbewußtsein ist zum Teufel. Ich fange an, eine lächerliche Figur zu werden! —

Die Gräfin duckte sich schutzsuchend in den unförmigen Schatten des Schrankes. Ihr Herz klopfte spitz und dünn. Eine erschreckende Müdigkeit ergriff von ihren Gliedmaßen Besitz.

Sie litt mit ihrem Gatten, litt unter der Unerbittlichkeit des menschlichen Daseins, die uns letzte Besitztümer aus der Hand reißt und uns mit verächtlicher Gebärde dem triumphierenden Todfeind — dem Alter ausliefert.

Zur Mittagstafel ließ der Graf sich entschuldigen. »Migräne!« flüsterte Winkelmann teilnahmsvoll.

Die Gräfin hatte nichts andres erwartet. Sein herrliches Schamgefühl! dachte sie und errötete wie ein junges Mädchen, dessen Träume beim Geliebten weilen.

Brachwitz war einziger Tischgast. Er hatte den Kirchgang geschwänzt und einen Morgenritt unternommen, der ihn in dreiviertel Stunden von Crohme nach Schloß Kurewa führte. Sein junges Gesicht glühte. Die Augen funkelten prahlerisch. Seine lärmende Jugendlichkeit kam Gräfin Klementine mit schmerzender Schärfe zu Bewußtsein.

»Versen hat geschrieben!« trompetete Brachwitz und klapperte zwischendurch mit Messer und Gabel. »Teufelsjunge! War doch nicht eitel Prahlerei, was er uns einzureden versuchte. Ist dicht vorm Ziel. Tochter eines Baumwollkrösus oder so. Ja, wer den Mut hätte, es ihm nachzumachen! Wenn ich aber an Papas Stielaugen denke —! Brrr! Werde wohl bei der deutschen Landpomeranze bleiben, wenn ich selbst erst mal ... Hat aber noch Zeit. Gott sei Dank! Werde mir's lange überlegen, ehe ich in den sauren Apfel beiße. Zum Wohle, gnädigste Gräfin! Sie sind so einsilbig heute. Wie ist das Befinden des Grafen?«

Gräfin Klementine erwachte aus schmerzenden Gedanken. Die Nähe dieser grausam selbstbewußten Jugend bereitete ihr körperliches Unbehagen. Jedes laute Wort, jede lachende Unüberlegtheit riß an ihren Nervensträngen. Das pralle Gesicht des Zwanzigers, seine schnarrende Sprechweise, die Art, wie er fast zu gleicher Zeit aß, sprach, lachte und sich an der eignen Lebensfülle weidete, waren Dinge, die sie bedrückten und ihr den kritischen Zustand ihres Mannes um so deutlicher vor Augen führten. »Morion geht es gar nicht gut!« erwiderte sie kleinlaut.

»Er kommt eben in die Jahre!« trompetete die unerbittliche Jugend. »Man kennt das ja. Wenn ich an Papa denke, wie er sich mit Podagra und Asthma herumschlägt —«

Gräfin Klementine wußte nicht, ob sie lächeln oder ihrem Unmut Ausdruck leihen sollte. »Sie sind und bleiben doch das Enfant terrible des Regiments, Brachwitz. Morion ist erst einundvierzig.«

Der Leutnant ließ sich nicht abhalten, die Gedanken, die ihm durch den Kopf wirbelten, sofort in Worte zu kleiden. »Ist er erst einundvierzig? Ich hätte ihn für älter gehalten.«

Gräfin Klementine gab es auf, diesen jungen Hund zur Gesittung und Bedachtsamkeit zu erziehen.

Winkelmann reichte Kaffee und Zigaretten.

»Ich muß gleich wieder fort!« beteuerte Brachwitz. »Kränzchen bei der Kommandeuse. Deubel auch! Und morgen früh fünf Uhr Remontereiten auf dem Anger. Elendes Los eines

königlichen Ulanenleutnants! Ach, wie ich Versen um seine Baumwollprinzessin beneide!«

Er verabschiedete sich ohne Förmlichkeiten. Die Gräfin blieb in Unruhe und Mißmut. Warum hatte Versen Glück? Und warum war Morion ein ausgesprochener Pechvogel? Gab es denn gar kein Mittel, das Schicksal zu zwingen?

Sie zuckte entsagungsvoll die Achseln. Verkaufen! hieß die Losung jedes Tages. Sie sah schon die kläglichen Trümmer eines weiland stolzen Besitztums.

Und Versen sonnte sich im Glanz eines unverdienten Dollarreichtums.

Morion kränkelte. Die Gräfin beobachtete seinen Zustand mit wachsender Besorgnis. So viel stand fest: sein Leben war in ein kritisches Stadium getreten.

Manchmal schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: Es ist gut, daß er altert! War seine Jugendlichkeit nicht immer meine größte Feindin? Nun fällt mir die Frucht, nach der ich mich sehnte, von selbst in den Schoß.

Aber im gleichen Augenblick erschrak sie schon wieder über die Selbstsucht, die in ihrem Innern sich regte. Liebte sie ihn nicht gerade um seiner Jugendlichkeit willen? Boten seine knabenhafte Zügellosigkeit, sein Ungestüm, seine Unbesonnenheit ihren fraulich-mütterlichen Instinkten nicht immer neue Nahrung?

Jetzt aber schien es, als habe sich sein Wesen umwölkt, als sei das Strahlende, Bezwingende einer lächelnden Jünglingsnatur hinter dem grauen Schleier der Müdigkeit, des Lebensüberdrusses untergetaucht. Eine robuste Widerstandskraft, die für ein ganzes Dasein vorzuhalten schien, war über Nacht gebrochen. Die Sinnenfreude eines geborenen Genießers verkümmerte unter kleinen Kränkeleien.

Fast hätte Gräfin Klementine gewünscht, der Graf wäre wieder einem seiner früheren zahlreichen Liebesabenteuer nachgegangen. Aber auch dazu gebrach es Morion offenbar an Elan.

An einem Spätsommertag ließ sie das Diner unter den Kastanien servieren. Sie wußte, daß Morion das Flimmern grüngoldener Lichter auf dem alten Porzellan liebte, daß er gern unter den ehrwürdigen Bäumen speiste, während die Pfauen und Truthähne gravitätisch um den Tisch stolzierten und wie herrschaftliche Diener sich verneigten, sobald er ihnen einen Brocken von seinem Teller zuwarf.

Mit einem müden Lächeln ließ Morion die Gräfin gewähren. Wie früher reichte Winkelmann nach der Suppe den alten Xeres in Gläsern. Zum Fisch erschien Rheinwein, zum Braten Champagner.

»Gute alte Witwe Cliquot!« seufzte Morion mit einem Anflug überlegener Ironie. »Deine Bestände werden auf die Neige gehen. Alles geht auf die Neige.«

Klementine ließ es nicht dazu kommen, daß er den trüben Gedanken nachgab. Sie sagte sehr heiter, sehr weltgewandt: »Wir werden die schönen Spätsommertage genießen und so oft als möglich unter den Kastanien speisen. Würde es dir nicht Freude bereiten, vor dem Kaffee mit mir einen Spaziergang durch den Park zu unternehmen?«

Morion nickte eingeschüchtert und reichte der Gräfin den Arm. Klementine wußte es so einzurichten, daß sein Auge auf alles das, was er im Laufe der Jahre geschaffen hatte, fallen mußte. Sie führte ihn zu den Kaskaden, durchs Palmenhaus. Sie warfen einen Blick in das Schloßtheater. Aber die Trostlosigkeit der leeren, dunklen Bühne trieb sie in die Gemäldegalerie, in der die Sinnenfreude der Maler aus lebensfrohen Farben leuchtete.

Die Gräfin redete auf Morion in gedämpften, wärmenden Worten ein. Sie pries den Reichtum seiner Vergangenheit, die Lebensleistung, die hinter ihm lag. Sie stachelte ihn behutsam an, dem früher Geschaffenen neue Taten seines Unternehmungsgeistes an die Seite zu stellen. Aber Morion blieb still, kleinlaut, apathisch, jede Möglichkeit des Pläneschmiedens, das ihm doch sonst Lebensnotwendigkeit gewesen war, ängstlich beiseiteschiebend.

Da gab es die Gräfin auf, tauben Ohren zu predigen. Sie fühlte, daß sie nicht die Kraft besaß, dem Rad des Schicksals in die Speichen zu greifen. Sie zog sich mimosenhaft scheu auf sich selbst zurück, mußte erst mit sich selbst ins reine gelangen, um von neuem den Mut aufzubringen, andern ihren Beistand zu leihen.

Die Manie, zu verkaufen, hatte von Morion nun gänzlich Besitz ergriffen. Kunsthändler tauchten auf, für welche die Gemälde der Galerie Kurewa nicht mannigfaltiger Ausdruck künstlerischer Phantasie, sondern lediglich Spekulationsobjekt waren. Für die Dekorationen und Versatzstücke des leerstehenden Schloßtheaters fand sich in der Person eines Provinztheaterdirektors ein begeisterter Käufer.

Auch im Marstall lichteten sich mit der Zeit die Reihen der Gebrauchs- und Luxuspferde. Morion gab Auftrag, zu verkaufen, ohne daß es ihn jemals hingezogen hätte, mit eignen Augen von den zusammengeschmolzenen Beständen sich zu überzeugen. Seine gewohnten Morgenritte gab er auf, und obgleich der Arzt, den Klementine gerufen hatte, ihm dringend anempfahl, körperlicher Bewegung sich nicht zu entziehen, war es ihm dennoch unmöglich, die Scheu zu überwinden, die ihn von jedweder Betätigung fernhielt.

Eines Tags setzte sich der Gedanke in ihm fest, es sei unvermeidlich, auch Andromeda, sein

Leibpferd, zu verkaufen. Der Inspektor erschrak und beteuerte, daß keine Veranlassung vorläge, das edle Tier gegen ein gleichwertiges auszuwechseln. Aber Morion dachte nicht an Ersatz. Er käme nicht mehr zum Reiten, erwiderte er. Seine geschwächten Lebensgeister versagten ihm die gewohnten körperlichen Auffrischungen. Was aber sollten ihm Dinge, zu denen ihm jede lebendige Beziehung fehlte?

Der Inspektor schüttelte den Kopf, fügte sich aber den Anordnungen des Grafen. Andern Tags kamen die Händler zur Besichtigung. Morion ließ sich nicht blicken. Er war verstimmt, gereizt. Er ging im Arbeitszimmer ruhelos auf und nieder. Unten auf dem Platz vor der Schloßfront wurde Andromeda vorgeführt. Morion kannte das Klappern der Hufe. Es war wie Musik, die seine Nerven aufpeitschte. Er stellte sich hinter die dunkle Fensterportiere und beobachtete das Feilschen der Händler. Der Inspektor pries bekümmert die Vorzüge des Tieres. Die Händler nickten und überboten einander. Morion lächelte verächtlich und biß sich in die Lippen, bis Blut kam. Endlich wurde man handelseinig. Der Sieger in der Konkurrenz zog die gefüllte Geldtasche und zahlte dem Inspektor die geforderte Summe. Der Graf hörte, wie die geschlagenen Konkurrenten sich darin gefielen, den Wert des Pferdes nachträglich herabzusetzen und Mängel an ihm zu entdecken, die es niemals besessen hatte. Der Käufer zog die Stirn in Falten und gab dem gräflichen Reitknecht Auftrag, ihm Andromeda nochmals in Schritt und Trab vorzuführen. Den Grafen überlief es kalt und heiß. Er sah die schmutzigen, ungepflegten Händlerhände, die sich nach dem Edelsten, das er sein nannte, ausstreckten; sah die mißtrauischen Blicke listiger Krämer, die das untadelige Tier nach verborgenen Fehlern absuchten. Plötzlich schoß ihm der Gedanke durchs Hirn, ob nicht auch er einmal Schicksal spielen solle, und ob nicht am Ende im Zerstören das Glück liege, dem er bisher ohne Erfolg nachgelaufen sei?

Verflogen die Apathie, die Morion unterjocht hatte!

Statt dessen griff der Graf wie nachtwandlerisch nach der geladenen Pistole, die in einem Schreibtischfach bereit lag, riß den Hahn auf, kniff das linke Auge zu, zielte und — schoß.

Die Fensterscheibe zerklirrte. Die Händlergruppe stob entsetzt auseinander. Andromeda wälzte sich auf dem gelben Sand. Der Inspektor warf verzweifelt die Arme in die Luft.

Morion aber klammerte sich an die dunkle Portiere. Sein Herzschlag setzte aus. Sein Auge starrte kalt und glanzlos. Plötzliche Schwäche in den Gliedmaßen zwang ihn, einen Sessel aufzusuchen.

Dann aber erwachte dumpfer Jubel in seinem Herzen. Er begriff den Schauer der Stunde. Ahnte etwas von der inneren Freiheit, zu der er sich — für Minuten? — durchgerungen hatte.

Nicht das Schicksal spielte mit ihm. Er hatte mit dem Schicksal gespielt. Schöpferisch — auch im Zerstören!

Die Gräfin rang mit einem Entschluß. Ihr Blick war mehr denn je nach innen gerichtet, ihr Mund verschlossen. Trotzdem fand niemand ihrer Umgebung etwas Außergewöhnliches an der Bedrücktheit, dem stummen Schmerz der schwergeprüften Frau. Ökonomierat Longinus saß über Bücher geneigt; der Kopf rauchte ihm vor Zahlen. Das Dienstpersonal sprach von baldigem Wechsel und hatte nur noch für das eigne Fortkommen Gedanken. Morion aber verkroch sich menschenscheu in sein Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten, nur von Winkelmann betreut, den er mit Grillen plagte.

Herbsttage kamen. Die Felder standen leer. Die Obsternte war vorüber. Jagden wurden im Gegensatz zu früheren Zeiten nicht angesagt, Jagdeinladungen der Gutsnachbarn dankend abgelehnt.

Eines Tags stand Klementine in Morions Zimmer. War es die Beleuchtung des regnerischen Tages, war es ein Unwohlsein, das ihre Lebensgeister dämpfte: sie sah müde aus, blaß und gealtert. Aber ihre Hand griff ruhig nach der Hand des Mannes, und um ihre Mundwinkel spielte ein Zug von Entschlossenheit.

Sie drängte Morion in einen Lehnsessel. Sie setzte sich neben ihm nieder und sagte: »Ich bitte dich, mir nicht zu widersprechen. Dies eine Mal in deinem Leben, Sylvius, folge mir. Es wird sich alles zum Besten wenden. Denn das, was ich dir nun entdecken will, ist nicht leichtfertig gesprochen, sondern in Tagen und Nächten sorgfältig abgewogen. Nenne es grotesk, phantastisch, absurd — du wirst dich beruhigen, zu dir selbst finden, aufhorchen und meinem Gedankengang zustimmen.«

Morion saß geduldig. »Du hast das Problem des Gelderfassens gelöst, Klementine?« Er lächelte müde. »Gib es auf. Longinus zerbricht sich Tag für Tag den Schädel. Und uns unmündigen Kindern sollte etwas Gescheites einfallen?«

Die Gräfin streichelte behutsam seine herabhängende Hand. »Du mußt mich anhören, Sylvius. Nachher darfst du mich auslachen. Aber nur ein Weilchen. Denn dann —«

Morion beschattete die Augen mit der Hand und nickte.

Da blickte Klementine still vor sich hin, und mit einer Stimme, die vor Wärme und Erschütterung bebte, flüsterte sie: »Wir müssen uns trennen, Sylvius. Nein, fahre nicht auf. Lache nicht. Schneide mir nicht das Wort ab. Wir

müssen uns trennen. Einen andern Ausweg gibt es nicht. Höre mich: Dein Leben ist in ein kritisches Stadium getreten. Wenn du nicht mit einem Ruck Jugend und Reichtum und alles, was dir das Leben lebenswert erscheinen läßt, an dich reißt, wird es mit dir rasend bergab gehen. Aber du wirst die Befreiung finden. Wir leiten die Scheidung ein. Du verkaufst Kurewa. Ich ziehe mich auf Gut Borken zurück, das ich dir einbrachte, und auf dem sich's leben läßt — namentlich wenn man nicht mehr die Jüngste ist wie ich. Du wirst frei sein, wirst ein neues Leben vor dir haben. Du befolgst den Ratschlag Versens, gehst nach Amerika, findest eine reiche Erbin, heiratest von neuem und erntest alles das, worauf du Anspruch hast, die Gaben deiner Persönlichkeit zu entfalten. Wir werden gute Freunde bleiben, Sylvius. Wäre es anders denkbar? Du — und deine junge Frau — und ich — wir werden uns sehen, ich werde mich an deinem neuen Glanze weiden, vielleicht auch ein wenig jünger werden in der strahlenden Atmosphäre, die dann dein Lebenselement sein wird. Wir werden gewiß auch von alten Zeiten plaudern, über Gewesenes lächeln — verschollene Misere, längst anekdotisch geworden in der Fülle von Licht und Glanz, die dich nun umgibt. Das Märchenhafte deiner Existenz wird sich wie ein silberner Schleier auch über mein Leben breiten. Ich werde sehr glücklich sein in der Erfüllung meiner Wünsche und Hoffnungen.«

Morion saß starr. Die streichelnde Bewegung ihrer Finger versetzte ihn in eine Art Trancezustand. Er wagte nicht aufzublicken, nicht das Wort zu ergreifen. Er schwamm im Kielwasser ihrer Worte. Die Fahrt ging über das große Meer: Fahrt ins Rosenrote! Er sah sich in einem Schwarm junger Amerikanerinnen. Seine Haltung war frisch, übermütig, elastisch. Niemand ahnte, daß seine Haare von Winkelmann gefärbt wurden. Nun kehrte er nach Europa zurück. Nun machte er mit seiner jugendlichen Gattin den Antrittsbesuch bei Hofe. Der amerikanische Stern ging auf. Majestät flirtete huldvoll. Die Hofchargen platzten vor Neid und Bewunderung. Er stand im Mittelpunkt, war Mittelpunkt, gefeiert, umworben — er, Morion — —!! Er schnellte in die Höhe. »Wahnsinn! Das ist ja Wahnsinn! Ich begreife dich nicht, Klementine. Du schneidest mir das Herz in Streifen!«

Aus den Augen der Gräfin leuchteten Mut, Entschlossenheit, Kraft der Verzweiflung. »Sollen wir zugrunde gehen, irgendwo in einem Winkel vegetieren, in Apathie und Stumpfsinn auf den Tag unsrer silbernen Hochzeit warten? Noch haben wir Energie, Einfälle, Stolz. Was ist denn Barockes an meinem Vorschlag? Ich denke ja nicht nur an dich. Auch meine Zukunft steht mir vor Augen. Soll ich als Witwe, vergrämt und verbittert —«

»Witwe —?«

»Wenn du in einem Anfall von Ekel deinem Dasein ein Ende gemacht haben wirst!«

»Klementine —!«

»Nein, es ist besser so. Freie Herrin auf Gut Borken. Nicht heiter, nicht übermütig. Aber doch gesammelt, dem Leben gegenüber bestätigt. Und dann in Gedanken an dein Glück —«

Morion ging mit unruhigen Schritten auf und ab. »Du führst mich auf einen hohen Berg und zeigst mir die Reichtümer der Welt. Du kennst die Stelle, an der ich verwundbar bin. Bist du der Versucher, Klementine? Du — Mütterchen, stille, liebe Lebensgefährtin —« Er stampfte temperamentvoll auf. »Es wäre ja infam, wollte ich dich verlassen. Es wäre abgeschmackt, wollte ich mich in neuem Glanze sonnen, währenddem du, irgendwo im Winkel, versteckt —«

Klementine senkte die Stimme. »Du weißt, ich habe Scheu vor der großen Welt. Nirgends ist mir wohler als im Winkel. Und darum begehe ich Verrat, wenn ich mich länger an deine Fersen hänge. Ich sehe doch klar und ohne Sentimentalität. Es wäre infam, wollte ich —«

»Du drehst den Spieß um, Klementine? Stürzest mich in Konflikte, aus denen es kein Zurückfinden gibt? Mein Gott, was hast du aus mir gemacht?«

Die Gräfin lächelte ernst. »Du wirst dich wiederfinden. Ich habe alles vorausgesehen. Du wirst mit Verwunderung und schalkhaftem Schmunzeln feststellen: Es ist ein Jungenstreich, deiner würdig! Du wirst dem Leben, das dir hart zusetzt, ganz einfach ein Schnippchen schlagen. Oder bist du schon so zermürbt, so eingerostet und erstarrt, daß es dir zur Unmöglichkeit wird, dein Leben von vorn zu beginnen, es mit neuem Inhalt zu erfüllen?«

Morion wurde verlegen. Und in dieser seiner Verlegenheit lief er wie ein großer Junge mit erhobenen Fäusten durch den Raum, ungeduldig an Wänden und Bücherschränken hämmernd.

Aber die Gräfin ließ nicht locker. Sie malte ihm ein Bild seines künftigen Lebens in blühenden Farben. Es hatte ja nur Sinn für ihn, zu leben, wenn er sich verschwenden durfte. In der Neujahrsnacht war er geboren, unter dem Gläserklingen einer ganzen Welt. Das haftete an ihm, gab seinem Lebensweg Richtung, seiner Wesensart das Strahlende, Festliche, das ihm so gut zu Gesicht stand.

»Es gibt Idealisten, die, wenn sie an einer trockenen Brotrinde kauen, sich einbilden, vom köstlichsten Braten zu naschen. Du gehörst nicht zu diesen rührend Einfältigen. Also bleibt dir nichts andres übrig, als die große Welt, die



Franz Jüttner: Hinter dem Dorfe

Im Besitz des Fabrikbesitzers Franz Welger in Wolfenbüttel

Voraussetzung deines Glückes, zu erobern. Mittels des Vermögens deiner jungen Frau wirst du dir Ansehen, Gewicht, Ruhm verschaffen. Ich selbst werde für die Öffentlichkeit lächelnder Zuschauer bleiben und doch agieren, hinter den Kulissen agieren, die Fäden in der Hand halten. Ich fühle schon jetzt das Reizvolle, Prickelnde dieser verborgenen Tätigkeit.«

Morion wehrte sich immer noch. Ob sie denn nicht die Frivolität ihres Vorschlages begreife? Es sei doch ein Spiel mit Menschenleben, eine brutale Spekulation. Er verkaufe sich doch. Und er kette ein junges Wesen an sich ohne Liebe, ohne Zuneigung, aus eitel Berechnung.

Aber Klementine ließ sich nicht überzeugen. Es kam etwas Wildes, Voraussetzungsloses, Amoralisches über sie, das ihre Züge veränderte und die rührende Mimosenhaftigkeit ihrer Natur in die krampfhafte Entschlossenheit des Vabanque-Spielers umwandelte. Morions Staunen fand kein Ende. Er las in Klementines Antlitz, das von Unternehmungslust fieberte, und er überließ sich dem Strom ihrer Beredsamkeit, der eine Welt der Freuden, des Glanzes und Ruhms ihm vorzuspiegeln bemüht war.

Nach und nach begann er selbst, sich dem Reichtum seiner Einbildungskraft hinzugeben. Seine Augen begannen zu leuchten. Sein Schritt wurde wieder elastischer. Er ging im Zimmer auf und ab, erstaunt über das Federnde seines Ganges, und sprach von einem Prachtbau, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte. Er dachte an ein Gesamtkunstwerk von Schloß, Park, Theater, Marstall, Orangerie, Gemäldegalerie. Er baute Tempelchen im Grünen. Eine chinesische Landschaft erstand vor seinen Blicken. Man konnte fremdländische Bäume und Blumen anpflanzen, einen Traum hinzaubern, der die Sprödigkeit nördlicher Natur vergessen ließ.

Als er, hinter dem Fenster stehend, einen Diener in verschossener Livree über den Schloßplatz gehen sah, wandte er sich temperamentvoll an Klementine: »Die Livreen müssen selbstverständlich geändert werden. Ich bin das meinem Stande und den neuen Verhältnissen schuldig. Ich dächte: Blau und Gelb, mit echten Tressen! Versteh mich recht: ein Blau, das zwischen Bayrisch- und Preußischblau liegt, sorgfältig abgetönt. Der Farbenfreudigkeit darf nicht die Vornehmheit, die Feudalität des Gesamteindrucks geopfert werden.«

Klementine widersprach. Auch sie spielte mit dem Thema wie ein glückliches Kind. Sie war für Scharlach mit Gold. Aber Morion setzte sich zur Wehr, ereiferte sich, nahm diktatorische Handbewegungen zu Hilfe.

Mit einmal blickten die beiden großen Kindsköpfe sich starr an, beschämt, kleinlaut. Sie lachten fieberhaft. Sie hielten sich umschlungen.

Morion aber stützte die Stirn in die Hand. Sein Auge trübte sich von neuem. Er empfand Kopfschmerzen, und körperliche Ermattung nahm Besitz von ihm. »Wir haben uns da etwas vorgegaukelt, Klementine, das sinnlos ist!« sagte er bedrückt und wagte nicht, ihr ins Auge zu blicken.

»Es ist die Zukunft, deine Zukunft, Sylvius!« mahnte die Gräfin erschreckt. »Du wirst dich an den Gedanken gewöhnen müssen.«

Morion schüttelte mutlos den Kopf. Er sprach diesen Abend nur noch wenig. Er bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Aber anstatt sich zu Bett zu begeben, ging er in seinem Schlafkabinett noch lange auf und ab, das Für und Wider des aufwühlenden Vorschlages erwägend.

Als er endlich Schlaf gefunden hatte, geriet er in die Fangarme eines Traumes, der ihn lange Zeit in Aufregung hielt. Er fühlte sich in die Jugend zurückversetzt. Eine Frau war da, offenbar seine Mutter, aber sie trug die Gesichtszüge Klementines. Sie wiegte ihn in den Armen, während sein Blick an der rätselvollen Ferne hing, die ihm durchs Fenster zu winken schien. Da machte er sich heimlich auf und davon. Zehn harte Taler waren das Zehrgeld, das er bei sich trug. Er lief neben dem Schienenstrang her, der in die Ferne deutete, und wenn es Abend wurde, nächtigte er in Scheunen und auf Heuböden, teilte er die Mahlzeit mit Bauern und Tagelöhnern. Aber endlich winkte das Meer und hinter dem Meer eine neue Ferne, neue Unendlichkeit. Da ließ er sich als Heizer für einen Überseedampfer anwerben, der, funkelnagelneu, mit mächtigen Schaufelrädern und rauchenden Schloten, im Hafen lag. Er stieg in die glühende Tiefe. Er hörte über sich das eifrige Hin und Her der Passagiere, die Musik der Schiffskapelle, die Jubelrufe spielender Kinder. Aber für ihn begann harte Arbeit. Die Kessel standen da. Die Feuerlöcher glühten. Er zog die Jacke aus. Die Weste. Das Hemd. Er stand in der Hose. Ein Gürtel umspannte seine Hüften. Er schaufelte. Schaufelte. Stunden. Stunden. Aber dann drang das Schrillen einer Pfeife an sein Ohr. Schichtwechsel. Da sprang er die Schiffstreppe empor, das Licht zu grüßen, Seeluft, labenden Wind, der über Deck streicht. Seine Sehnsucht war groß. Seine Ungeduld trieb ihn himmelan. Er stieg aus der schwarzen Luke, stieß auf ein junges Mädchen, das an Deck promenierte, ihn lächelnd musterte, ihm die zarte, weiße Hand hinstreckte und nickend fragte: Kennen Sie mich nicht? Ich bin doch die Erbin aus Amerika. Wir fahren schon tagelang miteinander, und Sie hatten noch keine Zeit, mich zu akzeptieren. Nun, wie gefalle ich Ihnen? — Und ein alter Herr mit frischen, glattrasierten Wangen, die

kurze Pfeife schief im Mund, trat auf ihn zu, schlug ihn mit breiter, fleischiger Hand auf die Schulter und lachte: Nun, wie gefällt sie Ihnen, meine Lilian? — Da blickte der Heizer zitternd an sich herab, erschrak über den Ruß, der ihn verunstaltete, deutete entsetzt auf das weiße Händchen der jungen Dame, das er durch seinen Händedruck beschmutzt hatte, und flüsterte — wie im Traum: Was wird Klementine dazu sagen ...?

In diesem Augenblick erwachte Morion, beunruhigt, enttäuscht, niedergedrückt. Dies war sein Schlafkabinett. Er erkannte es wohl. Der Bronzeleuchter stand auf dem Tischchen neben dem Bett. Die perlengestickte Klingelschnur, die Winkelmann herbeirief, wenn er es wünschte, hing an der Wand. Auf einem Sessel lagen Kleidungsgegenstände. Durch die Portiere vor dem Fenster blinzelte ein schmaler Lichtstreifen. Er war in Schloß Kurewa, und die Gläubiger lauerten vor der Tür. Er war Graf Morion, dessen Lebenskurve sich nach unten senkte. Es ging zu Ende mit ihm, zu Ende mit dem Glanz des gräflichen Geschlechts. Die Pistole in der Schublade seines Schreibtisches ...

Er sprang aus dem Bett. Kleidete sich an. Die Uhr zeigte auf vier. Nichts regte sich im Schloß. Aber der Herr war wach. Der Herr nahm seine ruhelosen Spaziergänge durch das schmale Zimmer wieder auf. Seine Gedanken wanderten mit ihm. Sprangen ihm voraus. Schlugen eine Brücke von Europa bis Amerika.

»Lilian hieß sie!« flüsterte Morion nachdenklich. »Sie war ein schönes, schlankes, selbstbewußtes Mädchen. Aristokratisch in ihrer Art, obwohl der Vater ...«

Der Vater stand ihm nicht ganz so deutlich vor Augen. Immerhin: die demokratische kurze Pfeife im Mund des alten Herrn mißfiel ihm. Er war vielleicht ein Grubenkönig? dachte Morion spöttisch lächelnd. Oder ein Petroleummagnat? Ein Großschlächter? Ein Papierfabrikant? Jedenfalls will ich Klementine von meinem Traum erzählen!

Gegen acht Uhr erschien er im Frühstückszimmer, ein wenig blaß und übernächtig. Ehrfurchtsvoll küßte er der Gräfin die Hand.

Morion empfand Angst vor der Zukunft. Dieses Amerika, das ihm Klementine suggerieren wollte, erschien ihm wie eine barbarische Wildnis, die Menschen, die es bevölkerten, roh, anmaßend und parvenühaft.

Er flüchtete sich in einen hochfahrenden Feudalismus. Er vergaß die Misere, in die er immer tiefer versank. Er urteilte hart und phantastisch, ohne Objektivität, in die Sphäre überholter Romantik verstrickt, nicht ohne Donquichotterie. Und er fühlte sich sicher, erhaben, der Versuchung überlegen, wenn er seine Stellungnahme in die wegwerfenden Worte kleiden konnte: »Es ist besser, man hungert bei Tisch, aber das Silber ist gut geputzt und die Bedienten blitzen in sauberer Wäsche, als daß die Tafel sich biegt, jedoch die Lakaien mit schwarzen Fingernägeln servieren.«

Klementine wies ihn auf das Sophistische seiner Behauptung hin. Aber Morion wich ihr geschickt aus und sprang auf ein andres Thema über, von dem er sich sagen durfte, daß es mit mehr Grund auf Erfolg zu verteidigen wäre.

Er konnte sein Leben nicht mit einer ungeliebten Frau teilen! Woher aber sollte er Liebe, Neigung, Wohlwollen für ein Geschöpf nehmen, dessen Daseinszweck einzig und allein darin bestand, seine Vermögensverhältnisse zu rangieren? Gewiß war er altmodisch, verschroben, rückständig in seinen Anschauungen. Aber das war sein Recht als Kavalier; es war das Blut seiner Ahnen, das ihn im Handeln bestimmte. Er wollte sich nicht an ein Wesen ketten, das er nicht kannte, das ihn nicht verstand, dessen Welt von der seinen so weit entfernt war wie — Amerika von Europa. Wenn es Tugenden gäbe, wenn er der ritterlichen Pflicht zur Tugend auch nur in einem Punkt nachkommen wollte ...

Klementine unterbrach ihn mit sanftem Spott. »Ich erinnere mich, daß du schon anders dachtest, und daß du deine Gedanken in Worte kleidetest wie etwa diese: Als Wächter vor den Toren des Paradieses hat Gott die menschlichen Tugenden aufgestellt. Jag' die Tugenden zum Teufel, und du hast das Paradies!«

Morion biß sich in die Lippen. »Du kannst unmöglich alle Aussprüche eines widerspruchsvollen, von seinen Augenblicksstimmungen abhängigen Menschen zitieren, um mich zur Kapitulation zu überreden. Überhaupt« — er umfing die Gräfin mit seinen Armen, er senkte Stirn und Stimme — »gibt es für mich nur ein Idol, dem ich mich unterwerfe, das ich anbete, von dem Glücksgefühl auf mich übergeht. Es ist die Gestalt der Mutter — meiner Mutter — und: verjüngt, lebendiger, ohne Verklärung und Idealisierung, aber doch in eine Sphäre von Güte, Wärme, Selbstlosigkeit getaucht: deine Gestalt, Klementine, dein Märtyrerlächeln, dein Fanatismus des Verstehens, Verzeihens und Verklärens!«

Morion schwieg, ein wenig beschämt über dies späte Liebesgeständnis. Die Gräfin empfand ein tiefes Glücksgefühl, eine Wärme, die erschütterte und liebkoste. Auch sie schwieg. Ihre Seele schwebte.

Dennoch ging auch dieser Traum zu Ende. Es hatte keinen Sinn, den Weg zurückzulaufen, den man gekommen war, gestand sich die Gräfin. Wieder huschte ein ironisches Lächeln über ihre Züge, wieder lieferte sie sich selbst einem Schick-

sal aus, das ihr mit unerbittlicher Standhaftigkeit winkte. Sie sagte, nicht ohne Schelmerei, hinter der die verhaltene Träne schimmerte: »Du darfst dir nicht einreden, Sylvius, daß ich der einzige Frauentyp sei, der dich beglückt, befruchtet, bereichert. Denk' doch an deine kleinen ‚Geschäftsreisen' und an die Wunder zahlloser verstohlener Stunden, die du mir beichtetest!«

Morion fuhr unwillig auf. Die Skepsis Klementines verwundete ihn. »Wie kannst du deine tiefe Menschlichkeit und den vergänglichen Reiz belangloser Schäferstunden in einem Atem nennen! Du weißt doch, daß ich immer wieder zu dir zurückfinde, zu dir zurückfinden muß! Ist es verwunderlich? Die Frau soll das bessere Selbst des Mannes sein. Und die Frau soll gleichzeitig die Mutter des Mannes sein. Deine verzeihende Mütterlichkeit, deine verstehende Güte werden mich dir ewig verpflichten.«

Als aber Brachwitz die Nachricht überbrachte, daß Versen sich nun endgültig verlobt habe und eine der reichsten Erbinnen Amerikas heimführe, da stieg doch das Verlockende, Berauschende eines verwegenen Zukunftsplanes wieder in Morion auf und machte ihn zum willenlosen Spielball der Wünsche, Leidenschaften, Zweifel und Gewissensbisse, die seine schwankende Seele erfüllten.

Eins war sicher: wollte er nicht in Passivität versinken, in eine dekadente Willenlosigkeit, die das Leben als etwas Vorbestimmtes und Unabänderliches nimmt, so war es endlich an der Zeit, dem Schicksal einen Stoß zu versetzen, ins Getriebe des Lebens ordnend einzugreifen und wie der Kaufmann zu disponieren, der den Ausgang seiner Geschäfte vorausberechnet. Warum sollte er sein Leben nicht als ein Geschäft ansehen? Warum nicht kalkulieren und den bestmöglichen Nutzen errechnen, den ihm das Geschäftskapital einzubringen imstande war? Es hieß ganz einfach: einen Roman komponieren, den ins Tatsächliche umzusetzen Aufgabe der Zukunft bildete.

Das Romantische des Gedankenganges reizte ihn, weckte seine Lebensgeister, machte ihn beweglich, nervös, nachtwandlerisch beschwingt wie einen Spieler, der alles auf eine Karte setzt. Gräfin Klementine dagegen blieb ruhig, gefaßt, abgeklärt. Das unablässig mahnende, bohrende, anfeuernde Wort, das über ihre Lippen kam, verfehlte seine Wirkung auf Morion nicht. Wenn er zudem den verzweifelten Berichten des Ökonomierats lauschte, ward es ihm von Tag zu Tag klarer, daß er die Geschicke dieser einzigartigen Frau nicht länger an die seinen ketten dürfe. Wenn sie sich trennten, jetzt trennten, so gab es für Klementine noch einen Weg zum Frieden, zur wirtschaftlichen Sorglosigkeit. Gut Borken vermochte einen einzelnen Menschen zu ernähren. Er selbst aber hatte die Pflicht, auf den Trümmern einstigen Besitzes von vorn anzufangen und einem neuen Lebensziel entgegenzusteuern, um die Schuld, die ihn schwer bedrückte, an Klementine mit den Jahren abzutragen. Ja, dies war ein Weg — seine Stirn entwölkte sich —, um die Güte, Selbstlosigkeit und schöne Menschlichkeit dieser Frau, die wie eine Mutter an ihm handelte, spät, doch nicht zu spät zu belohnen. Ja, dies war eine Aufgabe, eines Ritters würdig: den Lebensabend einer einsamen Frau zu verschönen, alle Sorgen von den Schultern einer Frau zu nehmen, die, selbst in den qualvollsten Stunden, nie verzagt hatte.

Aber die Mittel, die er anwandte, alte, mahnende Schuld zu begleichen —?!

Morion verbrachte die Nächte sinnend, sich zergrübelnd, ohne Entspannung zu finden. Er lief zu Klementine und schüttete ihr, hilflos wie ein Knabe, sein Herz aus.

Sie aber lächelte wie immer, ruhig und beruhigend, streichelte ihm die Stirn und sagte mit ihrer dunklen, gedämpften Stimme: »Es wird sich alles zum Besten wenden, Sylvius. Ich rede beileibe nicht den Menschen zu, sie sollten die Verhältnisse um und um stülpen. Ich bin kein Verteidiger der Scheidung und eines Changez les dames, das der Frivolität und Langeweile von Hohlköpfen entspringt. Aber wir sind ja keine Dutzendmenschen, und es gibt Ausnahmefälle, die sich vertreten lassen. Du wirst eine Frau finden, die neben Jugend, Schönheit und Reichtum auch durch Charakterstärke und Selbstbewußtsein sich auszeichnet. Sie wird dich und mich zu verstehen trachten. Vielleicht werden wir Freundinnen. Vielleicht gibt es ein Glück — ein seelisches Wohlbefinden —, das sich nicht auf zwei Menschen beschränkt. Es ist ein Ausnahmefall, Sylvius. Und wir sind Menschen mit Verantwortlichkeitsgefühl — wir drei!«

Morion schwieg — erschüttert. Aber dem Ökonomierat Longinus gegenüber schnitt er die Frage an, ob es nicht das Klügste sei, Kurewa mit seinen Obstplantagen, seiner Gemäldegalerie, seinem beweglichen Inventar in Bausch und Bogen zu verkaufen.

Dem Ökonomierat fiel ein Stein vom Herzen. Er redete dem Grafen zu, von dieser Idee nicht wieder abzugehen.

Morion antwortete: »Wir wollen nichts überstürzen. Sie vergessen, daß zum Inventar auch mein — Herz gehört! Ich verkaufe mein Herz, Longinus. Was bleibt mir armem Schlucker?!«

Der Ökonomierat unternahm Schritte zum Verkauf der Besitzung. Er war diskret darauf bedacht, den Namen Morion nicht unnötigerweise dem Klatsch und Tratsch böser Zungen auszusetzen. Dennoch konnte es auf die

Dauer nicht unterbleiben, daß die Nachricht von den Verkaufsabsichten des Grafen durchsickerte. Es fanden sich Neugierige, Händler, Spekulanten. Von der Luhe erschien und machte seine Vorrechte geltend. Aber er bot eine so lächerlich geringfügige Summe, daß ihn Morion nach einer erregten Szene aus dem Hause wies. Der Gläubiger ging mit einem ironischen Lächeln. In seinen Augen stand zu lesen: Du wirst mich bald wiedersehen!

Morion war, was die Angebote betraf, wählerisch, gereizt, auf Tradition und Ehre des Hauses bedacht. Da waren ein paar Emporkömmlinge, Kriegsspekulanten von Anno Siebzig, die es verstanden hatten, die Möglichkeiten der Gründerjahre geschickt auszunutzen und an den gefahrvollen Klippen einer projektereichen Zeit glücklich vorüberzusteuern. Diese Leute kamen, berührten alte, ererbte Dinge mit plumpen Fingern, feilschten nicht, sondern warfen sich in die Brust, den Grafen kurzerhand und mit respektloser Bonhomie beiseite schiebend. Aber Morion wies, zum Entsetzen des Ökonomierats, ihre Angebote mit gleichgültigem Lächeln zurück. Ob sie denn nicht sähen, daß es sich um kein Nutzgut handle, sondern um eine Luxusbesitzung? Ob sie denn wüßten, was es hieße, das Stammschloß eines Geschlechts zu übernehmen, dessen früheste Glieder in den Kreuzzügen für das heilige Blut Christi gestritten hätten?

Die Käufer verstanden ihn nicht ganz, aber sie witterten den Hochmut, die starre Unnahbarkeit und den phantastischen Stolz des »Enkels«, der, ob er gleich am Versinken ist, den schweren Panzer der Tradition nicht von sich abstreifen will.

Da entfernten sie sich und überließen den »Ritter« seinen der Vergangenheit zugewandten Träumen. Longinus klagte, so käme man nicht zum Ziel. Wenn der Graf jeden Kapitalisten, der seiner Großmannssucht ein Opfer zu bringen bereit sei, vor die Stirn stoße, welche Aussichten blieben ihm dann noch?

Hinzu kam, daß von der Luhe die auf Kurewa lastenden Hypotheken kündigte. Dies war die Rache des en bagatelle behandelten Großgläubigers. Die Lage Morions gestaltete sich schwierig. Es war dem verschlagenen Fuchs, der seit Jahren auf Kurewa gerechnet hatte, ohne weiteres zuzutrauen, daß er zur Pfändung schritt. Der Graf konnte über Nacht in die Lage versetzt werden, seinen ängstlich gehüteten Besitz zu verschleudern. Longinus redete auf ihn ein. Die Gräfin unterstützte die Bemühungen des Ökonomierats. Ein Käufer tauchte auf, der, wenn man seine Vergangenheit nicht allzu kritisch unter die Lupe nahm, selbst in Morions Augen passieren mochte. Die Summe, die er bot, war mehr als annehmbar. Sie gestattete dem Grafen, alle Gläubiger zu befriedigen, die Gräfin sicherzustellen und für sich selbst ein Vermögen zu erübrigen, das hinreichte, um ihm ein standesgemäßes Auftreten für einige Jahre zu gewährleisten.

Der Schicksalstag der Kontraktunterzeichnung kam. Es lag wie Begräbnisstimmung über Schloß Kurewa. Der Schloßherr hatte sich noch nicht außerhalb seines Ankleidekabinetts blicken lassen. Auch als der Wagen des Käufers vorfuhr, verharrte er in selbstgewählter Einsamkeit. Longinus machte die Honneurs. Er hatte für ein respektables Frühstück gesorgt. Ein alter Sizilianerwein hob die Unternehmungslust des Käufers. Die Gräfin erschien, ihren Gatten entschuldigend, den leider ein Unwohlsein ans Bett fessele. Die letzten Formalitäten wurden besprochen, der Kaufvertrag verlesen. Der Käufer setzte sein Glas an die Lippen und ließ den blonden Feuerwein die Kehle hinunterrinnen. Dann unterschrieb er kurz entschlossen. Ein Klecks am Ende seines Namensschnörkels verhieß Glück für die Zukunft. Er strahlte, wohlbeleibt und rosig.

Longinus überbrachte dem Grafen den Vertrag zur Gegenzeichnung. Klementine stand auf der Türschwelle. Ihr Herzschlag setzte aus. Der Graf ließ sich vor dem kleinen Sekretär nieder, in soldatischer Haltung, ein wenig steif. Er tauchte die Feder in die Tinte, sagte in schwebender Ironie: »Nun beginnt das fröhliche Handwerksburschenleben!« — und unterschrieb.

Dann trat er mit harter Wendung an das Fenster. Sein Gesicht glich einer Maske, die jede Gemütsbewegung verbarg.

Klementine näherte sich ihm behutsam. Sie legte ihm den Arm leicht um den Nacken. Sie lächelte: »Glücklicher Junge! Die Welt liegt nun vor dir!«

Unten fuhr der Wagen des Käufers am Fenster vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Nest im Baum

Noch sind nicht alle Blätter vom Baum —
Die letzten hält er fest
Und drückt sie wärmer an die Brust
Um ein kleines Nest.

Die Vögel sind fort, das Nest ist leer,
Er aber hält es ans Herz gepreßt,
Wie die Mutter sich über die Wiege neigt,
Wenn ihr Liebling sie einsam läßt.

Albert Sergel



Arthur Illies: Martin Luther

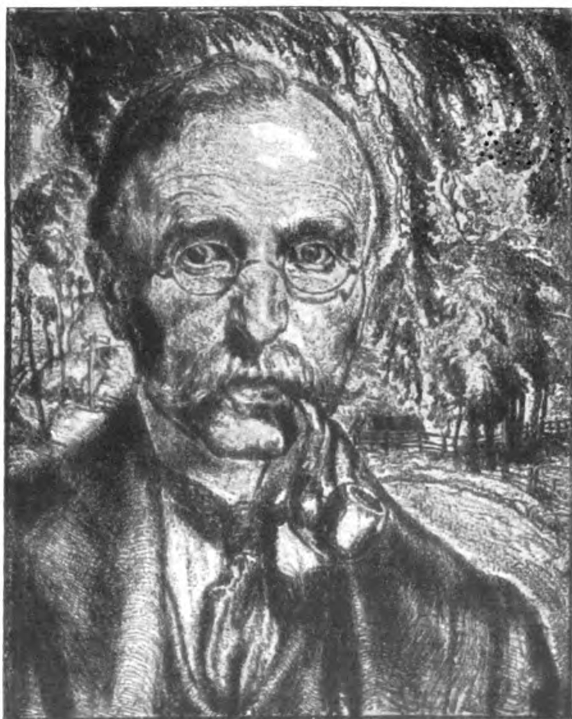


Auf dem Berge da geht der Wind

Arthur Illies / Ein niederdeutscher Maler

Von Fritz Flebbe

Wer in dem großen Bau der Hamburger Kunstgewerbeschule nach langer Wanderung über viele Treppen in das Atelier des Malers Arthur Illies gelangt, sieht sich einem Manne gegenüber, den er in andrer Umgebung als der gewichtigen Bildzeugen an den Wänden kaum ohne weiteres als Angehörigen der Künstlergilde erkannt haben würde. Unter hoher, edel und sehr eigenwillig geformter Stirn kühle und kluge Augen; nur die beweglichen Hände, die immer etwas zu formen scheinen, geben Aufschluß. Bemerkte man nicht eine gewisse Unbekümmertheit in der Kleidung an ihm, so machte Illies beim ersten Anblick wohl weit eher den Eindruck eines Hamburger Kaufmannes als den eines Künstlers. Eine allgemein norddeutsche Zurückhaltung macht es dem Besucher anfangs schwer, nähere Fühlung mit ihm zu gewinnen. Mit alltäglicher Unterhaltung gelingt es leichter als mit Kunstgespräch, es sei denn, daß es ihm glückt, durch Bemerkungen über besondere Wesensseiten deutscher Kunst mit Illies ins Gespräch zu kommen. Dann glüht dieser kühle Mensch auf, und seine Augen bekommen ein eigenartig beseeltes Leuchten



Selbstbildnis von Arthur Illies



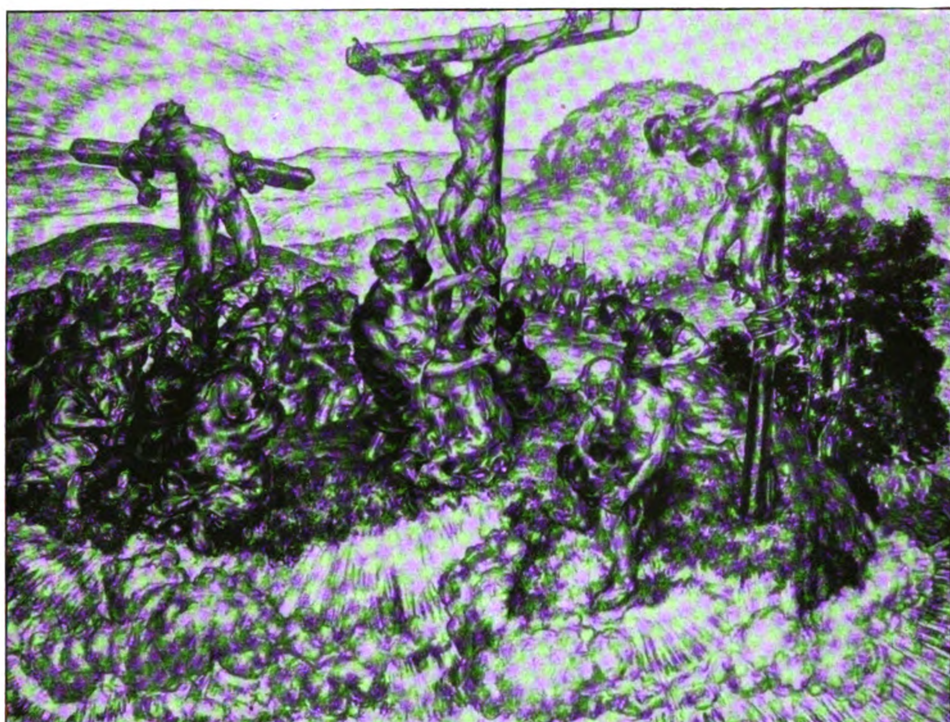
»Einer unter euch wird mich verraten«

— der Vorhang ist aufgezogen. Solche Augen machen es dem Beobachter klar, daß ihr Blick an Dingen hängt, die nur wenigen zugänglich sind, und daß sie allerdings für Flecken auf der Weste und ungebügelte Hosen nur erzwungene Aufmerksamkeit haben.

Der gewisse Gegensatz, der sich schon in der körperlichen Erscheinung kundgibt, je nachdem, welches Gespräch geführt wird, hat etwas Symbolisches. Neben der vollblütigen Künstlernatur wohnt eine entfernte Verwandte, die klare, sachliche Erfindung praktischer Dinge. Beide halten gute Freundschaft in dem gemeinsamen Hause, und vielleicht war das die Vorbedingung für die Festigkeit, mit der Illies sein Ziel unbeirrt von irgendeinem Ismus verfolgt hat, trotz starker Gegnerschaft und viel bitterer Einsamkeit.

Von Kindheit an laufen ihm zwei Freuden nebeneinander, die am Wissen, klaren Beobachten, Sammeln und die am kindlichen Spiel, die dann schließlich zum künstlerischen Spiel im tiefsten Sinne wurde.

Als Arthur Illies am 9. Februar 1870 als Sohn eines Hamburger Kaufmanns, dessen Ahnen schon im Mittelalter Stralsunder Pfarrherren, Bürgermeister und Kaufleute waren, in einem Häuschen unter hohen Baumkronen am Wandsbeker Stieg (damals noch Hamburger Gartenvorstadt) geboren wurde, schien er wohl nach Vorfahren und Umgebung für eine andre Welt als jene der Kunst bestimmt zu sein. Allerdings waren die Nachkommen eines Jürgen Illies, der während der Belagerung Stralsunds durch den Großen Kurfürsten Hab und Gut durch Brand verloren hatte und verarmt nach Mecklenburg auswandern mußte, tüchtige Handwerker gewesen — vornehmlich Zinngießer. So ging der Großvater unsers Arthur Illies eines Tags in den Garten, grub ein Loch, baute eine Form und goß versuchsweise seine erste Glocke; denn die Erfindung des Porzellans verdrängte damals ganz nachdrücklich die Zinngießerei. Von diesem schnellen, entschlossenen praktischen Zugreifen zeigte sein Enkel Arthur Illies schon früh als Kind deutliche Spuren. Als mäßiger Schüler ein prachtvoller Knoten im Schwanz der Klasse, tollte er draußen am liebsten an den Teichen und Bächen umher, fing Wasserflöhe und zerlegte Insekten fein säuberlich fürs Mikroskop, bis schwere Wetterwolken am Schulhimmel ihn — gelegentlich wenigstens — veranlaßten, sich großmütig auch den Schulaufgaben zu widmen. Als ganz kleiner Butt grub er im Garten nach Lehm und formte Figuren. Eines Tags ritzte er mit einer Stopfnadel kleine Zeichnungen in eine Schiefertafel, rieb Farbe in die »Kratzer« und machte Abzüge auf Löschpapier. Der erste Druckversuch. Kunst und Natur konnten für



Kreuzigung

ihn nicht dasselbe sein, dafür kannte er seine Natur zu gut. So hielt er auch die Brüste der Eva auf einem Bilde der Hamburger Kunsthalle für kugelige Auswüchse der Phantasie des Malers. Er glaubte, der könne erfinden, was ihm gefiele, deshalb mache er ja Kunst. Diese Unterscheidung von Kunst und Natur ist von Anfang an Wegweiser für Illies geblieben. Bisweilen fortgeschwemmt von großer Naturschwärmerei, bricht diese klare Erkenntnis immer wieder beherrschend hervor, wohlbehütet vor Mißgriffen durch große Achtung vor dem Organischen; denn in der Natur hat Kunst ihre beste Kraft, und aus ihr findet sie immer wieder neue Wege ohne Klügeleien. Die künstlerische Kraft liegt darin, unsre alte Natur unbefangen und immer wieder neu anzuschauen.



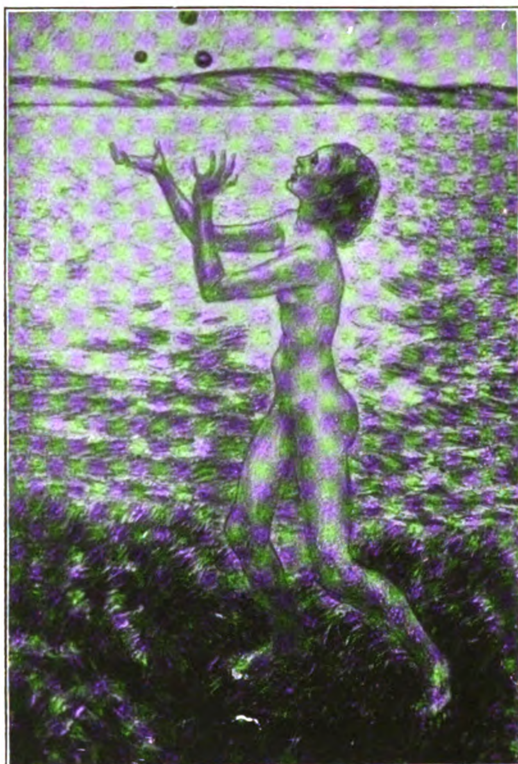
Heimkehr

Als der kleine Illies bei einem Ausfluge die Kuppe des Falkenberges aus einsamer Heide aufragen sah, war er so ergriffen, daß es ihm unverständlich schien, wie seine Verwandten ruhig weiterwandern konnten. Den Falkenberg in der Fischbecker Heide

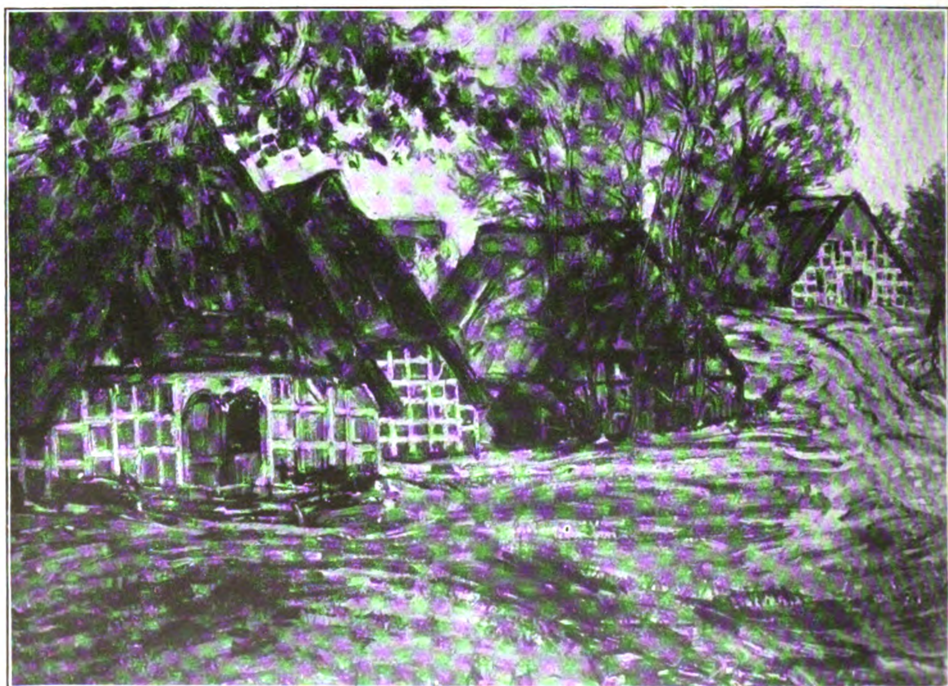
hat er später oft gemalt. Eins dieser Bilder hängt in der Hamburger Kunsthalle. Sogar auf Reisen fragte er sich bisweilen: »Wie verhält sich diese fremde Landschaft zu meinem Falkenberge?« Auf dem erschütternden Bilde der »Kreuzigung« wölbt sich im Hintergrunde seine bewaldete Kuppe, und rings liegt weite Heide. Beim größten Geschehen muß auch dieser Berg der Heimat Zeuge sein.

Im Jahre 1886 stand der junge Illies vor der Wahl: Maler oder Kaufmann? Der Vater wollte: Kaufmann. Es gelang, ihn umzustimmen. Der Junge aber kam nicht gleich ans Kunststudium, sondern wurde zu einem Dekorationsmaler in die Lehre gesteckt. Und das war gut. Ich wünsche allen angehenden Malern solchen Vater. Der Junge aber war froh, wenigstens erst einmal auf diese Weise mit Pinsel und Farbe in nahe Berührung zu kommen. Die Lehrzeit war schwer und rauh. Auf der Gewerbeschule wurde zwar erheblich viel gezeichnet nach Gips und Ornamentvorlagen — doch viel Freude war nicht dabei. Hier quälte sich übrigens neben Illies auch der später als Kunstschriftsteller bekannt gewordene Karl Scheffler.

Im Winter mußten die Lehrjungen



Ballspielerin



Heidedorf



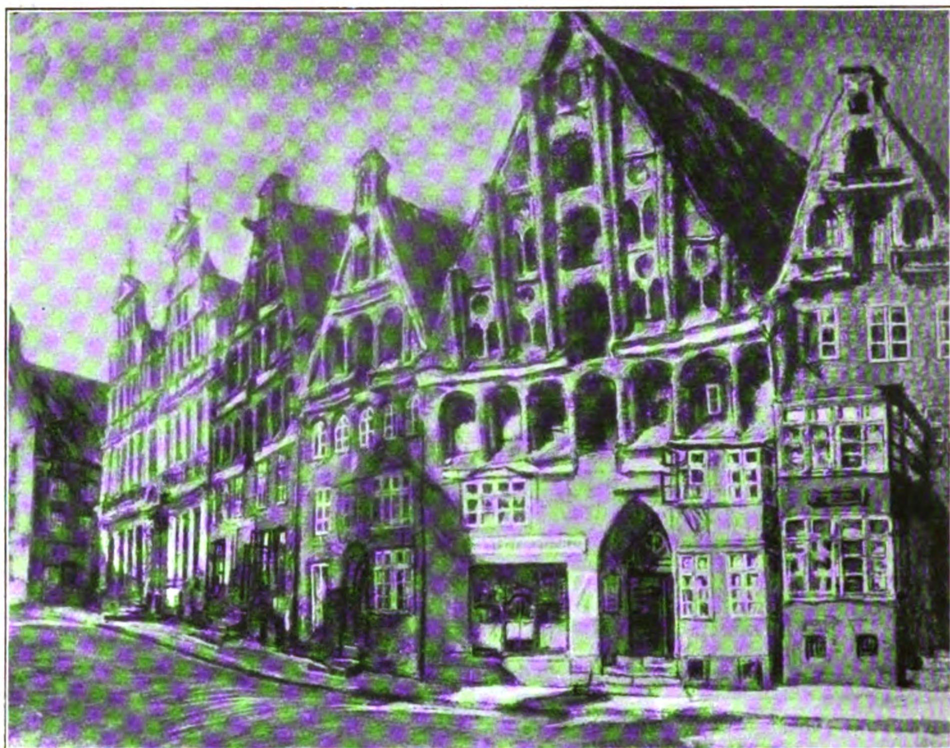
Straße in Lauenburg

im Atelier ihres Malermeisters Ornament »mimen«. Dort erschien denn auch einmal Lovis Corinth und malte die Frau Meisterin mit knappen, saftig-breiten Pinselstrichen auf die Leinwand, was dem Lehrling Illies sehr gefiel. Dann veranstaltete der Kunstverein eine Ausstellung der Schule von Barbizon. Hier wurde dem Jungen zum erstenmal klar, was gute Malerei an sich bedeutet. Die Fremdartigkeit der Auffassung, die andre Empfindungsweise dieser Franzosen stieß ihn zurück, und lediglich der malerische Wert erregte seine Aufmerksamkeit.

Malergeselle! Zunächst nach München auf die Kunstgewerbeschule — die erste große Enttäuschung. Als er am Ausgang des Münchner Bahnhofs das durchaus zeitgemäße Straßenbild erblickte, entfuhr es ihm: »Das ist ja eine richtige Stadt!« Und der Mund blieb vor Staunen offen. Stadtmauern von Türmen überragt und alte hohe spitzgiebelige Häuser hatte er sich vorgestellt. Heimisch ist er nicht in München geworden. Der Unterricht der Kunstgewerbeschule blieb ihm reizlos, und die Musterleistungen seines Mitschülers Julius Diez weckten keinerlei Ehrgeiz in ihm. Von den neuen Stilbewegungen und der frischen Luft, die die Sezession mitbrachte, war an der Schule noch nichts zu spüren. Zum Ärger seines Professors bildete er aus Pflanzen und Blumen Ornamente, ohne zu ahnen, daß rings um ihn der Jugendstil sich zum Kampf gegen die gedankenlose Nachäfferei der historischen Stile bereit machte. Illies landschafterte in dieser Zeit auf eigne Faust, das heißt: er spazierte im Isartal und malte nach den empfangenen Eindrücken zu Hause aus dem Gedächtnis.

So entstand ein Bild, das ihm schließlich den ersten kleinen Ausstellungserfolg brachte. Es enthält keimhaft schon eine ganz persönliche Note und später entwickelte Eigenarten. Das ist Illies' Art, keinen Landschaftsausschnitt, sondern einen Landschaftseindruck, wie wir ihn beim Durchwandern einer Gegend bekommen, zu komponieren. Dabei ist schon die starke Betonung des Räumlichen in diesem Bilde auffallend. Später sind beide charakteristischen Seiten oft von andern Absichten, farbigen oder malerischen Reizen zeitweilig unterdrückt worden, aber im reiferen Alter klar und bedeutungsvoll wieder hervorgekommen.

Auch die Akademiezeit, in der er sich hauptsächlich von Herterich sagen ließ, was zu kurz, zu dick und zu lang sei, gab ihm nicht allzuviel. Dem Rhythmus des Münchner Lebens konnte er sich nicht voll anschließen, und so kam es, daß während der Weihnachtsferien 1891 Arthur Illies so sehr von der Schönheit seiner heimat-



Am Kruge in Lüneburg

lichen Landschaft ergriffen wurde, daß er sich entschloß, München den Rücken zu kehren. Das verschuldeten die Flüsse, die großen Wasserwolken, die backsteinernen und strohgedeckten Bauernhäuser, breitbeinig dastehend wie ihre Bauern selbst, aber es half ihm der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, denn der Vater war entsetzt, daß die Akademie vorzeitig verlassen werden sollte.

Wir dürfen nicht als unwichtig für das Werk nehmen, welche Umwelt sich ein Mensch für den Hauptaufenthalt wählt. Die Heimat birgt so viel an Erlebnissen, die jeden Gegenstand beleben — ein Türgriff selbst hat Gesicht durch die Art, wie gehaßte oder liebenswerte Menschen ihn anfaßten —, daß nur die Fremde, in der das Schicksal uns still gemacht hat, vielleicht mit der Tiefe der Schatten ein Werk ersetzen könnte, das die Heimat sonst durchleuchtete. Es kann einer ein Kunstwerk schaffen, so groß und fremd, daß es scheinbar nichts von der Heimat hat; und doch ist es vom Wesen des Landes, in dem wir als Kinder gespielt, getollt und geweint haben — siehe Rembrandt! Um so betrübender bleibt, wenn begabte Künstler aus Mangel an Unterstützung für immer in die Fremde gehen. Illies kehrte zurück, und es ist ihm nicht gelohnt worden.

Der kurze Besuch in Paris, den er in Gesellschaft des Malers Ernst Eitner machte, ergab für ihn nur um so größere Klarheit über die Eigenart seines Landes an der Niederelbe. Den gleichen Erfolg hatte später eine Italienreise. Übrigens enttäuschte Paris, wo Illies damals ein hellfarbiges Schwänebild ausgestellt hatte, ihn auch insofern sehr, als die Ausstellungen den gleichen Durchschnitt enthielten wie bei uns, und er ohne die Empfehlungen Lichtwarks an einige Privatsammlungen gar nicht die in Deutschland so berühmten Werke der neuen Franzosen zu Gesicht bekommen haben würde. Bei Durand Ruel machten die dreißig Bilder Claude Monets von der Kathedrale in Rouen jedoch starken Eindruck auf ihn. Er sah die ersten Monets, und nicht die Spektralfarbenmalerei beschäftigte ihn, sondern die Kraft des eindringlichen Studiums.

Im Jahre 1895 wurde Illies an die Röversche Malschule berufen, damals die einzige ernsthafte Kunstunterrichtsstätte in Hamburg. Er übernahm eine Ornamentklasse, brach mit aller Überlieferung, entwarf mit seinen Schülern Tapeten, Stoffmuster und Wandteppiche, richtete in Wandsbek ein ganzes Haus ein, zeichnete auch die Möbel und schuf somit eine der ersten modernen kunstgewerblichen Werkstätten in

Deutschland. Aber er war nicht der Mann, solchen Vorsprung richtig auszunutzen. Zwar schickte Lichtwark diese ornamentalen Arbeiten überall hin, auch nach Paris, aber es blieb beim Anfang, um so bedauerlicher, als darin gute Ansätze für ein norddeutsches Kunstgewerbe waren, die von der später begründeten Hamburger Kunstgewerbeschule infolge ihrer Wiener Einstellung leider unbenutzt blieben.

Mit Ernst Eitner, der in Belgien studiert hatte, und dem bedeutend älteren Thomas Herbst, der mit Liebermann und Leibl in Verbindung stand, malte Illies viel in der Landschaft. Später gesellten sich noch andre Hamburger hinzu, besonders Siebelist, v. Ehren, Wohlers, Schaper, und gemeinsam stellte man dann in Berlin bei Gurlitt unter Mitwirkung Lichtwarks aus. Das gab einen großen Krach in einer bestimmten Presse. Die Taktik des Totschweigens wurde damals noch nicht wie heute geübt. Spaltenlange Verunglimpfungen erfolgten: es ging wohl um Lichtwark, der sollte seine Hamburger fallen lassen, zugunsten gewisser Spekulation. Auf einer Ausstellung in Antwerpen zeigte Illies dann die gleichen Bilder mit vollem Erfolg.

Heirat, Tod der Frau und seelischer Zusammenbruch 1900. Erst fünf Jahre später erholte Illies sich von dem Schlag, und nun trat der Mensch in höherem Maße als zuvor in sein Schaffen ein, die Landschaft belegte in jungen Jahren den ersten Platz im Malwerk. Selbst ihre Einzelformen, wie Blätter, Blüten und Kornähren, beschäftigten ihn so sehr, daß sie eine ganze Reihe graphischer Blätter füllen, die oft hervorragend sind in Kunstform und Erfühlung pflanzlichen Lebens. Eine besondere Technik der Zinkätzung, die er bis heute in einer stattlichen Reihe ausgezeichneter graphischer Blätter bedeutend entwickelt hat, erfand er bei dieser Gelegenheit. Tauchte also in seiner Malerei und Graphik der Mensch früher nur gelegentlich auf, so erschien er von nun an als der Hauptträger der Bildideen, ohne allerdings der Landschaft an innerlicher Bedeutung Abbruch zu tun. In der Zeit um 1905 modellierte Illies mit Glück. Im selben Jahre fand er in einer seiner Schülerinnen die zweite Frau und Weggenossin. Ein paar Jahre später berief ihn die Hamburger Kunstgewerbeschule als Lehrer für figürliche Malerei.

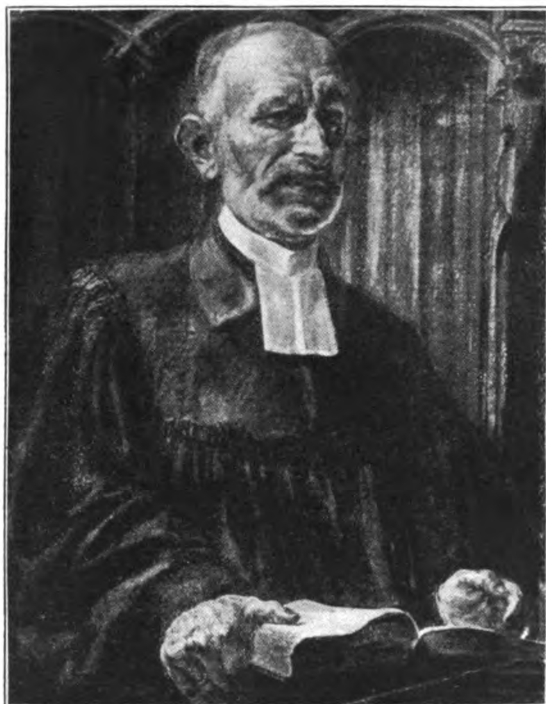
Das Bewegungsproblem, das ihn früher schon kurz beschäftigte, setzte erneut ein. Es entstehen lange Reihen figürlicher Studien, die Vorarbeiten für Bilder, die nach fast zehnjähriger unermüdlicher Arbeit Gestalt annehmen sollten. Es ist nicht der Augenblick aus einer Bewegung, den Illies geben will, sondern eine derartige Zusammenfassung vieler Bewegungsfolgen, daß der Beschauer deutliche Vorstellung von der Gesamtbewegung bekommt. Die Wiedergabe der Ballspielerin zeigt eins der Bilder, die auf Grund solcher Studien entstanden. Ein andres großes, »Die Börsenzeit« in der Königsberger Galerie, bringt die Zusammenfassung vieler Einzelbewegungen zum Ausdruck des Schreitens ganzer Menschenmassen mit dem gleichen Ziel im Kopfe: die Börse. Alle Bilder von Illies sind hauptsächlich nur aus der Bewegung verständlich. In der »Börsenzeit« ist der Bewegungsinhalt mehr äußerlicher Art, im »Abendmahl« ist es die seelische Erregung der Jünger nach Christi Worten: »Einer unter euch wird mich verraten.« Ebenso steht die »Ballspielerin« mit äußerem dem leidenschaftlichen »Gethsemane« mit innerem Bewegungsanlaß gegenüber. Zwischen beiden ein langer Weg. Die »Ballspielerin« ist das Ergebnis vieler Naturstudien. Eine ganze Anzahl größerer Bilder, wie »Hexensabbat« und »Hexenspuk«, stehen ihm zur Seite.

Illies mußte viel Anfeindung über sich ergehen lassen. Es wurde sehr laut um ihn her — und dann ganz still.

Der Krieg! Zuvor noch entwarf er den Ham-



Weg ins Tal



Pastor Müller

schem Gelb und Blau mit dem gekreuzigten Christus. Auch die Farbgebung ist von Illies symbolisch erstrebt. In unermüdlichen Studien vor der Natur hat er versucht, sich über die Wirklichkeitsfärbung hinauszumalen, um freie und ungehemmte Verfügung über die Farbmittel zu bekommen.

Aber ebenso wie Bewegung kennzeichnet großes Raumgefühl die Kunst dieses Meisters. Blicken wir draußen eine Landschaft an, so wissen wir aus Erfahrung von dem Raum, darin wir uns befinden, ohne daß daraus ein Raumerlebnis wird. Im Bilde jedoch, das wie alles Kunstwerk ein Hinweis auf das Göttliche im Unendlichen ist, kann das Räumliche besonders stark diesem höchsten Ausdrucksstreben dienen. Im Vergleich mit asiatischer Kunst ist das Räumliche ja besonderes Kennzeichen der abendländischen, innerhalb deren es für Dürer und Rembrandt vorzüglich Betonung gewann, ihren Hang zum Übersinnlichen damit bezeugend. Eine Gegenüberstellung mit den beiden großen Meistern erweist in Wahl der Darstellungsmittel an den für die Gestaltung entscheidenden Stel-

burger Festzug zur Erinnerung an 1813 und vertilgte dabei allen immer noch beliebten Festzugsplunder im Makartstil. Die Kriegserregung nahm ihm anfänglich alle Arbeitsruhe. Dann aber stand eines Tags beim Gedenken des Todes, der jetzt so vielgestaltig durch die Länder zog, der Gedanke einer Kreuzigung vor ihm. In angestrengtester Arbeit gab er sich in dem Bilde Befreiung von seelischer Belastung. Auch in der »Kreuzigung« ist aller Ausdruck durch die innerliche Bewegung bedingt, wie im »Abendmahl«, das erst einige Jahre später entstand. Selbst in die Art der Landschaftsdarstellung greift die Bewegung ein und ebenso in die Bildnisse, von denen hier die wundervollen Porträte Dorén, Pastor Müller und Detlev v. Liliencron wiedergegeben sind. Und das Ziel tritt klar hervor im symbolisch gemeinten »Luther« (s. das Einschaltbild). So fest auch die Hände wie Pranken die Bibel umklammern und so schmal gepreßt die Lippen sind, inneres Feuer erregt die ganze Gestalt zu mühsam gebändigter Bewegung. Die Farbe gibt Gesicht und Händen kräftiges Braunrot, der Körper wird dunkle Masse vor dem Hintergrunde in mysti-



Gustav Dorén

len bei Illies den Verzicht auf Linear-, Luft- und Farbperspektive. Es ist vielmehr ein so körperhaftes Herausarbeiten der einzelnen Figur mittels Lichtkontur, das sich aus betonter Strahlenbrechung erklärt, und den übrigen Darstellungsmitteln, wie Zeichnung, Farbe, Licht und Schatten, daß für den Beschauer außerdem noch durch das rhythmische Verhältnis einer Figur zur andern im Hintereinander oder zu Gegenständen der Umgebung das Gefühl des Räumlichen denkbar stark geweckt wird (»Abendmahl« oder »Heimkehr«). Im Bildnis Doréns oder auch Detlev v. Liliencrons. Der Freiherr von Poggfred suchte übrigens Illies dadurch zu unterstützen, daß er bei den Sitzungen die Backen mit der Begründung aufblies, er sei früher viel dicker gewesen. Immerhin bezeigte er damit andre Gefühle als der Dichter Otto Ernst, der Illies nicht mehr grüßt, seit der ihn in seiner wahren vollen Körperlichkeit malte.



Detlev v. Liliencron

Die Menschen, die Arthur Illies darstellt, sind Niederdeutsche in allen Wesenszügen, ob sie lachend lärmen im »Hexenspuk«, stillvergnügt sich in den Straßen tummeln, in starker Erregung grob und unbeholfen durcheinandertorkeln, wie die Fischer auf dem Abendmahlbilde, oder ob sie selbstbewußt, zurückhaltend, vornehm auf den Bildnissen dastehen. Die Landschaften malt Illies wie seine niederdeutschen Menschen, und die Menschen wie ihre Landschaft. So haben das »Heidedorf« und die »Lauenburger Straße« Gesicht und sind von starker Unmittelbarkeit.

Maltechnische Erfahrungen hat Illies wie heute nur sehr wenige, und er arbeitet unermüdlich an seiner Weiterbildung. Darin zeigt sich wieder das Erbe seiner praktischen Vorfahren. Kluge Überlegung hält im Schaffensrausch die Zügel. Wer, die befremdende Kälte in des Meisters äußerer Erscheinung überwindend, sich von den Bildern zu dem tieferen Wesen dieses Mannes hinführen ließ, der fühlt, von welcher Art der Mensch sein muß, der solche »Kreuzigung« aus sich heraus stellte, und der ahnt auch, was im »Gethsemane« an Einsamkeit und innerer Qual verborgen liegt — davon zu sprechen die Scham verbietet.

Von der Zeit noch nicht voll erkannt, ist Arthur Illies dennoch der deutschen Kunst ein Wegweiser in neues Land. Und es kommt die Zeit, da wird man ihn als den bedeutenden Künstler erkennen.

Echoruf

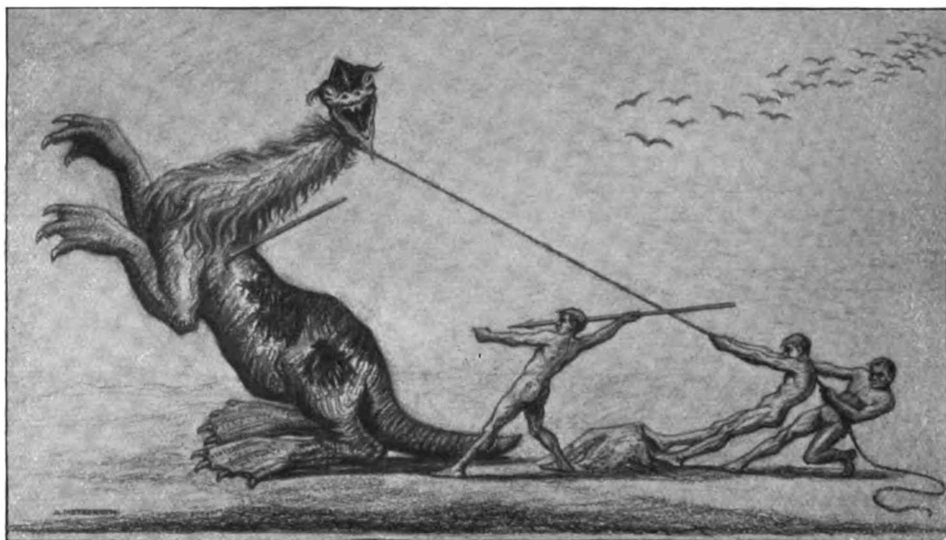
Ich fiel herab von einem fremden Stern
Und suche Heimatrecht und Heimatfrieden,
Doch Menschen sorgen, daß den Spruch ich lern':
Wer anders ist als wir, der bleibt gemieden.

Und dennoch ruf' ich jeden neuen Tag
Ins Herz der Welt ein Wort in meiner Sprache
Und warte, ob mir Antwort kommen mag,
Und lausche, ob ein Echoruf erwache.

Die Luft bleibt stumm ... Doch einmal wird mein Wort,
Beseelt im Ton, sich hell zurück mir schwingen.
Es kommt aus weltvergeßnem Märchenort,
Wo meiner Sprache Heimatlaute klingen.

Dann werden zwei sich froh entgegengehn,
Bis sie die Stirnen zueinander neigen,
Sich tief in glückverträumte Augen sehn
Und Grüße tauschen in bewußtem Schweigen.

Maria Wollwerth



Mit vereinten Kräften

Masken

Unverbindliche Fastnachtsglossen zu den Zeichnungen von Arnold Metzeroth

Von Paul Quensel

Die äußere Lebensform, Eigenart und Schaffensweise des Weimarer Zeichners Metzeroth ist hier bereits früher umschrieben worden (»Aus einem wunderlichen Tiergarten«, Oktober 1921), weshalb es ratsam erscheint, nunmehr von Kunstbetrachtungen, auch über die Groteske im besonderen, über Fragen der Komposition und Technik abzusehen. Wird doch behauptet, daß die Welt um so ärmer werde, je kritischer sie sich gebärde, und daß des kritischen Wissens Anfang des reinen Empfindens Ende sei.

Wenn im gegebenen Falle das kritische Messer im Besteck bleibt, so kann das damit noch besonders erklärt und entschuldigt werden, daß Metzeroth von Haus aus wenig Neigung zeigt, sich nach den großen Rummelplätzen zu drängen, wo heutzutage die Rekorde aufgestellt werden. Ob er recht daran tut? Als stiller Beobachter könnte er dort immerhin auf seine Kosten kommen, könnte Eindrücke für eine neue Zeichnung sammeln mit dem Titel »Ad astra«: eine Kletterstange, an der ein ruhmwütiger Affenstämmling emporwürgt, auf dem Gesicht entschlossene Zuversicht, daß da oben etwas für die Ewigkeit zu gewinnen sei, wo in Wirklichkeit nur Hosenträger, Knackwürste und Schnupftücher am Reifen hängen.

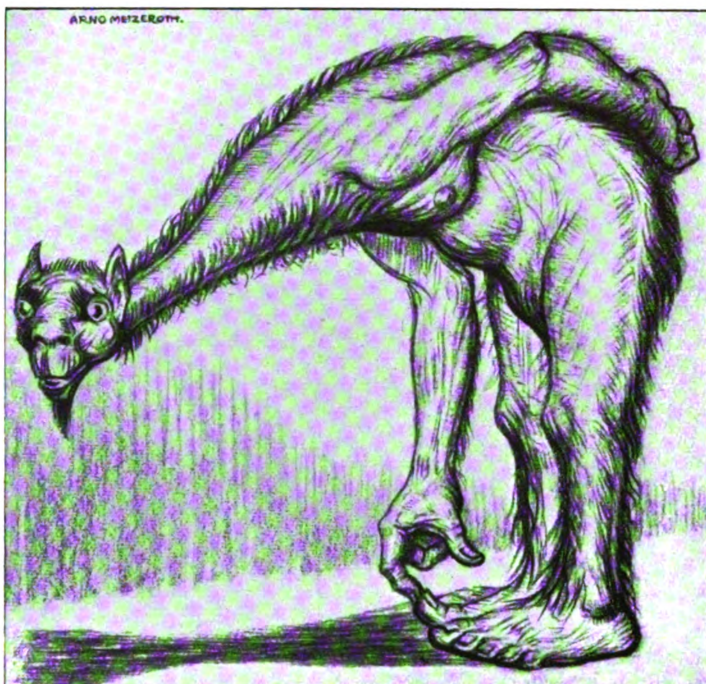
Mit einer solchen Darstellung bliebe der Künstler ganz in seinem leibeignen Gebiet; liegt doch der Reiz seiner Zeichnungen in einem lustigen Widerspiel zwischen Schein und Sein, in einem versteckten, maskierten Spott über den großen Karneval der Welt, in dem man oft nicht weiß, wo das Urbild aufhört und die Über-



Das Ewig-Weibliche

malung anfängt. Wir alle werden umgetrieben in diesem Spiel, stehen mitten zwischen Irrzeichen und Wahrheit, bedienen uns der Maske, und nicht etwa nur in den Februartagen der Mummenschänze, nein, zu aller Zeit, von der Jugend bis ins Alter. Etliche sollen es sogar fertiggebracht haben, auch im letzten Augenblick sich noch zu verlarven: sei es in die Eitelkeit des Schafotts oder in die Wortseligkeit des Frömmlers.

Die Art, wie die Menschen sich und der Welt etwas vorspielen, ist freilich verschieden. Aus mancher grimmigen Maske leuchten gutmütige Augen, eine andre gleicht dem heimtückischen Leuchtfeuer wilder Strandbewohner: durch verstellte Hilfsbereitschaft und Güte führt sie ins Verderben.



Witterungsumschlag

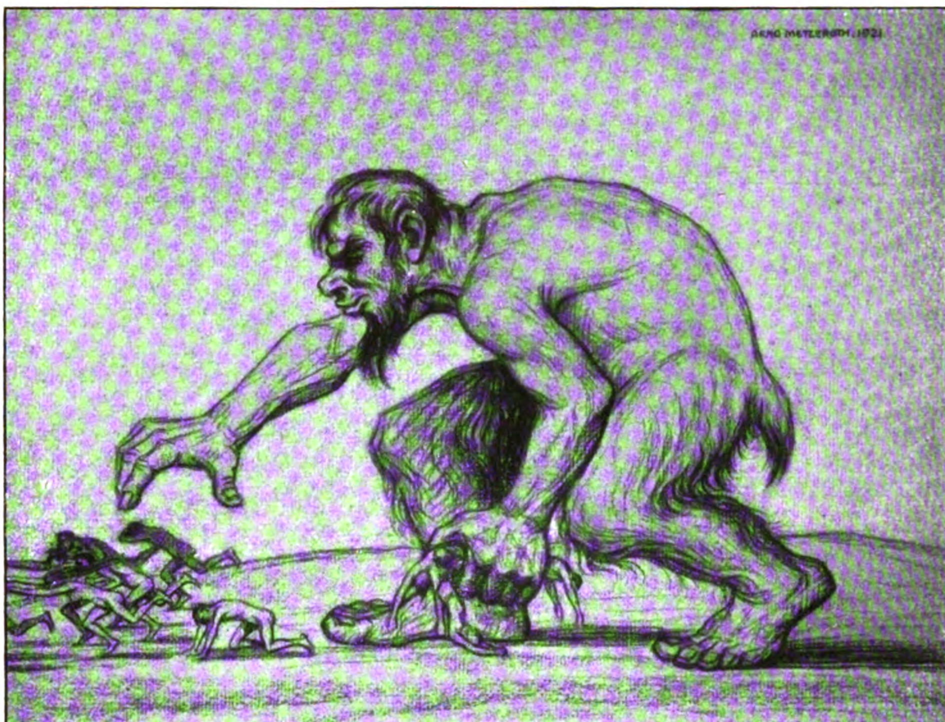
Mancher vermummt sich so ungeschickt, daß auch die Sperlinge bald merken, was hinter dem Aufputz steckt; andre wieder verstellen sich vorsichtiger und klüger und machen es selbst dem Menschenkenner schwer, hinter ihr wahres Gesicht zu kommen. Ja, in einzelnen Fällen hat solch eine Maske die gelehrten Köpfe noch jahrhundertelang beschäftigt und zu hitzigem Streit geführt, welches der wahre Kern sei, der sich in der vergangenen Erscheinung verborgen habe. Wäre es ein Wunder zu nennen im Angesicht der Tatsache, daß wir nicht einmal wissen, wo Untugenden aufhören und Tugenden anfangen? Sind doch Untugenden oft nichts als ins Kraut geschossene Tugenden und umgekehrt Tugenden gestutzte Untugenden. Oder wäre Verschwendung keine gesteigerte Freigebigkeit, Sparsamkeit kein gemäßigter Geiz? So daß also in vielen Fällen gar nicht festzustellen ist, ob die vermeintliche Tugend nicht eine verkappte Untugend ist, gemäß den Worten unsers lustigen Philosophen:

Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Dingen, welche wir nicht kriegen.

Nach solchen Besinnlichkeiten scheint es nicht besonders ermutigend zu sein, unter die Grotesken Metzeroths zu leuchten, die ja auch nicht Dinge an sich, sondern nur Zeichen und Masken sind, hinter denen



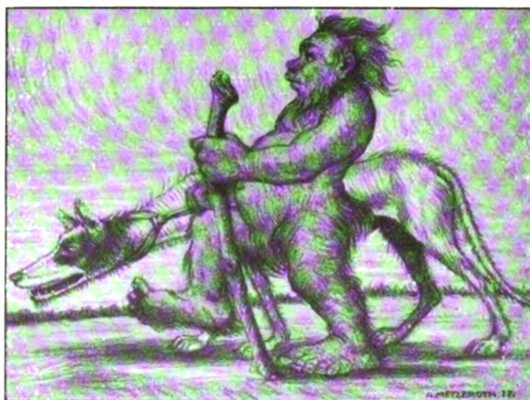
Liebesdienst



Treibjagd

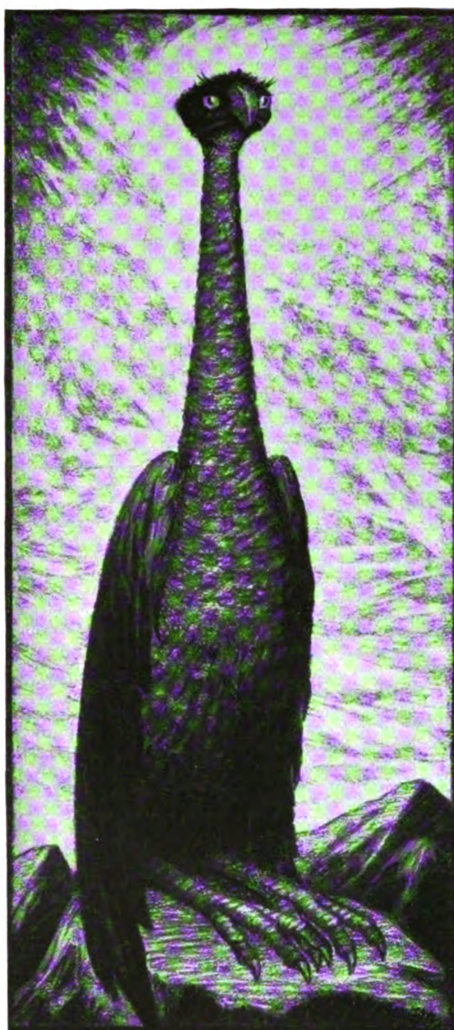
sich allerlei wunderliche und manchmal mehrdeutige Seelen verbergen: Geistlein, die kichernd entweichen, wenn der Blick sich allzu eindringlich auf sie richtet; Kobolde, die uns eine Fratze schneiden und uns wohl gar etwas Unanständiges zurufen, wenn wir uns allzusehr anbiedern wollen; Ungeheuer der Vorzeit oder der Phantasiewelt, die im Angesicht des Todes ihre staunende Verwunderung nicht unterdrücken können, daß sich ihretwegen so viele Menschlein zusammentun, sie »mit vereinten Kräften« zu Fall zu bringen. Trotzdem soll der Versuch unternommen werden, in andeutender Umschreibung ihnen näherzukommen, ja noch mehr: ihren Charakter formelhaft zu benennen. Hat es sich doch sogar die unendliche und unbegreifliche Weltseele gefallen lassen müssen, getauft zu werden, von Wesen mit angemaßter Vollmacht, von Geschöpflein, die auf Schritt und Tritt ihre jämmerliche Knechtschaft fühlen sollten.

Aber sie leben in den Tag hinein, bis ihnen plötzlich das Gesetz der Abhängigkeit um so lauter in die Ohren gellt. Mitten aus dem lustigsten Karneval geraten sie mitunter mitten in eine Treibjagd, bei der der Riese Natur ihnen sehr handgreiflich seine Überlegenheit beweist. Er kreist die Arme — ein Tornado entsteht, der Eisenbahnen umstürzt, Häuser hinwegführt, Menschenscharen in den See weht. Er greift mit den hohlen Händen ins Meer und schwappt eine Sturmflut über das Land. Er zerschlitzt Wolken, daß eine Sintflut herniederrauscht, rüttelt an den Grundfesten der Erde, bis Häuser und Türme zerbrechen, reißt die Berge auf, flüssige Lava hervortreibend, davon blühende Hänge mit Weingärten und Olivenhainen zu



Der Hundebesitzer

ausgebrannten Einöden werden. Und das alles nicht von Bosheit, sondern von natürlichem Betätigungstrieb bewegt. Die Riesentochter von Niedeck packte ihr lebendiges Spielzeug noch einigermaßen säuberlich in die Schürze; der Metzerothsche Tolpatsch dagegen treibt's gewalttätiger: eine ganze Menschenherde hat er zusammengetrieben und aufgegrapscht, wie Kinderhände nicht selten hübsche Schmetterlinge und liebe rotgeflügelte Marienkäfer zu einem traurigen Klumpen pressen — aus lauter Liebe und Vorsicht. Und so auch der Riese, wenn er mit den Menschlein seine Treibjagd anstellt, ganz harmlos, jenseits von Gut und Böse, was sie aber nie einsehen wollen.

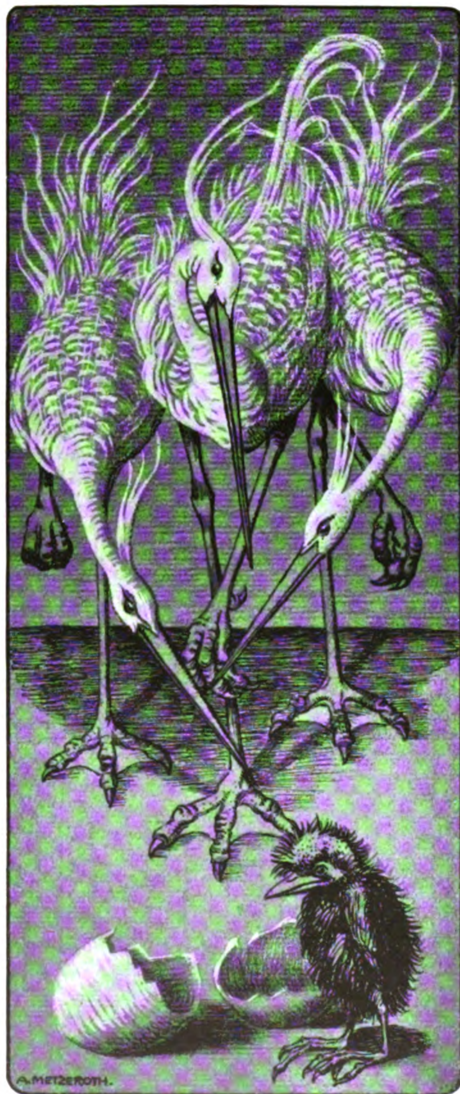


Eingebildete Größe

Dem Sturm und Donnerwetter gehen allerlei warnende Wetterzeichen vorauf. Die Schwalben fliegen tief, die Hunde fressen Gras, und in der Leiblichkeit der Menschen macht sich der Umschlag oft recht unbehaglich bemerkbar. Das Alter, sagt man, trägt das Barometer am Leibe, und nicht nur das Zipperlein, auch die alte Wunde vom Fall in eine zerbrochene Weinflasche regt sich. Ja sogar — beschämend genug für die Krone der Schöpfung! — Frostballen und große Zehen beginnen an die kleinlichen Bindungen und Leibeigenschaften zu gemahnen. So hat auch der Urkerl auf der Zeichnung Witterungsumschlag die himmlischen Eigenmächtigkeiten an seiner vertrackten Leiblichkeit zu verspüren. Und da er sich nach dem Gesetz »Wen's juckt, der kratze sich!« mit Geschick die erwünschte Linderung verschafft, so kann es nicht wundernehmen, wenn sich die erzielte Gutdeuchte in seinem Antlitz ausprägt. Die Selbstgewissen werden nun meinen, physiognomische Erscheinungen von solcher Dämlichkeit seien eben nur an einem Unflat möglich, wie ihn der Künstler in rechtwinkliger Urwüchsigkeit vor uns hinstellt. Aber das ist eine von den tausend pharisäischen Befangenheiten, mit denen das Menschengeschlecht seine Vorzüge gegenüber seinen Mitgeschöpfen zu beweisen pflegt. Wer das nicht glaubt, den möge man lichtbilden, wenn er von den intimsten Beschäftigungen voll in Anspruch genommen wird, etwa von der Pflege seiner Fingernägel und seiner Nase oder vom ärztlich immer wieder empfohlenen Bemühen, alltäglich für einen tüchtigen Stoffwechsel zu sorgen. Aber natürlich: heimlich und ohne daß er etwas ahnt, müßte die Kamera arbeiten, sonst wechselt der Schlaumeier sofort die Maske und macht sein bedeutsamstes Lichtbildgesicht. Ist aber die Spiegelung unter den gewünschten Voraussetzungen gelungen, so wird er höchstwahrscheinlich bei der ersten und unbefangensten Betrachtung seines Konterfeis erschrecken über die Komik, deren sein edles Antlitz fähig ist, und er wird, sofern ihm die Gabe der Selbstbelächlung nicht gänzlich versagt ist, wahrscheinlich zugeben, daß er eine verteufelte Ähnlichkeit habe mit diesem sich juckenden Urkerl. Dieser aber wächst sich damit zu einer schnurrigen Type aus, die sie alle in sich faßt, den würdigen Herrn Geheimrat und den Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte.

Nicht immer ist's die große Zehe, die Unbehagen schafft; mitunter sitzt die juckende Stelle auch auf dem Rücken, hinter den Ohren, auf dem Scheitel. Daheim im Kämmerlein mag man sie mit allen Schnurr- und Grunzlauten des Wohlbehagens beschaben; aber in der Öffentlichkeit können wegwerfende Bemerkungen nicht ausbleiben, wenn einer in Selbstvergessenheit, und sei es auch nur mit dem kleinen Finger auf

der Platte, sich Linderung verschafft. Gilt es doch als erschreckendes Zeichen schlechter Erziehung, sich in dieser Art von Versuchung nicht zu behaupten, so daß die Herrn und Fraun am Hofe, von denen Mephisto in Auerbachs Keller singt, die Plage standhaft ertrugen, während sich Frosch und Genossen das Bekenntnis leisten durften: »Wir knicken und ersticken doch gleich, wenn einer sticht.« Die Zeichnung Liebesdienst zeigt die Wirkung eines besonders vertraulichen und andächtigen Genusses: in den abgeblendeten Augen, in den Zehen des erhobenen Beines äußert sich das Behagen so eindringlich, daß man seiner selbst teilhaftig zu werden meint. Freilich ist hier auch ein Liebediener am Amt,



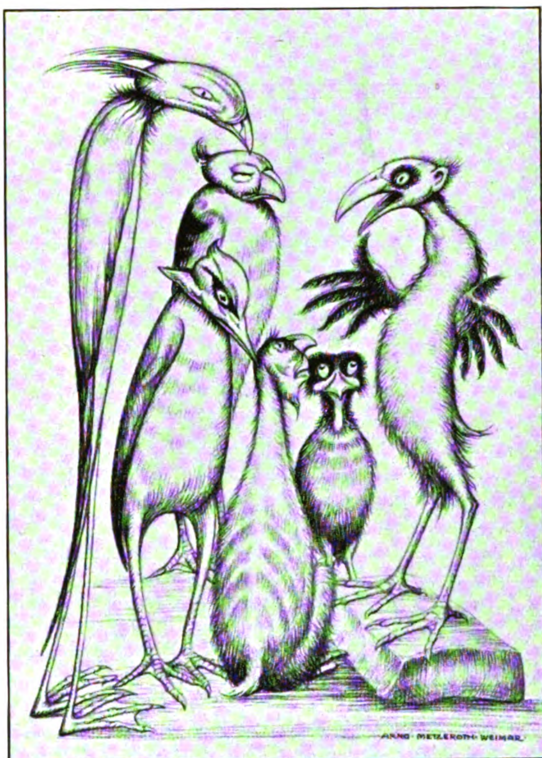
Zwei Welten

der mit einfühlsamer Hingabe und mit allen Mitteln einer entwickelten Technik seiner schönen Aufgabe gerecht zu werden versucht.

Ein ander Stück lachender Lebensbeobachtung versteckt sich in der Zeichnung Das Ewig-Weibliche — ein Stichwort, in dem wiederum der Holzhacker dem Konsistorialrat, der Lebemann dem Frömmler begegnet. Denn die Art des Minnewerbens ist außerhalb der Dichtung von gleichförmiger Komik, die dem unbemerkten Lauscher immer die Rolle des lachenden Dritten aufnötigt und ihm bezeugt, daß der Schöpfer am sechsten Tage im Grunde genommen recht ironisch aufgelegt war. Denn wenn sich die hoch über die Vierfüßler gestellten Auserwählten der Schöpfung im Banne des Urtriebs so wild und urtümlich gebärden, so ergibt sich ein tragikomisches Spiel zwischen Sein und Bestimmung. Es erhält noch eine besondere Note, wenn der Altersunterschied zwischen Werber und Umworbener die Jagd um so lächerlicher gestaltet. In hundert Abwandlungen hat es in solcher Form der heiteren Kunst von den alten Meistern an bis zu Leibl zum Vorwurf gedient, und auch Metzeroths Zeichnung ist auf gleichem Boden gewachsen, nur daß sie den Vorgang in eine mythische Maske kleidet und ihn damit um so allgemeingültiger und urwüchsiger macht.

Die erstaunlichste Vielseitigkeit gewahrt man in den Verstellungen, deren sich die Eitelkeit bei der großen Mummerei des Lebens bedient. Was bliebe von ihr unbewegt? In den unglaublichsten Dingen verbirgt sie sich: in den derben sonnenverbrannten Beinen des Wandervogels wie in den gepflegten Prunkstücken der Tänzerin. Auf dem Konzertpodium ist sie ebenso heimisch wie beim Tennisturnier, auf der Kanzel wie am Rednerpult. Gebietet den Künstlern, ihre Namen von ihren Werken zu streichen und sich mit schlichter Anzeige der Titel zu begnügen, den Sängerinnen, sich ungenannt und ungesehen hinter einem Vorhang aufzustellen — nicht nur daß die ganze Lächerlichkeit des Namenkults zutage käme; die Gilde würde auch merklichen Rückgang an Mitgliedern zu verzeichnen haben. Ist doch die Eitelkeit (genannt Ehrgeiz) die Wehemutter für unzählige sogenannte Großtaten. Der Hundebesitzer ist auch solch eine Eitelkeitsmaske. Kinder gucken sich um, ob sie auch recht gesehen werden, wenn sie mit dem neuen Dachswachtelpinscher durch die Straßen ziehen, und die größeren Kinder mit Schnurrbärten und grauen Köpfen tragen Gehaltenheit zur Schau; aber im Inneren beschwingt sie der Stolz nicht minder als die Kinder. Beobachtet doch, wie jenes Tippfräulein die mächtige Hundepeitsche trägt, wie jener Arbeitslose den unvermeidlichen Schäferhund an der Leine führt — für das scharfe Auge immer der gleiche Anblick: Theater, Horatio! Theater! Wie Otto Ludwigs Schnei-

der Hannesle schwärmt auch Metzeroths Hundebesitzer für möglichst große Tiere, und wie die kleinsten Knaben zu den längsten Ruten greifen, so wandert auch er am größten Knüttel einher, ganz Würde und Stolz. Seiner selbstgewissen Sicherheit, bewundert zu werden, begegnet man gar oft auf den Straßen: wenn Frau Neureich mit schauspielerischer Umständlichkeit in die neue Limousine steigt, wenn die Mannschaft des Fußballklubs »Gut Tritt« in blau und rot getigerten Jacken und grün geringelten Hosen nach der Arena zieht, wenn das kleine Pensionatsfräulein der Primadonna die Noten tragen darf. Und wir selber? Die lieben Eitelkeiten schwirren um uns herum wie Mücken, und reden wir uns ein, sie kämen nicht an uns heran, so ist die Einrede eine neue Eitelkeit, wenn auch mit einer ganz besonders feinen und lieblichen Flüsterstimme.



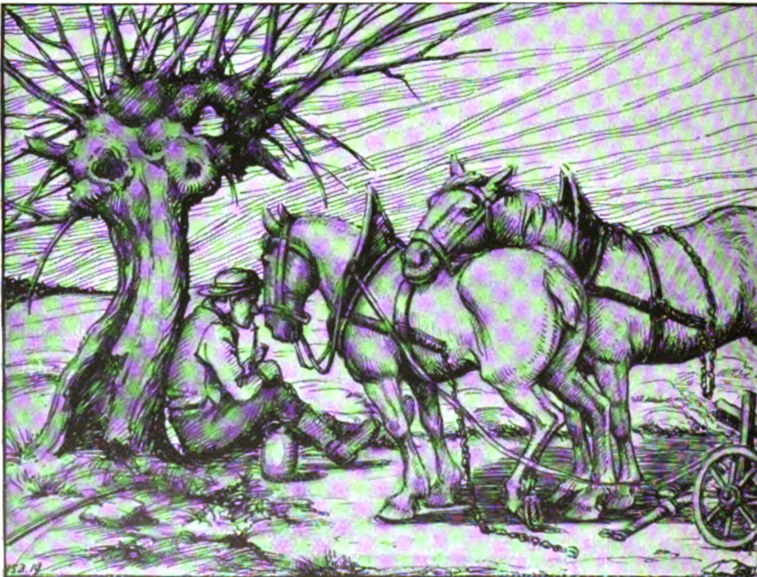
Volksvertreter

Aber was soll dieser ragende Vogel? Soll man ihn fürchten oder belachen? Steckt in ihm der Geist eines unersättlichen Raubritters oder eines weltentrückten Sonderlings? Oder ist er am Ende eine Eingebildete Größe von besonderer Art: mißmutig, verärgert, grimmig, humorlos — aber doch überzeugt von der eignen Bedeutung? Und geehrfürchtet von einer ansehnlichen Gemeinde? Ihre leibliche Gestaltung ist manchem Großstadthause nicht unähnlich: von unten nach oben zunehmende Sparsamkeit in den Baukosten. Denn auf ungeheuren Füßen liegt der formlose Raum mit den Verdauungswerkzeugen, von Fittichen belegt, die fluguntauglich sind, aber zur Magenerwärmung ganz dienlich sein mögen. Daraus hervorwachsend die Zufuhrgurgel und auf ihr ein Köpfchen als freie Endigung. Die Augenbrauenborsten könnten ebenso wie das gesammelte Maul unter dem Nasenschnabel auf einen Denker schließen lassen. Aber seine Umwelt ist ohne Verheißung: trockenes Gestein, des grünen Lebens bar, dazu der Sitz über den Bezirken des platten Tages nur Scheinhöhe. Steht doch nicht jeder, der im Nebel thront, auf dem Hochgebirge; oft sind die Wolken, in die er hineinragt, nichts als Dampf aus einer Waschküche oder von einem Wurstkessel. Und damit wären wir an einer Stelle, von der aus wir wieder einmal in den großen Karneval hineinschauen können, unter die Schauspieler der Bedeutsamkeit, die Tempelpriester ihrer eignen Göttlichkeit, die politischen Gaukler und Kletteraffen. Da setzt der Atem aus vor Reklameparfüm. Da sieht man Urteilslosigkeit mit Rednerpathos, Unvermögen mit der Fortschrittsmütze maskiert. Ungeschick wird Stil, Unklarheit Tiefsinn. Aber da heutzutage jeder, der ein Bändchen Gedichte im Selbstverlag herausgegeben hat, schleunigst eine »Gemeinde« gründet, so kann es ihnen an Zulauf, Zuruf und Zuwendung nicht fehlen.

Die Zeichnung »Zwei Welten« weckt ungezählte Erinnerungen nicht nur an ein Reich des Lichtes und ein Reich des Schattens mit Gestalten wie Ormuzd und Ahriman, Siegfried und Hagen, sondern auch an eine obere und eine untere Welt. Und wie jene beiden in dauerndem Kampfe stehen, jahrtausendelang, so herrscht auch in diesen beiden fortgesetzte Unruhe; wer da unten ist, möchte hinauf, und die auf dem Obersitz möchten nicht wieder herunter. Auch aus Metzeroths Zeichnung klingt der ewige Zwiespalt: die einen in Pracht der Gewänder, mit gewundenen Hälsen, geschwungenen Schweifen und zierlichem Kopfputz, stelzbeinig-vornehm, auch wohl etwas pharisäisch: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jener Auch-Vogel — und dieser, ein Enterbter vom struppigen Scheitel bis zur großen Latsche, mißmutig, in der ganzen Unbehaglichkeit des Geborenseins. Ach nein, viel Gutes scheint er nicht zu erwarten, dieser drollig jämmerliche Zeitgenosse; aus seinem Aussehen spricht die Stimmung von Trojans pessimistischem Flaschenkind: »O wär' erst alles vorbei!«

Ob er eine Ahnung hat, daß mit den Vertretern des geknechteten Volkes nicht immer alles in Ordnung ist, indem gar mancher, wenn er auf dem Obersitz Platz genommen hat, sich in der neuen Welt äußerst wohl fühlt und höchstens seine Verwandten und nächsten Freunde nachzieht, während er die ungezählten übrigen Wähler achselzuckend auf den heiligen Berg verweisen muß? Aber mag auch der Anwalt der Ärmsten der Armen seinen Sekt im gleichen ausgefallenen Lokal genießen, angetan mit dem gleichen Smoking wie der satte Bourgeois, es bleibt zuletzt ein unterschiedliches Gebaren, eine gewisse Parteiseele, und die hat Metzeroth eingefangen und in den Volksvertretern harmlos-lustig maskiert, so daß ein spaßhaftes Deutspiel entstanden ist: Wo ist der Sozi? Wo ist der Junker? Unverkennbar bleibt der Redner mit seiner an die Menschheit gerichteten Ansprache, die er mit den Flugwerkzeugen sprechend unterstützt. Bei dem die Augen im bösen Wahnwitz rollenden Vernichter der ganzen verrotteten Gesellschaft findet er weit weniger Zustimmung als bei dem neben ihm hockenden Vertreter der zweiten Internationale, der mit großem Lerneifer an seinen Worten hängt und bereit scheint, ihm anerkennend die Flügel zu drücken. Auch der Glatzkopf mit den zugekniffenen Augen empfindet offensichtlich wenig inneres Behagen. Aber was tut's? Selbst Pakte mit Freigemeindlern müssen der herrschgewaltigen Kirche zum Besten dienen; man drückt die Augen ein und denkt an den heiligenden Zweck. Welche politischen Anschauungen in den letzten beiden Masken vertreten sind, dem untersetzten auf schwerindustriellen Füßen und dem langen aristokratischen, der sich dem Redner aus völkischen Bedenken am fernsten hält, dürfte nicht schwer zu raten sein. Oder kommt es etwa auch hier an den Tag, daß es Sünde wider den Geist ist, wenn man nach dem Inhalt der Kunstwerke spürt? ... Möglich! Um so stärker wird dann die Anregung sein, besser zu empfinden, und das ist schließlich auch ein Ergebnis: Segen der Sünde — ein Schlagwort, mit dem sich neue Einblicke auftun in die Endlichkeit menschlicher Urteile, die enge Verwandtschaft von Gut und Böse, in neue Untiefen der Logik und Moral ...

So ist's am Ende besser, das Tor des wunderlichen Tiergartens zuzuschlagen und aus dem Reich der Dämonen, Verstellungen und Larven hinauszugehen in klare, reine Luft, in freies, glückliches Land, wo Mensch und Tier in froher, zufriedener Harmonie beisammen sind, vergnügt durch natürliche, eindeutige Lebensformen, wie wir sie bei den Meistern Thoma und Böhle genießen können, wie sie auch in Metzeroths Arbeitspause zu spüren sind. In der anspruchslosen Zeichnung ist ein erquickliches Stück Ruhebehagen. Der bescheidene Genuß des ländlichen Mahles, der wohlgefüllten Tonflasche und der Tabakspfeife. Die Freundschaft und Kameradschaftlichkeit zwischen Mensch und Tier, Tier und Tier, Erde und lebendigem Geschöpf. Da schwinden die Verstellungen und Larven. Denn die Eitelkeit hat Zeugen nötig; in der Absonderung dagegen verkümmert die Pose. Der Einsame braucht keine Masken.



Arbeitspause



Arthur Riedel: Der Andreasmarkt in Basel

Konrad von Burgsdorff, der Freund des Großen Kurfürsten

Aus dem Leben eines Vielverkannten

Von N. Graf Rehbinder

Wenn auf einen, so trifft auf Konrad von Burgsdorff das Wort des Dichters zu: »Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.« Eine Flut von Schmähungen und Verdächtigungen wurde von seinen Feinden, deren gefährlichster und unversöhnlichster des Kurfürsten Johann Georg allmächtiger Minister Graf Adam Schwarzenberg war, über das Haupt dieses merkwürdigen Mannes ausgegossen und von der urteilslosen Menge nachgebetet. Unverständlich aber ist es, daß auch die zünftige Geschichtsforschung es bis in die neueste Zeit unterlassen hat, ein so zweifelhaftes Werturteil, wie das allgemein über Burgsdorff gefällte, unter die kritische Lupe zu nehmen; denn ein Mann, der zweien seiner Landesherren ein treuer Freund und Berater war, den der Große Kurfürst während mehr als zehn Jahre seines unbedingten Vertrauens würdigte, den König Gustav Adolf endlich so hoch schätzte, daß er ihm nach kurzer Bekanntschaft ein selbständiges Armeekommando übertragen wollte, konnte unmöglich der plattköpfige Rohling, Säufer und Klopffechter sein, als den ihn Haß und Mißgunst hingestellt haben. Meinardus und insbesondere Spannagel gebührt das Verdienst, die historische Persönlichkeit Burgsdorffs aus ihrer legendären Hülle geschält und uns gezeigt zu haben, daß die wahre Gestalt dieses märkischen Edelmannes anders aussah als sein überliefertes Zerrbild.



Konrad von Burgsdorff

Konrad von Burgsdorff entstammte einem uradligen Geschlecht, das seit Beginn des 14. Jahrhunderts in der Mittel- und Neumark begütert war. Er wurde am 1. (nach Spannagel am 11.) Dezember 1595 zu Zehden als zweites von neun Geschwistern geboren. Sein Vater war der kurfürstlich brandenburgische Amtshauptmann Alexander Magnus von Burgsdorff, Erbsaß auf Hohen-Zieten, seine Mutter Katharina, geb. von Röbel aus dem Hause Friedland. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe durch Hauslehrer. Vierzehnjährig, wurde er im Jahre 1609 zum kurfürstlichen Edelknaben ernannt und zum Gefährten des gleichaltrigen Kurprinzen Georg Wilhelm bestimmt, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verknüpfte. Als die Hohenzollern vom lutherischen Bekenntnis zum reformierten übertraten, schloß sich Burgsdorff, wie es scheint aus Überzeugung, dem Glaubenswechsel an. Diesem seinem neuen Bekenntnis ist er, wie seinem Herrscherhause, bis zum Tode treu geblieben. Mit seinem fürstlichen Freund bezog er 1612 die Universität Frankfurt a. d. O. und siedelte im folgenden Jahre mit ihm nach Kleve über. Die kriegerischen Verwicklungen, die hier bald infolge des Jülich-Kleveschen Erbschaftsstreites drohten, veranlaßten den feurigen jungen Edelmann, sich als Fähnrich im Regiment zu Fuß des Obersten Johann v. Kettler einreihen zu lassen; der Vertrag von Xanten aber machte bereits 1614 allen Träumen von kriegerischem Lorbeer ein Ende. Da suchte Burgsdorff von seinem Landesfürsten die Erlaubnis nach, in fremdländische Dienste treten zu dürfen, ward als Kornett dem Reiterregiment des Grafen Bernhard von Wittgenstein zugeteilt und focht in französischem Solde gegen Frondeure und Hugenotten. Um ein weniges hätte ihm dieses kriegerische Abenteuer das Leben gekostet: er wurde in einem Treffen schwer verwundet und fast ein Jahr lang in Frankreich gefangengehalten, bis er durch ein Lösegeld befreit werden konnte.

Im Mai 1617 sandte Kurfürst Johann Sigismund unsern Konrad Burgsdorff mit einer Begabung von 600 Talern auf die sogenannte Kavaliertour, die bis zum Sommer 1620 dauerte und den jungen Edelmann nach Frankreich und England führte. Inzwischen war Johann Sigismund 1619 gestorben. Sein Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, überraschte seinen Jugendfreund noch im Ausland mit der Ernennung zum Kammerjunker und verlieh ihm gleichzeitig »zur Belohnung seiner treuen Dienste« die Anwartschaft auf eine jährliche lebenslängliche Pension von 1800 Talern aus den Einkünften des Amtes Neuenhagen. Bereichert mit Erfahrungen von mancherlei Art und der firmen Kenntnis mehrerer ausländischer Sprachen, kehrte Konrad zurück, um sich in den Dienst seines Fürsten und Vaterlandes zu stellen. Seine für jene

Zeit außerordentliche und vielseitige Bildung befähigte ihn bei angeborenem Verstand und zielbewußter Charakterstärke, eine hervorragende Rolle in der Geschichte Brandenburgs zu spielen.

Hatte Burgsdorff in Frankreich die militärische Feuertaufe erhalten, so sollte ihm nun bald in der Heimat Gelegenheit gegeben werden, die diplomatischen Sporen zu verdienen.

Als die Belehnung Georg Wilhelms mit dem Herzogtum Preußen durch die Krone Polen und die Huldigung der Stände auf unerwartete Schwierigkeiten stießen, wünschte der Kurfürst für alle Fälle eine kleine, aber sichere Truppenmacht zur Hand zu haben. Er sandte Burgsdorff nach Berlin, um bei der Berliner Regierung und den märkischen Landständen dafür zu wirken, daß eine Anzahl des zur Landesverteidigung geworbenen Kriegsvolkes für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werde. Das Ansinnen fand unerwarteterweise an beiden Stellen unumwundene Ablehnung. Da entschloß sich Konrad kurzerhand, die kurfürstliche Leibgarde, die, 79 Mann stark, in der Festung Peitz lag, durch schleunige Werbung auf den Bestand von 200 Mann zu bringen und sie dem Kurfürsten nach Preußen zuzuführen, wo sie dann über zweieinhalb Jahre verblieb. Der dankbare Fürst und Freund ernannte ihn am 20. September zum Kapitän und Chef dieser Truppe und verschrieb ihm im Mai 1621 im Tausch gegen die Pensionsanwartschaft das Gut Goldbeck in der Ostpriegnitz auf den Todesfall des kinderlosen Lehensinhabers Georg von Blankenburg. Burgsdorff trat durch den am 5. Oktober 1622 erfolgten Tod Blankenburgs in den faktischen Besitz des Gutes und bestimmte es nachmals seiner Frau zum Leibgedinge. 1643 wurde es neu aufgebaut und mit dem Recht der Befreiung von allen Einquartierungen und Kriegslasten begnadet.

Um jene Zeit begannen die Wogen des Dreißigjährigen Krieges an den Grenzen des Kurfürstentums zu branden, und Georg Wilhelm sah sich zu Rüstungen gezwungen. Es wurde 1623 ein Kontingent von 1400 Mann Fußvolk und 450 Reitern geworben, Burgsdorff zum Oberstleutnant beim Stabe des Obersten Hildebrand von Kracht befördert und zum Kommandeur eines Infanterie-Regiments ernannt. Er erhielt für je 100 Mann 1000 Taler; als Oberstleutnantstraktement waren ihm 1200 Taler jährlich zugesichert. Zum Schlagen aber kam es vorläufig nicht, da der charakterschwache, ewig schwankende Kurfürst, statt den Feind mit dem Degen in der Faust am Betreten märkischen Bodens zu verhindern, seine Rettung in diplomatischen Schachzügen suchte. Die Aufgabe, die dem feurigen und draufgängerischen Burgsdorff hierbei zufiel, war keine beneidenswerte, aber er unterzog sich ihrer mit Klugheit und Geschick. Zweimal zu Wallenstein nach Halberstadt gesandt, erzielte er günstige Bedingungen für den Durchzug, Kontributionen und Kantonierung. Als kurfürstlicher Kommissar bewachte er den Durchmarsch der Wallensteinschen Armee im Sommer 1626. Mit Tilly, den er im November desselben Jahres in Helmstedt aufsuchte, zerschlugen sich die Verhandlungen, und der Einbruch der wilden Tillyschen Horden bedeutete für die Mark eine lange und bittere Leidenszeit. Ein in aller Eile zusammengerafftes brandenburgisches Heer mußte sich in der Hauptsache auf die Verteidigung der festen Plätze beschränken. Burgsdorff wurde am 11. Dezember 1626 zum Kommandeur des in Stärke von zehn Kompanien neuformierten Leibregiments zu Fuß ernannt und folgte 1627 dem Kurfürsten mit sieben Kompanien dieses Regiments nach Preußen. Der Schwedenkönig Gustav Adolf war am 27. Mai zu Pillau gelandet und schickte sich an, gegen Polen zu marschieren. Auf den Rat des Ministers Grafen Adam von Schwarzenberg, dem wir als Burgsdorffs gefährlichstem Feind noch wiederholt begegnen werden, entschloß sich Georg Wilhelm, dem polnischen General Koniecpolski unter Burgsdorffs und Albrecht von Kalksteins Führung ein Hilfskorps zu senden. Aber der Widerwille der Truppe, für Polen, gegen Schweden zu kämpfen, der schon auf dem Marsche sich in wiederholten Meutereien geäußert hatte, führte am 26. Juli 1627 bei Mohrungen zur Katastrophe. Mit großer Übermacht von den Schweden unter Matthias von Thurns Führung angegriffen, weigerten sich die Brandenburger unter dem Rufe: »Schweden! Schweden! Schweden!«, zu fechten. So sah sich Burgsdorff gezwungen, mit dem im verhängnisvollen Moment eintreffenden Schwedenkönig in persönliche Verhandlung zu treten. Die Armee mußte kapitulieren, die Truppe trat in schwedische Dienste über bis auf zwei Kompanien des Leibregiments, die Leibkompanien Konrads und seines Bruders Alexander Magnus von Burgsdorff, die schworen, sich eher in Stücke hauen zu lassen, als sich von ihren Führern zu trennen. Sie durften mit Waffen und Geschütz nach Hause marschieren. Den Offizieren wurde der Übertritt freigestellt; sie erklärten aber ausnahmslos, ihrem Kurfürsten treu bleiben zu wollen, und wurden entlassen.

Inwieweit Burgsdorff an diesem kläglichen Ausgang der Expedition, die Ranke die tiefste Erniedrigung der Macht Georg Wilhelms nennt, Schuld trägt, mag dem Urteil militärischer Sachverständiger überlassen bleiben. Gustav Adolf selbst hielt ihn für schuldlos, und auch der Kurfürst entzog ihm seine Gunst nicht, betrieb vielmehr seine Aufnahme in den Johanniterorden und seine Ernennung zum Komtur von Lagow. In den Nießbrauch der Komturei, die im Kreise Sternberg, nahe an der polnischen Grenze lag, 17 Dörfer umfaßte und neben erheblichen Naturalienleistungen jährlich etwa 3500 Taler bar einbrachte, gelangte er am 1. Mai 1628. Er hatte sie bis zu seinem

Tode inne. Auch stellte Georg Wilhelm ihm später eine Lehnsverschreibung auf das Gut Manschnow im Kreise Lebus aus.

Im September 1629 wurde zwischen Schweden und Polen ein sechsjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, und der Kurfürst kehrte in die Mark zurück, die er vollkommen mit kaiserlichem Kriegsvolk belegt fand. Wieder wurde Burgsdorff im Dezember zu Wallenstein nach Halberstadt entsendet, und wieder gelang es ihm, trotz eines gelegentlichen heftigen Zusammenpralls mit dem Friedländer, erhebliche Milderungen zu erwirken. Nachdem der Kurfürst am 21. Juni 1631 endgültig auf Schwedens Seite getreten war, ernannte er Burgsdorff zum Mitglied des Kriegsrates und zum Obersten und unterstellte ihm das von ihm selbst geworbene Infanterie-Regiment Alt-Burgsdorff und ein neugeworbenes Reiter-Regiment. Die Parteien standen sich Gewehr bei Fuß gegenüber; Burgsdorff eilte Mitte Juli nach Leipzig zum schwedischen General Boëthius und von dort in das Feldlager Gustav Adolfs vor Nürnberg, die gefährdete Lage Brandenburgs darzustellen und um Hilfe zu bitten. Der Eindruck, den er auf den König machte, war außerordentlich günstig. Dieser sah ihn gern in seiner Umgebung und würdigte ihn mancher vertraulichen Unterredung. Als der ritterliche märkische Edelmann sich gelegentlich über das rohe und anmaßende Benehmen der schwedischen Offiziere im Kurfürstentum beschwerte, brach der König unwillig in die Worte aus: »Hat mein Schwager keinen Galgen in seinem Lande, oder mangelt es ihm an Holz? Er soll waghenken lassen, es sei großer oder kleiner Hans, und nichts dadurch pekzieren!« Burgsdorff verweilte drei Wochen im königlichen Feldlager; er wußte den König für einen in Gemeinschaft mit den Brandenburgern und Sachsen in Schlesien zu unternehmenden Feldzug zu gewinnen, und bei dieser Gelegenheit bot ihm Gustav Adolf den Oberbefehl über seine gesamten schlesischen Truppen an. Seine unwandelbare Fürstentreue bewahrte ihn vor der Versuchung, auf das verlockende Angebot einzugehen; Gustav Adolf verstand und würdigte seine Ablehnung. Der mörderische Sturm der schwedischen Truppen auf das Wallensteinsche Lager, dem Burgsdorff beiwohnte, machte tiefen Eindruck auf ihn.

Bedeutungsvoller als die militärischen waren die politischen Beobachtungen, die der brandenburgische Offizier und Staatsmann während dieser Tage anzustellen Gelegenheit hatte. In Nürnberg wohnte er mit dem württembergischen Kanzler Löffler zusammen, der sich des Schwedenkönigs besonderen Vertrauens erfreute. Durch ihn erfuhr er, neben manchem andern von Wichtigkeit, den Plan des Königs, seine Tochter Christine mit dem brandenburgischen Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu vermählen, erfuhr auch, daß Gustav Adolf Pommern, auf das sein Fürst und Freund berechtigte Ansprüche erhob, zu behalten gesonnen sei. Als Burgsdorff diesen Punkt bei der Abschiedsaudienz zu berühren wagte, erklärte der König: »Herr Obrister, mein Schwiegervater glaube nur nicht, daß ich Pommern werde wiedergeben, und sollte ich gleich noch hundert Jahre darum Krieg führen.« Die Erkenntnis, daß es dem Schwedenkönig um den dauernden Besitz Pommerns Ernst sei, war wohl das Wichtigste, was Burgsdorff von seiner geschickt ausgeführten diplomatischen Mission mit nach Hause brachte.

Anfang Oktober 1632 kehrte Burgsdorff aus Nürnberg zurück. Der Feldzug der verbündeten Schweden, Sachsen und Brandenburger war kurz zuvor mit vielem Glück eröffnet und bei Steinen, Breslau und Ohlau die kaiserliche Armee bis zu fast völliger Auflösung aufs Haupt geschlagen worden. Derartige Erfolge bestärkten Burgsdorffs aus den Erfahrungen seiner diplomatischen Tätigkeit gewonnene Überzeugung, daß auf möglichste Stärkung der brandenburgischen Armee das Hauptaugenmerk zu richten sei. Mit einer zahlreichen und schlagfertigen Truppe als Rückhalt war der Kurfürst für jede Macht ein begehrenswerter Bundesgenosse. So schlug er Georg Wilhelm die Vermehrung des stehenden Heeres um 4800 Mann Fußvolk, 1500 Reitern und 600 Dragonern vor, die einen Kostenaufwand von 37000 Taler an Werbegeldern und gegen 72000 Taler monatlich für den Unterhalt erfordert hätte. Der Kurfürst erschrak über die Höhe der Kosten und bewilligte endlich nur zögernd 16 Kompanien frischer Fußtruppen und 6 Schwadronen Reiterei.

In Schlesien hatte während Burgsdorffs Abwesenheit der sächsische General von Arnim, ein geborener Märker, vertretungsweise auch das brandenburgische Kontingent geführt. Unter ihm kommandierte Oberst von Köckritz. Am 30. Oktober 1632 erschien endlich Burgsdorff in Arnims Feldlager bei Strehlen, um selbst das Oberkommando zu übernehmen. Indessen war auch hier seine Aufgabe in der Hauptsache eine diplomatische. Er sollte die brandenburgischen Interessen bei den gemeinsamen militärischen und politischen Maßregeln vertreten. Der König von Schweden hatte ihm zudem die Inspektion über die schwedische Armee in Schlesien übertragen. Seine Stellung zwang ihn, ein unstetes Wanderleben zu führen und zwischen den verschiedenen Quartieren der Brandenburger, den verbündeten Generalen, von denen er sich insbesondere dem Marchio-Saxonen Arnim anschloß, dem Kurfürsten und dem sächsischen Hof hin und her zu pendeln. Daß die Verbündeten in Schlesien wie die Hunnen hausten, ist leider nicht zu bestreiten; der Vorwurf aber, den seine Feinde Burgsdorff machten, sich dort bereichert zu haben, ist völlig aus der Luft gegriffen. Ganz im Gegenteil kehrte er nicht nur mit leeren Händen heim, sondern hatte für seine Regimenter aus eigner Tasche viel zugesetzt.

Die großen Hoffnungen, die Burgsdorff auf den schlesischen Feldzug gesetzt hatte, erfüllten sich nicht; trotz einer erneuten Truppenvermehrung schmolz die Armee durch Mühsale und Seuchen immer mehr zusammen. Endlich drohte König Gustav Adolfs Tod die an sich schon sehr zweifelhafte Einigkeit der Verbündeten vollends zu sprengen. In längeren persönlichen Verhandlungen, die bei der Heftigkeit der beiden Kontrahenten zeitweise wieder einen recht dramatischen Charakter annahmen, wurde 1632 zu Strehlen zwischen Wallenstein und Burgsdorff um einen Waffenstillstand paktiert. Wallenstein, der allgemein der Jesuitenfreundschaft geziehen wurde, tat bei dieser Gelegenheit einen Ausspruch, der mit dieser landläufigen Ansicht wenig in Einklang zu bringen ist. Gebeten, Sicherheiten gegen die Ränke der Jesuiten zu gewährleisten, brach Wallenstein in hellem Zorn los: »Gott schänd! Weiß der Herr nicht, daß ich den Jesuitern, den Hundsföttern, so gram bin? Ich wollte, daß der Teufel die Hundsfötter schon längst geholt hätte! Ich will die Hundsfötter all aus dem Reich und zum Teufel jagen!« Trotz dieser Übereinstimmung der Meinungen wurde keine Übereinstimmung der Bedingungen erzielt. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, die Verbündeten trennten sich, die Schweden erlitten bei Steinau eine schwere Niederlage, und der Kurfürst zog sich nach Küstrin zurück. Der Vormarsch der Kaiserlichen wurde durch einen gelungenen Handstreich Burgsdorffs und Arnims bei Köpenik zum Stehen gebracht.

In allen schweren und kriegerischen Zeitläuften hatte Georg Wilhelm doch Muße gefunden, seinen bewährten Freund und treuen Diener mit mancherlei Verehrung zu begnaden. Im Oktober 1633 belehnte er ihn mit dem Wittstocker Amtsdorf Dosse, ungefähr um dieselbe Zeit mit dem Gut Schlegeln bei Krossen; auch wurden ihm, seinem Bruder Georg Ehrenreich und deren Leibeserben 50 000 Taler verschrieben und ihm einige Häuser in Berlin, später auch in Küstrin, geschenkt.

Burgsdorff, einst ein aufrichtiger Parteigänger des schwedischen Heldenkönigs, hatte seine Überzeugung während des schlesischen Feldzuges einer grundlegenden Revision unterzogen. Von nun ab vertrat er die Ansicht, daß der Anschluß an Schweden nichts andres als die bedingungslose Unterwerfung Brandenburgs unter Schweden bedeute. Zwar erschienen die Truppen des Kurfürsten nach Wallensteins Ermordung 1634 wieder auf dem Kriegsschauplatz, Erfolge von irgendwelcher Bedeutung wurden aber nicht erzielt. Burgsdorff hatte Anfang Juni das Mißgeschick, unsern Glogau von Kroaten gefangen zu werden, doch wurde er auf dem Transport nach Liegnitz von sächsischen Reitern befreit. Mit der Einigkeit der drei Verbündeten sah es je länger, desto hoffnungsloser aus. Burgdorffs Vermittlungsversuche, die vermutlich seiner eignen Überzeugung gar nicht mehr entsprachen, blieben erfolglos. Nachdem die Schweden bei Nördlingen eine schwere Niederlage erlitten hatten, war es mit dem Dreibündnis endgültig vorbei, und der Kurfürst berief seine Truppen zurück. Damit begann ein gänzlicher Systemwechsel der brandenburgischen Politik, in dem sich ausnahmsweise die Ansichten der beiden unversöhnlichen Feinde, des Ministers Grafen Adam Schwarzenberg und Konrad Burgsdorffs, begegneten, der in der Folge zum Anschluß an den Prager Frieden 1635, zum Bündnis mit Sachsen und endlich 1636 zur Kriegserklärung an Schweden führte.

In diesem bedeutungsvollen Jahre führte Konrad die Jungfrau Anna Elisabeth von Löben (geb. um 1604, gest. 9. Oktober 1684), Tochter des Geh. Rates Johann von Löben auf Blumberg und der Margarete von Winterfeld aus dem Hause Neustadt, als Gattin heim, die ihm das Gut Blumberg als Morgengabe zubrachte. Die Lebensschicksale der einzigen Tochter aus Burgsdorffs Ehe, Margareta Katharina, scheinen außerordentlich bewegt gewesen zu sein. 1653, am 19. Oktober, ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters, vermählte sie sich in erster Ehe mit dem kurfürstlich brandenburgischen Kammergerichtsrat Ludwig von Canitz. Der bekannte Dichter Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz war ein Sohn aus dieser Ehe. Ihr Gatte starb bereits im folgenden Jahre. Einige Jahre später schloß Margareta Katharina eine zweite Ehe mit dem Generalleutnant Joachim Rüdiger Freiherrn von der Goltz, von dem sie sich, angeblich seines wüsten und liederlichen Lebenswandels wegen, 1674 scheiden ließ. Endlich soll sie sich durch einen Kaufmann in Paris »einen jungen, schönen, kräftigen, artigen, geistreichen Mann aus guter Familie« verschrieben haben, der sich ihr in der Person des Pierre de Larrey, Seigneur de Brunboc vorstellte, Gnade vor ihren Augen fand und 1676 von ihr geheiratet wurde. Sie lebte verschwenderisch, überschuldete die Güter und starb völlig verarmt.

Am 31. Januar 1638 finden wir Burgsdorff wieder im Felde, doch erfüllte sich seine Hoffnung auf große Taten nicht. Der Konflikt mit dem Minister Schwarzenberg, der nach kurzer Ruhepause aufs neue entbrannt war und von des Ministers Seite in gehässiger und persönlicher Weise geführt wurde, erbitterte ihn tief. Was alles an Verleumdungen und Vorwürfen über Burgsdorff sich ergoß, floß größtenteils aus dieser Quelle.

Es sei mir verstattet, mit einigen Worten bei diesem Konflikt zu verweilen, der sich als ein Kampf zweier diametral entgegengesetzter politischer Überzeugungen darstellt: Daß Graf Adam Schwarzenberg, Mitglied eines reichsunmittelbaren, in Österreich begüterten Geschlechts, ein Staatsmann von außergewöhnlicher politischer Begabung war, ist unanfechtbar. Daß seine Politik dem Kurfürstentum zum Heile gereicht hat, mag füglich be-

zweifelt werden. Schwarzenberg war Österreicher, der Schwerpunkt seines Interesses ruhte beim Hause Habsburg. Burgsdorff war Brandenburger mit Leib und Seele, und was Schwarzenberg an staatsmännischer Begabung vor ihm voraus hatte, wurde reichlich aufgewogen durch die starke Heimatliebe und die unwandelbare Treue, mit der Burgsdorff am angestammten Fürstenhause hing. Und im Haß gegen den brandenburgischen Minister mit dem österreichischen Herzen fand sich der märkische Edelmann mit dem preußischen Fürstensohn zusammen. Denn Friedrich Wilhelm hielt den allmächtigen Minister seines Vaters, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt, für einen abgesagten Feind des brandenburgischen Staates und Hochverräter und legte ihm alles Unheil zur Last. Und während in diesem gemeinsamen Haß die Freundschaft des Kurprinzen mit Burgsdorff ihre ersten Kettenglieder schmiedete, schäumte der Gegenstand desselben in ohnmächtiger Wut, daß es ihm trotz seiner Allmacht nicht gelingen wollte, dem trotzigen Märker den Genickfang zu erteilen.

Ende Dezember wurde Burgsdorff zum Kommandanten der Festung Küstrin ernannt. Die Kriegslage war für das Kurfürstentum überaus ungünstig; im August 1639 erstürmten die Schweden Landsberg und zogen vor Berlin, das in schwere Kontribution genommen wurde. Wenn Burgsdorff auch am 11. August 1639 eine schwedische Eskadron, die bei Göritz, vor den Toren Küstrins, furagierte, im Dämmer des Morgens überfiel und vernichtete, so konnte das wenig an der Gesamtkriegslage ändern. Driesen und Frankfurt a. d. O. gingen verloren, ein Versuch Burgsdorffs, Frankfurt zu entsetzen, schlug fehl, ebenso ein Sturm Rochows mit tausend Mann und vierhundert Reitern — die Schweden waren und blieben in Brandenburg die Herren.

Während dieser Wirren, durch schwere Schicksalsschläge und körperliche Bresthaftigkeit gebeugt, ward Georg Wilhelm am 1. Dezember 1640 zu Königsberg zu seinen Vätern versammelt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, militärisch machtlos, gegen den verantwortlichen Staatsleiter von tiefem Mißtrauen erfüllt, ergriff Friedrich Wilhelm die Zügel der Regierung. Was konnte näher liegen, als sich auf einen Mann zu stützen, dessen Treue mehr als einmal die Goldprobe bestanden hatte. Wer anders konnte dies sein als Burgsdorff. Wir gehen kaum fehl, wenn wir in allen Regierungshandlungen des Großen Kurfürsten während der folgenden neun Jahre den Einfluß und die Mitarbeit dieses ihm bedingungslos ergebenen Mannes vermuten. Bald schon sollte er Gelegenheit haben, seinem jungen Fürsten und Freunde bemerkenswerte Dienste zu leisten. Die Armee, die Friedrich Wilhelm nach dem Tode seines Vaters vorfand, bestand aus 3—4000 Mann Fußvolk und etwa 2000 Berittenen. Aber auch über diese geringe Streitmacht fehlte ihm die Kommandogewalt, denn die Truppen hatten auf Betreiben des Grafen Schwarzenberg dem Kaiser, als des Kurfürsten Verbündeten, den Treueid geleistet und verweigerten zumeist die Vereidigung auf den neuen Landesherrn. Insbesondere der Oberst Moritz August von Rochow, Kommandant von Spandau, verschwor sich, er wolle die Festung eher in die Luft sprengen als dem Kurfürsten den Treueid leisten. Ähnlich äußerten sich Hartmann von Goldacker, Kommandant von Peitz, der Kommandant von Berlin, Dietrich von Kracht, u. a. Nur Burgsdorff schwor freudigen Herzens mit seinem Regiment und wußte einen großen Teil der Armee durch kluge Überredung endlich gleichfalls zum Schwur zu veranlassen, so daß es ihm möglich war, dem Kurfürsten 2000 Mann Fußvolk und 200 Reiter zuzuführen. Der Meuterei der Mannschaften trat er mit großem Schneid entgegen. Von Friedrich Wilhelm, dem er geraten, »dem Werke nur recht ins Maul zu greifen«, bevollmächtigt, packte er mit eiserner Faust zu, ließ die Haupträdelsführer Rochow, Goldacker, Kracht und Lübicke inmitten ihrer Truppen verhaften und nahm die Regimenter in Eid und Pflicht.

Der frühe Tod des Ministers Schwarzenberg am 14. März 1641 überhob den Kurfürsten der gegen ihn geplanten strengen Maßregeln. Für Burgsdorffs Stellung in Gegenwart und Zukunft war er bei Friedrich Wilhelms Denkungsweise bedeutungslos. Sein würdiges Benehmen bei dieser Gelegenheit muß besonders anerkannt werden.

Im März des Jahres 1642, wahrscheinlich am Tage der Beisetzung Georg Wilhelms, ernannte der junge Kurfürst seinen bewährten Freund und Ratgeber zum Oberkammerherrn. Es war das neben derjenigen des Statthalters und leitenden Ministers, als welcher der von Burgsdorff hochverehrte Markgraf Ernst von Brandenburg-Jägerndorf Schwarzenbergs unselige Erbschaft angetreten hatte, die höchste Stelle im Staat, die nicht allein höfischen, sondern auch diplomatischen Charakter trug. Sie attachierte einerseits ihren Inhaber der Person des Landesherrn und ließ ihn anderseits als Träger wichtiger diplomatischer Missionen nach allen Seiten Verbindungen anstreben. Das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen Fürst und Lehnsmann scheint in jenen Tagen außerordentlich innig gewesen zu sein: darauf läßt wenigstens jener Vertrag vom 20. Oktober 1643 schließen, in dem Burgsdorff und der Kurfürst sich für den Todesfall gegenseitig ihre Waffen vermachten.

Burgsdorffs Ernennung zum Geheimen Rat erfolgte am 26. März 1641. Als solcher entfaltete er eine rege Tätigkeit und führte einen umfangreichen Schriftwechsel mit den brandenburgischen Geschäftsträgern im Auslande. Auch während seiner vielen Reisen, allein oder in Begleitung des Kurfürsten, blieb er mit dem Geheimratskollegium in ununterbrochener Verbindung. Seine Ansichten

äußerte er allezeit, auch dem Landesherrn gegenüber, furchtlos und offen. Als Engvertrauter seines fürstlichen Herrn wurde er vielfach zur Vermittlung persönlichen Verkehrs mit auswärtigen Fürstlichkeiten, insonderheit auch zur Anbahnung von Familienbeziehungen in Anspruch genommen. Im Herbst 1641 brachte er als Freiwerber dem Statthalter-Markgrafen Ernst von Brandenburg-Jägerndorf das Jawort der Prinzessin Luise Charlotte, des Großen Kurfürsten ältester Schwester, aus Preußen. Als der Bräutigam vor der Vermählung gestorben war, kam, wiederum vorzugsweise durch seine Vermittlung, die Heirat der Prinzessin mit dem Herzog Jakob von Kurland am 10. Oktober 1645 zustande, die den besonderen Wünschen des Kurfürsten entsprach. Burgsdorffs Begabung mit den Gütern Klobbig und Trampe darf wohl als eine fürstliche Verehrung für die gelungene Mission betrachtet werden. Auch die Verlobung von des Kurfürsten jüngerer Schwester Hedwig Sophie mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel wurde durch ihn angebahnt. Der Plan einer Vermählung des Kurfürsten selbst mit Gustav Adolfs einziger Tochter, Christine von Schweden, scheiterte, vielleicht nicht ganz ohne Burgsdorffs Mitwirkung, der diesem Plane von Anbeginn, wenn nicht ablehnend, so doch keinesfalls billigend gegenüberstand.

Auch der Gedanke einer durchgreifenden Heeresreform, die Friedrich Wilhelm 1653 so glänzend zur Ausführung brachte, entsprang einer Anregung Burgsdorffs. Das Bündnis mit den Generalstaaten brachte er 1646 im Geheimen Rate zur Sprache und eilte als Brautwerber seinem Fürsten nach dem Haag voraus. Friedrich Wilhelms Vermählung mit Luise von Oranien krönte die brandenburgisch-niederländische Entente. Auch an den mißglückten Unionsverhandlungen mit den norddeutschen protestantischen Fürsten nahm der unermüdliche Vermittler der Wünsche und Absichten seines Herrn regen Anteil.

So waltete Konrad Burgsdorff neun Jahre lang, vom Vertrauen seines Fürsten getragen, als Oberkammerherr und Kabinettsminister zum Heile des gemeinsamen Vaterlandes, um endlich im zehnten der Tragik unverdienter Ungnade zu erliegen, die kaum einem erspart blieb, der Fürstengunst genoß. Den schmählichen Angriffen persönlicher Feinde, den Klagen Schwarzenbergs, den Hetzschriften eines Diest und Motzfeld gegenüber stellte sich der Kurfürst allezeit schützend vor seinen bewährten Minister, die Machenschaften der oranischen Partei, vor allem die Feindschaft der beiden fürstlichen Frauen Amalia von Solms-Oranien und ihrer Tochter, der Kurfürstin Luise, die er sich durch seine politische Schwenkung in der holländischen Bündnisfrage zugezogen hatte, brachen ihm den Hals. Was dem Haß des mächtigsten Mannes im Staate mißlungen war, gelang dem Tropfenfall geheimer Verdächtigungen aus weiblichem Munde. Der Große Kurfürst entzog in unbegreiflicher Verblendung seinem treuesten Diener die Gnade und das Vertrauen. Im Oktober 1651 wurde Konrad Burgsdorff aller seiner Ämter enthoben und auf sein Gut Blumberg verbannt.

Unter diesem Schlag brach er zusammen. Die Ungnade eines Fürsten, in dessen Dienst er seine ganze Persönlichkeit gestellt hatte und an dem er mit schwärmerischer Verehrung hing, ging ihm ans Lebensmark. Bereits am 11. Februar 1652 — es war an einem Sonntag — schloß er sanft und ohne sichtbaren Todeskampf die müden Augen zum Schlafe der Ewigkeit. Mit ihm starb ein aufrechter deutscher Mann, ein unbestechlicher Freund und selbstloser Diener seines kurfürstlichen Herrn, ein Mann, wie es deren wenige gegeben hat. Von Neid und Haß verleumdet, angefeindet und verfolgt, zog er trotzig und furchtlos seine Straße, und sein Wahlspruch hätte sein dürfen: »Viel Feind', viel Ehr'!« Preußen darf stolz auf ihn sein, er gehörte zu seinen Besten.

Der Morgen

Wenn in ehrlich ernstem Sinnen
Du des Lebens Ziel erkannt,
Oh, so hebe zum Beginnen
Heute noch die frohe Hand!

Alles Streben wird zur Handlung,
Und zur Kunst wird das Gefühl,
Wandlung folget sanft der Wandlung,
Goldner Tage frohes Spiel.

Himmelslicht ist allerorten,
Leuchtet dort und leuchtet hier,
Und des Todes bange Pforten
Sind zu Neuem nur die Tür.

Neue Ziele werden glänzen,
Alte Tücken werden fliehn,
Und mit immer neuen Kränzen
Wirst du dir die Stirn umziehn.

Heinrich Peters

Quapimalando oder Das andre Zimmer

Erzählung von Otto Gmelin

Bis dahin ist von Arnold Magnus nichts Sonderliches zu berichten, denn alles war durchaus ordnungsgemäß verlaufen. Seine Kindheit, seine Jugend voll Strebsamkeit, Stille, Stetigkeit. Er rückte in die ihm angemessene Stelle eines städtischen Obersekretärs, wohin sein Fleiß, seine nicht hervorragende, aber gute geistige Veranlagung und seine Pflichttreue ihn führen mußten. Er versah seinen Dienst mit Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit und fiel weder gegen Vorgesetzte noch gegen Untergebene in irgendeiner Weise auf. Die Jahre waren eins wie das andre, Winter und Sommer wechselten, es war immer dasselbe, ob die Bäume grün waren oder gelb oder keine Blätter hatten; er vertauschte den hellen Anzug mit dem dunklen, den Strohhut mit dem schwarzen Filz.

Als es an der Zeit war, suchte er sich eine Frau. Er fand in seinen Kollegenkreisen ein Mädchen, das, frisch und munter, schon lange in ihm die Empfindung selbst nie besessener Jugend hervorgerufen hatte. Er näherte sich ihr ein wenig schüchtern, ein wenig steif, aber sie fanden Gefallen aneinander. Er hatte sich noch nie Frauen genähert und kannte keine sonst; auch er war für sie der erste Mann, der ihr nahe kam. Sie machten einen Sommer lang Spaziergänge miteinander und verlobten sich, als die Blätter gelb wurden. Seine Ersparnisse, die im Laufe der Jahre durch sein bescheidenes Leben und durch seine stete Geduld zu einem kleinen Vermögen angewachsen waren, wurden die Grundlage des Heims, das sie ein Jahr später ohne Übereilung in Bescheidenheit gründeten. Durch die Häuslichkeit und die schlichte, innige Liebe der fürsorglichen Gattin wurde seinem Leben ein sanfter Glanz verliehen, der ihm eine bisher nicht vorhandene Heiterkeit und Sicherheit gab. Die Abende am Familientisch, wenn sein Weib ihm gegenübersaß, über eine Näharbeit gebeugt, und er bei einer Zigarre von den Erlebnissen auf dem Bureau, den Kollegen, der Zeitung erzählte oder aus einem Buche vorlas, wurden zu einer angenehmen Gewohnheit. Erst mit der Würde und dem Geborgensein des Ehemannes war Arnold Magnus an dem Ziel seines mit Konsequenz durchwanderten Weges angelangt. Allmählich aber war auch dies etwas Selbstverständliches. Und dann waren wieder alle Jahre gleich, eins wie das andre.

Bis sich die ersten Anzeichen seltsamer Vorgänge zeigten, die das vorbereiteten, was geschehen mußte.

Es war an einem Maiabend, als Arnold Magnus aus dem Stadthaus in die milde, sommerliche Luft hinauskam, den Strohhut auf dem Kopf, den Stock in der Hand. Er ging die Bismarckstraße entlang wie sonst den nächsten Weg nach Hause, aber da geschah es, daß ihm aus der Anlage irgend etwas Süßes entgegenwehte, daß er auf einmal, als hätte er ihn nie in seinem Leben erblickt, über den frischgrünen Kastanien den schon verblassenden gelblichen Himmel strahlen sah. Ohne zu wissen, was er tat, bog er nach rechts ab in die Anlagen hinein. Er ging mit fast federnden, veränderten Schritten die gewundenen Wege zwischen blühenden Büschen und zartem Grün und entfernte sich immer mehr vom Heimweg. Er dachte nicht daran, daß sein Weib ihn zu Hause erwarte, daß er ihr versprochen hatte, ein Viertel Emmenthaler Käse zum Abendbrot mitzubringen, er dachte nur: Die Luft ist schön, und dunkel fühlte er in sich eine Veränderung.

Auf einem Dachgiebel einer benachbarten Villa flötete eine Amsel in den Abend. Kindheitserinnerungen wallten undeutlich auf, zuerst mehr als Gefühl denn als Vorstellung. Es schien, als flötete es aus seinem eignen Innern, ein längst vergessenes Lied, und während er langsam und manchmal tiefatmend weiterging, kam ihm, der sonst an Selbstbetrachtung und Innenbeobachtung wenig gewohnt war, ein Bild aus seiner Kindheit unvermittelt deutlich ins Bewußtsein, ohne daß er zunächst wußte, was es für einen Zusammenhang mit dem stillen Frühsommerabend hatte. Er sah sich an einem Tisch bei einer Petroleumlampe über die Schiefertafel gebeugt sitzen, und während die Mutter ihm gegenüber Strümpfe stopfte, malte er geduldig und fleißig i, i, i, viele Zeilen. So war es oft gewesen. Aber plötzlich, während er noch an einem i schrieb, hatte es ihn seltsam überkommen, und er hatte, obwohl seine Tafel fast voll gewesen war — denn er sah noch jetzt nur die letzte Zeile unten leer — die i alle mit einem kräftigen Strich quer durchgestrichen, den Griffel zur Erde geworfen und die Schiefertafel mit einem Ruck in die Sofaecke geschleudert, war aufgesprungen und hatte im Zimmer umhergetanzt. Er konnte sich auch noch recht wohl der folgenden Szene erinnern: wie die Augen der Mutter erstaunt auf ihm geruht hatten, indes ihre Hände in der Arbeit innehielten. Er hatte sich in die Ecke gesetzt, und mit keinen ernsten noch gütigen Worten hatte sie ihn bewegen können, seine Arbeit noch einmal zu tun, die durch den Strich fast völlig verdorben war. Erst nach einiger Zeit hatte ihn der Vater wieder zur Vernunft gebracht, er hatte seine i pflichtschuldigst noch einmal gemalt und am folgenden Tage vom Lehrer ein

Lob bekommen. Es war wohl das einzige Mal gewesen, daß er sich gegen die Pflicht der Schularbeit aufgelehnt hatte. Arnold dachte nach, indem er weiterging: Pflicht — aufgelehnt ...? Das waren wohl die Worte seines Vaters gewesen, in ihm selber, dem kleinen Arnold, war es doch etwas anders gewesen. Er erinnerte sich noch ganz gut, wie er damals gedacht hatte: Vater weiß es ja gar nicht! Er sann nach, was denn da in ihm gewesen war. Warum hatte er die i durchgestrichen, die Tafel weggeworfen? Arnold Magnus lächelte ein wenig versonnen; so seltsam waren Kinder. Er wollte sich besinnen, aber so weit kam er nicht; der Duft füllte ihn, der Abend, das ferner tönende Geflöte der Amsel.

Schwalben schwirrten hoch mit pfeifendem Ton in großem Bogen. Er ging langsam durch die Anlagen, es trieb ihn, den Hut abzunehmen, und er trug ihn, mit dem Stock in den Händen, die auf dem Rücken gefaltet waren. So spazierte er bis dahin, wo die Anlagen in die Sternstraße münden. Da stand vor einem Haus ein Mädchen, schien auf jemand zu warten, ein halbes Kind mit großen, dunklen Augen; er sah diese Augen, das gescheitelte, glänzende Haar und den kurzen, karierten Rock, der weit abstand. Und da fiel ihm plötzlich ein: Seine Frau wartete zu Hause. Er beschleunigte seine Schritte, ging durch die Straßen und kam mit fast einer Stunde Verspätung zu Hause an.

Seine Frau fragte nach dem Käse.

»Ach, den habe ich vergessen,« sagte er.

Einen Augenblick wunderte er sich über sich selber, daß er nichts erzählte, denn er pflegte ihr sonst alles zu sagen. Sie fragte auch nicht, nur ihre Augen blieben während des Abendbrotes manchmal flüchtig fragend an ihm hängen, als sei irgend etwas anders an ihm als sonst. Er selber dachte nicht mehr darüber nach, was vorging, sondern schob es zur Seite.

Aber am folgenden Abend war es wieder so. Er ging wieder durch die Anlagen, diesmal bewußter. Warum sollte man auch nicht durch die Anlagen gehen? Wieder war der Himmel so duftend, das Grün so erquickend, die Luft so voll Ungesagtem. Die Amsel flötete, die Schwalben schwirrten pfeifend über den Häusern. Und wieder schwieg er zu Hause, schwieg vom Himmel, vom Grün, von der Luft, vom Amselton, vom Schwalbenflug. Es war ein glückliches Geheimnis in ihm. Viele Tage ging es so. Dann kam Regenwetter. Nun ging er den gewöhnlichen, nächsten Weg durch die Straßen. Aber er trug die Maiabende in sich wie eine Lockung.

Oft, wenn er auf dem Bureau saß und die roten und grünen Schnellheftmappen nach Akten durchblätterte, wenn er Eingaben registrierte und dem Amtmann Präzedenzfälle zusammensuchte, konnte es plötzlich aus ihm emporquellen: O, wie die Luft gewesen war! Aber dann war es wieder vergessen. Er fragte sich wohl auch einmal, warum er niemand etwas erzählte von den Abenden, die ihm doch viel gewesen waren, aber das begriff er nicht, da kehrte sein Denken wie vor etwas Unerlaubtem um. Nicht als ob der Abendgang unerlaubt gewesen wäre; nur zu erforschen, was dahinter steckte, davon zu reden, das war verboten; man geriet da in eine Wirrnis, man konnte ausrutschen. Daher dachte er nicht weiter, nur das Gefühl blieb in ihm zurück, wie wenn er auch bei den Abendgängen durch die Anlagen im Begriff gewesen wäre, die i alle durchzustreichen. Jedoch es war nicht so weit gekommen, es war nur die Vorstimmung gewesen, eine Ahnung von irgend etwas, was es auch noch gab, wenngleich man es auf die Seite schob.

Dann schien die Gefahr wieder überwunden; alles nahm wieder seinen geordneten Gang. Als das Wetter wieder hell und sommerlich wurde, ging auch Arnold seinen gewohnten Weg direkt nach Hause und vergaß nichts mehr von dem, was er mitbringen sollte. Es war wieder alles in schönster Ordnung. Man stand um sieben Uhr auf, man frühstückte, man ging durch die Straßen, die von Schulkindern und wenigen Frühaufstehern belebt waren, sah immer wieder dieselben Gesichter, kam Punkt acht auf dem Bureau an, man hörte die Uhr der Bonifaziuskirche schlagen und richtete seine eigne danach. Dann saß man da, prüfte, ordnete, schrieb, erstattete Bericht, gab Anweisungen, schlug nach, tat, was zu tun war. Man ging nach Hause, da kam die liebe Frau an die Glastür, gab einen Kuß. Das Mittagessen war fertig, es schmeckte. Es wurde erzählt vom Markt, von der Unverschämtheit der Hausleute, vom Bureauchef, von der Faulheit eines Bureaugehilfen, von einem seltsamen Fall. Nach Tisch lag man auf dem Sofa und las Zeitung, oder man schäkerte ein wenig mit seinem Weibe, und dann ging's wieder ins Bureau; wieder dieselbe Arbeit wie am Vormittag. Die Sonne kletterte an der graugrünen, verschossenen Tapete entlang. Auf dem Tisch lag die Feder — der Halter war marmoriert und hatte zwei Tintenflecke —, der Blaustift, der Rotstift, der Grünstift, das Fingernetzschwämmchen, das Lineal, die Schere, der Bleistift. An der Wand der Abreißkalender — es war jeden Morgen, nachdem die Taschenuhr gerichtet war, das nächste, daß dieser Kalender abgerissen wurde, denn erst dann fing eigentlich der neue Tag an. Da stand das Bürgerliche Gesetzbuch, dick und grau, das Reichsgesetzblatt, die Beamtenzeitung usw.



Gert Wollheim: Abschied von Düsseldorf

Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin

Nebenan ertönte Schreibmaschinengeklapper. Es war alles an seinem Platz, es ging alles seinen Gang. Abends ging man nach Hause durch die Bismarckstraße bis zur Ecke, wo der Zigarrenladen mit dem gelben Manolischild war, nach rechts durch die Hertzstraße, die das schlechte Pflaster hatte, wo gegenüber das Haus war mit den Geranien im zweiten Stock, an der Bäckerei vorbei, wo es nach frischem Brot roch, durch die Gartenstraße, wo der Briefkasten an einem grünen Hause hing und an einer Fensterscheibe ein Zettel: Hier werden Uhren billig repariert! Bis man endlich in die Karlstraße kam. Das Haustor war grün, der Griff ein Löwenkopf, die Stiege war steinern, kalt, die Fenster im Treppenhaus blau geränbert, und da stand wieder die Frau, frisch, zufrieden, es gab einen Kuß, es gab Abendessen, es gab die Erzählung von der Frau Helberger unten, vom Preisaufschlag, vom Einmachen, oder seinerseits eine Geschichte von einem rätselhaft abhanden gekommenen Radiermesser usw. Dann mußte vielleicht ein Brief geschrieben, irgendeine private Angelegenheit erledigt werden. Dann kam der Abend. Es wurde genäht, geflickt, gestopft, Kirschen wurden entkernt, Bohnen geschält, Erbsen enthülst, es wurde etwas vorgelesen oder auch nur so geplaudert. Man las Sven Hedin, »Von Pol zu Pol«, las Rudolf Hertzog, las sogar Goethes Leben oder über die Kultur Babylons und der Ägypter. Oder man versuchte sich an Bilderrätseln und Rösselsprüngen aus der Zeitung. Und dann ging man ins Bett. Das eheliche Leben war auch dann eine Fortsetzung vom Tag, bis der traumlose Schlaf kam — wenigstens war er bis dahin meist traumlos gewesen —, und bis wieder der Wecker surrte und alles wieder von neuem anfing.

So war das Leben. War es wirklich so? Nein, die Rechnung stimmte nicht ganz, irgendwo war da ein Fehler. Von den Maiabenden war etwas zurückgeblieben, etwas Unbestimmbares, eine Art Widerspruch, irgendein dunkler Protest. Nein, so war das Leben nicht! Es war — nun, wie wenn einer in einem Zimmer eines Hauses sein Lebtag gelebt hat und plötzlich die Tür in ein andres Zimmer einen Spalt breit aufgeht und nun ein helles Licht von dort hereinfällt, nur für einen Augenblick; dann ist die Tür wieder zu. Man weiß nicht, was in dem andern Zimmer ist, man weiß nur auf einmal, daß da auch noch ein Zimmer ist, daß es noch andre Zimmer gibt als das, in dem man lebt. Und daß es eine Tür gibt; man brauchte sie nur zu öffnen, und man könnte in das andre Zimmer kommen. Aber man wagt es nicht, und weil man es nicht wagt und doch das andre ahnt, ist man voll Widerspruch gegen alles im eignen Zimmer. Es ist nicht mehr »die« Welt. So war ein dunkler, nicht eingestandener Widerspruch gegen sein ganzes Leben in Arnold Magnus wach geworden und kam da und dort zum Ausbruch. Es waren Kleinigkeiten, wo es sich zeigte: Jahrelang lag auf seinem Tisch im Bureau der marmorierte, schmale Federhalter mit den beiden Tintenflecken; Magnus hatte viele Hunderte oder Tausende »Betreffs« damit geschrieben. Er hatte ihn geliebt, ohne es zu wissen, weil er so vertraut war, er gehörte zu allem, er war ein Stück des Daseins selber. Aber da kam ein Morgen, da sah er diesen Federhalter, er sah ihn gleichsam zum erstenmal, und da war er ihm etwas Fremdes, etwas, das er haßte. Er nahm ihn in die Hand, er wog ihn zwischen den Fingern, er betrachtete seine Farben, seine Tintenflecke. War das der Halter, mit dem man so viele Jahre geschrieben hatte? Warum war er nicht blau, nicht grün? Warum war er nicht rot? Ja, wirklich blutrot, nein, feuerrot wie die Geranien in der Hertzstraße hätte er sein müssen. Es mußte einmal anders werden, man konnte doch nicht sein halbes Leben mit demselben farblosen, charakterlosen Federhalter schreiben. Arnold beschloß, sich einen feuerroten zu kaufen. Am Nachmittag suchte er in einigen Geschäften, bis er einen solchen gefunden hatte; und wenn er nun damit schrieb, stach ihm das grelle Rot in die Augen, und es war, wie wenn Funken davon ausgingen.

Auf diesen Gedanken mit den Funken war er zuerst nicht gekommen, aber in einer schwülen Nacht desselben Sommers — es mochten vielleicht zehn oder vierzehn Tage seit dem Erwerb des Federhalters vergangen sein — hatte er einen Traum. Wie meistens war die eigentümliche Stimmung und das Gefühl die Hauptsache an dem Traum, aber was er später noch davon wußte und in deutlichen Worten hätte sagen können, war dies: Er saß auf seinem Bureau, es war drückend; schal und grau war alles um ihn; die Maschine klapperte nebenan; plötzlich hellte sich in ihm oder auch um ihn — das ließ sich nicht genau sagen — etwas auf; Fräulein Elise — ja im Traum dachte er seltsamerweise den Vornamen hinzu, obwohl er ihn sonst kaum wußte — Elise Schnatke, die Bureaugehilfin, stand in der Tür mit ihren schwarzen Überärmeln, stand mit der ihr eignen Art zögernder Stille vor ihm, aber mit einem gequälten, entsetzlichen, gemarterten Blick und sagte: »Aber es ist sehr weit nach Quapimalando, Herr Obersekretär!« — Kaum hatte sie dieses »Quapimalando« ausgesprochen, da spürte er eine Hitze in der Hand; sein roter Federhalter glühte, sprühte, spie Funken, er fuhr auf, aber schon lohte es rings, und er schrie nur: »Ah, da ist es, da — da!«

Und daran erwachte er. Während des Erwachens hatte er noch ein Gefühl von Befreiung und sah die Schnatke vor sich stehen im Feuerschein. Als er sich dann nach und nach in die Wirklichkeit zurückfand, war es, als legte sich wieder etwas um ihn, fest, schwer.

Dieser Traum war der Anfang ernster Beunruhigung. Denn er trat nun nicht mehr ganz frei und ungewollt auf, zuerst nicht gegen die Schnatke. Wenn sie in sein Zimmer trat und ein Schreiben vor ihn auf den Tisch legte, sah er nicht auf. Wenn sie sagte: »Herr Obersekretär«, so war es genau wie im Traum, genau der Tonfall, genau der Rhythmus. Er hatte nun ihre Art, zu sprechen, entdeckt, in seinem Traum hatte sie sich ihm enthüllt. Es war nämlich irgend etwas hinter dieser weichen, bescheidenen, anschmiegenden Stimme; es war immer, als hätte sie vorher das Wort »Quapimalando« ausgesprochen. Ein verrücktes, sinnloses Wort, aber er wußte, was es zu bedeuten hatte. Diese Schnatke kannte es wohl, das »Quapimalando«, kannte es wie er und wußte, daß es sehr weit war. Oder ob er sich das nur einbildete? Er mußte sie einmal fragen; dabei war schließlich nichts, das verstieß nicht gegen das Amtsbenehmen. Man konnte dem armen, blassen, kleinen Ding eine Freude machen, wenn man einmal ein menschliches Wort zu ihr sprach. Einige Tage kämpfte Magnus mit seinem Entschluß, aber als sie dann an einem hellen, bis ins Bureau glänzenden Sommermorgen hereintrat und mit dem traumhaften Rhythmus sagte: »Soll ich das auch in die Mappe 17 heften, Herr Obersekretär?«, da riß es in ihm — wie sie nämlich »Herr Obersekretär« sagte —, und er fuhr schroff herum: »Sie sollen nicht hundertmal am Tage ‚Herr Obersekretär' sagen, verstanden?«

Aber während sie ein wenig schüchtern, ein wenig spöttisch lächelnd dastand, sah er sie an: ihre bleiche Stirn, den hochmütigen Mund, die weichen Augen ... »Ja, heften Sie es auch in Nr. 17!«

Sie war schon im Begriff, zu gehen, da begann er: »Übrigens ... sagen Sie mal ...«

Sie drehte sich um, sah ihn, weil sein Ton völlig verändert war, mit verwunderten Augen an.

Er zögerte einen Augenblick, fand sich aber wieder: »Sagen Sie mal, Fräulein Schnatke, kennen Sie vielleicht zufällig einen Ort namens Quapimalando?« Er sah sie an.

Ihre Züge veränderten sich zu einem kindlichen, freundlichen Lächeln; sie sagte zuerst nichts, wurde dann flüchtig rot.

»Kurz und gut,« begann Magnus wieder, weil er ein unbehagliches Brennen in den Fingern spürte, »ob Sie Quapimalando kennen?«

Und plötzlich schien sich das Mädchen zu sammeln, und mit einem leise schnippischen Ton sagte sie: »Natürlich; aber es ist sehr weit nach Quapimalando, Herr Obersekretär.«

Das ertrug er nicht; er nahm den geranienroten Federhalter und warf ihn zum offenen Fenster hinaus. »Ein fatales Rot, eine blödsinnige Farbe, dieses Rot!« sagte er und sah nicht mehr zur Schnatke hin; und nach einigen Augenblicken, während er im Zimmer hin und her ging: »Ja, also es ist gut, Fräulein Schnatke, das wollte ich nämlich nur wissen. Sie können gehen. Also Sie heften das zu Nr. 17, jawohl.«

Er hütete sich in den nächsten Tagen, irgend etwas nicht streng Dienstliches zur Schnatke zu sagen, hütete sich, sie anzusehen. Aber wenn er nur ihre Stimme, ihren Tritt hörte, war das andre da, das Traumgefühl. Es war ein gefährliches Leben, denn es war außer allem Zweifel: Quapimalando, das war das andre Zimmer, um das man wußte. Und so lange man es allein gewesen war, war es immerhin nur eine Verrücktheit gewesen, wie sie wohl viele Menschen hatten, jeder auf seine Art, genau so wie das Durchstreichen der i auf der Schiefertafel als ein Protest gegen das Zimmer, in dem man lebte. Aber nun war da zweifellos ein andrer Mensch, zu dem man wohl im ganzen Leben erst drei, vier Sätze nichtdienstlichen Charakters gesprochen hatte, und dieser andre Mensch, der wußte Bescheid, der kannte auch Quapimalando oder das andre Zimmer. Das war beunruhigend und quälend und reichte so weit, daß es an mehreren Tagen sogar die Arbeit beeinträchtigte. Dazu kam noch ein andres: Er war nicht nur gegen die Schnatke befangen, er war es gegen sämtliche Menschen, mit denen er zu tun hatte. Sein Blick bohrte sich heimlich in sie und fragte: Bist du schon in Quapimalando gewesen? Aber was sie sprachen, verriet nichts. Ob sie ihm wohl anmerkten, daß er so oft an das andre Zimmer dachte? Ob sie wohl über ihn lächelten? Er wurde mißtrauisch, er wurde hochmütig, er wurde einsam. All dies war er früher nicht gewesen.

Diejenige, die zuerst etwas von seinem veränderten Wesen merkte, war seine Frau. Denn sie war bis dahin stolz auf ihn, der es, so jung, schon so weit gebracht, der immer so sauber und hübsch daher kam — er war auch wirklich, was man sagt, ein hübscher Mann. Sie war stolz auf sein Amt, seinen Titel, sein Ansehen, sein Einkommen, seinen Verstand, seine Pflichttreue, seine Sparsamkeit, seinen Ordnungssinn, kurz, auf alle jene Tugenden, durch die er das war, was er war. Zuletzt aber war sie stolz auf seine Liebe, und daß sie ihm etwas und sozusagen alles bedeutete. Denn

er ging selten abends zu einem Glas Bier aus, er brachte ihr häufig kleine Aufmerksamkeiten mit, Obst, Blumen, Schokolade, ein Stück Kuchen, er machte Sonntags Ausflüge mit ihr, oder im Winter nahm er sie mit ins Theater, in ein Konzert. Aber sie hatte ein feines Gefühl, daß etwas in ihm vorging. Es war etwas zwischen ihr und ihm. Nicht daß er weniger liebevoll, weniger herzlich, weniger aufmerksam gewesen wäre, es war nichts mit Händen Greifbares, nichts mit Worten Nachweisbares, und es war doch da wie ein Gespenst, das sie unsicher machte. Magnus machte sich wohl weis, es sei gar nichts, sie ahne gar nichts; aber das half nichts, es saß doch in ihm, so daß es manchmal unerwartet wie ein Protest aus ihm brach.

So geschah es, als er einmal mittags vom Dienst nach Hause kam; sie kam ihm wie seit vier Jahren fast täglich an die Tür entgegen, gab ihm den Empfangskuß, aber noch während dieses Kusses fuhr die Frage aus ihm: »Ist Post gekommen?«

Diese Frage zerriß etwas, und weiter hatte sie ja auch wohl keinen Sinn gehabt, denn er erwartete keineswegs irgendeine Nachricht. Bald darauf fragte sie einmal Samstags, als er über der Zeitung saß: »Wollen wir morgen nicht mal wieder nach der Elisabethhöhe?«

Das war ein Ausflugsort, wohin sie oft Sonntags gegangen waren. Erst gab er keine Antwort, obwohl er es gehört haben mußte; sonst war das nicht seine Art. Sie trat an ihn heran, streichelte über sein Haar. Er fuhr auf: »Ich denke, wir fahren morgen einmal nach Gunzach, da sind wir dieses Jahr noch gar nicht gewesen.«

Dieser Einfall war ihm erst im Augenblick der Berührung mit ihrer Hand gekommen, und er war nur ein Protest gegen diese Berührung. Aber sie freute sich, daß er so unternehmend war.

Der Ausflug verlief glücklich, Arnold war heiter und gutgelaunt. Die Luft, die Sonne, die Berge, das Grün, die Menschen, die ganze Abwechslung der Eindrücke tat gut. Aber auf der Heimfahrt waren einige junge Leute mit ihren Mädchen im Abteil des Wagens, die Hüte schief überm Ohr, Nelken im Knopfloch; sie waren voll Leichtsinn und Witz, und die Mädchen lachten unaufhörlich. Sie konnten sich nicht genugtun an Einfällen und Tollheiten. Magnus wurde still. Während sein Weib lustig mitlachte, legte es sich um ihn wie Eisenbänder, er wurde ernst, nur obenhin lachte er. Schweigend ging er nachher neben seiner Frau nach Hause. Ehe er einschlief, fiel ihm ein: So war man wohl, wenn man jung war. Es war ihm unbehaglich; sie hatten gewiß ihren letzten Pfennig an diesem Abend verjuxt oder gar den ihrer Eltern; sie sparten sich nichts, diese jungen Leute. Und es lachte in ihm: Sie waren ja jung, er aber war fünfunddreißig Jahre.

Am folgenden Morgen erschrak er, als um neun Uhr die Schnatke ins Bureau trat und sich entschuldigte, es sei ihr nicht gut gewesen, darum komme sie eine Stunde später. Er sah sie an. Jetzt begriff er etwas, und während er zu ihr sprach, durchrieselte es ihn: Sie ist meine Schwester, meine kleine Schwester.

»Sie sind wohl gestern unsolide gewesen?«

Sie sagte nichts, nur ein gequälter, gemarterter Blick traf ihn, wie er ihn noch von seinem Traum her in Erinnerung hatte. Es lichtete sich aber langsam in ihm etwas: »Ja, ich glaube natürlich, was Sie sagen; Sie sehen schlecht aus; Sie sind wohl bleichsüchtig? Sie sollten mal Urlaub nehmen. Sie haben doch acht Tage zu beanspruchen.«

Sie spielte nervös mit ihren schmalen Fingern, antwortete nichts.

Er wurde unruhig und sagte wieder: »Sie sehen wirklich bleich aus; ich habe es schon lange bemerkt, daß Sie schlecht aussehen.«

Fragend und müde ruhte ihr Blick auf ihm, schien weit herzukommen.

»Da klingelt das Telephon!« rief Magnus, und die Schnatke lief ins andre Zimmer. Es war aber nicht wahr gewesen, und sie wußte es auch und war doch hingelaufen und sagte: »Hallo!« Unterdessen suchte Magnus die Arbeit für sie zusammen, und als sie wieder hereinkam, gab er sie ihr, ohne sie anzusehen.

Aber nun wußte er es: Sie war in Quapimalando gewesen, sie wußte den Weg. Es war kein Zweifel mehr. Sie hatte einen Schlüssel zur Tür ins andre Zimmer, in das Zimmer, in dem er, Arnold Magnus, nie gewesen war. Es war nur ein Wort, nur ein Blick, vielleicht nur eine Handbewegung nötig, und dann schloß sie auf, und er konnte hinein; das summte in ihm, das flötete. Ah, nun verstand er plötzlich seine Maiabendgänge durch die Anlagen, das Amselflöten, das Schwalbenschwirren, die Luft, den glühenden Himmel! Er wußte, wie alles zusammenhing. Es war von nun an ein andres Leben, das er lebte, von dem keiner etwas merkte, keiner eine Ahnung hatte. Es war voll geheimer Versprechungen, voll zauberischer Beziehungen. Alles, was geschah, hatte noch einen andern, angedeuteten, tieferen Sinn; hinter den Dingen blinkte eine Möglichkeit, eine Lockung. Es war selig, das zu wissen, es verlieh Kraft, es machte jung und elastisch. Einige Zeit lang fühlte sich Arnold Magnus befreit. Es brauchte weiter nichts zu geschehen, das andre war da, man brauchte es keineswegs an sich zu reißen oder die Tür aufzustoßen; genug, daß man es wußte.

So ging er eine Zeitlang durch denselben Tag wie vorher und war doch verwandelt und blühte auf. Die Leute fragten ihn: Was haben Sie gemacht, Sie sind jünger geworden? Er lächelte, er wußte es. Es lag ein Glanz in ihm, der strahlte nach außen. Die Widerlichkeiten des Dienstes, das schlechte Wetter, der kleine Ärger zu Hause, alles dies lastete nicht mehr auf ihm, zerbröckelte nicht, er war stark, frohgemut und erledigte, was zu erledigen war. Diese Wochen waren fast sieghaft. Er begriff, daß er reifer wurde, fühlte zum erstenmal inneres Werden und Wachsen, fand zum erstenmal zu einigen Dichtern und ahnte zum erstenmal den Sinn schöpferischer Gestaltung. Ja, er, der Obersekretär Arnold Magnus, fing an zu lesen mit einer feierlichen Inbrunst, mit einer selbstverständlichen Innigkeit, als wäre für ihn geschrieben, was er las, mit einem verstehenden Wissen, als sei er ein Freund, ein Verwandter des Dichters, als sei er seinesgleichen. O, die Welt war nicht grau, die Welt war heilig, sie sprubelte allerorten von seligen Verheißungen, von ungehobenen Köstlichkeiten.

Aber dabei blieb es leider nicht. Denn es waren doch alles nur Verheißungen. Die Versuchung kam: Warum sollte man die Tür nicht einmal wirklich aufschließen und hineingehen? Man konnte ja jederzeit wieder zurück. So weit war Quapimalando durchaus nicht mehr. Freilich, Magnus wußte auch dies: Es war alles nur für Augenblicke möglich; es gab nun einmal auf Erden keine ewige Seligkeit. Das sagten sie alle, und auch er sagte es sich vor; aber immerhin, für Augenblicke sollte man es doch versuchen. Es lockte. Es kam Unruhe, Zweifel, Halbheit von neuem. Denn mehr als alle Maigedichte war der Mai selber. Er betrachtete sein bisheriges Leben, und es wurde zu einem leeren Nichts; er ließ kein gutes Haar daran, es war ohne jede Würze, ohne jeden Sinn! Was er gewollt hatte, war nichts wert; was er erreicht hatte, war kindisch. Es war ihm verleidet. Konnte er mit gutem Gewissen noch so weiterleben? Immer so weiter, bis man es selber nicht mehr anders wußte? So daß man sozusagen am Leben vorbei durch das Leben gegangen war und man sich in der letzten Stunde sagen mußte: Ich habe es nie gewagt? Ein Wagnis war es, auch dies fühlte er. Deshalb wehrte er sich gegen seine Anfechtungen, sagte sich: Vielleicht ließe sich doch etwas tun, ohne daß man so Unsinniges wagte, vielleicht zum wenigsten brauchte man gar nicht fremde Hilfe. Man konnte sich vielleicht das Land Quapimalando erschleichen.

So kam der Spätsommer; er fühlte, daß etwas geschehen mußte. Entweder man mußte die Tür ins andre Zimmer mit Gewalt einstoßen, oder man mußte seine Augen davon abwenden und sich auf den Boden der Tatsachen stellen und sein Glück im Leben finden, wie es nun einmal war, so gut wie bisher auch. Es war doch auch bis dahin gegangen. Warum sollte es nicht weitergehen? Und dies schien der sichere, richtigere Weg und der bequemere, gefahrlose. Das andre war Phantasie. Er wollte sich Quapimalando lächerlich machen. Aber das gelang ihm nicht. Und da er in jener Zeit inniger und herzlicher zu seiner Frau war als zuvor, fragte er sie eines Abends, als sie eben in einer Art liebevoller Besorgnis — denn sie fühlte, daß allerlei in ihm vorging — seine Hand ergriffen hatte: »Weißt du, wo Quapimalando liegt?«

»Wie heißt das?«

»Qua—pi—ma—lan—do.«

»Hast du das erfunden, oder gibt's das wirklich?« Sie fragte ernsthaft und interessiert.

Er zog seine Hand aus ihrer, um auf die Uhr zu sehen. »Ich habe es natürlich erfunden.«

Sonst sprach er nie mehr von Quapimalando zu ihr. Aber sie selber schien darüber noch einmal gegrübelt zu haben, denn am nächsten Tage sagte sie: »Du hast manchmal zu komische Einfälle, Lieber.«

»Ich? Wieso?«

»Das mit der Stadt; wie hieß sie nur?«

»Ach so, Quapimalando.«

Und sie wiederholte es laut lachend: »Quapimalando!«

Arnold aber ging nun herum, als wenn er gefesselt wäre und gewaltsam kleine Schritte machen müßte. Jetzt war wieder alles zu Ende, alles war öde, alles war grau. Und es packte ihn ein Zorn. Am folgenden Morgen, als die Schnatke hereinkam, sah er sie seit langem zum erstenmal wieder ganz offen an. Sie schien ihm über die Maßen schön in diesem Augenblick, und da stieg zuerst sein gesammelter Zorn hoch: »Ja, jetzt, jetzt muß es einmal sein!« sagte er rasch, wie es seine Art sonst nicht war. »Einmal ist die Welt doch golden, einmal!« Und er sprang auf, legte seinen Arm um das Mädchen, küßte es auf die Stirn und, da er ihre Arme an seinem Hals spürte, noch einmal auf den Mund. Es war ein Augenblick, dann ließen beide los.

»Aber ... Sie wissen ja, im übrigen keine Dummheiten, verstanden?« Das sagte er geschäftsmäßig, saß auch schon wieder und blätterte und hörte, wie die Tür ging.

Aber nun kamen Tage voll Wirrnis. Er konnte keine Arbeit in Ruhe tun, das Geschehene störte ihn, obwohl sich nichts ereignete, obwohl die Schnatke fehlte und sich wegen Krankheit entschuldigen ließ. Er ging zum Amtmann und sagte, es sei wohl besser, wenn Fräulein Schnatke auf der Registratur verwendet

würde, denn sie sei so oft krank und sehe in letzter Zeit so schlecht aus; er aber brauche bei seiner vielen Arbeit eine gesunde, tüchtige Kraft.

Der Amtmann versprach Abhilfe.

Etwas ruhiger wurde Magnus daraufhin; aber es wurde ihm immer klarer, was sich ereignet hatte, und daß es nicht so irgendein Geschehnis war. Denn das alles bedeutete etwas. Es bedeutete, daß er die Tür ins andre Zimmer aufgestoßen hatte, und daß er eingetreten war; daß er gebrochen hatte mit allem, was er bis vor einem halben Jahr gelebt hatte, daß er alles über den Haufen gerannt hatte, daß von nun an das Bisherige nicht mehr mit Ernst und Würde verteidigt werden konnte. Ordnung, Stetigkeit, Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Pflichterfüllung und wie alle die Tugenden hießen, alles dies hatte er durchbrochen und war hinübergetreten. Keineswegs, daß er Reue spürte; er war erfüllt von Glück, und es war gut so, es war nötig gewesen; er hatte nun die andre Seite der Welt erfahren, aber damit mußte es nun auch sein Bewenden haben, nun mußte man wieder zurück und die Tür hinter sich schließen. Deshalb war er zum Amtmann gegangen; deshalb dachte er nach, was noch zu tun sei, und da sich alles in ihm wirbelnd drehte, ging er kurz darauf abermals zu ihm und bat, seinen Urlaub in acht Tagen antreten zu dürfen; er hatte vierzehn Tage zu beanspruchen. Alles ging nach Wunsch. Zwei schöne goldene Herbstwochen verbrachte er mit seiner Frau im Gebirge, machte Wanderungen, las Bücher, lebte seiner Gattin, die liebevoll um ihn besorgt war, ohne zu wissen, was in ihm vorging.

Als er zurückkam, glaubte er, alles sei nun überwunden. Er hatte sich körperlich gut erholt, fühlte sich gesund und kräftig, empfand zu seinem Weibe die alte herzliche Hingezogenheit und zu seinem Beruf die alte sinngebende Strenge. Es ist doch wohl nur etwas Krankhaftes gewesen! dachte er sogar in einer ruhigen und klaren Stunde.

Er war schon wieder mehrere Wochen zu Hause, da wurde durch eine seltsame Begegnung ein durchdringendes Licht auf seinen Weg geworfen. Er lernte nämlich im Bierhaus, wo er sich mit einigen Kollegen getroffen hatte, eines Abends einen Menschen kennen, der, obwohl die Bekanntschaft nur flüchtig war, wie ein Wesen aus einer andern Welt einen starken Eindruck in ihm hinterließ. Es war ein zu Besuch bei einem der Kollegen weilender Bruder, ein Mensch von einer weltgewandten und alle sofort bestrickenden Liebenswürdigkeit, die durchaus natürlich wirkte. Seine Überlegenheit im Auftreten, seine Ruhe und Sicherheit im Urteil über Dinge und Menschen, auf die die Rede kam, die Art, keine Sache mit den sonst landläufigen Phrasen abzutun und überall tiefer zu bringen und mit einem vielerfahrenen Herzen dabei zu sein, das alles war für Magnus zuerst überraschend — denn er hatte bis dahin nicht gewußt, daß man auch so sein könne. Dann aber war es fast bedrückend — und während er sich in den letzten Wochen wieder als den Sieger im Leben gefühlt hatte, als den, der überwinden kann und überwunden hat und mit dem Stolz des pflichttreuen Staatsbürgers dahergegangen war, wurde er diesem Fremden gegenüber im Laufe einer einzigen Stunde unsicher, klein und unbedeutend. Jener sprach nicht viel, erzählte einmal von der Riviera, sonst aber nichts Absonderliches, und es wirkte auf Magnus besonders, daß er von einer ihm fast rührend stehenden Bescheidenheit war. So sah er sich einmal im Lokal um, das eine kleine, unbekannte Nebenstube einer Wirtschaft mit Jagdtrophäen und einem Bismarckbild war, und versicherte, hier gefalle es ihm außerordentlich gut, das sei ein nettes, gemütliches Lokal, da wollten sie sich noch öfter treffen. Daß es hier nett und gemütlich sei, das war Magnus noch nie aufgefallen, aber plötzlich empfand auch er es, und er schämte sich, daß der Fremde, der doch ganz andre Dinge kennen mußte, ihm erst diese Entdeckung machen mußte. Leider war dieser schon am folgenden Tage — wie es hieß, auf ein Telegramm hin — abgereist.. Magnus hörte nur, daß er Schriftsteller sei und ein seltsames und buntes Leben lebe. Wenn Magnus früher dergleichen von andern hörte, war es nicht in ihn gedrungen. Es war etwas gewesen, was ihn nichts anging, aber jetzt tat die hingeworfene Bemerkung eine ungeheure Wirkung, denn von dem Tag an war es wieder in ihm wach, was nur geschlummert hatte: Dies ist doch nicht dein Leben, dies ist doch nicht dein Sinn, dies ist es nicht, was du meinst!

Und er wurde still und verschlossen und mürrisch und abermals voll Widerspruch. Der November war trübe; grau hing ein Tag am andern. Die Arbeit war langweilig, das Heim war Gewohnheit, die Frau füllte nicht aus. Es ging nicht mehr, es war jetzt alles in eine Bewußtheit getreten, in der es nicht mehr aufzuhalten war. Und so betrat er diesmal wissend — wenigstens kam es ihm so vor — den Weg nach Quapimalando abermals. Es gab für ihn nur einen Weg dorthin: Den Weg, den Elise Schnatke, das kleine, bleiche Bureaumädchen, wußte.

Kurz vor Weihnachten schrieb er ihr einen Brief: Es sei nicht zu ändern, er müsse sie einmal, einmal in seinem Leben allein sehen und ausführlich sprechen. Vielleicht sei dann alles erledigt, aber er bitte sie um eine Zusammen-

kunft zu der und der Stunde, zu einem kleinen Gang dort und dort. So kam es. Aber es war nichts erledigt mit diesem Spaziergang, vielmehr ging es nun Schritt für Schritt weiter nach dem unbekannten, fernen Quapimalando, durch Nacht, immer den Sternen nach, als nach einem unabänderlichen Schicksal. Zuerst ging es mit Zögern, dann mit berauschender Seligkeit. Das äußere Leben, Beruf, Heim, Ehe, war nur etwas, was erledigt wurde, ohne andre Bedeutung als Essen, Trinken und Schlafen; es ging nicht anders, es war notwendig zu erledigen. Die Abendstunde oder der Sonntagnachmittag war die Wirklichkeit. Nach und nach glitt Arnold Magnus immer mehr hinüber in das, was er zuvor nur geahnt hatte, in die Region des Lebens, wo es keine Gesetze, keine Pflicht, keine Vernunft gab, wo es nur rein gelebte, tiefste Wirklichkeit gab, die ihr Recht in sich trug, aus der erst wieder etwas Neues wuchs, das höher war. Und wenn er zurückkam, so sah er alles anders als früher: Der Amtmann war ein kleinlicher Philister mit einer schweinischen Phantasie, die Akten waren lächerliche Rechtsverdrehungen, die Kollegen machten sich ihre Ehrbarkeit und Zufriedenheit gegenseitig weis; der Staat war ein Untier, das gefräßig die persönliche Freiheit verschlang, bestenfalls aber ein notwendiges Übel. Die Menschen dämmerten alle so hin, denn Zeitunglesen, Biertrinken, Bureaustunden absitzen war Dämmern, und alle die andern Beschäftigungen waren nichts wesentlich andres; die Betriebsamen waren flach, die Ruhigen waren temperamentlos; die Idealisten waren Narren, wenn sie ehrlich waren, meist waren sie freche, eigennützige Lügner. Alles rannte umher, kreuz und quer, schrie und betete große Worte vor sich her, Gott, Menschheit, Nation, Staat, Kultur, Religion, Freiheit, Liebe, Vaterland und wie sie alle hießen, man hätte noch manche solcher Maskeraden finden können, alle Zeitungen aller Richtungen trieften davon von oben bis unten; aber alles war nur Ausdruck der Verzweiflung, denn tief im Herzen glaubten sie das alles nicht. Sie wußten alle nicht, was es auf sich hatte mit dem Leben und mit ihnen selbst; nur weil ihnen die Wirklichkeit unter den Fingern zerrann, weil sie um einen einzigen Augenblick Wirklichkeit das ganze sinnlose Leben hinschütteten, machten sie sich Bilder, die ihrem Dämmern oder Hasten einen Scheinsinn gaben, und spielten sich und den andern das Theater. Denn wer von denen, die die großen Worte im Mund führten, hatte diese schwierigen, sehr fernen Dinge denn erlebt? Wem waren sie Wirklichkeit gewesen in irgendeiner begnadeten Stunde? Wem waren sie gar Wirklichkeit im täglichen Sein? Selten nur, kaum wohl unter Tausenden einen, traf man solche, die tiefer drangen, die wirklich lebten, die es begriffen hatten, daß es sinnlos war in seinen letzten Gründen, und die doch zu leben wagten mit einer Art von heroischem Leichtsinn, die die Gefahr des Wirklichen auf sich nahmen und nun wahrhaftig über allem, hinter allem die Gottheit im Namenlosen fanden, weil sie sie schufen! Arnold Magnus fiel es wie Schuppen von den Augen, er spürte sich wachsen und selig werden, und er griff wieder zu den Dichtern und trank aus ihren Bechern. Er dachte an keine Zukunft, dachte, fühlte, lebte nur dies eine, immer ausschließlicher, immer heißer, immer sicherer: So muß es sein, Gott hat es mir gegeben.

Und endlich kam das Frühjahr. Es kamen hellere Tage, es kam der Vorfrühling mit seiner weichen Luft, mit jener milden Freudigkeit, die alles verspricht.

An einem stürmischen Abend gingen sie durch späte Sonne an einem Hang hin. Der Winter lag wie ein einziger Gang durch die Fluren hinter ihnen. Elise Schnatke hatte rötere Wangen als früher und heitere Augen; sie hielt in den schmalen Fingern Zweige mit Kätzchen, mit denen sie im Gehen spielte. Da der Weg schmutzig und lehmig war, mußten sie hintereinander gehen, und während er sie vor sich hergehen sah — sie hatte einen leichten, tanzenden Schritt —, wurde sie seiner Phantasie zum Inbegriff und Symbol eines andern Lebens, eines fernen, nie zu verwirklichenden, nicht erreichbaren, seligen Daseins. Sie schwiegen lange, und er wußte, daß sie heute noch etwas sagen würde, das mehr war und weiterführte. Er hätte es dem Sinne nach wohl auch selber sagen können, aber das gehörte zu seinem Glück, daß *sie* das sagte, was er dachte, und daß er ruhig wartete, bis es kam.

Als sie an einer Biegung waren, blieb sie stehen, drehte sich um und wartete auf ihn; sie legte die Arme um seinen Hals wie damals auf dem Bureau und sagte: »Liebster, erschrick nicht, ich muß dir etwas sagen: Es ist bald das letzte Mal. Am ersten April bin ich von hier fort; dann sehen wir uns nicht mehr. Ich habe in Wittdorf eine Stelle angenommen.« Sie strich ihm über die Wange und küßte ihn.

Er sagte nichts. Er hatte es lange gewußt, daß es so kommen würde, und doch befiel ihn jetzt zum erstenmal die namenlose Angst, wieder zurück zu müssen in sein Zimmer. Und indem sie weitergingen und nicht davon sprachen, schoben sie das Unvermeidliche hinaus.

Aber seit diesem Abend stand es wie eine Wand vor ihm, hinter der nichts war, über die man nicht hinaus konnte. Sie wuchs und wuchs immer höher und immer schwärzer. Zurück? Zurück in das Zimmer, worin man so lange gelebt hatte? Ja, ehe man Quapimalando entdeckt hatte, war es möglich gewesen, aber nun?

Magnus konnte nicht weiterdenken. Es hieß lügen und sich selbst vernichten. Er ahnte es dunkel, und es wurde immer deutlicher: Von Quapimalando führte kein Weg zurück. Darum wehrte sich alles in ihm. Denn alles andre war farblos und grau. Ein Blinder konnte glücklich sein, aber wenn er sehend geworden war, konnte er seine Blindheit nicht wieder auf sich nehmen. Nach Quapimalando konnte man keine Ausflüge unternehmen, so war es nicht, wie er früher gemeint hatte, man mußte sich dem Lande verschreiben, wenn man hineingelangt war, denn man konnte nur hineingelangen mit der Verachtung und Nichtigerklärung alles bisherigen Lebens. Und war man einmal in Quapimalando, so war es der tiefe, zauberische Rhythmus dieses Landes, daß man darin immer weiter mußte, immer tiefer in seine Seligkeiten.

So kam der Abschied, und er wußte, daß es kein Abschied von Quapimalando war, und versuchte es doch dazu zu machen. Als Elise weg war, wollte er sein Eheleben aufleben lassen, das diesen Winter trocken geworden war, aber er fand den Ton nicht; er wollte seine Tätigkeit wieder ernst nehmen, aber er fand keinen Sinn darin. Er wollte seine Frau herzlich küssen, aber es erinnerte ihn an seine alten Gewohnheiten, an seine Ordnung, an sein Pflichtgefühl, an alle seine guten, alten, bürgerlichen Tugenden, und deshalb war es ihm widerlich, denn eben diese Tugenden verachtete er, weil er nur noch Gewohnheit, Schwachheit, Unselbständigkeit in ihnen sah. Als es ihn eines Abends anekelte, daß er den ganzen Tag seine Pflicht getan und nichts versäumt hatte, ging er in die Nacht hinaus, und während er durch die Straßen irrte, formte sich sein Plan: Er mußte Elise suchen, sehen, sprechen; einmal, ein einziges Mal mußten sie drei Tage zusammen leben, in den Bergen, hoch oben, wo keine Bäume mehr waren, wo keine dieser viel zu vielen Menschen waren, wo nur Himmel war und Weite.

Am folgenden Tag nahm er sich unter dem Vorwand eines Sterbefalles drei Tage Urlaub. Auf der Bank holte er sich eine große Summe Geldes, viel mehr, als er für drei Tage brauchte. Seiner Frau sagte er nur, er fahre drei Tage weg; vielleicht, fügte er für sich selbst unerwartet hinzu, vielleicht sogar länger. Er fühlte ihre fragenden, stillen Augen, die sagten: Was ist mit dir? Was geht mit dir vor? Aber ihr Mund sprach es nicht aus. Als er sich verabschiedete, und sie vor ihm stand, überfiel ihn das Gefühl des Undanks gegen diesen Menschen, der ihn viele Jahre mit anspruchsloser Treue begleitet hatte. Aber es gab kein Zurück mehr.

Eine Stunde später saß er im Zug.

Oben traf er das Mädchen. Die drei Tage sprachen sie nichts von ihrem alltäglichen Leben, nichts von der Zukunft; sie schwammen in ein Reich hinein, das keine Grenzen hat, wo es kein Oben und Unten gibt, keinen Himmel und keine Erde. Und am dritten Tag wurde es ihnen klar, daß es nicht der letzte sein konnte. Die Gewohnheit des Alltags stand wie das Grab vor ihnen, in das man nicht freiwillig hineinsteigt. Sie telegraphierten unter irgendwelchen Vorwänden um Urlaubsverlängerung von abermals drei Tagen; er schrieb seiner Frau eine Karte. Er fühlte kaum mehr Mitleid mit ihr. Nach Quapimalando hätte sie doch nie mitgehen können. Und nun steuerten sie frisch hinein ins Grenzenlose. Sie fuhren in die Großstadt; in ersten Geschäften kauften sie sich Wäsche und Kleider, stiegen in einem der ersten Hotels ab, lebten unter falschen Namen, besuchten die Theater, die Grillrooms, speisten ausgesucht, tranken die besten Weine. Die Vergangenheit verflüchtigte sich, sie waren auf einer Insel. Endlich wurden sie freier und kühner; er telegraphierte noch einmal um Geld, um fast alles, was er im Lauf seines Lebens sich erspart hatte. Dann fuhren sie nach dem Süden, wohnten irgendwo in einem eleganten Appartement, dessen Blick aufs Meer ging, führten ein Leben zu zweien, daß die fremdartige Umgebung zur Szenerie ihres Märchendaseins wurde. Abends promenierte man zwischen Blumenbeeten, Veilchenduft und den schmeichelnden Melodien der Kurmusik. Seidene Kleider rauschten, Brillanten blitzten, fremde, melodische Laute schlugen an ihr Ohr, Parfüms umwehten sie. Die Nächte waren zauberische Stillen zwischen den Tagen; diese aber waren Feste wissenden Lebens. Denn nun war eine ironische Heiterkeit über sie gekommen; sie dachten daran, was sie waren, wo sie herkamen und was ihnen bevorstand; daß sie gar nicht zu alledem gehörten und fern von denen waren, die um sie waren. Er freute sich, wenn man der »Signora« wegen ihrer jungen Schönheit nachblickte, er freute sich an ihren lachenden, schelmischen Augen, ihren röter gewordenen Wangen, seiner und ihrer selbstverständlichen Eleganz. Sie spielten mit einer heroischen Grazie ein Leben des Leichtsinns, des Reichtums, sprachen von einer Zukunft, die nicht kam, von einer Vergangenheit, die es nie gegeben hatte. »Weißt du noch, Enzio« — denn sie nannte ihn Enzio —, »wie wir durch die Palmenwälder von Merida ritten, wo die verfallenen Städte der Mayakönige begraben liegen, wie du den König spieltest und ich die Königin?« Und er ging darauf ein und erzählte Einzelheiten. Oder er sagte, als sie eines Abends mit einer Generalin aus Berlin zusammensaßen, einer liebenswürdigen alten Dame, die sich über die Verliebtheit und Heiterkeit der beiden jungen Leute freute: »Wir

wollen lieber erst im Oktober nach Ägypten fahren, es ist vorher zu heiß.«

So ging es wohl vierzehn Tage, dann neigten sich ihre Mittel dem Ende entgegen. In einer letzten Nacht sah Magnus alles mit Deutlichkeit: Es gab kein Zurück. Er sah sein staubgraues Bureau, sah den marmorierten Federhalter, den dickfingrigen Amtmann, den er haßte, sah sich den Weg nach Hause gehen durch die Bismarckstraße bis zur Ecke, wo der Zigarrenladen mit dem gelben Manolischild war, nach rechts durch die Hertzstraße, die das schlechte Pflaster hatte, wo gegenüber das Haus war mit den Geranien im zweiten Stock usw. Er sah sich in seinen alten, schäbigen Anzügen, in seinen Stiefeln, die zu weit waren; er hörte sich »Herr Obersekretär« titulieren; er sah seine Frau mit ihrer ahnungslosen Güte auf sich zukommen, er sah seine Kollegen am Biertisch sitzen. Er sah hundert entsetzliche, widerliche, unausstehliche Dinge. Nein, nein, nein! schrie es in ihm, es gab kein Zurück. Es stand fest: Die Tür war hinter ihm zugefallen. Aber als er dann den Blick nach vorn richtete, war auch dies nichts, was irgendeinen Sinn gehabt hätte. Nicht daß er kein Geld gehabt hätte oder keinen Beruf, das war es nicht. Aber er sah jetzt, daß Quapimalando kein Land war, keine Stadt; Quapimalando war ein Luftgebilde ohne Boden, ohne Sinn, ohne Zukunft. Ein Leben in Quapimalando, so etwas gab es nicht. So wenig, wie man über eine Wolke schreiten konnte, konnte man da leben. Man konnte dort nichts wollen, nichts bauen, nichts streben, denn das alles gab es nicht dort. Quapimalando war, so besehen, ein reines Nichts, eine Unmöglichkeit. Arnold Magnus dachte jetzt ganz scharf und logisch und ganz unerbittlich.

Er sagte es Elise, und sie küßte ihn auf die Stirn. »Das habe ich lange gewußt, Enzio.«

Arnold Magnus sah, daß alles sehr schön war, die Augen des geliebten Weibes, die milde Nacht mit den Sternen, das Rauschen der See, die samtschwarz, von den Strandlichtern umglänzt, vor ihnen lag. Und sie beschlossen, den einzigen Weg zu gehen, der möglich war.

Altmodische Weise

Wehmütig klingt es, verträumt und leise,
Eine liebe, liebe altmodische Weise ...

Im Haar ein verblichenes Sammetband,
Ein wenig verwelkt ist die zitternde Hand.

Und daran ein erblindetes goldenes Ding,
Ein rubinenäugiger Schlangenring.

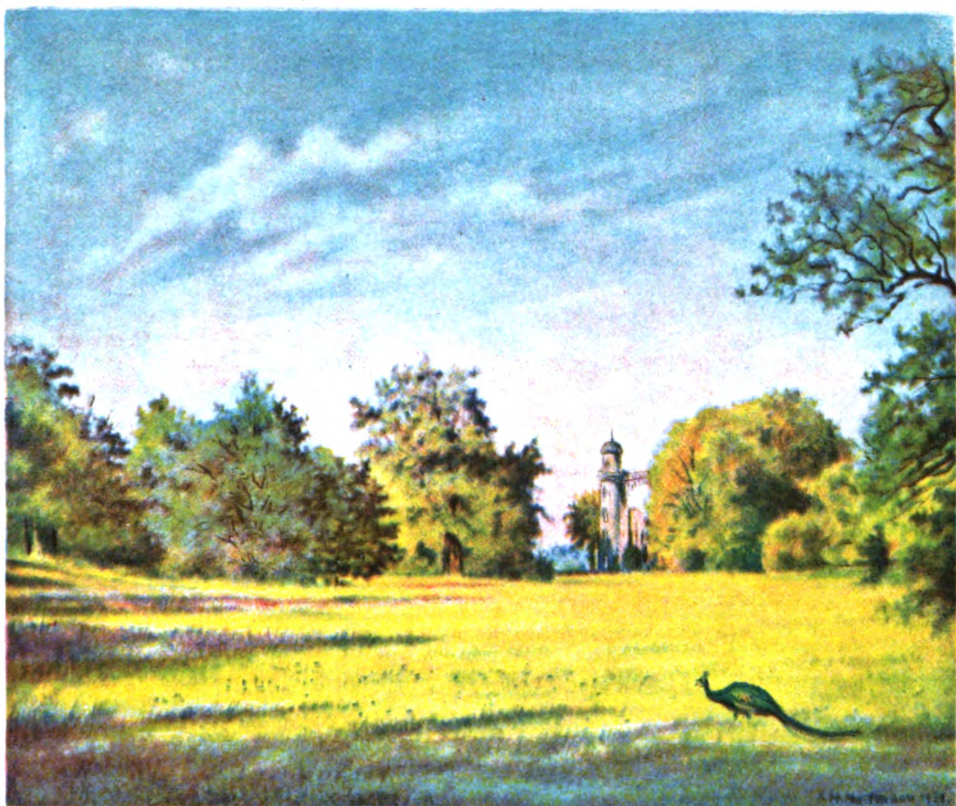
Großblumig die Falten vom Himmelbett ...
Ein wenig verstimmt ist das alte Spinett ...

Und doch — seine Stimme zaubert ein Stück
Vom fernen, versunkenen Frühling zurück.

Vom Frühling, vom Jungsein — so mancherlei,
Altfräulein rührt sinnend ein Lied dabei:

„Du sprachst von Treue" — das tönt so leise,
Eine liebe, liebe altmodische Weise.

Eugen Stangen



Parkwiese mit Schloß

Die Pfaueninsel

Ein Spaziergang durch Natur und Geschichte

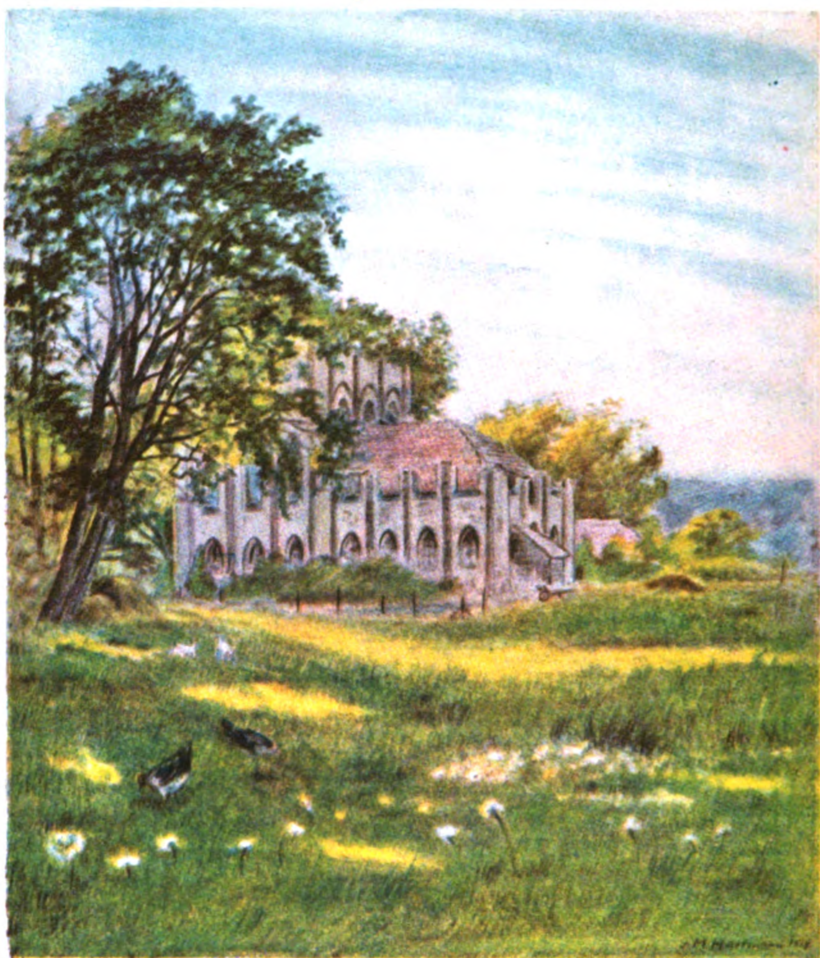
Von Friedrich Düsel

Mit zehn farbigen Abbildungen in Offsetdruck und vier schwarzweißen Abbildungen nach Kreide- und Federzeichnungen von E. M. Hartmann in Potsdam

»Wo fand Er den in meinem märkischen Sand?« fragt der Große Kurfürst sein Gefolge, als er in schwüler Sommernacht den von Traumbildern des Ruhms und der Liebe umsponnenen Prinzen von Homburg mit Lorbeer spielend trifft. Wie — fragen wir — kommen die prahlenden, gleisnerischen, in sich selbst verliebten Vögel der Juno dazu, einem märkischen Werder (wie die Flußinseln hierzulande heißen) den Namen zu geben? Nun, man braucht nicht lange in der Geschichte dieser Landschaft zu forschen, um auf einen andern Namen zu stoßen, der nüchterner und ökonomischer klingt: was heute Pfaueninsel heißt, hieß noch zu Ende des 18. Jahrhunderts Kaninchenwerder. Erst als landesherrliche Gunst das bis dahin vernachlässigte Eiland beschien und in ihrem Gefolge zärtliche Frauenhuld an seinen Gestaden einkehrte, kam der neue Name auf.

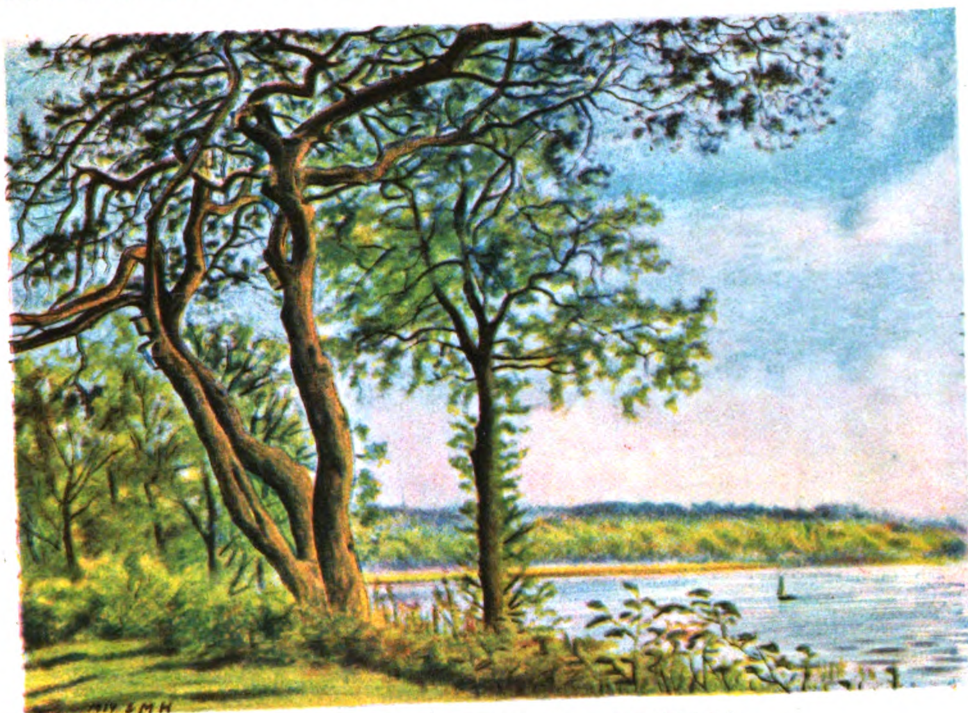
Lange war diese Havelinsel eine bloße romantische Wildnis, die sich aus Eichen, Unterholz und allerhand Schlinggewächs zusammensetzte, an manchen Stellen urwaldartig, undurchdringlich. Um das ganze Eiland zog sich ein Gürtel von Uferschilf, darin wildes Geflügel zu Tausenden nistete. »Dann und wann, wenn im Grunewald die Jagd tobte, schwamm ein geängstigter Hirsch über die Schmalung an der Südwestspitze und suchte Schutz in der Einsamkeit.« So war es unter den Joachims, so noch unter dem Großen Kurfürsten. Erst 1683 trat auf einer uns erhaltenen Karte von Sachodoletz die bis dahin namenlose Insel als »Kaninchenwerder« in das Licht der Geschichte; erst am 27. Oktober 1685 legte die Historie Hand auf sie.

Das geschah, als der Große Kurfürst die »erb- und eigentümliche« Schenkung der Insel an Johann Kunckel vollzog und ihm dort die Erzeugung von Rubinglas und Glaskorallen übertrug. Eines holsteinischen Alchimisten Sohn,



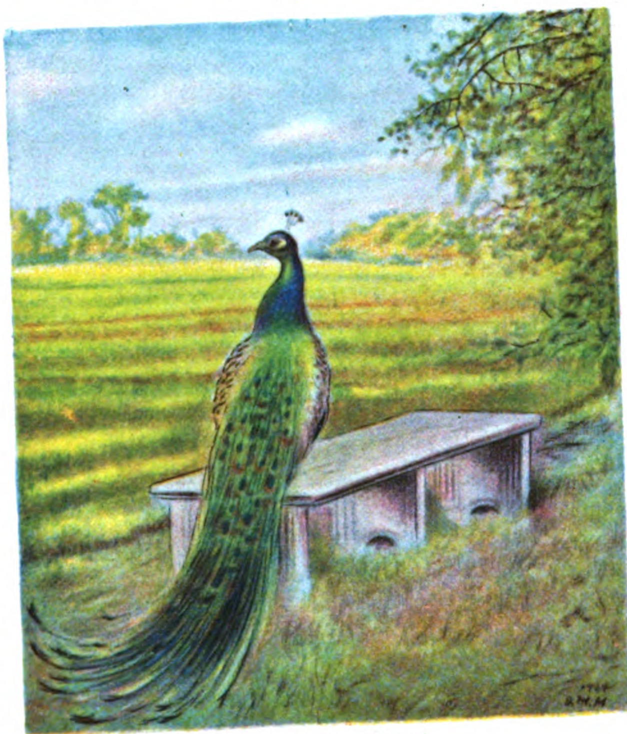
Die Meierei

1630 in Hütten bei Rendsburg geboren, hatte sich Kunckel früh ernstlich mit Chemie befaßt, war aber doch noch ganz in den alchimistischen Anschauungen seiner Zeit befangen und hatte einen großen Teil seines Lebens den Experimenten der Goldmacherkunst gewidmet. Denen verdankte er seine Anstellung bei den Herzögen Franz Karl und Julius Heinrich von Lauenburg, bei dem Kurfürsten Johann Georg 2. von Sachsen und nun auch bei Friedrich Wilhelm von Brandenburg. »Rubinglas und Glaskorallen« schrieb man, den Stein der Weisen meinte man. Doch hat Kunckel — zu seiner Ehre sei's gesagt — im Gegensatz zu seinen skrupellosen Kollegen niemals mysteriöse Erfolge geheuchelt. Vielleicht war das der Grund gewesen, weshalb er am kursächsischen Hofe recht schnöde behandelt worden war. Tausend Taler hatte man ihm als festes Gehalt versprochen, aber mit der Bezahlung haperte es bald. Und als er sich beschwerte? »Kann Kunckel Gold machen,« hieß es da, »so braucht er kein Geld; kann er's nicht, warum soll man ihm Geld geben?« In Berlin verfuhr man ehrlicher mit ihm. »Tausend Taler kann ich Euch nicht geben,« erklärte ihm der Brandenburger, »denn ich gebe meinen Geheimen Räten nicht mehr; um keine Jalousie zu machen, so will ich Euch geben, was ich meinen Geheimen Kammerdienern gebe.« Das war ein Jahresgehalt von 500 Talern. Dazu die ganze Pfaueninsel als Geschenk, Befreiung von allen Abgaben, Recht des freien Brauens,



Blick vom Westufer auf die Höhen bei Nikolskoi

Backens, Mahlens und Branntweinbrennens, Privileg für die Rubinglas-Fabrikation, wofür er nur gehalten war, alljährlich für 50 Taler Kristallgläser an die kurfürstliche Kellerei abzuliefern und seine Glaskorallen allein an die Guineasche Kompagnie zu verkaufen. Johann Kunckel konnte mit seinem Vertrage wohl zufrieden sein! Das Wertvollste daran dünkte ihm sicher die Abgeschlossenheit seiner neuen Arbeitsstätte. An nichts war den Alchimisten mehr gelegen als an der Hütung ihrer »Geheimnisse«. Kein Fremder durfte damals die Insel betreten.



Pfau vor der Meierei

Solange nun Friedrich Wilhelm am Leben war, erfreute sich Kunckel trotz all seinen Mißerfolgen der unverminderten fürstlichen Gunst; als aber der »Liebhaber von seltenen Dingen, der sich schon freute, wenn etwas zustande gebracht wurde, was schön und zierlich war« — so nannte Kunckel selbst seinen hohen Gönner —, 1688 die Augen geschlossen hatte, machte man ihm den

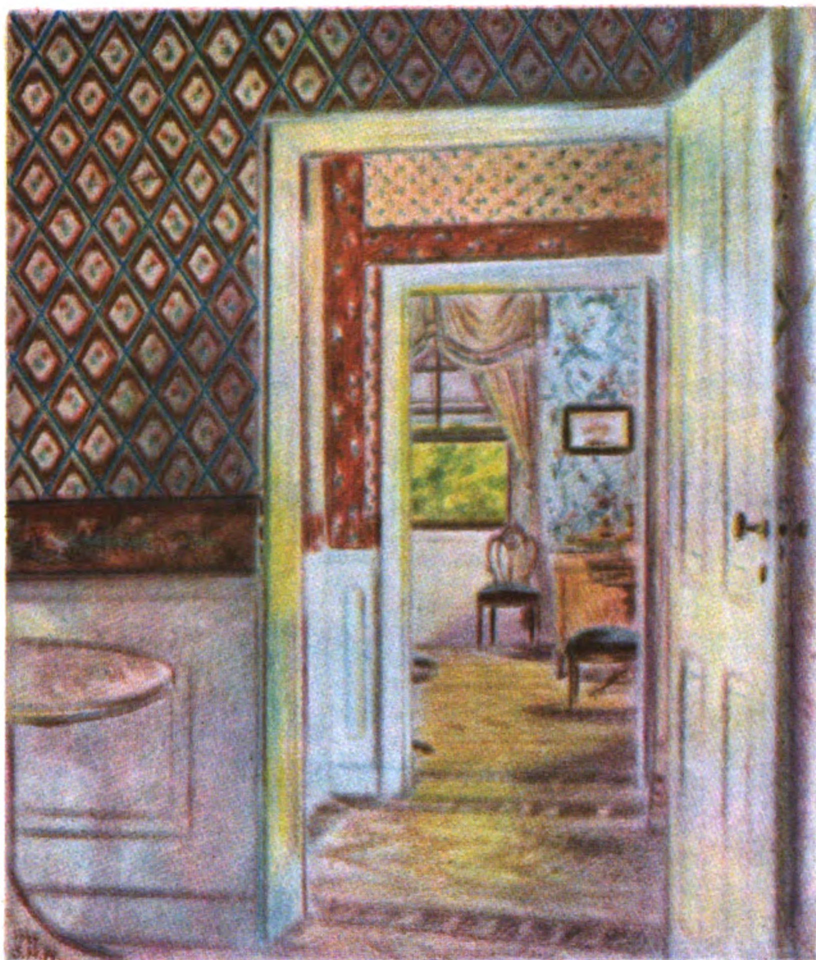


Blick ins Lesezimmer des Schlosses

Prozeß auf Veruntreuung und Unterschleif. So wenig ihm auch Unrechtes nachgewiesen werden konnte, er war doch froh, 1692 durch einen Ruf König Karls 11. von Schweden seiner alten Umgebung entführt zu werden, zumal da 1689 seine Laboratoriumsbauten auf dem Kaninchenwerder niedergebrannt waren. In Stockholm hat er noch allerlei Ehren und Auszeichnungen eingeheimst, wurde zum Königlichen Bergrat ernannt und mit dem Beinamen von Lövenstjern sogar geadelt, bevor er 1703 auf Dreißighufen, seinem Landgut bei Pernau in Livland, starb.

Sichtbare Spuren hat Kunckels Tätigkeit auf der Insel kaum hinterlassen, es seien denn die verstreuten Schlackenreste, die sich bis vor kurzem zuweilen am östlichen Ufer fanden, oder die paar gold- und silbergezierten Gefäße, Kelche, Schalen, Dosen aus Rubinglas, die, mehr historisch merkwürdig als eigentlich schön, im Erdgeschoß des Schlößchens in vergitterter Vitrine aufbewahrt werden. Was aber auch heute noch nicht verschollen, das ist der geheimnisvolle Zauberduft, den dieser Prospero — oder vergleicht man ihn besser mit dem alten Wan in Hauptmanns »Pippa«? — mit seinen Glasmacherkünsten um die Insel gewoben hat.

Ein volles Jahrhundert hatte dieser Zauberhauch Muße, sein Gespinst fester und fester zu schlingen. Sogar die Zeit der Aufklärung konnte ihm nichts anhaben, und die Zöglinge des Potsdamer Waisenhauses, denen die Insel durch eine Schenkung Friedrich Wilhelms 1. zugefallen



Durchblick vom Zimmer der Frau v. Voß in das Vortragszimmer des Königs

war, mögen diesen Schauer oft genug gefühlt haben, wenn sie hierher ihre sommerlichen Ausflüge machten. Die Baum- und Pflanzenwelt der Insel erregte freilich schon zu dieser Zeit Aufmerksamkeit, und auch die Wissenschaft fing an, sich mit ihr zu beschäftigen. Man bewunderte die mächtige Eiche in der Mitte der Insel, die in Brusthöhe 7 Meter Umfang hatte und deren Alter man damals schon auf tausend Jahre schätzte; man forschte dem Ursprung oder der Bedeutung der merkwürdigen wulstartigen Verdickungen nach, die die sogenannte Priestereiche in Mannshöhe aufwies, und fragte sich, ob sie von Insekten herrührten oder Merkzeichen heidnischer Priester seien, wonach dann hier wohl eine alte slawische Kultstätte zu vermuten wäre. Auch der seltsame Efeu, der weithin den Boden bedeckte, machte den Botanikern zu schaffen.

Dennoch war es nicht Minerva, sondern Diana, die zu der zweiten Entdeckung der Insel führte. Die Tausende von Schnepfen und Enten, die in ihrem dichten Schilfgürtel nisteten, lockten zuerst den jagdlustigen Friedrich Wilhelm 2. zu ihr. Allmählich fand er Gefallen auch an ihrer Naturschönheit und Waldesstille, und nun steuerte er, vom nahen Marmorpalais am Heiligen See her, an heiteren Nachmittagen öfters zu der Insel hinüber. Dann wurden auf dem grünen Teppich der Waldwiese die orientalischen Zelte aufgeschlagen, die ihm irgendein türkischer Sultan geschenkt hatte, die Musik spielte, Tänze und ländliche Spiele verkürzten



Aus dem Wohnzimmer des Schlosses

die Zeit, und mit den Pfauen um die Wette schlugen Favoriten und Favoritinnen ihr funkelndes Rad. Das Gefallen des Hofes an der Insel wuchs, und 1793 entschloß sich der König, sie vom Potsdamer Waisenhause zurückzukaufen. In weniger als drei Jahren war sie dann zum gefälligen Park umgeschaffen, mit Gartenhaus und Meierei, mit Jagdschirm und Federviehhaus.

Auch der Bau des Lustschlosses an der Westspitze wurde noch 1793 begonnen. Wie es heißt, nach einem Plan der Gräfin Lichtenau, der Geliebten Friedrich Wilhelms 2., die nicht ohne Talent in Kunstdingen dilettierte und das Motiv dazu von einer italienischen Reise mitgebracht oder in einem ausländischen Architekturwerk aufgefischt haben soll. Künstlich genug nahm sie sich jedenfalls aus, diese ruinenhaft hergerichtete viereckige Kastellform mit den zwei Flankentürmen. Aber die Zeit hatte nun mal eine Schwäche für derartige romantische Architekturspielereien. Dies Pfaueninsel-Schlößchen, ursprünglich in Fachwerk gebaut und mit Eichenholz verkleidet, dem der ehrsame Potsdamer Zimmermeister Brendel durch Mörtelbewurf ein steinähnliches Aussehen gegeben hatte, glich nun freilich mit seiner hölzernen Schwebebrücke zwischen den beiden Türmen und seinem in Ölfarbe auf die Fassade gemalten »Burgtor« vollends einer Theaterdekoration. Erst das junge Königspaar Friedrich Wilhelm 3. und Luise renovierte den Bau und ersetzte die hölzerne durch eine eiserne Brücke, eine der ersten Arbeiten aus der



Das Schlafzimmer der Königin Luise

neugegründeten Königlichen Eisengießerei in Berlin.

Auch die Innenräume machte die liebevolle Sorgfalt der beiden erst wohnlich und behaglich. Besonders gilt das von dem mit kostbaren und seltenen Hölzern getäfelten Speisesaal im Obergeschoß, den schon allein das geschickte Spiel der verschiedenen Maserungen und der Schmuck edler Schnitzereien zu einem Glanzstück der damals hochentwickelten Berliner und Potsdamer Holzschnitzerei des Frühklassizismus stempelt. Man hat noch heute, ja heute erst recht wieder seine ästhetische Freude an diesem Raum. Wo der Blick auch verweilen mag, auf den Rahmen der Wandspiegel, auf der Lichterkrone aus böhmischem Kristall, auf dem mit frühem Berliner Porzellan geschmückten Marmorkamin, auf dem Deckengemälde nach Guido Renis »Apoll mit dem Sonnenwagen«, auf den Fensteröffnungen, die den Blick auf die weite blaue Havel freigeben: überall edel durchgebildete Formen und charaktervolles Ebenmaß. Spinett und Notenpult rufen — wie unten im Teezimmer die in einem Wandschrank aufbewahrten sommerlichen Schutenhüte — das Gedächtnis der Königin Luise wach, wenngleich man sich nicht verhehlen darf, daß auch hier wohl die Fürstin Liegnitz ihre Nachfolgerin wurde. Ein zum Träumen und zur stillen Sammlung wie geschaffener Platz! Selbst Friedrich Wilhelm 4., der sonst nicht viel für das einfache Schlößchen übrighatte, soll hier gern verweilt und den Er-



Blick vom Süduser

innerungen an seine Kindheitstage und die früh verewigte Mutter nachgehangen haben, indes der Blick zu seinen Lieblingsbauten hinüberschweifte, der nahen Heilandskirche bei Sakrow und, weiter hinten, den Türmen des Belvedere auf dem Pfingstberg.

Mit Ausnahme dieses gelegentlich auch zu repräsentativen Zwecken benutzten Raumes herrschen, entsprechend dem Lebensstil der Zeit, die einfachen Formen vor: in den schlichten, glatten Mahagonimöbeln, in den Zitz- und Papiertapeten, gleichviel ob sie in einheitlichen grünen und gelben Tönen oder in reichen Mustern gehalten und mit Blumen- und Muschelborten verziert sind, in den bunten Kattunbekleidungen, mit denen die Wände und die Sitzmöbel im Wohnzimmer des Königs bespannt sind. Und über dem allen dieser leise, rührende Vergangenheitsodem, der durch die Jalousien, die Gazefenster und die brüchigen Vorhänge noch seine besondere dezente Dämpfung erfährt. Schmale Kammern, schmale Betten, winzige Waschschüsselchen in sonnenlosen Schlafräumen, zierliche Schreibsekretäre und noch zierlichere Toilettentische mit allerlei raffiniert angebrachten Geheimfächern, für die man die verborgene Feder wissen muß, sollen sie uns ihren Inhalt offenbaren.

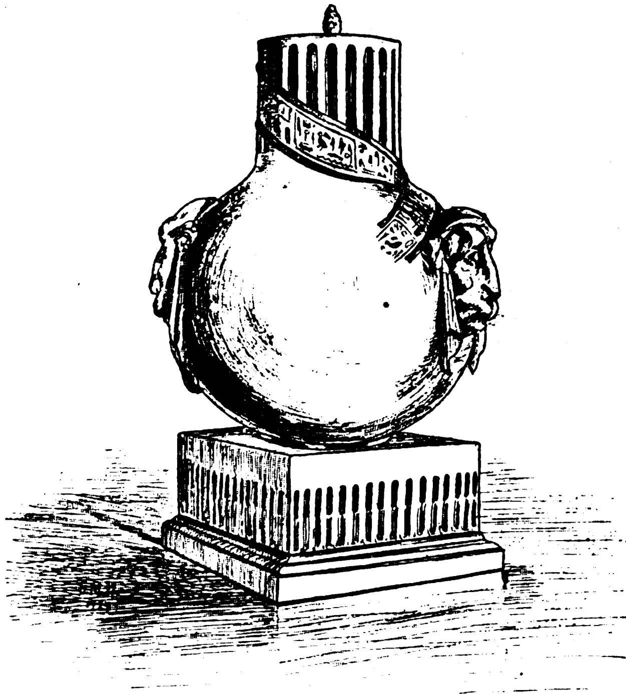
Die eklektischen Spielereien von drinnen wiederholen sich draußen im Park in den romantischen Bauten nach meist englischen Vorbildern, dem Borkenhäuschen, dem Freund-



Offsetdruck von Georg Westermann

G. M. Hartmann: Blick vom Ostufer der Pfaueninsel auf den Kaiser-Wilhelm-Turm

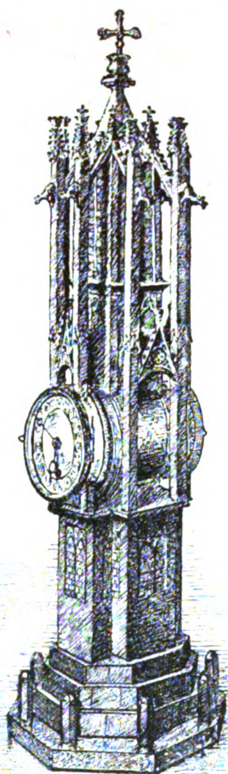
schaftstempel mit dem Bildnis der Königin Luise, der Meierei in Form einer gotischen Ruine, selbst in dem geräumigen Kavalierhaus, das 1804 auf der Mitte der Insel anstatt der leichten Zelte entstand, mit denen sich bis dahin der Hofstaat hatte begnügen müssen. Der ursprüngliche, von Schinkel besorgte Entwurf ging ziemlich üppig ins Zeug, aber die napoleonischen Kriege zwangen bald zur Sparsamkeit und zu einem vorzeitigen Notabschluß. Erst 1824 konnte der Umbau vorgenommen werden, wie das seitdem sehr gewachsene königliche Gefolge ihn erheischte. Sonderbar genug waren die näheren Umstände. Wer sich das langgestreckte gelbgraue Gebäude genauer ansieht, entdeckt spätgotische Teile daran, die unmöglich der Bauzeit angehören können. In der Tat sind sie eingewandert aus ferner Zeit und ferner Gegend. Damals hatte nämlich die Stadt Danzig dem Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm 4., der sich so lebhaft für romantische Kunst aller Art interessierte, die gotischen Steinornamente einer alten Hausfassade geschenkt, Schmuckstücke, die, ehe sie nach Danzig kamen, einen erzbischöflichen Palast in Franken geziert hatten. Dem Danziger Bäckermeister in der Brodbeckenstraße, der sich ein neues Haus an Stelle seines alten, längst abbruchreifen bauen wollte, lag nichts an dem alten Kram; da faßte der Danziger Magistrat den guten Gedanken, ihn dem Kronprinzen, der bei einem Besuch Gefallen daran gefunden hatte, als Devotion darzubringen. Und Schinkel baute die Fassade nun neu damit auf, benutzte die Stücke vornehmlich als willkommene Verkleidung des einen Eckturms, dem dann auch der übrige Ausbau stilgerecht angeglichen wurde. Heute wohnt im Kavalierhaus der Kastellan, ein kerniger, tüchtiger Mann von altem Schrot und Korn, der sich um die Erhaltung der Schloßräume und ihrer Ausstattung außergewöhnliche Verdienste erworben hat. Steigt man an der Rückseite des Hauses die ausgetretenen Steinstufen zu seiner blumenumrankten Tür empor, um die Glocke zu ziehen, oder sitzt man mit ihm auf der weißen Bank, die kreisrund um die mächtige Kastanie läuft, so bedauert man nicht mehr, daß die Lautheit der Lakaien und Kutscher, die hier einst den Platz erfüllte, einer beschaulichen Stille gewichen ist.



Räuchervase aus dem Teezimmer

Fast gleichzeitig mit dem Kavalierhaus wurden auch die Anpflanzungen und sonstigen Belebungen der Insel gründlich erweitert und verbessert. Aus jenen Tagen stammen die Hortensiensträucher und die Georginenpracht, die die Pfaueninsel lange berühmt machten; damals wurde der 1828 angelegte Tierpark wesentlich bereichert, mit Buchten für Büffel, Gehegen für Wildschweine und Renntiere, Käfigen für Affen und fremdländische Vögel, eine stattliche zoologische Sammlung, die, wie die erhaltenen Listen beweisen, eine wesentliche Bereicherung durch den Einfluß Alexander von Humboldts empfing und später, zu Anfang der vierziger Jahre, den Stamm für den Berliner Zoologischen Garten abgab. An jene Jahre der Pfaueninsel dachte Fontane, wenn er wie ein Märchen das Bild aus seinen Kindertagen aufsteigen sah: »Ein Schloß, Palmen und Känguruhs, Papageien kreischen, Pfauen sitzen auf hoher Stange oder schlagen ein Rad, Volieren, Springbrunnen, überschattete Wiesen; Schlängelpfade, die überall hinführen und nirgends enden; ein rätselhaftes Eiland, eine Oase, ein Blumenteppich mitten in der Mark.«

Ja, eine Oase und ein Blumenteppich! Denn auch ein kostbarer Rosengarten war mitt-



Schreibtischuhr aus dem Arbeitszimmer des Königs

lerweile als Schmuck der Insel hinzugekommen, gleichfalls eine Erwerbung Friedrich Wilhelms 3., und zwar aus der weit und breit berühmten holländischen und französischen Sammlung des Dr. Böhm in der Behrenstraße zu Berlin, die nicht weniger als 2100 Hochstämme und 9000 Stück Strauchrosen der verschiedensten Formen und Farben umfaßte. Der König kaufte sie 1821 für 5000 Taler und befahl dafür »einen schicklichen Platz auf der Pfaueninsel«, wo sie noch im Frühling desselben Jahres, in vier großen Kähnen mühsam übergeführt, unter der sachkundigen Aufsicht des Generalgartendirektors Lenné ausgepflanzt wurden.

Zu dem Rosengarten gesellte sich 1830 ein von dem Hofbauinspektor Schadow in indischem Stil errichtetes 42 Fuß hohes Palmenhaus, dessen Bau 80000 Taler erforderte, für das die ersten 42 Palmensorten von Fulchiron in Paris für 30000 Taler erworben und unter kaum weniger kostspieligen Transportschwierigkeiten zu Wasser über Havre und Swinemünde eingeführt wurden. Humboldt, auch hier Berater und Förderer, rühmte von dieser Anlage, daß man, von der hohen Altane bei heller Mittagssonne auf die Fülle schilf- und baumartiger Palmen herabblickend, glauben könne, im Tropenklima selbst von dem Gipfel eines Hügels ein Palmengebüsch vor sich zu haben. Leider brannte das Haus mit der gesamten Anlage am 19. Mai 1880 völlig nieder, und all die seltenen Exemplare der Latanien, Passifloren, Lianen, Magnolien, Canna-, Reis-, Mais-, Papyrus- und Rizinus-Sorten gingen zugrunde.

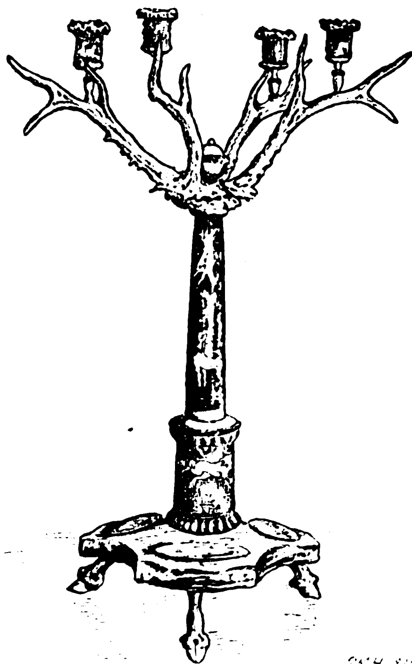
Noch mancherlei solche für die zwanziger und dreißiger Jahre merkwürdige Anlagen und Ausschmückungen wären zu erwähnen, wenn nicht über all diese Künstlichkeiten bald wieder die lebendigen Naturschönheiten der Insel triumphiert hätten.

Je mehr man sich ihres Wertes bewußt wurde, je mehr man ihre Einzigkeit auch in botanischer und zoologischer Hinsicht erkannte, desto stärker brach sich, zumal nach 1918, als der Insel der monarchische Schutz verlorenging und die Spekulation immer begehrlicher ihre Finger nach ihr ausstreckte, der Gedanke Bahn, das Eiland unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Es ist das Verdienst des Zoologen Dr. Wolfgang Stichel, der seit 1920 wissenschaftliche Untersuchungen, besonders der Insektenkunde, auf der Insel betrieb, diesen Gedanken zur Erfüllung gebracht zu haben. 1924 wurde die Pfaueninsel von der Preußischen Regierung als Naturschutzpark erklärt. Damit wurden nicht nur alle Bäume, Sträucher und Pflanzen, von der in der Nähe des Schlosses stehenden mächtigen Linde, die sich rings um den Mutterstamm einen kleinen Hain von wurzeltreibenden Zweigschößlingen geschaffen hat, bis zu dem merkwürdigen Efeusämling mit seinen langen weidenartigen Blättern, sondern auch alle freilebenden Tiere, bis herab zum Stichling und zur Mücke, unter öffentlichen Schutz genommen, und jeder geschäftlichen Ausbeutung der Insel ist nun — hoffentlich für alle Zeiten! — ein Riegel vorgeschoben.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms 3., also seit dem Jahre 1840, streifte die Geschichte, auch ihr ränkelustiges Stiefschwesterchen, die Hofgeschichte, unser Eiland nur noch in flüchtigen und seltenen Berührungen. Einem dieser »Ereignisse« ist dicht neben dem Schlosse ein Denkmal gesetzt worden in Gestalt einer kleinen büstengeschmückten Säule. »15. Juli 1852« steht darauf vermerkt, und die Büste stellt die weltberühmte französische Schauspielerin Elisa Rachel dar. Wirklich ein denkwürdiger Tag und eine noch seltsamere Situation! Die Künstlerin, gerade auf Gastspiel in Berlin, zu derselben Zeit, da Kaiser Nikolaus Gast am preu-

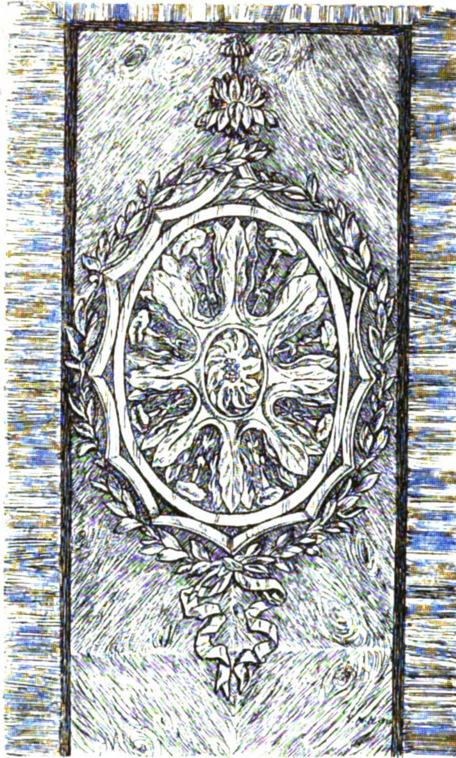
sischen Hof war, wurde vom König eingeladen, auf der Pfaueninsel eine Vorstellung zu geben. Oder eigentlich nur eine Rezitation, denn für eine Aufführung war nichts, gar nichts vorbereitet. Unter diesen Umständen hatte der Hofrat Louis Schneider, der als Faktotum in allen höfischen Kunstangelegenheiten auch zu diesem delikaten Auftrag »geschickt« war, mit der verwöhnten Tragödin keinen leichten Stand. Ihr »Jamais! Jamais!« tönte ihm bis ans Ende seiner Tage — und er lebte noch bis 1878 — in den Ohren. Wozu aber hatte man seine theatergeschichtliche Bildung? Schneider erinnerte also zunächst daran, daß Molière in ähnlicher Situation vor dem Hofe Ludwigs 14. seine größten Triumphe gefeiert habe, was schon nicht ganz ohne Eindruck blieb. Und woran es Molières ruhmwürdiges Beispiel noch fehlen ließ, das bewirkte die Aussicht auf die besondere Gnade des Kaisers Nikolaus und auf ein Gastspiel in Petersburg. Da verwandelte sich das »Jamais« der Demoiselle Rachel in ein »Je jouerai«. Die Sonne war eben im Untergehen, erzählt Schneider, als die Künstlerin, nach kurzer Rast in Potsdam, auf der Pfaueninsel eintraf. Noch einmal ein flüchtiges Stutzen, als auf die Frage »Wo?« stumm auf den Rasenfleck hingedeutet wurde, der von rechts her dicht an das Schloß herantritt, aber ein ernstliches Nein gab es jetzt nicht mehr: der Hof, in der Mitte der Kaiser, erschien bereits. »Unmittelbar unter den Fenstern des Schlosses saßen an den noch gedeckten langen Teetischen die Damen. Daneben standen die Monarchen, nur durch den Kiesweg von dem Theater im Freien geschieden. Als Kulissen und als Hintergrund dieser Bühne dicht gedrängt ein enger Kreis von Generalen, Diplomaten, Ministern, Hofherren; dahinter murmelten die kleinen Rasenfontänen.« Und mitten im Rahmen dieses wundervollen Bildes in der ganzen Ekstase ihrer tragischen Kraft die zarte, zerbrechliche Gestalt der Künstlerin in schwarzem Spitzenkleid, das mit Hilfe eines Schleiers, eines irischen Kragens und einer blutroten Rose auf den kostbaren Alençonspitzen in Eile zu einer Art spanischen Kostüms hergerichtet worden war. »Wie sie sich bewegte, war sie bald grell beleuchtet von den flackernden Windlichtern vor ihr auf dem Kiesweg, bald verschwand ihr Gesicht im Dunkeln, wenn sie einen Schritt über den Kreis hinaustrat, bis wohin die Radien des Lichtscheins drangen.« So, von ihrem Bruder Raphael, dem »lebendigen Stichwort«, akkompagniert und in ihrem berühmten Mienenspiel beleuchtet, sprach sie Stellen aus der »Athalie«, der »Phädra«, der »Virginie« und der »Adrienne Lecouvreur«. Alles war hingerissen. Der Kaiser trat an die Tragödin heran: »J'espère de vous voir à Petersbourg.« — »Mille remerciments; mais ... Votre Majesté ...« — »Je vous invite, moi!« Das Ziel, nach dem die Ehrgeizige längst gelechzt hatte, war erreicht; der große Preis des Abends war gewonnen.

Vier Jahre zuvor hatte die Insel einen trüberen, bedrückteren Gast gesehen. Damals, in den Märztagen des Jahres 1848, war Prinz Wilhelm, noch ebenso verhaßt, wie später als König und Kaiser geliebt, auf seiner Flucht nach England zu kurzer Zwischenrast im kleinen Hofgärtnerhaus eingekehrt. Eine Tochter des Hofgärtners Fintelman hat die nächtlichen Vorgänge auf der Insel in ihrer Erinnerung festgehalten. Morgens gegen drei Uhr wurde sie durch das Geräusch fallender Glasscherben geweckt. »Es gilt ein Menschenleben zu retten,« rief ihr eine Stimme von draußen zu. Als ihr Vater die Haustür öffnete, sah er die Prinzessin von Preußen vor sich, die ihm beide Hände entgegenstreckte: »Fintelman, ich bringe das Teuerste, was ich besitze. Ist der Prinz von Preußen sicher in Ihrem Hause?« Der Angeredete erwiderte, daß er sein Leben für den Prinzen lasse, und nun ging die Prinzessin mit ihm zur Landungsbrücke, an der eine Schaluppe hielt. Der Prinz — im hellen Mondschein deutlich zu erkennen — war in einen grauen Tuchmantel gehüllt. Auf der Insel wurde nun alles mili-



Leuchter aus dem Eßzimmer

tärisch geordnet. Nur auf ein Losungswort war der Zutritt zum Prinzen frei. Der folgende 22. März war der traurigste Geburtstag, den er je erlebte. Wohl kam allerlei teilnehmender Besuch von Potsdam und Glienicke: der Kronprinz, die Prinzessin Luise (spätere Großherzogin von Baden), Prinz Karl (»in einem unglaublich schäbigen Kostüm«), Ernst Curtius, der Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, aber sie alle saßen oder standen traurig herum und wußten keinen Rat. Bis der Prinz sich gegen Abend entschloß, als ein vorgeblicher Verwandter des getreuen Fintelman in dicht geschlossenem Wagen über Nauen, Perleberg, Grabow, Ludwigslust und Hamburg seine abenteuerliche Reise fortzusetzen. Solche Tage vergaß der Hohenzoller nicht, auch als König von Preußen nicht, zumal da er im schicksalsreichen Jahre 1866 kurz vor und nach dem Kriege gegen Österreich zwei nun freilich ganz anders aussehende Tage auf der Pfaueninsel verbracht hatte. »Der da oben weiß, daß ich nicht anders kann und darf. Ich hab' alles getan, den Krieg zu vermeiden. Beten Sie für mich; ich kann's brauchen,« sagte er am 3. Juni 1866 zu Mutter Friedrichen im gastlichen Maschinenmeisterhäuschen, als er gleich nach Tisch die entscheidende Kriegsdepesche erhalten hatte, und am 28. September, wieder dort zu Gast, erinnerte er sich lebhaft jenes kritischen Tages. Im nächsten Jahre kamen aus Ems ein paar Vasen zum Geschenk, denen die beiden erinnerungsschweren Daten eingraviert waren.



Geschnitzte Türfüllung aus dem Eßzimmer

Auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte seine Erinnerungen an die Pfaueninsel. Er im Gegensatz zu seinem Vater heitere und humoristische. Er liebte die Überraschungen, und wenn er bei strömendem Regen hungrig und durstig beim Friedrichschen Ehepaar einkehrte, pflegte er zu scherzen: »Bei gutem Wetter kann jeder kommen«, während seine Vicky sich schon die Schürze vorband und den Imbiß bereiten half. Einer der sonnigsten Tage war ihm, seiner Familie und seinen Freunden am 24. Juli 1884 beschieden, wenige Jahre bevor ihn die tödliche Krankheit befiel. Da gab es auf der Pfaueninsel zur Feier des 23. Geburtstages der ältesten Tochter des Kronprinzenpaares, der Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, ein höfisches Volksfest, wenn man so sagen darf. Überall Glücks- und Verkaufsbuden, Zelte, Schaukeln, Karusselle, kleine Bühnen, Spielplätze, mit bunten Lampions geschmückt und mit farbigen Schnüren abgegrenzt; drinnen und draußen Schlangenbändiger, Degenschlucker, Feuerfresser, Seiltänzer, Akrobaten, Ringelstecher und Quadrillenreiter, wie auf einem großen Jahrmarkt. Das Kronprinzenpaar mit den Kindern mitten darunter. In solchen Situationen flüchtete sich der Kronprinz gern zum Berliner Dialekt: »Imma rin ins Vajnigen! Zwar 'n bisken teier vorn Familienvater, vier lumpige Personen zwei janze Märker, aber Lotte hat nu mal heite Jeburtstag, da derf ick nich jnietschig sind.« Und als der von dem Schauspieler Georg Engels einstudierte lustige Schwank »In Hemdsärmeln« vom Prinzen Elimar von Oldenburg aufgeführt wurde, ach, da wurden auch die ältesten und billigsten Berliner Witze nicht verschmäht: »Immer ran, immer ran, meine Damens, setzen Sie sich, wo Sie stehen!« Abends, bei Einbruch der Dunkelheit, wie sich das damals gehörte, ein Brillantfeuerwerk ...

Uns ist von Vergnügungen der Hohenzollern auf der Pfaueninsel nichts weiter überliefert.



Der Schütz und die Schützin

Novelle aus dem Goethekreis

Von Rudolf Glaser

Frau Eva Schützin trat in das Zimmer, wo ihr Gatte, der Schulmeister und Kantor bei St. Marien, am Klavier saß und spielte. Spielte, spielte und merkte nicht, wie Themen und Harmonien in grandioser Verflechtung und Steigerung eine Sphäre um ihn schufen, die ihn trennte von seiner nächsten Umgebung.

Eva näherte sich ihm behutsam, stellte sich hinter ihn und schaute ihm über die Schulter.

»Das ist Bach,« sagte er endlich, sich langsam zum Leiblichen findend, aber immer noch ganz in jenseitigem Fühlen befangen, »was da die Weimaraner in ihrer Bibliothek gefunden haben. Da ist kein Zweifel.« Er beugte sich zurück, und seine Augen strahlten vor Entdeckerfreude einen glückseligen Moment in die Augen seiner Frau. Und dann begann er wieder zu spielen.

»Höre nur das Thema, wie wuchtig — das ist Bach! Und nun die linke Hand — hier die Gänge, der Kontrapunkt — der Übergang in Es — die Fuge — das kann nur einer so: der große Sebastian!«

Ganz hingerissen von der Bedeutung und Schönheit des Werkes, war der Kantor schon wieder abseits seiner Umgebung. Eva, die etwas ganz andres von ihm wissen wollte, strich ihm leicht über den licht werdenden Scheitel und sagte dann unvermittelt: »Möchtest du am Sonntag Rebhühner essen? Sie werden mir gerade angeboten, die letzten im Jahr, billig — dann brauche ich aber Geld.«

Schütz unterbrach sein Spiel, indessen sich auf seinem Gesicht Ernüchterung spiegelte. Frau Eva ahnte nicht, daß ihr Mann zunächst gleichsam einen körperlichen Schmerz zu überwinden hatte, bis er wußte, daß Rebhühner Rebhühner und Geld Geld sei. Er zog mechanisch seine Börse, legte schweigend einen Taler hin und begann wieder zu spielen. Aber seine Berührung mit Bach war zu jäh unterbrochen worden, als daß der Kantor sie gleich wiedergefunden hätte. Er spielte, ja; aber die Musik, die nun dem Instrument unter seinen Händen entquoll, klang wesenlos, ungefühlt, eine logische Folge von Tönen ohne Schwung und Beseelung.

Schütz klappte das Klavier zu.

Hinaus aus der Enge des Zimmers, hinaus ins Freie vors Städtchen, wo die Sonne, klare erquickende Herbstluft durchstechend, die Scholle bestrahlte! Weite brauchte er, Weite. Fliehen! Heraus aus den Engen spießbürgerlicher Beschränkung!

Tief sog er den wehmutdurchsättigten Farbenrausch vor seinen Augen in sich ein. Links lagen die Hügelketten vor ihm, in großem Schwung oder zaghaftem Fallen, rot, gelb, braun, grün. Und rechts der Hexenberg, föhrenbestanden, grotesk. Er trug seinen Namen zu Recht. Hier banden wohl die Hexen ihre Besen, wollten sie hinüber in den Harz zum Blocksberg.

Schütz weitete atmend seine Brust, wie er nun die Straße nach Weimar weiterschritt. Allmählich begann die Bedrückung von ihm abzufallen, und eine gewisse Freudigkeit kam über ihn.

Er konnte mit seinem Lose zufrieden sein. Hatte er doch seinen Beruf, den er liebte, seine Musik, sein bescheidenes Auskommen und seine natürliche Frau mit ihrem prächtigen Humor. Freilich, vorhin — da hatte sie ihn nicht verstanden, nicht verstehen können. Du lieber Gott, man muß von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er geben kann. Er ist darum doch in seiner Art liebenswert. Und die Rebhühner — ha! Frau Eva kannte seine schwache Seite — waren doch sein Lieblingsgericht.

Eine prächtige, vortreffliche Frau!

Über das Gesicht des Mannes flog es wie ein glücklicher Hauch. Es war wohl nicht anders; selbst zwischen Eheleuten, die sich so gut verstanden wie er und seine Frau, mußte eine letzte Schranke bleiben, ein Winkel, in dem man einsam war. Zweierlei Geschlecht, zweierlei Empfindungen. Und noch eins: Eva war keine Künstlernatur. Das war's. Solche Stunden, wie er sie mit Goethe zusammen verlebt, hatte sie wohl noch nie genossen.

Nun fiel ihm ein Büchlein ein, das ihm der Dichter, als er vier Jahre zuvor im Edelhof wohnte, um die Heilkraft der Berkaer Quellen an sich zu erproben, geschenkt hatte. »Die Hymnen an die Nacht« des Novalis. Sie sprachen damals lange über die Dichtung, und Goethe hatte endlich nachdenklich gesagt: »Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.« Dann war der Dichter in tiefes Schweigen gesunken. Ihm selbst aber waren Tore aufgesprungen, und Blicke hatten sich aufgetan in Tiefen, vor denen er erschauerte und die ihn dann tagelang beschäftigt und beglückt hatten. Jenseits des Grenzgebirges der Welt hatte ihn Novalis geführt, dahin, wo nur die Seelen Verzückter sich finden und berühren konnten, um neues Leben zu zeugen. Und er war sich bewußt geworden, daß hier Dinge in Worte gefaßt seien, über die bis dahin niemand gewagt hatte, sich Rechenschaft zu geben — er selbst hatte da nur empfunden, gefühlt.

Und nun kam ihm der Gedanke an das Weimarer Notenmanuskript wieder. Da hatte er das Grenzgebirge der Welt überschritten, und der Geist Bachs hatte vor ihm gestanden — leibhaftig.

Der wirklichkeitsverhüllende Nebel um ihn zerriß.

Wie stolz war er nun, daß man ihm das Vertrauen des Gutachters schenkte!

Der Kantor ließ seinen Blick über die Berge schweifen. Er streifte die Landstraße in der Ferne

und blieb dort an einem dunklen Punkte haften, der größer und größer wurde und endlich die Gestalt eines herrschaftlichen Wagens annahm. Richtig, das war ja der Christian, der auf dem Bocke saß, der Kutscher des Geheimrats.

Jäh stieg eine Hoffnung in Johann Friedrich auf: Wenn der Geheimrat etwa selber — Äußerste Freude trieb ihm eine Blutwelle ins Gesicht. Wäre es möglich!

Schütz trat erwartungsvoll an den Wegrain, um den Wagen vorüberzulassen. Und wirklich leuchteten ihm jetzt ein Paar große braune Augen entgegen, und das feingeschnittene Gesicht eines vornehmen Sechzigers neigte sich ihm zu.

Der Kutscher hielt auf Befehl.

»Sieh da, unser Badekönig! Das trifft sich vorzüglich. Kommen Sie gleich in den Wagen, wir haben Wichtiges zu besprechen.«

Schütz ließ sich das nicht zweimal sagen, und gleich darauf rollte das Fuhrwerk die Straße weiter nach Berka.

Die Haustür der Schule wurde heftig aufgestoßen, die Schelle schetterte laut durch das kleine Gebäude, und die schmale Stiege hinauf sprang die kurze rundliche Männergestalt des Schulmeisters. Alles an ihm war in Aufregung. »Eva,« rief er, »Eva!« Flüchtig warf er Mantel und Hut über den Kleiderständer, faßte seine Frau, die ihm auf sein Rufen entgegengekommen war, um die Hüfte und schwenkte sie rund im Kreise. »Er kommt, er kommt!«

»Wer?« fragte sie lachend. »Wer denn, du alter Hansnarr?« Und sie versuchte sich seiner stürmischen Umschlingung zu entziehen.

»Wer? Der Geheimrat!« erwiderte Schütz, legte seine Hände auf die Schultern seiner Frau und sah sie leuchtenden Auges an.

»Jesus, der Geheimrat!« entfuhr es ihr, und ein plötzlicher Schreck stand auf ihrem eben noch so fröhlichen Gesicht. »Und ich habe die Zimmer nicht in Ordnung und auch gar nichts im Hause, was ich ihm vorsetzen könnte — und kein Geld!«

Da lachte der Dicke hell auf: »Beruhige dich, Eva. Nicht heute und nicht morgen kommt er. In ein paar Wochen erst, und dann, denk' dir nur, auf vierzehn Tage.«

»Allmächt —!« Frau Eva stand wie versteinert, und es war, als seien ihre offenen Lippen im Ausruf erstarrt. »Auf vierzehn Tage!« löste es sich endlich. »Hier zu uns, in unsre einfachen Stuben — jetzt so spät im Jahr, wo doch keine Kur mehr ist.« Gebrochen sank sie auf einen Stuhl. Vor ihren Augen malte sich ein Bild des Umsturzes und der Arbeit, die ein Besuch des Geheimrats in ihrem kleinen Haushalt hervorgerufen hatte, wenn er gelegentlich nur auf ein paar Stunden zu frischgefangenen Schmerlen, die sie so köstlich zu bereiten wußte, aus Weimar herübergekommen war.

Jetzt mußte Johann Heinrich Friedrich Schütz so recht von Herzen lachen. »Du Schwerfälligkeit!« rief er. »Bedenke: Goethe kommt zu uns! Die Freude! Täglich sind wir dann mit ihm zusammen —«

Da sammelte sich Frau Eva. »Freilich,« sagte sie ruhig, »für dich, Schütz, mag das recht schön sein, für mich aber ist der Besuch eine Last; denn die Ansprüche der Exzellenz sind anders als deine und meine. Du findest alles fertig und setzt dich an den gedeckten Tisch. — Wie ich es mit dem Gelde schaffen soll, ist mir vorläufig noch ein Rätsel.«

Nun fiel Schütz etwas aus seiner heiteren Stimmung. »Das findet sich«, erwiderte er, »und ist halb so schlimm. Der Geheimrat weiß, daß ich ein armer Schulmeister bin, der rechnen muß und darum seine Zimmer an Badegäste vermietet. Er wird uns alles auf Heller und Pfennig bezahlen.«

Die Schützin beruhigte sich ein wenig und überlegte. »Irgend etwas steckt noch dahinter, warum der Goethe gerade um diese Zeit nach Berka und zu uns kommen will,« sagte sie langsam.

»Richtig geraten!« rief der Kantor schmunzelnd. »Er soll ein Festspiel zum Empfang der Zarinmutter dichten. Das muß er bis Anfang Dezember vollenden, und in Weimar findet er keine Ruhe.«

»Und du sollst ihm wohl wieder vorspielen, wie vor vier Jahren drüben im Edelhof?«

»Warum nicht? Ich tu's gern — wenn ich ihm nützen kann.«

Nun regte sich in Eva etwas wie Eifersucht; denn damals sah und hörte ihr Mann nichts andres als Goethe. Sie selbst war gar nicht mehr für ihn da. Bis tief in die Nächte hinein saß er im Edelhof, hatte dem Dichter stundenlang vorspielen müssen und war öfters nicht gerade nüchtern nach Hause gekommen.

»Merkwürdig, daß ein so großer Dichter deine Musik nötig hat, wenn er etwas fertigbringen will,« sagte sie endlich geringschätzig. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: »Wenn er wenigstens nicht bei uns wohnen wollte!«

»Wie? Hast du denn gar keinen Begriff von der Ehre —?«

»Ehre!« fuhr nun die Schützin auf. »Ja, eine Ehre mag das wohl sein; aber eine sonderbare Sache ist's allemal, wenn unsereiner so eine Ehre damit bezahlt, daß er sich schließlich verspotten lassen muß.«

»Ach, laß doch den alten Unsinn!« rief der Kantor, der nun genau wußte, wo seine Frau hinauswollte. »Ich hab' dir schon oft genug gesagt, das ist Einbildung.«

»Nein!« rief Eva. »Dafür haben wir Frauen ein feineres Empfinden als ihr Männer. Du hast nicht seinen spöttischen Blick beim Durchblättern meines Stammbuches gesehen. Du lieber Gott, das sind doch alles nur Sprüche von einfachen Menschen geschrieben! Aber für mich bedeuten sie

doch etwas.« Sie zog die Lade einer Kommode auf, entnahm ihr das Album und blätterte darin. »Da, meine Eltern, meine liebe Pate, die alten Tanten und der gute Onkel, und dann meine Freundinnen! Siehst du, da habe ich meine ganze Jugend mit ihren lieben Erinnerungen. Da soll mir niemand drüber spotten, und wenn's selbst ein Goethe ist! Und was schreibt er mir in das Buch? ‚Wie einer ist, so ist sein Gott —'«

»Das ist doch prachtvoll!« unterbrach der Kantor seine Gattin und starrte sie aus runden Augen an.

»Prachtvoll, ja,« entgegnete sie, »aber dann kommt's: ‚Darum ward Gott so oft zu Spott' — als ob er sich in mir zu Spott gemacht hätte! Ich bin freilich ein einfacher, natürlicher Mensch und verstehe nichts von künstlerischen Sachen, aber ich denke, daß ich auch so etwas wert bin.«

Der Kantor schwieg, und Eva blickte erregt eine Weile durchs Fenster auf die stille Straße.

Zwischen ihnen quoll die Schranke mehr und mehr.

»Siehst du,« fuhr sie fort, »das ist dann die Ehre, die du von dem Verkehr mit solchen Männern hast. Sie nützen dich aus und machen sich schließlich lustig über dich. Nicht einmal deine Verdienste ums Bad läßt er dir, sondern verlangt sie für sich. Die Quellen hast du doch entdeckt, nicht er. Er nennt dich zwar den Badekönig —«

Jetzt war Schütz am Ende. »Genug!« schnitt er seiner Frau das Wort ab. »Es bleibt dabei. In vierzehn Tagen ist Goethe bei uns zu Gast!« Er griff nach Hut und Mantel, um das Haus zu verlassen.

Eva aber mußte das letzte Wort behalten. »Du sollst sehen,« rief sie ihm nach, »deine Gutmütigkeit wird dir auch noch einmal mit Spott vergolten.«

Sie war bei den letzten Worten ihrem Manne bis zur Treppe gefolgt. Nun stand sie da, hörte seine eiligen Schritte und wie die Haustür mit lautem Krachen und schetternder Schelle ins Schloß fiel. Sie rührte sich nicht von der Stelle, denn es war ihr plötzlich wunderlich zumute, wie einem trotzigen Kinde, das seine Verfehlungen nicht zugeben will. Der ganze Streit war einer Nichtigkeit entsprungen, Eifersucht, wie sie sich selbst eingestand, und weil sie auf den Geheimrat nun einmal nicht gut zu sprechen war. Aber warum nun dieser Verdruß?

Eva ging zur Küche, öffnete das Fenster und bog sich weit hinaus, um zu lauschen. Richtig, da kamen von der Kirche verwehte Orgelklänge herüber, ein Zeichen, wie sehr der Streit ihren Mann erbost hatte. Das war immer so gewesen, wenn es eine heftigere Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen gegeben hatte.

Ich will ihm etwas zuliebe tun, dachte Eva. Nun spielt er sich drüben in St. Marien seinen Ärger von der Seele, und dann kommt er fröhlich wieder zu mir. Merkwürdig, was doch die Musik bei ihm vermag! Er sieht und hört dann nichts weiter und ist ganz anders als die übrigen Menschen und hinterher wie ein Traumwandler, und wenn er dann spricht, erzählt er von Dingen, die man gar nicht begreifen kann, die ihn aber weich und fröhlich machen wie ein Kind oder wie einen Menschen, der dem Wein ein wenig zugesprochen hat. — Wenn ich doch auch nur ein einziges Mal mich so über ein Musikstück freuen könnte wie er, dachte sie weiter. So kann ich nur für seine leibliche Notdurft sorgen.

Jetzt wußte die Schützin, was sie ihrem Manne zuliebe tun wollte: er sollte sein Rebhuhn schon heute haben.

Mit flinken, geschickten Händen richtete sie das Geflügel zu und begann es zu braten. Bald durchzog ein so lieblicher Duft die Wohnung, daß es ihr ganz wohl wurde und sie anfing, ein Lied zu summen. Daß es gerade die Königskinder waren, kam ihr gar nicht zum Bewußtsein. Sie freute sich auf die Heimkehr ihres Mannes und auf sein überraschtes Gesicht, wenn er der leckeren Speise ansichtig wurde.

Er spielte immer noch — sie hörte es ganz deutlich. Gewiß war es wieder der geliebte Bach! Die Künstler waren doch merkwürdige Menschen. Sie beurteilten alles anders als gewöhnliche Leute und betrachteten Dinge als wichtig und wertvoll, für die ihresgleichen keinen Dreier geben würde und taten, wenn sie von den Künsten sprachen, als seien sie in der Kirche.

Alle diese Betrachtungen konnten die aufgekeimte Herzensfreude Frau Evas nicht dämpfen. Geschäftig deckte sie den Tisch, und nachdem sie alles für ein würdiges Versöhnungsmahl vorbereitet hatte, dauerte es nicht lange, und der Kantor kam zurück.

Bach hatte Wunder gewirkt. Johann Friedrich war in bester Stimmung und schien von dem ganzen Streit nichts mehr zu wissen. Und als er sich endlich an dem Rebhuhn erlabt und seiner Frau zum Versuchen auch ihren Teil überwiesen hatte, sagte sie froh: »Weißt du, Schütz, ich habe mir die Sache überlegt. Ich will's dem Geheimrat bei uns so gemütlich machen, wie ich's nur immer kann.«

»Ein Staatsweib bist du,« antwortete er vergnügt und drückte ihr innig die fleißigen Hände.

Einige Wochen später — es war Mitte November — hatte Goethe seinen Einzug in das kleine Schulhaus gehalten. Mit ihm kam ein Leben und Treiben, wie es das einfache Organistenehepaar nicht gewöhnt war. Denn auch hier in dem kleinen, stillen Berka wußten Freunde und Bewunderer ihren Goethe zu finden. Öfters am Tage und meist bis tief in die Nacht hinein saß der Kantor vor Goethe am Klavier, der ihm über die Schulter auf die Notenblätter sah, und spielte Bach, Händel, Mozart oder gar die ganz mo-

derne Musik Beethovens und wurde nicht müde, immer wieder neue begeisterte Worte über das »Wie« zu finden. Eine Fülle neuen und beiden Künstlern doch bereits vertrauten Lebensgefühls quoll ihnen da entgegen, umschlang sie mit gemeinschaftlichem Band, lockte, trieb und neigte schließlich Auge zu Auge, Seele zu Seele, in scheuer Demut, keuscher Sinnlichkeit. Dann stand wohl Frau Eva lauschend an der Tür, und ihr Herz pochte vor Stolz, wenn sie vernahm, wie ihr Mann von seiner Musik sprach und Goethes Fragen beantwortete. Und wenn sie auch von allem nicht viel verstand, des einen wurde sie sich bewußt, welch eine bedeutsame Rolle ihr Mann jetzt im Leben des berühmten Dichters spielte. Wie oft bestätigte er, daß er, angeregt durch das Gespräch und die Musik, in seinem Festspiel ein gutes Stück weitergekommen sei!

Mittlerweile war aus dem November Dezember geworden; der erste Schnee war in dichten Flocken gefallen, weiß leuchtete die Straße nach Weimar zwischen grauen Bergen. An einem frühen Nachmittag war unter lieblichem Schellengeläute ein vornehmer Schlitten vorgefahren; der Diener des Geheimrats war hinuntergeeilt und hatte drei jungen Damen aus den Pelzen geholfen und sie unverzüglich zum Dichter geleitet. Das waren die Fräulein von Werthern, Eglofffstein und Schopenhauer. Probe sollte gehalten werden!

Die Schützin hatte für Kaffee und Kuchen sorgen müssen und war von dem Geheimrat aufgefordert worden, an der Geselligkeit teilzunehmen. Aber sie fühlte, daß sie in diesen Kreis nicht passe. Die jungen Damen hatten eine so selbstverständliche Sicherheit im Verkehr mit der Exzellenz, daß sie sich selbst ganz einfältig vorkam. Dazu entgingen ihr nicht spöttische Blicke, die gelegentlich von dem Besuche gewechselt wurden, wenn der Geheimrat sie aufmerksam ins Gespräch zog und sie in ihrer verlegenen Art Rede und Antwort stehen mußte. Nein, hierhin gehörte sie nicht. Niemand war deshalb froher als Frau Eva, als der Kaffeetisch aufgehoben und mit der Probe begonnen wurde.

Während der Diener schnell das Geschirr abräumte, flüchtete sie aus dem Zimmer und atmete erleichtert auf, als sie sich draußen in Sicherheit wußte. Schnell verrichtete sie in der Küche die gewohnte Hausarbeit des Abspülens, und nachdem sie ihr Reich wieder in peinlichster Ordnung hatte, konnte sie nicht anders, sie mußte an der Tür zur guten Stube lauschen, wie sie's so oft getan hatte.

Drinnen hatte ein so schwungvolles Deklamieren begonnen, daß die Schützin nicht von der Tür wegkam. Wenn es dann aber zwischen den Versen hieß: »Schütz, bitte Musik, damit die Demoiselles den rechten Eindruck von der Sache bekommen«, und ihr Mann so wundervoll phantasierte, dann lief ihr jedesmal ein kalter Schauer über den Rücken.

Gerade hatte der Geheimrat selber von deutschen Rittern, von den Listen eines Pfaffenhofes und der Leidenschaft schöner Frauen gesprochen, als Schütz wieder anfing zu spielen.

Die Musik schien ihr diesmal anders zu sein, sie wußte selber nicht, wie. Sie lauschte — lauschte mit gespannten Sinnen. Denn das, was sie da hörte, war neu und schien ihr doch alt und vertraut, wie kein andres Zwischenspiel ihres Mannes. Wolken senkten sich von der Bläue des Himmels nieder auf sie, zarte Rosawolken — goldumsäumt.

Und dann begann eine der Damen zur Musik zu sprechen, mit einer Stimme, die so lieblich war, daß es der Schützin weh zumute wurde und sie zugleich eine Süßigkeit umfing, daß sie sich vorkam wie losgelöst von ihrer Leiblichkeit vor Wonne, weltentrückt, und daß sie bald nicht mehr die vertrauten Wände sah, die sie umschlossen. In dieser tiefen Stimme war so ein seltsames Schwingen:

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig deuchten —

Was die Stimme drinnen im Zimmer sprach, begriff Eva nicht einmal. Aber sie fühlte, daß hier von Dingen die Rede war, die sie im Tiefsten ihres Weibtums angingen, und daß die Verse an alle ihre längst verschütteten, unerfüllten Sehnsüchte rührten:

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb so süß vom Throne
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedre Hütte;
Kennet Wunsch, Bedürfnis, Bitte,
Längst bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem tut sie G'nüge.

Und nun erklang leise das uralte Kindelwiegen in der Musik, der holde Zwiegesang, den die Eltern ihr selber in frühester Jugend als Schlummerlied gesungen hatten, und es war ihr plötzlich, als sähe sie ihre eigne alte Wiege in ihren bunten Farben vor sich, in langsamem, gleichmäßigem Hin und Her, Auf- und Abschwingen, und zwischen den Kissen ein rosiges Kindlein.

Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knösplein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Die Schützin lehnte an dem Türpfosten. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken, Tränen hingen an ihren Wimpern. Sie hörte nicht, daß drinnen in der Stube eine Pause eingetreten war, eine heilige Stille; sie hörte nicht, daß sich rasche schwere Schritte ihrem Lauscherposten näherten, aber sie taumelte in die Wirklichkeit, als die Tür sich öffnete und Schütz plötzlich vor ihr stand.

»Frau,« rief er, und seine Augen glänzten in tiefster Freude, »Frau, das sind die schönsten Tage meines Lebens! Der Goethe ist ein Herrgott, er steht mir gleich neben dem Bach! Und daß ich das erleben darf — das!« Er riß in überschäu-



Aenne Siebert: Dr. Hugo Eckener

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung 1925

mendem Glücksgefühl sein Weib an sich, und Eva konnte nicht anders, sie umfing ihren Mann und barg ihr Antlitz an seiner Brust. Er aber strich ihr liebevoll über den Scheitel: »Gelt,« sagte er weich, »so ein Knösplein, so eine Gegengabe Gottes — das ist's, was dir fehlt?«

Eva antwortete nicht. Sie hob ihr Angesicht empor und sah ihn aus feuchten Augen innig an. »Ich bin zufrieden, Hans, es war so schön, so wunderschön — und dann, ich habe ja dich.«

»Hans!« wiederholte Schütz. »So hast du mich lange nicht genannt.«

»Ja, als wir jung waren und Brautleute — damals warst du mein Hans.« Und es war den beiden, als seien sie wieder ganz jung, wie vor fünfzehn Jahren, und als sei ihnen alles wieder so neu und schön wie damals.

Als sich nun die Schützin ein wenig gesammelt hatte, so daß sie wieder nüchterner in die Welt blickte, regte sich gleich ihr gesunder Humor. »Hans!« rief sie, »ohne dich hätte es der Geheimrat aber auch diesmal nicht gebracht, und eigentlich müßte es nun von Rechts wegen heißen: Maskenzug von Goethe und Schütz.«

»Freilich, freilich,« lachte der Organist, »ich werd's ihm sagen: von Schütz und Goethe. Denn erst mache ich meine Musik, und dann er seine Verse. In das alte Kindelwiegen war er ja neulich geradezu verliebt, wie ich's ihm zum ersten Male gespielt habe, und wie oft habe ich's ihm wiederholen müssen.«

Zwei Tage später fuhr Goethe nach Weimar zurück. Das Festspiel war vollendet, Berka und Schütz hatten ihre Schuldigkeit getan. Als die Ehegatten nach umständlichem Abschied und wiederholtem Händeschütteln ihre gute Stube betraten, leuchtete ihnen vom Tische ein Kistchen entgegen, das der Geheimrat vergessen zu haben schien. Schon wollte Schütz in aller Eile den fortrollenden Wagen aufhalten, als sein Blick auf die Aufschrift fiel: An den Badekönig, Schulmeister und Organisten Johann Heinrich Friedrich Schütz. Der wohlbeleibte Musiker warf einen glücklichen Blick auf Eva, als wolle er sagen: »Siehst du, da haben wir's!«, und öffnete mit zitternden Händen behutsam den Kasten.

»Wein!« rief er, als er ein halbes Dutzend Flaschen mit Strohhülsen vor sich sah. »Weiß Gott, Johannisberger, sein Lieblingswein. Das lass' ich mir gefallen! Und hier noch ein Schreiben.« Er entfaltete es bedächtig und las, indessen Eva mit ins Blatt blickte, laut die Verse:

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menschen machte;
Doch bracht' er aus der Mutterschoß
Noch vieles Ungeschlachte.

Die Elohim zur Nas' hinein
Den besten Geist ihm bliesen;
Nun schien er schon was mehr zu sein,
Denn er fing an zu niesen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,
Sobald er sich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung setzet.

So Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel
Uns führen, bei der Gläser Klang,
In unsers Schöpfers Tempel.

Das Ehepaar starrte sprachlos auf das Blatt und wußte sich keine Deutung. Da plötzlich brach Eva aus: »Natürlich! Hab' ich's nicht gesagt! Wer hat recht gehabt — wieder einmal ich! Das ist der Dank des Herrn von Goethe für alle deine Mühe. Er macht sich lustig über dich, nennt dich einen Erdenkloß und Klumpen und stempelt dich zum Säufer. Schütz! Bleib mir vom Leib mit deinen vornehmen Bekanntschaften! Ausgenützt hat er dich —«

»Still, still,« unterbrach er sie, sich sammelnd, »das verstehst du nicht.« Dann aber wandte er plötzlich sein Angesicht voll der Gattin zu und lachte, lachte. »Hat er denn nicht recht? Bin ich nicht ein Erdenkloß, ein Klumpen — ich, Hans, der Gatte der Frau Eva? Und trinke ich nicht gern ein Gläschen, und wenn es kein Wein sein kann, so doch meinen Humpen Hetschenburger?«

Die Schützin starrte ihren Mann sprachlos an, als zweifle sie an seinem Verstand. Schütz aber fuhr unbeirrt fort: »Er hat es ja selbst gesagt, daß nur der zu den Besten gehört, der sich selbst zum Besten halten kann. Siehst du, er rechnet mich zu den Besten.«

Frau Eva lachte ein wenig hart auf. »Dann ist die Art und Weise seines Ausdrucks diesmal nicht gerade zart. Ich meine —«

»Der Mann ist so groß,« unterbrach sie Johann Friedrich, und seine Augen suchten weit in der Ferne, »daß er keine Kleinlichkeiten kennt. Eitelkeit ist ihm fremd, und deshalb erwartet er auch von mir, daß ich über dieser Schwäche stehe. Er soll sich nur über mich lustig machen!«

Zwanzig Tage später war der erste Weihnachtsfeiertag. Das Ehepaar war zur Kirche gegangen, er auf seine Orgelempore, sie auf ihren Platz im Kirchenstuhl. Über Eva war bereits eine echte feierliche Weihnachtsstimmung gekommen.

Ein junger Vikar hielt in Vertretung des erkrankten Pfarrers den Gottesdienst, und nachdem er das Weihnachtsevangelium verlesen hatte, begann er's auszulegen, aber ganz anders, als es Eva bisher gehört hatte. Es war ein Hoheslied

auf die Hingabefähigkeit des Menschen an seine Lebensaufgabe.

Die Schützin war nachdenklich bei dieser Predigt geworden und hatte mehrmals hinauf zur Orgelempore geschaut, wo ihr Mann, an der Rampe stehend, keinen Blick vom Vikar wandte, sondern gespannt seinen Worten lauschte.

Als der Prediger geendet hatte, begann Schütz sein Orgelspiel.

Wie wundervoll zart, wie innig senkten sich die Töne herab! Es war, als käme die Musik aus einer weiten, unerreichbar weiten Ferne. Eva wußte nicht, warum ihr der Nachmittag ins Gedächtnis kam, an dem Goethe in ihrem Hause geprobt hatte, an jene einzige Stunde, die ihr ein so großes Erleben gebracht, wie sie es bis dahin noch nicht gekannt hatte. Wenn doch noch einmal ein solcher Rausch ihr gegeben würde!

Täuschte sie sich — quoll da nicht aus der Verschlingung lieblichster Harmonien das Kindelwiegen? Freilich, es war ja Weihnacht, und da gehörte zum Gottesdienst die schlichte, innige Volksweise.

Und nun wußte die Schützin auch, warum sie Goethes gedenken mußte, Goethes, den sie einmal glaubte hassen zu dürfen, weil er sie verspottet, und der dann an ihr Herz gerührt hatte, wie kein andrer Mensch je zuvor. Da war etwas in ihr aufgebrochen wie eine Blüte voll satter Farbe und berauschenden Duftes.

»Zarte Knospe, heil'ges Kind, im Kripplein du bei Eis und Wind« summte und sang die Orgel, verflocht die Weise mit einem Choral, löste und verschlang sie von neuem, fügte sie himmelanstürmend, brausend zu einem gewaltigen Bau, daß es schien, als sollten die Wände der kleinen Kirche gesprengt werden, eine jauchzende Hymne auf die Geburt des Kindes, des Erlösers, auf die Hingabefähigkeit des Menschen an das Werk.

Der Jubel, der dem Instrument entquoll, ebbte langsam ab, verlor sich aus jenseitigen Fernen ins Irdische, die Gemeinde sang in hergebrachter Weise ihren Weihnachtschoral. Dann drängte alles zum Ausgang.

Unter den Letzten war der Organist und sein Weib. Ihre Hände hatten sich wie Kinderhände zusammengefunden, und nun schritt das Paar in feierlicher Stimmung hinüber ins kleine Schulhaus, ohne ein Wort zu verlieren.

Kaum hatten sie die Mäntel abgelegt, als die Schelle der Haustür anschlug: »Ein Paket vom Geheimrat Goethe in Weimar« hieß es.

Und wieder öffneten zitternde Finger die Umhüllung, und voller Erwartung und Neugierde hefteten sich zwei Augenpaare auf den Inhalt.

»Bachs Choräle und wohltemperiertes Klavier!« jubelte Schütz. »Die Noten, die ich mir so sehnlichst gewünscht habe, meine Schätze, die mir vor zwei Jahren das Feuer verbrannt hat. Und hier ein Päckchen für dich, sieh her: Für Frau Eva.«

Die Schützin riß mehr das Päckchen auseinander, als daß sie es öffnete. »Ein Schal, ein wundervoller Schal,« rief sie entzückt, »das lasse ich mir gefallen!« Sie legte ihn um die Schultern und musterte sich im Spiegel.

»Und hier im Notenheft noch eine Widmung,« rief Schütz, außer sich vor Freude, nachdem er vorsichtigerweise die Zeilen zuvor gelesen hatte. »Höre nur:

Laß mich hören, laß mich fühlen,
Was der Klang zum Herzen spricht,
In des Lebens nun so kühlen
Tagen spende Wärme, Licht.
Immer ist der Sinn empfänglich,
Wenn sich Neues, Großes beut,
Das ureigen, unvergänglich
Keines Krittlers Tadel scheut.
Das aus Tiefen sich lebendig
Zu dem Geisterchor gesellt
Und uns zwanglos und selbständig
Auferbauet eine Welt.
Tritt der Jünger vor den Meister,
Sei's zu löblichem Gewinn,
Denn die Nähe reiner Geister
Geistigt aufgeschloßnen Sinn.

Aber diesmal brachte Schütz vor grenzenlosem Glück die Zeilen nicht zu Ende. Die Buchstaben tanzten vor ihm, die ganze Stube, Tisch, Stuhl, Spiegel, Frau verschwammen vor seinen nassen Augen. »Eva,« rief er, »siehst du, er weiß wohl, was er an mir hat! Er hat's immer gut mit mir gemeint. Das wußte ich! Ihn hab' ich in unsers Schöpfers Tempel führen dürfen, wie er sagt, wo er doch heimischer ist als ich; in ein Heiligtum, das ihm seither noch verschlossen war, ich, der simple Schulmeister von Berka, der Organist von St. Marien.« Er war glückstrunken auf einen Stuhl gesunken, in seinen zitternden Händen die Noten mit der Widmung.

Von Evas Schultern glitt langsam der Schal und fiel unbeachtet vor dem Spiegel zu Boden. Sie trat zu ihrem Manne, strich ihm über die Haare und las die Verse in seinen Händen, las und las sie wieder. »Schütz,« sagte sie endlich, »er nennt dich einen Meister!«

Er nickte langsam nachdenklich: »Und er ist mir mehr Meister gewesen als ich ihm.«

»Weißt du,« fuhr Eva sinnend fort, »jetzt glaube ich, kann ich ihm auch seinen Stammbuchvers verzeihen.«

Da sprang ein befreiendes Lachen auf. »Wirklich? Darüber wird der Geheimrat aber glücklich sein!« spottete Johann Friedrich.

»Ach du! Scheusal!« rief Eva fröhlich und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.



Vor dem Ladentisch

Betrachtungen einer Kundin beim Einkaufen

Von Charlotte Mühsam-Werther

Der Übergang der Ware vom Einzelhandel auf den Verbraucher vollzieht sich keineswegs mit der Präzision der Maschine. Wäre es so, dann müßte sich der größte Kundenkreis automatisch dort versammeln, wo man die beste Ware am billigsten kauft. Neben den wirtschaftlichen Momenten sprechen vielmehr auch höchst persönliche Unwägbarkeiten mit. Vor wie hinter dem Ladentisch wirken eben nicht Maschinen, sondern Menschen von Fleisch und Blut, Kluge und Törichte, Erfahrene und Unbewanderte, Geduldige und Nervöse.

Mit welchen Augen blickt die Kundin auf und über den Ladentisch?

Die Kundin ist keine feststehende Schablone. Zahlreich sind ihre Typen. Wir sehen neben der Kundin, die beim Eintritt nicht weiß, ob und was sie erwerben will, die Kundin mit ganz bestimmter Kaufabsicht. Neben der Kundin, die, unsicher und verängstigt, den Kaufgegenstand nur in unklaren Umrissen vor sich erblickt, während sie im übrigen auf die Vorschläge und Ratschläge des Verkäufers angewiesen ist, steht die selbstsichere Kundin, die den Kaufgegenstand knapp und unzweideutig bezeichnet. Der Kundin, der es nur auf die Güte der Ware ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt ankommt, folgt die Kundin, der es vor allem um die Ersparnis jedes Pfennigs zu tun ist. Sorgenvoll steht neben der Neureichen die Frau des ehedem wohlhabenden Mittelstandes.

Und noch ausgeprägter als diese wirtschaftlichen Typen erscheinen die im Käuferpublikum vertretenen **Geschmacksverschiedenheiten**. Der Verkäufer erblickt vor sich die moderne Frau mit dem Bubikopf, die auf allen Gebieten nur der neuesten Mode folgt; er sieht die bedächtig prüfende Hausfrau, der es hauptsächlich auf das Haltbare und Gediegene ankommt. Er erblickt neben der eleganten Frau, die sich in Bedürfnissen und Wünschen nicht selten internationalen Vorbildern nähert, die strenge Linie der früheren Offiziersfrau »Marke Potsdam« sowie die korrekte Beamten- und Landedelfrau in ihrer schlichten Kleidung. Eine jede von ihnen — mit oder ohne Tradition — mit gänzlich verschiedenen, der verschiedenen sozialen Einstellung entsprechenden Erwartungen.

Diese Verschiedenartigkeit offenbart sich schon in Äußerlichkeiten. Die Kundin, namentlich diejenige, welche auf eine gute Kinderstube zurückblicken kann, wird auf eine gewisse **Höflichkeit des Verkäufers** Wert legen. Ohne Höflichkeit ist der Verkehr zwischen Menschen nicht möglich. Würde der eine dem andern geradeheraus sagen, was er von ihm hält, so käme es zu Streit ohne Ende. Die Höflichkeit, welche die Kundin vom Verkäufer erwartet, bringt es mit sich, daß man sachlich und freundlich, ohne persönliche Reibungen, auch wenn man sich nicht verständigt, die Verhandlungen zu Ende führen kann. Die richtige Höflichkeit äußert sich nicht etwa in tiefen Bücklingen — die gehören einer veralteten Zeit an —, der feinere Verkäufer wird vielmehr, für das größere Publikum unmerklich, in seinem Ton zwischen den verschiedenen Käuferschichten zu scheiden wissen.

Nachdem Jahre hindurch, namentlich unmittelbar nach dem Kriege, ein unleidlicher Zustand bestand, während dessen die Kundin nur als Objekt, oft recht gleichgültiges Objekt, behandelt wurde — man konnte in jener Zeit tatsächlich von Ihrer Majestät der Verkäuferin reden —, so muß jetzt in dieser Hinsicht mit Genugtuung eine wesentliche Besserung anerkannt werden. Diese Besserung ist um so erfreulicher, als im allgemeinen die früher herkömmlichen Linien respektvollen Verkehrs sich immer mehr verwischen, so namentlich zwischen Kindern und Eltern. Doch das ist ein trauriges Kapitel für sich.

Neben dieser äußeren, den Rahmen bildenden Höflichkeit bedarf es noch des Takts und der inneren Herzensmilde. Der erkennbare Wunsch, dem Nächsten — das ist hier die Kundin — zu helfen, bildet einen praktisch anwendbaren Fall der allgemeinen Nächstenliebe: eine Hilfe ohne Sentimentalität, mit einer aus dem Inneren ausstrahlenden Freudigkeit und Freundlichkeit, die der Kundin das Vertrauen einflößt, daß man ihr an dieser Stelle wohlwill, daß man hier ihre wahren Interessen zu ergründen und zu erfüllen sucht; das Vertrauen, daß für das Geschäft nicht ausschließlich die Absicht leitend ist, an der Kundin zu verdienen und sie dann rasch wieder abzuschieben.

Wohl dem Verkäufer, der dieser schwierigen Aufgabe gerecht wird, ohne es deshalb an der durch allgemeine geschäftliche Notwendigkeiten bedingten Schnelligkeit in der Abwicklung des einzelnen Geschäfts fehlen zu lassen.

Gerade hier rentieren sich die erforderlichen Eigenschaften des guten Verkäufers: **Sachkunde und Menschenkunde**. Wenn der Verkäufer wirklich versteht, was die Kundin will, so ist dies das beste Mittel, ihr und sich selbst Zeit zu ersparen.

Unliebsam wirkt es, wenn man den Verkäufer in lebhafter Privatunterhaltung mit Kollegen trifft, in der er sich auch beim Nahen der Kundin nicht oder nur widerwillig stören läßt. Die leicht mißtrauische Kundin steht dann

unter dem Eindruck, zu stören. Für alle solche Dinge haben selbst einfache Kundinnen ein feines, manchmal überfeines Empfinden. Ist jedem Kundentyp, auch der einfacheren Kundin, die Überzeugung des richtigen Mitempfindens der Verkäufer beigebracht, so erwächst auf gesunder Basis die schöne Knospe des Vertrauens, aus der sich die Frucht der Dauerkundschaft entwickelt. Verkäufer und Kundin wissen nun, daß sie voneinander Gutes zu erwarten haben.

So rankt sich um das Geschäft allmählich eine immer weitere Kreise ergreifende Kundschaft, die zu den sogenannten immateriellen Gütern des Geschäfts gehört, die sich unter Umständen von Generation zu Generation forterbt, und die beispielsweise beim Übergang des Geschäfts in andre Hände einen wesentlichen Bestandteil des inneren Geschäftswertes ausmacht. Wie sehr selbst der einfache Mann aus dem Volke sich des Vorteils bewußt ist, den die Dauerkundschaft in sich schließt, das zeigt folgender gern erzählter Scherz: Ein Bauer, der nach fünfzehn Jahren wieder einmal nach Berlin kommt, wird von seinem Freund in ein großes Hutgeschäft geführt, um sich dort einen Hut zu kaufen. Er betritt den Verkaufsstand mit den fröhlichen Worten: »Na, da wär' ich mal wieder!«

Wie aber gestaltet sich häufig das schöne Bild in der rauhen Welt der Wirklichkeit? Vielleicht kommen meine Betrachtungen dem Leben am nächsten, wenn ich einige Skizzen aus dem Leben entwerfe.

Die Verkörperung des eignen Weltbildes und des eignen Geschmacks ist für zahlreiche Verkäufer typisch, die nun unter allen Umständen die Kundin so, wie es ihrem Ideal und Geschmack entspricht, bekleiden, ausrüsten, ernähren, mit Möbeln ausstatten wollen. Hier setzt nun ein offener oder stiller, oft erbitterter Kampf ein. Nur dann, wenn der eigne Geschmack und Wille des Käufers sehr bestimmt ist, wird er seinen Standpunkt erfolgreich durchsetzen. Im entgegengesetzten Falle wird viel Schaden gestiftet. Das Problem auf eine kurze Formel gebracht, lautet: Darf der Verkäufer warnen oder raten, wenn die Kundin einen genau ausgesprochenen Wunsch hat? Die Antwort kann nur lauten, daß für den Verkäufer der ausdrückliche Wunsch der Kundin Gesetz ist; nur unter ganz besonderen Umständen und nur sehr zurückhaltend mag er Bedenken äußern.

Einige Beispiele: Eine Dame verlangt im Handschuhgeschäft lehmfarbene schwedische Handschuhe. Bei Vorweisung ihrer Hand muß sie hören, man habe nichts für »eine so große Hand«. Als die Dame bittet, doch nachzusehen, sie habe 6¾, läßt sich die Verkäuferin schließlich erweichen. Es sind also Handschuhe in entsprechender Größe vorhanden. Aber die Verkäuferin kommt mit grauen Handschuhen. Die Kundin: »Fräulein, Sie haben mich nicht verstanden, ich bat doch um lehmfarbene.« Nach weiterem Suchen kommt die Verkäuferin wieder mit grauen Handschuhen. Die sehr gütige, sehr geduldige Kundin, die Gattin eines Professors der Theologie, verläßt den Laden mit den Worten: »Mein liebes Fräulein, Sie eignen sich wirklich nicht zur Verkäuferin. Sie haben es dahin gebracht, daß ich diesen Laden nicht wieder betrete.«

Als ich kürzlich für meine Diele nach Maßgabe der Farbe ihres Anstrichs einen einfarbig grauen oder bläulichen Läufer verlange, bediente mich in einem von mir seit Jahrzehnten als Kundin besuchten Geschäft ein mir bis dahin unbekannter junger Verkäufer. Trotz genauester Aufklärung war er unerschöpflich in der Vorweisung ganz bunter, von mir sofort als ungeeignet zurückgewiesener Läuferstoffe, und mir wurde die Belehrung zuteil, daß »uni überhaupt nicht mehr genommen wird«. Einige Straßenzüge weiter kam ich in ein kleineres Geschäft, dessen Verkäufer mich sofort verstand; er legte mir zwei Uni-Stoffe zur Auswahl vor, und das Geschäft war in wenigen Minuten vollzogen. Läufer braucht man nicht allmonatlich. Wenn ich aber wieder einmal einen benötige, so gehe ich bestimmt wieder in das zweite Geschäft und empfehle auch meine Freunde dorthin. Der Verkäufer mit der »persönlichen Note« sieht mich nicht wieder.

Mechtild Lichnowsky schildert einen solchen Vorgang folgendermaßen: Die Kundin: »Ich brauche königsblaues Taftband.« Man bringt ihr Aschgrau und Türkisblau. Die Kundin: »Nein, viel blauer, kornblumenblau, königsblau.« Der Verkäufer, auf Aschgrau zeigend: »Das ist aber schon sehr blau, meine Dame.« Ein andrer Fachmann: »Die Dame meint Bleu ...« Da bleibt für das Auge des Laien nur ein Weg offen: der Blick nach dem Firmament.

Besonders schwierig nach Maßgabe der jetzigen Mode ist der Kauf der in der Farbe mit dem Kleid abzustimmenden Strümpfe und Schuhe. Hier läge es nun nahe, die Strumpffarbenmuster auf Tafeln übersichtlich in einer Farbenskala zusammenzustellen. Statt dessen nimmt die Verkäuferin in zeitraubender Arbeit Karton nach Karton heraus, um den Strumpf mit der ihr von der Kundin vorgelegten Stoffprobe zu vergleichen, bis schließlich das Gewünschte gefunden wird. Jedes Paar Strümpfe muß dann erst fein säuberlich zusammengelegt und wieder im Karton verstaut werden. Jedes Paar Strümpfe, das man kauft, wird ferner erst noch einmal auf Schäden nachgesehen, was

wiederum keine geringe Verzögerung in der Abfertigung bedeutet. Würde solche Durchprüfung nicht besser zuvor stattfinden?

Ein charakteristischer Kampf entbrennt, wenn sich die Geschmacksrichtungen des Verkäufers und der Kundin nicht begegnen. Häufig geht dieser Konflikt aus der betrübenden Tatsache hervor, daß unsre Zeit keine Verschiedenheit der Moden für die verschiedenen Lebensalter und Figuren kennt. Reifere, ja selbst ältere Damen sind den gleichen Moden wie junge Mädchen und junge Frauen unterworfen. Während früher ältere Damen mit Umhang und Kapotthut die Straße betraten, zeigen jetzt Großmütter und Enkelinnen sich kniefrei. Vielfach ist die Dame der Gesellschaft im Bubikopf mit getünchter Fassade nicht von der Demimondaine zu unterscheiden. Über soziale Unterschiede geht die Mode hinweg; in nicht zu weiten Zwischenräumen folgen die Dienstboten den Damenmoden. Wie auf den meisten sonstigen Gebieten zeigt sich auch hier das Bestreben unsrer Zeit zum Nivellieren. Trotzdem oder gerade deshalb sind für die geschmackvolle Kundin noch Unterschiede möglich und nötig. Dies aber stößt auf den Widerspruch des Verkäufers, der sich, und zwar vielfach aus Romanen und Kinovorstellungen, das Idealbild einer Dame zurechtgemacht hat. Nuancierungen gibt es für ihn nicht. In die ihm geläufige Form soll jedes Bedürfnis gepreßt werden. Zahlreiche Verkäufer gefallen sich in dem Irrgedanken, als läge es im Interesse der Kundin, unter allen Umständen »modern« gekleidet zu sein. Man halst ihr Dinge auf, die ihrem Alter, ihrem Stand, ihrem Format nicht angemessen sind. Nicht zum Vorwurf kann man es dem jungen Verkäufer machen, der sich nicht sofort in die traditionellen Lebensanschauungen und Bedürfnisse der ihm fernstehenden Kreise hineinzufinden vermag. Die Landedelfrau oder die Gattin des höheren Beamten, die den Laden betritt, verkörpert einen ausgesprochenen, ihrem Wesen angemessenen, durchaus echten Typ. Was diesem Typ nicht entspricht, erschiene an diesen Frauen unecht und geschmacklos und wäre um so mehr zu verwerfen, je größer der Kontrast in ihrer schlichten Lebenslinie zu extravaganten Modeformen ist.

Wenn ich heutzutage in Modegeschäfte komme, so sage ich: »Bitte, zeigen Sie mir etwas Unmodernes«, worauf man mich in Geschäften, in denen man mich nicht kennt, für nicht ganz normal hält. Ich bin dann genötigt, dem Verkäufer erst in längeren Betrachtungen klarzumachen, wie ich zu dieser unnormal erscheinenden Einstellung komme. Trotzdem gelingt es mir nicht immer, den Verkäufer von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen, mir nur das »Allerneueste« vorzulegen.

Ein Kleidungsstück, das sich am schlanken und jugendlichen Mannequin hübsch ausnimmt, reizt am Körper der älteren und schwerfälligen Kundin zum Spott. Bei diesem abfälligen Urteil denke ich nicht einmal an die Verkäufer, denen es vor allem darauf ankommt, in den Augen des Prinzipals durch besonders umfangreiche Verkäufe ihre Tüchtigkeit und Wichtigkeit darzutun. Ich denke vielmehr an die gutgläubigen, aber unerfahrenen Verkäufer, die einem ausgetüftelten Ideal zuliebe der Kundin ungeeignete Sachen aufschwatzen.

Eine meiner Bekannten erzählte mir folgenden charakteristischen Vorgang: Ihre Nichte, ein auffallend hübsches junges Mädchen, sucht einen schwarzen Schwimmanzug. Sie kommen ins Geschäft, sehen dort auch Stapel von schwarzen Schwimmanzügen, vermögen indes die Verkäuferin nicht von ihrer Absicht abzubringen, durchaus den Ankauf eines nilgrünen, spitzenbesetzten Strandanzugs zu empfehlen, als »allein in Betracht kommend«. Der Einwurf: »Aber mit einem solchen Ding kann man doch nicht ins Wasser gehen«, wurde zu entkräften versucht. Erst der Energie der die junge Dame begleitenden Tante gelang der Kauf nach den Worten: »Wollen Sie uns nun den schwarzen Schwimmanzug verkaufen oder nicht?!« Erfolg: Verstimmung auf beiden Seiten.

Neben dieser Verkäuferin, die aus Torheit handelte, indem sie sich das Bild einer eleganten jungen Dame vorstellt, die im nilgrünen Strandanzug zum Entzücken des staunenden Publikums dahinwandelt, weisen andre Erfahrungen auf eine direkte Absichtlichkeit des Verkäufers. Das sind insbesondere die Fälle, in denen die Verkäuferin, nur um das Geschäft zum Abschluß zu bringen, behauptet, das Kleid oder der Mantel sitze wie angegossen. Zwar die sachverständige Kundin wird sofort im Spiegel die offenbare Unrichtigkeit erkennen. Die schüchterne Kundin dagegen wird gegenüber solcher Bestimmtheit leicht dem eignen Urteil mißtrauen und erst zu Hause, wenn es zu spät ist, den Spott des Gatten oder der Freundin über sich ergehen lassen, sie sähe aus — nun, je nachdem, »wie eine Mettwurst« oder »wie ein Floh im Pantoffel«.

Oft fehlt namentlich der jugendlichen Kundin die Energie zur Abwehr der Überredungskünste des Verkäufers, namentlich dann, wenn ihr der Gedanke peinlich ist, den Verkäufer schon zu lange aufgehalten zu haben. Trotz innerer Widerstände wird sie mißmutig das Geschäft abschließen, diesen Laden aber sicher nicht wieder betreten und vor seinem Besuch warnen. Beschwatzungskünstler bilden im ehrenwerten Stande der Verkäufer zwar die Ausnahme, sind doch aber nicht so selten, daß ihrer nicht hier mit Nachdruck gedacht werden müßte,

weil sie in der Tat eine schwere Gefährdung darstellen. Ich gedenke des Falles, wo eine jugendliche Angestellte an Stelle des vollständig abgenutzten, unmöglich gewordenen Kleides sich für Haus und Beruf ein neues anschaffen will; das Geld dazu, Mark für Mark, hat sie seit langem aufgespart, stößt dann aber auf einen jener Beschwatzungskünstler, der ihr an Willen, Menschenkenntnis und Redegabe weit überlegen ist und ihr nun, unter Ausnutzung ihrer Unerfahrenheit und ihrer Eitelkeit, in lockenden Farben vormalt, wieviel vorteilhafter für sie ein elegantes Seidenkleid an Stelle des geforderten Wollkleides sei.

So geht es aber nicht nur der unerfahrenen jungen Angestellten, sondern auch erfahrenen Hausfrauen. Und manche Familienszene hat es schon gegeben, wenn die Frau die mühsam zusammengesparten Mark, anstatt das verabredete Notwendige zu erstehen, in etwas ganz Überflüssigem angelegt sieht. In extremen Fällen, in denen der überlegene Wille des Verkäufers alles Wollen und Denken der Kundin vollkommen ausschaltet, könnte man geradezu an eine Art unwiderstehlicher Suggestion denken. Wüßten doch die Verkäufer, wie sie dem Geschäft schaden, wenn sie der Kundin, die diesmal zufällig nicht das Rechte fand, den Rückzug schwer machen und dabei nicht selten noch eine beleidigte Miene aufsetzen! Eine meiner Bekannten kleidete dies Empfinden in den Seufzer, im Geschäft von X. müsse man, wenn man nichts fände, über die Barriere springen, um überhaupt herauszukommen. Nachrichten darüber verbreiten sich schnell; daß sie zur Anregung der Kundschaft geeignet seien, wird niemand behaupten wollen.

Ist der Kundin der Preis für den ihr an sich zusagenden Gegenstand zu hoch, so wird sie hier oder da durch taktlose Äußerungen verletzt; man sagt ihr: »Das ist doch aber gar nicht teuer« oder »Das kann Ihnen doch nichts ausmachen« oder »Dann sparen Sie doch lieber an etwas anderm«. Derartige Äußerungen sind häufiger, als man denkt; aber solche Geschäfte werden bald gemieden.

Schlecht verhohlene Verachtung wird nicht selten der Kundin zuteil, deren Einkauf sich nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse nur auf einen geringwertigen Gegenstand bezieht. Der Verkäufer übersieht, daß dieselbe Kundin bei andrer Gelegenheit vielleicht einmal Wertvolleres kaufen könnte. Der bekannte Juwelier Friedländer Unter den Linden hatte ganz recht, als er seinen Verkäufern den Satz einprägte, sie sollten zu den Käuferinnen eines Fingerhutes ganz besonders zuvorkommend sein. Man könne nie wissen, ob dieselbe Käuferin nicht einmal einen Silberkasten oder gar ein Brillantkollier kaufen würde.

Ganz böse ist es, wenn die Mißachtung sich in Worte kleidet. Ein älterer Großindustrieller, der auf seine Kleidung keinen großen Wert legt, sieht im Schaufenster die ersten Erdbeeren des Jahres. Auf seine Frage nach dem Preis erwidert ihm der Verkäufer: »Sie kaufen die Erdbeeren doch nicht.« Den Erfolg kann man sich vorstellen.

Wie wohltuend empfindet man es dagegen, wenn der Verkäufer für die Einschränkungen Verständnis zeigt, wie die veränderten Zeitverhältnisse sie uns aufzwingen, wenn man ihn bemüht sieht, die Kaufvorschläge mit Geschmack und Geldbeutel des Kunden in Einklang zu bringen! Zu solchen Geschäften tritt man dann fast in eine Art Freundschaftsverhältnis. Ja, man wendet sich mit Vorliebe immer wieder an denselben verständnisvollen Verkäufer und macht gern einen weiteren Weg selbst dann, wenn anderswo größere Auswahl, vielleicht selbst billigerer Preis winkt.

Ich selbst besuche seit jeher mit Vorliebe Geschäfte, in denen ich solch ein Vertrauensverhältnis zu den Verkäufern habe. Sie kennen meinen Geschmack und Geldbeutel, kommen mir äußerlich höflich und innerlich verständnisvoll entgegen. Sie setzen keine beleidigte Miene auf, wenn ich, noch immer ohne Bubikopf, einen der Mode nicht gerade entsprechenden Hut fordere oder bei der Höhe meiner Semester ein kniefreies Kleid ablehne. Derartige Geschäfte, die einen alten treuen Kundenstamm haben, deren Geschmack und deren Bedürfnisse sie genau kennen, sind auch viel eher in der Lage, richtig zu disponieren, da sie ihrer Abnehmerschaft sicher sind. Ich warte auch gern, bis der mir bekannte Verkäufer frei wird, denn dieses Warten ist oft viel weniger zeitraubend als das Bedientwerden von einem ungewandten, mir unbekannten Herrn.

Zur richtigen Waren- und Menschenkunde gehört auch eine gute, sichere Geschäftsorganisation. Es verstimmt, wenn die Zuständigkeiten nicht korrekt und übersichtlich geordnet sind. Die Kundin wird ein Geschäft meiden, in dem sie beim Wunsch nach einem bestimmten Gegenstand von einem Ladentisch zum andern, von einer Etage zur andern gewiesen wird. Vielfach übt man auch nicht genügende Rücksicht auf leidende Kunden. Ich selbst konnte infolge eines Knieleidens monatelang keine Treppe steigen. Mehrfach lehnte man mir auch in Fällen, in denen sonst kein Kunde die Zeit der Verkäufer in Anspruch nahm, meine Bitte ab, aus der oberen Etage einen von mir genau mit Größen- und Nummernangabe bezeichneten Kaufgegenstand herunterzuholen.

Aber auch der Kundin, die im größeren Geschäft alsbald zum richtigen Ladentisch gelangt, stellen sich Schwierigkeiten entgegen. Zwar sind zweifellos Vorräte der verlangten Art vorhan-

den, vielleicht hat man sie sogar in Inseraten angeboten. Aber die Verkäufer sind nicht unterrichtet, und nun sieht sich die Kundin wiederum der langwierigen Vorlegung unerwünschter Gegenstände ausgesetzt. Mir selbst, die ich sehr scharfe Augen habe, ist es häufig begegnet, daß ich in Regalen oder an Ständern gerade die von mir verlangten, vom Verkäufer aber vergeblich gesuchten Gegenstände liegen oder hängen sah. Kundinnen sind mehrfach, das konnte man beobachten, unter ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung des Verkäufers hinter den Ladentisch gegangen, wo sie sich die gewünschten Gegenstände aus Regalen oder von Ständern herausfischten, die der Verkäufer nicht fand. Ob in solchen Fällen das Versagen des Verkäufers auf Trägheit oder Sachunkunde zurückzuführen ist, läßt sich nur schwer entscheiden; aber das eine wäre so bedauerlich wie das andre.

Gelegentlich fällt auch die gänzliche Uninteressiertheit des Verkäufers unliebsam auf. Ich habe Erfahrungen darin gesammelt, als ich vor kurzem nach einem Buche Nachfrage hielt, einem Buche aus neuerer Zeit, das man nicht etwa nur in Spezialbuchhandlungen bekommt. Nach vergeblicher Anfrage in vier Geschäften hatte ich endlich Erfolg bei einem jungen Verkäufer, der mir sofort erwiderte: »Wir haben es zwar heute nicht vorrätig, haben es aber schon bestellt; es wird morgen hier sein. Dürfen wir es Ihnen zusenden? Finden Sie es inzwischen anderswo, so sind Sie nicht gebunden.« Dort habe ich das Buch sofort fest bestellt. Zuvor, wie gesagt, hatte man mich wiederholt uninteressiert abwandern lassen.

Häufig zeigt sich der Mangel jeder Kenntnis über das für einen bestimmten Zweck zu verwendende Stoffmaß. So war jüngst eine Bekannte Zeugin einer Unterredung, bei der ein Verkäufer einer Dame ein viel zu geringes Stoffmaß mit dem Bemerken verkaufen wollte, sie brauche von diesem Stoff für das ganze Kleid nur zwei Längen. Meine Bekannte, eine sehr drastische Dame, die vom Schneidern viel versteht, vor allem Augenmaß hat, glaubte sich, obwohl ungefragt, einmischen zu sollen und wies der Kundin nach, daß sie bei ihrem Körperumfang, selbst wenn der Stoff noch so modern verarbeitet würde, also oben nichts und unten nichts und auch ärmellos, sie niemals nur wagen dürfte, sich in dieser Gewandung hinzusetzen. Kommt die Kundin mit diesem geringen Stoffmaß zur Schneiderin, so verlangt die sicherlich noch einen halben oder einen Meter mehr. Dann aber kann es geschehen, daß die Kundin in dem Geschäft nicht mehr den passenden Stoff erhält.

Zum täglichen Klagelied der Kundin gehört die Beschwerde, daß Verkäufer, die den gewünschten Gegenstand nicht vorweisen können, von oben herab erwidern: »Das führen wir schon lange nicht mehr, danach wird vom besseren Publikum schon sooo lange nicht mehr gefragt.« Und schädlich ist für das Geschäft auch der Verkäufer, der gegenüber jeder Einwendung, berechtigt oder nicht, auf seinem Kopfe beharrt. Er lehnt jeden Einwand ab, schroff oder mit geringschätziger Miene. Solche rechthaberischen Naturen gehören schlechthin nicht hinter den Ladentisch.

Was soll man aber vollends zu der Verkäuferin sagen, die im Mißmut über die Ablehnung eines Kleiderkaufs der Kundin, einer Dame, die zwar etwas füllig, aber durchaus normal gewachsen, zurief: »Gnädige Frau, bei Ihrer unglücklichen Figur werden Sie sicherlich nirgends etwas Passendes finden.«

Am schlimmsten sind Kunden daran, die zu Sonderwünschen gezwungen sind. Auffallend oft versagt der Verkäufer, wenn der Normaltyp verlassen wird; es ist dann, als ob sonst verständige Menschen von jeder Denkfähigkeit verlassen wären. Ein mir nahestehender Herr leidet infolge von Gicht an einem entzündlichen Zeh, der keinen Druck verträgt. Früher war er Kunde in zwei eleganten Maßschuhgeschäften. Dem einen wie dem andern Meister setzte er sein Leiden auseinander, bat dringend, das Oberleder an der kranken Stelle um einen Zentimeter auf Kosten der Eleganz zu erweitern. Die Meister nickten eifrig, die Stiefel saßen indes, trotzdem der Herr es wohl ein halbes dutzendmal mit Neubestellungen versuchte, prall wie ein Handschuh. So sah der Käufer sich genötigt, sich an einen Schuhmacher für Fußkranke zu wenden, der ihm nun einen unnötig plumpen Schuh herstellte. Das ist ein charakteristisches Beispiel, wenn der Kunde aus irgendeinem Grunde eine Abweichung von der Norm verlangt, obwohl seinem Wunsche technisch bei dem geringsten Nachdenken sofort entsprochen werden könnte.

Auf die Kapitel Umtausch, Reparaturen und Änderungen kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur mit Herzklopfen wagt sich die Kundin an das Geschäft des Umtausches. Es ist so ein bißchen unsichtbare Anklagebank. Der Verkäufer steht ihr als Großinquisitor gegenüber. Bevor die Berechtigung zum Umtausch festgestellt wird, hat die Kundin neben begründeten Fragen auch häufig noch eine Reihe unberechtigter über sich ergehen zu lassen.

Und die Reparaturen! Ich besitze ein Thermometer, es ist weder schön noch elegant, hat mir aber gute Dienste geleistet. Die Quecksilbersäule geht entzwei. Ich schicke zum Optiker. Viele Wochen dauert es, bis die Reparatur beendet ist. Gestern erhalte ich es wieder; es ist

nicht wiederzuerkennen, es ist mit einer roten Flüssigkeit gefüllt, die die Eigenart besitzt, daß das Thermometer bei Kalt oder Warm unentwegt auf 19 Grad Reaumur steht. Ich gehe mit meinem Thermometer wieder zum Optiker, preise die Tugend der Beständigkeit, auf die ich aber gerade beim Thermometer wenig Wert lege, und finde nun beim Verkäufer nicht etwa Verwunderung und Abhilfe, sondern die köstliche Belehrung: »Mit dieser Flüssigkeit werden jetzt alle Thermometer gefüllt. Wollen Sie indes wieder Quecksilber haben, dann stellt es sich viel teurer.« Ich verließ den Laden, dankbar für die Belehrung, und behalte nun dieses seinem eigentlichen Zweck zwar entfrembete Thermometer zu bleibendem Andenken an die Fachmannsweisheit.

Ähnlich steht es mit den Änderungen. Man kann fast sagen, so viele Änderungen, so viele Enttäuschungen. Der damit beabsichtigte Zweck wird meist nicht erreicht. Oft stellen sich die Änderungen viel teurer als vorgesehen. Diese Erfahrung macht man besonders bei der Umänderung von Pelzen. Hier ist typisch die Zusicherung des Verkäufers, daß das Stück noch »bestimmt« die Änderung lohne. Wird dann anprobiert, so fehlen bestimmt soundso viele Felle, und zum Schluß kostet die Änderung mehr als eine neue Jacke. Sollte der reelle Verkäufer die Kundin als Fachmann nicht besser zuvor aufklären? Sie ist doch kein Kürschner!

Alles in allem sei sich also der aufmerksame Verkäufer klar darüber, daß die Kundin sich nur da wohlfühlt, wo man ihr statt schablonenmäßiger Behandlung nicht nur mit äußerer Höflichkeit, sondern auch mit erkennbarem innerem Interesse entgegenkommt, und wo gute Ware preiswert mit beherrschender Warenkenntnis des Verkäufers unter Erschöpfung aller Möglichkeiten eines korrekten, auf der Höhe der Zeit stehenden Geschäftsapparats dargeboten wird. Ich bin weit von der Ansicht entfernt, daß die Kundin, so wie sie sich ihrerseits dem Verkäufer darstellt, dem Ideal nahekommt. Pflicht der Kundin wird es sein, sich an Waren- und Geschäftskunde zu bereichern, Selbstbeherrschung zu üben und dem Verkäufer das Leben nicht zu schwer zu machen; nichts würde mich mehr betrüben, als wollte einer meiner Leser aus meinen Betrachtungen den irrigen Schluß ziehen, als hätte ich von den Verkäufern in der Allgemeinheit einen ungünstigen Eindruck gewonnen. Die Reflexe ihrer Tätigkeit, die ich hier vortrug, kamen, soweit es sich um positiv ungünstige Eindrücke handelte, nur auf Ausnahmen heraus, auf Auswüchse, wie eben ein jeder Stand sie zeitigt. Soweit indes die Fehlerquellen bei oft bestem Willen in Mißverständnissen oder mangelnder Unterweisung liegen, so tritt erfreulich und erkennbar schon in weiten Kreisen der starke Wille zur Bekämpfung solcher Fehler und zum Aufstieg hervor. Und zwar parallel der Entwicklung unsrer Gesamtwirtschaft, die in diesen schweren Zeiten nur bestehen kann, wenn sie aus den gegebenen Möglichkeiten das Beste herausholt. Gerade dies ist auch von den Verkäufern zu hoffen, die, soweit ich sie kennenlernte, in der überwiegenden Mehrzahl von gutem Wollen erfüllt sind. Dieses Wollen muß von der Erkenntnis getragen sein, daß auf dem weiten Gebiete der Wirtschaft schließlich alle Fäden zusammenlaufen: das Interesse der Kunden, das Interesse des Geschäfts und das Interesse der Angestellten.

Erhebung

Im Glase winkt ein goldner Sonnengruß.
Du süßer Trank! Es hüpft, es tanzt der Fuß.
Der Seele rascher, froher Flügelschlag
Erhebt mich jählings übern grauen Tag.

Ich schwebe, frei vom Zwang des Raums, der Zeit,
Dem Leid entrückt, durch die Unendlichkeit
Und juble, den Unsterblichen gesellt,
Dem Höchsten Ehre mit dem Chor der Welt.

Otto Oertel



Winterabend

Aufn. J. Gaberell, Thalwil

Weißes Engadin

Von Reinhard Weer (Zürich)

In Chur erst fing Herr Winter an, sich wahrhaft winterlich zu gebärden. Hier legten sich Frost und Schnee ins Zeug, daß es eine Art hatte. Wenn du aus der Hoteltür ins Freie trittst, steht draußen die Luft wie eine Mauer von Kältekristallen, dick und kompakt, gegen die man mit der Nase anstößt, eine Wand von elastischer Kühle, die man mit Händen greifen zu können glaubt. Aber man entdeckt bald, daß die Eiswand sich ganz leicht auftut und wohlig durchschreiten läßt: sie sieht aus wie eingeschlafen oder geronnen, von keinem Windhauch durchpulst, und man erneuert die alte Erfahrung, daß unbewegte Kälte gar nicht als kalt empfunden wird. Käme man nicht von jedem Gang durch die Glitzerherrlichkeiten des Draußen mit bereiften Brauen zurück, man wäre versucht, dem Thermometer, das beharrlich seine fünfzehn Grad unter Null behauptet, das Vertrauen zu kündigen.

Weiter ging's bergan, diesmal nicht rauchüberflaggt. Wie ein Sturmbock stieß die braune elektrische Lokomotive schwer stampfend ins Weiße. Durchs Rhein- und Albulatal führt die Strecke. Hier haben Riesen gehaust und die Natur herrisch durcheinandergeworfen im Taumel ihrer Zänkereien und Spiele, daß sie wie ein versteinerter Zornesausbruch daliegt im gletschernen Wintergewand. Brücken spritzen kühn gebogen über maßlos übertriebene Theater-Wolfsschluchten, gefrorene Kaskaden hängen wie opalisierender Glasschmuck oder wie Spitzenzierat an den Felsen zwischen dem Grün verwitterter Arven und Föhren, die da oben ein unausdenkbar karges und kämpferisches Bäumeleben führen. Tief drunten aber, milchig grün hervorleuchtend zwischen Decken und Polstern von Eis und Schnee, die er im Schlafe strampelnd durcheinandergeworfen hat — was ist das für ein Wildbach? Da, seht doch: jetzt schießt er ein Stück weit offen dahin, erwacht, befreit, tief Atem holend, mit wundervoll sattgrünen Wassern gegen das nächste Felshindernis anstürmend. Dieser Gebirgsbach, glorreich in der kochenden Sturzgewalt seiner eiskalten Wasser, ist der Rhein, unser Rhein, jawohl! Heil seiner Jugend, Heil seiner Reife, Heil seinem Alter! Seht, wie der junge Herkules die Kräfte prüft in seinen Kinderspielen, wie er mit Felsgiganten schäkert, uralte Föhren entwurzelt und sie vor sich her treibt, jauchzend übers Gerölle schäumt! Den Rhein, den deutschen Rhein, hier sehen wir ihn in seiner ganzen verheißungsvollen, kraftgeschwellten Jugend!

»Erlauben Sie mal,« unterbrach hier einer der Mitreisenden, der schon eine Zeitlang seine Landkarte studiert hatte, in einem Deutsch, das seinen Ursprung keineswegs verleugnete, »machen Sie uns doch keen Deaber vor: das hier ist ja gar nicht mehr der Rhein, das ist ja schon längst die Albula!«

Die Ankunft war Enttäuschung. »Das soll Sankt Moritz sein?« fragte man sich entrüstet beim Aussteigen.

Für die irdischen Sankt-Moritz-Requisiten

hatte der Theatermeister gesorgt: da standen die großen Hotels kunterbunt durcheinander, wie aus der Spielzeugschachtel eines Riesenkindes hingeschüttet, jenes sehr gespreizt, dieses etwas bescheidener hingebaut; da starrte eisgepanzert unter dickem Schneekissen der zum Pferderennplatz gewandelte See, gab's die zwischen den Steinkolossen mühsam sich durchwindenden Straßen, lief Menschheit Schlittschuh auf Eisplätzen, die wie scharf gekantete Stahlflächen glänzten, tummelte sich weiße und bunte Wolle, mehr oder minder mit Grazie begnadet, zu Fuß, auf Schlitten, mit Skihölzern bewehrt, zwischen befensterten Fassaden, war hinter all dies Menschenwerk und Menschentreiben die große Naturkulisse gestellt. Aber es war ein Bild ohne Freude und ohne Glanz, geisterhaft traurig, fast sinnlos und ein wenig unheimlich in seiner beweglichen Sinnlosigkeit. Welche Schlamperei, Herr Theatermeister, die Hauptsache war ja vergessen: die Sankt Moritzer Sonne! Bitte, was soll die Schwarzgrau-Zeichnung — Blau und Weiß und mit Sonnengoldverbrämung, so gehört's sich doch bekanntlich für Sankt Moritz! Sitzt Max Reinhardt da drüben in Salzburg, und in seiner Abwesenheit kann im Engadin so etwas passieren. Hallo, Herr Inspizient! Die Sonne angeschaltet, den großen Reflektor! Die Jupiterlampen, meinetwegen, wenn's durchaus ein Film werden soll, nur nicht diese Düsternis!



Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Schlittschuhläufer beim Sprung



Aufn. E. Meerkämper, Davos

Frau Brockhöft, die deutsche Eislaufmeisterin, beim Training in Davos

Es kann nicht länger verheimlicht werden: an diesem ersten Tage versagte die Beleuchtung. Die Premiere mußte abgesagt werden, Sankt Moritz blieb grau in grau. Man hatte zu resignieren.

Im Dämmer des sterbenden Tages ging ich durch den Wald die gewundene Straße nach Celerina unweit der Bobsleighbahn hinunter. Über der Talsohle ballten sich Nebel, kleine Wölkchen von Dunst hingen sich an die Spitzen der Föhren. In den Dörfern erglommen die ersten Lichter. Den aus dem Waldsaum Heraustretenden empfing phosphoreszierendes blaugrünes Leuchten des nächtlichen Schnees. Von den weiß gepolsterten, sanft gerundeten Feldern und Hängen zu beiden Seiten kamen die Nebel gekrochen, wallten mir geisterhaft entgegen, legten sich in dichten Schwaden wie sperrende Schranken über den Weg.

Die Abendluft klang und klirrte vor Kälte. Das Quecksilber am Hoteleingang wies fünfundzwanzig Grad unter Null.

Du trittst frühmorgens aus der Tür ins Freie und hebst geblendet die schützende Hand vor die Augen. In dir singt etwas, der Schnee knirscht und kracht, die Luft scheint zu schwingen wie über einem Resonanzboden. Donnerwetter, Herr Theatermeister, alle Hochachtung! Heute haben Sie Ihre Sache fein gemacht.

Um die Häuser von Sankt Moritz webt noch

der Nebel. Ein ganz andrer Nebel aber als der gestrige! Er ist wie mit Sonne gesättigt, trunken von überströmender Helle, jedes Atom Wasser in ihm blitzt und spiegelt das Licht, daß er wie ein goldener Flitter über dem Talgrund ausgebreitet liegt. Der schlanke Vierkant von Barockkirchturm und der noch schlankere gotische Bruder mit der fast überlangen Spitze heben sich wie auf Zehenspitzen in eine Gloriole von Helligkeit, die Schneefelder und Hänge um den Ort glänzen in einer Politur ohnegleichen, grüßen sich mit hundert silbernen Reflexen, und die Bergwände, die viel näher zusammengerückt scheinen, stehen wie Gebilde aus weißem Lack mit dunklen Intarsien, hier und dort mit goldener oder bronzener Patina überpinselt. Darüber spannt sich faltenlos, blau, leuchtend blau, unwahrscheinlich blau, brutal wie ein Theatereffekt sich abhebend von den weißen Gebirgsgruppen, ein südländischer, ein tropischer, ein fast erdrückender Himmel. Wie eine schwere Riesenglocke liegt er auf der weißen Weite. Nur über dem Suvrettamassiv ist seine glatte Panzerhaut geädert, sein Samt mit einigen zarten hellen Strichen liniiert. Seine Stille aber ist so gewaltig, daß sie dem in sie Hineinhörenden zu summen und zu singen beginnt mit einem tiefen pausenlosen Ton, der im Ohr zu einem ungeheuren Dröhnen anschwillt.



Aufn. Frei & Co., St. Gallen

Eiskunstläuferin in St. Moritz

Nun heißt's zunächst Lokalkolorit annehmen, das heißt, so rotbraun werden wie die Einheimischen oder wie mein Sportfreund Robinson Lycett Bentley. Jugendlicher Leichtsinn gibt dafür das Rezept aus: man lege sich irgendwo in der Einsamkeit auf einen schön besonnten Schneehang, reibe Gesicht und Arme und, wenn man gründlich sein will, auch noch den übrigen Körper, den man der wundervollen Wärme über dem Schnee ohne Erkältungsgefahr aussetzen kann, mit Schnee ab, lasse sich von der Sonne trocknen und wiederhole diese Prozedur mehrmals täglich. Jedoch Neugierige seien gewarnt: mit dem dann zu erwartenden Schneebrand ist nicht zu spaßen. Besser läßt man der Sonne einige Zeit für ihre koloristische Betätigung und widmet sich ruhig und ohne anfängerhafte Übertreibung dem Sport im gesegneten Licht, auf dem Eise oder im Schnee. Dann tut die große Malerin mit Sachverständnis ihre Schuldigkeit, ohne daß man mit schmerzhaften Schälkuren zu büßen hat.



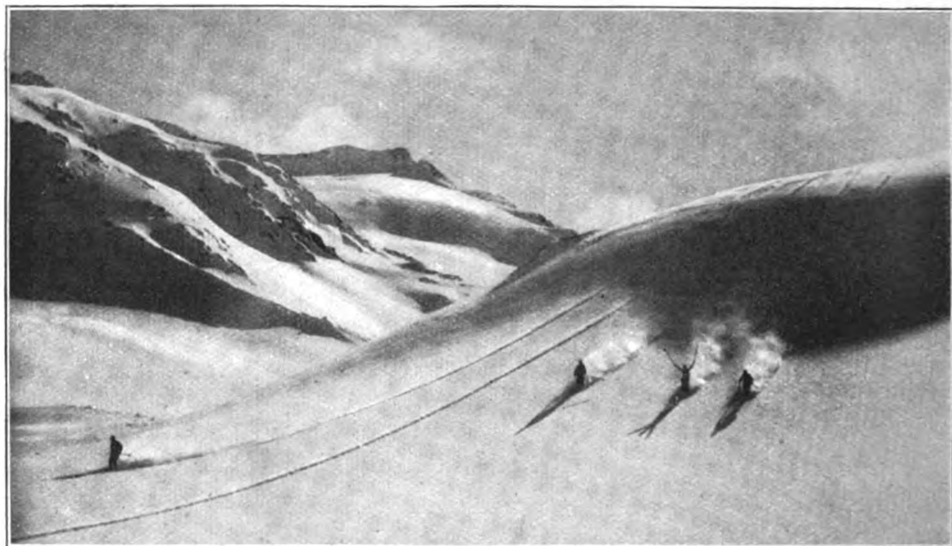
Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Ein kühner Sprung

Ja, heute nahm sich nun allerdings der Platz ganz anders aus! Morgenfrisch, wie festtäglich herausgeputzt lag er in der warmen Januarsonne. Die Fassaden der Hotels blinzelten aus Hunderten, Tausenden von Fenstern in die keck in ihre Augen blitzende Helle. Straßen, Eisrinks, Schlittenbahnen und die schneebedeckte Seefläche, alles badete sich im goldenen Licht. Nur das winterstille Sankt-Moritz-Bad, der älteste Teil dieses Weltkurortes, hielt sich vorerst noch spröde und frostig im blauvioletten Schatten des Piz Rosatsch. Sein Turm allein, grazil wie der Venediger Kampanile, streckte seine Schneekappe in den silbernen Sonnenbereich. Felswände und Tannenharste hatten sich wie mit farbenblitzenden Seidentüchern hochzeitlich geschmückt. Fern von Süden aber grüßten, gleißend wie aus edlem Metall getrieben, die Größten der Großen, die schöne blonde

Herrscherin Bernina und der alte Weißbart Morteratsch.

Dann treibt es dich, das sonnige Paradies aus der Nähe zu beschauen. Du schlenderst durch die belebten, von fröhlichem Gelächter hallenden Straßen, läßt deine Augen auf den anmutigsten Wegen spazieren gehen, ißt gut und gründlich, wie sich das für Sankt Moritz gehört, läßt dazu einen roten Veltliner im runden Glase vor dir leuchten, nimmst später in der Konditorei eines der schönsten Hotels bei Operetten- und Shimmymusik deinen Nachmittagstee, triffst Bekannte, angenehme Herren und, versteht sich, noch sehr viel angenehmere Damen, schließt neue Freundschaften und freust dich deines Lebens ...



Im Pulverschnee bei Andermatt

Aufn. Verkehrsverein Andermatt

Weiß und Blau! Wie nett sind doch auf einmal Menschen in solch weißblauer Welt!

Am Anfang war das Trinkgeld ...

Die Sache ist ganz einfach. Sie beginnt damit, daß man mit seinem Hotelportier spricht. Der leitet dann eine geheimnisvolle diplomatische Aktion ein, hält Pourparlers mit den Vertretern der andern Großmächte, zu deutsch: den Portiers der andern Hotels, antwortet eine Weile auf alle Fragen nach dem Ergebnis seiner Démarche ausweichend, zeigt eine undurchdringlich wichtige Miene und überrascht dich eines schönen Morgens, wie du bei ihm die Post abholst, mit der Eröffnung, daß bei der Mannschaft des Bobs »Old Pete« ein Platz zu vergeben sei und man es sich zur Ehre anrechnen werde usw. Du kannst die Sache auch anders beginnen, zum Beispiel durch direkte Einführung in einen Klub, es führen viele Wege zum Ziel. Man wirft sich also in Sankt Moritzer Besuchstoilette, indem man, ganz ausnahmsweise, eine Mütze aufstülpt und einen Rock über den Sweater zieht, steckt Visitenkarten ein und rutscht auf Skien nach Celerina hinunter, um dem Chef besagter Mannschaft, Captain Robinson Lycett Bentley von den soundsovielten Lancers, seine Aufwartung zu machen. Man wird von dem zinnoberroten Liftboy einem blonden, kräftig gebauten Herrn zugeführt, der eine blauseidene Zipfelmütze trägt, eifrig den »Manchester Guardian« studiert, was ihn allein schon sympathisch macht, und dessen schön ockerbraunes Gesicht von einem weißen Strich gespalten wird, der sich bei näherem Zusehen als Schnurrbart entpuppt. Alsbald entspinnt sich folgende Unterhaltung, sachlich und knapp:

»Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Auch Miß Mac Norton wird sich freuen.«

»Bitte sehr, das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.«

»Sie sind Sportsmann?«

»Ein wenig.«

»Sie sind schon Bob gefahren?«

»Ja, in Caux und Les Avants, aber das ist schon lange her.«

»Well, wir werden sehen. Sie werden Nummer vier sein und hinter Miß Mac Norton sitzen, you know. Und Sie müssen unsre Schärpe beschaffen, das ist unser Abzeichen, you know; Miß Mac Norton kann sie Ihnen besorgen.«

So noch ein paar Worte mehr, und immer wieder: Miß Mac Norton wird dies und kann

Eisbahn in Lenzerheide

Aufn. Chr. Meißner, Lenzerheide

jenes. Ich bekam schon im voraus einen heillosen Respekt vor dieser offenbar grenzenlos tüchtigen Person.

So wurde ich Nummer vier beim »Alten Peter«. —

Bitte, »Old Pete« heißt also unser Bobsleigh. Das hat eigentlich den Nebensinn von etwas Langsamem, Trägem, schwer in Bewegung zu Bringendem. Aber man glaube ja nicht, daß unser Bob faul gewesen sei. Wer das behaupten wollte, bekäme es mit Bentley — und selbstverständlich mit Miß Mac Norton — zu tun: es war Bescheidenheit, Selbstironie, vielleicht auch eine Art von abergläubischer Geisterbeschwörung, die ihm seinen Namen eingetragen hatte. Mit »Old Pete« konnte man bei jedem Rennen Ehre einlegen, und wenn wir keinen besonders großartigen Preis davontrugen, so war daran bestimmt ein altes Weib oder eine schwarze Katze schuld, die unserm Kapitän am Rennmorgen über den Weg lief. Denn alle rechten Bobsleighfahrer sind abergläubisch. Im übrigen sei nicht vergessen, zu bemerken, daß wir eine violette Seidenschärpe trugen, auf der

Hockey-Spiel

Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

gelb gestickt »Old Pete« zu lesen stand. Von mir aus hätte er »Zieten aus dem Busch« heißen sollen, aber das war nun nicht mehr zu ändern. Es lebe unser »Alter Peter«!

Robinson Lycett Bentley heißt unser Führer und Steuermann. Er hält sich nur des Bobsleighfahrens halber in Sankt Moritz auf und wendet, wie viele Engländer, sein Interesse ausschließlich der von ihm erwählten Sportart zu, die er mit fachmännischer, geradezu wissenschaftlicher Gründlichkeit betreibt. Im Jahre vorher hat er sich nur mit dem kleinen stählernen Skeleton abgegeben, und nächstes Jahr wird er seine Aufmerksamkeit allein auf Schlittschuhlaufen richten. Keine schlechte Methode, weil man es auf diese Weise wirklich auf allen Feldern zu etwas bringt. Außerdem ist er noch ein recht guter Violinspieler, bei einem Engländer und vollends gewesenen Offizier sicher etwas ziemlich Seltenes, und sehr musikverständig. Das Offizierspielen bei den Lanzenreitern hat er aufgegeben, weil ihm die Welt zu friedlich geworden ist und sein Vermögen, wie er sagt, zu klein, aber Nahrungssorgen scheint er noch nicht gerade zu haben. Für den »Old Pete« ist er ein großartiger Chef. Wer kennt die Sankt Moritzer Bobbahn besser als er? Wer führt den stählernen Flieger schneidiger durch die Kurven? Wer drillt seine Mannschaft mit mehr verbissener Gründlichkeit ein als er? In ganz Graubünden, in der ganzen freien Schweiz ist keiner, der ihm das Wasser reicht. Heil unserm Bentley!

Mac Norton heißt unser Bobmädchen, Ellen Mac Norton. Gibt es eine bravere Bobdame im ganzen Engadin? Wie sie in den Kurven aufjauchzt, wie sie mittut beim »Bobbing« — one — two — three, wie ihr sommersprossiges Näschen sich bläht und ihre Augen aufleuchten, wenn wir unsre Zeit um eine Sekunde oder auch nur einen Bruchteil davon verbessert haben! Sie ist resolut und weiß, was sie will, aber nicht mit jener etwas blaustrümpfigen Tüchtigkeit behaftet, die ich nach Bentleys ständigem »Miß Mac Norton wird ...« und »Miß Mac Norton kann ...« bei ihr anzutreffen gefürchtet hatte. Sie ist keine Ballschönheit und zum Tanzen nicht ganz so gut zu gebrauchen wie auf dem Bob, aber als feiner Sportkamerad nicht zu übertreffen: draufgängerisch, tollkühn beinahe, muskelzähe, nicht totzukriegen. Sicher stammt sie aus einer der schottischen Familien, die es sich zum Ruhm anrechnen, daß einige ihrer Ahnen wegen Pferdediebstahls gehängt worden sind. Es lebe die kleine Mac Norton!

Müller und Myers seien die beiden andern Bobgenossen genannt, jener Deutscher, dieser Holländer, Freund von Wein der eine, von Whisky (mit wenig Soda) der andre. Aber dieser Freundschaft können sie wenig frönen, weil Bentley scharf auf seine Mannschaft aufpaßt. Myers ist obendrein noch von dem harten Geschick betroffen, ständig unglücklich verliebt zu sein, aber das ist ein Zustand, den er für sein Wohlbefinden braucht; es wäre eine Katastrophe, wenn er einmal in der Liebe Glück hätte. Müller ist unser »Breaker«, der in der Theorie die Bremse bedient, sie aber tatsächlich nicht oder nur im äußersten Notfall handhaben darf, weil das fünfzig Franken für Reparatur der sorgfältig geglätteten Bahn kostet. Was ist sonst noch von Müller und Myers zu sagen?



Aufn. Albert Steiner, St. Moritz

Skiturnen einer Schulklasse von St. Moritz



Skilauf

Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Von ihren privaten Lebensverhältnissen weiß man nicht viel. Kurz und gut: sie sind brave Jungen und gute Genossen auf der weißen — fast hätte ich gesagt: Schlittenstrecke und damit die ganze Zunft beleidigt, aber ich beeile mich, zu berichtigen: der Bobsleigh ist bekanntlich kein Schlitten, sondern ein Mittelding zwischen Flugzeug und Automobil. Jawohl! —

»Sunny Corner« — die sonnige Ecke — heißt die Stelle der Bahn, wo, wie gewisse alte Weiber munkeln, der Tod lauert. Die Sache ist aber nicht gar so schlimm. Eher ist eine andre Kurve gefährlich, der »Horseshoe Corner«: an dieser Hufeisenecke hat hin und wieder mal Freund Heins Knochenhand nach einem vorbeisausenden Bob gegriffen. Aber das hält natürlich keinen ab. Wäre auch noch schöner, wenn man deshalb das Wagen unterließe. Es ist ein wenig wie im Kriege: mich wird's bestimmt nicht treffen, denkt jeder. Und das ist gut so.

Man kennt jene trefflichen Filmaufnahmen von Bobsleighrennen, bei denen man eine bergab sausende Schneelawine mit einem dunklen Kern, wenn's ganz gut geht, auch noch ein nachflatterndes Schalende erkennt. Wie wär's zur Abwechslung mit einem Film, der den Gedankenablauf bei einer Bobsleighfahrt registriert? Viel Zeit zur Entfaltung von Gedankenluxus hat man zwar nicht, da die ganze lange Strecke in anderthalb bis zwei Minuten durchfahren ist. Immerhin, da man die Spintisierzentrale nicht ganz abstellen kann: e t w a s denkt man schon in diesen schönen, nervenkitzelnden anderthalb Minuten. Laßt sehen, was dabei herausschaut.

Blöd, wie langsam das anfängt! Saure Arbeit, dieses erste Anstemmen. Ob Müller dabei nicht sein Monokel verliert? Der Affe dort grinst so hämisch! Endlich, jetzt sind wir in Fahrt. — So, rin in die erste Kurve! Mehr links, mehr links, Captain, wir schießen ja über die Böschung! Sapristi, wie wir jetzt fliegen! Wir sind doch forsche Kerle. Ob wir wohl unsre Zeit verbessern werden? — Sunny Corner! — Warum schreit Bentley so? — Ah, fein genommen! — Aber jetzt Horseshoe Corner! — Ich hätte doch vielleicht die Lebensversicherung ... Himmel, die Eiswand! Das geht nicht gut, das geht nicht gut, das geht ganz bestimmt nicht gut! — Wir kippen! — Nein, für diesmal hätten wir's noch gepackt! Ob wir wohl unsre Zeit ... Bentley ist ja heute von einem Leichtsinn ... Jetzt schreit auch das Mädel. Sicher aus Erleichterung. — So, da wären wir im Auslauf. Die letzte Kurve war ein Kinderspiel. — Schau, schau, das Gewimmel! — Kommen wir nicht glänzend herein? — Ob wir wohl unsre Zeit verbessert haben?

Ergänzend zu bemerken, daß aus zarter Rücksichtnahme auf den Setzer viele Ausrufezeichen und alle Naturlaute ausgelassen sind. Man denkt nämlich beim Bobsleighfahren mehr in Naturlauten und Ausrufezeichen als in Worten.

Kein Zweifel, wir waren wirklich forsche

Kerle! Wir hatten unsre Freunde und Freundinnen, die fünfzig Franken und mehr beim Rennen um den Rhätischen Pokal auf uns setzten und ebenso viel bei dem Spaß verloren. Wir hatten unsre Verehrer und Verehrerinnen, die bei keiner unsrer Übungsfahrten versäumten, am Sunny oder Horseshoe Corner den »Alten Peter« mit ermunterndem Zuruf zu grüßen. Und wir hatten als Schutzengel, der für uns betete und Portwein und Kaviarschnittchen für uns bereit hielt, die bildhübsche Frau unsers Steuermanns, Evelyn Bentley, die ihren Robinson gegen alle englische Sitte nach jeder Fahrt vor unsern Augen glückstrahlend umarmte, und in die sich der ganze männliche Teil der Mannschaft pflichtschuldigst verliebte.

Noch zwei »Old-Pete«-Verehrer müssen mit Namen genannt werden, die Herren Morris Vater und Sohn. Sie pflegten — Engländertypen, wie sie eigentlich nur in alten Kinderbilderbüchern noch vorkommen — stets am Sunny Corner zu sitzen, gestreift wie zwei Zebras oder kariert wie wandelnde Schachbretter, stundenlang geduldig wartend, pfeifenbewehrt. Kein Zuschauer kann treuer und langmütiger sein als die beiden. Daß sie nicht vor Langerweile gestorben sind, ist einfach ein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Bobs in Abständen von mehreren Minuten fahren und oft recht lange Pausen eintreten. Einmal machte uns Morris junior, redseliger als sonst, in fünf Worten eine Bemerkung über eine Fahrt des »Alten Peter«, Morris junior, der an die sechzig Jahre zählen mochte; worauf sein achtzig- oder neunzigjähriger Vater uns entschuldigend sagte: »Er versteht nichts davon, er ist noch zu jung.« — An einem Abend übten wir noch in der Dämmerung, mit den beiden Morris am Sunny Corner als einsamen Zuschauern. Eine schon telephonisch nach unten gemeldete letzte Fahrt wurde wegen der hereinbrechenden Dunkelheit und Nachtkälte aufgegeben. Am nächsten Morgen flitzten wir um neun im ersten Sonnenlicht wieder die weiße Strecke hinunter. Am Sunny Corner saßen, statuenhaft, einsam wie am Abend vorher, Morris Vater und Sohn. »Gott soll schützen«, sagte Müller tief erschüttert, als wir unten ankamen, »Gott soll schützen, sie haben die ganze Nacht auf uns gewartet.«

Nein, die Welt bedeuten sie doch wohl nicht, diese beiden Bretter. Immerhin: die Skibretter, denn um die handelt es sich, sind das Wintersportgerät, dem das Nichtgebundensein an einengende Bahnen und die Vielfalt seiner Anwendungen — Touristik, Schnellauf, Sprung und Skikjöring — den weitesten Spielraum gewährt, und das deshalb auf die Dauer seinen Anhängern den größten Genuß verspricht. Aber man überlasse trotzdem das Anschnallen der Skier, wie jeden andern Wintersport, den jüngeren Semestern und denen, die sich jugendliche Figur und Wendigkeit einigermaßen erhalten haben. Selbst die schönste bunte Pudelmütze und die allerneuesten Breecheshosen vermögen eine Dame von zweihundert Pfund Schlachtgewicht nicht zur idealen Skiheldin zu stempeln, und der martialisch dreinschauende und sich auffallend benehmende Zwei-Zentner-Kavalier ist den andern durchaus nicht immer der Held und Ritter auf den Brettern, als der er sich vorkommt. Diese Bemerkungen zur Ästhetik des Wintersports im allgemeinen konnten und durften nicht ganz unterdrückt werden. —



Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Cresta-Run in St. Moritz

Es waren ihrer sieben, die vor dem Erwachen der Sonne in den schneidend kalten, frostglitzernden Morgen hinauszogen: ein paar holländische und deutsche Damen, ein netter Schweizer und drei deutsche Sport- und Zechbrüder von drei verschiedenen Fakultäten. Die Skier, die nachts wie treue, geduldige Diener samt den zugehörigen Bambusstöcken vor der Hoteltür gelehnt hatten — ungefährdet, wiewohl jedem Diebesgriff zugänglich, denn wir sind in einem sehr ehrlichen Lande —, griffen rüstig aus, glitten wie beschwingt auf dem verharschten Schnee der Straße vorwärts, vorbei an der schönen Kirchruine San Gian, Pontresina zu.

Wie eine Bande von Strauchrittern, die langen Hölzer als ungefüge Schlacht-



Aufn. Frei & Ko., St. Gallen

Skikjöring in St. Moritz

schwerter geschultert, standen wir am Bahnhof der Berninabahn, mit den kälteverkniffenen Morgengesichtern gefährlich anzuschauen, als wollten wir den elektrischen Zug, das langsam gleitende gelbe Projektil, raubend und plündernd überfallen. Strauchritter des Sports, wollig und drollig wie Teddybären die einen, andre ungemein verwegen in handschuhknapp sitzenden Norweger Skianzügen, die Damen durchaus nicht damenhaft, mehr munteren, hier und dort leicht gerundeten Buben von siebzehn, achtzehn Jahren gleichend als Vertreterinnen der Schönheit und Eleganz von Amsterdam und Stuttgart und Berlin. Aber trotz unsers gefährlichen Dreinschauens taten wir dem Zuge nichts, und er erwies sich dafür dankbar, indem er uns mitnahm.

Alp Grüm, Berninapaß, Morteratschgletscher hießen die Glanzpunkte unsers festlich-fröhlichen Tagesprogramms. Glanzpunkte von sehr verschiedener Färbung und Stimmungsabtönung. Auf Alp Grüm bot sich ein Paradiesesausblick in das wie von einem ersten Frühlingsahnen überhauchte und mit erlesen zärtlichen Farben — Altrosa, Duftgrün, Bronzegold, Taubengrau — angewehte Putschlavtal, Paßhöhe und Lago bianco trotzten in Winterabgeschiedenheit und heroischer Öde, am tief zerfurchten Eisgesicht des Morteratschgletschers gab's metallische Lichterspiele der sich in den Nachmittag streckenden Bergschatten, die blaue und violette Kälte ausbreiteten, recht das Gegenstück in Dur zu dem Mollakkord des italiensüchtigen, italienzugewandten Putschlavtales. Doch davon soll hier nicht weiter die Rede sein; lyrische Töne sind uns verwehrt.

In glatten, schlanken Abfahrten ging's zu Tal. Lange Bogen und Zickzackwendungen spurten unsre Hölzer durch den leise aufknisternden Schnee. Ein federndes Gleiten wie über lockeren Schaum, von 2500 Meter auf 1700 herunter in weniger denn einer Stunde, welchem Skiläufer lachte da nicht das Herz! Wer fiel, sank in die Umarmung der pulverigen weißen Kälte wie in ein daunenweiches, duftend frisches Pfühl, lag gern einen Augenblick an den mütterlichen Brüsten der Landschaft geborgen. Wie flinke gelbe Füchse mit spitzen Schnauzen liefen die aufwärts gebogenen Spitzen unsrer Hölzer vor uns her um die Wette, unmittelbar vor unsern Füßen; gleitend und biegend und fliegend, hier ihren Lauf wie von selber bremsend, dort mutwillig vorwärtsstoßend, oft umtanzt von den Kapriolen des bald schrumpfenden, bald sich grotesk in die Länge ziehenden, jetzt links, jetzt rechts neben den Hölzern einherspringenden Schattens des Läufers, immer wieder den zager werbenden Umarmungen der sanft gerundeten Hänge entweichend, beschwingte, befeuerte, beseelte Diener — so trugen uns die aus Holz geschnittenen und doch so gar nicht hölzernen Gesellen talwärts über die weiße Bahn ...

Am späten Nachmittag, als die Sonne schon fahlgelb dem Julier zuwanderte, kamen wir noch rechtzeitig zum Schluß eines Skispringens in Samaden an. Solch eine Springerei muß man gesehen haben, aber auch nur ein einziges Mal; dann hat man, wenn man nicht selbst Skispringer oder Rekordenthusiast ist, für längere Zeit genug. Wir waren so glücklich, gleich den ersten Sprung von einem Meister des Sports ausgeführt zu sehen, und erlebten dabei eine Offenbarung von Schönheit und Stärke:

vogelgleich, aller Schwere entbunden, mit selbstverständlicher Grazie und Leichtigkeit schwang sich die sehr schlanke Gestalt des Mannes in einer prachtvoll kühnen und eleganten Kurve von der hohen Schanze herab, deren dunkelrote Verkleidung das weiße Wappenkreuz der Schweiz wie ein leuchtendes Symbol des Heils über den Niederfliegenden und die ganze Landschaft zu halten schien. Solch ein Bravourstück in so glücklichem Rahmen bleibt seiner starken Wirkung immer gewiß, mögen auch die durch Fliegertollkühnheiten abgestumpften Augen von heute kein sonderliches Wunder mehr darin erblicken. Die andern Sprünge blieben hinter diesem ersten weit zurück, obwohl mehrere Nationen namhafte Vertreter zur Teilnahme an den Konkurrenzen entsandt hatten. Dieser beste von allen Springern war ein Schweizer, ein Samadener Einheimischer, der sich nach jedem seiner großartigen Vierzig- oder Fünfzigmetersprünge mit erstaunlichem Geschick auf den Beinen hielt. Er ist Skilehrer, und wir hörten von Kurgästen, daß eine Unterrichtsstunde bei ihm fünfzig Franken kostet, ein Preis, den aber die lernbegierigen jungen Damen, besonders die von Übersee, dem bildhübschen, eleganten und mit Weltmannsmanieren aufwartenden Lehrer ohne Wimpernzucken zahlen.

Der letzte Teil des Heimwegs in der Abenddämmerung wurde ein großes Hallo und Juchhei. Vorn ein paar munter galoppierende Italienergäule mit oder ohne Reiter drauf, hinten die Skiläufer auf ihren Brettern in mehr stabilen als anmutigen Stellungen, dazwischen lange Verbindungsseile — und das Ganze nennt man Skikjöring. »Sehe jeder, wo er bleibe, sehe jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle!« Es ist dennoch eine sehr vergnügliche Fortbewegungsmethode. Nächstens will man sie auf dem See mit Motorrädern statt der Pferde versuchen, wobei die Geschwindigkeit sich natürlich sehr vergrößern lassen wird. Dann im Hotel die allabendliche große Metamorphose: aus den häßlichen, müde heranhinkenden ungestalten Larven des Sporttages entfalten sich blendende Schmetterlinge, hellere und dunklere, leichtere und schwerere, die sich alsbald im Lichterglanz des Speisesaals und später bei Konzert und Tanz neubelebt und unermüdlich dem Sport des Abends hingeben, dem König aller Sports, der auch hier seine Herrscherrolle in alter Majestät zu spielen weiß: dem Flirt.

Wollen wir einmal den klirrenden, sehr männlichen Sport des Skeletons, des kleinen Stahlschlittens, den man in rasender Geschwindigkeit bäuchlings befährt, wagen? Auf dem Sankt Moritzer Cresta-Run ist dazu die beste Gelegenheit der Welt. Wollen wir uns mit ein paar weiblichen Bekannten auf friedlich-fröhliche Rodelei alten Stils einlassen? Oder wollen wir Schlittschuh laufen und dabei gleichzeitig die Eiskünste der schönen Thea Frenssen oder des sprunggewaltigen Nickolson bewundern, bei denen man sich so ungeschickt und stümperhaft vorkommt, daß man gelobt, nie wieder die Stahlschuhe anzulegen, ehe man einen ordentlichen Unterricht in diesem graziösen Sport genommen? Wollen wir uns dem Altherrenpläsier des Curling-Spiels hingeben, jenem für die Eisfläche variierten Boccia- oder Shuffleboardspiel, bei dem das närrische Bahnfegen mit dem Besen so ergötzliche Bilder bietet? Oder wollen wir ganz unmenschlich und unsanftmoritzlich faul sein, im Pferdeschlitten spazieren fahren und das Eishockeyspiel oder das Pferderennen auf der beschneiten Seefläche anschauen? Nein, heute sind die Augen einmal satt von Sonne und Schnee, heute tut — in Ein- oder Zweisamkeit — ein gemütlicher stiller Winkel not. Auch dafür ist in Sankt Moritz und Umgebung gesorgt, selbst solche Sonderlingswünsche finden in diesem Paradies ihre Befriedigung. Da sind blitzblanke Teelokale und gemütliche Bars und rembrandtbraune Altbündner Wirtsstuben, wo's sich großartig sitzen und sinnieren läßt. Doch wir nennen keine Namen, der Suchende wird alles finden ...

Einmal aber kommt ein Tag, da sitzest du im Zug, ein heißes Bergheimweh im Herzen. Die weißblaue Zeit versinkt.

Talwärts stürmt die Fahrt, in den Nebel und Dunst der Ebene, die sich wie Vorhänge vor die Winterklarheit da droben schieben. Nur ein leuchtendes Erinnern nimmst du mit.

Ein leuchtendes Erinnern ... Und Sonnenfarbe im Gesicht.

Am Roten Kliff

Jch stand am Kliff — wie lange schon?
Und konnt' nicht satt mich sehn.

Die See sang immer den einen Ton
Von Werden und Vergehn.

Die See sang immer dasselbe Lied
Ohn' Ruh und Unterlaß.

Jch bin am Kliffe hingekniet
Ins harte, wehende Gras.

Die See sang immer denselben Ton
Von Hoffnung und Verzicht.

Jch kniete am Kliffe — wie lange schon?
Sie sang und sah mich nicht.

Hermann Claudius

Gräfin Marianne Mörner (1920)

Olaf Gulbransson

Von Geh. Rat Prof. Dr. Max Lehrs (Dresden)

Die Auswahl der diesen Aufsatz begleitenden Abbildungen ist nach der Ausstellung getroffen worden, die der Sächsische Kunstverein im Frühjahr 1925 auf der Brühlschen Terrasse veranstaltet hatte und die eine größere Auswahl der besten Gulbranssonschen Werke umfaßte

Die Schriftleitung der Monatshefte hat mich gebeten, zu der schönen Ausstellung von Handzeichnungen Gulbranssons, die der Sächsische Kunstverein im Sommer 1925 auf der Brühlschen Terrasse veranstaltete, gewissermaßen einen Epilog zu schreiben. Ich unterziehe ich mich gern dieser Aufgabe, da ich den Künstler von jeher sehr hoch geschätzt habe und seit mehr als zwanzig Jahren mit ihm befreundet bin.

In dieser Zeit, da eigentlich niemand mehr zeichnen kann, ist es eine wahre Freude, sich plötzlich einmal den Werken eines Künstlers gegenüberzusehen, der sich beim Schaffen allein auf das ihm innewohnende Gefühl für die Schönheit und Kraft der Linie verläßt, der Natur bald mit äußerster Delikatesse bis in ihre feinsten und zartesten Fältchen nachgeht oder sie stilisierend nachempfindet, aber sich den Kuckuck um das Gerede der gewerbsmäßigen Kritik kümmert oder darum, ob ihn das ahnungslos bald hierhin, bald dorthin gezerrte Publikum zu diesem oder jenem gerade bei der Tagesmode wohlakkreditierten »Ismus« rechnet.

Gulbransson hat immer, auch als Karikaturist, unter welcher Maske er ja leider Gottes in der breiten Öffentlichkeit allein bekannt ist, den Hauptakzent auf die Kontur gelegt, die ihn bei der Gestaltung alles Lebendigen von Mensch, Tier und Pflanze bis zur Landschaft zumeist anzog. Er bedurfte ganz und gar nicht der subtilen Durchführung, obwohl er sich gelegentlich auch dieser bedient hat, um alles zu sagen, was er künstlerisch zu sagen hatte. So ist sein Stil im Laufe der Zeit eigentlich nur geringfügigen Wandlungen unterworfen gewesen, er ist sich selber treu geblieben und heut noch im wesentlichen derselbe Olaf Gulbransson, den wir in ihm bei seinem ersten Auftreten kennen und lieben lernten.

Man kann sagen, er kam zuerst durch das Bildnis zur Karikatur, schon damals, als er mit sechzehn Jahren für das heimatliche Witzblatt »Tyrehans« in Kristiania zeichnete. Um 1902 erschien im Verlag von Olaf Norli ein Heft mit 24 Karikaturen mehr oder minder bekannter Landsleute, wie Ibsen, Heiberg, Thommessen, Diriks, Lie u. a., die, mit Feder oder Pinsel hingeschrieben, schon den vollen Reiz seiner später im »Simplizissimus« veröffentlichten satirischen Bildnisse von d'Annunzio, Paul Heyse, Otto Julius Bierbaum, Georg Brandes, Mommsen und Ludwig Thoma zeigen, wenn diese jüngeren ihnen auch in einer Vereinfachung des Striches und zugleich in der geistigen Verfeinerung überlegen sind.

Gulbransson hat sich in den letzten Jahren neben seiner gewohnten Tätigkeit am »Simplizissimus«, die er beibehielt, mit Vorliebe dem Porträt zugewendet, und zwar dem ernsthaften, wobei es ihm freilich manchmal passierte, daß er die karikierende Brille abzusetzen vergaß und dann wieder, anscheinend ohne es zu wollen und zu wissen, charakteristische Eigentümlichkeiten des Modells durch starke Betonung verzerrte und so ein stilisiertes Konterfei schuf, bei dem die bloße bürgerliche Ähnlichkeit im landläufigen Sinne zu kurz kam. Das ist — um ein paar Beispiele aus der neuen Dresdner Ausstellung zu nennen — bei den Porträten von Georg Brandes und Christian Sinding der Fall.

Das Problem »Brandes« hat Gulbransson wiederholt gereizt, wie ja der große dänische Schriftsteller, selbst ein Meister in der allerdings unsichtbaren Porträtmalerei, gelegentlich in einer kurzen Autobiographie von sich sagt: »Ich habe nicht wenig Zeit damit verbracht, zu schreiben und zu reden; übrigens ist meine Zeit meistens damit hingegangen, mich karikieren zu lassen.« Und er fährt dann fort: »Erstens literarisch. Habe ich selbst nicht wenig geschrieben, so ist doch weit mehr geschrieben worden, um mich in den Augen der Leser zu entstellen. Das fing 1866 an und dauert noch fort. Die Anzahl der Artikel und Flugschriften, die von mehr oder weniger begabten Gegnern gegen mich geschrieben wor-

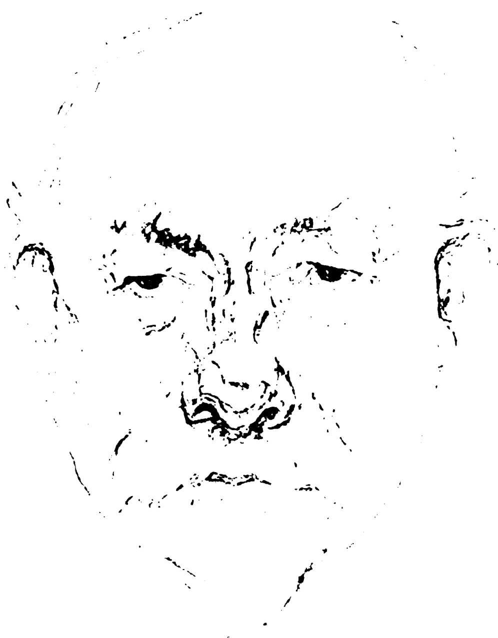


Georg Brandes (1924)



Paul Wegener als Othello

den sind, kann unmäßig genannt werden. Es gibt kaum einen Zug, der den Menschen als unfähig, verderbt oder lasterhaft kennzeichnet, der mir nicht zugelegt worden ist. Dann



Des Künstlers Vater



Marianne von Quistorp (1920)

künstlerisch. Zahlreiche Maler und Bildhauer haben in der wackeren Absicht, gute und treffend ähnliche Bildnisse von mir zu liefern, die ergötzlichsten Karikaturen hervorgebracht. Bald bin ich einem Muttermörder, bald einem betrunkenen schwedischen Tischredner, bald einem gehängten Nihilisten, bald einem an Bauchgrimmen leidenden Mephisto ähnlich. Die einzigen gezeichneten Karikaturen von mir, die mir weniger amüsant vorkommen, sind die, welche ausdrücklich als Karikaturen gemeint sind. Die bloße Grimasse ist nicht so lustig. Rührend sind diese Bildnisse jedoch, wenn der Zeichner, wie der verehrte Herr Gulbransson, mich nie in seinem Leben gesehen und sich mit alten Photographien hat begnügen müssen. Dann wird er wahrhaft schöpferisch, und dann schmilzt sein ehrliches Streben und seine saure Arbeit mein hartes Herz.«

Am bekanntesten ist das Bildnis von Brandes, dem dieses Lob gilt und das vor mehr als zwanzig Jahren im »Simplizissimus« erschien. Es zeigt den melancholischen Spötter, das faltenreiche Gesicht mit dem flammenden weißen Haar müde in die überlebensgroße linke Hand gestützt, ein Gemisch von Weltschmerz und Weltverachtung. Hier sei ein neueres abgebildet, das zu den Perlen der Dresdner Ausstellung gehört und erfreulicherweise auch gleich am ersten Tage dort in den Hafen der Sammlung eines feinsinnigen Kunstfreundes einlief. Es entstand erst 1924 in Kopenhagen, und zwar diesmal nach dem Leben. Mit wenigen energischen Federstrichen ist der Kopf gewissermaßen in eine Formel gebannt, die Schatten sind nur leicht angelegt, und doch wirkt das Ganze fabelhaft lebendig und plastisch durchmodelliert.

Ein Gegenstück dazu und der ganz übereinstimmenden Technik nach jedenfalls gleichzeitig entstanden, ist das Bildnis Christian Sindings, köstlich auch Arne Garborg, bei dem das Greisenhafte im Blick der hellen Augen und in der Haltung der zitternden Hände betont ist und die Feder in beinahe gotischen Verschnörkelungen der Kontur des Ohres und der eingefallenen Backen folgte. Stark karikiert er dann wieder das mit der Feder umrissene und mit Pastell angelegte froschartige Profil Rudolf Großmanns mit der spitzen Nase, dem glatt zurückgestrichenen Haar und den weit vom Munde entfernten Ohren. Es erinnert ein wenig an Ernst Barlach, den Holzbildhauer und Dramatiker.

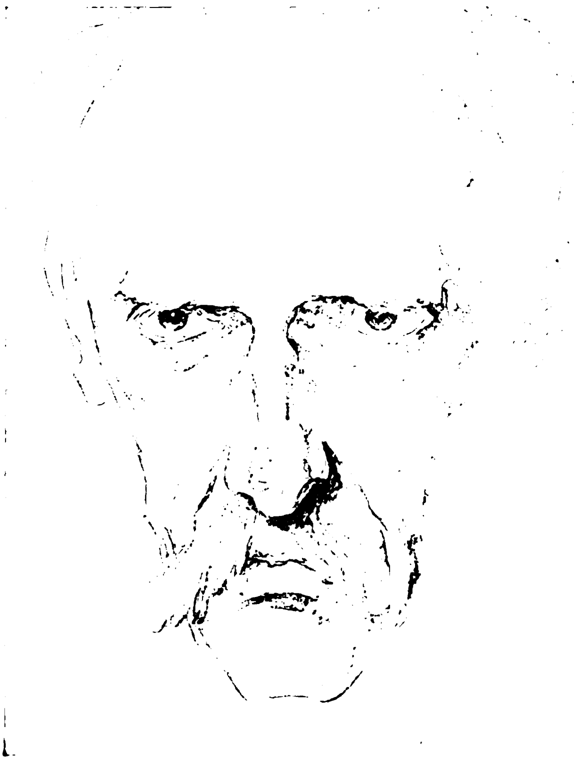
Sehr anziehend sind einige Rötelporträte, namentlich das des Vaters Gulbransson mit den sprechenden Augen, jenes von Edwin

Fischer lesend und die beiden mit altmeisterlicher Schlichtheit hingesetzten von Marianne von Quistorp, deren eins hier wiedergegeben sei. Vielleicht noch anziehender in seiner Einfachheit ist das gleichfalls abgebildete, in der Tiefe des geistigen Ausdrucks monumentale Bildnis der Gräfin Marianne Mörner, das 1920 in München entstand.

Neben dem tiefen Ernst dieser Auffassung berührt dann merkwürdig die ausgelassene Freude am Karikieren in einem andern Damenbildnis aus höheren Sphären (E. v. K.) mit breitkrempigem Hut, gekniffenen Augen, grotesk betontem Mund und aufgeblähter Nase. Auch in dem Bildnis Eva Maria von Belows läßt Gulbransson seinem Hang zur Karikatur die Zügel schießen.



Thomas Theodor Heine



Fridtjof Nansen (1923)

Einige männliche Bildnisse seien hier noch wegen ihrer ernsten und sachgemäßen Auffassung herausgehoben, vor allem die lebensgroße Maske Fridtjof Nansens von 1923 mit den sprechenden Augen (vgl. die Abbildung), der bedeutende, an Goethes Profil erinnernde Kopf Gustav Vigelands aus demselben Jahre, ferner Thomas Theodor Heine bei einer »Simplizissimus«-Sitzung, außerordentlich lebendig mit dem hintübergeneigten Kopf und den übereinandergelegten Händen, die Zigarre im Munde, emporblickend, und Adolf Busch in Kreide und Tusche, ganz in sein Geigenspiel vertieft, dem auch der Gesichtsausdruck des halb von hinten gesehenen Kopfes angepaßt ist.

Einige in der Ausstellung befindliche Zeichnungen aus der älteren Periode des Künstlers sind hier absichtlich übergangen,

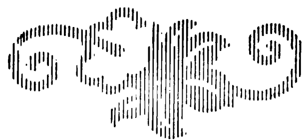


Adolf Busch

obschon sie zu seinen Meisterwerken gehören, weil ich sie schon 1918 in einem Aufsatz der »Kunst für Alle« gewürdigt habe. Es sind dies das überzart hingehauchte Köpfchen seines schlummernden Sohnes Olaf Andreas, der mit unglaublicher Sorgfalt durchgeführte Profilkopf des Gesandten Mumm von Schwarzenstein und die Maske Max Liebermanns von 1916, alle drei dort abgebildet.

Zu dieser Art wohl durch die Verehrung des Künstlers für Holbeins berühmte Bildniszeichnungen vom Hofe Heinrichs 8. in Windsor angeregten Blättern gehören auch der Kopf von Grete Gulbransson mit halbgeschlossenen Augen, ein anmutvolles Bild voll Ruhe und Behagen, und die beinahe schon japanisch aufgefaßte Maske Paul von Schwabachs mit den durchsichtig grünen Augen und dem tiefschwarzen Haar.

Als eine Leistung höchsten Ranges sei schließlich noch die Bleistiftstudie zu der 1918 von der Marées-Gesellschaft veröffentlichten Lithographie »Paul Wegener als Othello« abgebildet. Wie dabei die Bewegung des in Eifersuchtsqualen dahinschreitenden Mohren von Venedig überzeugend und ergreifend zum Ausdruck gebracht wird, ist meisterhaft, und wie sich hier die Kunst zweier sonst ganz wesensfremder Meister berührt, wird dadurch bezeugt, daß vor dem in meinem Besitz befindlichen Original schon unendlich oft der Name Käthe Kollwitz ausgesprochen wurde. Ich bin überzeugt, daß hier keine des Notierens werte kunsthistorische »Beeinflussung« vorliegt, sondern nur eine zufällige Annäherung zweier Typen, deren seelische Empfindung aus der gleichen Quelle tiefsten Mitfühlens geboren wurde.





Blankenberg a. d. Saale

An der oberen Thüringer Saale

Von Rudolf Hundt

Mit vier Aquarellen von Prof. Hermann Paschold

Der Reisende, der Thüringen aufsucht, kennt meist nur den Mittellauf der Saale mit den vielen Burgen auf den bergigen Ufern. Es ist bedauerlich, daß er den Oberlauf von der Quelle im Fichtelgebirge bis in die Saalfelder Gegend oft nicht kennt. Denn gerade hier ist die Natur noch unberührt. Hier ist man mit sich, mit dem Fluß in prachtvoller Landschaft allein.

Aber die Tage dieser Talherrlichkeit sind gezählt, denn sowohl von staatlicher als auch von privater Seite aus plant man nicht weniger als drei Talsperren zu bauen, wovon die eine die größte Europas werden wird. Darum ist es zu begrüßen, daß der Thüringer Landschaftsmaler Professor Hermann Paschold in Aquarellen einige Schönheiten des oberen Saaletals festgehalten hat. Wandern wir einmal von Eichicht an auf seinen Spuren saaleaufwärts!

Unser erstes Ziel ist Hohenwarte, wohin die Staumauer zu der Talsperre kommt, die vom Preußischen Staat geplant ist.

Schweigende Wälder schieben sich an den breiten Berghängen in das tiefe Saaletal herab, das dem Fluß und den Wiesenauen nur sehr wenig Raum läßt. Hier in diesen stillen Tälern hat Gustav Freytag seinen Schauplatz für Ingo und Ingobran gefunden. Zum Siedeln ließ der Fluß keinen Platz. Die Dörfer liegen auf den Höhen, und nur ihre Mühlen haben sie an den Fluß gestellt.

Viele Windungen müssen wir mit Fluß und Weg machen. Das träge Gefäll und die Schuttmengen ließen den Ursaalefluß in großen Mäandern über die Fastebene im langsamen Lauf fließen. Und als sich das Schiefergebirge, zu dem das obere Saaletal gehört, bis in unsre Zeit hinein, nur nach Verlauf von Jahrhunderten merkbar, in winzigen Ausmessungen heraushob, da war das Ursaaletal schon so tief in den Verwitterungsschutt eingesenkt, daß ein Entweichen aus den Schlingen nicht mehr möglich war. Nun begann die beschwerliche Nagearbeit des nimmermüden Flusses, der wir die Entstehung des bogenreichen Saaletals verdanken. Darin liegen teilweise die Reize einer Saalewanderung, daß man vor- und rückwärts blickend immer geschlossene Landschaftsbilder vor sich hat.

Die dunklen Hänge, die sich überschneidenden Berglinien, die zu Tal streben, der nagende rauschende Fluß als hellschillerndes Band lassen immer neue, unvergeßliche Reize erkennen.

So geht es hinauf nach Ziegenrück (Abbildung S. 686), bis zur Bergstadt, die sich zwischen das enge Tal des Plothenbaches schiebt,



Ziegenrück a. d. Saale

überragt vom alten Schloß aus der Sorbenzeit. Hier hat das Zeiß-Werk in Jena die ersten Schritte zum Ausbau der Saalewasser getan. In einem 500 Meter langen Stollen hat man einen Berg, den Conrod, durchstochen, und nachdem man das Wasser der Saale gestaut hat, schickt man es durch den Stollen, um in Turbinen des Kraftwerkes auf der andern Seite des Berges elektrische Kraft zu erzeugen.

Was wir von Hohenwarte bis ziemlich nach Ziegenrück hin saaleaufwärts an Landschaftsstimmungen genossen haben, das wird im Stauwasser der Hohenwarter Talsperre versinken.

Von Ziegenrück geht es dem zweiten Staugebiet entgegen. Der Weg läßt uns erkennen, daß sich im weiteren Verlauf der Saalewanderung die landschaftlichen Schönheiten wiederholen. In Windungen im tiefen Ausnagetal der Saale geht die Wanderung hin. Wo Walsburg als erste Siedlung nach stundelangem Weg uns grüßt, führt der Weg bergauf nach Dörflas. Hier oben auf der Höhe hat man einen weiten Überblick über Saalelauf und Fastebenenlandschaft. Zu unsrer Linken hat sich von Schleiz her in diese Fastebene die Wisenta in großen Bogen genau wie die Saale eingenagt. Bei Dörflas-Walsburg mündet die Wisenta in die Saale. Auf dem Berghang an dem Mündungsdreieck lag die alte Walsburg, von der nur noch der Burggraben sichtbar ist.

Die Wisenta prallt an den Bergsporn an, den von der andern Seite die Saale benagt, und die Zeiß-Werke haben diese Stelle durch einen Stollen durchschlagen und sie der Elektrizitäts- und Kraftausnutzung zugänglich gemacht. Das Wasser der Wisenta hat man gestaut und schickt es durch den Stollen zu den Turbinen des Kraftwerkes, das ein Hilfswerk für die Bleilochsperre bei Saalburg sein soll.

Über den Teufelsberg führt der Weg saaleaufwärts durch Hochwälder. Tief unten schimmert als blaues Band die Saale. So werden wir durch schweigenden Wald mit Fernblicken zur Linken und zur Rechten nach dem Marienblick geleitet, von dem aus uns wie ein Märchenschloß Burgk (Abbild. S. 688), von dem silbernen Band der Saale umflossen, vom Wald wie ein Kleinod gefaßt, entgegenwinkt.

Eine kurze Wanderung auf dem Röhrensteig, dem alten Wasserzuleitungsweg zum Schloß, bringt uns zum Schloß selbst, das man auch vom andern Röhrensteig, nach dem Dorfe Möschlitz zu, sich angesehen haben muß.

Romantisch wird der Weg am Kobersfels, einem steilen Prallhang der Saale. Hier hat sich der Fluß durchnagen müssen. In diesem



Saalburg a. d. Saale

engen Talstück liegen die Bleilöcher, alte Stollenmundlöcher ehemaligen Bergbaues, der im Mittelalter so reichlich in dieser Gegend entwickelt war. Wenig oberhalb der Bleilöcher, da, wo die Grünsteinfelsen noch eng zusammenstehen, plant man den Bau der größten Talsperre Europas, die Bleilochsperre. Man will hier das Tal durch eine Mauer sperren, die im Untergrund über 70 Meter breit und über 60 Meter hoch werden soll.

Günstig ist hier der Platz zum Sperrenbau, denn oberhalb dehnt sich ein weites Becken nach Saalburg (Abbild. S. 687) hinauf. Dieses Becken verdanken wir der ausnagenden Tätigkeit des Saaleflusses.

Weit über den Stausee in das schmale Saaletal hinein wird man den Stau spüren. Das reizend gelegene, an die verträumten Lahnstädte erinnernde Saalburg wird seinen unteren Stadtteil verlieren, denn fast bis an das Tor in der teilweise noch erhaltenen Stadtmauer wird das Stauwasser reichen.

Saalburgs Lage ist vom kleinen Pförtchen aus, in dem erhaltenen Stück Stadtmauer, unbeschreiblich schön. Man überblickt den Saaleübergang, die jahrhundertealte hölzerne, überdeckte Saalebrücke, deren man im oberen Saaletal so viele kennt, durch die Napoleon im Jahre 1806 gezogen ist, schaut hinein in die Saaleberge, zwischen denen das Saalburger Marmorwerk liegt, das neben ausländischen Steinen vor allen Dingen ostthüringer Marmore schleift, poliert und verarbeitet. Aber auch vom Tal aus bietet Saalburg einen berückenden Anblick.

Eng wird das Saaletal flußaufwärts, so eng, daß kaum Raum bleibt für einen Holzabfuhrweg. Darum müssen wir unsre Schritte durch den kirchenstillen Wald des Waidmannsheiler Jagdreviers lenken. Wandert man jenseits der Straße, am Rande des tief eingeschnittenen Saaletals hin, dann kann man Fernblicke von einzigartiger Schönheit erleben.

Bei dem Jagdschloß Waidmannsheil erreichen wir wieder die Saale, wandern an ihr bis Lemmnitzhammer und Harra hin. Bis hierher soll die Stauwirkung der geplanten Bleilochsperre reichen. Wer von Lemmnitzhammer bis Harra auf einem waghalsigen Wege mit ständigem Blick auf die tief unten fließende Saale gehen will, wähle den sogenannten Alpensteig.

Nun geht es noch ein Stückchen auf halber Höhe im Tale hin. Links unten im Tal und rechts des Weges treffen wir auf neue Spuren von Eisenerzbergbau, der auf Spateisenstein umgeht. Früher war im Gebiet der oberen Saale der Bergbau sehr entwickelt.



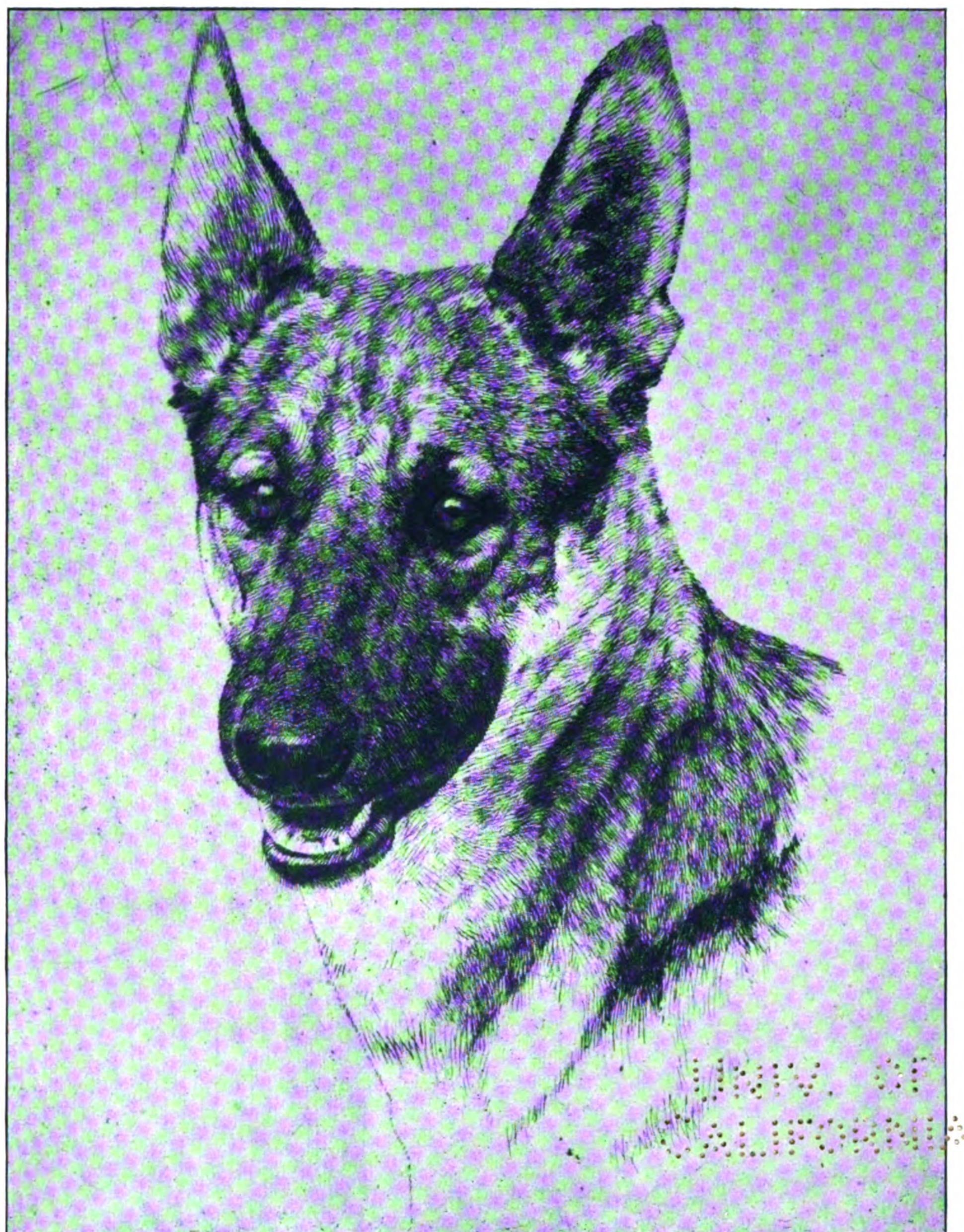
Schloß Burgk a. d. Saale

Dort, wo aus dem engen Höllental die Selbitz austritt und sich in die Saale ergießt, liegt Blankenstein, wo der Rennsteig beginnt, und oben auf dem Berge thront Blankenberg (Abbild. S. 685) mit kemenatenartiger Burg.

Unsre Wanderung geht weiter im Tale hin, das eng zwischen vulkanischen Tuffmassen des Erdaltertums eingenagt ist.

Hier ist die Stelle, an der zur dritten geplanten Sperre, für die der Bayrische Staat Interesse hat, die Staumauer gebaut werden soll. Die Wirkung dieses Staues wird man bis nach Hirschberg hin verfolgen können.

In diesem letzten Teil der oberen Saale, dem unsre Wanderung gilt, sind Siedlung und Natur innig verschmolzen. Keine Bahn, keine Autostraße führt das Tal entlang. Wir sind mit der Natur und uns allein, kommen an dem gut erhaltenen Schloß Rudolfstein vorüber, grüßen vom Tal aus den alles überragenden Gupfen und sind bald über Tiefengrün in Hirschberg. Über moderne Industriebauten blickt vom »Hag« aus das alte Hirschberger Schloß, einst eine alte Sorbenburg, auf die geschäftig fließende Saale, die hier aus dem Bayrischen in das Thüringerland eintritt.



Hans Tiburtius: Schäferhund

Entsagung / Von Albert Mähl

Der Tag konnte nicht schöner sein. Tiefgrün leuchteten die Wandelgänge des Rokokogartens, und weiße Leiber marmorner Götterbilder schimmerten durch das Graslaand.

Am hellsten aber leuchtete Ina Osterkamps mohnrotes Kleid.

Der junge Bildhauer, der an ihrer Seite auf dem glitzernden Kies dahinschritt, empfand es eindringlicher als den Duftstrom der Blumenglut ringsum. Sie hatten sich auf der Kunstschule kennengelernt. Inas feines, ebenmäßiges Gesicht mit dem Schmelz ihrer siebzehn knospenden Jahre, ein Gesicht, aus dem große, braundunkle Augen bald schwärmerisch ins Weite gingen, bald schelmisch ihn anblinzelten, war Erich Hellweg sogleich aufgefallen, und wie es ihm schien, lag auch in ihrer vertrauensvollen Neigung mehr als Aufmerksamkeit der Schülerin für den reifen Künstler.

Sie hatten das Barockschloß besichtigt, ergingen sich nun im wohlgepflegten Gartengelände und standen gerade vor einer Wasserkunst, die silberflutende Kühlung sprengte.

Erich Hellweg bemerkte, daß seine Begleiterin auffällig schweigsam und versonnen neben ihm ging. Was sie bewege?

Sie sah groß zu ihm auf, ließ dann den Blick zu Boden gleiten und sagte: »Ich weiß es selbst nicht recht, ich fühle mich so verloren in all der Pracht — sie macht mich traurig.«

Er kannte das. Die vollendeten Formen dieser Kunstumwelt engten ihr die Seele ein. Sie wollte ihr Recht auf sich zur Geltung bringen. Es war ihm besonders heute nicht entgangen, daß die Romantik ihrer Jahre andern Regungen nachzugehen verlangte. Er hatte Reife genug, um den Grund des Schwankens zwischen Furcht und Hoffnung in solcher Mädchenseele zu begreifen. Es lag ganz bei ihm, ein Gleichgewicht herzustellen, das von beiden innerlich insgeheim längst erstrebt wurde.

»Es ist mir verständlich, Ina,« sagte er, »daß die starre Bildhaftigkeit dich befremdet. Dieser ganze Trug voll Anmut und Liebreiz aus der Zeit der Schäferspiele geht zurück auf eine Lebenskunst, eine Phantasie, die in uns nicht mehr lebendig ist. Wir schauen diesem übermütigen Spiel zeitentfremdet zu, als wären wir so fühllos wie jene marmornen Statuen, während sie selbst das Leben tragen — ja, das kann wohl traurig stimmen, sieht man's so!«

Sie sagte nichts. Sie merkte, daß er mit Gedanken überschütten wollte, was in ihr aufquoll, daß er durch eine vertiefende Kunstbetrachtung sie von sich selbst abzulenken suchte. Während sie über ein Brückengeländer sich neigten und sich spiegelten in der blauen, blanken Fläche eines Kanals, fragte sie zaghaft: »Glaubst du, Erich, daß man die Kunst so lieben kann wie das Leben?«

Er lächelte. »Ich sehe da keinen wesentlichen Unterschied,« sagte er, »ich fasse das eine wie das andre auf und glaube, daß, wer die Kunst, das Leben zu lieben, versteht, erst recht es leben und lieben kann!«

»Die Kunst? Wer die Natur hat, nicht?« Sie zupfte ein saftvoll hängendes Blatt von einem Zweig, warf es lässig ins Wasser und ließ ihr Auge mitgehen, so lange, bis die Strömung es entführt hatte.

»Ina,« sagte er, indem er ihr zum Weitergehen den Arm bot, »glaube mir, daß anders nichts uns wahrhaft beglückt als nur das Wähnen, glücklich zu sein. Was wir besitzen, verlieren wir. Was wir begreifen können, ist nicht wunderbar — zu träumen ist das beste! Das ist ja doch der Sinn der Kunst, daß sie das verworrene Leben verwandelt und schlichtet, daß sie den Ausdruck einer glücklicheren Auffassung vom Dasein schafft, weil es uns an sich nicht restlos glücklich machen kann! Wohl ist die Kunst ein schöner Trug. Aber ist das Leben in tiefstem Sinne wirklich mehr? Ein Künstler, so meine ich, kommt gerade dadurch zu seinem Beruf, daß ihm mit der Zeit die Fähigkeit erwächst, alles, was ihn ergreift, sich zu verwandeln, um wertgestaltet, neu es dem Leben zurückzugeben. Die Amoretten dort, die ganze Formenfülle des Barock bis in die letzte Zuspitzung zum Rokoko ist doch nur ein erhöhter Ausdruck des Natürlichen, ein schönes Wesensbild des schönen Scheins. Eben darum wirkt er so bezaubernd heute und gewiß für alle Zeiten; im Leben, in der Menschheitsgeschichte bleibt nur das unvergänglich und eine große und würdige Erinnerung jeder Gegenwart, was kunstverwandt geartet ist. Will man also glücklich leben, Ina, muß man erhebende Eindrücke sich zu eigen machen, so sehr man kann, muß man das Leben lieben als ein Kunstwerk, dann wird einmal die Erinnerung golden sein, und das allein ist unser bestes Gut.«

Aus seinen ihr so ungewöhnlichen und eindringlich gesprochenen Worten erriet sie viel. Er spürte an dem Zittern ihres Armes, wie sehr das, was er sagte, sie erregte.

Vor einem stillen Weiher hielten sie. Zahlreiche Nixenblumen lockten mit ihren weißen Blütenarmen herüber. Auf einer Insel glänzten die Säulen eines antiken Rundtempels, von dem her in feierlichem Zuge ein Schwan die Fläche durchquerte. Wie ein schillerndes Fächergebreite verlief seine Spur. Er schwamm auf eine gelbe Teichrose zu, ließ liebkosend seinen Hals über ihr großes, herzförmiges Blatt gleiten und senkte ihn dann tief zu ihr in den Grund hinab.

Den beiden war nichts entgangen. Ina blickte fragend ihren Begleiter an. Der aber sprach kein Wort; er ließ die Augen blickversunken nicht von dem Schwan.

»Komm,« sagte er nach einer Weile, »wir wollen uns bei der alten Linde dort niedersetzen. Ich möchte dir eine Geschichte erzählen.«

»Eine Geschichte?«

Als sie auf der Bank saßen, begann er zögernd: »Ja, eine Geschichte, die sich hier in diesem Schloßgarten zugetragen haben soll. Wann war es doch noch? So etwa hundertundfünfzig Jahre können verflossen sein, da lebte am Hofe dieser kleinen Residenz ein Fräulein, das hieß — nun, der Name, richtig — Charlotte! Man nannte es aber: die schöne Lo.«

»Die schöne Lo? Wie reizend!«

Der Schwan hatte seinen Hals emporgezogen und blickte Erich an. Dieser fuhr fort: »Ja, unbeschreiblich reizvoll war es, sie auf ihren roten Stöckelschuhen im leuchtend brokatenen Reifrock einhertrippeln zu sehen. Alle Herzen der Hofleute zog sie an. Aber jeder umwarb die schöne Lo vergebens. Einmal aber, an einem Sommerfest im Freien, wurde zur Abwechslung nach Musik und Reigen der Vorschlag gemacht, Verstecken zu spielen. Jede Dame mußte den rechten Schuh ausziehen und ihn verstecken. War einer von den Herren Finder, so war die Dame, die Besitzerin des Schuhs, verpflichtet, von ihm einen Kuß zu empfangen. Die schöne Lo errötete. Niemand sollte ihren Schuh finden! Doch wo nur hin damit? Da bemerkte sie — Ina, siehst du die tiefe Furche dort in der Rinde? Ich glaube, man kann fast den halben Arm in die Öffnung senken. Dort hinein legte sie den Schuh. Sie hatte sich nicht verrechnet. Alle Schuhe waren schon gefunden, nur der ihre noch nicht. Um so weniger aber ließen die Herren nach, gerade diesen zu suchen — was hätte nicht jeder um einen Kuß von der schönen Lo getan! Und wirklich, einer hatte Glück. Es war der Junker — wie hieß er doch noch gleich? — ich glaube: von Wildenberg. Er stand ganz zufällig bei der Linde, als ein Eichhörnchen plötzlich aus dem Spalt heraushuschte mit einer roten Schleife im Mäulchen. Das brachte ihn auf die Spur. Lo sah sich verraten; wie erblaßte sie, als der Junker ihr den Schuh brachte! Nun konnte sie den Kuß ihm nicht versagen. Als er sie aber umfangen wollte, hielt sie den Fächer vors Gesicht und bat ihn unter Tränen, er möge die Augen ihr küssen, nicht den Mund. Täte er das, so sei sein Unglück gewiß, gehorche er aber, so schenke sie ihm ihre Seele. Der Junker erstaunte. Ob sie scherze? Ob sie gar eine Fee sei? Aber ihr Augenlicht traf ihn so überirdisch schön, daß er, nicht minder hingerissen, einen linden Kuß ihr auf die Wimpern hauchte. Kaum aber neigte er sich zurück, da war ihm, als höben ihn Flügel vom Boden. Er glaubte die Sprache der Vögel, das Wispern der Libellen und die Lieder der Blumen am Wege zu verstehen. Gewandelt schien ihm die Welt, eine unaussprechliche Lichttrunkenheit erfüllte ihn — die schöne Lo hatte ihm ihre Seele geschenkt!«

Das Haupt des Schwans lag ganz unter den Flügeln verdeckt, als Erich weitersprach: »Allabendlich trafen sie sich hier unter der Linde. Ihre reine Liebe schien unzerstörbar und ewig dauern zu sollen, wenn nicht doch einmal den jungen Edelmann die Versuchung zu stark befallen hätte, ihren Mund zu küssen. Ganz nahe am Rande des Weihers standen sie. Da preßte er plötzlich, von Leidenschaft überwältigt, seine Lippen auf die ihren. Der Unselige! Mit gellendem Schrei war Lo rücklings seinen Armen entglitten — ins Wasser hinabgesunken. Entsetzen und Verzweiflung durchtobte sein Herz. Was er auch tat, es war umsonst: die schöne Lo kam nicht wieder zum Vorschein. Da floh er aus dem Lande und zog in den Krieg, um mit Waffentaten sein Weh zu betäuben. Doch fand er die Ruhe nicht, fand nicht den Tod, und es mochten wohl fünfzig Jahre vergangen sein, als er, ein alter, narbenschwerer Kriegsmann, eines Nachts hierher zurückkehrte. Kummervoll lehnte sich der alte Wildenberger an den Stamm der Linde und gedachte der längst vergangenen Stunden mit der schönen Lo. Da, während er so traurig vor sich hinblickte, gewahrte er eine gelbe Teichrose magisch im Mondlicht schimmern. Nie hatte er solche Wasserblume gesehen. Sie schien Licht auszusprühen — es tanzten wohl tausend Funkenperlen über ihrer Blütenschale. Er konnte nicht widerstehen. Mit zitternden Knien beugte er sich über den Rand des Weihers. Schon hielt seine Hand den Stamm der Rose umfaßt — da! Ach, Ina, ich weiß nicht mehr recht, was geschah, aber die Leute wunderten sich am nächsten Morgen, daß die alte Linde über Nacht all ihre Blätter verloren hatte. Auch über einen roten, zierlichen Schuh erstaunten sie, der unter dem Blätterwirbel lag, denn niemand hatte ihn verloren. Das Merkwürdigste aber ist, daß seitdem allemal an jenem Tage still ein weißer Schwan von der Insel zur Teichrose herübergeschwommen kommt. Behutsam umkreist er ihre Blüte, und lange senkt er seinen Hals hinab zu ihr.«

In diesem Augenblick entfaltete der Schwan jäh seine Schwingen. Mit wildem Aufschlag peitschte er das Wasser. Dann ruderte er zur Insel zurück.

Erich Hellweg schwieg und sah ihm lange nach. An seiner Schulter fühlte er Inas Haupt und merkte, daß sie weinte. Da zog er leise ihre Hand an seine Lippen und küßte sie.

Noch lange blieben sie so beisammen, bis am Himmelsgarten silbern die Sterne erblüht waren.

Technik und Industrie in der deutschen Dichtung

Von Dr. Friedrich Kainz

Vor den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wird der Bereich des Technischen für die deutsche Dichtung nicht zum Problem. Namentlich der um diese Zeit ihrem Ende zueilenden Romantik, die an die neuen Zeitmächte keinen Anschluß mehr fand, war das Reich des Technischen als der Gipfel des Unpoetischen, ja Antipoetischen erschienen. Je mehr sich aber seit 1840 die Kunstrichtung der neuen Zeit, der moderne Realismus, durchsetzt, desto mehr erkannte man es als unerläßliche Aufgabe der Dichtung, sich mit den neuen Lebensmächten der aufstrebenden Technik und Industrie auseinanderzusetzen, um auf diese Weise der Zeit wieder nahezukommen. Es ist das große Verdienst des Realismus, erkannt zu haben, daß Poesie und poetische Verwertbarkeit nicht an gewisse traditionelle Stoffe, nicht an romantische Kulissen gebunden, sondern zutiefst im Zeitleben verankert seien. Ist die Zeit technisch gerichtet, dann wird eine Dichtung, die ihre Zeit versteht, in der Technik wichtige poetische Probleme sehen, und dem Dichter wird Technisches zum ausdruckheischenden Erlebnis werden. Im Leben des Gegenwartmenschen nimmt die Arbeit der Maschine einen zu großen Raum ein, als daß sie nicht auch in der Dichtung ihren Reflex finden sollte. Denn jede Dichtung hat die Aufgabe, dem Ausdruck zu verleihen, was ihre Zeit bewegt und erfüllt.

Voraussetzung für das Entstehen einer »technischen Dichtung« ist natürlich eine entsprechende Rolle der Technik in der Wirklichkeit. Darum gibt es eine solche Dichtung in Deutschland erst seit dem 19. Jahrhundert, denn vorher war dort die Technik noch kein Lebensproblem. Der antiken Dichtung z. B. liegen Fragen der damaligen Technik so fern als möglich. Sie sind eben noch zu unentwickelt, als daß sie sich als selbständiges Lebensgebiet hätten Geltung verschaffen können; sie treten noch nicht weltbildgestaltend in den geistigen Gesichtskreis ein. Wenn Homer den Bau eines Schiffes nach dem damaligen Stand der Schiffbautechnik in aller Treue beschreibt, so liegt hier kein Sonderinteresse an technischen Dingen vor; Grund dieser ausführlichen Schilderung ist allein die naive Gegenständlichkeit dieses Dichters, der die Zurüstung eines Mahles genau so liebevoll eingehend beschreibt. Dem modernen Dichter hingegen können technische Dinge *als solche* zum Erlebnis werden. Eine Glanzleistung der Technik vermag ihn poetisch zu begeistern; er versteht es, der mechanisierten Wirklichkeit neue dichterische Werte abzugewinnen und gerade dort poetische Anregung zu finden, wo eine lebenfliehende Kunst äußerste Unpoesie sah. Es ist auch das Bedürfnis nach Gebietserweiterung und neuen Stoffkomplexen, das zur Eroberung des Technischen treibt; denn dort liegen unverbrauchte, zeitwertvolle Motive. In diesem Sinne macht der Naturalismus neue Entdeckungen an der Wirklichkeit, die ihn Struktur und Physiognomie der eignen Zeit in verfeinertem Maße erkennen lassen.

Bevor man aber das Technische *als solches* erlebte, galt es noch eine Zwischenstufe zu überwinden: die Verquickung der technischen Probleme mit solchen sozialer Art. Diese Verbindung ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Zeiten technischen und industriellen Aufschwungs von schweren sozialen Gefahren erfüllt waren. Diese besorgniserregenden sozialen Erscheinungen führen dann zu einer pessimistischen Wertung des als ihre Ursache erscheinenden Technischen. Während man in der ersten Stufe des Auseinandersetzungsprozesses zwischen Dichtung und Technik die Probleme des Technischen von vornherein ablehnt, sie überhaupt nicht sehen will, erkennt die zweite Etappe technische Probleme zwar als dichterisch bedeutsam an, vermag sich aber nicht positiv zu ihnen einzustellen. Der soziale Pessimismus führt zu einem technischen Pessimismus. Ist also die Romantik unglücklich über die beginnende Entpoetisierung des Lebens durch die Technik, so sind die realistischen Dichter aus andern Gründen der Technik zunächst feind.

Einer der ersten, die sich für den technisch-sozialen Problemkomplex interessierten, ist der Jungdeutsche Ernst Willkomm mit seinen Romanen »Eisen, Gold und Geist« (1843) und »Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes« (1845). Zugleich mit Technik und Industrie gewinnt der vierte Stand poetisches Interesse, denn die Fabriken haben das Proletariat geschaffen. Die Maschinen machen die Handarbeit zum großen Teil überflüssig und drücken dadurch die Lage des Arbeiters. In der Maschine sieht der Arbeiter und mit ihm die soziale Dichtung der vierziger Jahre den ärgsten Feind. Hatte sich schon Immermann in den »Epigonen« schroff gegen Maschinen und Fabrikwesen ausgesprochen, hatte er in der Geschichte von der Luftsteinfabrik (»Münchhausen«) über schwindelhaftes Gründertum satirisch gespottet, so gibt Willkomm in ernsten Romanen tragische Bilder der Gefahren des aufkommenden Industrialismus. Der erste Roman zeigt, wie es einem gewissenlosen Fabrikanten gelingt, durch Mechanisierung der Produktion die Arbeiter zu seinen willenlosen Sklaven zu machen. Ein großer Teil von ihnen wird arbeitslos und verkommt; die Verbleibenden werden durch die Maschinenarbeit in ihrem psychischen und physischen Sein geschädigt. Der Grundton des Romans, der den technisch-industriellen Errungenschaften mit äußerstem Pessi-

mismus entgegentritt, ist: das Maschinenwesen, das die Arbeiter brotlos und zu Krüppeln macht, ist ein Unwesen und muß abgeschafft werden. »Die Dampfmaschinen sind eine Erfindung des Teufels.« In den »Weißen Sklaven« ist der soziale Pessimismus unverändert derselbe, der technische dagegen geschwunden. Damit ist der Roman ein Symptom für die inzwischen erfolgte Entwicklung. Am Schluß des zweiten Romans spricht Willkomm seine geänderte Gesinnung folgendermaßen aus: »Die Maschinen sind ein Segen Gottes, eine Wohltat für die Menschheit, ihre Beibehaltung, ihre Vermehrung und Verbesserung muß der Wunsch jedes Biedermannes sein, allein man muß sich ihrer bedienen zur Befreiung, nicht zur Unterjochung der arbeitenden Klassen.« Während im ersten Roman die Maschinen für alles Elend verantwortlich gemacht werden, herrscht hier eine positivere Auffassung des Fabrikwesens. Das Unglück kommt nicht von den technischen Errungenschaften her, sondern von den Fabrikanten, die diese zur erhöhten Ausbeutung benützen.

Diese Koppelung von technischen und sozialen Problemen dauert bis auf den Naturalismus. Zola (»Germinal«) und Kretzer (»Die Verkommenen«) schildern die negativen sozialen Auswirkungen des Industrialismus; das Technische erscheint als soziales Konfliktmotiv. In Hauptmanns »Webern« richtet sich der Hauptgroll gegen die mechanischen Webstühle: »Das ganze Elend kommt von a Fabriken.« Ähnliches findet sich in Auguste Hauschners Roman »Zwischen den Zeiten«. Die Schattenseiten des Industrialismus (Fabrikarbeit schulpflichtiger Kinder, Zerstörung des Bauernstandes) erörtert J. C. Heers Roman »Felix Notvest«. Die soziale Lyrik der achtziger Jahre (Henckell, Mackay, Dehmel u. a.) hat sich ebenfalls in der Nebeneinanderstellung der beiden Motivkomplexe nicht genugtun können.

Daneben kommt aber dann eine Dichtung auf, der das Technische ohne soziale Zusammenhänge zum Erlebnis wird. Man singt nunmehr in Lyrik und Prosaepik das Hohelied der technischen Wunderleistungen und des Arbeits- und Tatmenschen, der sie schuf. Der Dichter erlebt den in aller Vielheit der Einzelheiten sinnvollen Bau der blitzenden Maschine, das dröhnende Eisenwerk vermag ihm poetische Eindrücke zu vermitteln. Ein solches Hoheslied der Technik singen die vom Bund der Nyland-Werkleute herausgegebenen »Eisernen Sonette«. Hier ist echt lyrischer Geist an modernen Problemen tätig. Während die früheren Lyriker den Dingen der untermenschlichen Natur aus ihrem eignen Inneren heraus menschliches Leben liehen, beseelt man nunmehr die Werke der Technik. Die Maschinen erscheinen von jetzt ab als lebendige Wunderwesen, als Freunde und Helfer des »tatbrünstigen Vorwärtsmenschen« der neuen Zeit. In poetischer Verlebendigung der Wunderleistungen der Technik erscheint dem Dichter die Eisenbahnbrücke als organisches Wesen, als Naturgebilde, das seinen schlanken Leib in wundervoller Ruhe wiegt. Das tobende Chaos des gigantischen Stahlwerks, das Fauchen der Bessemerbirnen, das Geräusch der Dynamos, der packende Rhythmus der Maschinenkolben — all das wird erfaßt und poetisch gestaltet. Auch sonst zeigt sich in dieser Lyrik manches Neue: früher war man bemüht, im lyrischen Gedicht zeitlose Allgemeinheit zu erreichen, hier ist unmittelbare Gegenwart gegeben. Früher suchte man Zwang der Lebensnotwendigkeiten, die harte Arbeit vom lyrischen Gedicht fernzuhalten, hier aber wird gerade rauheste Alltagspflicht in einer Weise gestaltet, die früher als poetisch unmöglich gegolten hätte: der Lastträger, der schweißgebadete Berghäuer werden zu poetischen Figuren. Früher verherrlichte man die romantisch-freie Muße, jetzt die harte Arbeit. Arbeit und Pflicht sind es, die in dieser Dichtung dem lyrischen Individualismus ein Ende bereiten und einen neuen Gemeinschaftsgeist heraufführen. Der Mensch gilt als Einzelner nichts, er ist nur Bestandteil und Rad eines umfassenden Ganzen, einer ungeheuren Arbeitsmaschine.

Werden hier technische Errungenschaften zu poetischen Lusterlebnissen, so kann das Technische, rein als solches, auch tragische Probleme liefern. Max Eyth, Ingenieur und dichterischer Künder technischer Dinge, gestaltet Probleme, die unmittelbar aus dem Technischen quellen und als schwerste seelische Konfliktmotive zerstörend wirken. Sein »Schneider von Ulm« schildert, wie ein Erfinder an einem technischen Problem zugrunde geht, für das die Zeit noch keine Lösungsmöglichkeit bot. Die Novelle »Berufstragik« erzählt, wie ein Brückenbauer schwerste Schuld auf sich lädt, weil er menschliche Rücksichten nicht auszuschalten weiß, als er ein verantwortungsvolles Werk baut. Liebe ist es, die ihm den harten, klaren Blick des Technikers trübt. Der uralte Konflikt zwischen Pflicht und Liebe ist hier an neue Probleme des Technischen gewendet. Mit expressionistischer Seelenkunde zeigt Alfred Döblin in der Novelle »Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine« den seelischen Zusammenbruch eines Fabrikanten von Kolbendampfmaschinen, der sich von seinem Konkurrenten, einem Erzeuger moderner Dampfturbinen, in jeder Hinsicht überholt sieht und bedroht glaubt. Man entdeckt am Techniker einen neuen psychologischen Typus. Zahlreiche Romane enthalten die Berufspsychologie des Erfinders und Ingenieurs. Wilhelm Hegeler gibt in seinem »Ingenieur Horstmann« das seelische Porträt eines solchen Menschen, eines Brückenbauers, der sich aus elementarer, triebhafter Notwendigkeit zu

technischen Problemen gedrängt fühlt und den, neben sonstigem menschlichen Unglück, zwei seiner Werke, ein mißlungenes und ein geglücktes, für das man ihm die Anerkennung versagt, zugrunde richten. Neue tragische Möglichkeiten ergeben sich aus dieser Eroberung des Technischen.

Neben diesen ernst zu nehmenden Dichtungen fehlt freilich auch der triviale Unterhaltungsroman nicht, für den das Technische dankbares, weil interessantes und publikumwirksames Stimmungsmotiv ist. Vor diesem modernen Hintergrund spielt sich dann eine banale Liebesgeschichte ab, die sich vor andrer Staffage genau so gut ereignen könnte. Was hier gegeben wird, ist unorganische, pseudotechnische Problematik. Dabei ist gerade der Unterhaltungsroman erstaunlich rasch bereit, ein aktuelles technisches Motiv zu verwenden. Kaum war das Unterseeboot da, so hatten wir auch schon den Unterseebootroman; kaum war das Flugzeug erfunden, so gab es auch schon einen Fliegerroman. Nun erwarten wir stündlich den Radioroman.

Eine große Rolle in aller technischen Dichtung spielen die modernen Verkehrsmittel: die Eisenbahn wird als Symbol des hastenden Lebenstempos der neuen Zeit empfunden, wie die Postkutsche als das der »guten alten Zeit«. Eisenbahnmotive können auf verschiedene Weise verwertet werden. Der Rhythmus der Bahnmelodie kann zum gestaltungfordernden Erlebnis werden (Liliencrons »Blitzzug«, Lissauers »Reisehymnus«), oder das Bild der vorüberflirrenden Landschaft reizt zum impressionistischen Festhalten im lyrischen Gedicht (Dehmels »Bleiche Nacht«), oder es wird die Freude an Fahrteindrücken im weitesten Sinne zum Erlebnis (Gustav Falkes »Im Schnellzug«, Max Brods »Eisenbahnfahrt«). Georg Heym, Paul Zech, Franz Werfel u. a. geben die Poesie des Dampfschiffs, der Werften und Häfen mit ihren Docks und Kranen, ihrem schwirrenden Leben und Verkehr. Auch Automobilerlebnisse finden lyrische Auswertung: Taumel des Dahinrasens, impressionistische Schilderung der Fahrt (Schellenbergs »Automobil«, H. Steigers »Fahrt«). Auch eine Flieger- und Flugzeuglyrik gibt es, die die seelischen Erlebnisse des Lufteroberers gestaltet: sein stolzes Siegergefühl, das Spiel mit dem Tod, den Rausch der unermeßlichen, souverän beherrschten Weite. Vor andern sind hier K. Schoßleitners »Gedichte des Fliegers« zu nennen. Aus einem dieser Gedichte, in dem die Arbeit des Propellers meisterhaft erfaßt ist, die Schlußstrophe zur Probe:

Es rauscht und erbraust mit gewaltigen Schwingen,
Gespeist durch die Kraft von zweihundert Pferden,
Erdonnert der Herzschlag der Vogelmaschine
Mit knallenden Pulsen,
Erknatternd im Umlauf rasender Kreisel.
Die Flügelflächen allein verharren ganz ruhig
Und gleiten gelassen und ohne Bewegung im himmlischen Raum.

Hatten die Romantiker gefürchtet, daß durch die brutale Wirklichkeit, die harte und nackte Logik des Reichs der Technik alle Poesie, alles Phantasiemäßige aus der Welt verschwände, so zeigte sich nun, daß das Technische auch für solche Möglichkeiten Raum ließ. Nicht nur realistische Abspiegelung der technischen Arbeitswelt war möglich, sondern es schuf sich das Reich des Technischen eine neue Romantik, ein Wunderreich voll neuer Geheimnisse, eine neue Symbolik, eine neue Mythologie. Damit ist erst die volle dichterische Eroberung des Technischen vollzogen.

Ein ganzes Reich der Phantasietechnik errichtet Jules Verne. Die Eigenart seiner Romane liegt darin, daß sie vage technische Möglichkeiten zu phantasiemäßigen Gewißheiten steigern. So steigert er die zu seiner Zeit erst in primitiven Ansätzen befindliche Flugtechnik zu vollkommener Beherrschung der Luft, steigert in analoger Weise die unbehilflichen Versuche der Unterseeschiffahrt usw. Ähnliches tut Kellermann, der in seinem Roman »Der Tunnel« einen technischen Traum zur Phantasiewirklichkeit werden läßt. O. E. Kiesels interessanter Roman »Der Golfstrom« gehört in die Gruppe dieser technischen Utopien. Ähnlich tritt in Ernst Dibrings Romanen stärkste dichterische Einbildungskraft an gigantische technische Probleme heran.

Man sieht die Entwicklung: die absterbende Romantik lehnt sich gegen die neue Welt des Technischen auf, Realismus und Naturalismus bemächtigen sich dann in treuer Objektivität der neuen Probleme, und schließlich findet auch die romantische Wesenshaltung hier ein entsprechendes Tätigkeitsgebiet in einem phantasiemäßigen technischen Irrealismus. Der Dichter der »Eisernen Sonette« sieht im Schweißwerk den heiligen Gral, das Tosen der Maschinen wird ihm zum Chor der Tempelritter; im Rauch der Fabrikschornsteine sieht er Hexen und Kobolde. Von andern wird die Maschinenarbeit symbolisch und mythisch ausgebeutet. Hans W. Fischer gibt in lyrischen Gedichten den »großen Mythos« des Technischen. Die Maschinen sind — ähnlich, wie das Geibel schon in seinem »Mythus vom Dampf« zu gestalten versucht hatte — die durch Menschengeist und Menschenlist bezwungenen Elementargeister, die sich in stummer Wut gegen alles Atmende verschwören und jeden Augenblick bereit sind, das verhaßte Joch abzuschütteln. Ernst Stadler gibt in seinen Eisenbahngedichten gewissermaßen den Mythus der Eisenbahn. Dem Dichter erscheinen eben die technischen Dinge nicht bloß in ihrer realen Seinsweise und praktischen Leistungsfähigkeit. Hinter Hebeln und

Kolben, hinter Pferdestärken und realen Energien sieht er geheimnisvoll webende dunkle Kräfte, die Seelen der Maschinen. So entsteht die Mythologie der neuen Zeit aus der modernen Geistigkeit heraus. Hatte man früher die Elementargewalten in mythologischen Göttergestalten verkörpert, so bieten sich jetzt andre Symbole.

Der Einfluß des neuen Erlebens- und Stoffgebiets erstreckt sich auch auf das Sprachliche. Dem Verkehrsleben, der Technik und Industrie gewinnt der Dichter neue Wortausdrücke ab, die seine Sprache bereichern. Zugleich wird sein dichterischer Vorstellungskreis erweitert, sein Schatz an Vergleichen, Bildern, Sprachsymbolen, Metaphern gemehrt und erneut. Und darauf kommt es an. Solange das Technische bloß interessantes Milieu, stimmungsvolle Hintergründe, spannende Handlungen und Konfliktmomente lieferte, so lange blieb sein Einfluß bloß stofflich. Tatsächlich geht aber seine Wirkung weit darüber hinaus. Das Technische beeinflußt auch die phantasiemäßige Haltung des Dichters, das Tempo seines Ausdrucks, die Art seiner sprachlichen Gestaltung — es ist also nicht bloß Stoff-, sondern auch Stilproblem.

Zum Schluß sei noch auf eine Dichtung hingewiesen, in der die zeitbewegenden Probleme der modernen Technik in gesamtheitlicher Fülle behandelt werden: Georg Kaisers »Gas«. Hier wird die Frage aufgeworfen, inwieweit im Zeichen der modernen Schwerindustrie noch wahres Menschentum möglich sei. Gas ist hier die Bezeichnung für den Typus stärkster Rohenergie, ist Symbol der gesteigertsten Kraft. Dieses Gas an sich ist das überallhin kraftspendende Element der modernen Industrie. Die Arbeiter des Gaswerks sind sich ihrer Mission bewußt. Sie stellen sich restlos in den Dienst der technischen Idee, werden Bestandteile der ungeheuren Maschine. Ihr einziges Sinnen und Trachten ist: Gas, ihr einziger Lebenszweck, neben dem ihre individuellen Glücksansprüche ganz zurücktreten, ist: Gas. Da — inmitten des gehetztesten Betriebs — erfolgt die Katastrophe: das Werk explodiert. Diese Katastrophe hat symbolische Bedeutung: es handelt sich nicht um einen einzelnen Unglücksfall, sondern um die Katastrophe der gesamten modernen Industrie, deren krisenhafte Hochspannung nur diese Lösung zuließ. Ein Arbeiter stirbt vor dem Leiter des Werkes. Sein letztes Wort ist »Mutter«, des Leiters einziges Wort, als er an den Leichnam tritt, ist »Menschen«. Erst im Sterben hat der Arbeiter Zeit, sich auf sein elementares Menschentum zu besinnen. Angesichts dieser Katastrophe kommt der Chef dieses die Industrie schlechthin verkörpernden Unternehmens zu der umstürzenden Einsicht, daß die Industrie den Menschen vernichte, statt ihm zu dienen, sein Leben zerstöre, anstatt es zu erleichtern. Damit ist in ihm der Anstoß zu einer großen seelischen Wandlung gegeben. Die Arbeit soll nicht wieder aufgenommen, nie wieder das unselige Gas erzeugt werden. An Stelle des menschenmordenden Gaswerks soll sich eine grüne Siedlung erheben, in der sich die Arbeiter in der elementaren Tätigkeit des Landmanns ihr längst vergessenes Menschentum zurückerobern.

Was hier in dichterisch-dramatischer Anklage erörtert wird, sind die Fortschritte der modernen Arbeitspsychologie (Taylorsystem), die — ein Triumph der Mechanisierung menschlicher Leistungen — jeden Handgriff auf seine rationellste Form bringt, im Arbeiter jede Wahl der Bewegung, jede Intellekthandlung, jede Bewußtheit ausschaltet und ihn selbst zu einem Teil der Maschine macht, die menschliche Leistung als solche negiert. Solcher Zersplitterung will der Leiter des Werkes ein Ende machen. Aber sein Vorhaben stößt auf stärksten Widerstand. Nicht nur bei den übrigen Industriellen, sondern auch — bei den Arbeitern. Sie wollen nicht Bauern sein; sie folgen nicht dem Chef, sondern dem Ingenieur, der sie zu neuer Tätigkeit aufruft. Die Worte, mit denen dieser ihnen die Herrlichkeit ihres Tuns vor Augen hält, sprechen den Triumph der Technik mit siegestrunkenen Worten aus: »Eure Leistung schafft die Wunder in Stahl. Kraft stößt in Maschinen, die ihr treibt — Gas!! Ihr bewegt die Eile der Bahnen, die euern Triumph über Brücken donnern, die ihr nietet! ... Türme von zitternder Steile baut ihr in die pfeifende Luft, die die Drähte bedroht, in die der Funke spricht! Ihr hebt Motore vom Boden, die oben heulen vor Wut der Vernichtung ihres Gewichts, das in Wolken hinfliegt! Ihr — so wehrlos im Wesen —, in Schwäche preisgegeben dem Tier, das euch anfällt — verletzbar in jeder Pore der Haut — ihr seid Sieger im Weltreich.«

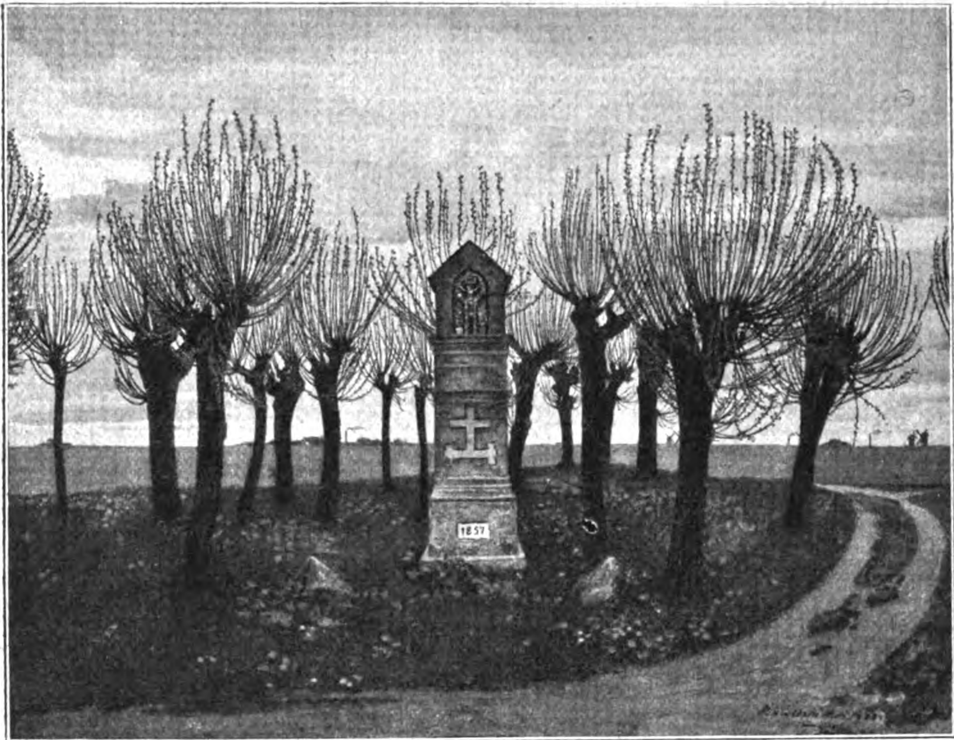
Was Technik und Industrie an Heil und Unheil in sich schließen, ist hier erfaßt und gestaltet.

Am Giebelfenster

Deutschen Landes grüne Breiten,
Lerchen, Wald und Kinderblick,
Sternenglanz und Wolkengleiten,
Eignen Hauses Friedeglück:

Unsre Herzen, unsre Hände
Still sich ineinander fügen:
Gib uns, Gott, bis an das Ende
Dieses selige Genügen!

Albert Sergel



Franz Jüttner: Am Wege (bei Rawitsch an der posen-schlesischen Grenze)

Von Kunst und Künstlern

Raffael Schuster-Woldan: Dame in blauem Kleid (vor S. 593) — Arthur Illies: Luther (vor S. 613) — Aenne Siebert: Dr. Hugo Eckener (vor S. 661) — G. M. Hartmann: Blick vom Ostufer der Pfaueninsel auf den Kaiser-Wilhelm-Turm (vor S. 653) — Franz Jüttner: Hinter dem Dorfe (vor S. 609), Die Wandervögel (vor S. 601) und Am Wege (S. 695) — Gert Wollheim: Abschied von Düsseldorf (vor S. 637) — Arthur Riedel: Andreasmarkt in Basel (vor S. 629) und Fastnacht auf dem Marktplatz (S. 696) — Hans Tiburtius: Schäferhund (vor S. 689), Bobrennen in Oberhof und Der Meistersprung (S. 697)

In diesem Hefte haben sich, teils in farbiger, teils in schwarzweißer Wiedergabe, ein paar Bildnisse zusammengefunden, die in Auffassung, Ausdruck, Technik und Farbengebung so außergewöhnlich verschieden sind, daß wir einen Begriff von der Vielseitigkeit und Freiheit der Bildnismalerei bekommen. Das Pikanteste und Einschmeichelndste hat zweifellos der Berliner Maler Raffael Schuster-Woldan mit der »Dame in blauem Kleid« geschaffen. Nicht bloß in der Delikatesse der Farbenabstimmung, zu der hier auch der Hintergrund mit dem Stück gefalteten Vorhangs gerechnet werden muß, sondern auch in der anmutig-vornehmen Haltung der jungen Dame und dem eigentümlichen, für die Palette dieses Malers bezeichnenden Schmelz, der auf Haar und Haut liegt. Allein dadurch entfernen sich alle Gemälde Schuster-Woldans, auch die Bildnisse, von der Naturalistik bloßer Lebensnachbildung: ein Hauch der Romantik umwebt sie, und mit der leisen Erinnerung an berühmte klassische Bildnisse, insbesondere der englischen Gesellschaftsmalerei des vorigen Jahrhunderts, wecken sie in dem Betrachter zugleich auch etwas von deren aristokratischer Noblesse.

Von dieser gedämpften Zartheit hat der Luther des Hamburger Malers Arthur Illies, über den Fritz Flebbe in einem besonderen Aufsatz spricht, auch nicht die Spur. Hier ist alles Kraft, Wucht und unerschrocken zupackende Derbheit: in der Komposition, in der massigen Zeichnung und in der schwere, düsterbrennende Farben bevorzugenden Koloristik.

Etwas von der harten gutbäuerischen Energie, die den Lutherkopf von Illies auszeichnet, lebt auch in dem Kopfe Dr. Hugo Eckeners, des Mannes, der sich vorgesetzt hat, das Erbe des Grafen Zeppelin trotz allen wirtschaftlichen und politischen Widerständen zur Vollendung zu bringen. Aenne Siebert, eine Schülerin und Freundin der früher in München lehrenden Wiener Landschaftsmalerin Tina Blau, hat ihn radiert, bald nachdem er von seinem Ozeanfluge aus Amerika zurückgekehrt war und unsere arm gewordene deutsche Begeisterungsfreudigkeit in

ihm und seiner Tat wieder ein würdiges Ziel gefunden hatte. Diesem künstlerischen Antrieb entsprechend, sei auch uns, den Betrachtern, dies Bildnis mehr als ein Konterfei, sei es uns eine Mahnung an die Zeppelin-Eckener-Spende, die das Band vaterländischer Einigkeit und Opferwilligkeit um alle Deutsche ohne Unterschied der Partei schlingen muß.

G. M. Hartmanns »Blick vom Ostufer der Pfaueninsel auf den Kaiser-Wilhelm-Turm«, wie die farbigen Textbilder eine Kreidezeichnung, begleitet den Aufsatz über die Pfaueninsel und wird besser als der Text eine Vorstellung von der landschaftlichen Schönheit dieses märkischen Flußwerders geben.

Auch das Motiv für Franz Jüttners Ölkreidezeichnung »Hinter dem Dorfe« stammt aus Norddeutschland, aus Coserow an der Ostsee. Es ist schon 1904 entstanden, als der inzwischen nach Wolfenbüttel übergesiedelte Künstler noch seinen Wohn- und Schaffenssitz in Berlin hatte und ein vielbegehrter Zeichner für die humoristischen Blätter war. Aber schon damals wußten die tieferen Kenner, daß sich neben dem witzigen Zeichner — der sich übrigens auch heute noch nicht auf das müßige Altenteil drängen läßt, wie das köstliche Blatt mit den Wandervögeln beweist — der in zarten lyrischen Stimmungen heimische Landschaftsmaler behauptete, der seiner so sicher war, daß er jede Pointe verschmähen durfte. Schon im Jahre 1911 hat deshalb ein reich illustrierter Aufsatz unsrer Monatshefte neben dem treffsicheren Humoristen auch den Maler Franz Jüttner gewürdigt, wie es neuerdings, zum 60. Geburtstag des Künstlers, eine Ausstellung auf der Burg Dankwarderode in Braunschweig getan hat.

Rheinische Fastnachtsstimmung herrscht auf dem Bilde »Abschied von Düsseldorf« von Gert Wollheim, einem der markantesten der in jüngster Zeit bemerkenswert hervorgetretenen westdeutschen Künstler. Wollheim, jetzt ein Dreißigjähriger (geb. 1894 in Dresden), ist Mitglied der Düsseldorfer Künstlervereinigung »Junges Rheinland« und hat dieser als einer ihrer Führer Achtung auch auf großen Akademie-Ausstellungen der letzten Zeit zu verschaffen gewußt. Oberstes Schaffensprinzip dieses Künstlers ist nach seinem eignen Bekenntnis »der Ausdruck des Lebendigen«, aber er versteht darunter so wenig eine Nichtachtung der guten künstlerischen Überlieferung, daß er vielmehr gleich hinzusetzt: »Das künstlerische Niveau der Jetzt- und Zukunftszeit sollte durch die Museen, in denen die alten Meister hangen, bestimmt sein. Da Kunst immer neu ist, so ist es, scheint mir, ein oberflächlicher Standpunkt, etwas Neues von der Malerei zu fordern. Ich glaube, daß die Menschen die Malerei immer nötig haben werden, schon zur Orientierung in der großen



Arthur Riedel: Fastnacht auf dem Marktplatz



Hans Tiburtius: Bobrennen in Oberhof i. Thür.

kosmischen Natur.« Gert Wollheim hat, wie er noch heute dankbar anerkennt, entscheidende Anregungen von Albin Egger-Lienz empfangen, dann aber auf dem Wege selbständiger Entwicklung gelernt, das Monumentale seines Lehrers mit sprühender Koloristik zu versöhnen.

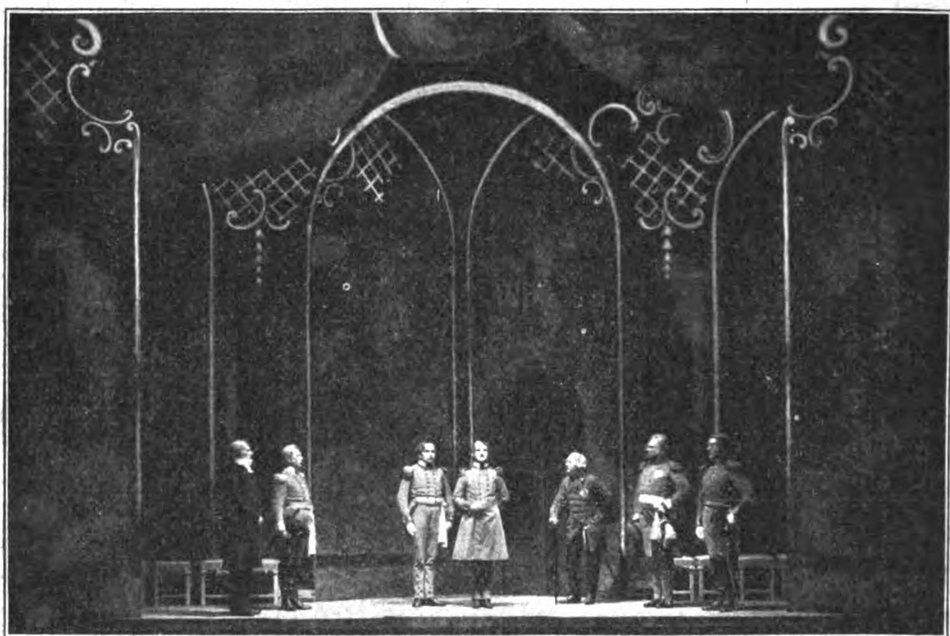
Der Karlsruher Arthur Riebel, der die Leser der Monatshefte schon häufig mit zeichnerischen Kunstblättern der verschiedensten Art erfreut hat, erscheint diesmal mit zwei lebhaft bewegten Darstellungen aus dem süddeutschen Volksleben. Beide Blätter, der »Andreasmarkt in Basel« wie die »Fastnacht auf dem Marktplatz«, sind einer Mappe mit Radierungen entnommen, die im Rotapfel-Verlag (Erlenbach-Zürich) erschienen ist und die wir allen Freunden und Sammlern volkstümlich belebter Städteansichten warm empfehlen möchten.



Hans Tiburtius: Der Meistersprung

Der Berliner Radierer Hans Tiburtius, dem wir das Kunstblatt »Schäferhund« und die Textbilder »Bobrennen in Oberhof« und »Der Meistersprung« verdanken, ist erst auf dem Umwege über das Handwerk zur bildenden Kunst gekommen, was er sich aber nicht gereuen läßt. Bei Franz Bunke in Weimar und E. Wolfsfeld in Berlin hat er sich dann konsequent und planmäßig zum Maler und Zeichner ausbilden können, bis ihn die Radierung fast ganz für sich gewann, sie, die an den Zeichenstift oder den Grabstichel die strengsten Anforderungen stellt, auch wenn man, wie Tiburtius, seine Arbeiten im Selbstverlag hat. —

Zur Kenntnis unsrer Leser: die auf S. 577 des Januarheftes wiedergegebene Radierung »Hochseeflugzeuge« von Max Schenke ist im Kunstantiquariat von Arthur Merkel in Berlin erschienen. F. D.



Aufn. Balluff, Stuttgart

Szenenbild aus »Neidhardt von Gneisenau« von Wolfgang Goetz nach der Uraufführung am Württembergischen Landestheater in Stuttgart. (1. Akt: Schloß)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Wolfgang Goetz: Neidhardt von Gneisenau — Max Mohr: Ramper — Arnolt Bronnen: Die Geburt der Jugend — A. W. Lunatscharski: Der befreite Don Quichotte — Bernard Shaw: Zurück zu Methusalem (2. Teil) — Somerset Maugham und Clemence Randolph: Regen — Französisches — Die Hosenrolle

Die großmächtige Weltgeschichte und ihr kleiner friedlicher Trabant, die Literarhistorie, sie gelten doch gemeiniglich für ernste, würdige Respektspersonen — aber manchmal erlauben sie sich närrische Witze! Am 27. Oktober 1760 wird August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau in dem damals sächsischen Schilda geboren, einem Städtchen, dessen Bürgern der Volkswitz die bekannten lächerlichen Streiche zuschreibt. Wenige Tage später kommt es ganz in der Nähe, bei Torgau, zur Schlacht zwischen Preußen und Österreichern, und unter den in die Flucht geschlagenen Österreichern befindet sich auch der alte Gneisenau, Lieutenant in würzburgischen Diensten, samt seinem neugeborenen Knäblein, dem die Mutter bald nach der Entbindung gestorben war, aus Schreck, weil sie das Kind hatte aus dem Troßwagen auf die Straße fallen lassen. »Unter so wunderbaren, glücklichen und traurigen Auspizien«, sagt Gneisenaus Biograph Hans Delbrück, »im Lager der Feinde Preußens erblickt der Mann das Licht der Welt, der unter den Rettern Preußens an erster Stelle genannt werden darf« ... Und anderthalb Jahrhunderte später schreibt in Berlin ein preußischer Regierungsrat ein vaterländisches Schauspiel, das diesen »Retter Preußens« zum Mittelpunkt und Helden wählt. Aber aufgeführt wird es in Berlin, dem Schilda der dreißig Bühnen, nicht, sintemal in der preußischen Hauptstadt alle weltbedeutenden Bretter bis auf den letzten Span für französische, englische, amerikanische, spanische, russische Stücke gebraucht werden, aufgeführt wird es am Landestheater in Stuttgart, in der Hauptstadt des Staates, der in den Befreiungskriegen auf der Seite des Rheinbundes stand und bis zur Schlacht von Leipzig unter den Fahnen Napoleons focht ... Wenn die Berliner Bühnen noch das Erröten nicht verlernt hätten, sie könnten für die ganze Spielzeit das Notlicht sparen; alle Sonnenuntergänge und Feuersbrünste würden ihnen von dieser Blamage frei geliefert werden.

Doch es ist vielleicht nicht angebracht, an dem »Gneisenau« von Wolfgang Goetz das Preußische allzu sehr zu betonen. Nun, auch wenn Berlin sich heute vornehmlich als Reichshauptstadt fühlte, seine Verschmähung des Dramas wäre nicht weniger bloßstellend. Denn dieser »Gneisenau« ist ein preußisches Stück nur insofern, als es damals noch kein Deutschland gab; in seinem innersten Nerv ist es deutsch

empfunden und deutsch gedacht, aus der Not der deutschen Seele, aus der Tragik des deutschen Wesens heraus. Nicht um den Offizier handelt es sich hier, der unter dem ehernen Gebot des Gehorsams steht; auch nicht um den preußischen General von überragender Bedeutung, dem seine Uniform zu eng und die Bahn der Zeitpoli.ik zu klein wird. Der Gestalter dieser dämonischen Natur gräbt tiefer und zielt höher: er möchte den genialen deutschen Menschen in seiner eingeborenen und angestammten deutschen Persönlichkeitstragik packen, mit all dem Widerspruch und Widerstreit des Ichtümlichen und des Gemeinschaftlichen, des Freiheitlichen und des Gebundenen, des Künstlerisch-Schöngeistigen und des Straff-Soldatischen, des Romantischen und des Realen. Und er packt ihn; er zeigt uns sein inneres Antlitz. Nichts verkehrter und törichter als das dünkelhaft überlegene Wort eines Berliner Theaterleiters zu dem Stuttgarter Spielleiter des Stückes: »Na? Da haben Sie ja wohl einen neuen Wildenbruch aus der Taufe gehoben?« Womit natürlich nur auf die psychologischen und dramatischen Schwächen des »Hohenzollern-Dichters«, nicht auf seine vaterländisch-sittlichen Werte angespielt werden sollte, von denen der Herr wahrscheinlich kaum etwas ahnt. Nein, hier ist keine Spur von »Hurra-Patriotismus«, keine künstliche Färbung oder Zurechtknetung der Geschichte, am allerwenigsten zum höheren Ruhm des gottbegnadeten Herrschers. Hier ist überhaupt kein Geschichtsdrama, weder im schulmäßigen noch im novellistischen Sinne, ist vielmehr eine freiherzige, unsern nationalen Flecken und Lastern nicht ausweichende Geschichtsdeutung, ein unerschrockener, freilich nie die Menschlichkeit verleugnender Gerechtigkeitssinn gegen die Großen und Mächtigen und eine aus dem Mutterboden gleichen Fühlens und Leidens quellende Liebe zu den Kleinen und Dumpfen, doch manchmal auch Gotterleuchteten im Volke, von denen die Geschichte nicht geführt, aber getragen wird.

In nicht weniger als 21 Bildern rollt sich Gneisenaus, des Fünfzigjährigen, entscheidendes Schicksal vor uns ab: von der Breslauer Wachstube, wo sich die Freiwilligen des schlesischen Heeres sammeln und er, der eine Weile auf dem Londoner Gesandtschaftsposten kaltgestellte Retter von Kolberg, ihnen den gütigen, von Schönheitssinn und innerer Kultur erwärmten, aber auch strengen und jäh aufbrausenden Offizier zeigt, über Lützen und Großgörschen, die böse Zeit des Generalgouvernements in Schlesien, Katzbach, Wartenburg, Leipzig und — zwei Jahre später — Ligny, wo er unter der Mühle bei Brye den Befehl an sich reißt, um Napoleon Schach und Matt anzusagen, über Genappes und Waterloo, wo er, in erhebendem Gleichtakt mit Volk, Vaterland und Zeit, endlich seinen Ruhm umarmt, bis zum Einzug in die Tuilerien. Der Weg dorthin ist für ihn eine Kette immer wiederkehrender Demütigungen von außen, aber auch ein stetig erneuertes Ringen mit sich selbst. So oft er seine Flügel spannt, er wird immer wieder geduckt, immer wieder — allzeit »des Königs Stiefkind« — in die Rolle des Zweiten herabgedrückt. Was aber den Stachel all dieser ihm von der Hofkamarilla und den Paragraphendienern beigebrachten Niederlagen erst vollends ins Fleisch drückt und vergiftet, das ist sein Haß, seine Neid- und Ruhmsucht, seine Eitelkeit, seine Überheblichkeit, sein Wille zur Macht, seine Eigenliebe oder doch sein quälendes Unvermögen, zwischen den natürlichen Ansprüchen seines Ichs und den ehernen Pflichten seines Amtes den befreienden Einklang



Aufn. Kallust, Stuttgart

Szenenbild aus »Neidhardt von Gneisenau« von Wolfgang Goetz nach der Uraufführung am Württembergischen Landestheater in Stuttgart
(4. Akt: Gneisenau und die Marketenderin)



Aufn. Balluff, Stuttgart

Szenenbild aus »Neidhardt von Gneisenau« von Wolfgang Goetz nach der Uraufführung am Württembergischen Landestheater in Stuttgart. (5. Akt: Windmühle bei Brye)

zu finden: alles echt deutsche Schwächen und Fehler, die ihre Kehrseite in ebenso vielen Tugenden haben. »Ich hab' ein ganzes Leben durchgepferchte«, gesteht dieser Mann auf der Höhe seiner Laufbahn, »um unter einer Mühle Flügeln einmal mich selber zu empfinden, zu erfüllen. Das ist genug. Wir sind ja Deutsche. Uns ward ein armer Weg; doch sitzt an seinem Ende Gott und breitet seine Hände uns entgegen. Erst war ich Mensch, dann Deutscher, Preuße, Ich. Ein falsches Ich, das sich nach Ruhm verzehrte, das haßte, das verdammte. Nun einmal, hingeschwungen in seines Volkes großem Atem, nun einmal eingesaugt, nun einmal ausgestoßen, das ist alles. Glaubt mir, es ist genug ... Verrat hab' ich geübt: an mir, am Vaterland, am Freund, am König. Sie wollten nicht zu ihrem Heile. Judas muß kommen, damit die Glorie strahlt ... Schilda heißt meine Heimat. Ich bin ein Deutscher. Ändert's, wenn ihr könnt.«

Es ist fraglich, ob der Charakter Gneisenaus, wie Goetz ihn gestaltet hat, in allen Zügen der geschichtlichen Wahrheit entspricht. Seine geistige Überlegenheit und schwungvolle Gedankenkühnheit, sein Freimut und Selbstbewußtsein, seine leidenschaftliche und feurige Natur, die keinen Stillstand kannte, sein Edelmut und seine Hochherzigkeit sind durch Taten und Briefe hinlänglich belegt. Ob aber in seiner Seele wirklich die hitzigen Kämpfe zwischen seinem persönlichen Ehrgeiz oder gar der Ichsucht seines »aufgebauschten Selbst« und den entsagungsvollen Geboten der Pflicht getobt haben, die der Dichter ihm zuschreibt? »Mich plagt kein Ehrgeiz«, schrieb Gneisenau 1809 an Clausewitz, als dieser sein Bedauern aussprach, daß über den begeisterten Huldigungen für Schill die Verdienste andrer in Vergessenheit gerieten. »Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in solchem Kampfe will ich gern meinen Untergang finden.« Und als nach der Schlacht bei Ligny, in der Blüchers Leben ernstlich gefährdet war, ein General zu ihm sagte: »Wir hätten ja immer noch Sie gehabt, Gneisenau!«, erhielt er zur Antwort: »Glauben Sie, daß irgendeiner von uns den populären Alten in der Armee ersetzen könnte?« So ließen sich aus den Geschichtsbüchern wohl noch manche Züge aufbringen, mit denen sich Goetzens Gneisenau nicht verträgt. Aber solche Freiheit des Gestaltens muß dem Dichter eingeräumt werden, wenn er damit ein höheres, schöpferisches Ziel gewinnt. Und das geschieht hier. Gneisenau wird für Goetz zu einem Sinnbild des tragischen deutschen Menschen, begabt mit außergewöhnlichen geistigen und seelischen Vorzügen, aber auch beladen mit schweren Problemen und selbstquälerischen Konflikten. Das Geschichtliche im stofflichen Sinne ist dem Dichter nur Mittel und Antrieb. Man könnte

sogar, wäre dabei nicht eine Mißdeutung ins Abstrakte zu befürchten, ohne große Übertreibung behaupten, die Gneisenau widerstrebenden Mächte des alten Preußen, der subalterne König an der Spitze des ganzen verrotteten Systems, seien nur Verkörperungen seiner eignen Hemmungen und Widersprüche, so daß sich auch an diesem Drama das Wort Schillers von den Sternen des Schicksals in der Brust des Menschen erfüllte.

In der dramatischen Technik freilich folgt Goetz keineswegs den Schillerschen Spuren. Da ließe sich eher von einer Schülerschaft Grabbes, Büchners und Unruhs sprechen. Wie in »Dantons Tod« und dem »Louis Ferdinand«, setzt sich auch die Handlung dieses »Gneisenau« aus vielen, oft nur skizzenhaft behandelten Mosaiksteinen zusammen, und neben den diplomatischen und strategischen Auftritten, in denen Weltgeschichte gemacht wird, kommt immer wieder das Volk und der gemeine Soldat zu Worte, in realistischen Szenen, denen der resolute Witz der Straße oder der derbe Humor des Lagers die frische Farbe des Lebens gibt. Dadurch wird mit Glück der chronikartigen, allzu genauen Gründlichkeit gewehrt, die sich sonst wie Meltau auf die Entfaltung des Gneisenauschen Charakters legen könnte. Diese Entwicklung des sich immer wieder verkannt und gedemütigt fühlenden Pechvogels, eines Peter Schlemihl im Generalsrock, zum flüchtigen Bacchanten der Selbstherrlichkeit, zum kühnen Bejaher und endlich doch wieder zum sieghaften Überwinder seiner selbst, dem der Undank des Königs nichts mehr anhaben kann, der in sich Gott und das All verehren darf — diese Entwicklung wird bald durchsichtig und wiederholt sich wohl gelegentlich, aber eine bewegliche dichterische Phantasie sorgt für mannigfache Abschattungen und ein wechselndes Tempo, so daß Auge und Ohr so leicht keine Ermüdung spüren.

Wie den sich organisch gipfelnden Bau der Schillerschen Dramen, so darf man hier auch die Energie der zusammengeballten Szenen und den fortreißenden Schwung des Schillerschen Pathos nicht erwarten. Freilich vermag da der Buchausgabe (Leipzig, Eugen Kuner) ein tüchtiger Dramaturg und Spielleiter vielfach nachzuhelfen und gegenüber der zu weit getriebenen Wandeltechnik des Films die Erstgeburtsrechte des Bühnendramas wiederherzustellen, wie es in Stuttgart, nach übereinstimmenden Berichten, der Oberspielleiter Dr. Wolfgang Hoffmann-Harnisch getan hat, nach allem, was wir von ihm wissen und hören, einer der wenigen modernen Regisseure, die nicht selbstgefällige Auffassungen, sondern Stücke spielen. In dem jungen Christian Friedrich Kayßler hatte die Stuttgarter Aufführung zudem einen Gneisenau, der kraft seiner frühreifen, vom Vater ererbten Herbheit das Geistige und das Militärische einheitlich zu verschweißen wußte, ohne den unheroischen Ästheten in den Vordergrund zu drängen. So wurde die Aufführung mit den Bühnenbildern Felix Cziosseks ein weithin hallender Erfolg, der hoffentlich auch Berlin aufweckt.

Große Maßstäbe drücken kleine und mittlere Erscheinungen, und so müssen sich diese einmal eine Kürze gefallen lassen, die vielleicht nicht ganz der Gerechtigkeit entspricht. Um Max Mohrs in den Kammerspielen aufgeführtes Schauspiel »Ramper« tut mir das leid, denn der Verfasser der »Improvisationen im Juni« zeigt sich auch hier als ein nicht alltägliches Bühnentalent, dem Förderung und Aufmunterung gebührt. Nur daß er auch in diesem Drama eines in Grönlands Eiswüsten fast zwanzig Jahre zur völligen menschlichen Einsamkeit und beinahe zur Tierheit verdammt gewesenen Fliegers, der dann, wie durch ein



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Paul Wegener in Max Mohrs »Ramper«
(Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)



Fritz Kortner als Napoleon in »Zurück zu Methusalem«
Nach einer Originalzeichnung von Hans Freese

Wunder der Welt und Gesellschaft zurückgegeben, von einem Artistenpaar als Tiermensch zur Varieténummer herabgewürdigt und von einem ruhmgierigen Arzt auch nach seiner Heilung noch als interessanter Fall festgehalten wird, bevor er mit Hilfe der Gattin des Arztes seine Freiheit und damit sein eignes Schicksal zurückgewinnt — nur daß Mohr auch in diesen vier Akten, so lebhaft und bunt sie sich bewegen, die gerade, natürliche und zwingende Linie der inneren Entwicklung noch nicht findet, die von der dramatischen Gestaltung eines solchen Ausnahmegeschicks gefordert wird. Vieles bleibt dunkel, manches wird willkürlich übersprungen, andres verhallt ins Leere und Folgenlose. Mögen wir uns schon dazu verstehen, an die Liebe Frau Normas zu dem Einsamen, Verbitterten und Hilflosen zu glauben, da sie selber sich in ihrer Ehe vereinsamt und leergelassen fühlt, Rampers Aufnahme und Entgegnung dieser Liebe, sein launenhaftes Schwanken zwischen dem Heimweh nach der grönländischen Einsamkeit und dem Daheimbleiben in kümmerlicher Dachstube verstehen wir nicht immer, und noch weniger, daß erst der Verzicht der Frau auf das reichliche Geldgeschenk des Artistenpaars und ihr Entschluß, ihm und seiner Fahrtsehnsucht zuliebe auf die Straße zu gehen, ihn von ihren wahren Gefühlen überzeugen kann. Wieder, wie in den »Improvisationen«, mischt sich hier Romanhaftes, um nicht zu sagen Ausgedachtes mit innerlich Erfühltem und innig Menschlichem, und diese Mischung, oft wiederholt, betrügt das stark und kühn einsetzende Stück schließlich um seine Kraft und Konsequenz. Dabei hatte es in Paul Wegener einen Darsteller des Ramper, der dieser Rolle des nackt und bloß aus naturhafter Einsamkeit in die »zivilisierte« Welt Zurückgeschleuderten nichts an bitterer Seelennot schuldig blieb.

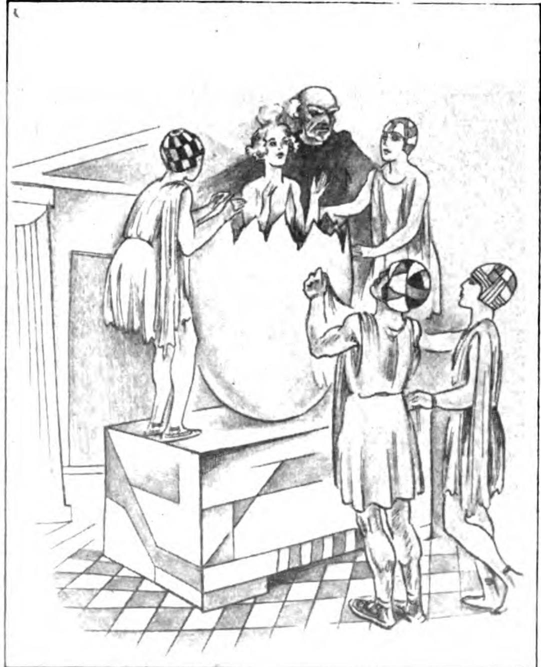
Aus den verstaubten Schülermappen des immer noch unerwachsenen Arnolt Bronnen grub die »Junge Bühne« für eine Sonntagmittagsvorstellung sein dreiaktiges Schauspiel »Die Geburt der Jugend« aus. Und aufs neue, wie schon in seinem »Vatermord« und seiner »Anarchie in Sillian«, zeigte sich, daß dieser ewig Puerile von jeher unter »Jugend« nur den Schaum und die Hefe des heiligen Gefäßes verstanden hat, daß es ihm jugendliches Heldentum dünkt, wenn Primaner die Hand gegen Eltern und Lehrer erheben, wenn sie sich schamlos ihres intimen Verkehrs mit den »Huren« brüsten und sich gegenseitig bespitzeln und anspucken. Keine Spur von irgendwelchen Idealen, keine Regung eines höheren Strebens, keine Anwandlung eines reineren und tieferen Gefühls! Unreifheit und Flegeltum wären zu erhabene Begriffe für diese stumpfsinnige Brutalität, dies ganze ekle Gebaren. Aber es gab Jünglinge und junge Mädchen im Zuschauerraum des Lessingtheaters, die dem allen begeisterten Beifall klatschten. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!

Die Volksbühne am Bülowplatz, die doch nun mal der internationalen sozialistischen »Weltanschauung« ab und an Reverenz erweisen muß, gewährte dem russischen Volkskommissar für Bildungswesen — wir würden wohl »Kultusminister« sagen — A. W. Lunatscharski Gastrecht für sein Schauspiel »Der befreite Don Quichotte«. Das ist ein unverhohlenes Propagandastück für das Sowjet-Rußland von heute und ein Rechtfertigungsversuch für die Gewaltpolitik des Bolschewismus obendrein. Der edle Ritter de la Mancha in höchst eigner Gestalt wird hier in einem spanischen Revolutionshandel des siebzehnten Jahrhunderts zum Wortführer all der menschlichen und ritterlichen Einwände, Bedenken, Vorwürfe, Gewissens- und Herzensregungen erkoren, die sich — so scheint es — bei den empfindlicher gewordenen Führern der jüngsten russischen Revolution eingestellt haben,

nachdem sie die unbarmherzige Gewalt auf den Thron gesetzt hatten. Der Hidalgo, begleitet von seinem getreuen Sancho Pansa, tritt als Befreier von Gefangenen, als hilfloser Narr der hochmütigen Belustigungen des Hofes, als idealer Mithelfer revolutionärer Bewegungen auf. Immer sind seine Unternehmungen von Güte und Menschlichkeit diktiert, immer enden sie mit Hohn und Prügeln. »Ihr müßt der Gewalttätigkeit der alten Welt die Milde und Barmherzigkeit der neuen entgegensetzen!« ist seine Predigt. Aber es ist die Predigt eines Propheten in der Wüste. Sie lachen über ihn, sie mißbrauchen ihn als Popanz, sie jagen ihn davon. Denn — das ist die Lehre und die in Rußland mit Strömen von Blut getränkte Weisheit dieses Stückes — Umstürze dulden keine Mäßigung, Milde wäre Schwachheit, Barmherzigkeit Verrat an sich selber; erst wenn die neue Gewalt sich unzerstörbar befestigt hat, mögen wieder sanftere Gestirne scheinen. Dann mag auch der wahrhaft befreite Don Quichotte zurückkehren als Anwalt der Reinheit, Güte und Gerechtigkeit und mit im Rate sitzen. Die Ehrlichkeit dieses Bekenntnisses und dieser Tendenz verdient Sympathie, zumal da die Gewalthaber mit dem, was der Schafherden- und Windmühlenkämpfer gegen sie vorbringt, sich selber hart ins Gebet nehmen. Freilich von vornherein mit der Absicht, am Ende zum eignen Tun doch Amen und Segen zu sprechen. Don Quichotte — der Titel schon sagt alles. Immerhin, das Stück zeugt von einer gewissen Selbsteinkehr, es ist in der ersten Hälfte, bevor Romantik und Effekt sich in die Haare geraten, solide und wirkungsvoll gebaut, und Friedrich Kayßler gewinnt aus der Titelrolle so viel Metall, um — allerdings über das Stück hinweg — eine seiner wie aus Erz gebildeten idealistischen Hochgestalten zu schaffen.

Wie immer, wenn ein neuer Shaw auf unsern Bühnen auftaucht, ist die Kritik auch heuer in enthusiastische Schwärmerei geraten, als Viktor Barnowsky der in der Tribüne aufgeführten ersten Hälfte der Dramenreihe »Zurück zu Methusalem« alsbald im Königgrätzer Theater die zweite, ungleich schwierigere und gewichtigere folgen ließ. Denn dieser Teil des »metabiologischen Pentateuchs« hält Fernsicht in die Zukunft des Welt- und Menschenschicksals bis zum Jahre 31 920 n. Chr., bis »an des Gedankens Grenze«. Das soll heißen, daß nun, nach dem wissenschaftlich-politischen Zeitalter der Asquith und Lloyd George, nach der Verwirklichung der Langlebigkeitstheorie durch die ersten Dreihundertjährigen, nach der völligen Mechanisierung der Welt, die doch die nach Asien geflüchteten, sich aus dem Lande der Weisen Orakelsprüche holenden Kurzleber, darunter auch den wiedererstandenen Napoleon, wie unmündige Kinder abfertigt, daß nun am Ende der Utopie der auf synthetischem Wege gewonnene künstliche Mensch den bisher fertig aus dem Ei gepickten ablösen und daß damit alle Sklaverei des Körpers, alle Last der Materie abgestreift werden wird. Diese sublime Vergeistigung dünkt dem der Welt der Erscheinungen überdrüssig gewordenen Dichter die letzte Hoffnung und damit das Ende. Aber das Leben drängt immer wieder zur Ewigkeit. Auch wenn Geist und Materie eins geworden, wird es das Universum erfüllen. So Lilith, die babylonisch-assyrische Urmutter des Menschengeschlechts, die zu Anfang war und am Ende sein wird, in ihrem sibyllinischen Schlußwort. Es wäre töricht, die Fülle von Geist, Witz, Phantasie, Erfahrung und Weisheit zu leugnen, die aus all diesen Bildern strömt, aber noch törichter, Shaws in die Luft gebauten Nirgendheime für ein Ewigkeitswerk zu erklären, das in die Nachbarschaft der Göttlichen Komödie und des Faust gehört.

Was diesem »Vermächtniswerk« des Iren an Sinnlichkeit, an dramatischem Fleisch und Blut fehlt, dessen hat Maughams und Ran-



Die Neugeborene (Roma Bahn) und der Alte (Theodor Loos) in »Zurück zu Methusalem«
Nach einer Originalzeichnung von Hans Freese

dolphs Schauspiel »Regen«, zumal in der Reinhardtischen Aufführung am Kurfürstendamm, fast zuviel. Ein Missionar kämpft mit allen Mitteln der Bekehrungstechnik um die verlorene Seele einer kalifornischen Dirne. Der Kampf ist schwer, denn diese Sadie Thompson entfaltet eine erstaunliche Vitalität ihrer Reize und Sünden. Aber auch der Missionar ist ein mit außergewöhnlichen Kräften des Geistes und der Seele ausgerüsteter Ringer. Schließlich ergibt sie sich und geht in sich. Nun aber ist es mit den Kräften des Missionars Matthäi am letzten: er unterliegt der Versuchung ihres und seines Fleisches und schleicht, wenn auch erst nach furchtbarem Kampfe, in ihre nächtliche Kammer. Doch nur, um sich am Morgen, wieder zu sich gekommen, mit dem Rasiermesser die Kehle zu durchschneiden. »Regen« heißt das Stück, weil zu diesem Kampf des Geistes und des Fleisches der unaufhörliche Regen der Südseeinsel Pago-Pago die eintönige, entnervende Melodie trommelt. Schon dies kennzeichnet die drei Akte als ein Kolonialstück, für das wir unmöglich das gleiche Organ haben können wie die Engländer. Völlig insular-englisch ist aber der moralische cant-, der dumpfe Missionarstandpunkt, auf dem sich das Stück abspielt. Mögen sich unsre Vettern damit Komödie vormachen! Uns greift es nicht ans Herz: die muffige Bekenntniswut des Reverend Davidson so wenig wie die »Not« der Sadie Thompson, und vollends ein Drama darauf zu gründen möchten wir uns nicht getrauen. Eine tiefere, auch uns anpackende Lebenstragik vermögen wir nur in der Frau des Missionars zu finden, die, in ihrer geistlichen Erdentrücktheit schier fleischlos geworden, ungestraft eine brüderlich-schwesterliche Ehe glaubte führen zu können, und nun, da sie ihren Glauben so elend scheitern sieht, fast zu Stein erstarrt.



Ferd. Raimund und Constanze Dahn in der Posse »Der Bauer als Millionär«
Aus Holtmont: »Die Hosenrolle«
(Verlag von Meyer & Jessen in München)

Noch ein paar Worte über das Jüngste aus Frankreich, weil es doch nun mal für die Berliner Bühnen zur süßen Gewohnheit des Daseins gehört. Der schon mehrfach beobachtete Zug zur sanften, bürgerlich temperierten Moral hält an und macht Fortschritte. In André Birabeaus »Verhängnisvollem Weib« (La femme fatale; Theater am Schiffbauerdamm) und seinen »Figuranten« (Kleines Theater), worunter gefällige Leutchen zu verstehen sind, die sich bei einer Hoteleröffnung als »Gäste« vermieten, spukt neben der neuen behutsamen Vereinfachung der Intrige und der fast stubenreinen Pointenlosigkeit noch etwas von der rückständigen Vorliebe für die Kokotte oder die leichtfertige, abenteuerliche Frau; in dem Lustspiel »Die neuen Herren« von Flers und Croisset (Theater in der Königgrätzer Straße) ist diese Freude an der erotischen Eskapade schon bis auf einen winzigen Rest von der politischen Gegenwartssatire aufgezehrt.

Vielleicht stehen wir hier an einem entscheidenden Wendepunkt in der produktiven Kraftentwicklung der Erotik, in deren Labyrinth uns ein kürzlich erschienenes Buch von Alfred Holtmont über die »Hosenrolle« höchst fesselnde und aufschlußreiche Einblicke eröffnet (Verlag von Meyer & Jessen in München). Wenn auch die meisten der fast hundert Nummern zählenden reizvollen Abbildungen der Theaterwelt entnommen sind, in seinem Inhalt und seiner Bedeutung beschränkt sich das Buch keineswegs auf die Bühne, auch nicht auf die Kunst, sondern ist ein weitschauender und tiefdringender Beitrag zur Geschichte des Geschmacks, der Empfindung, der Sittlichkeit und der Mode. Diese »Variationen über das Thema: Das Weib als Mann« beginnen in der frühen Antike, verweilen mit wissenschaftlichem Ernst und feinschmeckerischem Behagen im Mittelalter und in der Renaissance, wo der Tausch der Geschlechter die absonderlichsten Blüten treibt, vertiefen sich in die älteste und modernste Theatergeschichte. So kommt wohl ein unterhaltendes und prickelndes, aber beileibe kein oberflächliches Buch zustande, ein Buch, das aus dem Leben entspringt und immer wieder ins Leben mündet.

Literarische Rundschau

Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Briefe

Reichen und bunten Lesestoff aus diesem Grenzrain der historischen Literatur, hauptsächlich allerdings auf das Abenteuerliche und Romanhafte gerichtet, bietet die Memoiren-Bibliothek des Verlages von Rob. Lutz in Stuttgart. Aus den neueren Erscheinungen dieser Sammlung nennen wir: die »Irrfahrten des Daniel Elster« (2 Bände) und die »russischen Gestalten und Erkenntnisse«, die Viktor v. Knobelsdorff, ein deutscher Fliegeroffizier, unter dem sensationellen Titel »Unter Zuchthäuslern und Kavalieren« veröffentlicht hat, ein soldatisches Erlebnis- und Anklagebuch, dessen Zuverlässigkeit freilich namentlich von ehemaligen österreichisch-ungarischen Offizieren stark und mit guten Gründen angefochten worden ist.

Im Rikola-Verlag (Wien) erlebt der berühmte Ritter Karl Heinrich von Lang, dieser leidenschaftliche Wahrheitssucher und -verfechter in einer zur Hörigkeit verurteilten Zeit, seine Auferstehung durch eine neue Ausgabe seiner »Idyllen und Kämpfe aus den Jahren 1770 bis 1830«. Diese Aufzeichnungen gehören noch heute zu den keckften und witzigsten Dokumenten der Memoirenliteratur und zu den farbigsten Zeitgemälden von der Wende des 18. Jahrhunderts. Hier erscheinen sie mit einer Einleitung von Rich. Elchinger und mit zahlreichen guten Bildnissen. Die noch berühmteren Erinnerungen des Giacomo Casanova, die nicht etwa bloß als galante Unterhaltungslektüre gewürdigt zu werden verdienen, bringt der Verlag von Ernst Rowohlt in Berlin in neuer Übersetzung und neuem Gewande (vier elegante gelbe Leinenbändchen) heraus.

Zwischen Literatur und Geschichte webt ihre Fäden eine kostbare Briefveröffentlichung aus dem Cottaischen Archiv in Stuttgart. Diese Briefe an Cotta aus dem Zeitalter Goethes und Napoleons (Stuttgart, Cotta; mit einem Bildnis Joh. Friedr. Cottas), meistens bisher unveröffentlicht, zeigen den großen Verleger in Verbindung mit den edelsten und würdigsten Geistern des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, und engumgrenzt, wie die geistige Welt Deutschlands damals noch war, kann man von ihr sagen: in diesem Briefbande von 500 Seiten begegnet sich fast alles, was sie an bedeutenden Persönlichkeiten und Erscheinungen aufzuweisen hatte. Dabei muß der unbestrittene Fürst unter den deutschen Buchhändlern einen Zauberstab menschlicher Liebenswürdigkeit geführt haben — sonst könnten sich ihm nicht die Herzen so vertrauensvoll aufgeschlossen haben, wie es hier jede Seite beweist. Aber neben der im Weimar der Klassiker symbolisierten Humanität, dem Streben aller Geistigen nach einer einheitlichen deutschen Bildung, tun sich auch die politischen Ereignisse und Ideen der französischen Revolution und des napoleonischen Kaisertums kund, und gegen das Weimarer Bildungs- und Kunstideal wirft schon die Romantik ihr flatterndes Panier auf.

Die schillernde, heftig umstrittene Erscheinung Varnhagens von Ense rückt Carl Misch in die ihr gebührende, richtige Beleuchtung (Gotha, Friedr. Andr. Perthes). Sein Interesse gilt mehr dem Politiker als dem Literaten, und deshalb stehen hier Varnhagens Berufsleben, sein Verhältnis zum Preußischen Staate und seine politische Publizistik im Vordergrunde. Derselbe Verlag schenkt uns in dem Briefwechsel zwischen Rahel (Levin, später verh. Varnhagen) und Alexander von der Marwitz, herausgegeben von Heinr. Meisner, ein Memoirenwerk lebendigster Unmittelbarkeit des Sehens und wärmster Innigkeit des Fühlens. Durch diese hier zum erstenmal vorgelegten originalgetreuen Bekenntnisse gewinnen der Leser und die Leserin — denn das Buch ist, schon seiner schönen Ausstattung wegen, auch unsern Frauen, ja ihnen besonders, zugedacht — ganz neue Anschauungen über die seltene Frau und ihren jungen nachdenklichen und scharfblickenden, aber auch schwärmerischen märkischen Freund, der dann als Offizier so früh sterben mußte. Das gesellschaftliche und literarische Leben der Romantikerzeit entfaltet sich, und zwei Herzen voller Hingabe an das Leben setzen die unsrigen in mitschwingende Bewegung, bis sich die glühenden Gefühle der beiden innerlich frommen Naturen zu stiller Freundschaftswärme dämpfen.

Sodann verdienen zwei biographische Essaybände aus andern hervorgehoben zu werden: eine Auswahl aus Macaulays Essays, besorgt von Eg. Friedell (Wien, Rikola-Verlag), in der wir Machiavelli, Friedrich den Großen, Lord Bacon und Byron gezeichnet finden, mit all der geistigen Anmut, aber auch all der Abgeklärtheit und Durchsichtigkeit, die diesem Meister des Essays eigen ist, und die Sammlung »Politische Porträts« von Theod. Barth, in neuer Ausgabe besorgt von Dr. Ernst Feder (Berlin, Frz. Schneider). Barth zeichnet uns Männer um und wider Bismarck, den Freisinnsführer Eugen Richter, den Zentrumsführer Windthorst, den Finanzpolitiker Bamberger, den Regenerator der Deutschen Bank, G. von Siemens, aber auch den Gelehrten Mommsen, den Deutsch-Amerikaner Karl Schurz, Caprivi, Kaiser Friedrich, die Königin Viktoria u. a. Dieser »Katechismus des politischen Idealismus« ist mit künstlerischen Originalzeichnungen geschmückt.

Aus heiteren und ernsten Briefen eines deutschen Archäologenlebens (herausgegeben von Carl Schuchhardt; Berlin, G. Grote) ersteht das Per-

sönlichkeitsbild Robert Koldeweys, des Erweckers des alten Babylon aus tausendjährigem Schutt, eines Gelehrten, in dem sich sprudelnder Humor mit tiefem Lebensernst vereinigte. Viele bisher unveröffentlichte Bilder, die meisten nach eignen Aufnahmen Koldeweys, begleiten diese lebensvollen Zeugnisse deutscher Forscherarbeit im Orient. In diesem Zusammenhang sei gleich auch die vierte, beträchtlich erweiterte Auflage des Koldeweyschen Hauptwerkes »Das wiedererstandene Babylon« angezeigt (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; mit 270 zum Teil farbigen Abbildungen und Plänen und dem Bildnis des Verfassers). In diese neue Auflage sind noch die letzten von Koldewey selbst geschriebenen Worte hineingearbeitet. Es war seine letzte Freude in der standhaft getragenen Qual seines langsamen Verlöschens, das am 4. Februar 1925 endete. Das Erscheinen der Ausgabe selbst hat er nicht mehr erlebt. Nehmen wir sie dankbar auf als das Denkmal eines reichen, für die deutsche Forschung höchst ehrenvollen Gelehrtenlebens!

Dem schwedischen Forscher und Geographen Sven Hedin hat schwesterliche Liebe zum sechzigsten Geburtstag (19. Februar 1925) nach Briefen und Erinnerungen ein biographisches Ehrenmal errichtet (mit vielen Abbildungen; Leipzig, Brockhaus). Ein echter Germane enthüllt sich in diesem Buche: stahlharte Energie bei weichem Gemüt, heller Humor auch in den schwersten Lebenslagen. Und auch die hier bekundete innige Familienliebe des sonst so rastlosen Entdeckers ist echt germanisch. Bewundernswert die Anhänglichkeit, die der Sohn auch in weitester Ferne dem Elternhause gegenüber zeigt; rührend die Treue, mit der der neunzigjährige Vater noch mit sicherer Hand für den Sohn Manuskripte abschreibt; dankenswert bei aller literarischen Unbeholfenheit das liebevolle Verständnis, mit der Alma Hedin das Lebensbild des Bruders malt.

Ein bei uns nicht weniger berühmt Gewordener, der indische Denker und Dichter Rabindranath Tagore, schreibt selbst seine Lebenserinnerungen. Tagore ist kein objektiver Schilderer des Sachlichen; er bleibt überall Lyriker und Stimmungspoet. Seine Welt ist die Innerlichkeit seines Ichs. Deshalb verfährt er auch in der Erzählung seines Lebens, die übrigens nur bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr reicht, durchaus subjektiv und eklektisch, und was wir erhalten, ist ein Bilderbuch voll reizender Episoden in miniaturhafter Kleinmalerei. Aber aus allem leuchtet die Freude, im Endlichen das Unendliche, im Irdischen den Abglanz der ewigen Schönheit zu finden. Wer dieser subjektiven eine objektive Biographie vorzieht, ein ernst durchdachtes und gut geschriebenes Buch über Tagores Persönlichkeit, Werke und Weltanschauung, findet es in Carl Reißners Verlag (Dresden). Dort hat Arthur Schurig über Tagore geschrieben, mit Liebe und Hingebung, aber auch mit Kritik und unter Verwertung bezeichnender Proben aus Tagores Gedichten und Erzählungen, Tagebüchern und Bekenntnissen.

Jahrbücher, Almanache und Kalender

Die ganze Fülle und Buntheit deutschen Lebens, leider auch unsre Vielspältigkeit und Zersplitterung spiegelt sich in der Flut dieser Ephemeriden, dieser Kurzleber, um mit Shaws Methusalem-Utopie zu sprechen. Allein die Landschaftskalender! Wenn man ihrer zwei oder drei hervorhebt, etwa den Mainboten von Oberfranken (Lichtenfels, H. O. Schulze), darin zwischen ernsten kunst- und kulturgeschichtlichen Aufsätzen Neber, der Erzschalk vom Staffelstein, sein munteres Wesen treibt, oder die Hessen-Kunst (Marburg, Elwert), deren 20. Jahrgang hauptsächlich dem Gedächtnis des Heimatmalers Wilh. Thielmann gewidmet ist, aber auch sonst viel Schönes und Tüchtiges aus der hessischen Kunst und Geschichte zeigt, so tut man damit den vielen andern, die in ähnlicher Art der Heimatliebe und dem Heimatverständnis dienen, schier Unrecht. Gibt es unter ihnen doch manche, die in weit kostbarerem Gewand und Schmuck einhergehen, auch reicheren und gewichtigeren Inhalt in ihren Taschen haben, wie z. B. der Alt-Wiener Kalender (Wien, Amalthea-Verlag), der sich, dem genius loci getreu, vornehmlich die Pflege der Theatergeschichte angelegen sein läßt und diesmal aus der Franckschen Sammlung in Graz 29 Bildnisse von Wiener Schauspielern um 1820 bringt, von den literarhistorischen, sprach-, kunst-, musik- und theatergeschichtlichen Beiträgen ganz zu schweigen. Eine Potsdamer Jahresschau (Havelland-Kalender) hält die Potsdamer Tageszeitung (A. W. Hayns Erben) und wirbt mit ihrer Sammlung von meistens gut illustrierten Aufsätzen, die ihren Kernpunkt in einer Würdigung der Potsdamer Kriegerdenkmäler haben, aber auch weiter in Landschaft und Geschichte ausstrahlen, für den vaterländischen Kulturgehalt des Begriffes Potsdam.

Vollen Buchcharakter trägt schon »Die Schatzkammer«, das bei Schünemann in Bremen von Wilh. Scharrelmann herausgegebene norddeutsche Jahrbuch, diesmal der norddeutschen Frau gewidmet, der denn auch der leitende Beitrag gilt, eine Umfrage, an der sich nord- und süddeutsche Schriftsteller vielstimmig beteiligt haben. Außerdem sind vertreten: Ponten mit einer Erzählung, Agnes Miegel mit einem Festprolog auf Königsberg, Waldmann mit einer Würdigung des Bildhauers Edzard, von dessen Plastiken ein großer Teil des Bilderschmucks bestritten wird, Hans Franck mit einer

dramatischen Dichtung, Prof. Petsch mit einer Abhandlung über das religiöse Drama der Gegenwart, die sich auf Barlachs »Sündflut« stützt, O. E. Hesse mit einer Studie über den norddeutschen Roman, und so noch viele andre mit ähnlichen Beiträgen, die alle irgendwie ins Niederdeutsche münden.

Ins preziöse Reich der Kunst- und Büchersammler geleiten uns das Jahrbuch der Bibliophilen (10. und 11. Jahrgang; Wien u. Leipzig, Mor. Perles) mit Beiträgen von Schaukal über Stifters Stil, von Pilz über den Zeichner Franz von Bayros, von Korrodi über Gottfried Kellers Schreibtischmappe, von Zweig über Anton Kippenberg, und das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (5. Bd., Leipzig, Inselverlag), das wieder mit allerlei Brief- und Tagebücherschätzen aus dem Goethekreis aufwartet, aber auch das Auge mit reizvollem Bilderschmuck, Weimarer Bildnissen und Ansichten, Oeserschen Buchillustrationen u. a. erfreut. Das Goethe-Jahrbuch hat hier einen Gefährten bekommen, der dessen durch Sparsamkeit gebotene Lücken reichlich wettmacht.

Unerschöpflich sind die Staats- und Standeskalender. Lehr-, Nähr- und Wehrstand, keiner geht leer aus. Da gibt es — wiederum können nur ein paar hervorgehoben werden — einen Philosophischen Kalender (Berlin, Reuther & Reichard), der diesmal im Zeichen Schopenhauers steht und sich mit einem Bildnis des jungen Philosophen von Rob. Budzinski schmückt, und als realistische Gegenstücke dazu den »Frontsoldaten«, herausgegeben vom Stahlhelm-Gau Halle (Halle, Karras & Koennecke), und den Stahlhelm-Kalender, beide wackere Pfleger vaterländischen und soldatischen Geistes. Auch der Deutsche Marine-Kalender, bearbeitet von Marine-Pfarrer Müller in Wilhelmshaven (ebenda, Carl Lohse Nachf.), der das Gedächtnis des deutschen Seeruhms festhält, steht seinen Mann. Sie alle aber werden überragt von dem Preußen-Kalender (Berlin, Otto Elsner), einer Schöpfung Dr. Bogdan Kriegers, des Bibliothekars der vorm. Königlichen Hausbibliothek in Berlin, dem aus der preußischen Geschichte, der keineswegs bloß militärischen, jedes Jahr neue erinnerungswerte Daten und Bilder, jetzt auch farbig wiedergegebene, zufließen.

Damit stehen wir schon vor den Abreißkalendern, die im allgemeinen, als häuslicher Wandschmuck gedacht, uns mehr bei der Gemütsseite zu packen suchen. Das verschmäht selbst Meyers Historisch-Geographischer nicht (Leipzig, Bibliographisches Institut), der nun schon 29 Jahrgänge zählt, aber jetzt zum ersten Male nach dem Kriege wieder im alten Umfang (jedem Tag ein Blatt und ein Bild!) erscheint. Neben der Erdkunde und Weltgeschichte sorgen Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte für Stoff, und man kann sich leicht vorstellen, wie Vater oder Mutter die Kinder des Hauses mit Hilfe dieser Blätter zuerst in die Welt der Gegenwart und Vergangenheit einführt. Wesentlich historischen Charakter behauptet noch der vom Heiligen Jahr ins Leben gerufene, Erinnerungsstätten und -schätze Roms darstellende Kalender »Roma aeterna« (Stuttgart, Montana-Verlag); die andern uns empfehlenswert dünkenden dienen vorwiegend oder allein der bildenden Kunst: der religiösen aller Zeiten und Zonen »Das Jahr der Kirche« (Stuttgart, Emil Fink), das von Woche zu Woche allein die religiösen Kunstwerke aller Zeiten in großen, vollendet wiedergegebenen, auch farbigen Tafeln sprechen läßt, vornehmlich der deutschen, aber auch hier in erster Linie der religiös gestimmten, der Dürer-Kalender (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag), den seit seiner Begründung (1913) mit liebevollster Sorgfalt Karl Maußnern herausgibt und neuerdings Paul Winkler-Leers künstlerisch in der geschmackvollsten Weise betreut. Franz von Assisi und Karl Thyllmann, der fromme junge Deutsche unsrer Tage, sind die Hauptleuchten an diesem Jahresbaum christlich-abendländischer Kulturgemeinschaft. Schon seit 1908 erscheint alljährlich der Kalender »Kunst und Leben« (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder), und wer seine Blätter sammelt, erfreut sich bald einer unsre gesamte künstlerische Graphik der Gegenwart umfassenden Sammlung. Denn der Herausgeber weiß jedes Jahr mit Umsicht und ohne Engherzigkeit das Beste aus den zeichnenden Künsten zusammenzubringen: Holzschnitte, Federzeichnungen und Radierungen. Alles, was Namen hat im Reiche der deutschen Graphik, Junge und Alte, gibt sich hier ein friedliches Stelldichein, und mit ihnen vertragen sich gut die Dichter und Denker, die jede Werkwoche durch ein besinnliches Sprüchlein oder lyrische Klänge einweihen. Ausgesprochen moderne Graphik pflegt dagegen der Greif-Kalender (Rudolstadt, Greifen-Verlag). »In der Abkehr vom Vergangenen seien wir stark; sorgend, daß Keimendem die notwendige Pflege und Freiheit zukomme«: das ist sein Leitsatz für die Auswahl seiner Wochenblätter, aber innerhalb dieses Kreises der Jungen läßt er größte Mannigfaltigkeit walten, wenn nur hinter dem Werk die markante Persönlichkeit zu erkennen ist. So begegnen sich hier Willi Geißler (der Herausgeber), Jos. Eberz, Erich Waske und Schmidt-Rottluff mit Walter Klemm, Rich. Kannenberg, Rob. Budzinski und Fritz Röhrs, und gleiche Verträglichkeit herrscht unter den Dichtern aus Vergangenheit und Gegenwart, die ihre Sprüche und Gedichte zwischen die Zeichnungen streuen.

Eine neue Erscheinung ist der Kalender »*Frauen-Schaffen*« (Leipzig, Otto Beyer). Er bringt auf seinen 52 Tafeln hauptsächlich Bildnisse aus der schöpferischen Frauenwelt: Schauspielerinnen, Sängerinnen, Malerinnen, Kunstgewerblerinnen, Dichterinnen, soziale Vorkämpferinnen, und läßt von ernsten Federn jedesmal ein paar sachliche Sätze über ihr Schaffen und Wirken dazu schreiben. Niederdeutsches in Wort und Bild bindet »*De plattdütsche Dagwiser*« (Bremen, Schünemann) zu einem fast zu bunten Strauß. Gefährlich wie die Vereinigung von Wiesen- und Zuchtblumen ist auch die von Kunstwerken und Naturaufnahmen; zum Glück wird diese Stilwidrigkeit des Bildschmucks durch eine desto geschicktere Auswahl heimatlicher Dichtung ausgeglichen.

Mit einer Sammelanzeige und einem Generaldank müssen sich die *Verlagsalmanache, -jahrbücher und -kalender* begnügen. Vom *Delphin-Kalender* (München, Delphin-Verlag), einem mit erlesenen Abbildungen aus den Verlagswerken ausgestatteten Kunstkalender, und vom *Buchkalender* (Stuttgart, Emil Fink) angefangen, zu dem sich 32 deutsche Verlagshäuser zusammengetan haben, über die zu festen gediegenen Bänden geformten und mit fesselndem Bildschmuck ausgestatteten Almanache des Verlags Carl Reißner in Dresden (»Der Morgen«), des Verlags von S. Fischer und des Furche-Verlags in Berlin (»Zehn Jahre deutscher F.-Verlag; eine Kundgebung protestantischen Schrifttums im Jahre des ersten protestantischen Weltkonzils Stockholm 1925«) bis zu den broschiert und damit bescheidener werbenden Almanachen des Insel-Verlags in Leipzig, des Cottaischen Verlags in Stuttgart (»Der Greif-Almanach«), des Amalthea- und des Orell-Füßli-Verlags in Zürich, des Kunstverlags Anton Schroll in Wien, des Verlags F. A. Brockhaus und des Verlags Koehler & Amelang in Leipzig verfolgen sie alle das Ziel, durch eine Auslese aus ihren Verlagsveröffentlichungen zu den Schriften, Mappen oder Büchern selbst zu verlocken, und das ist eine so sachliche und vornehme Reklame, daß man diese modernen Nachfolger der lieben alten Musenalmanache gern über das Jahr hinaus, von dem sie datieren, ein Plätzchen in der Bücherei einräumt, sei's zum Kosten der aufgetischten Proben, sei's zum Nachschlagen von Titeln und Inhaltsberichten. F. D.

Verschiedenes

Werner Jansens Roman »*Geier um Marienburg*«, mit dem wir den siebzigsten Jahrgang unsrer Monatshefte eröffnen durften, liegt jetzt auch als Buch vor (Braunschweig, Georg Westermann): in einem goldgepreßten sattgrünen Leinenband, wie er sich für ein so mannhaft ernstes, von Deutschbewußtsein getragenes Werk aus gewitterschwerer vaterländischer Not- und Kampfzeit ziemt, ein Werk, das doch durchsonnt wird von Frauenliebe und -opfermut. Mit diesem den Romanen »Heinrich der Löwe« und »Robert der Teufel« (Irdische Unsterblichkeit) folgenden Deutschritterroman ist nunmehr die zweite Jansen-Trilogie »*Herrenzeit*« abgerundet, ein Gegenstück zu der ersten, die sich aus den Büchern »Treue«, »Liebe« und »Leidenschaft« zusammensetzt und jetzt den Gesamttitel »*Heldenzeit*« führt, weil sie in den Sagenkreisen der Nibelungen wurzelt. Selten ist in unsrer neueren Romanliteratur ein Dichter so gerabstämmig zum dichterischen Charakter emporgewachsen wie Jansen in diesen sechs Werken.

*

Ihr leichtblütiges, frohsinniges Gegenstück finden die Jansenschen Romanreihen in dem Band »*Süddeutsche Geschichten*« von *Ernst von Wolzogen*, in dem derselbe Verlag Wolzogens »*Drittes Geschlecht*«, diese glänzende, noch heute mit keinem Haar gealterte Satire auf die »Emanzipierte«, also die ungesunden und lächerlichen Auswüchse der Frauenbewegung, und seinen »*Topf der Danaiden*«, die humorgesättigte Künstlergeschichte aus der süddeutschen Boheme, vereinigt. Die Nachbarschaft der beiden Erzähler Jansen und Wolzogen, so verschieden sie in ihrer Lebensansicht und literarischen Stilart sein mögen, rechtfertigt sich durch die ihnen gemeinsame deutsche Grundgesinnung, die beiden so eingeboren und natürlich ist, daß sie es gar nicht nötig hat, sich erst zu betonen und auszuspielen.

*

»*Wie herrlich leuchtet mir die Natur*« ist der Titel einer bei Georg W. Dietrich in München verlegten Blütenlese aus deutschen Naturgedichten von Goethe bis Mörike und Geibel, im Inhalt etwas eng, anheimelnd aber in dem reichen Bilderschmuck, den *Rudolf Sieck*, ein Lyriker der Naturstimmungen, dem freundlichen Bändchen spendet.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

